



Die Gesellschaft



SILAS WRIGHT DUNNING
BEQUEST
UNIVERSITY of MICHIGAN
GENERAL LIBRARY

A7
30
1671

Die
Gesellschaft



Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet

von

M. G. Conrad.



Jahrgang 1893. Erstes Quartal.



Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich,

R. R. Hofbuchhändler.

Stanning
Kopfe
12-9-35
31146

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Bachhaus, Wilhelm Emanuel, Das Wesen des theokratischen Staates in seiner Kraft und Wahrheit	143
Bierbaum, Otto Julius, Fritz von Uhde	67
Busse, Karl, Ein moderner Roman	76
Conrad, M. G., Niemand kann zweien Herren dienen	1
Im Stechschritt der Zeit	137
Vom Vaterlande	265
Aus dem Münchener Kunstleben	84, 223, 370
Delmar, Ugel, Aus Wahnsinns Nacht	184
Dichteralbum, Unser (mit Beiträgen von Oskar Bendtsener, Karl Bleibtreu, Karl Busse, M. G. Conrad, Richard Dehmel, Franz Evers, Gustav Falke, Bernhard Friedrich, Hugo Grothe-Harkányi, Max Hoffmann, Hugo Kegel, Albert Kohl, Karl Maria, Heinrich v. Reder, Richard Schaukal, Josef Schmid-Braunfels, Christian Schmitt, A. v. Sommerfeld, Ottokar Stauf von der Mark, Maurice Reinhold von Stern, Heinz Covote, Bruno Wille, Alois Wohlmuth, Franz Wolfbauer)	11, 172, 295
Faßentrath, Johannes, Die Columbusfeier in Spanien	94
Fischer, Hans, Selbstmörder	21
Fuld, Ludwig, Sinnlichkeit und Grausamkeit	61
Güßprächt, Rolph, Rache	200
Hageneier, Karl, Das psychologische Moment in der Sozialdemokratie	6
Hammer, Fritz, Diplomatische Geständnisse	206
Klitscher, Gustav, „Wie ist es denn möglich?“	317
Knopf, Julius, Andere Kritiker!	210
Kraus, Karl, Wiener Theater	231
Kritik: Romane und Novellen: S. 99, 236, 377. — Lyrik und Epos: S. 105, 238, 383. — Dramen: S. 109, 243, 386. — Soziale Litteratur: S. 110, 387. — Kunstgeschichte: S. 113. — Schönwissenschaftliches und Litteraturgeschichte: S. 214. — Philosophie u. Theologie: S. 115. — Freimaurerei: S. 246. — Vermischte Schriften: S. 117, 247, 388. — Französische Litteratur: S. 120, 389. — Englische Litteratur: S. 124, 250, 393. — Portugiesische Litteratur: S. 395. — Scandinavische Litteratur: S. 125, 251. — Czechische Litteratur: S. 254, 397. — Vermischtes: S. 130, 257, 399.	
Fachmann, Hedwig, „Baumeister Solneß“	348
Moldauer, Dr. Simon, Betrachtungen über moderne Schauspielkunst	333

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Naeue, Betty, Das Arbeiterinnenheim in München	341
Panizza, Oskar, Prolegomena zum Preisaus schreiben: Verbesserung unserer Kaffe	275
Luther und die Ehe	355
Pfungst, Arthur, Der Alchymist	50
Kachó, Paul, Frankfurter Theater	90
Renardus, Der bevorstehende Auszug der „Sezessionisten“ aus München	219
Rosner, Karl, Die Nagelschere	180
Schettler, Paul, Heinz Covote	290
Schuler, Alfred, Einige Gedanken über Ibsens neuestes Werk „Baumeister Solnes“	352
Schüller, Karl, Levantinerinnen	55
Seydlitz, R. Freiherr von, Rede in den Reichstag	213
Stern, Maurice Reinhold von, Karl Stauffer-Bern	364
Covote, Heinz, Wilde Rosen	310
Trandt, Valentin, Erotika	48
Wille, Bruno, Selbstporträt.	164

Porträts:

Fritz von Uhde.
Bruno Wille.
Heinz Covote.





Fritz von White



Niemand kann zweien Herren dienen.

Evangelische Erzählung von M. G. Conrad.

(München.)



ager war in diesem Jahre wieder die Frucht des Obbaums geraten, und so gering das Erträgnis des Weinstocks, daß es kaum der Mühe lohnte, die spärlichen Trauben von den Reben zu schneiden. Die Kelter stand still, und vertrocknet lagen die Schläuche umher.

Mit betrübten Mienen begegneten sich die kleinen Landbesitzer, die sonst gewohnt waren, den Jammer des Jahres durch einen fröhlichen Herbst wettzumachen und im süßen Most Augenblicke seligen Vergessens zu finden, Jehova im Himmel, den Kaiser in Rom und den Landpfleger in Jerusalem einen guten Mann sein zu lassen, wenigstens so lange, bis der letzte Tropfen getrunken war.

Unfasslich, wie die Welt sich verwandelt hatte!

Früher trugen die Felder, die Olgärten und die Weinberge so reichlich, daß man die Gottesgabe kaum zu sammeln vermochte. Man wußte nicht wohin mit dem Überflusse, so fett waren die Jahre. Mäßig waren die Abgaben an die weltliche und geistliche Obrigkeit; und wenn die Steuerboten und die Zöllner kamen ihren Teil zu fordern, spürte auch der Wenigbegüterte keine Bedrückung, denn es blieb ihm zur Genüge für Leib und Leben, für die Familie und den Hausstand.

Jetzt war das anders geworden.

Eine schlechte Ernte folgte der andern, widerwillig spendete die Erde ihre geringen Gaben — und die Herren in Rom und Jerusalem regierten,

als ob alles in Hülle und Fülle wüchse. Zu den alten Lasten erfanden sie neue und in wechselnden Formen vermehrten sie unausgesetzt die Steuern.

Der Staat erfordere es, sagten einfach die Regierungsmänner vom obersten herab bis zum untersten; der Staat erfordere es, und für die Ruhe, Ordnung und Sicherheit des Staates sei kein Opfer zu groß und nur beschränkter Unterthanenverstand könne anderer Meinung sein. Aber die Regierenden hätten keine Ursache, sich um die dumme und unnütze Meinung der Regierten zu kümmern. Uebrigens geschehe alles aus göttlicher Gnade. Die Leute sollten dem Himmel danken, daß man sich überhaupt die Mühe nehme, sie so vorzüglich und sorgfältig zu regieren in diesen schlechten Zeiten.

Und sofort schrieben die Herren in Rom und Jerusalem eine neue Steuer aus, denn sie wollten selbst ihre Einnahmen erhöht haben, weil das Leben teurer und jeder Erwerb schwieriger geworden sei; um den alten Preis könnten sie die saure Arbeit des Herrschens und Regierens nicht mehr verrichten.

Sogar die Priester forderten reichlichere Opfer und Sporteln und versuchten mit eifrigen Worten den Nachweis, daß das Tempelgeschäft und die anstreugenden gottesdienstlichen Berrichtungen ihren Mann nicht mehr anständig ernähren. Eine kräftige Aufbesserung thue not, denn es sei Schmach und Schande für das Volk, die Diener Gottes und Sachwalter des Himmels kümmerlich leben zu lassen auf Erden. Keiner würde dieses Amt mehr mit Freuden führen, wenn die Bezahlung eine so schlechte bleibe. Zudem stehe in dem heiligen Buche geschrieben: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden und das Fressen nicht erschweren, denn der Arbeiter ist seines Lohnes wert.“

Da murrte das Volk: „Je geringer der Ertrag unserer Felder, desto mehr fordert Ihr Abgaben. Je geringer der Gewinn von unserer Hände Werk, desto höhere Steuern sollen wir Euch, den Regierenden, zahlen. Je mehr die Ordnung in den natürlichen Dingen schwindet, zu desto höherem Preise drängt Ihr uns Euren staatlichen Schutz auf. Was haben wir von Euren teureren Schutz? Was haben wir von Eurer unerschwinglich kostbaren Sicherheit? Wird dadurch der Ertrag unserer Felder reicher, daß Ihr uns den letzten Kopfsennig nehmt? Ernten wir mehr Brotsfrucht, Öl und Wein, wenn Ihr uns mit neuen Lasten drückt? Wo will das hinaus? Je weniger wir einnehmen, desto mehr wollt Ihr aus uns heraus schlagen! Wer bessert uns auf? Kauft uns der Staat kräftigeren Samen, versorgt er uns mit Regen und Sonnenschein, macht er unsere Felder fruchtbar? Wendet er die Düre ab und setzt mit Dung die erschöppte Ackertrume? Wird der Armut im Lande gesteuert, wenn wir die Minister bereichern helfen? Wird das darbeude

Volk von Kummer und Sorgen befreit, wenn wir mit erhöhten Opfern den Priestern das Dasein verjühen? Was hat die breite Masse der Steuerzahler davon, wenn aus ihrem Schweiß der Luxus des Staates vermehrt wird? Wo will das hinaus, Ihr Herren? Sind wir, das Volk, nur dazu da, daß wir ausgehachtet und ausgebeutet werden wie man ein Bergwerk ausschachtet und ausbeutet? Ist der Staat ein geschäftliches Unternehmen Einzelner zum Nutzen Weniger und zur Ausraubung Vieler? Wo steht geschrieben, daß Gott den Staat geordnet habe, um der Mehrzahl des Volkes das Leben sauer zu machen und das letzte Restchen Freude am Dasein auszutreiben? Soll uns der heutige Staat das sein, was unsern Vätern das Pharaonenreich in Aegyptenland gewesen, eine Heimsuchung und ein Jammerthal, ein Elend und eine Verbannung? Und sollen wir unserer Staatsmänner gedenken wie einer ägyptischen Plage?"

Also murrte das Volk.

Die Aufrührer, die ihren Haß auf Rom zum heimlichen Gemeingut ihres geknechteten Vaterlandes machen wollten, hatten leichtes Spiel. Auf den Märkten und in den Schulen, auf den Karawanenstraßen und in den Herbergen streuten sie ihre bösen Reden aus: „Der Staat ist nicht der Freund des Volkes, sondern der Schutzengel weniger bevorzugter Familien, die zu großem Besitz und Ansehen gekommen.“ Und wenn es dunkelte, sah man sie vor den Hausthüren mit schlimmem Grusse: „Gott hat uns verlassen, und die in seinem Namen sprechen, treiben falsches Spiel, hütet Euch!“ Und im Schutze der Nacht flüsterten sie dem müden Maane, der von fernher Arbeit heimkehrte, ins Ohr: „Du hast Dich für den Römer gemüht, mein Freund, und kein Segen erwartet Dich unter Deinem Dache — —“

Andere suchten das Volk mit blutigen Prophezeiungen zu schrecken: „Rom nimmt nicht nur Dein Geld und Gut, es wird auch Deine Söhne und Töchter fordern. Der Tag ist nicht mehr weit, da werden die Schergen des Fürsten in Dein Haus dringen und im Namen des Staates den Blutzins erheben und Deine Sprößlinge fortschleppen, daß sie im römischen Heere dienen und Gesundheit und Leben dem Moloch des Krieges opfern. Und so wird die Not und Verzweiflung wachsen, daß Deine Töchter zu Huren werden, um das nackte Dasein zu fristen.“

Aber so verwirrt auch der Sinn des Volkes war in der Drangsal der Zeit, zu diesen Prophezeiungen schüttelten die Leute den Kopf. Es dünkte ihnen unmöglich, daß im Staate jemals dergleichen Schrecknisse Ordnung würden, mögen Römer oder sonstwer im obersten Weltregiment sitzen.

Und war nicht gerade in diesen Tagen die frohe Botschaft des Nazareners durch die Laude gegangen: „Siehe, das Reich Gottes ist herbeigekommen! Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott

schauen! Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen!“ — Klangen sie nicht so, die holdseligen Reden des neuen Volkslehrers aus Nazareth?

* * *

Fragten gestern die Kleinmütigen noch: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ heute mußten sie verstummen. Denn seit der Morgenfrühe weilte der junge Rabbi in ihrem Orte und eine große Menge Volkes hatte seiner Predigt gelauscht, und die Anderen, die nicht mehr Raum fanden in der Schule, hatten ihn wenigstens auf der Straße von Angesicht zu Angesicht gesehen.

Da ereignete sich etwas Seltsames.

Einige Schriftgelehrte und Pharisäer, die ihm beobachtend aus der Stadt gefolgt waren, vertraten ihm plötzlich den Weg mit freundlichen Gebärden und stellten ihm Fragen, die sie vor dem versammelten Volke beantwortet zu hören wünschten.

„Sprich, Meister,“ hob der Eine schmeichlerisch an, „Du kennst den schlichten Sinn dieser Leute und die Not, darin sie leben: Haben sie recht, daß sie dem Staate grollen, weil nun einmal nach der Ordnung der Dinge ihr Leben Sorge und Mühsal birgt?“

Nach kurzem Besinnen antwortete der junge Rabbi aus Nazareth: „Niemand kann zweien Herren dienen. Entweder er wird einen hassen und den andern lieben, oder wird einem aufhängen und den andern verachten. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon.“

Da der Schriftgelehrte schlaue lächelte und die Menge schwieg, fuhr der Rabbi fort mit erhobener Stimme: „Darum sage ich Euch: Sorget nicht für Euer Leben, was Ihr essen und trinken werdet, auch nicht für Euren Leib, was Ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr, denn die Speise? Ist nicht der Leib mehr, denn die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und Euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seid Ihr denn nicht viel mehr, denn sie? Und warum sorget Ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde an, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage Euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eine. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird, sollte er das nicht vielmehr Euch thun? O Ihr Meingläubigen! Darum sollt Ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allen,

trachten die Heiden. Denn Euer himmlischer Vater weiß, daß Ihr des Alles bedürftet. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird Euch solches Alles zufallen. Darum sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe."

Und die Menge der Zuhörer sperrte den Mund auf, denn sie war bezaubert von der Musik dieser poetischen Rede. Wie ein kunstvolles Gedicht sogen ihre Ohren Wort für Wort ein; und ihre Blicke hingen am Munde des sprachgewaltigen Nazareners.

Die Schriftgelehrten und Pharisäer nickten Bravo und tauschten heimliche Blicke.

„Ja,“ rief ein Pharisäer, „Du hast wohl geredet, Meister, niemand kann zween Herren dienen. Sprich, ist es recht, daß wir dem Kaiser Zins geben oder nicht?“

Da suchte es im Angesicht des Gefragten — und wie in plötzlicher Eingebung sagte er im sanftesten Tone zu dem Pharisäer: „Zeigt mir eine Zinsmünze.“

Und er reichte ihm ein kleines Silberstück.

„Wess ist das Bild und die Überschrift?“ fragte der Rabbi und hob die Münze mit Daumen und Zeigefinger in die Höhe.

„Des Kaisers,“ antwortete der Pharisäer.

„So gebt dem Kaiser was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist.“

Das Volk bewunderte den Witz der Antwort, wie es vorhin die Musik der Rede angestaunt hatte, und gab jubelnd das neue Schlagwort weiter.

Die Schriftgelehrten und Pharisäer gingen langsam beiseit und gestanden in ihrem Herzen zu, daß sich der junge Nazarener überaus fein aus der Schlinge gezogen habe.

Plötzlich aber war der Rabbi in der Menge verschwunden und niemand sah und hörte am selbigen Tage mehr von ihm, so begierig man auch nach ihm suchte.

Und am Abend trat ein Unzufriedener auf den Marktplatz und verkündete allen, die es hören mochten: Das sei nicht der echte Nazarener gewesen, sondern ein Betrüger, der das arme Volk mit schönen Sprüchen und geistreichen Witzten täuschen wollte.

Aber niemand glaubte ihm.



Das psychologische Moment in der Sozialdemokratie.

Von Karl Hageneier.

(Sulzinger.)

Während der Kampf-Debatten, unter denen die badische Verfassung im Jahre 1831 erstand, rief einer der reaktionären Feudalherren die blaublütige Frage aus: „Wo sind denn die Rechte der Bauern?“ Da sprang Rottkeck empor und donnerte ihm entgegen: „In Gottes Antlitz, das der Bauer eben so gut zur Welt bringt als der Edelmann, seht ihr den Stempel seiner Rechte!“ — Vor dem Christus-Gotte sind alle Menschen gleich und es ist physiologisch evident, daß Kaiser und Bettler derselben Gattung angehören. Naturmenschlich ist die Oberherrlichkeit, wie überhaupt jede Autoritäts-Außerung undenkbar, sie wird immer mehr oder weniger lächerlich vor diesem Spiegel. Welchem geschaffenen Verhältnis nun die Distinktion auch entspringen möge, es ist sicher, daß man sie von diesem Punkte aus theoretisch verzerrt und thatsächlich werfen kann, wenn man sich zur Schaffung einer Werkkraft an diejenigen wendet, die nur aus naturmenschlichem (subjektivem) Geiste heraus zu urteilen vermögen — an die, die inmitten aller unserer Kultur durch die Schuld und den Willen eben der naturmenschlich knickbaren Autorität unkulturell im Geiste geblieben sind, an die Arbeiter. Das ist die Taktik der sozialen Führer.

Die Bevölkerungslehre zeigt uns, daß die Vergesellschaftung durch die feine genetische Zuchtwahl die Menschen in ihrem Geistesleben verändert, sie individuell werden läßt. Das vereigentümlichte Innere strebt zur Bethätigung. Diese finden wir in der Trennung der Menschenarbeit zur Hervorbringung des Lebensstoffes und zur Schaffung der jeweiligen Lebensbedingungen. Diese Arbeitsteilung ist nichts anderes als ein Auseinanderreißen der Urthätigkeit eines einzigen Individuums, und dies macht eine Wiederausammenfassung der einzelnen Funktionen in geistiger Weise notwendig. Diese Wiederausammenfassung wiederholt sich von den einfachen gemeinsamen Unternehmungen bis zum Fürsten, der die Zusammenfassung einer politischen Gemeinschaft darstellt. Da wo Unternehmungen sich knüpfen, bedingen sie das leitende, befehlende Denken und Führen durch ihr Wesen innerlich — objektiv. Da nun aber objektives Denken eine späte Kultur-Ertrungenschaft ist — die sich selbst überlassene Natur schafft nur soviel Geist, als sie organisch gebraucht und der existentielle Geist wird von der Subjektivität aufgezehrt, so daß für irgend einen Altruismus, wie ihn Ob-

jektivität schon darbietet, kein Überschuß bleibt — so mußte das Denken des Subjektgeistes von vornher bis auf unsere Zeit suchen, das Gehorsamkeitsmoment durch die eigene und die Subjektivität des Befehlenden zu verstehen. Dieser, schon an sich ein intellektuell Starke, fühlte seinerseits zuerst sein Verhältnis subjektiv und bestätigte sein Hervortreten dadurch, daß er die Glieder, deren Zusammenwirken er leitete, in ihren Verrichtungen als unter ihm stehend behandelte und seine geistige Arbeit der Direktion so hoch erhob, daß sie eine Würde darstellte, die zum Herrscherthron führte. In Wahrheit ist das Führen keine bessere Arbeit als das Ausführen, denn beides ist in ganzen Naturleben sowohl als unserem Gesellschaftsleben Bedingung. Wo wir Gesellschaftstiere beobachten, finden wir, wie unter uns, Stände, nirgends aber einen äußerlichen Unterschied. Woher die Standesehre? Die Würde, welche der Befehlende — hier ist naturgemäß an die Anfänge gedacht — der Arbeit je nach ihrer Verwandtschaft mit der seinen beilegen mußte, um dem Unthanengefühle eine Treppe zu bauen, übertrug er auf den, der sie verrichtete. So entwickelten sich die Stände und die Achtungsbegriffe über dieselben. Diese beruhen danach auf einer barbarischen Notwillkür. In Wahrheit ist auch gesellschaftlich kein Unterschied be- rechtigt zwischen dem Kanalarbeiter und dem Generalfeldmarschall. Aus dem bestehenden Gesellschaftsunterschied entspringt die Seele der Sozialdemokratie, der Haß des Standes. Die Sozialdemokratie will die Stände stürzen und kämpft seit einem Jahrhundert gegen ihr System. Es niederzuschlagen ist der erste angestrebte Zweck, aus dem als Folge etwas Unorganisches, die ungeordnete Individualität sich erhebt: „Anarchie“. Da das Unorganische das Dasein hindert, so muß aus der Anarchie sich wieder ein Organismus entwickeln. Die Entwicklung — Stände, Gesetze, Form — geht aber naturgemäß wieder nach dem Gesetze der Macht, welche die Materie durchdringt, vor sich. Alle Revolutionen beweisen das. Die soziale Revolution wäre nur eine nutzlose Kopie alter Erscheinungen mit fraglichen Resultaten, auf jeden Fall aber ein Konsens, bei dem eben die Klasse, die sie mit Einsetzung aller Begeisterung herangeführt, nichts als der Hahn ist, der von einem Machstreber auf den Kampf gedrückt wird. Aus dieser tiefen Einsicht in die Dinge ist es zu erklären, wenn die Geistgroßen unserer Zeit die Sozialdemokratie eine Ansicht schwachsinninger Köpfe nennen, eine Richtung des Volksgefühls, die nach ihrem Momentresultat richtig, nach ihrem Endzweck falschgeistig sei, eine Krankheit, die durch kühne rücksichtslose Schnitte sterben müsse.

Mag nun diese Ansicht nur berühmte Gegenmeinung oder Wahrheit sein, die Thatsache läßt sich darum nicht leugnen, daß die Sozialdemokratie wächst. Wachsen ist in diesem Falle ein bewußtes Thun. Alles Thätige

entspringt einer Seele. Nach ihrer Stärke lassen sich die Thaten ermessen, die ihr entfliehen mögen. Die Seele, welche in der Sozialdemokratie lebt, ist jene oppositionelle unendlich breite Kraft, die mancher Geschichtsepoche den Charakter gab. In allem, was heute Erfolge hat, ist der soziale Gedanke verwahrheitet; der Realismus aller unserer Kunst ist nichts anderes als das ästhetische Ausleben des Sozialismus, auf der Bühne sehen wir seine Flammen glühen, der Darwinismus ist er im Reiche der Natur. Auf allen Gebieten läßt sich die Gesellschaft mit Behagen durch den sozialen Gedanken erschüttern, ohne daran zu denken, daß eine so mächtige Wahrheit auch Wirklichkeit unter ihr verlangt: „die Verwahrheitung der sozialen Idee ist die gesellschaftliche Gleichstellung der Stände“. Die soziale Idee ist nur in letzter Linie eine Idee des Magens. Nach der Bauchseite hin haben die besitzenden Klassen schon immerhin anerkennenswerte Opfer gebracht oder, bleiben wir wahr, vor dem sozialen Geiste bringen müssen. Nach hierhin haben wir eine soziale Politik und es wäre knochenhirnig oder böswillig, sozial zu sein. Aber alle materiellen Reformen sind nur Palliative und werden immer nur das Gegenteil von dem bewirken, was sie sollen: den Haß der Stände, den Lebensnerv der Sozialdemokratie, abzutöten. Sie bewirken das Gegenteil, weil der Proletariat mit jedem neuen Zugeständnis seine Macht neu empfindet und trotzdem sieht, wie alle die, welche seinen Wert einsehen, ihn als einen Ausgeköhlten, als einen gesellschaftlich Minderwertigen, ja als eine Ware ansehen. — Das psychologische Moment!

Das Warum des Warum hat uns zur Psychologie geführt. Das menschlich letzte denkbare Motiv, das Axiom der Thatbegründung finden wir in dem Göttlichen, das in uns lebt, in der Seele. Überall hören wir unsere Zeit rufen nach einem ausgesprochenen seelischen Grunde und die Achtung, die wir vor dem Geiste eines Mannes haben, kann man genau mit seinem psychologischen Talente gleich ansehen — ausgenommen die Achtung, die sich aus der Furcht geistiger Gesellschaftsposition herfschreibt. Die Psychologie ist das Alexanderswert für den Knoten des Zwecks. Ihr gehört der Zukunft breitetes Feld und allein ihre Berücksichtigung kann den Maßstab liefern für eine rationelle Behandlung volkswirtschaftlicher Fragen.

Ich machte die eigentümliche Beobachtung, daß nicht diejenigen Arbeiter die eifrigsten Sozialisten sind, die kaum des Leibes Notdurft befriedigten (Tagesverdienst Mk. 1,70 bis 2,—), sondern diejenigen, die in ihrem Lohne (Mk. 4,— bis 10,— per Tag) durchaus keinen Anlaß zur Opposition haben. Das psychologische Moment! Es ist der geisttüchtigere Mann, der besser zu arbeiten versteht, er wird besser bezahlt, fühlt ethisch aber auch

kräftiger seinen menschlichen Wert und wird sich eher als sein schwächerer Kollege dagegen empören, daß er tatsächlich, weil er Arbeiter ist, nicht die gleiche gesellschaftliche Achtung genießt, als ein Angehöriger irgend eines andern Standes. Dagegen, daß z. B. ein Pfarrer mehr verdient als er, hat der Arbeiter, wie ich aus Überzeugung weiß, nichts einzuwenden, aber daß dieser mehr geachtet ist, daß er sich gegen ihn herablassend benehmen darf, daß er etwas Außerordentliches zu sein sich dünken darf, das beleidigt ihn und macht ihn mit Recht zum Gegner der Ordnung, die solcherart besteht.

Der deutsche Staatsbeamte namentlich thut das Äußerste, um psychologisch die Sozialdemokratie zu füttern. Mit welcher Annahme, mit welcher Prüderie verlangt er, der der Diener des Volkes ist, der von diesem gefüttert wird, daß man seinen frechsten Anforderungen auf der Stelle, und ohne an das persönliche Würdegefühl irgend welchen Rekurs zu nehmen, gehorche, wie ein Sklave. Und daß auch innerhalb der Befehlssphäre der Beamten gegenüber dem freien Mann der Klassenunterschied möglichst berücksichtigt wird, damit der Sozialismus möglichst wachse, wer wollte das leugnen?

Welche Mühe geben sich Offiziere und Unteroffiziere, um die Männer, die Jahre ihres Lebens aus der reinen Einsicht der Notwendigkeit umsonst opferwillig dahin geben für die bestehende Ordnung, auf das Tiefste davon zu überzeugen, daß sie innerhalb dieser Ordnung nicht wie vaterlandsbewusste Eble, sondern wie ichlose Kanakillen geachtet sind. Daß durch „Esel“ und „Hindvieh“, „Kamel“ und „Schaf“ (um ganz unschuldig zu bleiben) die Liebe zu den Verhältnissen wachse, unter denen solcher Rot von den „Ehrenhaftesten“ dem Sohne des Volkes ins Gesicht geworfen wird, wird wohl von Keinem, der Vernunft beim Urteil zur Hand hat, behauptet werden. Gegen eine solche Behauptung, die ja nichtsdestoweniger von der Masse der Lakaien immer wiederholt wird, setze ich die bedauernswerte Wahrheit ein, daß der verabschiedete Soldat, namentlich desjenigen Standes, der auch in der Armee, im Widerspruch mit seiner Brauchbarkeit, fast nie Beachtung findet, daß der praktische Handarbeiter in 50 von 100 Fällen den Ehrenrock abwirft, um ihn der Gesellschaft gegenüber durch blutrote Gedanken zu erheben.

Und nun der völlig unmotivierte Gesellschaftsunterschied, der im Besitze liegt! Mit keiner menschlichen Eigenschaft verknüpft, giebt Besitz einem Menschen vor dem andern einen Achtungsvorzug! Es ist Blasphemie, es ist das Lächerlichste von allem, worüber man lachen muß. Das Gelächel des Hohnes reicht aber nur solange aus, als es eine Wirkung erhofft. Tritt diese nicht ein, so zeigt Hohn seinen Urquell, das Gesicht, das er verdeckt: „Wut“! Sozialdemokratie ist Wut! Und gerechte Wut, soweit sie sich aus der Vornahme des idealen Gutes der Achtungsgleichheit nährt!

Hier an dieser Stelle, in dem Bedürfnis der Anerkennung seelischer Würde, liegt die Quelle der Anarchie. Hier setze vor allem der Staat, oder da der Staat das Volk ist, hier setze die Regierung ein, die sich zu erhalten wünscht. Sie bedenke, daß jede Annäherung, jedes „von Oben herab“ eines Beamten, jede Bestimmung, die unnötig die Individualität hemmt, Tausende von Sozialdemokraten schafft. Man bedenke, welche zweifelhaftes Material durch die soldatisch verrohten Militäranwärter zu denjenigen Repräsentierungen des Staates gelangt, die sich direkt im Verkehr dem Volke zeigen. In der fast ausschließlich soldatischen Besetzung der Subalternstellungen giebt man ein ungeheuer fruchtbares Moment des Volkshasses. Das ungerundete, lebensfremde Innenwesen des Berufssoldaten paßt unter keinem Umstande vor eine gesellschaftliche Harmonie. Der entlassene Berufssoldat ist ein scharfackiger Stein, der Mensch im Leben wird in seiner Vollendung eine Kugel. Stein und Kugel können sich nie ineinander finden.

Die Plutokratie zeigt nach ihren thatsächlichen politischen Niederlagen Haß in ihren Organen gegen den Arbeiter, spricht von Annäherung, von unberechtigtem Lebensanspruch. Das wird die Gegenströmung nur um so stärker machen. Man räume jedem, auch, und vor allem dem Arbeiter, das Recht auf Ansprüche als sein natürliches ein, man behandle ihn als einen Ebenbürtigen, wenn er sittliche Achtung verdient. Man gebe einfach zu, daß es die Arbeit ist, die den Dingen den Wert verleiht und daß ihre Verrichter geehrt und geschätzt sind, wie es jetzt der Besizende, der Beamte des Staates allein ist.

Es ist unmöglich, daß ein Mensch gegen eine Ordnung kämpfe, in der er sich von allen geachtet und gewürdigt sieht und es ist unmöglich, die Sozialdemokratie zu besiegen, wenn man ihr auf der einen Seite Zugeständnisse macht und auf der andern ihre Mitglieder en canaille behandelt. Das heißt mit Spiritus lösen!



Unser Dichteralbum.

Horch, wie sie toben!

Horch, wie sie toben im Elend, die traurigen Menschen,
 Und schreien gen Himmel und bestürmen
 Den Gott, den über Wolken sie wohnen,
 Mit bitteren Klagen und Fragen:
 „Wo ist unser täglich Brot?
 „Wo finden wir Nahrung und Kleidung?
 „Wo Obdach und Unterschlupf?
 „Zu Tausenden liegen wir auf den Straßen,
 „Zu Tausenden darben wir in der Großstadt,
 „Schmachten dahin, gleich Verbannten,
 „Und ringsum starrt und blüht sich der Reichtum,
 „Häuft Geld und Gut in sinnlos wachsender Fülle —
 „Und unser Los ist Hunger, Verzweiflung und Selbstmord,
 „Der Fleißigste selbst schafft kaum sich die Notdurft des Lebens,
 „Alles verkommt in Elend, Ekel und Laster —
 „Herrgott, wir sehen des Jammers kein Ende,
 „Daß Wenige prassen, verbluten wir Anderen —
 „Herrgott, Herrgott, ist das Deine Welt,
 „Sind das die Menschen, geschaffen nach Deinem Bilde?
 „Ist das die Gemeinschaft der Christen,
 „Dafür der Heiland am Kreuze gestorben?
 „Herrgott, Herrgott, Allgütiger und Allgerechter,
 „Ist das Dein Werk und väterlicher Wille?“

Horch, wie sie toben im Elend, die traurigen Menschen,
 Und schreien gen Himmel um Rat und Erbarmen.
 Aber der Himmel bleibt stumm und keine Hand
 Reckt sich aus den Wolken, auf Erden Wunder zu wirken,
 Alles verläuft, so gestern wie heut, nach alten Gesetzen
 Und Regeln, kalt und fest, wie geformt aus ewigem Erz.
 Reißt die steigende Not ihre Augen sehend nach Oben,
 Bettelarm bleibt die größte Zahl trotz Bitten und Beten,
 Und die Proletarierhaufen wachsen von Stunde zu Stunde,
 Und getreten werden die Schwachen
 Von den Starke und Mächtigen auf Erden,
 Denn wer im Besitz, der bleibt auch ewig im Recht,
 Und das Recht ist heilig im Schutz der Gewalt.
 „Der Einzige und sein Eigentum!“
 Das ist der Gewaltigen Lösung,

„Ich bin Ich!“ Das ist die Moral der Herren.
 Und die Moral der Sklaven: „Vogel, friß oder stirb!“
 Hier ist der Punkt, wo Vernunft sich in Unsinn verwandelt
 Und die herrliche Welt in Pfaß und Hölle versinkt,
 Seit die Menschheit gewichen vom heil'gen Pfad der Natur.
 Denn wie die Luft, sei der Boden Allen gemeinsam
 Und Allen gemeinsam der Segen redlicher Arbeit,
 Persönliches Gut nur, was die Gemeinschaft ohne Schaden entbehrt:
 Das ist der Sinn der Natur,
 Das allein Würde und Wert alles auf Erden Geschaffenen.
 Dahin suche die Menschheit zurück den Weg
 In ehrfürchtiger Erkenntnis und treuem Beharren —
 Kein anderer Weg führt sie hienieden zum Heil.

— — — —
 Hörsch, wie sie toben im Elend, die traurigen Menschen,
 Des Erbes beraubt am heimatlichen Boden,
 Denn keine Scholle, kein Fuß breit Erde
 Ist ihnen zu Eigen und Nutzen geblieben,
 Und was der Eine in Sorgen gesät,
 Das erntet ohne Mühen der Andere
 Und verschließt's für sich in eisernen Truhen.
 Wucher und Schurkerei, Spekulation und Raubgier
 Umgehen das Gesetz und entziehen der Einfalt
 Den nährenden Boden unter den Füßen,
 Und von der Luft allein lebt keine Kreatur auf Erden.
 So hat die entartete Welt, verdorben im Mammonsdienste,
 Im Strudel der Gewinnsucht und des Schachers
 Zerstückelt und verhandelt, verkuppelt und verschandelt
 Was die heilige Mutter Natur Allen in Treuen beschied.
 Zinsflave ist der Arme oder Höriger der Industriellen,
 Grundlos, wie fliegende Spreu, hängt in der Luft
 Das Leben des auf der festen Scholle Geborenen,
 Schnappend nach kargem Erwerb, ein elend Dasein zu fristen,
 Von der Hand in den Mund.
 Was bestürmt ihr Gott mit bitteren Klagen und Fragen
 Und schreiet zum Himmel?
 Kehret zur Erde zurück, zum heiligen Boden,
 Kämpft bis aufs Blut um der Urväter Besitz,
 Um die Reinigung der entweichten Scholle,
 Daß eine neue Gemeinschaft auf Erden euch sichere
 Trautes Heim und tägliches Brot in Freuden und Ehren!

— — — —
 Hörsch, wie sie toben im Elend, im Wahn und Irrsinn,
 Die traurigen Menschen,
 Die in die Luft Geworfenen,
 Ihres Anteils beraubt am gemeinsamen Gute
 Der reichen, spendefreudigen, ewig unerschöpflichen
 Allmutter Erde. Gelobt sei ihr heiliger Name,

Dreifach gelobt und gepriesen in den Zeiten
Der Drangsal und Entweihung,
Damit der verkehrte Sinn der Menschen sich endlich
Wende zum Rechten und Guten.

München.

Michael Georg Conrad.

Die alte Geschichte.

Ich liebe dich nicht — drum hast du die Nacht
Schon wieder durchweint, schon wieder durchwacht.

Derweilen preßt' ich mir die Lippen wund
Auf einem lachenden Mädchenmund,

Und hab unter Scherzen und Küssen gedacht,
Wie elend mich doch eine dritte gemacht.

Vor der Abreise.

Sei mir nicht böse, trockne die Thränen,
Nicht das Herz mir noch schwerer
gemacht,

Unsre Liebe war doch nur ein Wähnen,
Nur ein lockender Traum der Nacht.
Nur ein Traum, wann die Lüfte lauschen
Und die Sorgen so meilenweit . .
Laß ihn verklingen, laß ihn verlauschen
In den strömenden Wogen der Zeit.

Wenn einst verfest dir der Jugendlust
Quellen,

Müde du wanderst am Wanderflab,
Denkst du wohl manchmal des losen Gefellen,
Der deiner Jugend die Weihe gab,
Der beim leuchtenden Lichte der Sterne
Heiß sich an deine Brust einst geschmiegt,
Der dann wohl längst in verlorener Ferne
Unter dem wölbenden Hügel liegt.

Sei mir nicht böse, trockne die Thränen,
Laß sie verlauschen, laß sie verwehn,
Unsre Liebe war doch nur ein Wähnen,
Klingend mag sie nun untergehn.
Bin ich bei dir auch glücklich geworden,
Bei deines Herzchens leisem Geklopf,
Jimmer doch stieg vor mir auf aus dem Norden
Leuchtend ein anderer Mädchenkopf.

Memento vivere!

Auch über Gräber, auch über Kreuze
Taumelt des Lebens lachende Lust —
Laß doch die Toten, so lange frohlockend
Jung dir noch schlägt das Herz in der Brust.

Auch über Gräber taumeln die Falter,
Laß doch die Toten — sie sehen's nicht,
Auch über Gräbern wiegen die Rosen
Purpurne Kronen im Sonnenlicht.

H e r b s t.

Es geht zum Herbst, die Luft wird seltsam blaß,
 Die reifen Äpfel fallen dumpf ins Gras,
 Die Störche suchten längst den Wanderpfad,
 Die Nacht wird kalt und Allerfeelen naht,
 Bald stirbt das Laub, und so kommt eins zum andern —
 Mein lieber Freund, wann müssen wir wohl wandern?

Berlin.

Karl Busse.

Dem Zwanzigkinder-System.

Hiel Was! Du prahlst am Ende noch,
 Daß Dir das Kinderzeugen glückte?
 Und mich, mich nennst Du „Egoist“,
 Weil ich mich immer davon drückte?

Hast Du bedacht, wie leicht es ist,
 Sich bestialisch loszulassen?
 Hast Du bedacht, wie vielen Grund
 Die Kinder hätten, uns zu hassen?

München.

Giebt es nicht Zahnweh in der Welt
 Und Wangen, Not und Kritikaster?
 Und Kommisbrot und Eifersucht
 Und .. was weiß ich? — für andre Kaster?

Ist nicht in jedem Leben, sprich,
 Der Keim zum Tode schon gegeben? —
 Ein Mord, mein Freund, ist Dein Verdienst,
 Ein Lustmord jedes neue Leben.

Alois Wohlmut.

Dichter-LoS.

Sie haben mich verspottet,
 Den Geist gefettet durch Eist —
 Mein Leben war ein Kreuzweg,
 Wie deines, Jesus Christ!

Sie haben mit kaltem Hohne
 Gelöscht meine Seelenglut,
 Sie haben mich gekreuzigt,
 Gegeißelt bis aufs Blut.

Sie haben die Ideale
 Gezerrt mir in den Mist —
 Mein Leben war ein Kreuzweg,
 Wie deines, Jesus Christ!

Braunseifen (Mähren).

Josef Schmid-Braunfels.

Herbstabend.

Graue Wolken umdrängen den Himmel,
 Hell umleuchtet von fahlem Schein,
 Welche, gelbbunte Blätter taumeln
 Länzelnd in all das Dunkel hinein.
 Leise flüstert das Schilf am Weiher
 Und die Wellen plätschern so sacht,

Im gespenstischen Nebelsteide
 Zieht drüber hin die Königin Nacht.
 Mählich durchblitzt ein Stern die Wolken —
 Kronenentfallen ein Diamant —
 Leise raschelt's in welken Blättern
 Wie ein Grüßen aus Geisterland.

Albumblatt.

Mit Rosen in wirren Hooren
So sah ich Dich heute sehn,
Noch wenige, wenige Tage
Und ich muß weiter gehn.

Kann Dir auch nicht mehr sagen,
Was Du mir gewesen bist,
Vielleicht in wenigen Tagen
Einer den andern vergißt.

Es flammten die roten Rosen
In Deinem lodigen Hoar —
Geliebt! — — Entfagt, verloren —
Wohl stets das Ende war.

Sonnenaufgang.

Blühende Linden houchen
Würzig süßes Arom,
Aus Nebelwolken tauchen
Goldspitzen vom Dom.

Fern von der Welt wir beide —
Das erste Licht erglimmt —
Die Heide — die weite Heide
In Sonne schwimmt.

Da lehn' ich am Lindenstamme
Und grüße das Gräsermeer,
Grüße die heilige Flomme
Und vieles mehr.

Grüße mein wildes Leben
Mit jubeldurchstoltem Schrei,
Goldstreifige Banner schweben
Auf hoher Kastei.

Am Meer.

Vor mir in schweigender Weite
Dehnt sich dos endlose Meer
Dürr'es Gestrüpp nir zur Seite —
Sonst alles öde und leer.

Die Wolken wie finstere Fohnen
In stolzer Gigantenfouft
So droh'n sie. Düsteres Ahnen
Pockt Dich, wenn Du sie schauft.

Bisweilen mit schrillen Pfeifen
Kommt übers Meer der Wind,
Am Himmel sich Riesen greifen,
Die der Hölle entstiegen sind.

Zürich-Oberstraf.

U. v. Sommerfeld.

Dorfroman.

Er war des stolzen Müllers Sohn
Und sie dos Kind des Armen.
Sein Vater nahm für kargen Lohn
Als Magd sie ins Haus aus Erbarmen.

Sie war so blühend, so jugendstark!
Wie glühten die Rosenwangen!
Da schlich ihm versengend durch Herz und
 Markt
Ein flammendes Blutverlangen.

Nun traf sich's — es war um die Erntezeit;
Schon rührten die Sensen sich woher —
Da gingen die Beiden ohne Geleit
Zum Schneiden hinaus auf den Acker. —

fünf Monde vergingen, da ward aus der
 flut

Ihr Leichnam gezogen zu Kunde:
Es fehlte der armen Magd der Mut,
Zu leben mit ihrer Schande. —

Man grub ihr am alten Glockenturm
Ein Grab auf der „Sünderseite“;
Es gab ihr der rauhe Dezembersurm
Sein einsam Totengeleite. —

Nun wuchert das Unkraut über der Gruft
Dort hinter den stillen Cypressen.
Er aber wandelt in freier Luft
Und hat es gelernt zu vergessen.

Strassburg i. E.

Er führte zum Tanz die reichste Braut
Beim klingenden Hochzeitreigen.
So keck sein trotzendes Auge schaut,
Als wär' ihm die Welt zu eigen.

Und seit er in Amt und Ehren steht
Als schützendes Haupt der Gemeinde,
Da ist auch verklungen und verweht
Das Flüstern der letzten Feinde.

Christian Schmitt.

Die Ameisen.

Irene trug gern feine Strümpfe
Von seidengrauem Netzgestricke.
Durchschimmernd hielt die Haut, die
weiße,
Verlockend gefangen scheue Blicke.
Sie setzte sich im Park des Schlosses
Auf einen Stein, umgrünt vom Moose,
Und schloß halbträumerisch die Augen,
Gekreuzt die Hände auf dem Schoße
Unter der Weihmutskiefer.

Ameisen wohnten in der Nähe
Im buschversteckten Moderhaufen.
Die Tierchen waren kunstverständig
Und kamen bald herangelaufen.
Sie krochen durch das Seidengitter
Und brauchten ihre scharfen Hängen.
Irene läpfte das Kleid, die Strümpfe
Und konnte nicht die Kerben fangen
Unter der Weihmutskiefer.

Was war zu thun, der Brut zu wehren?
Ich half ihr fahnden auf die Weiser,
Die immer weiter hinauf gekrabbelt
Als schönheitstrunkne Wegeweiser.
Schon wimmelt's. Herab die Strümpfe,
die Röcke!

Nichts andres konnte nunmehr nützen.
Sie stand vor mir im Spitzenhemde —
Ein Thor wird nicht den Zufall nützen
Unter der Weihmutskiefer.

Rasch hatt' den Schwal ich ausgebreitet
Zur Wehre gegen die Insekten.
Ims schöne Weib die Arme gefchlungen,
Viel heiße Küsse bang sie schreckten.
Sie sträubte sich, doch dem Verlangen
Konnt' sie nur zögernd widerstreben,
Bis sie, halb willig, halb verdrossen,
Die Eider schloß und sich ergeben
Unter der Weihmutskiefer.

Ameisen, wie soll ich euch nun preisen,
Ihr meine lieben Kameraden!
Wie hätt' ich solche Günst' genossen,
Die Strümpf durchsichtig euch verraten.
Um was ich lang umsonst gerungen.
Ward mir durch euch, ihr klugen Schliefer.
Irene nur gedenkt mit Schrecken
Ans unverschämte Ungeziefer
Unter der Weihmutskiefer.

München.

Heinrich von Reder.

Iwan, der Grausame.

Im Prunk von Kupfergold und rotem Atlas
 Sitzt auf dem Thron Iwan Wassiljewitsch.
 Er träumt. Doch des Tyrannen Traum
 Ist schwer umwölkt von Purpur, Dampf und Blut
 Und aus den Blicken stiert der irre Jörn,
 Der flackernd auf dem Grund der Seele ruht.
 Das Blutbad dämmert auf von Nowgorod!
 Rauch, Feuer, Angst, Geföhn der Sterbenden — — —
 Er seufzt. Er leuchtet. Es klappern dumpf und klingen
 Die goldnen Bleche, funkelnd von Juwelen,
 Und an der Seite klirrt das gier'ge Schwert.
 Und plötzlich fällt der eisenspitze Stab
 Des Jaren hallend nieder aufs Parkett
 Ein scheuer Scherge bücklingt in den Saal. —
 Des Jaren Auge streift ihn unruhvoll
 Und wie betäubt hinsinkt der Slav' ins Knie.
 „Hinaus, Kanaille! Blinder Hundesohn!
 Wer rief dich, Feigling? Soll ich dir dein Haupt,
 Dein fahles Schurkenhaupt zu Füßen legen?!
 Mich juckt mein Blut; gieb acht, daß ich mich nicht
 In deinem bad', mir Eind'ringung zu verschaffen!“
 Der Scherge schleicht argwöhnisch an die Thür',
 Rücklings, das Haupt geneigt, schlotternd vor Furcht. —
 Darauf Iwan Wassiljewitsch besänftigt:
 „Komm' her, mein Täubchen, fürcht' dich nicht, mein Sohn!
 Mein Geist ist einsam; meine liebende Seele
 Begehrt nach Freundschaft, Treue und Vertrauen,
 Sich zu entdecken, und in fremder Brust
 Des Mitleids sanftes Feuer zu entfachen.
 Komm' her, mein Täubchen, sieh', die Thräne rinnt
 Von deines Kaisers gramumwölktem Auge —
 Und Güte schwellt sein qualbelastet Herz.“ — —
 Der Slave naht erleichtert; vor dem Throne
 Bleibt harrend er, erstarrt in Demut, sieh'n.
 Jetzt ruht des Jaren rätselreiches Auge
 Voll Neugier lauernd auf der Knechtsgestalt
 Und wonnig schnuppernd zittern seine Nüstern.
 Am Prunkgewand das Goldblech knistert leise
 Und dumpf am Wehrgehent die Kette klirrt.
 — — — — —
 Ein kurzes Schweigen wandert durch den Saal.
 — — — — —
 Da gelst ein Schrei! Des Jaren Stab durchbohrt
 Den linken Fuß des schmerzverblüfften Dieners.

Der zappelt angenagelt am Parkett
 Und Jammerlaute hallen von den Wänden.
 Da lächelt mild Iwan Wassiljewitsch:
 „Gott kennt des Menschen wankelmüt'ges Herz; —
 Kommt her, ihr Hunde, tragt das Schwein hinaus!“

Zürich.

Maurice von Stern.

Vogelfrei.

§o habt ihr denn das letzte Band zerrissen; —
 Nun bin ich vogelfrei! nun bin ich stark!
 Im blauen Äther plätschert mein Gewissen,
 Und Frühlingstärke trinkt mein junges Mark.
 Nun bin ich frei! Das war das letzte Köcheln,
 Der letzte Rest der öden Alltagschaft —
 Und neue Sprungkraft wächst mir in den Knöcheln —
 Ich trinke Morgenluft und Sonnenkraft.

Nun bin ich ganz frei! Heil dir, du erlauchte,
 Du segensbringende, du stolze Lust,
 Du Schöpferkraft, ins Morgenlicht getauchte,
 Du ziehst mit Schauern ein in diese Brust,
 In diese Brust, die heiß für andre klopfte,
 In dieses Herz, das heiß für andre schlug —
 Sei mir gegrüßt, du strahlenübertropfte,
 Du hell'ge Kraft: Ich bin mir selbst genug!

Ich bin mir selbst, was ich für andre wähnte,
 Ich bin mir selber Tröster nun und Trost;
 Mein Auge, das so oft für andre thrännte,
 Lacht in die Sonne, die im Osten glöht,
 Lacht leuchtend in die goldne Purpurfrühe;
 Es hört mein Ohr ein neu Damaskuswort —
 Und selbst das Mäh der plumpen Alltagskühe
 Schleicht murrend ins Gebrüll der Herde fort.

Das fehlte nur, das hielt mich noch umnachtet.
 Hershritten nun das Band — der Schnitt war gut! —
 Studentisch·edel habt ihr mich verachtet
 Und auch gezeichnet — doch es floß kein Blut! —
 Ihr seid der „Ehre“ hohe Ritter worden! —
 Ich bin ein schlechter Kerl, Ich bin ein Tropf —
 Oh würde euch doch der verdiente Orden,
 Der bunte Rock mit blankem Calmknopf.

Erregt euch nicht! Ich will euch nicht verispotten;
 Ich lächle, weil ich euer Thun versteh.
 Meintwegen könnt ihr ruhig weitertröten —
 Erlaubt nur, daß Ich meine Wege geh! —
 In meiner Vogelfreiheit kühner Wonne
 Vergeß ich eure blöde Alltagschaft —
 Ich fühl mich stark wie eine junge Sonne!
 Ich trinke Morgenluft und Gotteskraft!

Berlin.

Franz Evers.

Stella.

I.

Das war ein Ritt — noch knirschen alle Sehnen.
 Es flogen Baum und Busch an uns vorüber,
 Im Winde flatterte dein schwarzes Reitkleid
 Und legte sich um deine schlanken Formen.

Wir jagten vorwärts, stets nach Westen zu
 Dem Abendfeuer nach, das leis verglomm,
 Als wär' die Nacht ein finstres Gespenst,
 Das uns mit Mördergriff die Freude würgte.

In deine Augen warf das letzte Sonnenlicht
 Ein irres Feuer, und ich las darin
 Die Lebensangst, die blasse Furcht vor allem,
 Was heiteren Genuß und Frohsinn tödtet.

Du schlugst des Pferdes Flanken mit der Gerte,
 Die Mähnen rauchten und die Mästern bebten.
 Wir rasten vorwärts, stets nach Westen zu
 Dem Abendfeuer nach, das leis verglomm.

Des Mondes bleiche Sichel hinter uns
 Traß uns mit ersten feindlich kalten Blicken,
 Ein Nebel ballte sich und schob sich näher
 Wie feuchte weiße Locken, und schien listig
 Mit nassen Geisterhänden uns zu greifen.

Du schauderdest vor Frost — ein Kind der Sonne,
 Das ohne Licht und Daseinslust verendet.

Sorgsam auf meinen Sattel hob ich dich.
 Ich wärmte deine Lippen an den meinen
 Mit einem langen heißen Kuß des Lebens.
 Wir jagten vorwärts, stets nach Westen zu
 Dem Abendfeuer nach, das längst verglommen.

II.

Aus einer Ampel blauer Schale rieselt
Die weiche schmeichlerische Glut.
Vom feste milde, auf Angorafellen
Belagert, blüßst du traumverloren,
Vom milden veilschenfarb'nen Licht umspinnen.

Aus deinen losen schwarzen Flechten quellen
Wachsgelber Rosen weißgedrückte Blätter.
Die Schwärmeraugen, von der Hand beschattet,
In feuchter Schwermut trilbe schimmern.

Du denkst der Stunde, da ich einstens
Vor dir gekniet, um Liebe bettelnd,
In blinder Raserei, voll tiefer Demut,
Mit wirren Worten, leis gehauchten Tönen
Um süßen heiligen Genuß gesteht,
Und du . . mit großen heißerschrocknen Augen
Mich bebend ansahst, zürnend mich
In keuscher Wallung von dir stießest.

Und heute.

Da der Sehnsucht unerfüllte
Blutwarme Wünsche dir die Seele schwellen,
Der Sinne Blutwind deine Stirne streift,
Und du . . so bitter einsam und verlassen,
Von keines lieben Freundes Hand gestreichelt,
Reut dich die Stunde, da du dich verstoßen . .

Durchs offene Fenster aus des Parkes Dunkel
Die Klagelaute einer Amsel hallen.
Des Springborns träge Wassersäule
In gleichem Tonfall niederplätschert.

Nervöses Zucken, stummes Weinen geht
Durch deine sehnsuchtmatten schweren Glieder,
Dein Schwärmerauge sinnt und sinnt.

Um deine Ampel schwirrt in schnellen Kreisen
Ein Falter, der nach Wärme lüstern,
Und von der Flamme Todesluß versengt,
Sinkt jappelnd er zu deinen Füßen nieder.

Leipzig.

Hugo Grothe-Harfányi.



§ Selbstmörder.

Von Hans Fischer.

(Miesbaden.)

I.

Er stand am Fenster, wie er es Mittwochs und Samstags immer that, denn dann erwartete er einen Brief von seinem Schatz. Es war gegen fünf Uhr nachmittags. Kurz nach fünf kam gewöhnlich der Briefträger.

Mit geschlossenen Augen lehnte er sich zum Fenster hinaus und ließ sich von der Sonne bescheinen, die nur um diese Zeit ihre schrägen Strahlen in das Zimmer sandte.

Zunächst war es dunkel vor den geschlossenen Augenlidern. Allmählich wurde es heller; schließlich hellrot. Einzelne weißschimmernde Punkte begannen vor den Augen zu tanzen, erst langsam, dann schneller und immer schneller, in wirrem Durcheinander. Da wurden sie schwarz, wie Samt so gesättigt, die Bewegungen rundlich, kreisförmig, harmonisch. . . Ein kurzer, heftiger Strahl! Einen Augenblick lag es ihm wieder ruhig vor den Augen. Dann tröpfelte es leise von oben her in großen, roten Punkten, wie die ersten Tropfen eines Gewitterregens. Kleiner wurden sie. Schneller fielen sie, wie Blutstropfen.

Er stöhnte leise. Aber es war ihm unmöglich, die Augen zu öffnen.

Die hellrote Masse vor seinen Augen erweiterte sich. Er sah und fühlte sie hinter seinen Augen, wo es bisher dunkel gewesen war, dem Gehirn zu aufsteigen. Unablässig fielen die roten Tropfen nieder. Und da! Auf einmal sah er sein Gehirn in all seinen Windungen tödtlich überschienen.

Leise, wie erster schmelzender Schnee, fielen die roten Tropfen auf die graue Masse. Stürmischer wurden sie, dichter wirbelten sie, und auch die Gehirnmasse begann sich zu bewegen, auf und nieder, in ungefügten Wellen, wie man das stürmische Meer im Theater darstellt. Dichter fielen die roten Tropfen, wie in langen Fäden, und häuften sich hier und dort zu kleinen Blutkugelnbergen. Und siehe da, auf einmal begann es zu rinnen. Kleine, winzige Blutbächlein schlängelten sich und tauchten in der grauen Masse unter. Wie das schmerzte! Größer wurden sie, höher türmten sich die Haufen der immer dichter fallenden Blutflocken. Da! Alles schwamm in Blut, das ganze Gehirn! Er schrie auf, riß die Augen auf, weit und angstvoll, daß die hellen Sonnenstrahlen hineinbrannten. Das brachte ihn

wieder zu sich. — Er trat zurück und ließ sich in das alte, morſche Sofa fallen. „O, nur das nicht, nur das nicht!“ ſöhnte er. „So grauſam kann der Augenblick nicht beſtraft werden. O Gott! Gott! Wenn ſie mir nicht bald beſtimmter ſchreiben kann. . . ich geh' zugrunde! Das Gewiſſen. . .“ Er ſtarrte vor ſich hin. „Ha! wenn ich ſie heiraten könnte, jetzt gleich, ich machte mir gar keine Gewiſſensbiſſe mehr drüber. Was hab' ich denn gethan? Endlich mal natürlich gehandelt. Ich will ja nur ſie, ſie, ſie allein! Alle andern Frauenzimmer ſind mir ja vollſtändig ſchnuppe. Das iſt doch nichts unmoralifches? Nur dieſe elenden gegenwärtigen Zuſtände machen es dazu. Es iſt doch nicht unmoralifch, mit 25 Jahren kein Kapaun zu ſein!“

Es klopfte. Er fuhr in die Höhe und rief laut: „Herein!“ „Endlich!“ atmete er erleichtert auf, als der Briefträger in der Thür erſchien.

„Herr Hanſing, hier ein Brief.“ Mit verſchämtem Lächeln überreichte er ihn dem Studenten, nahm ſchmunzelnd wie ſtets ſeinen Groſchen in Empfang und trabte wieder von dannen.

Hanſing hielt den Brief eine Weile in der Hand, ohne ihn zu öffnen. So machte er es ſchon wochenlang. Jedesmal fürchtete er ſich, ihn gleich zu öffnen. Das verhängniſsvolle Wort konnte ja drin ſtehn.

Jetzt waren ſchon faſt fünf Monate vergangen ſeit jenem prächtigen Maitag, wo er ſich hatte hinreißen laſſen. In jedem Briefe erwartete er das verhängniſsvolle Wort, um jedesmal wieder erleichtert aufzuatmen. Heute war ihm ganz beſonders ſchwer zu Mut. Er taſtete an dem geſchloſſenen Brief herum. Er fühlte ſich ſo leicht an, als wenn er höchſtens einen Vogen enthielte. Sonſt ſchrieb ſie doch ſtets mehr. Sollte vielleicht heute? . . „Ach was! Unſinn!“ fuhr er auf und riß haſtig das Couvert auseinander.

Er las. Drehte das Blatt herum. Las wieder. Es war ja unmöglich! Und doch, da ſtand's: „Fritz, Fritz! was haſt Du gethan! Fritz, komm bald! Fritz!“ Die folgenden Worte waren etwas verwifcht, und doch konnte es nicht anders heißen: „Fritz, ich bin ſchwanger!“ Er buchſtabierte an dem lezten, faſt unkenntlich gewordenen Wort herum, ob's nicht doch etwas anderes heißen könnte: „ſchw . . ſchwach?“ Nein, es war länger. Es hieß ſchwanger. Und dahinter ſtand nochmals in eiligen, haſtigen, langgezogenen Buchſtaben: „Komm bald! gleich! ſobald Du irgend kannſt!“

Alſo doch! . . . Endlich war es eingetreten. Seine Furcht war begründet geweſen. Was nun? . .

Er ballte die geſtickten, gehäkeltten Decken, die die Blöſen des Sofas verbergen ſollten, zu einem Klumpen zuſammen und grub den ſchmerzenden Kopf hinein.

Wieder klopfte es. Ein . . zweimal. „Donnerwetter rrein!“ ſchrie

Fritz heftig. Der eintretende Freund, der eine Treppe höher wohnte, blickte Hansing erstaunt an wegen dieser grundlosen Heftigkeit. „Mensch, warum so heftig?“ — „Werde doch wohl noch heftig sein dürfen, wenn ich will!“ — „Meinetwegen,“ beschwichtigte der andere: „Hast Du schlechte Nachrichten bekommen?“ fragte er mit einem Blick auf den offen daliegenden Brief. — „Im Gegenteil! Ganz vorzügliche. Meinem Schatz geht's ausgezeichnet. Weiß sich vor Gesundheit gar nicht zu lassen, wird immer dicker und . . .“ — „Freut mich!“ unterbrach ihn der andere. „Weißt Du, ich komme . . . ich wollte Dich nämlich bitten, mal mit heraufzukommen,“ fuhr er etwas zaghaft fort, „hab' grad so ein interessantes Präparat unterm Mikroskop.“ Hansing starrte ihn einen Augenblick verständnislos an. „Die Glockentierchen sind famos,“ begann der andere wieder. „Zu schön! Ich wollte sie Dir gerne mal zeigen, da Du ja auch Interesse dafür hast.“ Hansing sprang auf. „Mensch, hast recht! Kolossal recht! Ich brenne vor Verlangen nach Deinen Viechern, Deinen Anöben, Mollusken und anderm Krabbenzeug. Wie geht's ihnen? Wohlauf? Freut mich! Wie viele hast Du denn heute schon geschlachtet? Kerl, kann Dir gar nicht sagen, wie mich das freut.“ Er lachte. „Mensch, habe gradezu erstaunliche, unbändige Sehnsucht nach ihnen. Komm! Komm!“ Er ergriff den Erschrockenen am Arme und zog ihn mit sich zur Thüre hinaus.

Nach einer halben Stunde polterte Hansing wieder die Treppe herunter. „Besten Dank, Otto!“ rief er dem Freunde nach, „und weitere gute Verriichtung. Zur Fütterung bin ich wieder da, verehrter Anöberich!“

„Was nun?“ sprach er halbblau, sich aufs Sofa setzend. Er marterte sein Hirn, konnte aber zu keinem klaren Gedanken kommen. Es hämmerte und klopfte in ihm. „Luft!“ schrie er, stieß auch noch das andre Fenster auf und lief im Zimmer hin und her.

Immer dunkler wurde es. Der Christuskopf nach Guido Reni, den ihm sein Schatz geschenkt und den er über der Schlafstube aufgehängt hatte, war in Dämmerung gehüllt.

„Verdammt! in diesem dumpfen Loch kann's ja kein Schwein aushalten!“ Er griff nach seinem Hut und verließ das Haus.

Langsam schlenderte er durch die Straßen, bald hier bald dort ein Schaufenster musternd. Vor einem Waffenladen machte er Halt. Die einzige Lösung, dachte er und besah sich genau die blinkenden Pistolen und Revolver. Er ging einige Schritte weiter,ehrte aber gleich wieder um. „Ruht nichts, die einzige Rettung!“ Er griff nach der Thürklinke, die Hand zitterte leise. Scheu sah er sich nach allen Seiten um, ob ihn auch niemand bemerkte. „Ruhe!“ knurrte er und atmete recht langsam und tief. Das beruhigte ihn äußerlich. Er trat ein und kaufte sich einen Bullboggrevolver. „Die Ve-

zeichnung ist zwar scheußlich, aber die Sache selbst nicht übel," meinte er, das Ding in der Hand wiegend. „Schauerhaft großes Kaliber. Graufig plump und gründlich.“ Er schlenderte weiter. Abermals machte er Halt — vor dem Laboratorium. Er war Chemiker. „Daran hätte ich zuerst denken sollen! Cyankalium!“ Er trat ein in den Saal, wo er arbeitete. Richtig, da stand es noch, der Assistent war grade damit beschäftigt. „Noch so spät, Herr Hansing?“ redete der ihn an. „Ja wohl, Herr Doktor; brauche noch etwas von dem Zeug — für Schmetterlinge. Bin nämlich großer Schmetterlingsfreund und -Jäger. So töte ich sie am besten, und die Dinger fahren ins Jenseits, ohne irgend etwas von ihrer Schönheit zu verlieren. So lieb ich's.“ Er nahm zwei große Stücke aus dem Glasbehälter. Der Assistent lachte: „Na, Herr Hansing, hören Sie mal, das langt für einige Tausend. Was wollen Sie mit all dem Zeug. Außerdem darf ich's eigentlich gar nicht dulden, daß Sie Cyankalium mitnehmen.“ — „Doktor, sein Sie kein Numensch und verderben Sie mir nicht den ganzen Spaß. Außerdem giebt's ganz verdammt zähe Schmetterlinge, die nicht so leicht tot zu kriegen sind.“ Der Assistent lachte wieder: „Sie machen wieder Ihre schlechten Witze. Na meinetwegen, weil Sie's sind.“ — „Grammerich!“ — „Übrigens kommen Sie heut Abend mit in'n Hirschk? Ganz famos'es Getränk dort!“ — „Kann leider nich, bedaure, muß verreisen.“ — „Und die Schmetterlinge?“ — „Eben drum. Habe ein rares Exemplar auf dem Korn, dem ich schon lang nachjage. Der muß dran. Mahlzeit, Herr Doktor!“ — „Mahlzeit, Herr Hansing!“

„Jetzt sind wir für alle Fälle geborgen," sagte Hansing vor sich hin und machte sich auf den Heimweg. Zu Hause angekommen, schleppte er ein paar Bretter herbei, stellte sie gegen die Wand, zündete die Lampe an, trat einige Schritte zurück, zielte und schoß. Entsetzt hielt er sich die Ohren zu. „Poß Bliß! was en Schandal. — Die Bestie dröhnt ja wie 'ne Kanone.“ Er laufchte. Nach einer Weile lächelte er. Er hörte seine dicke, brave Wirtin von unten herauf grüßen. „Ach Gott, ach Gott, was bin ich erschrocke! Ach Gott, ach Gott, Herr Hansing, es is doch kei Unglück bassiert? Nee abber so was!“ Nach Lust pustend stand sie vor ihm. Er lachte. „Kalt Blut, Frau Groß. Übe mich bloß im Pistolenschießen.“ — „Ach Gott, ach Gott! abber warum denn?“ Er lächelte verschmüht. Na, Frau Groß, alte Studentennutter! warum übt sich denn unsereiner im Pistolenschießen — he?“ Erschrocken schlug sie die Hände über'm Kopf zusammen. „Nee, abber so was! Ach Gott, ach Gott! Se wolle sich doch net schieße?!" — „Das

*) = grand merci, gebräuchliche Verbalhornung bei einem Teil der bairischen Bauern.

habe ich ja auch nicht gesagt, Frau Groß; ich will mich bloß üben.“ — „Nee, abber so was! Un Sie war'n mei besder un stillsder Wieder. Ach Gott, ach Gott!“ Hansing verneigt sich ironisch. „Nur Geduld, Frau Groß, in ein paar Tagen hat der Spaß ein Ende.“ — „Wirklich, wirklich, Herr Hausing? Darum muß ich Se auch schon bitte, Herr Hausing, soust wird mer de ganze Nachbarschaft rewellig. Sehn Se! da gucke se schon aus alle Fenster.“ — „Albernes Paß, Dreckbande!“ schimpfte Hausing und riß die Vorhänge herunter. „So, Frau Groß, jetzt schießen wir im Schatten, wie's schon einmal ein großer Maun vor mir gethan hat. Können sich beruh'gen, totschießen werd' ich mich nich gleich.“ — „Nee, abber so was, Herr Hausing! So en braver, idiller Wieder, wie könne Se so was sage! Sie un dobschieße? Die Eind! die Eind! Ach Gott, ach Gott! wie könne Se mich so erschrecke!“ — „Poß Bimbam! Frau Groß, ich hab' Ihnen ja gesagt, daß ich mich bloß üben will. Verstehn Se denn kein Deutsch?“ — „Ach ja, Herr Hausing. Abber mache Se's nit zu arg un nemme Se sich in Obacht, sein Se vorsichtig, daß nix bassiert.“ Sie warf einen scheuen Blick nach dem Mordinstrument. „Ach Gott, ach Gott! nemme Se sich ja in Obacht!“ — „Soll besorgt werden. Nun bitt' ich aber um mein Abendessen, Frau Groß!“ — „Ach Gott, ach Gott! das hätt' ich ja bald vergeße!“ Schnell war sie wieder zur Thür hinaus.

Noch einmal knallte er los, daß die Wände bebten. Dann warf er den Revolver auf den Tisch. „Schockschwerenot! das Möbel verpestet ja alles!“ Er riß auch noch die Thüre zum Schlafzimmer auf.

Wieder warf er sich ins Sofa und bohrte den Kopf in die Kissen. Die Ohren fausten ihm noch von der Lusterschütterung. Wieder versuchte er nachzudenken. Aber nur ganz wirt fuhren ihm die Gedanken der letzten Wochen durch den Kopf. Daß die Eltern nicht vergeben würden, daß keine Rettung möglich. . . . Was sollte er auch anfangen? Ein Handwerk verstand er nicht. Mit dem Trödel, den er gelernt, konnte er keinen Hund hintern Ofen hervorlocken, geschweige zwei, geschweige gar drei Menschen ernähren. . . . Das Kind! sein Kind! Was das für ein merkwürdiger Gedanke war. Wie es wohl aussehn würde? Blond wie er oder dunkel wie sie? Zierlich oder plump? Und die Augen! Klein und stechend wie die seinen oder groß . . . groß, dunkel, boopisartig wie ihre? . . . Da packte ihn eine heiße Sehnsucht nach dem kleinen, ungeborenen Wesen, das ihm gehörte und das nun nie geboren werden sollte. — Wieder sprangen seine Gedanken ab. Es ging nicht anders, sie mußten sterben, er, sie und das Kind. Er konnte sie nicht ernähren. Kein unmöglich! Ja, wenn die Eltern vergeben würden und zu irgend etwas raten, aber so? Ganz unmöglich! Er stöhnte und fuhr in die Höhe. Wenn er sich gleich erschöße!? das wäre

das einfachste. Dann wäre er alles los mit einem Schlage. . . „Gemeiner Kerl!“ schrie er sich selbst zu. Und das arme Mädchen, das er unglücklich gemacht? Hahaha! das konnte dann selbst sehen, wie's fertig würde. „Zu gemein!“ Und doch, der Gedanke war verlockend. . . . Wenn ich wahnfinnig würde, dachte er weiter. Das wäre schon bedeutend anständiger, das gäh auch 'ne erträgliche Entschuldigung. So 'ne kleine fixe Idee! Er mußte sie nur ein bißchen pflegen, wie ein geliebtes Schöpfkind, dann würde sie schon wachsen und groß werden. . . . Er gab sich Mühe, eine auszuhecken, so 'ne kleine, niedliche fixe Idee. Er quälte sich und quälte sich, aber wahrhaftig, zu dumm! er konnte keine finden. Absolut nicht, wie er sich auch abmühte. . . . Wieder hörte er seine Wirtin die Treppe heraus pusten. Die reinste Dampfschneidmaschine! . . . Hm . . . das wäre ja so 'ne fixe Idee . . . so 'ne Dampfschneidmaschine, die ihm immer näher auf den Leib rückte. Er mußte sich's nur ein bißchen ausmalen. Mit einiger Phantastie ging's schon, mußte es gehn. . . . So ganz von weitem kam sie näher, schon sah er die Lichter vorne immer näher kommen, schon hörte er sie pusten und stöhnen, jetzt war sie ganz nahe. Noch ein paar Sekunden, dann war er Drei, ein Haufe Fleisch, Blut und Knochen, alles durcheinander. Er sah's ganz deutlich, jetzt mußte es kommen, die fixe Idee. Er griff sich an den Hals. Der schnürte sich schon zusammen, und das Blut lief auch schon schneller, so dampfschneidend um die Ohren dem Hirn zu. Jetzt . . . Jetzt! . . . Da! da kreischte jemand. Wild fuhr er auf. Seine Wirtin stand zitternd vor ihm. „Zum Donner!“ fuhr er sie an, „was stör'n Sie mich in meinen besten Phantasieen?“ — „Ach Gott, ach Gott, wie sehn Sie aus, Herr Hansing! So wild! Ach Gott, ach Gott! was bin ich erschrocke. Wie Sie mich ebe ansahn so . . . so . . . abwesend. Ach Gott, ach Gott! Sie sin krank, Herr Hansing, Sie sin krank. Ich will Ihne en Thee kochen, Kamillethee zum schmecken. Das hilft!“ Er fuhr sich über die Stirn. „Schwägen Sie doch kein Blech, Frau Groß. Ich war grad am einschlafen.“ — „Ach Gott, ach Gott! Sie müsse Sich schone, Herr Hansing. Sie sin krank, ganz gewiß, Sie sin krank!“ — „Zum Teufel! Nein! Ich bin gesund, ganz gesund, nur zu gesund. Stellen Sie Ihr Zeug her, ich hab' Hunger. Essen will ich und trinken, verschlucken Sie?“ — „Un ich koch Ihne doch en Kamillethee!“ — „Dann schmeiß ich Sie samt Ihrem Thee zum Tempel nau. Bleiben Sie mer nur mit dem Zeug vom Leibe!“ — „Un ich koch Ihne doch en Kamillethee!“ beharrte sie. „Diachen Sie, was Sie Lust haben, trinken thu ich en doch nich, darauf können Sie sich verlassen,“ rief er ihr nach.

Wieder mal vorbeigelungen, dachte er und wurde lustig und mußte lachen. „Ne komische Idee, so 'ne fixe Idee!“ Er griff zu Brot und Wurst. Das schmeckte nicht übel. Er schenkte sich Bier ein. Das schmeckte auch.

So gut hatte es ihm noch nie geschmeckt. Jetzt merkte er's erst, wie gut er's gehabt. Jetzt, wo's bald alle ist mit all dem, mit Biertrinken, Wurstessen zc. zc." Er trat wieder aus Fenster. Da fiel ihm die Scene von um 5 Uhr wieder ein. Das war ja die schönste fixe Idee, die man sich denken konnte. „Schaf, daß ich daran nicht gleich dachte," murmelte er, „noch emolo!" und schloß die Augen. Aber alles blieb finster und tot und ohne Bewegung. „Es gerät nich, die Konstitution ist immer noch zu gut!" Er schlug mit der Faust an den Schädel. „Ja, wenn man aus einer Bauernfamilie stammt, in der dritten Generation spürt man's noch. Alles andre mag kaputt sein, aber das Hirn, das hält's noch 'ne ganze Weile aus. Das hat bei den edlen Voreltern Generationen lang brach gelegen. Das ist nicht umzubringen, trotz allen Bemühens." Er senkte auf. „Dann helpt dat nich," meinte er, griff zu Hut und Stock und verließ das Haus.

Erst spät in der Nacht kam er zurück.

Gemütlich brumnte das Petroleumherdchen, und Kamillethee duftete lagerte in der Stube. Wütend fuhr Fritz nach dem Topf und schleuderte ihn wider die Wand. „Alberne, dumme Gans!" schimpfte er. „Mit ihrem Sauzeug verpestet sie die ganze Luft. Pfui Teufel!" Ärgerlich kroch er ins Bett und streckte sich.

„Hm . . . der Mensch ist für den Satz wie gemacht, alle zwölf Stunden legt er sich auf den Rücken, parat zum Eingenageltwerden. Zu dumm, daß man sich trotzdem so schlecht an den Gedanken gewöhnen kann." Er schloß die Augen. Grade so würde er in 24 Stunden aussehen, nur das bißchen Leben fehlte, nur kälter würde er sich anfühlen; das war alles. Dann ging's lustig an die Verwesung. Erst die Augen, dann die Eingeweide u. s. w. Schade, daß man das nicht mit ansehen kann, dachte er, doch . . . wer weiß! Am Ende hocht das Seelchen stillvergnügt auf dem Deckel und besieht sich den Fall, froh, den Körper nun bald ganz los zu sein, diesen elenden Körper, der ihr so viel zu schaffen gemacht hat."

Er öffnete die Augen wieder und starrte in die Finsternis. Der Alkohol hatte ihn etwas beruhigt. Jetzt wollte er noch mal ordentlich nachdenken. Schließlich! das Leben ist im Grunde gar keine so rare Einrichtung. Stoffwechsel! das ist alles. Und wenn nur das kleinste Atom ein wenig aus der gewohnten Lage kommt, wird der ganze Apparat auffällig. Die richtige Philisterwirtschaft. Wenn nicht alles nach der Uhr geht, geht die ganze Geschichte aus 'en Leim. Eigentlich das einzig vernünftige, da etwas nachzuhelfen, daß es schneller geht. Doch . . . da durchflog es ihn schon wieder heiß. Leben! leben! schrie es trotz alle dem. Gab's denn wirklich gar keine Möglichkeit mehr? Zum Gassenlehrer konnt' er's doch auch noch

bringen. Aber Elisabeth und das Kind, wie sollte er die durchbringen. Und dann wußte er, er durfte sie nicht mehr verlassen. Er war ja dann ihr einziger Halt.

Schreiber konnte er vielleicht auch noch werden. Doch mit den paar Bagen konnten sie auch nicht leben. Jägerhemden mußte er sich dann jedenfalls anschaffen, daß sie nichts zu bügeln hätte. Dies widerwärtige Zeug! Und die Kragen? Nein! es ging nicht. Die Betten mußten auch gemacht werden und die Hosen ausgeklopft und dann schließlich auch mal was neues angeschafft. Aus den Fingern konnte er sich das alles doch nicht saugen?! Unmöglich, unmöglich! es gab keinen Ausweg.

Kuhelos wälzte er sich hin und her, bis er endlich in einen bleischweren Schlaf fiel. Jäh fuhr er in die Höhe! Er hatte geträumt. Er goß grade das Cyanalium ins Glas. Es sah aus wie Brausepulver. Er wollte es ansetzen. Doch dieser widerliche Mandelgeruch . . . zu scheußlich! Die Hände zitterten ihm. Plumps! Da lag's in der Stube. Hiervon war er aufgewacht. — Er hatte sein Glas mit Wasser auf die Erde geworfen. —

Verständnislos starrte er vor sich hin. Es war ihm, als hätte er tagelang in wüsten Träumen gelegen. Alle Knochen schmerzten ihm. Er reckte sich. Da! jetzt wußte er es wieder. Schwanger! das war's. Er sprang aus dem Bett. Es wurde draußen schon hell. Es war Zeit, daß er abreiste.

Der Revolver grüßte ihn an. „Immer noch der alte,“ murmelte er, das Cyanalium zu sich steckend. „Wieder mal 'ne unnütze Ausgabe, den zu gebrauchen kann ich's dort doch nicht, macht zu viel Lärm.“ Er warf das Ding in die Sofaecke. „Für die lachenden Erben,“ höhnte er und ging.

II

Langsam bewegte sich der Zug. Die Sonne goß Wärme übers Land, wohlthuende, fruchtbare Wärme.

Durch einen Tunnel ging es? Wie das brauste und tobte! Fritz griff sich an die Stirn. Das hatte er ja beinahe vergessen. Es lief ihm fröstelnd über die Glieder. „Da wird sein . . . da wird sein . . . heulen, heulen,“ brausten die Räder. — „Zähneklappen, Zähneklappen,“ stöhnte die Lokomotive, „Zähneklappen, Zähneklappen . . . da wird sein . . . da wird sein . . . heulen, heulen,“ tönte es wirt durcheinander. „Zähneklappen,“ — nein, jetzt hieß es anders: „Höllnbraten, Höllnbraten“ . . . „Ach was, so ein Unsinn!“ Aber immer wieder hörte er es: „Höllnbraten, Höllnbraten.“ Es ließ ihn nicht los. Er konnte seine Phantasie nicht mehr abzwängen, sie malte ihm die schrecklichsten, greifbarsten Szenen vor. Diese grinsenden Teufelsfräzen. . . Jetzt spiechten sie ihn auf eine große Gabel

und — der Atem verging ihm — jetzt tauchten sie ihn in eiskaltes Wasser. „Prrr!“ Er schüttelte sich. „Heulen, heulen — da wird sein . . . da wird sein.“ Immer langsamer, gezogener: „Da wird sein . . . da . . . wird . . . sein . . .“ Ein schriller Ton, ein Anziehen der Bremse, daß es durch alle Glieder ging, der Zug stand. Friß sprang auf. Der Spuk war zu Ende. „Barmherziger Gott! wie wird Elisabeth mit ihrem frommen Sinn hierüber wegkommen,“ stöhnte er und preßte die Hände vors Gesicht.

Wieder setzte sich der Zug in Bewegung. Angstlich lauschte er, mit verhaltenem Atem. Doch nein! — es ließ ihn in Ruhe. Er starrte zum Fenster hinaus. Eine starke Steigung war zu überwinden. Nur langsam, ganz langsam kam der Zug vorwärts. Langsam rückten ein paar Häuser näher, ein Dorf kam in Sicht. Die Dächer waren alle mit Ziegel gedeckt. Nur ein Haus hatte ein Schieferdach. Es lag dicht am Bahndamm, von mildem Wein umrankt, das Pfarrhaus. Das Herz krampfte sich ihm zusammen in jähem Schmerz. „Die armen, armen Eltern! Wie würden die es tragen! Die zarte Mutter, der strenge, ernste Vater mit seiner strengen Theologie und seinem strengen Glauben . . . Daran hatte er auch noch nicht recht gedacht. Immer bloß an sich. Fester richtete sich sein Blick auf das Haus. Er meinte, die Eltern müßten aus demselben her austreten und ihn . . . ja was denn? Eine Blutwelle krieg ihm zu Kopf. Sah er recht? Er lachte hart und laut. Am Fenster stand das Ehepaar. Er ein großer, kräftiger Mann, sie eine kleine rundliche Frau, beide noch jung, sehr jung, und sie küßte ihn, tüchtig, gar nicht pastoral. Das? . . . seine Eltern? Er mußte wieder lachen und sank auf die harte Bank zurück. Nur nicht denken, ja nichts denken. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht. . . Es half nichts. „Schlafen!“ Er schloß die Augen. „Viele Wörter sind auf is masculini generis: panis, piscis, crinis, finis, ignis, lapis, pulvis, cinis . . . Da konnte er nicht weiter. Also von vorn: panis, piscis, crinis, finis . . . ignis . . . da schlich es schon wieder heran . . . lapis, pulvis . . . da wird sein, da wird sein . . . panis, piscis . . . heulen, heulen . . . Zähneklappen, Zähneklappen . . . pulvis, cinis . . . heulen, heulen . . . Immer schneller: panis, piscis, crinis, finis, ignis . . . Nur nichts hören . . . ignis, lapis . . . nur nichts denken . . . ignis, lapis, pulvis, cinis. Krampfhaft murmelte er diese Wörter. Panis, piscis, cri . nis . . . finis . . . ig nis . . . Rud!! Wieder hielt der Zug. Auch das war überstanden. Er war an seinem Bestimmungsort.

Langsam ging er die Wagenreihe entlang, noch ganz wirt von der eben ausgestandenen Qual. Diese Kohlen- und Rauchluft bedrückte ihn, nahm ihm den Atem. Erleichtert atmete er auf in der herrlichen Baumallee, die sich vom Bahnhof nach der Stadt hinzog.

Auf und ab ging er. Er mußte sich erst noch ein wenig sammeln. Wie sollte er ihr entgegentreten? mit welchem Gesicht? Was würden ihre Eltern sagen? Lügen mußte er, lügen, was ihm so verhaßt war, einen falschen Grund für sein plötzliches Kommen mußte er angeben. Aber was? Pah! Sehnsucht, Verlangen nach ihr, das genügte bei ihnen. Sie waren ja so gut, sie fanden es ja so begreiflich, daß er's mal wieder nicht hatte aushalten können. Schneller ging er. Schon sah er das Haus. Aber niemand war am Fenster, auf dem Balkon, auch Elisabeth nicht. Sie erwartete ihn wohl noch nicht. Das Gitterthor stand offen. In zwei Tagen würde man sie da heraustragen. Er sah's ordentlich. Groß würde der Leichenzug wohl nicht sein, es waren ja Selbstmörder. Nur einige Unterbeamte, die dazu verpflichtet waren, und einige sogenannte gute Freunde, die die Neugier trieb. Dieser etelhafte Geruch welkender Blumen, den er nie hatte leiden können, stieg ihm in die Nase. Ganz deutlich roch er Cypressen heraus. Widerlich! Er ging ein Stück zurück. Er fühlte, daß er sein Gesicht noch nicht genug beherrschte, daß es in den Zügen lag wie verhaltenes Grauen. Jrgend ein unbedachtes Wort, zu vollem Entsetzen würden sie aufschellen. Mehrmals strich er sich darüber hin, bis sie sich vernünftig anfühlten. Energisch ging er jetzt auf das Haus zu. „Nur Mut, es wird schon schief gehen,“ tröstete er sich. „Die Woche fängt gut an, sagte der, der am Montag gehängt wurde.“ Energisch schellte er. Da huschte sie auch schon aus ihrem Zimmer, öffnete und zog ihn schnell in die „rote Stube“. „Fritz, Fritz!“ schluchzte sie, sich an ihn hängend. Er zog sie empor und legte ihre Arme um seinen Hals. So stand er eine ganze Weile und — kam sich ungeheuer albern vor.

Wie leicht sie noch immer war! Grade wie früher. Und doch . . . er sah etwas scheu von der Seite in ihr Gesicht. Da stieg heiße Röte in ihr empor. Sie fühlte, was er dachte. Sie glitt an ihm nieder. Hestig, überstürztend sprach sie auf ihn ein. „Die Eltern habe ich schon vorbereitet. Du hättest's nicht mehr aushalten können.“ Er lachte bitter. Sie strich ihm über die Augen. „Bitte, Schatz, mach' ein verünnstigt Gesicht!“ — „Na, und heut Abend?“ — „Still! nachher . . . bitte, mach' jetzt ein vergnügt Gesicht.“ Einen Augenblick musterte sie ihn und zog ihn dann mit fort ins Wohnzimmer. „Verdammt! wie das Frauenzimmer couragiert ist und sich verstellen kann,“ dachte er.

Mit Freuden wurde er ausgenoumen. Der Mutter schmeichelte es, daß er wegen ihrer Tochter alles andre im Stich gelassen. Es that ihr wohl, als wäre er ihretwegen gekommen. Der Vater lächelte behaglich. „Ich hab' mir's ja gleich gedacht, daß Sie bald wieder hier wären.“ Er rieb sich vergnügt die Hände. Seine Älteste war sein Liebling. Krampfhaft be-

mühten sich Elisabeth und Fritz, lustig zu sein. Nur verstohlen blickte eins das andre an, mit zusammengekniffenen Augen, kurz und flüchtig. Er sah wohl, sonst wäre sie in Weinen ausgebrochen.

Nach Tisch zogen sich die beiden, wie immer, wenn er hier war, in die „rote Stube“ zurück, um ungestört zu sein. Einen Augenblick lehnten sie an der Balkonthür und blickten stumm in den gegenüberliegenden Garten. Sie fürchteten sich beide ein wenig vor der Aussprache. „Komm!“ sagte er endlich und zog sie zum Sofa auf seinen Schoß. Sie strich ihm über die Haare. „Bitte, bitte, noch nicht!“ flehte sie. Er sah stumm vor sich nieder. Plötzlich blickte er sie groß und voll an: „Elisabeth, bist Du denn Deiner Sache sicher, ganz sicher?“ Sie hielt seinen Blick jetzt ruhig aus. „Ja, Fritz!“ — „Aber . . .“ — „Ich weiß, weiß, was Du sagen willst,“ unterbrach sie ihn schnell. „Ich weiß es aber ganz genau.“ — „Wenn Du Dich aber doch irrtest?“ — „Es ist unmöglich, ganz unmöglich!“ Sie küßte ihn. „Bitte, Schatz, verschon' mich mit Einzelheiten. Ich kann's Dir weiter nicht auseinandersetzen. Bitte! bitte!“ — „Om! wär' doch 'ne verflücht dumme Geschichte, wenn wir uns so ganz ohne Grund von dannen machen.“ — „Ich sage Dir ja . . .“ — „Du kannst Dich aber irren, sage ich. Solltest doch lieber erst 'nen Arzt fragen.“ Sie sprang auf. „So was willst Du mir zumuten? Und wen soll ich denn fragen? etwa unsern Hausarzt.“ Verächtlich zuckte es dann über ihr Gesicht: „Ist Dir wohl gar so arg zu sterben. Brauchtest's ja nicht dahin kommen zu lassen. Ich bin doch nicht schuld daran? Wahrhaftig nicht! Aber wenn Du nicht willst, haha! soll mir auch nichts dran liegen, meinethwegen bleib leben. Kann auch allein sterben. Gib mir nur das Gift oder was Du sonst hast . . . Aber . . . kann auch so fertig werden, allein, wenn Du“ — Fritz war aufgesprungen — „wenn Du zu“ — zähneknirschend schüttelte er ihren Arm — „und ich sag's doch, wenn Du zu feig bist!“ Keinen Laut brachte er hervor. . . „Wie sie schön ist, das Mädel,“ mußte er unwillkürlich doch denken. Er ließ sie los und ließ sich zurückfallen. Er lachte kurz und hämisch auf. „Prächtig! Endlich haben wir uns mal gezankt. Das fehlte noch. Jetzt is es höchste Zeit, daß wir abtragen. Das allerbeste! Würde uns sonst ja doch nur langweilig auf die Dauer!“ Laut aufweinend warf sie sich an ihn, klammerte sich an ihn und drückte ihren Kopf fest an seine Brust. Das hatte er nicht gewollt. Fester drückte er sie. „Liebling, komm! sei wieder vernünftig, komm! nicht weinen.“ Immer bestiger schluchzte sie. „Donnerwetter! man hör't's ja durch drei Zimmer, Du Racker, Du lieber, dummer Kerl! Was soll denn die Mutter sagen? Puffel, Herzensschatz! komm, sei wieder still!“ — Allmählich beruhigte sie sich ein wenig. Vergebens bemühte er sich aber, ihren Kopf in die Höhe zu

bringen. Immer wieder redete er auf sie ein. „Schäß! Jü! Kopf hoch!“ Sie schüttelte ihn leise und grub sich immer fester ein. „Warum denn nicht?“ Wieder dasselbe Schütteln. „Wirst ja der reinste Däöpe.“ Er versuchte wieder, sie in die Höhe zu bringen. „Bitte, nich!“ — „Na endlich wenigstens ein paar Worte. Warum denn nich?“ Sie schwieg. „Willst Du's mir ins Ohr sagen?“ — „Rein!“ — „Sapperment noch mal, was willst Du denn?“ — „Weiben.“ — „Warum denn?“ — „Ich . . .“ — „Na! los! Ich?“ — „Ich schäm' mich.“ — „Warum denn?“ — „Wegen . . .“ — „Jü!“ — „Wegen alles.“ Wieder begann sie, heftiger zu weinen. Ihn wurde auch etwas beklommen ums Herz. Er schwieg. Dagegen ließ sich eben nichts sagen.

Plötzlich fuhr sie in die Höhe, trotz ihres roten Kopfes, und küßte ihn heftig, unersättlich, immer wieder. „So ist's recht. Jetzt bist Du wieder mein lieber, vernünftiger Schäß.“

Arm in Arm saßen sie. Ab und zu huschte ein leises Lächeln über ihr verweintes Gesicht, und sich enger an ihn schmiegend sagte sie: „Wir haben uns ja.“ Er nickte. „Hast recht, das ist die Hauptsache.“ Sie scherzten mit einander, küßten sich, an das eine Wort klammerten sie sich: Wir haben uns ja. Ehe sie's gedacht, war die Zeit herum, wurden sie zum Kaffee gerufen. Sie sahen sich erschrocken an, über die Hauptsache hatten sie ja noch gar nicht gesprochen. „Elsbeth! vorwärts zum Kaffee,“ rief nebenan der Vater und klopfte laut an die Thür. Sie sprangen auf. „Nachher, nach dem Spaziergang wollen wir darüber reden,“ sagte sie. Hand in Hand traten sie ins Wohnzimmer.

Nach dem Kaffee wurde spazieren gegangen, wie immer. Rechts ging die Mutter, daneben Elsbeth und Fritz, dann der Vater. Es war schon fast dunkel, als sie nach Hause zurückkamen. Elsbeth gab Fritz einen Wink mit den Augen. Er verstand ihn und ging wieder in die „rote Stube“. Nach kurzer Zeit kam auch Elsbeth. „Ich hab Mama gesagt, daß wir noch etwas besonderes zu bereben hätten, sie wird uns nicht stören.“ Wieder saßen sie auf dem Sofa. „Es ist das beste, wir machen's gleich ab,“ begann er und zog aus der Westentasche eine Glaskapsel mit Cyankalium. „Ein Stück wie ein Nadelkopf groß genügt. Etwas mehr wirkt jedenfalls sicher und augenblicklich.“ Er reichte ihr die Kapsel und fühlte, wie ihre Hand feucht war. Eng zog er sie auf den Schoß. „In ein Glas mit Wasser schüttest Du's. Es braust kurz auf und dann trinkst Du's. Au is die Geschichte.“ — Sie schauderte leicht. — „Aber nimm nicht zu viel, hörst Du, sonst wirkt's zu stark, und zu Deiner Verschönerung trägt's dann nicht bei.“ — „Wann?“ fragte sie leise. Er fann einen Augenblick nach. „Um, um 1/2 12. Nur nicht in der Geisterstunde, wär gar zu romantisch.“ Sie zitterte

am ganzen Körper. „Bleib bei mir!“ flehte sie. „Aber, Schatz, das geht doch nicht. Denk doch mal, der Skandal.“ Er grientete. „Wenn denn Skandal sein muß, dann aber gründlich.“ — „Bleib bei mir!“ begann sie wieder ungestüm, ihn fest umschlingend. Er küßte sie. „Kommi! sei lieb. Is ja gar nich so schlimm un thut gar nich weh.“ — „Fritz, bitte . . .“ — „Sei mein mutiges, kleines Frauchen, wie ich Dich gern hab. Kopf hoch! Nich schlappig! Du weißt, wie verhaßt mir das ist.“ Sie richtete sich auf und nahm sich mit aller Kraft zusammen. Sie drückte ihm die Hand, fest, krampfhaft. „Ich bin mutig. Ja, Elisabeth ist mutig, furchtbar mutig. Sieh doch nur, ganz furchtbar!“ Dabei liefen ihr die hellen Thränen über die Backen. Er hätte laut schreien mögen. O Gott, warum mußte es so kommen! — Immer wieder strich sie über seine Hand. „Ja, Fritz, Elisabeth is mutig, furchtbar mutig.“ Er küßte sie schweigend auf die Stirn. Er konnte nicht sprechen. Sie küßte seine Hand und mit einem schwachen Versuch zu lächeln fragte sie: „Was is Elisabeth?“ Stürmisch preßte er sie an sich. „Mein Alles! Alles!“ — „Mehr?“ — „Mein Engel!“ — „Noch mehr!“ — „Mein Herzensschatz!“ — „Un mein?“ — „Mein Liebling!“ — „Un? . . .“ — „Mein Weib!“ Da blickte sie froh auf. „Bitte noch mal.“ — „Mein Weib, mein liebes, liebes Weib.“ Er küßte sie, daß ihr der Atem verging. „Noch!“ Er küßte sie wieder. Wieder klopfte es: „Fertig zum Essen!“ Fritz wollte auffpringen, doch sie hielt ihn zurück, „Noch!“ bat sie, ihren Kopf zurückbiegend. Wieder wollte er auf. „Noch! Noch!“ Dabei trat sie mit den Füßen auf wie ein ungezogenes Kind. Mit einem letzten, tüchtigen Ruß zog er sie in die Höhe.

Hastig würgte Fritz an seinem Schweinekotelette. Die Mutter sah manchmal besorgt und ärgerlich zu Elisabeth hin. Sie sah so rot aus, so erhitzt. Der Mutter wurde plötzlich ganz ängstlich zu Mut. „Mein Gott, man darf ihr doch nicht zu viel nachgeben,“ dachte sie. „Wir verwöhnen sie zu sehr, denn es ist nicht gut, daß die beiden so stundenlang alleinsitzen. Von morgen an soll das anders werden,“ nahm sie sich vor. „Wenn doch nur die Jungens nicht auf der Universität wären, dann könnten die ein wenig um sie sein,“ seufzte sie.

Nach Tisch blieb man bei einem Glas Wein gemütlich zusammen. Die beiden „heimlich Verlobten“ saßen natürlich nebeneinander, sehr ehrbar. Elisabeth sah Fritz bittend an. Er stellte seinen Fuß auf den ihren. Sie lächelte dankbar. Die Kniee hatten sie auch einander näher gebracht. Wie es ihm so wohllich warm von ihr aus durch die Glieder zog! In ein paar Stunden war das alles steif und kalt. — Sie flüsterten miteinander, während die Eltern Haushaltungsangelegenheiten besprachen. „Bleib bei mir!“ — „Es geht nicht.“ Unter dem Tisch streichelte er ihre linke Hand. Sie rückte

mit ihrem Stuhl näher. „Leg' Deinen Arm um meine Lehne!“ — „Schag, die Eltern.“ Sie schüttelte energisch den Kopf. „Bitte!“ Wie stehend ihre großen, dunklen Augen ihn ansahen! Er legte den Arm, wie sie gewünscht, und sie lehnte sich fest dawider. Leise zog sie an der Tischdecke, bis sie lang auf ihrer Seite herabhing. Geschickt breitete sie dieselbe etwas über ihre und Frikens Kniee und faßte leise unter derselben seine rechte Hand.

„Kinder, nun redet aber auch mal was mit uns, das verlangt schon der gute Ton,“ scherzte der Vater. Fester drückte sie sich wider Frikens Arm und fest hielt sie seine Hand unter der Tischdecke, so daß er sich nicht losmachen konnte und in etwas gezwungener Haltung ein Gespräch anfang. Die Mutter merkte wohl, was ihn behinderte. Immer heftiger warf sie ihrer Tochter nicht mißzuverstehende Blicke zu. Doch vergebens. Elisabeth ließ sich gar nicht stören, sondern rückte nur näher an Fritz heran. Das Mädchen ist mir heute rein unverständlich, dachte die Mutter. Was soll nur der Bräutigam von ihr denken. Morgen muß ich doch mal ernstlich mit ihr reden.

Gegen 11 erhob sich der Vater, küßte seine Tochter — Elisabeth hing sich heute auffallend fest an ihn — drückte Fritz die Hand und verschwand im Nebenzimmer, die Uhr aufzuziehen. Die Mutter ging ebenfalls hinaus, zu sehen, ob im Haus alles in Ordnung war, daß man mit Ruhe schlafen konnte. Elisabeth warf sich Fritz in die Arme. „Bleib bei mir! bitte!“ Jetzt wurde Fritz ärgerlich. Er stampfte mit dem Fuß. „Hör' endlich damit auf. Es ist ja zu albern! Bist doch kein kleines Kind mehr.“ — „Sei nur nicht böse, nur jetzt nich noch, sonst kann ich's gar nicht.“ Fritz zwang sich gewaltsam zur Ruhe. Er strich ihr beruhigend über das dunkle, wellige Haar. Da überkam ihn eine welche, fast weinerliche Stimmung. Das arme, arme Kind! Immer wieder strich er ihr über den Kopf. Und bei dieser Bewegung fiel ihm sein Vater ein. Wenn's zu Bett ging, strich er seiner Tochter auch jedesmal so über die Haare. „Sleep well, sleep well, my lovely girl!“ murmelte er, ihre Stirn küssend, wie es sein Vater bei seiner Schwester auch that. „Fritz, ich kann nicht so allein sterben, ich kann, ich kann's nicht! Mit Dir ja, aber ohne Dich, ich kann's nicht!“ — „Dann mußt Du's lassen.“ — „Und Du? Du?“ — Es näherten sich Schritte. Sie fuhr aus seinen Armen. Er sah sie an, steif und starr, wie geistesabwesend, immer vor sich hinmurmelnd: „Sleep well, sleep well, my lovely girl!“ — Dann ging er schnell zur Thür hinaus. Elisabeth rührte sich nicht von der Stelle. . . . Plötzlich fuhr sie mit beiden Händen an die Stirn, sank in den nächsten Stuhl, stieß den Kopf hart auf den Tisch auf und weinte, würgend und heftig. Wie aus weiter Ferne hörte sie draußen auf dem Gang die Mutter noch mit Fritz ein paar Worte reden. „Und kommen Sie morgen nur nicht zu spät herunter, sonst ängstigt sich das dumme Mäd-

chen und meint gleich, Sie wären verstorben, gestorben," rief ihm ihr Vater noch nach, als Fritz schon zur Gangthür draußen war, um sich in den folgenden Stock zu begeben, wo sich die Fremdenzimmer befanden. Was Fritz darauf antwortete, konnte sie nicht verstehen. Mühsam richtete sich Elsbeth auf und schlich in ihr Zimmer. Mechanisch zog sie die Kleider ab, breitete sie über den Stuhl neben dem Bett und legte sich nieder.

Wie jeden Abend kam jetzt die Mutter. Es war dunkel im Zimmer, so daß sie Elsbeths Gesicht nicht sehen konnte. Erschrocken trat sie ans Bett, als sie schluchzen hörte. „Kind, was fehlt Dir?“ — „Nichts, gar nichts,“ stammelte Elsbeth. — „Warum weinst Du denn?“ . . . Einen Augenblick war es still. Dann begann Elsbeth zu kichern, erst schwach, dann heftiger: „Ich bin zu . . . glücklich! Hahaha!“ Laut begann sie zu lachen, immer lauter, und heftig zuckte ihr Körper und warf sie fast aus dem Bette. Die Mutter drückte sie fest an sich und suchte sie zu beruhigen. — Erschöpft sank Elsbeth in die Kissen zurück. Die Mutter ging hinaus, holte Chinin, das sie stets vorrätig hatte, und gab ihr's ein. „So! Jetzt versuche zu schlafen, und morgen ist alles wieder gut.“ — „Ja, morgen ist alles gut,“ murmelte Elsbeth, umschlang ihre Mutter und küßte sie. „Gelt, bist nicht böse?“ — „Aber, Kind . . . nein!“ — „Auch morgen nicht?“ — „Nein, Mädchen.“ Sie machte sich los. „Jetzt schlaf!“ Sie küßte ihre Tochter auf die Stirn und verließ das Zimmer.

Elsbeth starrte ins Dunkel. — „Nein, ich kanu's nicht,“ stöhnte sie, „ohne ihn kann ich's nicht!“ Unruhig wälzte sie sich hin und her. „Und er? wird er's können? Lieber Gott, laß ihn nicht ohne mich sterben,“ betete sie. . . . Die Uhr im Nebenzimmer schlug $\frac{1}{2}$ 12. Sie fuhr in die Höhe. Atemlos lauschte sie. Sie meinte, sie müßte dann etwas hören. Als es $\frac{3}{4}$ schlug, sah sie immer noch aufrecht, angestrengt laufend. Alles war still, nur die Uhr nebenan ging ihren Gang mit Geräusch. Sie ließ sich wieder zurückfallen. Nein! es konnte nicht sein, er mußte noch leben . . . sonst hätte sie es hören oder wenigstens irgendwie spüren müssen. — Erst spät fiel sie in einen tiefen, traumlosen Schlaf, vollständig erschöpft.

Fritz warf sich auch unruhig hin und her. Die Lampe brannte neben dem Bett und warf ihr mattgelbes Licht übers Zimmer. Seine Glaskapsel lag neben ihr. Auch ein gefülltes Wasserglas stand da, bereit, das Gift aufzunehmen. Aber auch er konnte es nicht über sich gewinnen, allein zu sterben.

„Sie muß zu mir kommen, anders geht's nicht.“ Er dachte nach, wie sich das wohl machen ließe. Möglich fuhr er auf und sah nach der Uhr. Es war schon zwölf Uhr vorbei. Mein Gott! Hier oben saß er, und unten war Elsbeth vielleicht schon lange tot. Es durchrieselte ihn kalt. Er sprang auf und lief durchs Zimmer. Er meinte, er müßte runter, zu ihr,

nachsehn, ob's schon geschehn war. Er rüttelte an der Thür, die er selbst verschlossen hatte. Es ist ja Unsinn, der bare Blödsinn! Es geht ja nicht. Das sollte 'ne schöne Geschichte geben, wenn ich jetzt drunten erschiene. . . . Und doch . . . er könnte ja, er hätte ja einen Grund . . ., wenn er sagte, er hätte . . ." Er lachte laut auf. So 'ne Einrichtung gab's ja auch hier oben. Die reinste Tragikomödie! Sie wußten, daß er das wußte. Nein! So ging's auch nicht. Er warf sich wieder auf's Bett. „Morgen früh werd' ich das Zeug mit runter nehmen, und wenn sie tot ist, schlud ich's auf der Stelle . . . Herrgott laß sie nicht tot sein.“ . . . Wieder lachte er laut. „Dazu ist unser Herrgott noch gut genug. Wenn's einen an den Kragen geht, kümmert man sich auf einmal um ihn. Nein! Nein! — Er schlug mit der Hand auf die Decke — jetzt will ich mich wenigstens auch nicht um ihn kümmern Aber wie bring ich sie in meine Wohnung? . . . ? Darüber grübelte und sann er, und über diesem Grübeln schlief er endlich ein, sich auch im Schlafe unruhig hin und her werfend. Mit einem lauten Schrei fuhr er gegen Morgen auf. Sein Blut raste. Er hatte etwas Schreckliches geträumt; wußte aber jetzt schon nicht mehr was. Ganz wach saß er aufrecht im Bett. — Da sprang er aus den Federn. „So früh bin ich mein Lebtag noch nicht aufgestanden,“ spötelte er, auf die Uhr sehend. Es war erst $\frac{1}{2}$ 7. Bald war er angezogen und schloß die Thür auf. Wie Blei fiel es über ihn. Wenn sie schon tot war?!

Leise schlich er zur Treppe und horchte. Er schauerte zusammen. Er hörte lautes Wehklagen und gellendes Schreien Alles war still. Seine Phantasie mußte ihm einen Streich gespielt haben. Wieder fuhr er zusammen. Er hörte Schritte von unten heraufkommen. Er blieb stehen. Jetzt schellte es. Die Thür wurde geöffnet. „Geben Sie drei Bröbchen mehr,“ sagte Elisabeth's Mutter. Erleichtert atmete Fritz auf Vielleicht war sie aber noch gar nicht in Elisabeth's Zimmer gewesen. Auf dem folgenden Treppenabsatz blieb er wieder stehen und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Er lauschte. Er meinte, jeden Augenblick müsse er einen lauten Schrei vernehmen oder irgend etwas Entsetzliches Aber alles blieb still. Er schellte. Die Mutter öffnete. Die fuhr mit einem leisen Schrei zurück. „Fritz, sind Sie krank? Mein Gott, wie sehn Sie aus? Und wie früh! Elisabeth ist auch schon aufgestanden, ich lenne Euch beide gar nicht mehr.“ — „Wo . . . wo ist sie?“ stammelte er. „In der Eßstube.“ Mit drei langen Schritten war er an der Thür — die Mutter sah ihm kopfschüttelnd nach —, riß sie auf, warf sie zu und hob Elisabeth mit mühsam unterdrücktem Jubeln in die Höhe. Er wußte sich gar nicht zu fassen. Er küßte sie ab, preßte sie an sich, hielt sie von sich, zog sie wieder fest in seine Arme, küßte sie, stammelte Liebesworte, lachte und weinte in einem Atem. Als er etwas

ruhiger geworden, sah ihn Elisabeth mit glänzenden Augen an: „Wußt gar nicht, daß Du mich so lieb hast.“ — „O Du Liebling! Schatz! Alles! süßer Kerl, Puffel! Kamel, Esel, Rader! Liebling! Puffel! O Gott! wie dank ich dir, daß sie noch lebt.“ Der Atem verging ihm. Er zog sie mit sich auf einen Stuhl und begann von vorne. Elisabeth machte sich heftig los. Auf einen andern Stuhl. Die Mutter kam mit dem Kaffee. Sie lächelte, als sie die beiden ansah. „Habt Euch ja schnell wieder erholt. Hätt'ist ihn mal sehn sollen, wie er aussah, als ich ihm die Thür aufmachte,“ wandte sie sich zu Elisabeth. „Auch Sie, Sie hätten mal das Mädchen sehn sollen. Wie ein Schatten schlich sie schon seit sechs hier herum. Was seid ihr zwei Menschenkinder!“ Die beiden erwiderten gar nichts, sondern sahen sich stumm, glücklich an.

Nach dem Kaffee zog er sie ins Nebenzimmer. „Komm, spiel' mir das Andante, Du weißt, das von Beethoven aus der Pastoralsonate.“ Sie spielte, das that wohl und beruhigte. Still setzte sie sich dann neben ihn und hielt seine Hand.

Dann erzählten sie sich, wie sie die Nacht verbracht . . . „Auch jetzt sind wir so klug wie zuvor,“ sagte Fritz. Nach einer Weile: „Willst Du's nicht doch lieber Deinen Eltern sagen, sie sind so gut.“ — „Fritz, es geht wirklich nicht.“ — „Eigentlich sollte man doch auch für die Konsequenzen einstehn können.“ — „Das wäre dann wohl mehr Deine Sache. Aber auch das hat keinen Zweck. Was sollen wir denn anfangen nachher? Sie würden uns trennen,“ sie drängte sich fest an ihn, „und das halte ich nicht mehr aus. Das geht nicht. Die haben zwar kein Verständnis hierfür, aber es geht nicht.“ — „Ich habe einen Vorschlag, Du mußt zu mir kommen.“ — „Daran habe ich auch schon gedacht. Es ist das einzig vernünftige.“ — „Aber bald, lang halt' ich das so nicht mehr aus.“

„Ich weiß, ich weiß,“ rief sie plötzlich. „Gestern schrieb mir Helene, ich sollte sie recht bald besuchen . . . so wird's geh'n.“ — „Wieder 'ne Lüge,“ knurrte er. — „Ach was, dummer Schatz, das geht jetzt nun mal nicht mehr anders, haben wir A gesagt, müssen wir auch B sagen. Laß mich nur machen.“ Sie umarmte ihn: „Küß mich!“ — „So geht's, ja, so geht's!“ begann sie wieder. Sie wurde ganz eifrig bei diesem Pläneschmieden. „Heut Mittag reißt Du ab . . .“ — „Schon?“ warf er elegisch ein. „Ja. So ist's das beste,“ fuhr sie unbeirrt fort, „und in zwei bis drei Tagen bin ich bei Dir, was ich Dir dann vorher noch mitteilen werde.“ Sie bestand auf diesem Plan, und so blieb's dabei.

Zur nicht geringen Verwunderung der Eltern sagte Fritz bei Tisch, er müsse heute schon wieder abreisen. Er hätte zu viel zu thun. Er erötete über diese Lüge. Die Eltern faßten es aber anders auf. „So doch

en tüchtiger Mensch," meinte der Vater, als die Eltern allein waren. „Reißt sich aus aller Arbeit raus, aber es läßt ihm doch keine Ruh. So lieb ich's." Auch die Mutter lobte Fritz. So waren die beiden sehr zufrieden mit dem zukünftigen Schwiegersohn. — Elisabeth war sehr standhaft beim Abschied; weit standhafter als sonst. „Auf baldiges Wiedersehen!" rief sie ihm noch nach, als der Zug sich in Bewegung setzte. Fritz ärgerte diese Standhaftigkeit ein wenig, weil er selbst sich gar nicht so sonderlich wohl fühlte bei den Gedanken an das Ende. Und dies verdammte Rütteln, Zischen, Bremsen, das durch alle Nerven ging! An der nächsten Station stürzte er zwei Gläser Bier hinunter. Er fürchtete sich vor seinen Gedanken. An seinem Wohnort angekommen, trank er auf der Bahn wieder zwei Glas. Er fürchtete sich vor dem Alleinsein. In der Nähe des Bahnhofes lag eine kleine Kneipe, dahin flüchtete er.

Das Lokal war leer. Nur im Nebenzimmer, aus dem ein unangenehmer Schnapsgeruch herüber drang, saß ein Einsamer vor einem Spitzglas mit „Dauborner“.

Ein paar Fliegen surrten wider die Scheiben, langsam tickte . . . takte die Uhr. Langsam fielen einzelne Tropfen vom Biertrahn kurz aufflatzend in die untergestellte Blechschüssel. Im Schein der letzten Sonnenstrahlen wirbelte leise der abgestandene Cigarrendampf und zog in langgedehnten Streifen wie feuchte Schleierwolken zur dunklen, fliegengefchwärzten Decke. Auch draußen war es still. Nur ab und zu hörte man die laute Stimme des Wirtes, das Schnausen eines ankommenden Zuges.

Stumpfen Sinnes sog Fritz an dem schalen Bier und sah den Rauchwolken seiner Cigarre nach, die sich mit den andern heftiger wirbelnd verbanden.

Neben der Einsame begann zu schmazen, breit und fett. Mit hartem Stoß stellte er das Glas wieder nieder und murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Rasselnd stieg es auf aus seiner Brust, in laugen Tönen, bis es zum Munde kam. Heftig gurgelnd warf er aus, immer wieder nachholend in langen, schleimigen Fäden, wie sie die Spinnen ziehen. Wieder war es still. Wieder begann der Einsame vor sich hinzumurmeln. Die Worte wurden verständlicher, die Stimme war scharf, trocken, wie ein Reibeisen. „Trink, Bruder Brendel, trink!“ hörte Fritz ihn sagen, „da unne gönne se Der doch nix mehr . . . Trink, Bruder Brendel, trink!“ Wieder unterbrach ihn ein Hustenansatz, und mit Ekel sah Fritz durch die Thürspalte, wie er sich vornüberbeugte und den Speichel aus dem Mund triefen ließ auf den schmutzigen Boden zu großen schleimigen Placken. Heftig klopfte Fritz mit dem Glas auf den Tisch. Das war ja zu scheußlich! „Trink, Bruder Brendel, trink! Da unne gönne se Der doch nix mehr,“ klang es wieder im selben Ton

von neben an, und dasselbe harte Aufstoßen des Glases. Da lachte Fritz spöttisch vor sich hin. A ha! warum sollte er gehn? Dummes Zeug! Das war ja ebenfalls ein Todesandidat, nur durfte er eines ehrlichen Todes sterben. Dafür war seiner aber reinlicher. . . Wieder klopfte er, heftiger als das erste Mal. Er ließ sich ein neues Glas geben.

Einige Augenblicke tropfte es schneller vom Krähne in die Schüssel. Bald aber ging's wieder im selben Zwischenraum. Und die Uhr tickte. . . takte, die Fliegen summten, surrten, der Trunkenbold hustete und ermutigte sich ab und zu durch seine Worte zu einem neuen Schnaps. Jedesmal aber, wenn er sagte: „Trink, Bruder Brendel, trink! Da unne gönne se Der doch nix mehr,“ setzte auch Fritz an und that einen tüchtigen Schluck. So saßen sie bis spät in die Nacht hinein. Und dann taumelte der Bruder Brendel links die Straße hinab, und Fritz ging ebenfalls unsicheren Schritts rechts die Straße hinauf seiner Wohnung zu.

Mechanisch machte er Licht und mechanisch sah er nach, ob kein Brief da liege vom Schatz. „Schafskopf!“ schalt er sich selbst, er kam ja gerade erst von ihr.

Unsicher flackerte das Licht in seinen Händen und warf zitternde, schmale Streifen auf das Christusbild. Hin und her suchte es durch das schmerzverzogene Antlitz, als wollte es laut aufweinen.

III.

Mit wirrem Kopf erwachte Fritz am andern Morgen. Es war noch dämmerig im Zimmer. Laut fluchend sprang er aus den Federn, denn es kribbelte ihm wie Ameisen im Schädel. Beim Kämmen hatte er ein Gefühl, als sollte er kalpiert werden, als beschwerte sich jedes Haar extra über schlechte Behandlung und wollte ihm zum Tort aus der Wunden Kopfhaut brechen. Eiligst machte er sich an die frische Luft. Das that wohl, das kräftigte. „Jetzt sind's der Dummheiten genug,“ sprach er vor sich hin. „Um das bißchen Leben sich so anzustellen. Zu elend, jämmerlich! Pfiu! In betrunkenem Zustand kann jeder abkragen, aber nüchtern und ohne Verrücktheit, das ist eben das Kunststück.“

Als er wieder nach Hause kam, hörte er schon auf der Treppe lauten Lärm in seiner Stube. Mit drei Säßen war er oben und lachte aus vollem Halse, wie er seinen Freund Otto sah, der sich bemühte, die Schlafstübenthür aufzubringen, die Fritz abgeschlossen hatte. Verdußt sah sich Otto um. Als er Fritz erblickte, ging er freudig auf ihn zu. „Gott sei Dank! Ich dachte schon, Dir wär' was passiert.“ Er schüttelte ihm kräftig die Hand. Fritz war ganz gerührt. „Mensch, wo hast Du denn gesteckt?“ fragte Otto. Fritz zog ihn nahe zu sich heran, beugte sich und schrie ihm

ins Ohr: „Bei meiner Braut!“ Entsezt fuhr Otto zurück: „Scheusal!“ Fritz schloß die Schlafstubenthür wieder auf. „Nun sag' mal, warum um Himmelswillen schließt Du die Schlafstube ab, wenn Du nicht drin bist?“ — „Privatvergnügen . . . Frau Groß zu ärgern.“ — „Andre Leute schließen ab, wenn sie . . .“ — „Himmelbombenelement! Andre Leute! Was gehn mich andre Leute an. Muß man beim alles machen wie dies Herdenvieh?“ Otto lächelte und setzte sich. Fritz schruppte auf die Tischkante. „Nun aber Scherz bei Seite, Fritz. Ich hörte gestern von der Großen, Du hättest ein Pistolenduell?“ — „Stimmt!“ — „Dachte, Du wärst ein prinzipieller Gegner von dem ‚Schwindel‘?“ — „Stimmt!“ — „Sagtest noch vor acht Tagen, würdest Dich nie auf solchen ‚Unsim‘ einlassen.“ — „Stimmt dito.“ — „Mensch, so gib doch endlich vernünftige Antworten!“ — „Wer heißt Dich denn vernünftig fragen, he?“ Otto schlug die Beine übereinander. — „Hör' mich jetzt mal ruhig an.“ — „Los!“ — Du hast Dich nie mit solchem Zeug abgegeben. Du weißt, ich um so mehr. Drum frag' ich Dich, ob Du mir den Kunden nicht abtreten kannst. Gäb' ihm mit Freuden einen Deutzettel.“ Fritz reichte Otto die Hand. „Alter, guter Kerl! . . . Es geht aber wirklich nich. Meine sogenannte Ehre hängt ganz davon ab. Außerdem wär's eine schauderhafte Gewissenlosigkeit, Dich dem Gegner auszuliefern.“ — „Sag' wenigstens, wer es ist.“ — „Fällt mir nich ein!“ — „Na, dann wie er aussieht?“ — „Ein dürrer, langer, hohl-äugiger Kerl, nichts als Knochen und klapperndes Gebein. Aber trefflicher! der beste Pistolenschütze.“ — „Der lange Schmidt?“ — Fritz wollte sich ausschütten vor Lachen. „Zu famos! Nimm's nich übel!“ Er konnte sich gar nicht beruhigen. „Schmidt? Kostbar! Siebt zwar viele Menschen, wo Schmidt heißen, aber der heißt anderscht.“ Otto hielt seinen Arger gewaltfam zurück. „Kenn' ich ihn?“ — „Natürlich! bist ja Mediziner! Weißt Du, ein recht verkommener Universitätsbunzler und urbemoestes Haupt. Ohne bestimmtes Metier. Allen psucht er ins Handwerk, Euch Medizineren aber am liebsten. Hat's faustdic hinter den Ohren. Dabei thut er gerne gar zu gutnützig. Zwar, er frißt lei Treppengeländer, beißt lei Schrauben ab un macht nit in die Kirch', wie man bei uns sagt, aber . . .“ — „Nun! dann raus mit der Sprache!“ — „Sun? — Den Vornamen will ich Dir noch verraten: Hans! Feiner Name? Was? Wie alle Kanarienvögel. Stammt aus sehr altem Geschlecht, Aristokrat vom reinsten Wasser. Dabei aber vorurteilslos, sag ich Dir, vollständig vorurteilslos. Kommt ihm nicht drauf an, auch so 'ner bürgerlichen Kanaille den Garaus zu machen. Kurz F. K., feiner Kerl, wie Ihr sagt.“ Otto war aufgestanden. „Fritz! nun zum letzten Male: bitte sag' mir den Namen!“ — „Donnerwetter, nein! Nein!“ Länger konnte Otto auch nicht mehr an sich halten. „Kerl!

damule nich so mit den Beinen, das macht mich nervös!“ Fritz ließ sich nicht stören. „Bist ein gräßlicher Mensch,“ stöhnte Otto. — „Freut mich auch mal von Dir zu hören.“ — „So nimm doch Vernunft an! Wenn Dir was passiert, will ich ihn doch fordern können. Dazu brauch' ich doch seinen Namen!“ — „Dann is es dazu immer noch Zeit genug.“ Otto fiel ein neuer Ausweg ein: „Dann mach' mich zu Deinem Sekundanten.“ Fritz blinzelte vergnügt. „Überlistest mich doch nich. Hab' schon einen. Einen ganz samofen, kleinen, appetitlichen Kerl, sag' ich Dir, un folgt auf Leben un Tod.“ — „Du bist unausstehlich!“ schrie Otto ihn an, „adieu!“ — „Au revoir, mein Lieber.“ Wütend schlug Otto die Thüre hinter sich zu. Fritz lachte. „Unbezahllbar! Wie der dumme Kerl in seinem Biereifer gar nichts merkte. Hans! Hahaha! Hans Wors! Zu famos!“ Sein Blick fiel auf die Schlafstübenthür. „Auch auf den Keim is er gekrochen. . . Jetzt werden se uns wenigstens ein paar Stunden ungestört tot sein lassen. Probatum est.“

Er griff nach dem Revolver und schoß.

Er schob sich wieder auf die Tischkante. „Der gute Kerl. — Alter, braver Freund! Wenigstens einer, dem's leid thut, wenn man nicht mehr vorhanden. . . — Ach was! Nur keine Nührung!“ Er sprang auf und rief seiner Wirtin. Sie erschien sogleich, als wenn sie schon gewartet hätte. „Ei, wisse se denn schon, Herr Hansing, der Professor, na, wie heißt er, der von der Schöogaphie, na, Sie kenne en ja, der hat sich erschosse. Denke Se sich, gestern hat er sich erschosse. So e Mann! So e Sind! Abber ich hab's schon lang gesagt, daß es nit richtig mit em is. Wisse Se! Da ging er als vorbei“ — sie deutete zum Fenster hinaus — „un da stan er als ganz lang un legte de Händ' an de Kopp und schüttelt' en un dann ging er widder e Stick un dann stan er widder un schüttelte als mit em Kopp. Da hab' ich schon zur Beckern gesagt, daß es nit richtig mit em is, un gestern, denke Se sich, gestern hat er sich erschosse. Er war gleich dot.“ Ganz außer Atem war sie gekommen vor lauter Eifer. Fritz war etwas bleich geworden. „Die Sind! die Sind! Abber ich hab's gleich gesagt, daß es nit richtig mit em is. — Un die Frau, denke Se sich, Herr Hansing, so eu große, schwarze Schleier hat se sich gekauft, un heut morgend sin se schon all in schwarze Kleider rungelaufe, un die zwei Mäbercher hatte auch schwarze Strümp au, denke Se sich, so Leut! . . . Denke Se sich!“ — „Na ja! Der Mann hat recht gehabt, der war den Krempel eben leid.“ Sie schlug die Hände überm Kopf zusammen. „Ree abber so was, Herr Hansing! Die Sind! die Sind!“ — „Herrgott uochmal! weiter wissen Se auch gar nichts. Immer mit Ihrem die Sind! die Sind! Wollen Sie vielleicht über ihm zu Gericht sitzen? he?“ — „Ach

Gott! Ach Gott, Herr Hansing!" Sie fuhr sich mit der Schürze an die Augen. „Na, dann bringen Sie mir meinen Kaffee.“ Gebrückt schlich sie zur Thüre hinaus.

Fritz ging unruhig hin und her . . . „Jetzt hab' ich doch einen anständigen Vorgänger in dem Fach. Wenn ich mir denke . . . Herrgott! wie kann sich der Esel nur erschießen, hat Familie und Geld, Geld! Zu dumm! Mir unverständlich . . . Werde mal Otto inquirieren.“

Er stieg die Treppe hinauf. Ohne anzuklopfen trat er ein. Otto saß vor seinem Mikroskop und drehte sich nicht um. Fritz tippte ihm auf die Schulter. „Du!“ — „Was soll's?“ — „Aha!“ dachte Fritz, „dem liegt's noch von vorhin im Magen.“ Er ergriff seine Hand. „Komm! alter Kerl, sei nicht böse über meine Festigkeit, ich hatt's längst wieder vergessen. — Übrigens hast Du's schon gehört, da der, der Geographitus, das Schaf, hat sich erschossen?“ — „Mäßige Dich ein wenig, wenigstens Deine Ausdrücke.“ — „Na hör mal! Wenn einer Frau und Kinder hat und sein gutes Einkommen, warum soll er sich erschließen?“ — „Giebt doch wohl noch andre Gründe!“ — „Mensch, sei doch nicht so knurrig! Red' mal! Der Kasus interessiert mich.“ — „Außerdem war er jedenfalls irr als er's that.“ . . . „Gaha! Wenn's ein Professor oder so was is, sagt Ihr das immer. Das Delorum is gewahrt, un der Pope kann ihm noch obendrein ne schöne Rede halten.“ — „Das ist nicht wahr!“ fuhr der andre auf. „Jeder Selbstmörder ist im Augenblick der That nicht bei Sinnen.“ — „Da sind ja die Herren Selbstmörder sein raus.“ Fritz schob das Mikroskop bei Seite. „Na laß mal Deinen Guckkasten fünf Minuten in Ruhe und hör mich an. — Kann man durch einen plötzlichen Schreck verrückt werden?“ — „Ja und nein. Ja, wenn der betreffende erblich belastet ist und ein Mensch, der sich auf einen plötzlichen Schreck hin töten würde, wäre dies. Seine That bezeichnete eben den Ausbruch des Irtsinns. In der Regel sonst nicht.“ — Otto wurde eifriger. — „Es folgt auf den Schreck ein Zustand, wo der betreffende scheinbar sein psychisches Gleichgewicht wieder erhält. Nach einiger Zeit erst beginnt er zu kränkeln, und dann erst tritt die Psychose ein. Wenn überhaupt eine eintritt, denn auch hierzu gehört eine Prädisposition.“ — „Jetzt bin ich so klug wie vorher.“ — „Dann lies Kraft-Ebings Psychiatrie, dann wird's Dir klarer werden.“ — „Kann denn jemand so nach und nach irrsinnig werden, wenn er irgend etwas schreckliches erwartet und immer hieran denken muß?“ — „Allerdings! Das ist das Schlimmste. Meist unheilbar.“ Fritz schwieg eine Weile. — „Wenn ich mich nuu in diesem Augenblick erschösse, hier vor Deinen Augen, würdest Du mich dann auch für verrückt halten?“ — „Allerdings!“ — „Mensch! ich bin ja aber gar nicht verrückt.“ Otto lachte. „Du willst Dich ja auch gar nicht er-

schließen.“ Fritz biß sich auf die Zunge. Beinaß hätte er sich verraten. „Und wenn ich mich nun doch erschöffe?“ — „Dann wärst Du auch irrsinnig.“ Fritz laute an den Lippen. Er hätte so gerne noch mehr gefragt, aber es ging absolut nicht, sonst mußte der was merken. Otto vertiefte sich wieder ruhig in sein Mikroskop. Nach einer Weile fragte Fritz: „Geßt Du mit zur Beerdigung?“ — „Nein!“ — „Wann is se?“ — „Morgen um halb vier.“ Er packte Otto am Arm und rüttelte ihn. „Mensch! sei nicht so langweilig!“ Ein Präparat fiel bei der heftigen Bewegung vom Tische und zerbrach am Boden. Wütend sprang Otto auf, die Stirnader schwoß ihm, er packte Fritz am Handgelenk. Zornrot suchte der sich zu entwinden. Heftig schüttelten sie sich, ohne einen Laut auszustößen. Plötzlich ließ Otto los. „Ich glaube wahrhaftig, Du hast mich angesteckt mit Deiner Verrücktheit.“ Fritz stürmte zum Zimmer hinaus, ohne ein Wort zu entgegnen. Otto blickte ihm lange kopfschüttelnd nach. „Das muß anders mit ihm werden. Er ist so gereizt, nervös runter, sonst nimmt's bald ein böses Ende!“ Inzwischen rannte Fritz wieder unten auf und ab. . . . „Bin ich nun verrückt oder bin ich nicht verrückt? Schon dieser Zweifel zeigt, daß ich verrückt bin. . . . Wenn ich aber verrückt wäre, würde ich doch nicht daran zweifeln, verrückt zu sein. . . . Folglich bin ich nicht verrückt. . . . Wie komme ich aber überhaupt auf diesen Gedanken, verrückt zu sein, wenn ich nicht verrückt bin? . . . ?“ — Erschöpft fiel er schließlich in den nächsten Stuhl.

Am andern Mittag stellte sich Fritz pünktlich am Trauerhause ein. Es war ihm merkwürdig feierlich zu Mute. „Grabe als ging's zu meinem eignen Begräbnis,“ dachte er und erschraf gleich darauf über diesen Unfinn. Dem Trauerhaus gegenüber unter der gaffenden Menge stand auch ein Bäuerlein, gar ehrerbietig die Mütze in der Hand, mit fromm-ernstem Gesicht. Als sich der Zug in Bewegung setzte, der Sarg, die nächsten Leidtragenden vorüber waren, legte sich ein verschmigtes Lächeln über das stoppelige Gesicht. Er klopfte seiner, Mund und Nase aufsperrenden Ehehälft auf den Rücken, und Fritz hörte ihn sagen: „Do git's lange Gebärren un korze Brodwärcht.“ *) Die Umstehenden lachten, auch Fritz. „Ja! so war's.“

Die Militärlapelle spielte den Chopinschen Trauermarsch. „Grabe wie für mich gemacht,“ dachte Fritz wieder, denn es war sein Lieblingsmarsch der Art. Es war warm. Die Sonne hatte noch Macht und der Weg war weit, durch staubige, schmale Gassen. Plötzlich hörte Fritz den Trauermarsch eine Oktave höher, in den abscheulichsten Fissetönen. Erschrocken sah er auf. Ringsum die Leute schwahten und tappten ruhig weiter. Unruhig blickte

*) Lange Gebete und kurze Bratwürste. Heßische Redensart.

er nach vorn. Da benahm's ihm den Atem. Er sah sich einen anderen Leichenzug entgegenkommen. Die Pferde tänzelten und drei Geistliche hüpften wie die Dermische hinterdrein. Sie hatten Bratwürste in den Händen, die sie gegeneinander schwingen. Hinterher sprang alles im $\frac{3}{4}$ -Takt und biß in kurze, dicke, triefende Bratwürste. Immer näher kam der Zug. Da auf einmal . . . kurz vor ihm war es zerflossen, dieser ekelhafte Leichenzug. Wieder blickte er nach vorne. Ein anderer Sarg kommt daher spaziert. Er liegt drin. Bläß und tot. . . An ihm vorüber. Nach einer Weile — er greift mit der Rechten an die Brust, die sich schmerzhaft zusammenkrampft — kommt sein Vater. Erst aus weiter Ferne. Dann immer näher. Ganz ergraut ist er. Die Gestalt tief zur Erde gebeugt. Und in der Hand hält er ein großmächtiges Taschentuch, mit dem er die Thränen abtrocknet. Es hängt ihm wie eine durchnähte Kaisergeburtstagesfahne bis zu den Knien herunter. Lautschluchzend zieht er an ihm vorüber. . . . Es kommt seine Mutter, ebenfalls grau und alt geworden. Dann seine Schwester. Dann Verwandte und Freunde. Alle weinend. Alle mit demselben großen Taschentuch. . . . „Und ihre Thränen fließen, wie's Bächlein auf den Wiesen.“ Ha, so ist's! Grad wie im Struwelpeter. Er hält sich an seinem Nachbar fest und beißt die Zähne zusammen, um nicht laut auf . . . zu lachen oder zu weinen. Er weiß es selbst nicht recht. Mürrisch läßt sich der Nachbar als Stütze gebrauchen. „Mein Gott! Die Verwandten gehören vorne hin. Da ist für derlei Fälle Vorzeige getroffen. Was thut der hier heulen und verdirbt einem die gute Laune.“ . . . Endlich stehen sie am Grabe. Neben werden gehalten. Eine immer länger als die andre. Eine immer lobhübeluder als die andre. . . . Fritz atmet auf: „Endlich ist aus dem bissigen Alten der weißgewaschene Engel geworden,“ brummt er. „Das war das beste Gegengift gegen vorhin,“ denkt er. „Lange Gebärter ein kurze Brodwärstcht. So ist es. Ganz genau so!“ Dann eilt er nach Hause.

Ein Bote hat ein Telegramm gebracht. „Komme heut Abend um zehn. Elisabeth,“ lautet es. „Endlich! Es ist auch höchste Zeit. Bin so wie so schon ungefähr fürs Narrenhaus reis. . . . Jetzt noch das Schwerste,“ murmelt er und greift nach dem Briefpapier, seinem Vater noch ein paar Worte zu schreiben. Noch einmal schießt der Gedanke empor, jäh und heiß: Alles bekennen! Neuanfangen, weiterleben. Er fährt sich durch das feuchte Haar. „Nein, es geht nicht mehr. Die letzten Tage haben mich vollends ruiniert. Es ist aus.“ Lange laut er an der Feder, er kann nicht über das „lieber Vater“ hinauskommen. Endlich nimmt er einen Anlauf.

„Wenn Du diese Zeilen bekommst, bin ich tot. Elisabeth auch. Ich habe sie geschwängert. — (Mit Wollust schreibt er dies brutale Wort. Es thut ihm wohl, das endlich loszuwerden.) — Bitte, begrabt uns zusam-

men. Wirst das verstehen. Bist ja noch aus der romantischen Zeit. Einige Rechnungen stehn noch aus. Schulden noch etwa 150 Mark, ich hab's in meinem Notizbuch, das im Haustock steckt, notiert. Bitte, bezahl' sie. Bist ja dann alle Geldsorgen um mich los.

Behalt mich ein klein wenig trotz alledem lieb.

Grüß die Mutter und das Wurm — (so nannte er seine Schwester, weil sie auch Elisabeth hieß und es ihm unangenehm war, so noch jemand anders außer seinem Schatz zu nennen). —

Bitte! bitte! vergebt

Euerm Fritz.“

Er legte den Kopf auf den Tisch und — weinte.

Dann überflog er nochmals die Zeilen. Mehr konnte er nicht schreiben. Alles andre konnten sie sich ja auch denken. Rasch steckte er das Blatt in ein Couvert, schrieb die Adresse, klebte eine Marke auf und steckte den Brief in die Tasche, um ihn heut Abend, wenn er Elisabeth abholte, in den Zug zu werfen.

Einen neuen Bogen Papier entfaltete er. Ein paar Freunden wollte er doch auch noch etwas schreiben. Er dachte nach. . . . Was? . . . Ein irres Lächeln glitt über sein Gesicht. Er holte seine Schere, halbierte ein paar Blätter und schnitt sie durch. Jetzt sah es grade aus wie eine Verlobungsanzeige. Er umranderte sie schwarz und begann zu schreiben. . . . Nach einer Weile hielt er ein, prüfte und las:

Als Tote empfehlen sich:

Fritz Hansing Elisabeth Winkel

Hades a. Styx.

Selbstmördergasse 42. 1. Gang 2. Grab links.

Zufrieden lächelte er. So machte sich's. Noch einige solche Verlobungsanzeigen schrieb er, adressierte und schob sie ebenfalls in die Tasche.

Rastlos lief er dann wieder durchs Zimmer, mit unruhig flackernden Augen.

Als es ganz dunkel geworden, ging er auswärts essen.

Endlich! endlich! war's Zeit, an die Bahn zu gehn.

— Elisabeth hing sich fröhlich an seinen Arm. Das machte ihn wieder stutzig. „Woher sie nur die gute Laune hat? Der Henker mag's wissen! — Zwar, es ist ja angenehmer, als wenn sie konstant heulte, aber so ein kleinwenig könnte sie doch gedrückter sein, daß er etwas zu trösten, aufzurichten hätte.“ Jetzt kam er sich fast überflüssig vor. Leise schlüchzen sie die

Treppe hinauf, daß niemand etwas merke. Alles ging gut. Jetzt waren sie sicher.

Elisbeth küßte ihn heftig und zog ihn mit ans Fenster. Eng aneinander geschmiegt blickten sie zum tiefdunklen Himmel, der mit Sternen überfät war.

„Wie schön! wie schön!“ flüsterte sie. „So schön hab ich's noch nie gesehn.“ — „Das kommt daher,“ entgegnete Fritz, „daß es uns nichts mehr angeht. Wir sind objektiv, und da sehn wir dann endlich, wie schön die Welt ist, wenn wir unsre kleinen Schmerzen und Schmerzchen abgethan, die uns jeden wahren, ruhigen Genuß verderben.“ Elisbeth lächelte: „Alter Vär! nimm's nicht übel. Mir kommt's so schön vor, weil Du bei mir bist.“

Fritz schwieg etwas gekränkt. Elisbeth konnte sich gar nicht sattsehn. „Und siehst Du, Fritz, der liebe Gott ist auch nicht böse auf uns. Ich habe so lange darum gebeten, jetzt weiß ich's und bin ganz ruhig. — Ich hab' ihn gefragt, was wir denn anders thun sollen? Ach, er weiß ja, daß wir gerne leben blieben. Aber es giebt keinen Ausweg. — Gestern war ich noch so außer mir. Da hab' ich gebetet und gebetet. Seitdem bin ich ganz ruhig.“ — „Eigentlich hättest Du katholisch werden müssen,“ meinte Fritz. — „Seh! sei nicht garstig!“ Sie schlug ihm auf den Arm. Das schien ihr als Stockalvinistin der größte Schimpf. — „Woher weißt Du denn so genau, daß es nach dem Tode überhaupt noch was giebt? . . . Wenn nun alles alle is?“

Sie kammerte sich schauernd an ihn. „Bitte nicht!“ Die Thränen schossen ihr in die Augen. „Ich hab' Dich ja erst so kurz. Ich will Dich noch lange, lange, ewig haben — dort oben.“ Fritz unterdrückte einen Seufzer. „Wenn man doch auch seiner Sache so sicher sein könnte. — Und wie stellst Du Dir denn das eigentlich mit unserm Kinde vor?“ — Ihre Augen glänzten. „Das treffen wir auch dort oben. Fritz! sieh, darauf freu ich mich auch. Ach, ich kann Dir's gar nicht sagen. Und dann sind wir Drei immer zusammen. Und dann,“ — sie schmiegte sich erröthend an ihn — „dann sind wir so glücklich. Und weißt Du, wie's in der Bibel heißt, die Engel freien nicht u. s. w.“ — sie stockte — „weißt Du, auch davon sind wir dann frei und . . . und dann ist alles noch viel schöner.“ — Er sah sie starr an. „Hm! die ist also auch verrückt,“ dachte er. Laut: „Du weißt ja immens genau Bescheid im Himmel.“ — „Es steht ja doch in der Bibel!“ Er fuhr sich durch die Haare. „O diese Logik!“ stöhnte er. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder,“ fuhr's ihm durch den Kopf. „Herrgott! wär's doch auch werden könnte!“ Sie trat ins Zimmer zurück. „Komm! Eschasing, wir wollen Licht anstecken.“ — „Hast recht, sonst kommen wir nie zu Ende.“ Als die Lampe brannte, stellte sie sich vor das Christusbild. „Und wofür

wäre denn sonst der Herr Jesus gestorben?" Sie sah in sein zweifelndes Gesicht. Da überkam sie auf einmal die alte Angst. Sie fiel nieder und flehte: „O bitte, bitte, lieber Herr Jesus, laß uns wieder zusammenkommen!“ Fritz trug sie zum Sofa. Da saßen sie lange . . . lange, die Hände ineinander gepreßt. Elsbeth heiße, flehende Worte murmelnd, Fritz erst zweifelnd, dann stehend, dann überwältigt von der Innigkeit ihrer Worte, in Gedanken mitbetend, mitringend um Ruhe, Befreiung von allen Qualen und Zweifeln.

Und da kam es über sie, beruhigend, erquickend, erlösend, wie großer, ewiger Friede.

Auffjubeln hätten sie mögen. Frei, frei waren sie von allem Elend.

„Jetzt wollen wir schlafen gehn,“ flüsterete er leise. Sie küßte ihn. „Du lieber, lieber Schatz! Gelt, ich hab' recht?“ Er nickte. Ja, sie hatte recht. Und wenn sie auch nicht recht hätte, wer bürgte denn dafür, daß er recht hatte? Keins von beiden ließ sich beweisen. Welches mußte man glauben. Ihr Glaube aber war jedenfalls der beglückendere.

Fritz zog die Jacke aus. „Könnest mir mal dies elende Hemdenknöpfchen rausmachen! Will zum Schluß wenigstens alle Vorteile des Nichtungesellendaseins auskosten.“ Sie lachte, half ihm und küßte ihn. „Liebling! — Dein Weib war ich schon lange, jetzt bin ich auch einmal noch Deine Frau.“ Dann ging sie ins Schlafzimmer. Nach einer Weile rief sie: „Komm!“ Er verschloß die Schlafstübenthür.

Den andern Morgen gegen sieben erschien Otto.

„Fritz!“ rief er. Keine Antwort. Nochmals rief er. Alles still.

Er drückte auf die Klinke der Schlafstübenthür. Sie war verschlossen.

„Ist der aber früh ausgeflogen!“ murmelte er. . . . „Schon in aller Hergottsfrühe, um fünf, hat er dreimal geschossen. Sonderbar. Ob heute das Duell ist?“ Wieder rüttelte er an der Thür. Sie gab nicht nach. Er schüttelte den Kopf. „Unbegreiflich! Sonst war er doch der geborne Langschläfer. . . . Jedenfalls ist heut Morgen das Duell. Anders läßt sich's nicht erklären. Hoffentlich ist's ihm gut gegangen.“ Nachdenklich ging er auf und ab, nochmals überlegend, wer wohl der Gegner sein könnte. Dann verließ er das Zimmer.

Die Thür hatte er, zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, aufstehn lassen.

Ein heftiger Windstoß fuhr durchs Fenster und warf sie mit einem lauten Krach in die Angeln. Einen Augenblick horchte Otto auf. Dann ging er weiter. . . . Das Christusbild war von der Wand gefallen und am Boden zerklürrt.

„Erotika.“

Skizze von Valentin Traudt.

(Kauschenberg.)

Fast unerträglich sinnverwirrendes Flammengefunkel bricht sich in den tausenden von geschliffenen Krystallen, welche die vielarmigen Leuchter zieren. . . Auf rotsamtnen Stühlen wiegen sich üppige Frauen mit halbentblöhten Busen, deren leichte Spitzenumrahmung mehr verrät, als sie verhüllen soll. Zur Seite und im Hintergrund des Saales stehen die tadellos gekleideten Herren, matt lächelnd. —

Verstohlene Blicke, kaum bemerkbares Augenwinken, vielsagendes Fächerwedeln, phantasiebethörendes Bewegen der blumengeschmückten, zarte Duftwellen hauchenden Schultern. . . .

Goldgefaßte Niesenspiegel vervielfältigen das zauberhafte Bild.

Nings kein wunschloses Herz.

— — Da steigt am Arme eines blassen Mannes in rotseidener Robe, eine dunkelrothe Rose im Rabenhaar, die junge Künstlerin auf das Podium. Den großen Strauß legt sie neben den Notenhalter des geöffneten Flügels. Sie spielen zusammen „sein“ neuestes Werk. — „Erotika.“ —

Aller Augen folgen ihnen.

„Welch interessanter Mann!“ geht es von Mund zu Mund, und manches Frauenauge schaut seitwärts in die Spiegel und überfliegt prüfend den eigenen Leib. . . Seltsam. . . Die Männer drücken das Monocle fester in das Auge, wischen die Gläser des Kneifers, um die Virtuosa zu bewundern.

„Prächtiges Weib!“ — — „Diese Augen!“ — — „Diese rosige Büste!“ — —

Ein Flüstern, ein leises, warmes Durchzittern der Nerven. . . Die Richter brennen auch zu hell. . . Die Augen schmerzen!

Lautlose Stille. . . Nur heftigeres Atmen hier und da!

Der bleiche Mann spielt hintertreibend und sie noch hintertreibender. Sie können nicht anders. . . so ist es vorgeschrieben. . .

„Erotika!“

Wie leises Flüstern in der Jasminlaube, durch welche der Mond webt, wie Nachtigallenlaut, erstes Stammeln unschuldiger Liebe. . .

Aber die Hörer verstehen das nicht. Einige rücken unruhig auf ihren Plätzen.

Da! — Sie berührt ihn mit dem äußersten Ende ihres Spitzenkleides. . . Er blickt seitwärts. Eine Mutwelle wirbelt nach seinem Hirn, der Rosenduft des Straußes bestrickt ihn und — — die Weifen werden feurriger, heißer, begehrender. . .

Das Säufeln der Blätter schweigt; die Nachtigall ist verstummt, aber es klingt wie koseudes Umarmen, Kauschen eines Sommerkleides. . . .

Die Augen der Frauen glänzen feucht, die Stirnen werden rot und röter, die Brust glühender, rascher atmend, die Blicke kühner. . . Und die Männer? — — O, die wissen, was es bedeutet. Sie suchen Blicke und finden sie. . . Ein stummes Nicken, ein flüchtiges Berühren des nackten Armes mit der feuchtwarmen Hand. . .

„Erotika!“

— Und die Spieler? —

Er mußte übergreifen und streifte, erst unwillkürlich, dann aber absichtlich ihren Busen. . . Sie lächelt, neigt ihm den Kopf zu. . . Die Tasten werden feucht. . . Sie berührt ihn öfter. . . Zufall? . . Er erwidert!

Die Töne verschlingen sich brünstiger wie heischende Menschenarme, sie beben wie schwellende Leiber, sie küssen, kosen, locken. . .

Er kennt sie nun und sie ihn auch!

Er rückt mit dem Fuße näher; sie will entweichen, aber kommt doch; es durchschauert ihn und die Töne hallen durch den Saal wie aus der Lustlaube eines Sultans, der in den Armen seine entblößte Lieblingsflavin hält, die ihm gehorcht. . . Wie das bebt und begehrt. . . Und nun ein wirrer Akkord — das Aufschreien der höchsten Fleischeslust. . .

Alle fühlen es!

Der Künstler zuckt zusammen. . . Was ist ihm? — —

— Das Spiel ist verklungen.

Beide erheben sich. . . Sie flüstert ihm bei dem folgenden Quartett etwas ins Ohr. . .

„Ich kann nicht!“ erwidert er tonlos. — —

Seine überreizte Phantasie hat ihn betrogen; er sieht graufahl aus, als habe er ihre Schönheit schon gekostet? Auf jeder Wange brennt ihm ein roter Fleck. . . Seltsam!

„Erotika!“

Sie schreitet zum Büffetfaal. . .



Der Alchimist.*)

Von Arthur Pfungst.

(Frankfurt a. M.)

§ Gleichwie ein mächt'ger Strom aus dunkeln Tiefen
 Zu Tage tritt und tosend rauscht ans Licht,
 Ein Sohn der Wasser, die verborgen schliefen,
 Ein rauher Sklave, der die Fesseln bricht
 — So wachen auch in unerforschten Quellen
 Die neuen Zeiten auf aus altem Fann;
 Wo ist die Kraft, die über ihre Wellen,
 Die über ihren Lauf gebieten kann?
 Wo ist die Macht, die zeugend prägt die Zeit
 Auf's neu' von Ewigkeit zu Ewigkeit?

Der Schoß der Gegenwart die Zukunft trägt,
 Und in der Menschen Thaten ruht die Kraft,
 Die jegliche Epoche anders prägt,
 Und neuen Zeiten neuen Inhalt schafft.
 Es wählt sich selbst die Menschheit ihr Geschick,
 Die Thaten sind die Richter, die entscheiden,
 Sie sitzen zu Gericht mit hartem Blick,
 Verkünden Glück, Vernichtung oder Leiden.
 Die Zeiten fliehen, kommen, wie sie kamen,
 Die Zukunft bringt die Frucht aus früh'rem Samen.

Die Menschheit ist ein brütender Vulkan,
 Der auf- und niederwogt in Feuersglut,
 Der immerdar zum Lichte strebt hinan,
 Mit Kräften, die Jahrtausende geruht.
 Wie unterird'sche Feuer Flammen speisen,
 Die übermächtig ihre Fesseln sprengen,
 Daß Berge, Feuerbrand gebärend, kreisen,
 Der Banden spottend, die ihr Sein beengen —
 So zittert auch das All in dumpfem Krachen,
 Wenn Völker aus dem langen Schlaf erwachen.

Als Kasaris an des Jahrhunderts Wende
 Zur frühlingszeit erschien in deutschen Landen,
 Ging eine Weltepoche still zu Ende,
 Ein neues, gold'nes Alter schien erstanden.
 Der finst're Priestererglaube, der die Welt

*) Sechster Gesang aus dem in nächster Zeit erscheinenden zweiten Teil der epischen Dichtung „Kasaris“ (siehe „Gefellenschaft“, Jahrgang 1890 Heft V und 1892 Heft V).

Verdüsterte gleich einem Trauerschleier,
 Der Wahn vergang'ner Zeiten war zerstückelt, —
 Es atmeten die Geister wieder freier;
 Es wich die Nacht und es begann zu tagen
 — Die Menschheit wollte nicht mehr fromm entsagen.

Die Sonne küßt zuerst die Bergeshöh'n —
 Die Fürsten und die Großen, die voll Macht
 Erhaben über den Nationen stehn,
 Sie sah'n zuerst das Licht in dunkler Nacht.
 Da wähten sie das Heilige versunken,
 Zerßört die Sitte und den Himmel tot,
 Sie rasten durch das Leben daseinstruken
 Und ihren Küsten wehrte kein Gebot. —
 Sie feierten den ersten Sonnenstrahl,
 Doch ihre Feier ward zum Bacchanal.

Die Herrschenden verspotteten die Pflicht
 Und jagten zügellos nach Sinnenlust,
 Sie lauschten auf die leise Stimme nicht,
 Die trohig mahnt in jeder Menschenbrust,
 Sie reckten sich aus langem Schlaf empor,
 Wie unbeholf'ne ungeschlachte Riesen,
 Sie traten kraftgeschwellt ans Licht hervor,
 Es klang ihr Ruf: „Gebieten und Genießen!“
 Allüberall der Ruf sein Echo fand,
 Doch nirgends lauter als am Elbestrand.

Es war der Fürst, der Sachsen stolz regierte,
 Das treu'ste Abbild seiner wilden Zeit,
 Es stritten Sinnlichkeit und Machtbegierde
 Um seine ragende Persönlichkeit.
 Gleich einem Helden aus den alten Sagen
 Trat er ans Licht mit ungestümmter Kraft,
 Bereit, sein Schwert durch eine Welt zu tragen —
 Durchglüht von wilder Liebesleidenschaft
 Versank er in den Tiefen roher Lust,
 Weil er sein Selbst zu zähmen nicht gewußt.

Vom Glanz des Hofes zu Versailles berückt,
 Den er einst sah in seiner Jugend Tagen,
 Von jenem wunderbaren Prunk entzückt,
 Der sein empfänglich Herz ließ lauter schlagen,
 Schien ihm das höchste Ziel auf dieser Erden,
 Der Schönheit und der Liebe froh zu weih'n
 Das kurze Leben, und ein Fürst zu werden,
 Der rings die Welt erfüllt mit Sonnenschein.
 Er ward zur Sonne, die mit blinder Kraft
 Hier Blumen zeugt, dort Wüsteneien schafft.

Es trieb ihn wild, im Leben zu gestalten
 Die Bilder seiner Phantasie, der heißen,
 Er wollte als ein Fürst auf Erden walten,
 Des Glanz und Größe die Nationen preisen.
 In seinen Augen war das Volk die Herde,
 Die all ihr Gut zum Opfer bringt und schweigt,
 Die froh mit ihrem Blute düngt die Erde,
 Wenn nur die Welt sich vor dem Fürsten neigt,
 Sein Ohr auf wilde Beifallsrufe lauscht,
 Sein Leben wie ein Traum vorüberauscht.

Die Großen drängten heischend sich um ihn,
 Den Strahlenden, den Spender aller Gnaden,
 Er gab die letzte Kraft des Volkes hin,
 Die Schmeichler reich mit Schätzen zu beladen;
 Der Wohlstand sank, das Land erlag den Lasten
 Im blut'gen Krieg um Polens felle Krone. —
 — Wer frug darnach? Die Höflinge verpraßten
 Das Mark des weiten Lands mit bitterm Hohne,
 Derweil sie durch die Welt wie Götter schritten,
 Die Starken schwelgten und die Schwachen litten.

Nicht das Verdienst, des Herren Wort allein
 Erhob den Mann, bedeckte ihn mit Schmach,
 Die alte Treue ward zum leeren Scheln,
 Und Willkür ward zum Recht, — wer frug darnach?
 In solchen Zeiten stehen Männer auf,
 Die kühn sich jeder Frevelthat erfreuen,
 Der Schranken spottend, die im Siegerlauf
 Verauscht, verblendet sinnen auf Verbrechen.
 In solcher Zeiten grauenvoller Nacht
 Gelangen feile Frau'n zu Glanz und Macht.

Und daß die Frau verleugnet ihre Pflichten,
 Daß sie begehrt den Mann zu unterjochen,
 Statt ihn aus seinem Falle aufzurichten,
 Das ist der Fluch entarteter Epochen. —
 Und auch des Weibes Fluch, das selbstverschuldet,
 Wenn rechtlos es geknechtet wird vom Mann,
 Wenn es nach Freiheit sehnd, Qualen duldet.
 Nur der wird frei, der machtvoll trotzten kann
 Mit starkem Geiße dem Niedrigen, Gemeinen
 — Auch wenn die Sterne zu verblaffen scheinen.

Es zogen viele schöne stolze Frauen
 Nach Dresdens Fürstenhof mit frohem Mut,
 Um jene wunderbare Pracht zu schauen,
 Die allen schien der Erde höchstes Gut.
 Um jenes längst ersehnte Glück zu fassen,

Das einſt des Kindes Herz erhofft, erträumt,
Auf jenen Höh'n zu lieben und zu haſſen,
Wo übermächtig wild das Leben ſchäumt.
— Und allen ward, was ſie begehrt ſo heiß,
Sie ſtrahlten, ſiegten, — doch um welchen Preis!

Entartung, Feilheit überall; vergebens
Sucht man Geſtalten edler Weiblichkeit
Bei jenen Frau'n, die auf den Höh'n des Lebens
Voran zu leuchten wähten ihrer Zeit.
Sie zogen ſtolz herbei mit ſtolzen Namen,
Und ihrer Jugend froh aus allen Länden,
Doch alle ſtolzen Schönen, ſo da kamen,
Bald ihre Ehre in Entehrung fanden.
Wie Mücken ſlogen ſie zum fernem Schimmer
— Doch ach, ſie fanden ihren Heimweg nimmer.

Aus jenem düſtern Zeitengrunde funfelt
Ein Weib — dem Morgenſterne gleich, umweht
Von goldnem Strahlenglanze, der verdunkelt
Mit ſeinem Licht des Fürſten Majestät.
Aurora, ſo die ſchönſte Blume hieß
Von allen, die des Hofes ſchwülle Luſt
Erbarmungslos verdorren, welken ließ
Und jäh verſinken in dem Moderduſt —
Ein Weib, geliebt, vergöttert und bewundert
Von ihrem Schönheitstrunkenen Jahrhundert.

Aurora ſchwediſchem Geſchlecht entſtammt,
Ein edler Sproſſe heldenkühner Ahnen,
Durch ihre Adern jenes Feuer ſtammt,
Das zu den Waffen trieb und zu den Fahnen
Einſt ihre Väter, die mit ſtolzem Mut
Den Tod im wilden Kampfgeſtammel ſtarben,
Und grimmig um der Erde höchſtes Gut,
Um Heldenruhm mit ihrem Degen warben.
Von jenem wilden Glanz, der ſie umfloß,
Ein Hauch ſich auf Auroras Haupt ergoß.

Als ſie zum Liebeſhof nach Dresden zog,
Voll kühner Hoffnung, jugendſchön und rein,
Ein jedes Herz ihr froh entgegenſog,
Sie wandelte beglückt im Sonnenschein,
Sie war ſo ſtolz in ihrer Jugend Prangen,
Daß keiner wagte liebend ihr zu nah'n,
Daß alle Dichter rühmend ſie beſangen,
Die Augen ſelig preiſend, die ſie ſah'n. —
Und ihrer Schönheit Macht den Herrſcher bannte, —
Sein Herz in wilder Lieb' zu ihr entbrannte.

Er warb um ihre Gunst mit heißem Fleh'n,
 Er ehrte sie mit Festen ohne Gleichen, —
 Sie war zu schwach, um stolz zu widersieh'n
 Dem Wort des Fürsten, und sie ward sein eigen.
 Derweil sie sich für immerdar verlor,
 Derweil ihr Glanz verkauft in düst're Nacht,
 Stieg sie zu ungeahnter Macht empor
 Und sonnte sich in jener stolzen Pracht,
 Die leuchtend von den Höh'n der Menschheit blinkt,
 Verheißungsvoll im Thal dem Wanderer winkt.

Ihr Auge freute sich am bunten Schein,
 Am schalen Prunk und drang nicht in die Tiefen,
 Sie kannte nicht der Armen schwere Pein,
 Die hart bedrängt nach einem Helfer riefen;
 Sie fragte nicht, woher der Goldstrom kam,
 Der unerschöpflich, unergündbar schien,
 Sie war beglückt, gesättigt und sie nahm
 Als schuldigen Tribut den Reichtum hin,
 Den Schweiß des Volkes, das in bitterer Not
 Sich klagepd beugte vor des Herrn Gebot.

Sie war die Königin des Hof's, beneidet
 Von Tausenden, die heiß und wild begehrten
 Gleich ihr zu prunken und mit Macht bescheidet
 Der reichen feste Königin zu werden.
 Und doch zog durch Auroras Herz zuweilen
 Zumitten jener Pracht ein tiefes Weh,
 Als müßte sie hinab zur Tiefe eilen,
 Als welfe sie auf schattenloser Höh',
 Als ob die Sehnsucht sie von dannen triebe,
 Als blühe dort im Thal ihr Glück und Liebe.

Was wollten jene trüb'n Schatten sagen,
 Die sie umdüsterten mit tiefem Gram,
 Die ihr ins Herz versenkten stumme Klagen —
 Was wollte jenes Lied, das sie vernahm?
 War es der Abscheu vor dem Übermaß,
 Mit dem die Welt um sie den Nektar trank,
 Ambrosia gleich den sel'gen Göttern aß,
 Derweil das weite Land ins Elend sank?
 Bedrückte sie das Leid, das unbewußte,
 Daß sie den hohlen Prunk verachten mußte?



Levantinerinnen.

Don Karl Schüller.

(Ssnabrück.)

Mehr denn je neigt sich seit etwa einem Jahrzehnt unsere Aufmerksamkeit wieder den alten und in gewissem Sinne doch wieder so neuen Völkerschaften zu, welche den Teil der Erde bewohnen, welchen man häufig „da unten in der Türkei“ zu nennen pflegt. War früher die Furcht vor den türkischen Greueln und griechischen Piraten, die Angst vor der Möglichkeit des Entbrennens eines Weltkrieges auf dem dortigen Flecken Erde der Anlaß zum Ausblick nach der Levante, so haben wir allmählich und glücklicherweise alles Grauen und Zittern vor den Völkerschaften jener Länder verloren. Wir interessieren uns jetzt für ihre ethnographischen Eigentümlichkeiten, für ihre unleugbar kulturellen Fortschritte, für ihre landschaftlichen Reize, für die Entwicklung ihrer Eisenbahnen und gleichzeitig auch ihrer Staatsschulden, und endlich auch — für ihre Frauenwelt. Über nichts hat man sich wohl je so falsche, ja mythische Vorstellungen gemacht als grade über sie, was darin seinen Grund hat, daß selbst noch heutigen Tages nicht nur die Türkinnen und Perserinnen, sondern auch die Griechinnen und Armenierinnen, und selbst die nicht wenig zahlreichen Spaniolinnen (spanische Jüdinnen) nicht so in die Außenwelt oder in die Öffentlichkeit treten, wie das bei Frauen des Abendlandes der Fall ist. Gingen doch noch vor etwa 15 Jahren die Spaniolinnen verschleiert, obgleich sie keine türkische Verwaltungsmaxime, welche man immer so gerne zum Sündenbock zu machen beliebt, dazu zwang oder veranlaßte. Bei allen levantinischen Völkerschaften aber ist nirgends mehr der Geist der Neuzeit, der Einfluß des rollenden Flügelrades und des Schraubendampfers sichtbar geworden, als bei den Griechinnen und Armenierinnen.

Über die Männer dieser Volksstämme ist schon zu wiederholten Malen — allerdings selten Nichtiges — geschrieben worden, so daß nun auch Mitteilungen über ihre Frauenwelt in die Öffentlichkeit gebracht werden können, ja müssen, zumal auch bei diesen Völkern das Leben und Treiben der Frauen nicht ohne Einfluß weder auf den Mann, noch auf die Familie, noch bezüglich des Staates ist. Also die Griechinnen und Armenierinnen treiben demnach wohl auch Politik? Nein und ja, wie man eben den Begriff des politischen Treibens eng oder weit stellen will. Es giebt in neuerer Zeit insbesondere unter den Armenierinnen einige Persönlichkeiten, welche, soweit die Stilistik in Betracht kommt, durchaus nicht ohne Talent die

„öffentliche Feder“ führen, aber der Darstellungsstoff selbst ist höchst selten eigene Erfindung, meist Entlehnung aus französischen Schriftstellern, welche bekanntlich in der Levante die erste Stelle auch sogar vor den einheimischen nationalen Autoren einnehmen.

Aber trotz diesen „Blaustrümpfen“ hat sich die griechisch-armenische Frauenwelt noch nicht so in die Öffentlichkeit gedrängt, daß sie wie einige in England das öffentliche Stimmrecht zum Parlamente fordern, welches zwar in der Türkei zur Zeit wieder eingeschlummert ist, oder daß sie, wie in Berlin einige Frauen, sich um soziale Politik bekümmern. Vorläufig giebt's in der Levante noch keine soziale Frage in unsern modernen Sinne; die politische ist nur insofern vorhanden, als die christlichen Volksstämme im Osmanenreiche danach trachten, vom türkischen Joch, das übrigens auf den gewöhnlichen Muselmännern mindestens ebenso schwer wie auf den Christen lastet, befreit zu werden und eigene Staaten zu bilden. Und soviel in ihren Kräften steht, beteiligen sich die griechischen und armenischen Frauen an diesen Bestrebungen und suchen das Ihrige beizutragen zur Befreiung von den Jahrhunderte alten Fesseln. Da aber ihre Männer vorläufig noch immer auf dem mehr oder minder passiven Widerstand beharren, so kann es nicht Wunder nehmen, daß die von Natur ruhigen Armenierinnen und die zwar von Temperament unruhigeren, aber sonst jede Anstrengung scheuenden Griechinnen es sich auch ihrerseits an der „Passivität“ des Verhaltens gegen die herrschenden Muselmänner genügen lassen. Aber trotz dieser Ruhe entflammt ihr Frauenherz dennoch zuweilen von nationaler Begeisterung, namentlich bei kirchlichen Festgelegenheiten; im kirchlichen Kultus steckt eben ein gut Teil der Pflege des nationalen Bewußtseins. Bei solchen Ereignissen ist es äußerst interessant, die sonst bis zum Verdruß trägen Frauen der Armenier und Griechen über Politik, über ihre nationalen Wünsche, über die Türken, mit welchen sie in der größten, friedlichsten Eintracht zu leben scheinen, sprechen und disputieren zu hören. Jedoch gestattet ihnen das unbefiegbare Bequemlichkeitsgefühl nicht, sich dieser nationalen Erregung lange hinzugeben; mit der Feststimmung verschwindet am andern Tage auch die Begeisterung für Befreiung und Wiederaufrichtung der nationalen Selbständigkeit. Neben der Bequemlichkeit ist es das Gefühl der Jahrhunderte alten „Hörigkeit“, welches den Geitern nur ein augenblickliches Aufwallen, niemals aber eine andauernde, vor den größten Opfern nicht zurückschreckende Erhebung und Begeisterung gestattet.

Bequem, ja zum Teil recht träge „mit Hand und Herz“ sind die Griechinnen und Armenierinnen. Das ist übrigens ein Fehler oder, wenn man will, auch ein Laster, welches sie nicht nur mit den Frauen der übrigen levantinischen Länder, sondern auch mit sämtlichen Männern von Halb-

und Ganzasien gemein haben. Die sozialen Einrichtungen in jenen Gegenden sind derartig beschaffen, daß die Frauen wirklich nur Frauen fürs Haus, aber niemals Hausfrauen nach deutschem Begriffe sind. Die Griechin oder Armenierin ist nur die Haus- und Schlafgenossin des Mannes, welcher für seine Frau alles schaffen, sorgen und besorgen muß. Natürlich ist das, soweit die wohlhabenden und reichen Gesellschaftsklassen in Betracht kommen, ein fast überall wahrzunehmender Zustand: aber daß dieses Familienverhältnis auch in den gewöhnlicheren und ärmeren Volkskreisen herrscht, das ist eine Eigentümlichkeit, die vielleicht noch bei einigen Völkern im fernem Osten anzutreffen ist, aber hauptsächlich den Griechen und Armeniern zukommt, wenn wir von den Türken ganz absehen wollen, bei welchen infolge des Haremsystems naturgemäß ganz eigenartige, hier zum Vergleiche nicht passende Familien- und soziale Verhältnisse obwalten.

Die griechischen und armenischen Frauen sind zwar etwas thätiger als die Frauen der Moslemin, und namentlich die Armenierinnen sind äußerst geschickte Arbeiterinnen und verfertigen mit starker Hand und mit künstlerischem Blicke die unzähligen, kunstvollen oder geringen Pier-, Schmuck- und Schaustücke, welche im großen Bazar (Bazar ist französische, nicht türkisch-deutsche Schreibweise) oder in der Tscharttschi, wie der Türke die verdeckten Kaufhallen nennt, zu beschauen und zu kaufen sind, und in Europa unter dem Namen „Türkische Handarbeiten“ einen gangbaren Handelsartikel bilden. Aber arbeitsam oder fleißig kann man die Griechinnen wohl niemals und die Armenierinnen auch nur selten nennen. Es ist die Armenierin des Arbeiter- und Handwerkerstandes, welche aus Reizung und Erwerbstrieb, oder die Armenierin aus dem Lande, welche aus langer Weile, vielleicht auch des Verdienstes wegen, die genannten schönen Kunst- und Handelsgegenstände verfertigt. Aber diese so arbeitsamen Armenierinnen werden ebensowenig wie die gar nicht fleißigen Frauen ihrer Nation und wie die tändelnden und plaudernden Frauen der Griechen ihre Männer davon entbinden, für das Haus zu sorgen, alles für den Haushalt Notwendige anzuschaffen und das „tägliche Brot“ mitzubringen. Türkinnen, Griechinnen und Armenierinnen sind sich darin alle gleich, daß sie nicht selbst für die Hauswirtschaft — etwa Fuß und Kleidung ausgenommen — die Einkäufe zu besorgen, sondern sich dem nicht ausschließlich türkischen Ref hingeben und sich alles von ihrem Manne ins Haus bringen lassen.

Während die türkische Bauernfrau nicht nur die Hausgeschäfte besorgen, sondern auch auf dem Ackerfelde thätig sein muß, sieht man sehr selten eine Griechin oder Armenierin außer dem Hause beschäftigt. Sie sitzen vielmehr daheim auf dem Minder (Divan) am Fenster, schauen ins Freie, plaudern, und arbeiten ein wenig Handarbeit oder gar nichts dabei. Die

Hausverwaltung stellt an sie, abgesehen von dem mit Sorgfalt ausgeführten Wasch- und Reinigungsgeschäft, die denkbar geringsten Ansprüche. Die Kindererziehung erfordert wenig Aufmerksamkeit, fast gar keine Arbeit und, weil ein Ding wie eine europäische Schule auf dem Lande fast so gut wie gar nicht vorhanden ist, gar keine Pünktlichkeit. Man ist, d. h. die Frauen sind mit den einfachsten Gerichten zufrieden, der Mann arbeitet draußen oder sitzt in Kaffeehaufe und begnügt sich überall und immer mit etwas Brot, Käse oder einer der zahlreichen Süßfrüchte, so daß an die Kochkunst und die häusliche Arbeitsamkeit der Frauen die allgeringsten Ansprüche gestellt werden. Unter solchen Umständen ist es nur zu begreiflich, daß auf dem Lande sich keine Gelegenheit zur Entwicklung eines etwaigen Arbeitstalentes bietet, und daß demgemäß eine apathische Ruhe herrscht, welche, abgesehen von einigen melancholischen Kirchen- und Heiligensfesten, weder von Kirchmessen, noch von Volksfesten, noch von Bällen und Tänzen unterbrochen wird. Das Tanzen einer Frau gilt im Orient weder bei Muselmännern noch bei Christen (Orthodoxen) für sittsam; darum tanzen nur die Männer und zwar auch nur einmal jährlich, nämlich am Ostertage. Allerdings tanzen auch die reicheren griechischen und armenischen Frauen in den größeren Städten, wo der europäische Einfluß schon nach jeder Richtung hin sich geltend macht. Wir will scheinen, daß diesmal die Orthodoxen mit ihrer Anschauung über das Tanzen und seine Folgen, soweit die Levantinerinnen dabei eine Rolle spielen, nicht ganz unrecht haben.

Aber die Frauen in den levantinischen großen Städten sind selbstverständlich bei weitem nicht alle reich, und darum sind ihrer, die aus wirtschaftlichen Gründen nicht tanzen, viele.

Daß aber die nicht tanzlustigen — man kann annehmen, daß die nichttanzenden Levantinerinnen meist auch keine Lust zum Tanzen haben — Griechinnen und Armenierinnen eine Fülle anderer Vergnügungen hätten, kann man nun nicht behaupten. Für sie, wie für die Türken beiderlei Geschlechts, liegt in der Ruhe, welche meist die Form eines vor sich hinsträumenden Daseins annimmt, und dann von dem Muselman mit dem bedeutungsvollen Wörtchen „*Reş*“ bezeichnet wird, die Summe aller Glückseligkeit, wenn man von der Befriedigung der erstaunlichen und ungemäßigten Puffsucht der orientalischen Frauen absehen will. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß infolge dieser eiteln Puffüchtigkeit die orientalischen Völker wirtschaftlich und auch kulturell so wenig Fortschritte machen. Es ist dies aber eine Thatsache, die sich logisch und psychologisch sofort erklären läßt, wenn man berücksichtigt, daß dieser Modestandstempel mit der Einführung der billigen, das blöde Auge blendenden und die gediegenen einheimischen Arbeiten verdrängenden europäischen Industrieartikel seinen sieg-

reichen Einzug in die Augen und Herzen der Levantinerinnen gehalten, mehr und mehr Propaganda für den europäischen Einfluß gemacht, damit den künstlerischen und einst wenigstens noch etwas arbeitsamen Sinn der Morgenländer bethört und den unvermeidlichen Untergang der einheimischen Kunstfertigkeit und Strebsamkeit besiegelt hat. Nur ein Gutes hat der Einzug der europäischen Waren dort in der Levante geschaffen. Das ist das Putz- und Modengeschäft, das einzige Kaufslokal und das einzige Geschäft, in welchem Griechinnen und Armenierinnen thätig sind und dem sie sich mit Hand und Kapital widmen. Sonstige Geschäftsfrauen, wie namentlich wir Deutsche sie zu hunderten aufzuweisen haben, kennt man im ganzen Orient nicht. Eine „Levantinische Wirtin“, welche mit Verabreichung von Speise und Trank ihren Lebensunterhalt erwerben sollte, giebt es nicht; es ist das in Anbetracht der orientalischen Sitten und Verhältnisse durchaus nicht zu bedauern. Frauen und Witwen, welche, wie das sonst noch vielfach Sitte ist, bei ihren Verwandten nicht untergebracht werden können, ist ja auch außer dem Modegeschäft noch vielfache Gelegenheit zum Broterwerb geboten. Und da sind es namentlich die Griechinnen, welche für andere Leute die Wäsche besorgen. Wäsche nähen ist nicht üblich; der Orientale kauft am liebsten alles „fertig“. Daraus ergibt sich für die Frauen von selbst die Schwierigkeit, daß sie nicht wissen, was sie zu Hause thun sollen. Haushaltung, Kindererziehung erfordern nicht viel Zeitaufwand; mit dem Tragen von etwa selbstzufertigenden Hauskleidern ist man sehr sparsam, die übrigen Kleidungsstücke kauft man fertig im Magazine; für Handarbeiten haben sie, wenigstens die Griechinnen, keine Neigung; folglich hat man Zeit genug zum plaudern, intrigieren, kokettieren, frisieren und putzen. Daß die Griechinnen jeden Standes und nicht minder die reichen Armenierinnen sich diesen „Reizen des Lebens“ ganz und voll hingeben, ist bereits angedeutet worden. Es wird dies jedem Fremden bemerkbar, der nur einen Tag durch ein griechisches oder ein reiches armenisches Stadtviertel gewandert ist. Nach dem Gesagten, und wenn man die Vererbung der klassischen Hellenenschönheit dabei in Anrechnung bringt, wäre zu erwarten, daß insbesondere die heutigen Griechinnen gesunde und vollendete Schönheiten sein müßten. Das Gegenteil ist aber der Fall; eine Griechin mit schönem Gesicht trifft man selbst in den Straßen von Athen, Konstantinopel und Smyrna selten an; einer solchen Schönheit mangelt meistens der Reiz entwickelter Formen und die Anmut der Bewegungen. Macht man die Griechen auf diese uns befremdende Erscheinung aufmerksam, so behaupten sie, daß in den Städten selten „reine“ unvermischte Abkömmlinge der alten Hellenen wohnen; man müsse die „klassischen“ Griechen auf dem Lande und auf den Inseln suchen. Was die ländlichen Griechinnen betrifft, so haben wir darunter

auch niemals eine wirkliche Schönheit gefunden; vielleicht halten sich diese in den Bergen oder Hochlanden der zahlreichen Inseln verborgen. Die heutigen Griechen sind ein gräco-slavisches Mischvolk und haben als solches mehr von den Slaven als von den Hellenen geerbt, wofür wir nebst dem zu lang entwickelten Halse auch die jedes Geschmacks bare Lustsucht zu sprechen scheint. Ob die vorzugsweise unter den verheirateten griechischen Frauen herrschende, mindestens ziemlich übliche Laxheit der Sitten von den Slaven oder von den „antiken“ Hetären herübergekommen ist, mag dahingestellt sein; jedenfalls aber sind die heutigen griechischen Frauen trotz ihrer zahlreichen, kostspieligen Mädchenschulen und -Institute für ihre Männer nicht so unentbehrliche, so geistig bedeutende und anregende Genossinnen und Freundinnen, wie es einst die Hetären einem Sophokles und anderen „Unsterblichen“ waren. Selbstverständlich bezieht sich das Gesagte auf die griechischen Städterinnen, nur in der Stadt giebt es ein eigentliches Gesellschafts- und Verkehrsleben; auf dem Lande herrscht meist die „ländliche Unschuld“, wenigstens kommen Fälle vom Gegenteil nur selten zur Kenntnis der Fremden, und von den vereinzelt extremen Fällen lassen sich keine allgemeinen Schlüsse ziehen.

In sittlicher Hinsicht stehen die Armenierinnen über den Griechinnen, wie sie auch diesen in der Hauswirtschaft und in der Handfertigkeit, soweit man davon reden kann, entschieden überlegen sind; allerdings taugen die reichen Armenierinnen nicht mehr als die städtischen Griechinnen, nur herrscht bei diesen die Lasterhaftigkeit in allen städtischen Volkstreifen, bei den Armenierinnen nur in den reichen Familien. Auch sind die armenischen Frauen im allgemeinen schöner, mindestens gesünder, weniger anspruchsvoll, weniger intrigant als die Griechinnen. Ist die Armenierin ebensowenig wie die Griechin einer deutschen Hausfrau gleich, so ist sie doch als Levantinerin häuslich zu nennen; sie ist nicht so viel auf der Wanderschaft nach allen Vettern, Wafen und Bekannten wie die mittellose, ewig herumpilgernde Griechin. Diese findet selten und meist auf unsaubere Weise einen Europäer zum Ehemann, während Franken (Europäer) nicht selten mit einer Armenierin eine glückliche Ehe führen. Das mag vielleicht damit zusammenhängen, daß die Armenier, abgesehen von den Türken, sicherlich am wenigsten mit den den Europäern meist feindselig gesinnten Slaven in Blutsverbindungen getreten sind. An den Armenierinnen tadelt man manchmal nicht mit Unrecht die etwas zu üppige Fülle der Formen und den Anflug von „Bart“, eine Erscheinung, welche man übrigens in allen südlichen Ländern beobachtet und bei den Griechinnen nicht am wenigsten. Aber selten findet man reizendere, einfach und doch geschmackvoll gekleidete Geschöpfe, als es die jungen Armenierinnen auf dem Lande sind. Alle armenischen Frauen sind

in neuerer Zeit lernbegierig und ihre Mädchen zeigen größere Ausdauer im Lernen als die Griechinnen, welche dazu noch eine durchaus unangenehme Sprache sprechen, sich über alle Maßen eingebildet betragen und insbesondere die größten Feindinnen und Verächterinnen der Türkinnen sind, während die Armenierinnen ein klangvolles, eigentümliches Idiom sprechen und sich mit den Türkinnen und Europäerinnen meist aufs beste verständigen.



Sinnlichkeit und Grausamkeit.

Von Ludwig Fuld.

(Münz.)

Vor einigen Jahren war die Gegend in der Umgebung der westfälischen Industriestadt Bochum in fieberhafter Aufregung. Eine in den Annalen des Kultur- und Rechtsstaates geradezu unerhörte Erscheinung hatte die Gemüther weitester Kreise der Bevölkerung der roten Erde mit Furcht und Entsetzen erfüllt. In verhältnismäßig kurzer Zeit wurden fünf bis sechs Mädchen in der Nähe bewohnter Plätze ermordet aufgefunden; die Untersuchung erbrachte den Nachweis, daß sie vor ihrer Ermordung das Opfer eines Verbrechens gegen die Sittlichkeit geworden waren. Die nähern Umstände, unter welchen diese Schandthaten verübt wurden, führten mit unabweisbarer Notwendigkeit zu dem Schluß, daß sie sämtlich auf die Thätigkeit eines Mannes zurückzuführen waren. Trotz der mit der größten Sorgfalt und Emsigkeit geführten Untersuchung konnte man nur in zwei Fällen den Thäter entdecken, und auch dieser Erfolg wäre ohne einen glücklichen Zufall nicht möglich gewesen. Auf dem Blutgerüste wurde jenem die gerechte Strafe zu teil. Über allen andern Fällen schwebt auch heute noch Dunkel und Geheimnis. Diese Bochumer Verbrechen zeigen, wie richtig der alte Erfahrungssatz der Psychologen von der nahen Verwandtschaft der Sinnlichkeit und der Grausamkeit ist. In der That giebt es, so seltsam dies auch erscheinen möchte, keine Triebe, die so häufig mit einander gemeinsam auftreten wie diese. Schon die hellenischen Dichter wußten dies, und was die Kriminalpsychologie in der Lage ist beinahe Tag für Tag

festzustellen, wird durch Beispiele aus der Geschichte aller Zeiten und aller Völker bestätigt. Der sinnliche Verbrecher findet einen Genuß darin, seinem Opfer Qualen zuzufügen. Die diabolische Willensrichtung, der er unterthan ist, kleidet die Sinnlichkeit in das Gewand der Grausamkeit. Gerade bei den Bochumer Verbrechen kann diese engste Verbindung von Sinnlichkeit und Grausamkeit in allseits klarer Weise festgestellt werden. Nicht etwa die Furcht vor der Entdeckung und dem Verrate ist es zumeist, was den Mörder veranlaßt sein Opfer auf ewig stumm zu machen, sondern die Begierde nach den Schauern der Grausamkeit. Deshalb genügt ihm nicht der einfache Tod, sondern der qualifizierte. Es befriedigt ihn, wenn er mit seinem Messer in dem menschlichen Körper wählen kann; sein Opfer mit einem Stiche zu töten ist ihm viel zu wenig. Jeder Schnitt in den Leib bereitet ihm eine infernalische Lust. Diese Verwandtschaft gehört zu den schwierigsten Kapiteln des Seelenlebens. Mitunter geht die Sinnlichkeit ganz in die Grausamkeit über und ist in ihr nur noch durch eine eigentümliche Richtung auf das Geschlechtliche erkennbar. Ein interessanter Kriminalfall, welcher sich vor mehreren Jahrzehnten in Deutschland zutrug, ist in dieser Hinsicht von Wichtigkeit. Die idyllische Ruhe einer mittelgroßen Stadt wurde an einem Sommerabend in schrecklicher Weise dadurch gestört, daß vor einem Thore mehrere Frauen ausgesunden wurden, welche sämtlich in schwerster Weise durch Messerstiche verletzt waren. Daß eine und dieselbe Person sämtliche Verletzungen verübt hatte, ergab zunächst der Unstund, daß alle Stiche sich in denselben Körperteile befanden und das Aussehen sämtlicher Wunden das gleiche war, woraus mit Sicherheit geschlossen werden konnte, daß sie auch mittelst desselben Werkzeugs ausgeführt wurden. Der Untersuchung gelang es sehr bald, den Thäter in der Person eines Schreinergefelten zu entdecken. Er legte alsbald ein unumwundenes Geständnis ab. Außerst interessant war die Motivierung, welche er für seine Unthat vordrachte. Er gab an, zur Mittagszeit des heißen Tags habe ihn plötzlich die unbezähmbare Lust befallen, mit seinem Messer in den Körper eines Menschen zu schneiden, dabei habe ihn aber der Gedanke beherrscht, es müsse der Körper eines Weibes sein. Mehrere Stunden habe er gegen dieses Verlangen angekämpft, schließlich sei dasselbe aber so stark geworden, daß er ihm nicht länger habe Widerstand leisten können. Er habe auf eine günstige Gelegenheit gewartet und bei dem Anblick der ersten Frau, die ihm vor dem Thore begegnet, sei sein Verlangen mit solcher Stärke hervorgebrochen, daß er sich sofort auf sie gestürzt und ihr mit seinem Messer mehrere Stiche beigebracht habe. Während der That und durch dieselbe empfand er nach seiner Aussage ein Gefühl der Befriedigung, ein Lustgefühl, welches durch keinen andern Genuß ersetzt werden könne,

und als die erste That vollbracht gewesen, sei diese Begierde durch dieses Gefühl noch stärker in ihm erwacht und habe ihn zu weiteren Attentaten angetrieben. Hier war die Sinnlichkeit ganz in die Grausamkeit übergegangen und hatte auf das psychische Leben des Verbrechers einen Einfluß in solchem Grade ausgeübt, daß immerhin die Frage aufgeworfen werden durfte, ob derselbe die Zurechnungsfähigkeit in einem für die Bejahung der Schuldfrage genügenden Maße besitze, eine Frage, die mit vollem Rechte bejaht wurde. Zwar stand es fest, daß man es in vorliegenden Falle mit einer völlig anormalen Äußerung der Sinnlichkeit zu thun habe, einer von der Wissenschaft als pervers bezeichneten Sinnlichkeit, allein dieselbe hatte nicht die Seele des Verbrechers umnachtet, sie hatte ihn nicht der Möglichkeit beraubt, der dämonischen Triebkraft den kraftvollen Widerstand eines gefühlten Willens entgegenzusetzen.

Sinnlichkeit und Grausamkeit treten nicht erst in den reifern Lebensjahren gemeinsam auf, sondern schon bei den Verbrechen im Kindesalter. Professor Lombroso in Turin, der hervorragendste Irrenarzt Italiens, hat eine erhebliche Anzahl von Kindern beobachtet, welche in frühestem Alter wegen strafbarer Thaten, die sie mit voller Kenntnis ihrer Strafbarkeit vorgenommen hatten, bestraft werden mußten. Sehr viele unter diesen nicht minder bedauerns- denn verdammenswerten Kindern zeichneten sich durch einen Hang zur Sinnlichkeit aus und bei einer erheblichen Anzahl dieser unglücklichen Geschöpfe, welche schon als zarte Wesen mit dem Gifte sittenloser Gedanken erfüllt waren, wurde eine Neigung zur Grausamkeit konstatiert, die oftmals geradezu unbändig war. Die Raffiniertheit, mit welcher diese kleinen und unentwickelten Geschöpfe Grausamkeiten erdachten und ersanneten, kam der Raffiniertheit der mittelalterlichen Foltertechnik gleich und eine wirkliche ungeheuchelte Freude, ein ungemeines Vergnügen wurde aus ihren Worten und Handlungen jedesmal entnommen, so oft ihnen eine solche Grausamkeit geglückt war. Auch andere Gelehrte, welche ihre Aufmerksamkeit dem Verbrechen der Kinder zugewendet haben, konnten die gleichen Resultate konstatieren wie Lombroso. Schon seit längerer Zeit hat sich die Wissenschaft, insbesondere die psychiatrische, mit diesem Gegenstande beschäftigt und die Behauptungen, welche man darüber aufstellt, sind deshalb nicht, wie man so oft glaubt, als kühne Hypothesen eines mit mehr Phantasie als Kritik ausgestatteten Forschers zu betrachten, sondern sie müssen als sichere, allseits erhärtete und festgestellte Thatsachen gelten. In nicht geringerem Grade sind Sinnlichkeit und Grausamkeit bei den weiblichen Verbrechern gepaart, und es ist kein Zufall, daß die weiblichen Verbrecher des Südens an Grausamkeit die des Nordens und der mittleren Klimaten ebenso übertreffen wie an Sinnlichkeit. Ein Vorurteil, aber ein durchaus unbegründetes,

ist es, wenn man glaubt, daß das Weib die eigentlichen Grausamkeiten nur ausnahmsweise verübe. Lombroso hatte unlängst mitgeteilt, daß sizilische Weiber ermordete Carabinieri zerstückten und das Fleisch nach Pfunden verkauften, daß eine Mutter ihre kleine Tochter verhungern ließ und um sich an ihren Qualen zu weiden und dieselben zu vermehren sie zwang, den Mahlzeiten ihrer Geschwister beizuwohnen. Die italienische Strafrechtspflege hatte sich mit einer Frau zu beschäftigen, welche ihr Kind durch Bienensiche töten ließ und eine andere warf ihr Kind gefesselt in einen Ameisenhaufen, um es auf diese Weise der qualvollsten aller Todesarten zu überliefern. Die sämtlichen Thäterinnen, welche so das weibliche Gefühl in kaum glaublichem Umfange verleugneten, zeichnete ein Gang zur Sinnlichkeit in nicht gerade vorteilhafter Weise aus. Wenn wir in dem „Pitaval“ blättern, jener hochinteressanten Sammlung merkwürdiger Kriminalfälle aus Frankreich vor der Revolution, so begegnen wir bei zahlreichen Verbrechen der Erscheinung, daß sich die beiden hier erörterten Eigenschaften in dem Thäter vereinigten, um die schrecklichsten und raffiniertesten Verletzungen des Lebens und der Sitte hervorzurufen. In überreichem Maße bestätigt die Geschichte aller Zeiten, daß beide in den weitaus meisten Fällen gemeinsam auftreten. Ein unübersehbares, für die Psychologie noch wenig benütztes Material liegt in den Annalen der Geschichte in dieser Beziehung aufgespeichert. Das Leben der römischen Imperatoren, eines Tiberius, Nero und Caligula, eines Domitian und Heliogabal bietet eine geradezu klassisch zu nennende Illustration der Wahrheit der psychologischen Lehre. Von Domitian erzählen die römischen Historiographen, daß er Ehefrauen, nachdem er sie zur Untreue verleitet, mit dem Tode bestrafte und eine Vestalin, welche seinen Verführungskünsten erfolgreichen Widerstand leistete, lebendig begraben ließ. Von Tiberius wird berichtet, daß er die alte Bestimmung des römischen Rechts, wonach keine Jungfrau hingerichtet werden durfte, dadurch umging, daß er das zum Tode verurteilte Mädchen vor der Hinrichtung durch den Fenster entehren ließ. Ähnliche Beispiele bieten die Annalen der russischen Herrscher, beispielsweise die Lebensgeschichte Zwans des Schrecklichen und Peters des Großen, und nicht minder, wenn schon in verfeinerter Gestalt, die Faaten der italienischen Fürstengeschlechter der Kolonna, Orsini und auch der Medicäer. Was die zeitgenössischen Historiker von dem Leben der hochbegabten Beherrscher der Blumenstadt erzählen, denen Kunst und Wissenschaft so sehr zu Danke verpflichtet ist, bezeugt eine Raffiniertheit des Genusses verbunden mit einer Raffiniertheit der Grausamkeit, für die uns heute das eigentliche Verständnis abgeht. Jedoch alle diese Beispiele sind unbedeutend im Vergleiche mit den blutdürstigen, die Menschheit schändenden orientalischen Despoten, deren Thaten in der Ge-

sichte die verdienten Sclandsäulen erhalten haben. Das Leben und Treiben der türkischen Sultane fast ohne Ausnahme, der Beherrscher des himmlischen Reiches und der Mongolenfürsten, um von dem abzusehen, was uns die zeitgenössischen Reisenden aus Afrika und Asien erzählen, beweist mit erschreckender Deutlichkeit, daß der Mensch das Grausamste aller Geschöpfe sein kann und daß, je stärker die Sinnlichkeit eine niedrige und ungebildete Natur beherrscht, um so entwickelter und erfinderischer der Grausamkeitstrieb zu sein pflegt. Welche Thaten sind während des Aufstandes in Indien von den indischen Fürsten an den englischen Gefangenen verübt worden, welches Bacchanal des sinnlichen Blutdurstes feierte der Rajah Neua Sahib in der Citadelle von Luckor! Auch bei den Frauen, von welchen die Geschichte spricht, findet der soeben aufgestellte Satz Anwendung. Was die Römer von Messalina der Nachwelt überliefert haben, findet seine Analogie in dem Leben einer Elisabeth, Anna und Katharina von Rußland, und wenn auch Gregorovius in seinem klassischen Buche über Lucrezia Borgia nachgewiesen hat, daß Vieles von dem, was die zeitgenössischen Schriftsteller über das Leben dieser unseligen Frau erzählen, auf Haß, Böswilligkeit und Entstellung beruht, so bleibt doch auch bei Anwendung der deutschen Kritik noch mehr als genug übrig, um sie als eine in jeder Beziehung ebenbürtige Genossin der römischen Kaiserin erscheinen zu lassen, von welcher Juvenal in der sechsten Satire spricht.

Nicht nur in den Individuen zeigt sich die Paarung der beiden Eigenschaften, sondern auch in ganzen Sekten und Religionsgesellschaften. Die Religionsgeschichte kennt zahlreiche Sekten, welche einem sinnlich-grausamen Kultus in ausschweifendstem Maße sich ergaben. Es sei hier nur, um nicht in den Blättern der Geschichte Beweise hierfür aufzusuchen, an zwei Sekten erinnert, welche noch in unsern Tagen bestehen, die Thugs-Würger in Indien und die Stopzen in Rußland. Die Thugs suchen möglichst viele Menschen, gleichviel ob sie ihrer Sekte angehören oder außerhalb derselben stehen, zu töten, und je größer die Marter ist, welche den Tod ihrer Opfer begleitet, um so größer ihre Befriedigung; die Stopzen (= weiße Tauben) töten nicht, aber sie verüben grausame Körperverletzungen, und je häufiger und schmerzhafter sie dies auszuführen vermögen, um so größer ihre Genugthuung, um so größer das Verdienst, welches eine wahnnumachtete Lehre ihnen zuschreibt. Beide Sekten huldigen der Sinnlichkeit im höchsten Maße, in beiden wird die Ehe als Unzucht verworfen und der zügelloseste Kommunismus der Geschlechter empfohlen und ausgeübt. Was von Zeit zu Zeit über das Leben und Treiben dieser Verworfenen bekannt wird, übertrifft bei weitem die Berichte der römischen Geschichtsschreiber über die Bacchanalien. Welche Grausamkeiten unter diesen Sekten vorkommen, beweist die wohlbezeugte

Thatsache, daß Skopzen ihre eigenen Kinder erstochen und mit dem Blute und Herzen eine Art Kommunion veranstaltet haben.*)

Diese Anthropophagie ist in der That die letzte Konsequenz, zu welcher der mit der Sinnlichkeit verbundene Grausamkeitstrieb führt, und auch sie ist häufig genug zu konstatieren. Taine erzählt in seinem Werke über die französische Revolution, daß bei der Ermordung der Prinzessin Lamballe, der durch ihre Schönheit berühmten Freundin der Maria Antoinette, entmenschte Mordgesellen beiderlei Geschlechts dem getöteten Weibe, dessen Leib man noch im Tode geschändet hatte, das Herz aus dem Leibe rissen und in dasselbe hineinbissen, eine Thatsache, welche in den verhimmelnden Darstellungen der französischen Revolution meistens mit Stillschweigen übergangen wird. Derselbe Autor berichtet noch von andern Fällen der Anthropophagie, welche gelegentlich des Septemberblutbades vorkamen. Die Tigernatur, welche nach Voltaires berühmtem Ausspruch jedem Franzosen eigen ist, zeigt sich hier in ihrer vollen, graufigen Nacktheit und Zügellosigkeit. Unter den vielen Lügen, welche in den Kriminalromanen auf Kosten des guten Glaubens der Leser kolportiert werden, nimmt die einen der ersten Plätze ein, daß sinnliche Verbrecher meistens gutmütiger Natur sind. Wie aus den vorstehenden Erörterungen ersichtlich, ist dies durchaus unwahr und beruht auf einer gänzlichen Unkenntnis der Kriminalpsychologie. Häßelhaft ist es allerdings, wie es möglich ist, daß die beiden Triebe, in denen sich die Gegensätze der Bejahung und Verneinung des Daseins nach Schopenhauer am stärksten äußern, beinahe regelmäßig gemeinsam auftreten! Emile Zola, welchem ein durchdringender Blick in die Nachtseiten des Lebens der Seele nicht abgesprochen werden kann, hat in mehreren seiner aus la boue de Paris stammenden Frauengestalten die Paarung von Sinnlichkeit und Grausamkeit mit Naturtreue geschildert. Allein den Grund dieses psychologischen Phänomens anzugeben, ist dem Naturalisten ebensowenig gelungen, wie bisher der Wissenschaft. Haß und Liebe, erklärte der alte hellenische Weltweise, seien die Gründe aller menschlichen Handlung und sie seien, fügte er zu einer Zeit hinzu, wo Aphroditens Götterleib unter dem gottbegnadeten Meißel des Künstlers entstand, genau genommen dasselbe Gefühl, welches sich nur in zwei entgegengesetzten Erscheinungsformen äußere. Der Grausamkeit liegt der Haß und der Sinnlichkeit die Liebe in ausschließlich sinnlicher Bedeutung zugrunde. Ob nicht diese Lehre des alten Hellenen eine Erklärung für das psychologische Problem enthält, das uns in vorstehenden beschäftigte? Wir stehen an, dies mit voller Bestimmtheit zu verneinen. Die Verirrungen

*) Ich entlehme diese Thatsachen einer Arbeit des russischen Juristen Wikatseff, welche in der kriminalistischen Zeitschrift „Der Gerichtssaal“ 1884 erschien. Einen Zweig dieser Sekte hat Sachse-Ratoch in seinem Romane „Die Seelenfängerin“ geschildert.

der Menschen bieten eben Probleme dar, welche der Philosophie noch weit bedeutendere Schwierigkeiten entgegensezen, als die Dinge zwischen Himmel und Erde, und ewig wahr bleibt das Wort, welches Schiller einer kleinen kriminalistischen Erzählung vorausschickte: „In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Kapitel unterrichtender für das Herz und den Geist als die Annalen seiner Verirrungen.“



Fritz von Uhde.

Von Otto Julius Bierbaum.

(Auf der Wed bei Benetberg).

In allen Künsten der Gegenwart ein einheitlicher Zug: Zuerst Reaktion gegen den Scheinidealismus der Epigonen, naturalistischer Gegenstrompß darwider, nicht ohne renommiistischen Spektakel auf den Tisch geworfen; dann eindringliche, ernste, prahlereiserne Vertiefung in diese „neue Richtung“, eifriges Lernen in der „neuen Schule“, größte Ausbildung der Mittel; Schwanken nun, ob dies genug sei, genug das verblüffend getreue Abschreiben der Umwelt, und daneben die bange Frage, ob es auch möglich sei, bis in die letzten Forderungen, oder ob es nicht doch ein drüberhinaus gäbe über das starre Dogma der Objektivität, ob es nicht besser sei, die Unmöglichkeit völliger Naturwiedergabe zu umgehen durch eine künstlerische Beschränkung, die doch eine Bereicherung bedeutet: echtes Regen des Individualismus; schließlich: sieghaftes Vordringen dieses psychologischen, persönlichen Zuges, der am besten als der lyrisch subjektive zu bezeichnen ist und der, dem Innerlichen zugewandt, die gute Schule des Naturalismus zwar nie verleugnet, sich aber doch von ihrem Außerlichkeitskult emanzipiert und Seelenoffenbarung über alles setzt.

Die Franzosen haben, in der Kunst des Bildes wie des Wortes, den Anstoß zu dieser Neubewegung gegeben, sie haben vor allem das Technische entwickelt. Auch den Zug ins Seelische haben sie vorgebentet, aber den deutschen, von Natur aus lyrischen Künstlern scheint es vorbehalten, diesen Zug zu vertiefen und die lyrische Kunst der Persönlichkeitsaus schöpfung damit auf die Höhe zu führen.

Deutliche Zeichen sind dafür vorhanden. Nur die unheilbarste Denktätigkeit vermag noch das Schlagwort des „rohen Naturalismus“ gegen die moderne Kunst auszuspielen.

Und sie spielt es aus.

Man nenne den Namen Uhde z. B., und alle Pechte und Piefche jammern im Chor: Naturaliste!

Die klugen alten Herren! So wenig sie sonst verstehen: in dem Punkte sind sie höchst beschlagen, sich die Sachen ihres Geschäftes recht leicht zu machen.

Unfähig, dem Entwicklungsgange der jungneuen Kunst Phase für Phase zu folgen, stehen sie noch immer vor dem Thore des Naturalismus, durch das diese ihren Siegeszug begann, nicht ganz unvergleichbar jenem bekannten Quadrupeden, der gleichfalls durch sein erstauntes Interesse für neue Thore berühmt ist.

Lassen wir sie stehen und staunen. Indes sie ihre würdevollen Häupter schütteln (ein erfolgloser Versuch, Gedanken herauszubekommen), haben sich dem Vorwärtsmarsche der jungen Kunst längst schon neue Thore des Schönen aufgethan, und die Sonne des Sieges lacht über glorreichen neuen Meistern, die ihrerseits gelassen lächeln über die Chöre des Jammers und der Wut, die diesen Siegeszug begleiten.

Der Erste unter ihnen, Fritz von Uhde, soll hier in seiner Künstler-schaft geschildert werden.

Es ist bekannt, daß Fritz von Uhde zu jenen verhältnismäßig zahlreichen modernen Künstlern (ich erlaube mir, dazu auch die Dichter zu rechnen) gehört, die nicht eigentlich von „Profession“ Künstler sind, sondern die vordem in außerkünstlerischen Berufen thätig waren. Wie Liliencron, so war Uhde ursprünglich Offizier, und unter seinen Dekorationen befinden sich friedlich nebeneinander der deutsche Kriegsorden des eisernen Kreuzes und die französische Friedensauszeichnung der Ehrenlegion.

Schon während seiner Dienstzeit als Offizier des sächsischen Gardereiterregimentes entstanden zahlreiche Gemälde, doch von diesen sowohl wie von denen, die kurz nach Quittierung des Dienstes, zwischen 1877 und 1880 in München entstanden, sind nur wenige aufzuzählen, wie eine in Dorés phantastischem Geschmacke gehaltene Schlacht von Sedan, ein paar Bilder in Rakartischer, ein Reitergefecht in altniederländischer Art, ein „Reiterangriff des Regimentes von Blotho in der Schlacht bei Wien 1683“ und ähnliche Werke, aus deren Stoffen und kurz angedeutetem Charakter man schon weiß, daß sie mit der eigentlich Uhdeschen Kunst wenig zu thun haben.

Denn zu dieser wurde der Grund in Paris gelegt, bis sie sich selbstherrlich und deutsch weiter entwidelte auf eigenen Bahnen.

Über diese Entwicklung zuvörderst ganz kurz einen Blick: Zuerst war Munkacsy sein Meister in Paris, dessen Einfluß man auf einigen Werken jener Zeit leise erkennen mag, aber stärker noch wirkten altniederländische Einflüsse. Ich nenne von Bildern jener Zeit nur einige, so „La chanteuse“, mit der Uhde 1880 im Pariser Salon debütierte, „Les chiens savants“ vom Salon 1881 (beide in Pariser Privatbesitz^{*)}), „Holländische Wirtsstube“ (jetzt in Amerika), „Das Familienkonzert“ (in Amsterdam), das köstliche „lachende alte Weib mit Bierkrug“, das in der trefflichen Radierung von Wilhelm Krauskopf, und die überaus feine „Holländische Nähstube“, die in einer der schönen Albertschen Heliogravüren weiteren Kreisen bekannt geworden sind.

In dem letztgenannten Bilde kommt der naturalistische Meister schon stark zum Durchbruch. Da ist schon der helle, herrliche Tag, das Lichtmeer der Wahrheit und jene wunderbare Lebensstimmung, die nichts von der Stimmungslusterei der alten Ateliertkunst hat. Es ist echt und recht aus dem holländischen Milieu genommen, das bald Mode werden sollte. Uhde selbst entnahm ihm 1882—1883 noch einige Werke, wie den „Leierkastenmann von Zandvoort“, das Stück „Aus dem Alteutehaus in Zandvoort“, „In einer holländischen Küche“, „Holländische Fischerkinder“ usw. usw.

Im Winter 1883 auf 84 entstand das erste große religiöse Bild: „Lasset die Kindlein zu mir kommen“, das im Besitze des Museums der Stadt Leipzig ist und das die zwei hervorragendsten Züge des Meisters in sich hat: seinen tief religiösen Zug zur Christusgestalt, zu jenem Christus redivivus, den er als gütigen Heiland inmitten heutiger Heilssehnsucht sieht und die wunderbare Erfassung des Kindlichen. In kleinerem Umfange hat er das Bild später für einen Wormser Kunstfreund nochmals gemalt. Mit Medaillen wurde er dreimal bedacht, wie denn Uhde zugleich zu den beschimpflichsten und zu den äußerlich geehrtesten Künstlern der heutigen Zeit gehört. Das Ausland zumal erkannte seinen Wert schnell, und allen voran zeichnete ihn vielfach der Pariser Salon aus.

Dem Bilde im Leipziger Museum folgte, neben vielen kleineren Werken, im Winter 84—85 als zweites Gemälde religiösen Gepräges dasjenige, das jetzt im Städelschen Museum zu Frankfurt ist: „Die Jünger von Emaus“, 1885 das Werk, das die Berliner Nationalgalerie erwarb: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast“, 1885—86 das „Abendmahl“, 1886

*) Die meisten Uhdeschen Werke sind, außer den von Galerleken angekauften und im Besitze des Kunsthändlers H. L. Neumann in München befindlichen, in ausländischem, vielfach amerikanischem Privatbesitz. Die deutschen Kapitalisten kaufen immer noch am liebsten Bodenhausen, — mit wenigen Ausnahmen.

die „Bergpredigt“, 1887—88 das Dreiflügelbild „die heilige Nacht“ in erster Fassung, 1888 das wundervolle „Bildnis eines im Garten sitzenden Mädchens“, 1888—89 die zweite Fassung der „heiligen Nacht“, 1889 das „Heideprinzesschen“ und die „Kinderstube“, 1889—90 der „Gang nach Bethlehem“, der jetzt in der Münchener neuen Pinakothek den frommen Kunstschwägern ein Greuel ist, 1890 „am Morgen“, „Heimkehr“ und der „heilige Abend“, 1891 „die Flucht nach Ägypten“, „Ostermorgen“ (die drei heiligen Frauen, vom Grabe kommend), eine weitere, vollkommen andere Fassung der „Flucht nach Ägypten“, ein Damenportrait (sitzend), „heimkehrende Frauen“ (aus dem Dachauer Moor), „Verlassen“ (ein Sozialstück), 1892 „die Verkündigung bei den Hirten“, „Jesus, eine Bauernfamilie besuchend“, „heilige Familie“, (Pastell), „der Gang nach Emaus“, „der Ostermorgen“ („Weib, was weinst du?“), verschiedene Portraits und Pastells verschiedenen Inhalts.

Es ist wie bei Villenron: in verhältnismäßig kurzer Zeit ein reiches Werk, das Werk reifer Mannesjahre. Und es ist keine Abnahme der Kraft zu merken, auf die man aus so fruchtbaren Schaffenshätigkeit schließen könnte. Wohl scheinen die Jahre 1885—88 die segenswerften an innerem Gehalte, denn sie gaben das „Abendmahl“ und die beiden Fassungen der „heiligen Nacht“, zwei Werke, die allein genügten, ihrem Schöpfer einen Platz neben den ersten Künstlern zu sichern, aber der „Gang nach Bethlehem“ und „der heilige Abend“, die „Flucht nach Ägypten“ und „die Verkündigung bei den Hirten“, mögen sie auch nicht ganz die Tiefe und Größe dieser unvergleichlichen Werke erreichen (denen sie übrigens in gewissen technischen Qualitäten noch überlegen sind) —, Werke abnehmender Kraft sind sie keinesfalls, im Gegenteil: wer zu sehen versteht, der erblickt in ihnen nicht allein reiche Schönheit des schon Errungenen, sondern auch Verheißungen auf neue Offenbarungen in erster Kraft.

Im Rahmen eines kurz bemessenen Aufsatzes über eine solche künstlerische Persönlichkeit, so reich an Werken und so weit an geistigem Horizonte, zu urteilen, ist nicht leicht.

Den Künstler nach Laineschem Rezept aus seinem Milieu zu entwickeln, ist bei einer so kompliziert modernen Natur wie Uhde in Kürze nicht angängig.

Nur ein paar Andeutungen seien gegeben.

Infolge seiner ehemaligen Laufbahn als Offizier, infolge des Umstandes, daß er nie „Schüler“ gewesen im Sinne des jungen Akademikers, daß er in die Kunst trat schon als fertiger Mann, als hartgestählte Persönlichkeit mit aristokratischem Gepräge, ist er ein Grandseigneur-Künstler geblieben, nie zum professionellen Bildermacher geworden.

Außer dem ehemaligen Offiziersmilieu aber spricht die Abstammung

aus hochkirchlicher protestantischer Familie mit, die sich ganz deutlich in dem eminent protestantischen Charakter seiner Evangelien-Bilder und in der instinktiven Butreaktion der Ultramontanen gegen diese zeigt.

Dagegen um, gegen die Offizierslaufbahn und die Abstammung aus theologischer Familie seine Bedeutung als „Kunstrevolutionär“ gehalten, seine zornige, zähe Auflehnung gegen die herrschenden Richtungen künstlerischen Epigonentums, — ist das nicht ein unlösbarer Widerspruch?

Aber es scheint nur so. Uhde ist in Wahrheit kein Umstürzler in der Kunst, kein Neuerungsgefährter, kein Revolutionär, sondern, so sehr sein Schaffen auch revolutionär wirkte in dem Sumpfe der Auckünstler des professionellen „Idealismus“, d. h. der leersten Außerlichkeitskunst, die Innerlichkeit mit konventionellen Mitteln heuchelte, so sehr ist all sein Schaffen doch nur Ausfluß der Sehnsucht nach Anschluß an jene alte, wirklich alte und große Kunst, als deren Fortsetzer sich jene Nachmaler sehr mit Unrecht ausgaben. Wie in der Dichtung die Nachtreter unserer Großen von Weimar uns das Hellenentum und alles, was klassisch ist, verfehlten durch eine verblasene, persönlichkeitslose „Poesie“, so vernebelten die Epigonemeisterchen der Malerei die echte Schönheit der alten großen Italiäner durch eine blasse, blutlose, leiblose, pseudoidealistische Kunst ohne Natur und Kraft. Das schon ist bezeichnend, daß sie, mit wenigen Ausnahmen, sich an die Italiäner hielten, daß sie eben so volksfremd waren wie persönlichkeitslos. Die Pseudo-realisten, die ihnen folgten, und die, historisch betrachtet, unzweifelhaft einen Fortschritt bedeuteten, kamen gleichfalls dem nicht nahe, was die germanische Kunst eines Dürer, vorzüglich aber eines Rembrandt schon gezeitigt. Zu diesen hin aber strebt die Kunst Uhdes, und zu diesen gelangt zu sein als würdige Genossin ist ihr höchster Ruhm. Nur die Oberflächlichkeit verbildeter Augen merkt dies nicht; — die kunstkundigen Franzosen mit ihrem feinen Spürsinne des Nationalen haben es längst bemerkt, und als noch in Deutschland das blödsinnige Zetermordio über den „Kunstfranzosen“ Uhde herrschte, da nannten sie ihn schon den germanischen Künstler. Denn sie, länger schon freigeworden von der Samtjacketperiode, sie sehen es klar, daß die Technik wohl anders war als jene der Alten, freier, fühner, unmittelbarer und mittelreicher, aber daß im Grunde Auffassung und Charakter deutschen Geistes sei: naiv und stark, innerlich gemütreich bei mancher scheinbaren Härte, charakteristisch und ohne viel Rücksichten auf geheiligte Formeln, aber doch von sprechender Schönheit.

Daß diese Kunst als frevelhafte Umwälzung ausgenommen werden konnte, — welch ein Armuts-, welch ein Verkommenheitszeugnis für die damals noch herrschende Kunstübung und für die Jämmerlichkeit der Nichtspruchgewaltigen älterer Garnitur.

Wir fassen es heute nicht, es ist uns ein Rätsel. Aber kein schönes . . . Schmutziger Naturalismus! Das war das Leitmotiv der Jammerchöre, und hinein brummte das mißvergünstigte Wort „Armeleutmalerei“.

Das war man ja gewöhnt, und das ließ man sich gefallen, daß in gefälligen Geures romantische Geschichten erzählt wurden aus dem Volksleben, rührende Knechtoten und grausliche Mordgeschichten, — aber das Volk, wie es ist, ganz und gar wie es ist, ohne Theater und ohne Maske zu schildern: wirklich arme Leute, die nicht einmal auf Nührung spekulieren und ganz einfach elend sans phrase sind, — proh pudor! Dabei alles in einem fatalen hellen Lichte, höchst ungewohnt und daher höchst tadelnswert, alles so ohne viel Arrangementskunststücke herausgeschnitten aus der Natur, fast wie zum Trost allen Kompendien und guten Lehrbüchern, der Schmutz thatsächlich Schmutz und die Proletarier thatsächlich Proletarier, keine Salonplebejer aus Gartenlaubentromauern, rücksichtslos überhaupt alles aufs Wahre hinausgespielt, — ja, meine Herrschaften, — ist denn das erlaubt? Die Kunst soll doch „Die Kunst soll . . .“ Da steht das Wort, mit dem die künstlerisch Impotenten künstlerische Kraft und Größe so gerne bändigen wollen.

Nein, oh ihr aumachenden Theorienträmer, die Kunst soll gar nichts, eure Kritik aber soll der Teufel holen. Denn eine Kritik, die sich auf solchen Unsinnsworten aufbaut, ist nichts als Knüppel im Wege einer selbsherrlichen, immer im Takte laufenden Künstlernatur.

Friß von Uebe hat sich höchstwenig um sie gekümmert, und vielleicht sind darum ihre Herolde ihm so gram.

Wie hätte er sich aber um sie kümmern sollen, er, der Vorwärtsschreiteude, um sie, die beharrlich auf einem Punkte stehen bleibenden, beharrlich die Lust mit ewig gleichen Phrasen erfüllenden. . .

Als er den Schritt von der Armeleutmalerei zur modernen Evangelienmalerei machte, als er ganz offenbar Symboliker wurde (wenn auch nicht im Sinne des heutigen Symbolistes), als er Engel malte und Heiligenscheine (freilich überhäupten einer armen Proletarierin von heute), als er zwar in der Technik der große Wirklichkeitsmaler blieb, als welcher er seit 1880 sich eingeführt hatte, aber im tiefsten Sinne ein Ideenverkörperer wurde durch künstlerische Verlebeudigung der evangelischen Erzählungen, — da plärrte ihm denuoch immer und immer wieder jenes alte Schlagwort entgegen als vermeintliches Verdammungsurteil.

Rußte er, der hochgebildete, geistvolle Mann nicht eine solche Art von Kritik mißachten?

Er ging also ruhig seinen Weg weiter.

Es war gar nicht einmal ein so großer Schritt, den er aus der Arme-

leutmalerei in die Evangelienmalerei that, denn man kann bei ihm sagen, daß seine Bilder religiösen Inhalts in der That profan sind, in jenem edelsten Sinne, daß sie dem Herzen menschlich nahe stehen, just wie jener Heilbringer Jesus, der auch nicht im Tempel, sondern auf der Gasse predigte, und daß seine profanen, seine Armeleutbilder religiös sind in reifster Wesensentfaltung dieses Wortes, im Sinne der Religion der Liebe, die aus dem Mitleid erblüht.

Aber freilich: es war ein großer Schritt von der landläufigen religiösen Malerei weg.

Wiederum indes ein Schritt, der an verlorenes Alte anknüpfte.

Die älteste christliche Malerei entströmt inniger Gläubigkeit, Heilsgewißheit, schwärmerischer Glückseligkeit im Glauben; sie war unkünstlerisch spiritualistisch, wie das Christentum selbst und hätte, wäre das möglich, gewiß am liebsten Wesen ohne Fleisch und Bein gemalt. Es war die rechte Nazarenerkunst, die eigentliche, wahre Kunst des Christentums, eine Kunst für Märtyrer, denen es Verdienst sein mußte, neben dem übrigen auch die Augen zu peinigen, freilich, um in dieser Pein Wonne zu empfinden.

Aber wie der christliche Spiritualismus überhaupt nicht imstande war, die alt-heidnische, gesund-menschliche Freude am Sinnlich-Schönen und Schön-Sinnlichen ganz auszurotten, so vermochte er auch nicht die Dienerin dieser Lust, die farben- und formensreudige Kunst von der Erde zu jagen. Die Kunst wurde zwar christgläubig, aber sie schuf sich für ihre Zwecke eine Religion nach ihrem Bilde, sie bewältigte ästhetisch die christliche Fleischesfeindschaft, sie erbaute eine Schönheit im Glauben. Das war eine künstlerische Emanzipation des Fleisches, keine echt christliche Kunst mehr, aber doch eine Kunst, die mit ihrer Schönheit der Religion große Dienste geleistet hat.

So in Italien, wo die Fornarina-Madonna die entzückten Augen zum Himmel lenkte und das Christkind als grüßchenholdes Bambino alle Mütter in Liebe entzündete.

Rembrandt brachte ein ganz anderes Evangelium auf die Leinwand. Sein Stamm hielt enger am Inhalt des Christuslebens, an den großen Leiden des Retters der Eleuden. So gab er weniger äußerliche Schönheit als lebendige Lehre, und diese sprach zu seinem Heute von einem Christus, der in diesem Heute als Heutiger lebte.

Auf diesem Wege schritt die christliche Kunst Deutschlands nicht weiter. Welche Phasen alle sie durchmachte, bis sie zum christlichen Kunstgewerbe von heute (denn nur von einem solchen kann im ganzen die Rede sein) herabsank, kann hier nicht verfolgt werden. Genug, daß sie anlangte, wo sie jetzt ist, bei dem geleckten, frisiertem, verhimmelten Christustypus von

Oberammergau, dem der goldblonde Bart in so wundervolle Zöpfe gedreht und das Haar so anmutig à la stud. thool. gefächelt ist.

Gegenüber diesen Sünden an der Religion und am gesunden Menschenverstande zugleich erhob sich die religiöse Kunst Fritz von Uhdes, die deutsch-religiöse Kunst.

„Das ist auch religiöse Kunst,“ sagt über sie der geistvolle Kritiker des „Journal des débats“, aber von anderer Art als die der alten Italiäner, weniger für den Schmuck berechnet, dafür aber um so inniger; weniger predigend, dafür aber um so tiefer; wer vor sie hütreten mag und es versteht, sie recht anzuschauen, für den giebt es nichts, das das Herz mehr bewegen könnte. Diese Kunst geht nicht auf Vorteile aus, schmeichelt nicht dem Publikum. Was sie sagt, sagt sie in erster Linie, um sich selbst genug zu thun, in rein persönlichem Kultus. Hier wird nichts dem Wunsche, Gefallen zu erregen, geopfert; keine selbstgefällige Grazie eines banalen Lächelns, eines konventionell anmutigen Ideals schwächt hier den tiefgründigen Ernst, beeinträchtigt die Glut des Gebetes, zerstreut die Andacht rein innerlicher Schönheit. Noch weniger ist hier irgend etwas dem ethnographischen Momente, historischer Echtheit geopfert. Diese Kunst macht es sich nicht zur Aufgabe, uns das Außerliche der wiedergegebenen Erscheinung in archäologischer Treue vor Augen zu führen: — es handelt sich bei ihr lediglich um sittliche Ernsthaftigkeit, um die Wahrheit des rein Menschlichen. Was bedeutet es übrigens, daß ein Künstler den Ort der Handlung aus einem Land ins andere verlegt, wenn er sie so unseren Augen und unseren Herzen näher bringt, wenn er sie uns mit innigerer Deutlichkeit sehen und fühlen läßt . . . ?“

Schöner kann über dieses eigentliche Sondergebiet Uhdes nicht geurteilt werden. Wer die wunderbaren Bilder: „Lasset die Kleinen zu mir kommen“, „Abendmahl“, „Heilige Nacht“ und die andern dieser Art selber sehen durfte und sie mit offenen Augen und mit frisch empfänglichem Herzen anzuschauen vermochte, der wird in diesem Urteile seine eigenen Empfindungen ausgedrückt finden. Das Ewig-Menschliche im Christentum, allen Dogmenwustes, aller mystischen Verschleierung entkleidet, strahlt aus diesen Bildern heraus, zu warmem Leben im Kunstwerke neu erweckt durch den Genius, dem andachtsvollen Zuschauer ins tief erregte Herz, — ganz gleichgültig, ob in diesem Herzen noch Gebetskraft keimt oder nicht. Wenn unserem Volke, wenn zumal den zerrissenen Seelen des Proletarierstandes noch mit dem Christentume geholfen werden könnte: die Religionsbilder Fritz von Uhdes könnten mächtige Faktoren des modernen sogenannten „praktischen“ Christentums sein. In ihnen ja lebt die himmlische Liebe zu den Armen und Elenden, diese milde, gnadenvolle Liebe, die mit linder Hand die

Wunden des mörderischen Lebenskampfes derer heilen möchte, denen unsere Zeit den schrecklichen Namen der Enterbten gab. Die Figuren dieser herrlichen Bilder sind allesamt Figuren aus dem hart arbeitenden Volk, dem im dumpfen Herzen nur noch ganz schwach und leise die Flamme der Hoffnung glimmt, welche aber zu einem Jubelbrande ausfließt, wenn sich ihr die Liebe naht, ganze, volle, tiefmitleidige Liebe. Das bißchen Hoffnung, es ist noch heute die Hoffnung auf einen Messias, der aus dem Volke selbst heraufsteigt. Und so ist auch der Uhdesehe Heiland immer dargestellt. Ein wenig feierlicher zwar seine Kleidung und die Züge seines Antlitzes mit den mild-gütigen Augen edler, aber er ist ihresgleichen, ist ein Genosse derer, die mit dem ruhig glutvollen Blicke der Hoffnung an ihn hängen.

Aber er ist nicht nach dem Geschmacke der „geistlichen Herren“, dieser Christus unter den Armen von heute, denn der ihre wird in gestickten Feldgewändern gepredigt, und er ist auch nicht nach dem Geschmacke der Herren Pastoren, denn der ihre ist hinausgepredigt aus der Welt mit dem „Worte“. — Von uns, den Ungläubigen, aber wäre viel zu sagen von ihm, viel des Glaubens und der Verehrung. Uns ist er nicht bloß ein Bild aus der Vergangenheit, sondern ein Symbol in die Zukunft.

Doch es ist hier nicht möglich, näher einzugehen. Jedes der Uhdesehen Bilder verdient eindringliche Nachdichtung, denn jedes ist ein Stück Leben und ein Stück Seele seines Schöpfers.

Nicht die Evangelienbilder allein, sondern alle. Der naturalistische Zweck des „wider die Natur sein“ wird in Sinne der Seeleoffenbarungskunst gesucht, nicht im leeren Abschreiben. Der seelische Gehalt spricht am vernehmlichsten aus ihnen. —

Vom Technischen zu reden, von der unbestrittenen Wissenschaft Uhdes als Maler im eigentlichen Sinne ist selbst in Deutschland nicht mehr nötig. Dies Eine nur sei gesagt, daß in dieser Hinsicht ein fortwährendes Steigen seiner Kunst jedem Urteilsfähigen ersichtlich ist. Aus den nebeligen Mißstimmungen ist er zu einer klaren Helle gelangt, und nun geht er in eine tiefe Farbigkeit von höchstem koloristischem Reize. Sein „Gang nach Emaus“ ist ein Beweis dafür und desgleichen seine wundervollen Pastelle.

Ein ganzes Kapitel wäre über seine Bedeutung als Anreger, als Führer in Kampf zu schreiben. Es möge der Hinweis darauf genügen, daß er in allererster Linie es gewesen ist, der in München die Bewegung in Fluß gebracht hat, deren wichtigste Folgeerscheinung die „Sezession“ war. Nicht gering ist darum der Haß, mit dem er bedacht wird. Aber dieser ist ihm unter seinen vielen Ehrenpreisen einer mehr. Denn es steckt ein Stück Polemiker in ihm, Polemiker durch die That und durch das Wort. Mit Recht ist dies gefürchtet wegen seiner Schärfe, aber es ist nicht bloß scharf, sondern auch

treffend. Er ist ein starker Geist, der keine Ursache hat, ein Fehl daraus zu machen, daß er diese Stärke fühlt. Seine vornehme Natur nimmt diesem Stärkegefühl aber jeden Anflug von Dünkel und Überhebung. Wo er große Kraft und ungewöhnliches Können sieht, ist er ein feuriger Anekdotier, ja selbst ein thätiger Propagandist.

Daß freilich die Schwachen sagen, er dulde nichts neben sich, ist kein Wunder, denn sie an seiner Seite zu dulden, hat er keine Ursache.

Alles in Allem: ein großer Künstler und ein ungewöhnlicher Mensch.



Ein moderner Roman.*)

Besprochen von Karl Busse.

(Berlin.)

Süngst hatte ich mit einem bekannten älteren Ästhetiker einen sehr interessanten Disput, der sich um das Werther-Thema drehte. Dabei ward auch die Frage nach dem Werther unsres Jahrhunderts aufgeworfen — Werther natürlich nicht als den Helden einer sentimentalen Liebesgeschichte, sondern als Zeittypus, als Verkörperung des jetzt lebenden Geschlechts, als Vertreter einer Übergangsperiode aufgefaßt —, und so weit unsre Anschauungen über die Art und Weise, wie dieser neue Offenbarungsroman geschrieben und beschaffen sein müßte, auch auseinandergingen, in Einem waren wir einig, nämlich darin, daß er noch nicht da wäre.

Kurze Zeit darauf bekam ich das neu erschienene Buch von Ludwig Jacobowski in die Hände, dessen Titel „Werther, der Jude“ und dessen nähere Bezeichnung als „moderner“ Roman und als „Buch der Leiden“ mich begreiflicher Weise jetzt um so mehr reizten. Und ich bereue nicht, es gelesen, es zwei und drei Mal gelesen zu haben. Zwar ist es eben auch nur ein Werther und nicht der Werther unsres Jahrhunderts, aber allein der Umstand, daß hier doch einmal ein wirklich moderner Roman vorliegt, ein Roman, der in der Idee sowohl wie in der Art und Weise der Charakteristik neues und interessantes bietet, der unbestritten zu den besseren Prosaserzeugnissen der letzten Jahre gehört, rechtfertigt und erfordert eine längere Besprechung.

*) „Werther, der Jude.“ Moderner Roman von Ludwig Jacobowski (Berlin, Hoffschläger, 1892.)

Der Werther ist hier der jüdische Student Leo Wolff, „eine schlaffe Instinktnatur, die nur träumerisch ihrem eigenen Empfindungsleben nachgeht“. Die Halbheit, die allen Übergangsmenschen ihren Stempel aufsprägt, ist bei ihm besonders ausgebildet. Er will unendlich viel und hat nicht die moralische Kraft, seinen Willen auszuführen, er ist molluskenhaft, schwächlich, weiblich und verbirgt das hinter großen Worten und Plänen, er empfindet als echter Defakent Lust an der Unlust, Wollust im Schmerz, er ist ganz der Sklave seiner Stimmungen und quält diejenigen, die er am meisten liebt, nämlich sich und seine „Braut“, auf eine ganz raffinierte Weise. Ihm fehlt vollständig der zähe Fleiß und die stramme Energie seiner Stammesgenossen, er kann es nicht begreifen, wie man ohne Arbeit an der Börse ein Vermögen verdienen kann und darf, er ist durch seinen Umgang mit seinem Freunde Manzow selbst ein halber „Goi“ geworden, ein Christ, der so deutsch-christlich-sentimental empfindet, wie der eckteste aller Teutonen, der für den „Don Carlos“ schwärmt und sich zu deutschen Götzen magisch hingezogen fühlt. So ist er kein ganzer Jude mehr und noch kein ganzer Germane, und in diesem unglücklichen Zwitterzustande liegt die große Tragik seines Lebens. Er selbst charakterisiert diesen Zustand einmal am besten, wenn er von sich sagt, daß er mit jeder Faser und andererseits wieder mit keiner einzigen Jude sei. Er ist mit jeder Faser Jude, denn er ertappt sich manchmal auf einem echt jüdischen Zuge, er hat noch all die Rassen-eigentümlichkeiten an sich, er muß wie jeder andre Beschimpfungen aller Art einstecken. So ist er mit seinen Stammesgenossen durch gleiche Schmerzen verbunden. Er leidet mit ihnen und leidet bei seinem viel feiner entwickelten Gefühl noch weit mehr als sie, aber er kann sich nicht mehr mit ihnen freuen, weil er ihre Freuden nicht mehr begreift. In dieser Beziehung ist er eben garnicht mehr Jude, und so ist sein ganzes Leben eine lange Leidensgeschichte. Durch fortwährende Beschäftigung mit dem Judenproblem ist er zu der Ansicht gekommen, daß der Antisemitismus teilweise berechtigt sei, daß seine Glaubensgenossen die instinktive Abneigung oder offene Verachtung seitens der Christen selbst verschuldet haben. Und nun, gerade weil es ihm selbst das Herz zerreißt, wird es ihm zur grausamen Wollust, alles um sich herum in einem Lichte zu sehen, welches die Juden weitaus schlechter, die Christen weitaus besser erscheinen läßt, als sie wirklich sind, und so findet er schließlich „aus dem Labyrinth der Verfolgungen der Juden“ keinen andern Ausweg, als innere Umwertung ihrer ethischen Werte, als eine Regeneration ihrer moralischen Faktoren. Am liebsten möchte er der Reformator sein, der diese Umwälzung anbahnt, der Führer und Vertreter einer jungen Generation von Juden, die im deutschen Kaiserreiche aufgewachsen und durch eine unüberbrückbare Kluft von dem

älteren Geschlechte getrennt ist. Und weil diese jüngere Generation bereits ganz mit fremden d. h. christlich-germanischen Elementen durchsetzt ist, weil sie deshalb mit einem wesentlich anderen moralischen Maßstabe nißt, so wird sie auch anders gemessen werden, wird ihr gegenüber die Abneigung und der Haß der Christen schwinden, weil er keine Berechtigung mehr haben wird. Das ist das Ideal des jungen Studenten, und an sich will er zuerst die große Reform beginnen, er will ein Jude sein, „edel, hilfsreich und gut“. Aber was thut er? Er liebt ein Christenmädchen, Lene, und wird von ihr wiedergeliebt. Trotzdem quält und peinigt er sie. Weshalb? Ja, er will es wohl nicht, aber seine Stimmungen verlangen es einmal, es gefällt ihm. Dann verführt er sie. Weshalb? Aus Eitelkeit, denn seine Kommilitonen necken ihn mit seiner Tugendhaftigkeit. Und das Schändliche ist eben, daß es nicht im plötzlichen Rausch geschieht, sondern daß er sich ganz genau überlegt, wodurch er am sichersten bewirken kann, daß Helene auf seine Stube kommt. Als er dann sein Ziel glücklich erreicht hat, vernachlässigt er das Mädchen, das feinetwegen zu Hause Schimpf und Schande erträgt, über der schönen jungen Frau seines greisen und von ihm hochverehrten Lehrers. Natürlich macht er sich immer und überall die bittersten Vorwürfe, ironisiert über sich selbst, der ein Millionenvolk führen will und sich selbst nicht leiten kann, kommt aber nie über thatenlose Reue hinaus. Er hat weder die moralische Kraft zur Tugend noch den Mut zur Sünde und spielt schließlich eine ganz erbärmliche Rolle. Inzwischen hat sein in einer Kleinstadt lebender Vater durch ein betrügerisches Aktienunternehmen gerade alle die von Leo verehrten Christen, seinen Lehrer, seinen Freund und andre, um ihr ganzes Vermögen geprellt. Halb wahnsinnig reist Leo nach Hause, um noch etwas zu retten und um sich von seinem Vater und damit zugleich von der älteren Judengeneration loszusagen. Krank kommt er an, schwebt zwischen Tod und Leben und als er endlich gesundet, hört er, daß Lene, die von ihm schwanger geworden, sich selbst den Tod gegeben habe, da sie sich auch von ihm verlassen glaubte und die Schande nicht ertragen konnte. Nun ist er fertig. Geschieden von seinem Vater durch ein völlig anderes Empfinden, durch seine Christenmoral, geschieden von all denen, die er liebte, durch den letzten Betrug seines Vaters, durch seine Zugehörigkeit zum Judentum, vor seinem Gewissen der Mörder eines reinen Mädchens, das zu ihm fast wie zu ihrem Gott aufgeschaut hat, sieht er alle seine hochfliegenden Pläne zunichte werden, erkennt er, ein wie großer Schwächling er ist, wird es ihm klar, daß er selbst nicht besser ist als die ältere Generation, die er so verachtet. Er kann nicht mehr zurück, denn hinter ihm liegt etwas ihm fremd gewordenes, er kann nicht vorwärts, weil er nicht rein genug dazu ist, und so hat er nichts mehr! Keine Heimat, kein Volk, kein Ziel. Er

muß sterben und er stirbt. Das überrascht uns nicht, weil wir es lange erwartet haben. Werthnaturen müssen zugrunde gehen, weil sie immer Übergangsnaturen und als solche stets energielos und krank sind. Ein Altes stirbt in ihnen und ein Neues fängt an zu leben, sie sind überreif für das Alte und noch nicht reif für das Neue und finden keinen harmonischen Ausgleich für die Gegensätze, die in ihnen gähren, die sie aufreiben, die sie schlaff und krank machen. Was sie können, wollen sie nicht und was sie wollen, können sie nicht. Die Hand, die ein morsches Gebäude in Trümmer legte, ist zu schwach und müde, um ein neues aufzuführen und auf Trümmern ist nicht gut sein. So gehen sie unter, einem stärkeren jungen Geschlechte den Aufbau überlassend, zu dem sie selbst zu krank und elend sind. „Nur das Gesunde ist es, aus dem das Große wird,“ sagt Jacobson.

Leo Wolff will ein Führer sein. Und welchen Weg weist er? Welche Ideen bewegen ihn und ist er sich der letzten Konsequenzen dieser Ideen bewußt? Er hält die ältere jüdische Generation für verdorben — verdorben weniger durch eigne Schuld, als durch das Milieu, durch das Überwuchern des merkantilen Geistes, das eben nur eine Folge ihrer jahrhundertlangen Einsperrung in besondere Stadtviertel ist. Sie können nicht begreifen, daß es unmoralisch und unehrlich ist, einen Goj zu betrügen. Es fehlt ihnen der Sinn dafür, sie verstehen einfach das Verwerfliche dieses Thuns nicht. Die jüngere Generation jedoch ist frei von diesem moralischen Defekt oder will sich davon freimachen, sie ist von der älteren dadurch für immer geschieden und verfolgt einen neuen Weg nach neuem Ziel, einen Weg, auf dem sie untergeht, weil sie für das Ziel noch nicht reif ist. Wir fällt dabei unwillkürlich eine Parallele aus der Geschichte ein: Moses führt sein Volk aus Aegypten, er und seine Stammesgenossen suchen auch auf neuen Pfaden nach dem gelobten Land, aber trotz ihrer Sehnsucht danach muß die lebende Generation auf diesem Wanderzuge sterben, weil auch sie noch nicht reif genug ist, weil sie in die Sünden der Väter noch zu oft zurückfällt. Nur Moses sieht das Ziel vom Berge aus vor sich liegen, aber nur im Tode. Etwas ähnliches haben wir auch hier: der Führer der jungen todgeweihten Generation, als der sich Leo Wolff doch vorfindet, stirbt, ohne das Ziel zu erreichen, aber sein brechendes Auge sieht in das Ausflüg seines besten Freundes, eines jungen edlen Christen, der sonst im ganzen Roman nicht austritt. Und da lächelt der Sterbende. Der junge Jude verscheidet in den Armen des jungen Christen, das junge Judentum geht unter und zugleich auf im idealen jungen Christentum — Christentum hier nicht als kirchlicher und religiöser, sondern als ethischer Begriff aufgefaßt.

Es geht uns hier nichts an, ob diese Idee falsch oder richtig, ihre

Ausführung möglich oder unmöglich ist, da nur noch das zopfigste Professorenium das Unglaublickste leisten und eine Dichtung nach ihrer Idee beurteilen kann. Uns kann es nur darauf ankommen, zu untersuchen, ob diese Idee klar und dichterisch zum Ausdruck gebracht ist. Und das muß unbedingt verneint werden, ja, es scheint fast, als ob der Autor absichtlich in dieser Hinsicht eine Unklarheit erstrebt hätte. Was bei diesem Roman fast unvermeidlich war, nämlich die Wirkung durch Gegensätze, vermeidet er ganz. Wir sehen nicht, weshalb Leo Wolff notwendigerweise zu seinen Ideen kommen mußte, wir sehen weder von vornherein das verrottete ältere Geschlecht vor uns noch die Vertreter eines idealen Christentums, und das war eine Unterlassungsünde, die sich schwer rächt. Denn nun müssen wir es auf Treue und Glauben hinnehmen, daß Leo gerade der ist, als der er vor uns steht, wir erhalten über seinen Entwicklungsgang nur vage Andeutungen und dadurch wird er uns weit schwerer verständlich. Der Dichter zeigt sich ja nicht nur darin, was er aus einem Stoffe macht, sondern oft noch mehr darin, was er nicht daraus macht, und mir scheint, daß Jacobowski hier viel versäumt hat. Warum sehen wir nicht, wie der Held als Kind schon unter den Beschimpfungen zu leiden hat, wie er fieberhaft nach den Gründen dafür sucht, wie er die Fehler der Juden erkennt, wie er täglich mehr im fortwährenden Umgang mit dieser älteren Judengeneration ihre Unsitten verachten lernt — weshalb sehen wir nicht, wie derselbe Leo im Verkehr mit idealen jungen Christennaturen zu der Ansicht kommen kann, daß die Christen überhaupt moralisch höher ständen und besser seien, als seine Stammesgenossen? Aber alle diese Gegensätze sind nicht da oder sind in die Ferne gerückt und verschleiert. Deshalb muß uns das letzte Verständnis für Leo fast fehlen. Er ist ein Fertiger, dessen Werdegang wir nicht miterleben und der deshalb auch uninteressant wird.

Es giebt sozusagen zwei Arten psychologischer Romane. Die beiden mustergültigsten Werke, die wir dafür haben, sind auf der einen Seite Dostojewskis „Raskolnikow“, auf der andern Jacobsens „Niels Lyhne“. Dort haben wir einen Helden, der sich gemäß der von ihm selbst geschaffenen Verhältnisse entwickelt, hier einen, der als vollständig fertiger Charakter die ohne sein Verschulden an ihn herantretenden Verhältnisse betrachtet und sich seiner Individualität gemäß ihnen gegenüber benimmt. Raskolnikow geht durchs Leben, an Niels Lyhne zieht es vorbei; Raskolnikow ist ein Ring, an den sich immer neue Ringe anschließen, bis wir schließlich eine ganze Kette vor uns haben, Niels Lyhne ist und bleibt dagegen ein einziger Ring. Ebenso Leo Wolff. Bei ihm aber wird das zum Fehler, was bei Niels nicht der Fall ist. Im letzten Grunde nämlich ist auch die eben gemachte Einteilung nur bedingt richtig, nur oberflächlich, nur halb-

wahr. Denn wenn auch Niels im großen und ganzen fertig ist und sich nicht mehr entwickelt, so haben wir doch miterlebt, wie er ward, wie seine Eltern ihn aufzogen, was sie für Menschen waren — kurz, wir kennen sein ganzes Milieu. Wenn er dann ins Leben hinaustritt, finden wir es selbstverständlich, daß er sich nicht mehr ändert. Raskolnikow aber, der uns überhaupt erst in den Jahren vor Augen tritt, wo Niels bereits fertig ist, muß sich noch entwickeln, wenn wir uns für ihn interessieren sollen. Leo Wolff nun fängt wie Raskolnikow an und geht weiter wie Niels Lhyne, d. h. er tritt als Mann auf und hat zugleich keine Entwicklung mehr. Und das ist das Veraltete an diesem modernen Roman, das sich auch noch in anderer Weise rächt — nämlich in der Komposition.

Wenn wir die bedeutendsten Romane der Weltliteratur betrachten, so haben wir fast stets eine Lebensgeschichte vor uns, d. h. es ist immer nur ein Einziger, auf den das volle Licht fällt. Man denke nur an *Simplicius Simplicissimus*, an den *Werther*, an *Madame Bovary*, an *Raskolnikow* und *Niels Lhyne*. Um aber die Aufmerksamkeit des Lesers fortwährend auf Einen Einzigen hinlenken zu können, um die volle Beleuchtung nur dieses Einen zu rechtfertigen, muß derselbe interessant genug sein, darf er nicht immer derselbe bleiben, muß er handelnd eingreifen und sich entwickeln, wie das bei fast allen vorgenaunten Romandichtungen der Weltliteratur der Fall ist. Geschieht das nicht, bleibt der Held ewig auf demselben Flecke stehen, anstatt vorwärtszugehen, so wird er uns bald überdrüssig, wenn nicht der Dichter von einer ganz ungewöhnlichen Begabung und Eigenart ist. Und letzteres ist bei *Jacobson* der Fall. Ein *Raskolnikow*-Stoff würde immer interessant sein, auch wenn ihn ein Dichter bearbeitet hätte, der nicht im entferntesten an *Dostojewski* heranreichte, aber ein *Niels Lhyne* von einem weniger originellen und bedeutenden Poeten verfaßt, als *Jacobson* einer ist, wäre schlechterdings unmöglich, würde tödlich langweilig wirken. Dort wird uns stets der Held an sich fesseln, hier im letzten Grunde immer nur der Dichter. Dort liegt das Hauptgewicht im Helden, hier in der Situation, dort im Centrum, hier in der Peripherie. *Jacobowski* kann sich nun trotz seines Talentes mit *Jacobson* nicht im entferntesten messen. Der Däne übertrifft ihn an poetischem Genie, ausgeprägtester Eigenart, Feinsinnigkeit und dichterischer Intelligenz um ein Bedeutendes, und was ihm aus diesem und noch einem anderen Grunde gelingt, nämlich aus *Niels* trotz seiner Schwäche, That- und Entwicklungslosigkeit den Mittelpunkt des ganzen Romans zu machen, das mußte dem Verfasser von „*Werther, der Jude*“ notwendigerweise mißlingen. Ist schon an *Niels Lhyne* die Komposition die schwächste Seite, so geht sie hier vollständig in die Brüche, obwohl man, wie es mir scheinen will, fast merkt, wie große Mühe sich der

Verfasser gegeben hat, die Einheit des Werkes zu wahren und in dem Helden einen ständigen Mittelpunkt zu schaffen. Bewußt oder unbewußt fühlt er aber schließlich selbst, daß seine Mühe umsonst ist, und so läßt er den Helden plötzlich ganz fallen. Im dritten Buche tritt Leo überhaupt nicht auf, wird er endgültig von Lene verdrängt. Was aber noch bezeichnender ist, ist der Umstand, daß gerade dieses dritte Buch, in dem der Held völlig verschwindet, unbefritten der schönste, packendste und dichterisch am höchsten stehende Teil des ganzen Werkes ist.

Um mein kritisches Gewissen zu entlasten, muß ich noch kurz über einen andern Punkt sprechen. Es ist mir nämlich ganz unbegreiflich, wie ein Dichter einen derartigen Stil schreiben kann. Es sind weniger die direkt falschen Wort- und Satzverbindungen, die grammatikalischen Verstöße oder einige wenige Zeilen voll blühenden Blödsinns, die mich zu dieser Auseinandersetzung drängen. Schließlich hat jeder mal das Recht, eine Sprachdummheit in die Welt zu setzen. Aber was mich nervös machte, ist der Mangel an seinem Sprachgefühl, der überall zutage tritt, sind jene Fehler, die eigentlich keine sind. Wie ein Mensch rasend werden kann, wenn er immerzu in unerblicher Wiederholung einen einzigen Ton hört, so kann auch das ewige Wiederkehren eines einzigen Wortes einen Menschen unglücklich machen. Und wie viel mal müssen wir mit dem Helden „Gedankenfüße abspinnen“, wie oft beginnen oder endigen drei, vier, fünf auf einanderfolgende Sätze mit demselben Wort! Wie ist es nur möglich, daß man in drei Zeilen drei Mal das Wort „Weihnachten“ (oder „Vater“, „Coupé“, „Stimme“), brauchen kann, wo doch die deutsche Sprache so reich ist. Soll man derlei Sachen nun übergroßer Flüchtigkeit oder wirklicher Armut zuschreiben? Und dann die vielen Härten, die durch Auslassung der Hilfszeitwörter entstehen! Diese Auslassung, die stets sehr viel Discretion erfordert, muß doch immer durch irgend einen Umstand gerechtfertigt sein. Daß alles dies jedoch durchaus keine Nebensachen sind, beweist einmal der Umstand, daß sie bei manchem Leser wirken wie vielleicht das Schillern eines Schieferstückes auf der Tafel und beweist andrerseits das Beispiel eines Storm, Jacobson, Flaubert, von denen besonders der letztere geradezu unglücklich gewesen wäre, wenn zwei Sätze ohne besonderen Grund mit denselben Worten, ja Silben begonnen hätten. Überhaupt können unfre jüngeren Dichter und Schriftsteller viel von den großen älteren Stilkünstlern — und hierzu zähle ich auch z. B. Hans Hopsen — lernen. Ich sagte schon, daß mir die direkt falschen Konstruktionen weit nebensächlicher erschienen. Leider sind sie in größerer Anzahl vorhanden, als man es im Interesse des Autors wünschte. „Die Stiesel ausgezogen, so hatte er sich aufs Sofa gelegt“, ist französisch, „ankommen wohin“ lateinisch und „ausladeten“ statt „aus-

luden“ ebenso wie „diese schöne Bilder“ jedenfalls nicht deutsch. Weit merkwürdiger jedoch ist ein Gesicht, das einen Kopf in die Hände nimmt, eine kristallklare Lust, die Rebel und Dampf ausatmet, Sonnenstrahlen, die ein ganzes Pflaster austrocknen, Korridore, die einen matten Schein geben, oder gar Augen, die horchen können, während „einzig allein“ und eine „Kindheit, wo man ein Kind ist“ wieder allzugroße Pleonasmen sind. Verfehlt dürften die Bildungen „spürig“ und „sieberisch“ sein, direkt falsch sind „lieblos“ statt „ungeliebt“, „erdziehend“ statt „erdwärtsziehend“, „Rehlestiefe“ und „Steinesleichen“.

Allen diesen Fehlern stehen aber mindestens gleich große Vorzüge gegenüber, die den Wert eines Romans nach Schillers Ausspruch ja bestimmen. Was „Werther, der Jude“ vor so vielen ähnlichen Büchern voraus hat — er ist wirklich „modern“. Modern nicht nur darin, daß er einen modernen Menschen zum Helden hat, und zwar einen Menschen, der vor vielleicht zwei Jahrzehnten überhaupt noch nicht hätte leben können, da es damals noch eine derartig gesinnte junge Judengeneration nicht gab, modern ferner nicht nur in der Idee, modern nicht nur darin, daß er in der Hauptstadt des deutschen Reiches spielt, sondern vor allem auch modern in der Art und Weise der Zeichnung, nicht nur im Was? sondern auch im Wie. Ich kenne kaum einen Roman der Weltliteratur, in dem die indirekte Charakteristik mit solcher Konsequenz durchgeführt wäre wie hier, und zwar durchgeführt, ohne daß ein weniger aufmerksamer Leser irgend etwas davon merkte, was für das gute Gelingen zeugt. Es kommt kaum ein oder zwei Mal vor, daß der Autor aus seiner Rolle fällt.

Ob ein Dichter Talent hat, ob er wirklich den Namen Dichter verdient, wird sich nun stets am besten daraus erkennen lassen, wie er das ihm selbst gegenüberstehende Geschlecht zeichnet. Eine Frau, der ein männlicher, ein Mann, dem ein weiblicher Charakter plastisch gelingt, dürfen auf den Namen echter Poeten Anspruch machen. Und in „Werther, der Jude“ ist ein Mädchen, zu deren Zeichnung sich der Autor gratulieren kann. In dieser Lene steckt so unsäglich viel von der echten Poesie des Lebens, daß wir mit diesem großen Kinde lachen und weinen, daß wir erbittert sind gegen diesen Schwachkopf von Leo, daß wir alle ihre Qualen mitleiden. Das ganze dritte Buch ist die wunderbarste Passionsgeschichte eines liebenden, verführten und verlassenen Mädchens, die ich seit langem gelesen habe. Sie packt und erschüttert in ihrer Lebenswahrheit, sie läßt uns nicht los, weil wir hier eine Entwicklung haben, sie nimmt uns so vollständig gefangen, daß wir mit den Zähnen knirschen und dem Schicksal grollen, das dieser

Mädchenblume das volle Erblühen versagt. Es ist ja richtig und Carolath hat ganz recht, wenn er sagt: „Es müssen Blumen sein, Blumen am Weg“, und doch schmerzt es immer wieder, wenn man solch eine zertretene Blume sieht. Und immer wenn ich das Buch aus der Hand legte, beim ersten Male so gut wie beim zweiten und dritten Male, hatte ich das Gefühl: Wenn du doch diese Helene geschaffen hättest —! So drollig es klingen mag: doch das größte Lob, das ein Dichter dem andern spenden kann.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Theater und Musik.

Dem guten Timon von Athen ist der Vulthauptische Museuliebedienst schlecht bekommen.

Vulthaupt fand nämlich, daß sein Vorarbeiter William Shakespeare oder wer sonst bei der Erschaffung dieses unglückseligen Atheners die Hand in der Linde gehabt, viel zu wenig für den Familienstand des Helden gethan habe und daß wohl um dieser Vernachlässigung willen aus dem Herrn Timon kein brauchbarer Theatermensch geworden sei.

Also ersand Vulthaupt aus Bremen dem Herrn Timon aus Athen ein heiratsfähig Töchterlein und diesem Töchterlein einen Bräutigam, wie er für Trauerspiele taugt — eitel, selbstsüchtig, fürchtbar schön und fürchtbar trenlos und gemein, während das Bräutchen ganz aus Süßholz geschnitten und mit dem glänzendsten Tugendlad angestrichen ist, widerstandsfähig in Wind und Wetter.

Diese herrliche Tochter Vulthauptischer Faktur wird aber erst recht das Unglück Timons. Sie setzt ihm nämlich, nachdem er ihren Bräutigam-Hundsott im zweiten oder dritten Akt totgeschlagen, dergleichen zu, daß der alte Jegerinn im letzten Akt ganz windelweich wird und als sentimentaler Thränenreißer eines rührsamem Todes stirbt. (Mit dem oblligaten Trauermarsch und gedämpftem Trommelschall hinter der Scene.)

So wurde uns also mit aller Epigonen-Varnhøjigkeit nach allen Regeln der Hedermaier-Theatralik der Timon von Athen als ein richtiger Faviitenblätterheld auf der Bühne vorgestellt — mit dem Erfolge, der ihm in der heutigen Welt gebührt: Durchfall.

Daß Vulthaupt ein gewandter Dramaturg ist, daß er glänzende Verse zu schmieden versteht, daß er aus vorgefundenem Material mit Zugabe von eigenen Erfindungen ein äußerlich regelrechtes Ding herzustellen vermag, das wie ein süßsaftiges Trauerspiel aussieht, ist für die wahre Bühnendichtkunst, wie sie heute verstanden und von den modernen dramatischen Poeten gefordert wird, ganz unzulänglich, sobald der schöpferische

Tranke eines energischen Kunstgeistes fehlt, der mit eherner Konsequenz Menschen und nicht Theaterpuppen auf die Bühne stellt.

Bunthampis „Timon von Athen“ ist ein Theaterpuppenspiel, dem die glänzende Ausstattung der Münchener Aufführung so wenig wie die eingesezte nicht geringe Kraft der Schauspieler ein lebendiges künstlerisches Interesse zu gewinnen vermochte. Nach wenigen Aufführungen war das Stück an der Teilnahmslosigkeit des Publikums verschieden und im Reiche der Schatten verschwunden. Es wäre daher auch zwecklos, auf die Leistungen der Darsteller kritisch einzugehen und Vorzüge und Fehler der Hauptbeteiligten (der Zettel macht über dreißig Personen namhaft!) abzuwägen. Nur die eine Bemerkung sei angebracht, daß Herr Poffart als Inhaber der Titelrolle durch unkünstlerische Übertreibungen in Mimik und Deklamation, namentlich durch seinen opernhastigen Sprechgesang, den traurigen Timon noch verschlimmert hat.

Wertvoll war diese Timon-Aufführung aber doch. Sie zeigte nämlich eine kräftige Fortbildung des Geschmacks von Seite des Publikums: mit klassizistischen Fätschworten und Virtuosenumache alten Stils ist ihm auf die Dauer nicht mehr deklamatorisch. Auf Überraschungen erfolgt prompt die Reaktion. Ein Fingerzeig für spekulative Dichter und Darsteller.

Auch das neue Stück von Richard Voss „Der Zugvogel“, das am 30. November seine erste Aufführung an der Münchener Hofbühne erlebte, hat dem strengeren Geschmack gegenüber einen schweren Stand. Es ist kein vollwertiges Kunstwerk. So viele gute Seiten sich ihm auch abgewinnen lassen mögen, es gehört doch nun einmal zu der bösen Gattung der erotischen Sensations-Theatralik, für welche das bessere deutsche Publikum immer weniger zu haben ist. Der Erfolg war ein äußerlicher und nicht einmal ein ganz unbestrittener. Wobei nicht verschwiegen sein soll, daß Darstellung und Regie nichts weniger als über alle Kritik erhaben sich zeigten. Dem schärferen Blick enthielten sich eine erkleckliche Anzahl Fehler, die bei einem Kunst-Institute von dem Range der Münchener Hofbühne nicht ungerügt bleiben dürfen.

Doch zunächst ein paar Worte über den Inhalt des Stückes selbst, das in seiner Breite und Buntheit wie ein dramatisierter Roman anmutet und mit seinem Gewimmel von Episoden und Nebenfiguren (gut anderthalb Tausend!) Akte lang zu keiner klaren, energisch fortströmenden Handlung gelangen kann.

Also: Den Epithamen Zugvogel führt der junge Graf Sassin (Herr Sturz), ein romantischer Schwärmer, wie in der Ära Tolstoi so viele im heiligen Rufland auf-tauchen, nur daß Sassin's Schwärmererei wirklich ins Himmelblau geht. Er hat seine Wiesen und Felder, Haus und Hof freiwillig unter eine verkommene Bauernschaft verteilt und zieht nun selbst in ärmlicher Tracht als Abkömmling eines glänzenden, mit den ersten Familien des Reiches befreundeten Geschlechts im Lande umher, um das Volk für sein neues Evangelium zu gewinnen, Sklaven und Frauen zu emanzipieren usw. Die Bauern teilen sich zwar in sein reiches Stammgut, bestaunen seinen Gehmut, bejudelein seine Lehren, aber innerlich stehen sie ihm doch weltfremd gegenüber und sobald er den Rücken wendet und den Schauplatz wechselt, sind sie Gauner und Trunkendolbe ärger als zuvor. Aus dem früheren aristokratischen Lebenskreise Sassin's ist es namentlich die Familie der Fürstin Komov (Frau Dahn-Hausmann), mit welcher der Zugvogel die intimsten Beziehungen aufrecht erhält. Marfa Bolino, das Gesellschaftsräuflein der Fürstin (Fräulein Heese), ist seine bis zum Fanatismus erhitzte Anhängerin und vermittelt zugleich seinen heimlichen Briefwechsel mit der jugendschönen Prinzessin Tra (Fräulein Hofmann), die ihn glühend liebt und seine phantastischen Volksbeglückungs-ideen teilt. Als sie mit einem Fürsten Waraschin (Herr Keppeler) wider ihre Neigung

vermählt werden soll, verläßt sie mit ihrem kleinen genialdrolligen Liebungsdiakal Mischka (Frau Conrad Ramlo) heimlich das Haus und entflieht zu Sassin, auf dessen von den Bauern besetztem Stammschloße sie eine haarsträubende Mißwirtschaft antrifft. Erst die Forderung des geliebten Zugvogels, ohne den Segen der Kirche sein Eheweib zu werden, bringt sie zur Besinnung und zur sofortigen Heimkehr. Sie zieht mit dem ihr bestimmten Bräutigam ab, der gekommen war, um dem über seine gescheiterten Pläne halbverrückten Sassin gehörig den Kopf zu waschen. Nachdem gleichzeitig die Bauern einen lärmenden Anschlag auf Freiheit und Leben Sassin's in Scene setzen, geht der Schwärmer freiwillig in die Verbannung und marschirt mit seiner treuen Anhängerin Marfa nach Sibirien, um dort gemeinsam ihr heiliges Erlösungswerk fortzusetzen.

Dies im Umrisse die Haupthandlung.

Von einer Vertiefung der Charaktere und einem psychologisch starken und unerfüllterlichen Aufbau des Dramas finden sich nur geringe Ansätze. Die Exposition in breitgespanntem Rahmen macht Erwartungen rege, die im Verlaufe des Stückes nicht erfüllt werden. Alles vollzieht sich nach der Schablone theatralischer Effektwirkung. Die Scenen folgen sich, die Personen kommen und gehen, wie sie der Autor für seine blendende Theatralik braucht, undekümmert um die innere Notwendigkeit einer geschmackmäßig straffen dramatischen Entwicklung.

Unter solchen Umständen ist es den Schauspielern nicht allzu schwer anzurechnen, wenn auch sie in der Hauptsache in äußerlichem Komödienpiel stecken blieben. Immerhin hätten einige allzu unkünstlerische Verstöße vermieden werden können. Herr Stury in der Titelrolle und Fräulein Heese als geheime Agentin der sozialistischen Propaganda erschienen von Anfang an in einer so starren Maske und einem so ausdringlich deutlichen Spiel, daß sich sofort alles an den Fingern abzählen und am Ton abhören ließ und jede feinere Wendung ausgeschlossen blieb. Auch Herr Kessler gab seinen Fürstin Baraschin viel zu nett und gefällig und verzichtete auf jede tiefere künstlerische Charakteristik des „Menschen aus der Steppe“, des „plumpen“ Bauers mit dem „Bärenkopf“, der in seiner salonheldenhaften Darstellung sich in nichts vom ersten besten französischen Hüttenbesitzer mit den bekannten auf billigen Effekt herausgeschleuderten Tiraden unterschied. Diese Rolle würde z. B. in den Händen Häußers zu viel überzeugender und tieferer Wirkung gelangt sein. Ein Besetzungsschick, wie leider viele gemacht werden, und der in diesem Falle um so weniger zu entschuldigen ist, als Herr Kessler selbst die Regie führte und das entscheidende Wort in der Besetzung haben konnte. Zu den besten Leistungen des Abends gehörte die Prinzess Ina des jugendlichen Fräuleins Hofmann. Hier zeigte sich eine echte frische Begabung für die Darlegung verwickelter Seelenprobleme mit einem sehr achtungswerten schauspielerischen Können, dem nur zu wünschen ist, daß es vor der Verfälschung zu komödiantischer Routine bewahrt bleiben möge. Glänzend waren einige Episodenrollen vertreten. In erster Linie ist die Fürstin der Frau Dahn-Hausmann, ein Kabinettsstück edelster und reifster Menschendarstellungskunst, zu nennen, sodann der Lakai der Frau Conrad-Ramlo und die verkommenen Bauern der Herren Wohlmutz und Schneider, realistische Genrebilder von entzückender Vollendung.

Wie in der „Neuen Zeit“ macht Richard Voh auch im „Zugvogel“ einen konfusen Schwülzling zum Anwalt moderner Ideen, während er geschickt dafür sorgt, daß Ewiggestrige kraftvoll und liebenswürdig vertreten zu lassen. Und das ist der Humor von der Moral dieser Art Sittenkomödie, daß sie zwar den Reformator gegen den Hunsfürzler auszuspielen scheint, aber im Grunde doch nur der Versumpfung

das Wort redet und sich damit selbst um jede gesunde moralische Wirkung bringt. Bossens Kunst ist reaktionär.

Zu königlichen Theater am Gärtnerplatz kamen in den letzten Monaten neben einigen Alltagsneuheiten eine Volksoper „Edelweiß“ von Brackl und Kamzal und die Volksoper „Doppelfeldmord“ von dem unvergeßlichen und in seiner Art unersetzlichen Anzengruber mit starkem Erfolge zur ersten Aufführung. Wie ich höre, wurden im Volkstheater auch Anzengrubers „Brave Leute vom Grund“ recht toader gegeben und vom dankbaren Publikum mit Freuden aufgenommen.

Jammer schade, daß Anzengrubers große Begabung nicht rein und ungebrochen zur Entfaltung kommen konnte. Sein Wiener Milieu wurde sein Verhängnis, mußte es werden. Er mußte seinen Tribut dem Geist der Entartung und Erschlaffung bezahlen, der im unglückseligen Wien alle Lebens- und Schaffensverhältnisse ergriffen. Darum in seinen schönsten, kunstvollsten Volksstücken oft dieser verliche Fall ins Widersich-Sentimentale, ins Käpplich-Roho, was den Wienern als „G'fähl“ und „Hamur“ gilt, dieser plöbliche Absturz vom Lebendechten ins Komödiantische und Masteradenhafte.

Wie in der Dichterei, so ist's auch in der Schauspielerei. Ich habe dieser Tage Felix Schweighofer als Gast im Gärtnertheater gesehen, in einem ins Wienerische überschnadeltem Stück „König Krause“. Beim dritten Aufzug lief ich davon. Dieses Gemisch aus Natur und Unnatur, aus Scham und Hefe, aus Tred und Feuer ist für einen Nicht-Wiener einfach entsephlich. Wenn das auch noch Kunst sein soll — meinetwegen, nenn't's wie ihr wollt. Aber bleibt mir vom Leibe damit. Soll es aber gar ein ins Komisch-Humoristische übersepte Abbild eures wirklichen Denkens, Fühlens und Lebens sein, hal euer Geist und eure Seele wirklichen Teil daran, dann ins Narrenhaus mit dieser ganzen Wirtschast. Eine Kunst für Irrsinnige scheint mir dieses Komödiantenwesen, das die Dekadenz noch überdekalenz.

Auf dem Gebiete der Musik — Gebiet der Musik! — blüht das Geschäft. Ein Konzert schlägt das andere. Ausverkauf zu Schleuderpreisen an allen Ecken und Enden. Die Konzertsäle, d. h. die Musikausverkaufsstäden müßten aus Mangel an musikalischem Volk eine gähnende Leere zeigen, wären sie nicht zur Hälfte mit Freilartenmenschen gestopft. Aber es wird fortmusiziert, fortkonzertiert, fortvirtuositiert wie im Wahnsinn. Geschäft, Geschäft, Geschäft! Auf deutsch: Bankrott, Bankrott, Bankrott —

Safen in dieser musikalischen Spektakelwüste bilden die Kaim-Konzerte im Odeon, die Akademie-Konzerte im Odeon und Hoftheater und die selteneren Auführungen einiger künstlerisch ernsthafter und vortrefflich geleiteter Vereine, wie des Oratorien-Vereins, des Porgesöchen Chorvereins, des Lehrergesangsvereins. Es ist auch hier das Angebot des Guten und Besten so gewachsen, daß es ein einzelner Mensch kaum mehr bezwingen kann. Von ruhigem Genießen ist keine Rede mehr. Man nascht nach Möglichkeit da und dort und ist herzlich froh, wenn man ein Reischen heiliger Stimmung mit hinüberrettet in das betäubende Tohuwobohu unseres elchasten Großstadtmasselebens. Ich habe klüglich bis jetzt nur das erste Kaim-Konzert (so genannt nach dem Uternehmer Doktor Franz Kaim, dem Vertreter der großen Stuttgarter Klavierfirma in München) besucht und mich wahrhaft erschöpft und entzöhnt an den herrlichen Darbietungen der Welgerin Frida Scotta und der Söngerin Antonie Mielke. Mit dieser dankbaren Erwöhung will ich hiermit nachträglich den beiden großen Künstlerinnen meinen bescheidenen Vorbeertranz überreicht haben.

Malerei.

Die Künstlergenossenschaft, die Verein bildender Künstler (Sezessionisten), die Kultusministerium — die Jahresausstellung, die Nichtbeteiligung — die München, die Dresden!

Ich sehe die Mitgliedliste der Sezessionisten durch und finde neben einer Masse gleichgültiger Durchschnittspinselmeister Künstler ersten Ranges.

Ich sehe die Mitgliedliste der Künstlergenossenschaft durch und finde — das Gleiche.

Ich lese die väterlichen Schreibbriefe des Münchener Magistrats an die Künstlervereine, ich lese die weisen Reskripte des Kultusministeriums, die Jahresausstellung im Glaspalaste betreffend, und denke mir allerlei dabei. In der Hauptsache dieses: Um die eigentliche Kunst handelt sich's gottlob in dieser ganzen verworrenen Geschichte auch nicht nagelgroß. Es handelt sich um Verwaltungsfragen, um Personenstreit, um Geschäftsstrafehl. Die Einen wollen frei und selbstherrlich sein und die besten Geschäfte machen, und die Anderen wollen frei und selbstherrlich sein und gleichfalls die besten Geschäfte machen. Und die Kapen beknen sich in die Schwänze und drehen sich im Kreise. Und der Magistrat und das Kultusministerium stehen dabei und reden diplomatische Erlasse. Aber da ist die Diplomatie wirklich für die Kap' — da hilft kein Reden, so oder so. Weht jeder Partei den halben Glaspalast und laßt sie darinnen wirtschaften nach ihrem Parteiverstand und Parteivorteil und der ganze Streit ist zu Ende. Es handelt sich, wie gesagt, imgrunde gar nicht um Kunst und Kunstprinzipien, es handelt sich ums Geschäft. Nijs gibt jedem seine Bude frei zu freier Konkurrenz und die Geschichte ist aus. Wozu der endlose Lärm und die tragischen Geberden? —

Inzwischen finden die Freunde der Bewegung in der Malerei neue Werke in Hülle und Fülle in den Bohenausstellungen des Kunstvereins, der in der That seit zwei, drei Jahren in einem großartigen Aufschwung begriffen ist und sich mit seinen Sammelanstellungen einzelner Künstler eine rühmvolle Spezialität geschaffen hat. Daß er auch den Jüngsten und Allerjüngsten mit ihren tollsten Farbenezperimenten und stürmischen Drauslosgangereien die Schraule zum lustigen Tournier öffnet, kann man vielleicht vom kunstpädagogischen Standpunkt von zweifelhaftem Werte finden. Allein mit übertriebener Angstlichkeit wird bekanntlich auch nichts Gescheites ausgedrückt. Also die Bahn frei! Schließlich kann jeder doch nur seinen eigenen Hals brechen.

Ich habe in der lezten Zeit sehr gute Bilder gesehen. Edmund Blume stellte ein großes und in jeder Hinsicht bedeutendes Gemälde aus: „Opfer des Streits“. Da ist frischer, voller Atemzug des neuen Geistes und ehrlche Gewissenhaftigkeit obendrein. Eine sehr tüchtige Arbeit war auch Blumes Selbstbildnis. Blume hat in München von der Presse und von Ausstellungsunternehmern (auch im Glaspalast!) mancherlei Unbill erfahren. Wie seine neuesten Arbeiten erweisen, hat der Künstler dadurch keine Einbuße an lebendiger Kraft erlitten; die Bosheit hat ihn nicht müde gekriegt. Nüßig strebt er vorwärts, eine echte, brave Künstlernatur.

Sehr interessante technische Versuche drachten zwei junge Maler: Max Sievogt und L. Corinth. Die geruchamen Herren älterer Richtung waren darob aus dem Häuschen, die korrekten Kritiker schlugen mit Wehgeschrei die Hände über dem Kopf zusammen, das Publikum stupete, spottete, ulkte. Gleichgültig. Sievogt hat enorm viel Talent und Eigennatur. Er wotd seinen Weg machen. Corinth hat noch weitere Erweise seines Ernstes zu erdringen, bevor sich feststellen läßt, was Urtrieb seines Wesens, was Lust an momentaner Verblüffung ist.

Ein Bravo der Verwaltung des Münchener Kunstvereins. Mögen die Geister

und die Farben aufeinander plagen. Das Leben im preussisch-deutschen Stechschrittreich ist in der Air der Teufelskautreibung von Wending grau und dumm genug. Es lebe die Freiheit der weiten Horizonte! Es lebe des Geistes bunte Pracht! — Zum guten Schluß noch ein paar Worte über einen Münchener Künstler seltener Art. Er erscheint selten im Kunstverein, selten im Glaspalast, er gehört zu keiner Koterie, er gehört weder zu den Alten noch zu den Jungen. Ein Wandervogel also? Ach nein, ein schlichter Mensch, der aus treuer Seele seine Kunst pflegt, still, bescheiden, wie einen Gottesdienst im Kämmerlein, wie ein Gebet im Geiste. Ein Mystiker also? Im Modestinn — Gott bewahre, nichts weniger als das! Ihn zu begreifen — Karl Haider schreibt sich der Mann — gehe man in seine Wohnung in der Liebigstraße Nr. 24, drei Treppen hoch, da wird man eine kleine Sammlung von Bildern von seiner Hand und von Handzeichnungen seines Vaters, des unerreichten Jagdzeichners Max Haider, ausgestellt finden. Doch ich lasse lieber einen Freund erzählen: „Karl Haider ist einer von jenen Malern, die zu allen Zeiten nur ein kleines Publikum finden werden, und doch eine echte, tiefgründende Künstlernatur. Hans Thoma, mit dem, wie mit Arnold Böcklin ihn auch langjährige Freundschaft verbindet, mag ihm am nächsten stehen, nur ist bei Karl Haider der malerische Ausdruck noch weit spröder, der Verzicht auf Wirkung durch technische Geschicklichkeiten noch vollkommener. Auch ist sein Stoffgebiet enger umgrenzt: heimische Landschaft, heimische Menschen; nichts darüber hinaus. Aber das ist mit einer Liebe, mit einer Innigkeit gegeben in seiner schlichten Einfachheit, die allen äußeren Effekt entbehrlich machen können. Eine gute Anzahl der Bilder schildert Typen aus dem oberbayerischen Landvolk: Bauern, Jäger, dralle Dirnen. Und sie sind innerlich lebendig und echt, keine entkleideten Modelle, keine Theaterfiguren. Dazu kommt, daß Haider ein Meister der Linie ist, „ein köstlich Ding an Malern“ heutzutage. Und das ist wirklich ein Zeichnen, das können braucht, denn das vielbeliebte Hilfsmittel der Photographie ist verschmäht — die großen Vorbilder Haider's, Dürer und Holbein, haben sie ja auch nicht gekannt. Eigentümlich intim sprechen Haider's Landschaften an: eine überraschend naive, große und unmittelbare Anschauung der Natur spricht aus ihnen, obwohl gerade hier der Mangel technischen Raffinements besonders auffällt. Es sind nicht Bilder, in denen man sich satt sieht, man sieht sich immer mehr in sie hinein.“ — — —

Und damit Schluß für heute.



Frankfurter Theater.

Von Paul Kasché.

(Frankfurt a. M.)

Wir sind hier mitten drin in der Wintercampagne. Es hat bis jetzt nicht weniger als vier neue Stücke gegeben, die von auswärts importierten Novitäten nicht eingerechnet. Aber der große Treffer hat noch immer nicht kommen wollen. Und es würde sehr schlecht um das Theater bestellt sein, wenn Herr Colar Blumenthal mit seinem getreuen Kollaborator Kadelburg nicht den Einfall gehabt hätte, den großen Räuberhauptmann Athanasias auf die Bühne zu bringen und mit einer pikanten Sauce begossen den Zuschauern zu repräsentieren. Es ist jammerschade, daß die beiden Herren, die als Verfasser der zwar nicht sehr geistreichen, aber immerhin recht lustigen Komödie zeichnen, aus Berlin sind, aus demselben Berlin, von dem sich der Herr Intendant Claar so gern emanzipieren möchte. Aber hat man mit seinen eignen Novitäten ein solch entschiedenes Pech, wie Herr Claar in der bisherigen Spielzeit, pfeift man schließlich auf alle guten Vorsätze und Prinzipien und drückt dem Kollegen Blumenthal im Geiste gerührt die Hand. Wenn es sich um Kassenerfolge handelt, ist man sehr gern zur Nachsicht bereit, selbst wenn man Theaterdirektor ist.

Um aber von den vier Novitäten zu sprechen, um die es sich hier handelt: Da war zuerst ein einaktiges Schauspiel „Das Jubiläum“ von Moriz Goldschmidt. Herr Goldschmidt ist Frankfurter und das ist jedenfalls der Grund, daß das Stück nicht in Berlin zur Aufführung gekommen ist. Aber das Stück selber kann ich mich sehr kurz fassen. Es ist unnötig, den Inhalt hier wiederzugeben. Unnötig weil unmöglich. Das „Jubiläum“ gehört zu den in neuerer Zeit immer häufiger vorkommenden Stücken, die keine Handlung haben, sondern nur aus Redensarten bestehen. Es glebt für diese Art Stücke, die oft recht unterhaltend sind, noch keine richtige bühnenpraktische Bezeichnung. Ich möchte sie „dramatische Zenilletons“ nennen, dadurch sind sie wohl am besten charakterisiert. Und das vorliegende Stück gehört sicherlich nicht zu den schlechtesten dieses neuen Kunstgenres.

Ich komme nun zu dem Hauptereignis der Saison, der Aufführung von Emil Claars vieraktigem Schauspiel „Die Schwestern“. Man kann es Herrn Claar nicht verdenken, wenn er, in Anbetracht der Mißerfolge, die er bisher mit den von ihm zur Aufführung gebrachten Stücken hatte, dieser Mißere tüchtig entschlossen ein Ende zu bereiten gedachte und selber ein Stück für seine Bühne schrieb. Schon Wochen vorher wurde tüchtig die Metakelkrommel gerührt. In allen Blättern, von Wien bis nach Berlin, stand es zu lesen, daß Herr Claar ein neues „modernes Schauspiel“ vollendet habe, das demnächst in Frankfurt seine Erstaufführung erleben werde. Und endlich kam er auch, der schuldlos erwartete Premierenabend, dem man mit den hochgespanntesten Erwartungen entgegenzusehen hatte. Aus dem „modernen Schauspiel“ der Metakelkrommenotizen war allerdings schon auf dem Theaterzettel ein simples „Schauspiel“ geworden. Das fiel aber den wenigsten auf und es braucht ja schließlich auch nicht alles modern zu sein. Die Aufführung war mit dem größten Bühnenraffinement in Scene gesetzt worden, so daß ein Erfolg nach außen hin von vornherein gesichert war. Die Schauspieler mit Leib und Seele bei der Sache, jeder darauf bedacht, seine Rolle zur Zufriedenheit des Autors durchzuführen, die weiblichen Mitglieder in neuen glänzenden

Tolletten, funkeinagelneue Dekorationen, blendende Spiegel und strahlende Kronleuchter, ein Glimmern und Glimmern, daß der Zuschauer förmlich geblendet wurde, draußen im Zuschauerraum eine siegesfrohe Claque, langanhaltender, draußerer Beifall nach jedem Aktischluß, wiederholtes, huldvolles Verbeugen des glücklichen Verfassers — und der große Erfolg, der erhoffte und ersehnte Treffer war da. So weit war alles ganz hübsch und gut, wenn nur die bösen Kritiker nicht gewesen wären, die bekanntlich nur auf der Erde umherwandeln, um die Theaterdirektoren zu ärgern. Und als am nächsten Tage die Morgenblätter erschienen, waren all die schönen Illusionen von dem Treffer und dem durchschlagenden Erfolge dahin. Eine offene, ehrliche Kritik ist mir allerdings nicht zu Gesicht gekommen. Ein Intendant ist ja gemeiniglich kein gewöhnlicher Sterblicher und hat sich gewisser Rücksichten zu erfreuen, die für die übrigen Erdenmenschen nicht existieren. Aber zwischen den Zeilen konnte man mehr oder weniger deutlich lesen, daß mit dem neuen Stück eigentlich nichts ioh war.

Und es war in der That nichts!

Man vermag sich über den Wert des Opus einigermaßen ein Urtheil zu bilden, wenn man seinen Inhalt kennt. Die Handlung ist kurz folgende: Der reiche Gutsherr Ernst von Stertoth feiert den zehnjährigen Hochzeitstag mit seiner abgöttisch geliebten Seraphine. Weshalb er sie so liebt ist nicht recht einzusehen, denn Seraphine tritt uns von Anfang an als eitles, oberflächliches, nur nach Außerlichkeiten strebendes Weib entgegen, das auf den Zuschauer einen durchaus unsympathischen Eindruck macht. In ihrem Hause befinden sich noch ihre beiden jüngeren Schwestern, Lidwina und Casimira, die beide verliebt sind — Lidwina in einen Privatdozenten, Casimira in einen Referendar. Aber Seraphine will von diesen Herzensmelungen nichts wissen. Sie hat andre Pläne. Für Lidwina ist ein Marquis in Aussicht genommen, der Seraphinen stark den Hof macht, und für die andre Schwester Herr Andreas Blaubock, der zwar keinen glänzenden Namen hat wie der Marquis, in dessen Vermögensverhältnissen aber ein ebenso bedeutendes Plus vorherrscht, wie ein Minus in denen des adeligen Bewerber. Die beiden Schwestern sind ob dieser Absichten ihrer tyrannischen Schwester todunglücklich und verzweifelt, und es wäre schlecht um sie bestellt, wenn ihnen nicht ein Retter erstände in der Person des Fürsten Agenor von Kamolski, der sich dem Vater der beiden Schwestern verpflichtet fühlt und ihm auf dem Sterbette versprochen hatte, sich seiner Kinder anzunehmen. Dieser edle Pole aus der Polatel sucht den Plan Seraphinens zu hintertreiben und es beginnt nun das offene Kriegsspiel — auf der einen Seite Seraphine, auf der andern der Fürst. Bis zum Schluß des zweiten Aktes dauern die Plänkelleien, ohne daß es zu einer Entscheidung kommt. Seraphine wird uns immer unsympathischer. Geradezu abstoßend erscheint sie im zweiten Akt, wo sie ihre alte Mutter, die weither geilt ist, um sie zum heutigen Tage zu beglückwünschen, hart anläßt und sich weigert, sie willkommen zu heißen, weil sie unangemeldet in Hut und Mantel unter die Gäste tritt. Die Scene ist einfach häßlich, ganz abgesehen davon, daß der ganze Austritt gesellschaftlich unmöglich ist. Dieser Akt von Gefühllosigkeit bringt den alten Fürsten in Harnisch. Er sagt Seraphinen ordentlich seine Meinung, sie sei nicht nur herzlos, sondern auch schlecht. Der Zuschauer ist ganz seiner Ansicht und denkt nicht im entferntesten daran, daß sich in der fünfzehnmüthigenpause, die zwischen dem zweiten und dritten Aufzuge liegt, im Charakter Seraphinens ein gewaltiger Umwandlungsprozeß vollzieht. Als der Fürst ihr erzählt, daß der Marquis ein ehrloser Abenteurer sei, daß in der Gesellschaft das Gerücht umlaufe, sie wolle seine Heirat mit ihrer Schwester nur, um ungenirt in seiner Nähe sein zu können, daß dieses Gerücht ihrem Name zu Ohren gekommen sei und daß

dieser im Begriff stehe, sie zu verlassen, da tritt uns Seraphine mit einem Male als das liebende Weib mit dem unendlich großen Herzen entgegen. Sie beschwört den Fürsten, ihr zu helfen, verspricht und gelobt alles mögliche u. so. u. so. Der Fürst hat nun gewonnenes Spiel, und am Schluß des vierten Aktes gruppieren sich um den edlen Polen drei glückliche Paare, zwei Brautpaare und ein wiedererwöhntes Ehepaar.

Wie man sieht, ist der Stoff für ein vieraktiges Schauspiel etwas dürftig und die ganze Handlung würde langweilen, wenn Uaar sie nicht durch einige Theatermäpchen etwas interessanter gemacht hätte. Vom Standpunkt des Theatermannes ist das Stück auch nicht schlecht, es hat viele dankbare Rollen und manche recht effektvollen Szenen. Die litterarische Kritik aber kann sich mit dem Stück durchaus nicht einverstanden erklären. Es ist vom Anfang an bis zum Ende auf lauter Unwahrscheinlichkeiten aufgebaut, die das kritische Gewissen geradezu herausfordern. Vor allem ist der Charakter Seraphinens arg verzeichnet. Es hätten sich in den ersten beiden Akten sehr leicht einige Züge anbringen lassen, die uns die Person der Heldin etwas sympathischer machen. So aber ist durch nichts angedeutet, daß auch hinter dieser starren, kalten Maske ein wärmeres Herzensleben pulsiert, und der plötzliche Umschlag im dritten Akt überrascht zu sehr, um glaubhaft zu erscheinen. Auch ist durchaus nicht einzusehen, weshalb Seraphine gegen die Verbindung ihrer Schwestern ist. Sie schilt die beiden Bewerber „Hungerleider“, verspricht aber dem Marquis, von dem sie weiß, daß er gar nichts besitzt, als Wittigst eine jährliche Rente von fünfzigtausend Mark. Der Geldpunkt als Agens der ganzen Handlung ist unter diesen Umständen doch ein zu schwacher Boden für den Aufbau eines Dramas.

Inzwischen ist das Stück in Nürnberg und Mannheim aufgeführt worden. Die Blätter berichten natürlich von einem „großen Erfolge“. Wer's glaubt, wird selig. Ich muß bei meiner Reperanzicht verharren.

Die dritte Novität vermittelte uns die Bekanntschaft mit einer bisher nur wenig genannten schwedischen Schriftstellerin Alsbild Agrell, deren Schauspiel „Ein sam“ im hiesigen Stadttheater zur überhaupt ersten Aufführung in Deutschland gelangte. Das Stück behandelt die Frage, ob und inwieweit eine Frau, die in ihrer Jugend einen Fehltritt begangen hat, bei einem sonst untadelhaften Lebenswandel Anspruch auf die Achtung der Gesellschaft machen kann. Thora Edlin ist eine solche Frau. Wie ein Fluch lastet die Jugendsünde auf ihr und ihrer Tochter Yngwa, deren Liebe durch den Rater, der an ihrer Geburt haftet, ernstlich bedroht wird. Zwei meisterhaft gezeichnete und konsequent durchgeführte Charaktere, diese Mutter und diese Tochter! Es geht ein starrer, eisiger Hauch über das ganze Stück. Die Szenenführung ist einfach, straff, die Sprache markig, einschneidend, ohne rhetorische Mäpchen, überhaupt ohne jede auf äußere Wirkung hinielenden Zuthaten. Also kein Stück für die große Menge. Um eine Verbindung ihrer Tochter zu ermöglichen, soll Thora ihrem ehemaligen Verführer, einem ehelosen Menschen, den sie aus tiefstem Herzen verachtet, die Hand reichen. Alle sind von diesem Ausweg zur Lösung des Konfliktes entzündet. Yngwa fordert energisch von ihrer Mutter, daß sie ihrem Glücke dieses Opfer bringe, und niemand versteht, was in diesem Augenblick in der Brust des Weibes, in dem Ehre und Mutterliebe einen harten Kampf kämpfen, vorgeht. Sie weigert sich, die vorgeschlagene Bedingung zu erfüllen, was zur Folge hat, daß sich alle von ihr abwenden und sie einsam zurücklassen. Wie gesagt, kein Stück für die große Menge. Wer aber im Theater noch etwas andres sucht wie ein paar Stunden müßiger Zerstreuung, dem wird das vorliegende Stück eine reiche Fülle von Anregung bringen und er wird um des Ganzen Willen gern über die unleugbaren technischen Mängel hinwegsehen, die es im Einzelnen hat.

Einen in seiner Art hochinteressanten Theaterabend bot die Aufführung von Rudolph Lothars einaktigem Schauspiel „Caesar Borgias Ende“. Der das bisherige Schaffen des ohne allen Zweifel hochbegabten jungen Wiener Dramatikers, der auf der Frankfurter Bühne zum ersten Male zu Worte kam, beobachtet hat, mußte der Aufführung mit den hochgespanntesten Erwartungen entgegensehen. Leider war der Erfolg durchaus nicht derart, wie von manchen Seiten angenommen wurde. Nach dem „Berliner Börsen-Courier“ freilich hat das Stück eine begeisterte Aufnahme gefunden. Das ist eine ebenso dreiste wie unverschämte Behauptung, die den Thatfachen keineswegs entspricht. Man ist derartige Lügenberichte von dem Berliner Kellameblatte allerdings gewohnt und die ernste literarische Kritik giebt schon lange nichts mehr auf das „Urteil“ des genannten Blattes. Der Erfolg des Abends bestand darin, daß die Hälfte der Zuschauer sich ganz passiv verhielt, während ein Viertel klatschten und so übrigen heftig zischten. Ich muß diese Thatfache wahrheitsgemäß konstatieren, um so mehr, als ich persönlich bedauere, daß der Erfolg des Stückes kein größerer gewesen ist, als er in Wirklichkeit war. Man mag gegen das Stück einwenden, was man will, das Eine jedenfalls muß man zugeben, daß es eine an und für sich hochinteressante Neuheit war, die durchaus nicht das schroff ablehnende Urteil verdient, das sie von manchen Seiten erfahren hat. Das Stück hat indessen zu viel Fehler, als daß sich die Kritik mit ihm befreunden könnte, der Aufbau und die Szenenführung sind ungeschickt und die Spannung an der sonst sehr lebendigen Handlung wird bedeutend abgeschwächt dadurch, daß der Dichter gleich von der ersten Scene an den Ausgang des Stückes ahnen läßt.

Die historisch sehr verworrene Gestalt des Cesare Borgia ist eine der anziehendsten für den Dramatiker. Das dämonenhaft Wilde in dieser von glühendem Thatendurst getriebenen und nie Befriedigung findenden Siegenatur, die zur Erreichung des einmal gesetzten Zieles auch vor dem Verbrechen nicht zurückschreckt, hat der Dichter vortrefflich gezeichnet. Aber es ist ihm nicht gelungen, diese Verkörperung des schrankenlosesten Egoismus uns menschlich näher zu bringen. Der Verfasser hat sich eine Aufgabe gestellt, die in einem Akt nicht gelöst werden kann, es ist unmöglich für den Zuschauer, in der kurzen Zeit in diesen seltsamen Charakter einzudringen. Die Handlung spielt im Schlosse von Campo del Medina, wo Cesare Borgia gefangen gehalten wird. Der Kerkermeister verläßt auf einige Zeit das Schloß und legt die Bewachung des Gefangenen in die Hände seiner Tochter Juana. Die Gewinnung des Mädchens und die Ermöglichung der Flucht bilden den Hauptinhalt der folgenden Szenen. Kaum aber hat Borgia den Fuß vor das Thor gesetzt, als ihn die Kugel des eifersüchtigen Liebhabers Juanas trifft, der draußen auf der Lauer liegt. Mit den Worten „Du hast den Borgia getödtet“, bricht er zusammen und der Vorhang fällt. Dieser kurze plötzliche Abbruch wirkt ebenfalls befremdend auf das Publikum, das größtenteils noch auf die Tradition schwört und daran gewöhnt ist, daß der sterbende Held bis zu seinem letzten Atemzuge eine längere Rede hervorwöhnt. Zudem wurde der Erfolg des Stückes noch durch die Darstellung beeinträchtigt. Alexander Barthel hatte sich diesmal in der Auffassung der Titelrolle arg vergriffen, wodurch namentlich die höchst eigenartige und packende, von elementarer Leidenschaftlichkeit getragene Liebescene mit Juana viel von ihrer Ursprünglichkeit und Wirkung verlor.



Die Columbusfeier in Spanien.

Von Johannes Fastenrath.

(Köln.)

Aspirante numine
Columbi opera
alter emeruit orbis.
Columbus noster est.

Durch die göttliche Eingebung ist durch das Werk des Columbus eine neue Welt aus den Fluten empargetaucht. Columbus ist unser!" schrie der große Papst Leo XIII. für die Feiernummer der Madrider *Ilustración Española y Americana* vom 12. Oktober 1892. „Columbus ist unser und die Rábida seine Wiege!" hallte es wie ein millionenstimmiger Jubelruf, wie ein unendliches Triumphgeschrei durch die spanische Welt beider Hemisphären, und la madre patria, die den Völkern Amerikas ihr Blut, ihren Namen, ihre Geschichte und ihren Glauben gegeben, begrüßte ein edler Vertreter der neuen Welt, Santa Cruz von Costa Rica, auf dem Madrider Congreso Iborario hispano-americano mit den begeistertsten Worten: „Wenn Spanien auch keinen andern Ruhmestitel hätte, so könnte ihm der eine genügen, daß 16 Völker Amerikas dankbar ausrufen: „Du bist unsere Mutter, wir sind Deine Söhne.“

In der Rábida, dem Entstehen der Entdeckung von Amerika, sind in den festlichen Oktobertagen des Jahres 1892 die Worte eines Deutschen erklingen: „Es giebt nur ein Kueioa, es giebt nur ein Spanien, es giebt nur einen Columbus!" Und vor jenem Hügel, zu dem Columbus seinen hungerrnden Sohn geleitete, vor dem geheimnißvollen Kreuz, an dessen Fuß das Kind sich niedersezte, indes sein Vater mit zitternder Hand ans Thor des Klosters klappte, rief am 12. Oktober ein amerikanischer Staatsmann und Dichter, der Gesandte von Uruguay am spanischen Hofe, der deredite Jarzilla de San Martin, während Thränen bei Freude über seine Wangen rannen, da er mit seiner feurigen amerikanischen Seele auf heiligem Boden, dem heiligen Boden seines Vaterlandes stand: „Unausprechlich ist, was ein Amerikaner hier fühlt. Welch ein Paem! Hier die Ausfahrt, dort das Meer, darüber hinaus die Unendlichkeit und der Sturm und der Kananenbanner der Pinta und der Ruf: Land! und Amerika, den Fluten entsteigend oder vielmehr seinen heldenmuthigen Seefahrern entgegengehend. Aber es giebt noch ein anderes großes Gedicht: Amerika, das Jahrhundert seiner Erlösung harpte, mein liebes Amerika, als es zum ersten Male die Karabellen sah, sein Riefengeschrei, als es sie grüßte und die beiden Syndate seiner Erlösung, das Kreuz Christi und die Standarte von Castilien, erblickte. Ich möchte diese gewaltige Stimme haben, den ersten Schrei der neugeborenen Welt, um in ihrem Namen die Mutter Spanien zu grüßen: das Draußen des Meeres, das die endlosen und einsamen Küsten peitschte, das Rauschen der jungfräulichen Wälder, die derselbe Wind, derselbe Odem Gottes schüttelte, der die Karabellen vorwärtstrieb, das Krachen unserer Vulkane, der glühenden Tributpflichtigen des Himmels, und unserer Ströme, der prachtvollen Tributpflichtigen des Meeres; alles, was groß und erhaben und glänzend ist, um in diesem Augenblick in einer Sprache ohne Gleichen das Vaterland der genialen Frau zu grüßen, die den Columbus verstanden, die mit ihm das Fiat aussprach, das Licht im Abgrund hervorbrachte, und die, die Nebel zerreißen, die das dunkle Meer umfüllten und einen ver-

finsterten Stern aus unserm Planeten machten, diesen hellentzündet in die Himmelsräume warf, so daß er von nun an wie ein Stern erschien, den ihr Genius gelüßt.“

Spanier und Amerikaner, Portugiesen, Italiener, Franzosen, Deutsche, Engländer, Skandinavier, Russen und Griechen und selbst ein Keger, der intelligente Gesandte von Haiti am Madrider Hofe, sie alle haben auf historischem spanischem Boden bei der 4. Centenarfeier der Entdeckung von Amerika das Andenken dessen gefeiert, dessen Glaube so felsenstark war, daß um seinetwillen Gott die neue Welt hätte schaffen müssen, wenn sie nicht schon bestanden hätte.

Mag immerhin Antonio Vela y Hosi ausrufen: „Das vierhundertjährige Gedächtnis der Entdeckung von Amerika hat den Columbus aus seiner Gruft wieder hervorgezogen. Vier Jahrhunderte lag er in der erhabenen Ruhe des Todes und heute kehrt er in die blühende Thätigkeit des Lebens zurück, wie eine seltsame Erscheinung, die für wenige Tage der Reugier des Publikums sich aufdrängt. Ich steh' zu Gott, daß diese Tage rasch vorübergehen, damit der Genius seine unsterbliche Ruhe wieder erlange, damit er wieder groß und frei sei, fern von den Thorheiten der Weisen und von der gräßlichen Verührung mit der Menge, die ihn jetzt zur Kleinheit und Knechtschaft verdammten,“ so bleibt das Eine doch wahr: das Spanien der Gegenwart, das Fest auf Fest gefeiert, die Santa Maria des Columbus, die Pinta und die Niña neuerstehen ließ, die Rábida wiederhergestellt, dem großen Genueser und der kastilischen Königin Denkmal' gesetzt, hat recht, die ruhmreiche Zeit wieder heraufzubeschwören, in der es das neue Land der Verheißung entdeckte, in der in seinem Himmel die Pinzone, Cjeda, Ponie de Leon, Bazio Ruñez de Balboa, Hernando de Soto, Solis, Hernan-Cortés, Francisco Pizarro, Pedro de Baldivia, Pedro Alvarado und Sebastiano de Ullano strahlten, spanische Seelente die neue Welt eroberten, spanische Schwerter den unermeßlichen Raum des jungfräulichen Amerika untertwarfen. Spanien, das seine Vergangenheit geehrt und in der Volkspheantasie die Größe jener Tage wieder auferweckt, hat damit eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllt, und in der Verehrung des Columbus hat sich ihm Amerika zu einem Bund der Liebe geeint. Aber nicht nur Amerika, denn „die Entdeckung einer neuen Welt, die im unendlichen Ocean verborgen lag“, ist, wie der kurz vor der Centenarfeier verstorbene Felipe Piratofo sagt, „die einzige geschichtliche Thatfache, deren Gedächtnis alle Völker der Erde begehen können“.

Ein Franziskaner, der greise Guardian der Rábida, Fray Juan Perez, der Beichtvater der Königin Isabel I., war der Fürsprecher des Columbus; ein Franziskaner, der Bischof von Badajoz, hat die americanistas begrüßt, die zur Columbusfeier nach der Rábida gekommen, und ein Franziskaner, der Bischof von Lugo, hat in Gegenwart der Königin-Regentin die Worte zu Ehren des Entdeckers angesichts seines Denkmals vor der einsamstillen Rábida gesprochen, und Franziskaner haben diesen ehrwürdigen Tempel spanischen Ruhmes von der Königin Maria Christina am 12. Oktober zurückempfangen.

Es war nur ein Akt der historischen Gerechtigkeit, daß die Ehre, den Reigen der Columbusfestlichkeiten zu eröffnen, der Stadt Huelva zufiel, über deren geweihten Wassern noch der Geist des ligurischen Helden schwebt, die ihm so viele Männer zu seinem kühnen Unternehmen geliefert und in der seit 1880 die Sociedad Colombina Onabensao besteht, die sich den Kultus des Columbus zum Ziele gesetzt und heute im Advokaten José Sanchez Mora, dem Festredner von Huelva und der Rábida, den wortgewandtesten Präsidenten besitzt.

In Huelva und Palos begannen am 3. August die Columbusfeste und im Kloster de la Rábida, das fern vom Geräusch der Welt in kurzer Entfernung von der Stadt

Huelva und dem Dorfe Palos sich auf der Landspitze erhebt, die den Ozean vom Rio Tinto trennt, wurden am 7. Oktober die Feste fortgesetzt. Denselben wohnten zu meiner großen Freude auch viele Deutsche bei, so der ausgezeichnete Columbusbiograph und Professor der Universität Bonn, Johannes Rein, und der bekannte Weltreisende Professor Wilhelm West. Dank dem Ministerpräsidenten D. Antonio Cánovas del Castillo, der die Wiederherstellung des Klosters durch den Architekten Velasquez verfügt, fand die erste Sitzung des Amerikanistenkongresses unter seinem Ehrenpräsidium im patio mudéjar des weltgeschichtlichen Klosters statt. Aus dem reichbesagten weitstimmenden Huelva fuhren wir in einer halben Stunde auf einem großen Dampfboot nach der neuen Landungsbrücke der Rábida, wo uns der Bürgermeister von Palos, Señor Prieto, ein einfach schlichter Mann und Nachkomme dessen, der zur Zeit des Columbus dieselbe Würde bekleidete, willkommen hieß. Auf einem mit Palmen bepflanzten Wege gelangten wir zu Wagen in kurzer Zeit zum Kloster. Wir sahen dort, Damen und Herren, etwa 400 an der Zahl, im patio unter freiem Himmel, indes die andalusische Sonne ihre heißsten Strahlen hernieder sandte, die einigen von uns sogar lästig wurden. „Ich bedaure,“ unterbrach der Ministerpräsident seinen Vortrag, in dem er die Kleinheit der Umgebung mit der moralischen Größe der Entdeckung verglich, „ich bedaure, daß das poetische Gefühl, das mich veranlaßte, hier den Kongreß zu eröffnen, kleine Folgen wie diese hat, und sehe jetzt, wie der Sinn für das Altertümliche mit der Wirklichkeit im Streit liegt. Aber trotzdem bedaure ich meine Wahl nicht.“

Nach dem Ministerpräsidenten, den Vertretern von Amerika und dem von Italien sprach der Bischof von Badajoz: „Ich bin in diesem Kongreß ein Spanier und betrachte mich als Amerikaner und bin zugleich ein Bruder des Mannes, der dem Columbus ein wenig Brot und ein wenig Wasser gab. Ich kenne Amerika. Von den Höhen der Anden bis zu den Thälern des Plata und des Amazonenstromes, auf den steilsten Gipfeln, auf denen kaum die menschliche Lunge atmen kann und der Fuß 140 Schläge in der Minute giebt, überall, wo der Name Spanien in den amerikanischen Republiken ausgesprochen wird, fühlt man leidhaft die Liebe zu unserm Vaterlande. Möchten die amerikanischen Völker dem Mutterlande neues Leben einhauchen!“

Dann erklärte der Ministerpräsident den Kongreß für eröffnet und der Gubernador der Provinz Huelva brachte ein Hoch auf König und Königin aus. Nach beendeter Sitzung ließen wir americanistas in den verschiedenen Gemächern des Klosters zum festlichen Mahle uns nieder und beim schäumenden Champagner ertönten Brudergrüße und Hymnen auf Columbus und Spanien, auf den Guardian Juan Perez, den Mönch-Astrologen Antonio de Marchena, den berühmten Arzt von Palos Garcia Fernandez und den reichen und unerforschenden Schiffsrheder Martin Alonso Pinzon, der soviel bei der Bevölkerung von Huelva gegolten. Kaum konnten wir uns trennen von dem historischen Boden, in dem die ersten Schritte des Columbus widerhallen und der erste Ruf von der Entdeckung von Amerika erscholl, und wir glaubten noch die Thüren zu sehen, durch die der Vater und der Arzt eintraten, um mit Columbus jene unsterbliche Konferenz abzuhalten, in der zum ersten Male das Problem der Entdeckung aufgestellt wurde, und jene Thür, aus der auf einem Kaultier der beschworene Voth mit dem Schreiben von dannen zog, das der Guardian an die kastilische Königin gerichtet. Es war uns, als ob wir die hohe Gestalt des Mannes erblickten, der im Gefühl dessen, was er ihnen drachte, sich den beiden Kronen von Castilien und Aragon gleichstellte, und wir stimmten begeistert in das Wort ein: „Si monumentum requiris circumspice.“ Ein Spanier aber sagte zum Lobe der unvergleichlichen Königin: „Es war dem Columbus schwerer, hier eine Ziabella zu entdecken, als im Meere eine neue Welt.“ Wir betrachteten

noch mit Interesse die hohe Palme, die Korkeiche und den Esbaum, die sich aus der Zeit des Columbus bis auf die Gegenwart erhalten.

Dann aber gab es eine endlose Reihe von Gastmählern und Bällen im prachtvollen Hotel de Colon in Huelva, das mit seinen Palmengärten seinesgleichen nicht hat; wir hatten Feste durchzumachen, die dem spanischen Staatsfidel allzu teuer zu stehen kommen werden und die Männer der Wissenschaft bald in Luftluffte verwandeln, bald zu Verehrern andalusischer Knut in reizenden bailes de mantilla machten. Fast zwei Monate lang kamen wir Festteilnehmer aus dem traje de etiqueta, Frack oder Uniform, nicht heraus. Ebenso unentbehrlich wie diese war der chapeau claque. Glücklicherweise hatte ich durch die Fürsorge meiner Frau deren zwei mitgenommen und konnte so einem berühmten deutschen Gelehrten mit einem ausbessern. Ich mühte jetzt erzählen, wie wir von Huelva der Königin-Regentin entgegenzogen, mühte erzählen von dem Abbiß der Santa Maria und der beiden Karabellen, die wir in Huelva kennen lernten und dann in Sevilla wiedersehen und die im nächsten Jahre die Columbusreise nach Amerika machen sollen; mühte berichten von dem Festzug in Huelva, von unserm Defilé vor der Königin, dem Rey Niño und den beiden Infantinnen, seinen Schwestern, von dem Festakt des 12. Oktober, der Einsegnung des Columbus-Denkmalß vor der Rávida durch den Erzbischof von Sevilla, von den glänzenden Festen in der heitersten Stadt Spaniens, der schönsten Stadt des Wests, dem Karroussel in der Plaza de Toros, der retrota der fadeltragenden Soldaten, die auf ihrem nächstlichen Nil einem phantastischen Zuge gleichen und von der Galavorstellung im Teatro de San Fernando von Sevilla, um die uns jeder Freund weiblicher Schönheit und weiblichen Schmuckes beneiden mühte. Doch ich spare mir dies alles für ein größeres Werk auf.

Besonders hatte sich Granada, die Stadt der Alhambra und des Generalfise, auf den Besuch der Königin vorbereitet. Dieselbe sollte in dem nahe gelegenen Santafé im Kriegszelt, das einst ihrem Gemahl D. Alfonso XII. gebient, erscheinen und von dort auf Granada schauen wie ihre große Vorgängerin Isabel I. Sie sollte im herrlichen carmen de los Mártiros wohnen, das den Zorrillo beherbergt zur Zeit seiner feierlichen Dichterkrönung im Palast Karls V., und sie sollte das Denkmal der königlichen Beschüperin des Columbus enthüllen, das die Meisterhand Mariano Benlliures geschaffen. Aber es kam anders. Alfonso XIII. war leider krank von den Anstrengungen von Huelva in den märchenhaft schönen, alhambraähnlichen Alcázar von Sevilla eingezogen, und der Königin wurde daher von ihrem unbeliebten Ministerium geraten, nicht nach Granada zu gehen. Das Volk von Granada enthüllte jetzt mit eigener Hand das Standbild, da seine Königin es nicht enthüllen sollte.

Auch das politisch mißvergnügte Madrid wurde unwillig über das Ausbleiben seiner Feste und zwang einen unpopulären Alcalde zur Entlassung. Wie groß aber auch die Unzufriedenheit in Madrid war, hier lag doch trotz Huelva, Cadix, Sevilla, Salamanca, Barcelona und Montserrat der Schwerpunkt der spanischen Columbusfeier. Nicht durch die kirchliche Feier in San Francisco el Grande, nicht durch die volandas im Teatro Real oder die Aufführung einer spanischen Oper „Colon“ im Teatro de la Zarzuela, nicht durch den äußeren Prunk der Hofbeste, die durch die Teilnahme des portugiesischen Königspaares noch einen besonderen Reiz erhielten, oder durch den Pomp der recepcion des Ministerpräsidenten, nicht durch die beiden Festzüge, von denen der eine von den Innungen der Stadt, der andere vom Municipium veranstaltet worden, nicht durch die vielen Kongresse, obgleich auch diese zum Teil von großer Bedeutung waren, wie z. B. der Congreso literario hispano-americano, der Männer wie

Gaspar Ruhez de Arce, José Echegaray, Teodoro Florente und den Bischof von Salamanca vereinte und die Erhaltung der Reinheit der Sprache Castiliens erstrebte, sondern durch die in der That einzigen Ausstellungen und die Fülle dessen, was im Madrider Ateneo auf Veranlassung des D. Antonio Sanchez Moguel seit länger als einem Jahre in mehr als 40 Vorträgen über Columbus und seine Zeit von spanischen und portugiesischen Gelehrten, mit Cánovas del Castillo an der Spitze, geleitet worden, und durch ausgezeichnete Veröffentlichungen, wie die illustrierte Zeitschrift „El Contonario“, von der bereits 26 Nummern erschienen und an der auch ein deutscher Hispanophile teilgenommen, das Buch D. Emilio Castelar's „El descubrimiento de América“, das Buch D. Viktor Palaguers „Cristóbal Colón“, die „Autógrafos de Colón y papeles de América“, welche die Herzogin von Verwid und Alba herausgab, die Festnummern der „Correspondencia de España“, des „Liberal“, des „Imparcial“, der „Ilustración Española y Americana“, der „Unión Ibero-Americana“ usw.

Wenn jedem Spanier das Herz höher schlagen mußte, als er am 3. August im Hafen von Huelva die Schiffe fast aller Nationen der Santa Maria als dem treuen Abbild des Schiffes huldigen sah, das einst die Meereswelle mit einem Hymnus als Botin des Lichts und des Fortschritts begrüßt, wie stolz muß ihn der Anblick der Schätze machen, die jetzt im Palast der Nationalbibliothek aufgehäuft sind und zwei verschiedene Civilisationen, zwei getrennte Welten hier zum ersten Mal am spanischen Herd vereint und verbrüderet zeigen, Spanien und Amerika, die miteinander für die Ewigkeit verbunden. Dies glänzende patriotische Werk, die historisch-europäische und die amerikanische Ausstellung, ist die eigenste That des D. Antonio Cánovas del Castillo, der hierbei kräftig von Navarro Reverter und vom Jesuitenpater Fita unterstützt und auch durch Sendungen von Berlin und Wien erfreut wurde. Unter demselben Dache befinden sich die spanischen Ruhmeszeichen, die Kunstgegenstände der spanischen Kirchen, die Waffen der spanischen Krieger und die amerikanischen Wappenbilder, die Reste einer vergessenen Epoche. Diese Ausstellungen offenbaren die unerschöpfliche und unzerstörbare Lebenskraft der spanischen Rasse und zeigen, welch einen unendlichen Schatz das spanische Volk von den früheren Generationen überkommen und den nachfolgenden hinterlassen muß. Möge dieser blendende Reichtum nicht die Begierde der Fremden reizen, sondern das Volk, das ihn sein eigen nennt, möge ihn als ein heiliges Vermächtnis wahren und hüten!

Außer diesen beiden Ausstellungen hat Madrid noch eine dritte: eine internationale Kunstausstellung, die eine Geschichte der spanischen Malerei in diesem Jahrhundert enthält und auch von München, dank dem patriotischen Eifer der ebenso um Spanien wie um Deutschland verdienten Schloßherrin von Kunzshenberg, der Infantin Doña Paz, besichtigt worden.

Wie in den historischen Ausstellungen von Madrid Amerika und Spanien miteinander verbunden, so waren sie es auch in den festlich geschmückten gastfreundlichen Salons der Unión Ibero-americana, wo die ersten amerikanischen Redner sprachen, wo die Veyer des Angel Lasso de la Vega mit der des Zorrilla de San Martin sich einte, und der greise Graf von OESTE, einem Varden der Vorzeit vergleichbar, seine Sänge vortrug.

Wer die Columbusfeier in Spanien mitgemacht, die auch wertvolle Dichtungen, wie die des José Lamarque de Novoa in Dos Hermanas bei Sevilla und die der Carolina Valencia in Valencia, hervorgerufen, wird sagen müssen: Groß ist Columbus, groß ist Spanien!



K r i t i k .

Romane und Novellen.

Die Besprechung des neuesten Berliner Romans und zugleich der besten Prosa- dichtung, die uns der Herbst gebracht, „Drohnen“ von Georg Freih. von Ompteda (Berlin, Fontane & Co.) bringt unsere modernen „Überwinder des Naturalismus“ einigermaßen in Verlegenheit. Daß die Erzählung vortrefflich ist, kann keiner leugnen, aber der böse Zola hat mit seinen vertrackten Vorbildern unseren Ompteda um seine künstlerische Unschuld gebracht! Und dergleichen kritische Vergewaltigungen mehr. Das will herzlich wenig bedeuten. Der Roman „Drohnen“ ist die stärkste und gesündeste Leistung, deren sich die Berliner Belletristik im vergangenen Jahre rühmen darf. Gegen die Vorzüge des Wertes kommen die wenigen Fehler, die superkluge Kritiker herausgetipelt, nicht auf. — Von dieser ernsthaften Zeitdichtung zu einem romanhaften Roman ist ein ungemütlich weiter Weg. Wir müssen ihn machen, um über das neueste Buch der Frau Sophie Jungbans „Zur rechten Zeit“ (Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt, 3 Bände) einige Worte zu sagen. Frau Jungbans ist eine fleißige Schriftstellerin, die ihren Beruf zugleich mannhaft ernst nimmt. In der Sprachbehandlung wie in der Fabuliertchnik hat sie von Buch zu Buch Fortschritte gemacht. Ihr neuestes Werk darf sich als Unterhaltungslektüre mit den Produkten ihrer bekanntesten Kolleginnen messen. Die Charakteristik der Frauen ist ihre besondere Stärke und an eigenartigen Typen hat sie stets Überfluß. Aber gerade dieses Bewußtsein des Überflusses wird ihr zum Verhängnis. Sie stopft viel zu viel in ihre Geschichten hinein. Dadurch sind sie stofflich so überladen, daß die Verfasserin künstlerisch sie nicht mehr zu bewältigen vermag. Und das ist für den litterarischen Geschmack das

Unausstehliche auch an diesem „Zur rechten Zeit“: Mangel an gediegener Durcharbeitung. Darum auch mannigfache Ansätze zu den festelndsten psychologischen und sozialen Problemen (z. B. hier die interessante Millionärstochter Marie Godebus) und ein flüchtiges Hinweghüpfen oder ein Verkröchen in die bekanntesten romantischen Kläuselsächer, wo die Gelegenheit zu freier künstlerischer Entfaltung sich geradezu gebieterisch aufdrängt. Aber das ist der Fluch des romanhaften Romans: Hop, hop, hop, Historie im Galopp! Daneben ist eine dreite Sittenschilderung mit eindringender Psychologie der handelnden Menschen und sozialen Schichten wie in Omptedas „Drohnen“, trotz aller gelegentlichen Neigung zu zolaistischem Symbolismus, freilich ein ganz anderes Kunstwerk. Und die Wirkung eine ganz anders aufrüttelnde! Kuszurielteln war natürlich auch kaum die Absicht der Frau Jungbans. Sie wollte einen romanhaften Roman schreiben — und das ist ihr auch in beachtenswerter Weise gelungen. Sie hat nicht, wie Ompteda, der Tapfere, einen Satz aus Darwin als Motto auf das Titelblatt gesetzt. Und schließlich, wer weiß, blüht ihr doch noch ein ganz anderer Erfolg in der reichsdeutschen Lesekiste als dem ernsthaft dichtenden Manne! — Siehe auch, liebe kritische Seele, den 12. Band der „Novellen-Bibliothek der Illustrierten Zeitung“ (Leipzig, J. J. Weber.) Auf fast 100 Seiten anderthalb Duzend Novellen. Keine einzige geht künstlerisch über braves Mittelmaß hinaus. Einige stehen sogar darunter. Kräftige schriftstellerische Eigenart mangelt sogar den besten. Zu diesen sind in erster Linie zu rechnen: „Aus Alt-Berlin“ von Frau H. von Preuschen, „Eine Laune“ von Dupont, „Zu spät“ von Steinhausen. Wer zur reiferen Jugend gehört (gut ab!) und gerne manchmal ein Vierteltändchen der

vaterländischen Literatur opfert (nach Stat, Klatsch und Tratsch, die willig Stunden erbalten!), der kann ohne Gefahr ungehüblicher Aufregung zu diesem Band der „Novellen-Bibliothek“ greifen. Derartige Geschichten-Sammlungen erfreuen sich auch in Deutschland lebhafterer Nachfragen, als die ernsthafteren Profabdichtungen größeren Umfangs, die unseren keuschen Rimosensinn noch obendrein gefährden könnten. Ich weiß drum auch nicht, ob die Novelle des vorsichtigen Adolf Stern „Die Wiedergesunden“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsgesellschaft) die Schraute der häuslichen Litteraturenkur leicht passieren wird. Man stelle sich vor: ein adelig Mädchen, in frühester Kindheit den Eltern geraubt und in einem Zirkus, der auch nicht von Parterrestöchtern pensionatsmäßig geleitet zu werden pflegt, zur Kunstreiterin erzogen! Wie „peinlich“, wenn die Keimtourin mit ihren Zirkusanschauungen ihrer alten uradeligen Mama wieder gegenübertritt! Freilich sorgt der Autor in geschickter Weise dafür, daß das wilde Weibkind einen tüchtigen Wüsterungsprozeß durchmacht und ihre Adelsseele selbst wiederfindet. Allein tropdem! Ach, wir Deutschen von der Sittsamkeit Gnaden! M. G. C.

Liebeswirren. Novellen von Hanna Schomader. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei N.-G., vorm. J. F. Richter.)

Die gewandte Märchenerzählerin, deren letztes Werkchen „Kumpfe-Dumpe und andere Märchen“ ungeteilte Anerkennung fand, tritt nun mit zwei Novellen oor das Publikum, die das wirkliche Leben im Alltagsgewande wiedergeben wollen. Beide sind gewandt erzählt und beide schildern je einen Frauencharakter, dem etwas „Ungeuöhnliches“ anhaftet. Die Heldin der ersten Erzählung, die „Wäschers-Käthe“, ist gewissermaßen eine neue Auflage des Käthchens von Heilbronn. Die Rolle des Ritters, dem die etwas übernaive Schöne nachfolgt — da wir im neunzehnten Jahrhundert leben, natürlich per Eisenbahn —, vertritt ein junger, blondet, mit allen Reizen ju-

gendlicher Mäulichkeit ausgestatteter und beinahe bis zur Unmöglichkeit tugendhafter Student. Die Geschichte geht aber nicht so gut aus wie zur Zeit der Romantik; denn der Student weicht das Mädchen, für seine Tugend stärksten, oon sich. Sie soll in das Haus seiner Mutter zurückkehren. Das nimmt sich diese so ungemein zart besaitete Wäschers-Käthe so sehr zu Herzen, daß sie schlunigst am Typhus stirbt. Die zweite Novelle spielt im Petersburger High life. In der Heldin Ljuba will die Verfasserin ein halb dämonisches, halb launenhaft verzogenes weibliches Wesen schildern, aber diese Charaktermischung ist ihr nicht sehr gut geraten. Der Leser weiß nicht, was er aus dieser Ljuba eigentlich machen soll. Auch die Szenen aus dem Gesellschaftsleben sind konventionell. Doch die Geschichte schließt gut, d. h. „sic triegen sich“, und daran mag sich die sinnige Leserin erfreuen. Frau Hanna Schomader besitzt entschieden Erzählertalent, doch sollte sie, wenn sie ihren Märchenträumen entsagt und die Wirklichkeit nachzugesalten sucht, die Wirklichkeit etwas genauer studieren und eingehender beobachten. Hans Merian.

Karl Proells neueste Skizzenbücher. — Karl Proell ist ein lebenswürdiger Plauderer, dem sich alles, was er erlebt, wie von selbst zum Feuilleton gestaltet. Auf die besondere Art des Stoffes kommt es ihm dabei gar nicht an. Was ein Dichter vielleicht zu einer fünfaktigen Tragödie verarbeitet hätte, wird bei Proell genau so, wie die neueste Großstadtanekdote, zu einem gemütlichen Plausch. Man erzählt ein bißchen, geistreichelt mit einigen Schlagern, rührt etwas Gemüt dazu, macht einen flotten Witz und predigt zur Beruhigung des Lesers hier und da etwas Moral, das ist das bekannte Rezept aller Feuilletonisten. Proell wendet es ebenso gut an, wie seine Kollegen alle. Nur einen Vorzug hat er vor den meisten, die das deutsche Publikum alltäglich unter dem Strich erheitern müssen: er kann deutsch schreiben! Ja, man ertappt ihn sogar



bisweilen bei der ehrlichen Arbeit, seinem Ausdruck jene unmittelbare Anschaulichkeit, jene der Natur abgequakte Selbstverständlichkeit zu geben, die den Dichter vom Schriftsteller unterscheidet. Allerdings wird er seinen feinfühligsten Leser darüber hinwegtäuschen, daß diese plastischen Ausdrücke samt und sonders mühsam erklügelte und nicht einzelnen starken Empfindungen entsprungen sind, wie sie den Dichter quälten, bis er sie in den ihnen gleichwertigen Sprachlaut umgeseht hat. Darum erwärmt Proell niemals; ja, wo er tragisch sein will, wie im „Kesselfein“ oder den „Bedetten des Todes“ (Verbrochenes Spielzeug. Ein Skizzenbuch von Karl Proell. Berlin. Richard Wilhelm. 1892), reicht alle Kunst der Sprache nicht aus, den Mangel an wirklicher Gestaltungsstärke zu verdecken. Viel anmutender sind die lustigen Skizzen, wie der „Morgengruß“ oder die „unnatürliche Großmutter“ im „munteren Jahrhundert“ (Berlin. Richard Wilhelm. 1892). Hier paßt der Plauderton, der aalglatte über die Dinge hinwegleitet; hier hat gerade soviel Humor und Gemüt Platz, als Proell besitzt; hier werden keine hohen Erwartungen gespannt, und darum dieiden auch die Enttäuschungen aus; hier liest man leichte Striche und flüchtige Umrisse, wie sie ein guter Feuilletonist aus Papier zu werfen pflegt. Und ein guter Feuilletonist ist Karl Proell ohne Zweifel. Wenn er aber gar die soziale Frage in einem kurzen Feuilleton („Das Normalglied“) zu lösen sucht, so vergißt er, daß man das atlantische Meer nicht mit einem Fingerhut auslöffen kann.

Edgar Steiger.

Marco Brociner: Raufgold. Dresden, E. Pierzon. — Marco Brociner ist eine der sympathischsten und eigenartigsten Erscheinungen der Wiener Schriftstellerwelt. Er hat sich mit seinem bedeutamen Roman „Jouet Fortunat“ einen verdienten Namen gemacht. Nicht wahr, ein seltenes Ereignis in deutschen Landen, wo gewöhnlich der eine das Talent und der andere den Erfolg hat! Seine Feuilleton-Ro-

velles erfreuen sich eines großen Lesertreffes; Brociner hat dies Genre sozusagen entdeckt: die kleine, stimmungsvolle Erzählung mit viel Plastik und Kolorit, in der Ausdehnung von höchstens sechs Spalten, unter dem Strich. Darin ist er Meister, diese epigrammatische Schilderkunst macht ihm kein Einziger von den vielen Wiener Feuilletonisten nach. Die erste Novelle des uns heute vorliegenden Bandes behandelt einen interessanten Stoff und ist sehr geschickt erzählt. Sehr geschickt! Brociner ist der Realist für die Familie. Er folgt „errötend“ den Spuren K. E. Franzos. Er windet sich manchmal . . . hält plötzlich inne . . . erdrückt die Sehnsucht, das zu sagen, was er wirklich empfindet. Denn er schreibt für Familienblätter, seine Novellen darf Papa, Mama, Sohn, Tochter, Base, Better beruhigt lesen. Dagegen können wir „die Liebesabenteuer des Herrn Bobrica“ nur den verdorndsten Gemüthern empfehlen. Bobrica ist eine köstliche originelle Figur, die rasch bekannt wurde. Dieser gemüthliche Bomba-Redakteur erzählt die verjünglichsten Dinge der Welt in dem natürlichsten Ton der Welt. Leider erzählt er jeden Sonntag, ungefähr in der hundertsten Zeile, eine ausgiebige Ohrfeige; dieser so oft wiederkehrende Knalleffekt wirkt auf die Dauer ermüdend. Dann trinkt er auch zu viel, ich persönlich wüßte Herrn Bobrica ein langes Leben, aber ich prophezeie ihm ein Dolirium tremens. Besonders toll sprüht sein kalauerfreier, alkoholphaltiger Humor in den Skizzen „über die Ehe“ und „Hamlet senior“. Die folgenden kleinen Geschichten offenbaren den scharfen Beobachter, den tüchtigen Menschenkenner, den modernen Poeten. Brociner hat es gezeigt, daß man selbst in Wien ein beliebter Feuilletonist werden kann, ohne zu geistreicheln und seine Dichtwürde aufzugeben. Alex. Engel.

Der Schaden als Heid der neu-jüdischen Dichtung. Jedes Volk hat seine Nationalhelden, in denen es sich selber abspiegelt, jede Gesellschaft ihre poetischen

Liedlingsgestalten, in denen sich ihre sittlichen Ideale verkörpern. Das alte Griechenland hatte seinen Achill und Odysseus, das deutsche Mittelalter seinen Siegfried und Hagen, das 18. Jahrhundert seinen alten Fritz, die Revolutionszeit ihren Werther, Götz, Karl Moor und Fiesko, der Kapitalismus und Militarismus der deutschen Bourgeoisie hat seinen Bismarck, der Sozialismus unsrer Tage den klassendewußten Arbeiter, der Anarchismus den vereinsamten Übermenschen, die moderne Judenheit — den Schabbathen!

Ja, so seltsam es klingt, der offizielle Kuppler, der in der Litteratur der anderen Kulturvölker höchstens als komische Figur verächtlichster Art in Gesellschaft von Dirnen und Zubältern auftritt, wird gegenwärtig von den jüdischen Stribenten deutscher Junge als Ausbund aller Tugenden, als Inbegriff aller Sittlichkeit gefeiert. Und zu welchem Zweck? Man möchte laut aufschreien! „Die Kollektion Cronbach“, heißt es in dem Wackzettel, den der Verlag von Siegfried Cronbach in Berlin seinen Publikationen beilegt, „will den Antisemitismus bekämpfen dadurch, daß sie in wahren gemüthvollen Bildern dem Leser das wirkliche Thun und Treiben der Juden vor Augen führt.“

Hürwahr, ich sehe schon Herrn Bödel, wie er Herrn Siegfried Cronbach im Namen aller Antisemiten dankend die Hand schüttelt. Einen besseren Bundesgenossen konnte er gar nicht finden als diesen jüdischen Buchhändler, der den Antisemitismus mit seines verstorbenen Bruders Schabbathengeschichten tofschlagen will.

Doch der Leser urteile selbst! Vor mir liegen zwei Bände der besagten Kollektion, der eine verfaßt von Siegmund Cronbach, der andere der Feder eines Herrn S. Kohn entsprungen. Und in nicht weniger als fünf von den sechs Geschichten, die hier erzählt werden, spielt ein Schabbathen die Hauptrolle. Und was für eine Rolle! Um das Haupt des jüdischen Ehekupplers,

dieses traurigen Überleibfels aus der Zeit der Barbarei, da man das Weib als Ware an den weisbietenden Mann verkaufte, wird bald ein Heiligenschein, das eine Märtyrerkrone geschlungen, und von den beiden jungen Leuten, die auf solche Art aneinander verschachert werden, wissen die Herren Cronbach und Kohn mit der allerunschuldigsten Miene zu berichten, wie lieb sie sich haben, wie ihnen das Herz dränge, wenn das Heirathsgeschäft des Onkel Jonas, das er im Auftrage der beiderseitigen Eltern eingeleitet, durch plötzliche finanzielle Schwierigkeiten scheiterte!

Ich bin kein Antisemit und ich weiß wohl, daß die kapitalistischen Ehen der Gegenwart in den allerchristlichsten Kreisen nach dieser Schabbathenmanier geschlossen werden. Aber man schämt sich hier doch wenigstens, dies offen einzugestehen; man heuchelt eine Reizungsheirat, auch wo lediglich das Geld den Ausschlag giebt; denn man empfindet das Schmachliche und Unsittliche derartiger Verbindungen. Und wo sich die Litteratur mit solchen Stoffen beschäftigt, da heuchelt sie entweder mit, wie das in unsrerer Familienwelt derartige Ehehindernisse als das, was sie sind, — als staatlich und kirchlich privilegierte Prostitution. Niemand aber ist es einem deutschen Schriftsteller, und mochte er noch so verlogen sein, eingefallen, die Kuppelci gemüthvoll zu verherrlichen. Dieser traurige Ruhm blieb den Herren Kohn und Cronbach vorbehalten. Ohne es zu wollen, haben diese Vorkuppler des Judentums das alte Märchen von der Heiligkeit der jüdischen Ehe seines ganzen Zunders entkleidet: das jüdische Weib ist ihrem Manne treu, nicht weil sie höhere sittliche Anschauungen hat, sondern weil sie sich noch ganz als Skavin fühlt, die, einmal verkauft, zum unentäußerlichen Warenvorrat ihres Ehegemahls gehört. Die Freiheit der Entschliehung, die erste Bedingung des sittlichen Menschen, fehlt dem Judenmädchen ganz. Die Wahl ihres Zukünftigen besorgen die Eltern durch den Schabbathen;

sie selbst, gewohnt, seinen eigenen Willen zu haben, ist dankbar, wenn überhaupt Einer sie kauft, in dessen Armen sie mit Einwilligung ihrer Angehörigen ihrem Geschlechtstriebe fröhnen kann.

Fürwahr, eine merkwürdige Art, den Antisemitismus zu bekämpfen. Glauben die Juden wirklich dadurch, daß sie die ihnen anhaftenden körperlichen und geistigen Krebschäden verherrlichen, irgend einen Gegner zu bekehren? Gewiß nicht! Die lächerliche Art, wie Herr Kohn in das Herz seines Schachdenschasse nur denkbaren menschlichen Tugenden prostopst, widert jeden nicht-jüdischen Leser einfach an.

Veer Moriner ist ein „alter Grenadier“, der im Kugelregen vor Welgrad dem Erzherzog Franz das Leben gerettet hat! Er findet eine Brieftasche mit Banknoten, damit er sich als der ehrlichste Mensch auf Gottes Erdboden ausweisen kann! Er entlarvt einen schurkischen christlichen Oberamtman, der einen ehrlichen jüdischen Getreidehändler beim Fürsten angeklagt hatte x. x. Kutz und gut, er und alles, was Jude heißt, ist rein und unsträflich, und nur unter den Göttern giebt es manche räudige Schafe! Denn die Kuppelei vermehrt nicht nur, sie veredelt auch die Menschheit. Edgar Stelger.

Der Hoheit Ehre. Die Hausfreunde. Erzählungen von Ludwig v. Poyhl. Mannheim. J. Benschelmer. 1892. — Warum Herr v. Poyhl diese Geschichten der Öffentlichkeit übergeben hat, vermag ich nicht zu ergründen. Mich dauert das viele schöne Papier, das sich ruhig mit solchem Unsinn bedrucken ließ, mich dauert der Seper, der an dieses Nachwerk seine Zeit verschwendete, mich dauert der Verleger, der auf seine Kosten „Der Hoheit Ehre“ in die verschiedenen Paplerkörbe der deutschen Zeitungen reifen ließ; mich dauert endlich am meisten der „Dichter“, dessen Hand die vielen Buchstaben, aus denen sich die beiden Erzählungen zusammensetzen, auf Papier zu malen hatte. Man nehme aus einer beliebigen

Anzahl der schlechtesten Fürstengeschichten, die im ersten Viertel unseres Jahrhunderts geschrieben wurden, eine beliebige Anzahl von Personen und Situationen und stelle diese Gleiches recht ungeschickt zusammen, so hat man einen Roman wie „Der Hoheit Ehre“ in der Hand. Selbst als Kolportageroman betrachtet, ist die Arbeit gänzlich mißlungen. v. Poyhl versteht sich nicht einmal auf die plumpe Technik der Hintertreppenliteratur. Er ist nur langweilig, nichts weiter. Es ist daher ganz natürlich, daß der Verleger für eine solche literarische Mißgeburt mit ganz besonderen Mitteln Stimmung zu machen sucht. Aber wie? Geheimnisvoll wird im Buchzettel angedeutet, die in dem Buche erzählten plumpen Intrigen, die man viel besser in jeder alten Schwarte der zwanziger und dreißiger Jahre nachlesen kann, hätten sich in jüngster Zeit an einem deutschen Hofe wirklich abgespielt! Was gibt die Bette? Der deutsche Leser geht auf den Leim und kauft das Buch. Erhält er ja zu der geheimnisvollen Hofgeschichte, die er nach Belieben nach Stuttgart, München, Darmstadt, Dresden oder Berlin verlegen kann, noch eine Humoreske mit in den Kauf, eine Kleinstadgeschichte, in der dieselben Drahtpuppen, die v. Poyhl erst als Prinzen, Grafen und Barone kostümiert hatte, im schwarzen Frack des Bürgermeisters und im Gehrock des Stadtschreibers auftreten. Edgar Stelger.

Ottokar Tann-Bergler. „Aus dem lachenden Wien“, Spiegelbilder. Jac. Dittbök, Wien, 1892. 2. Auflage. Mit einem Titelbild von Käystrand.

Auch sein neues Buch ist das Werk eines äußerst „liebenwürdigen Talentes“, wie ihn die „Gesellschaft“ im Aprilheft 1890 nach seinen „Wiener Guckkastensildern“ genannt hat. Es sind köstliche Skizzen aus dem Wiener Leben, frisch und leb und resolut, aber die echtes Lokalkolorit tragen, nicht nach der Art, wie sie Wahr schreibt, mit dem

Wienertum um jeden Preis; mit geflissentlich anmutigeren Formen, aber die sich nicht in den Vordergrund drängen. *)

Dokumente eines gefunden Humors sind z. B. die prächtigen Skizzen „D' erschreden E' net!“ „Der Badwasch'!“ oder „Der Winterrodmarder“. Ein Kenner seiner Landsleute weiß er deren Schwäche mit glücklicher Satire zu geißeln. Seine Schreibweise ist fein und geistvoll. Er ist ein Braver im Gefolge der Schögl, Chlapacel und Böpl, der Realisten im Wiener Humor. Karl Krauß.

Wertwürdig! Wir ergözen uns an den so „interessanten“ und „spannenden“ Leihbibliotheksromanen, an den so „moralischen“ Nährstücken ältester Fügung, an den zuderigsten Blaublümchendüfteleien. Indessen aber grünt und blüht eine neue Pflanzung heran, jung, frisch, männlich. Wir wissen davon nichts oder wollen davon nichts wissen. Wir greifen immer wieder zu unserer alten, liebwerten Fabrikshundware, die uns von der allerhöchsten Obrigkeit der kritischen Nummelgreise ordniert wird. Fröhliche, kernige Naturen, wie Detlev v. Liliencron, Arno Holz, Otto Julius Bierbaum — von den modernen Dramatikern rede ich gar nicht — sind natürlich in den kritischen Rezepten der ehrenwerten alten Herren nicht enthalten. Warum? Nun einmal, weil sie die unglaubliche Kühnheit besitzen, nicht vor 1832 gelebt und gewirkt zu haben, und dann, weil sie — und das ist noch fühner — Dichter, wirkliche Dichter sind. Und, wie dieser treffliche Dreißund bei unserm Publikum nicht zur Geltung kommen wird (oder nur dann, wenn sich doch einmal einer der besagten Nummelgreise und Oberbozgen, vielleicht einer von der „N. Fr. Presse“ dazu entschließen wird, ihn zu rekommandieren), so wird es wohl

auch einem unter den „Allerjüngsten“ gehen, der blöflich, wie mit etnem Schläge, in den Augen einer vernünftigen, leider ungehörten Kritik zu Aufsehen gekommen ist, der nach Art und Fähigkeit Meister Allencron zur Seite gestellt werden kann: Der 19jährige Karl Busse. Er hat trotz seiner Jugend bereits in zwei Gedichtbüchern und in einer Skizzenammlung Dokumente eines monumentalen Könnens geboten. Mit kurzem will ich sein neuestes Werk besprechen: „Ich weiß es nicht!“ Die Erzählung einer Jugend. (Baumert & Ronge, Großenhain.) Gewiß, die 19 Jahre lassen sich in dem Buche nicht verleugnen; trotzdem darf man es ein treffliches nennen, ein Meisterwerk, auch gerade wegen der 19 Jahre. Eine Psychologie, wie man sie sich selber, exakter kaum denken kann, eine haarstarke Beobachtung der Außen- und der Seelenwelt, das sind die auffallendsten Vorzüge. Die Charakteristik des Mikros und der Menschen, die Technik der Erzählung und Behandlung der Sprache sind eines vollendeten Künstlers würdig. Eine volle Individualität sieht aus dem Buche heraus, es ist das Werk eines ganzen Dichters und eines ganzen, prächtigen Menschen. Wie ein großes, großartiges Gedicht liest es sich, dessen schönste Verse die wunderbaren Naturschilderungen sind. Man hört immer wieder, vielleicht nur zu oft, den echten Dyrker. Da ist alles wie in Licht und Duft und Farben getaucht, da jubelt es von heller Verznst, da flagt es von müder Herbstwehmut. Ein Dichter! — Das genügt. Man lese ihn! Auch den Inhalt der Erzählung, deren Begebenheit in den 40er Jahren in Preußisch-Polen vor sich geht, mag ich nicht verraten. Aber Busse, glaube ich, ist nicht der Mann dazu, eine Tagesberühmtheit zu werden. Dazu ist er zu schlicht, zu echt, zu brav und ehrlich. Er mag nicht gern auf den Markt hinausgehen, — und die Leute kaufen nur Marktware. Wenn sie aber seufzen, daß es seit 1832 keine Dichter mehr in Deutsch-

*) Das ist die Art, wie es Wahr schreiben würde, der die Kennlichkeiten und Vergleiche liebt. (Anmerkung des Lesers.)

land gäbe, so will ich ihnen zurufen: Es giebt schon welche, Ihr lieben Herren; nur müht Ihr sie suchen. Der Dichter darf nicht zu Euch, Ihr müht zum Dichter kommen. Und Ihr werdet Euch selbst das traurigste Armutszugnis ausstellen, wenn Ihr erbärmlichen Nachern ein williges Ohr leihet, doch einen echten Dichter überhört. Die Pflicht der Kritik ist es aber, Euch die schlaftrigen Ohren aufzureißen. Hat nun die alte in ihrer greisenhaften Lebendigkeit nicht den Verstand dazu, so werden wir Jungen es thun, aber dann ziemlich unsanft. Wir werden Euch rütteln, bis Ihr endlich erwachen und sehen werdet, daß ein neuer Morgen in glänzender Schöne angebrochen ist. Dann werdet Ihr entzückt dem jubelhaften Gesange freier Dichter lauschen! Karl Kraus.

Lyrische und epische Dichtung.

Wie auf die früher an dieser Stelle angezeigte Sammlung „Erlebte Gedichte“ von O. J. Bierbaum, so müssen wir auch auf die soeben erschienenen „Lieder eines Menschen“ (München, Dr. E. Albert und Co., Preis 3 M.) von Ludwig Scharf ausführlich zurückkommen. Die moderne Lyrik hat in Ludwig Scharf einen so außerordentlich charakteristischen, dämonisch über alle Stränge schlagenden Vertreter gewonnen, daß wir nicht versäumen dürfen, in aller Eile auf diese „Lieder eines Menschen“ aufmerksam zu machen — Heriberta von Poschinger, die unter dem Decknamen Helz Offer schon manches sein empfundene Stimmungsbild in unserem Dichteralbum veröffentlicht hat, tritt jetzt mit einem schmutz ausgestatteten Bändchen „Lieder der Waldfrau“ (München, Dr. E. Albert und Co.) vor die Öffentlichkeit. Es finden sich darin Perlen gereifter Künstlerhaftigkeit und edelster Naturanschauung. Wir behalten uns ausführliche Besprechung vor. — Gedichte von Armin Werherr. (Würzburg, Stachel.)

Eine glänzende Schilderungsgabe verbindet sich mit frischem Empfinden, Schwung der Sprache mit klübnem Denken. Werke eines echten Dichters. M. G. C.

Lieder eines einsamen Späßen. Gedichte von Rudolf Sperling. — E. Pierson, Dresden.

Ein liebes Buch! Eine lebenswürdige Individualität spricht daraus, ein frischer Hauch weht uns entgegen. Alles so anmutig, so neckisch, so süß. Mir war es, als ob Rosenblätter über mich fielen, als ob liebeskündige Mädchenaugen mir zulächelten, als ob ich den Frühling klingen hörte. . . Der Dichter hat seine eigene Sprache für seine eigenen Empfindungen. Es ist nicht Schablonen-lyrik für den Salon des Hörers, der zwischen glücklicher Haufe und unglücklicher Waise ein bißchen Litteratur zu sich nimmt.

Alex. Engel.

Kain. Dichtung von Kastrop, 2. Auflage. — Der erste Würde! Aber Nord ist ein strenges männliches Motiv, das packt nicht. Wie denken Sie über etwas Blutschande? Das liegt ja in der Luft, in welcher detanntlich die Wagnerische „Waltüre“ reitet. Jetzt ist Kastrop im rechten Fahrwasser. Abel und Kain lieben beide ihre einzige Schwester Adah, aus Byron's „Kain“ wohl bekannt. Mit diesem lustigsten Wünschen ist Abel verlobt, sie aber liebt den strammen Kain. Nach erstlichem Hin- und Hergezerrt brennt Letzterer durch und kommt auf schlechte Wege, indem er in die Schlingen einer gewissen Pilitz gerät, die uns bereits vielfach als Symbol der Sünde bekannt ist. Ihre Antecedentien? War Adams erste Frau, wollte diesen jedoch verführen, worauf Jehova eine gewaltsame Scheidung durchsetzte. Der arme Mann! Nachher legt ihm der Dichter die biblische Eva zu, die ihn nun trotzdem zu Falle bringt. Weiter sinnige Ausbau, welche geschmackvolle Erweiterung der Urzabel! — Vielleicht ist's aber eine besondere Feinheit des Dichters, den Adam noch um einige Grade erbärmlicher hinzu-

stellen: Eine tief-berechnete Anspielung auf die Darwinische Vererbungstheorie! Dieser Adam ist der würdige Vater dieses Abels und dieses Kains. — Mit besagter Stiefmutter lebt nun der verlorene Sohn jenes althergebrachte Sündenleben im stereotypen Schloß der Haubertin, das durch Ariost, Tasso u. s. w. in unserer Phantasie schon heimisch geworden. Das Bild Adahs quält ihn jedoch und mit seiner gewöhnlichen männlichen Kraft reißt er sich vom Laster los, d. h. läuft wieder Kilith davon. Jeder male sich aus, mit welcher Härlichkeit man ihn in den Schoß der Familie aufnimmt! Ein Jahr Probezeit soll er „bei Mutter“ bleiben und dann soll Jehova ein Zeichen geben, wer von Beiden Adah'n heiraten soll. Leider hat solche Rachel-Dienstzeit ihr Mißliches. Without much ado rennt Adah (buchstäblich zu nehmen!) ihrem Erzorenen eines stillen Abends nach und — Natürlich! Kain will in seinem famosen Titanentropf Jehova'n vorgreifen. Der wird sich grade um kümmerliche Sittengeßehe und weisenlose Sittenschranke kümmern! — Am Tag der Entscheidung macht daher Schwester Adah ihrer Mutter eine zarte Eröffnung — und nun ist der Teufel los! Deus ex machina donnert ein wenig. Kain aber ist nicht zerknirsch und hält treu zur Adah. (Man erwäge, daß auch keine andern weiblichen Wesen auf Erden für sein Bedürfnis vorhanden sind!) Da aber kennt er Abel schlecht. Stille Wasser sind tief, große Momente gebären große Charaktere. Dies milchsupplige Mutterbörschen, den wir bis jetzt ignorierten, entpuppt sich als ein in seiner Art ebenso titanischer Jüngling wie sein hochfliegender Bruder. Er hat doch auch seinen Willen. „Jehova hat für mich entschieden und ich gehorche wie immer. Samt deinem Liebespfand nehme ich Adah nun doch zur Frau.“ Etch! —

Aber Abel hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Kains Brunst lodert lichterloh. Es erfolgt der bekannte Hirsch-Kampf und Kain begeht keinen Totschlag aus

langgenährtem Reid und Groll in momentaner Auswallung, sondern bewußtermaßen einen Mord. — Es erfolgt die liebe alte Bühnen-Reminiscenz, das Fluch-Duett von Vater und Mutter; Kain schlägt sich seitwärts in die Gebüße und Adah ermordet sich und ihr Kind mit einem spitzen Stein. — Der versöhnende Schluß des Wertes muß dem Autor schwer gefallen sein. Er hat erst Byron's „Himmel und Erde“ gründlich auswendig gelernt und sich tüchtig im Milton präpariert. Darum auch nicht? Spielt nicht im Ersteren die Sündflut eine Hauptrolle? Und die brauchen wir, um unser Fahrzeug wieder flott zu machen, das bereits auf der Sandbank der Langeweile feststeht. Also auf mit den Schleusen des Unsinn! . . . Es hat immer eigentümlichen Reiz, zwei berühmte Männer mit einander in Verbindung zu setzen — Kain wurde wahrscheinlich alt wie Methusalem, lassen wir ihn also mit Noah zusammenkommen! Schon fürchtete ich in Kain den ewigen Juden zu entdecken — Gott sei Dank, eine grundlose Besichtigung! Nie ist mir die Notwendigkeit der Sündflut so klar geworden, als hier in dem Moment, wo sie unsern braven Mörder an die geschwähige Kehle geht. — Kilith, die ewig-junge, hat mittlerweile eine sehr umfangreiche Buchschaft betrieben. Ihr letzter Freund ist ein gewisser Lucifer, dessen wir uns aus Byron wohl erinnern — mit dem kleinen Unterschied, daß diese erhabenste Geistergestalt hier zu einem miserablen Sentimentalisten verzerrt wird. Zu guterleht führt Milton's Satan (nämlich eine Art Ober-teufel über Lucifer — Spaß! Als ob man nicht im Handumdrehen die simplen alten Poeten über-teufeln könnte!) seine Heerschaaren wider Zahve — bekanntlich mit schlechtem Erfolg, wie bei Milton, Buch 6, zu lesen ist, welchem dieser ganze Schluß mit anerkannter Fingerfertigkeit nachgedichtet ist. Und so schließt denn die Farce, wie Grabbes Hannibal sagt, „mit einem Theaterstreich“.

Um seine Verwandtschaft mit Milton ja deutlich hervorzuheben, verschmüht unser Kastropp die müßige Spielerei des Verses und wählt den ungereimten Jambus, jene Lieblingsform für alle Ungereimtheiten. „Miltons Jamben sind musterhaft. Doch wer wünschte nicht, er hätte Verse geschrieben?“ urteilt der alte Johnson, und Stedman („Victorian Poets“) nennt (mit Bezug auf Tennysons „Königs-Idyllen“) den Jambus das Staatsgewand eines Dichters und den Masken-Domino des Poetasters.

Läßt sich doch jede beliebige Prosa mit geringen Umstellungen in Jamben auflösen. Übrigens scheinen uns Kastropps Jamben süßiger und gefällter, als in Hamerlings „Habsber“, der überhaupt mit seinen Jamben so viel Unglück hat, daß in seinem Prosa-Drama „Dauton und Habsperre“ überall die Prosa anfängt, wo die Jamben eintreten. — O diese unglückselige Glätte, diese scheinbare Feile! Wie sehnt man sich in dieser Zeit äußerlicher „Form“ (als ob Form nicht auch poetische Sprachwendungen z. bedeutete) nach Grad des Jamben-Ungetüms! Und in dieser Form ca. 400 Seiten! „In meinem Leben sah ich solch dicken Quartband nie,“ singt Byron von Wordsworth:

„A drowsy frowzy poem, the Excursion,
Writ in a manner which is my aversion!“

Epiker? Das ist aus der Mode. Herr Kastropp teilt darum sein Monstre-Cyus sehr charakteristisch in eine Menge „Kapitel“ ein: Denn wir haben ja einen Sensationsroman im Clarendonstil vor uns, wo sich die Tugend erbricht und das Laster zu Tisch setzt.

Nun läßt sich nicht leugnen, daß in Folge der rühmenswerten Velesehnheit des Autors sich in seinem sammengeschickelten Aspic viele gesunde Reminiscenz-Ingredienzien vorfinden. Sind aber ohne die pikante Sauce verdaulicher. So z. B. Byrons Darstellung der Cain-Mythe.

Byrons Cain und Abel sind mit ihren zwei Schwestern verheiratet. In Adams,

Cains Weib, schildert der Dichter sein weibliches Ideal, die Guiccioli, von der einen Seite wie in der herrlichen „Myrtha“ im Sardanapal von der andern. Cain wird so von vornherein durch die edelste und keuscheste Liebe geheiligt. Denn obwohl Byron aus nur zu bekannten Gründen sich bewogen fand, das Motiv der Geschwisterei hier zu erfinden, so hat er es doch mit solcher Decenz und Zartheit behandelt, daß das Gefühl des Peinlichen kaum aufkommen kann. Ihr naives Unverständnis, als Lucifer die Unstimmigkeit des Verhältnisses andeutet, ist so rührend, daß selbst die Unheimlichkeit der berühmten Frage Adams: „Was ist Sünde, die es nicht an sich ist?“ durch Ihre liebliche Unschuld entschuldigt wird. „Verlaß mich!“ ruft ihr verweisender Gott. „Alle haben dich ja verlassen!“ ist Ihre Antwort. — Cain selbst ist der junge Byron, der zweisehnde und namenlos leidende Denter, der aber im Grunde liebevoll, edel und schuldblos. Diesem steht Lucifer gegenüber als die klare und kalte Erkenntnis, die jenseits der absoluten Verwerfung in sich selber Befriedigung findet, den Zustand des älteren Byron verkörpernd. Abel ist edensfalls ein Typus, ein wohlmeinender verständiger Mann, der eine geniale Natur zur Todsucht führen könnte: Der Ur-Philister. Stets war er mit seinen spießbürgerlichen Vorurteilen Cain lästig und als derselbe den „Hades“ und den „unermeßlichen Raum“, die Geheimnisse des Überfinlichen, erforscht hat, ist er überhaupt „untauglich zu menschlichem Verkehr“. In einem Ausbruch zorniger Ungeduld degeht er den Totschütter. Der nun folgende Monolog mit seinem fürchterlichen Widerspruch, daß er, der den Tod am meisten haßt und fürchtet, ihn in die Welt bringt, ist von so erschütternder Tragik und der ganze Schluß so erhaben-verdöhnend, daß Goethe es mit Recht als „das Meligöseste, was je geschrieben“ bezeichnet.

Wir wollen nicht bei der Dreifigkeit verweilen, daß ein Anfänger nach einem

solchen Wert frisch aus dem Handgelenk nochmal einen „Kain“ schreibt. Aber wir möchten doch darauf hinweisen, daß es gewisse Stoffe giebt, die gleichsam geheiligt sein sollten. Kain und Christus bilden sozusagen die Endpole menschlichen Wissens, Wollens und Könnens. Ahnt Herr Kastrop nicht, daß er odendrein die grandiose Ur-Mythe in der diaspheemischsten Weise entehrt und verzerrt hat? Kain ist selbst in der biblischen Auffassung nichts als eine Art Ur-Saul. „Der böse Geist“ ist über ihm, was wir heute als Welterschmerz oder Phronismus zu bezeichnen pflegen, und er sucht nach einer Hexe von Endor. Im übrigen eine strenge und herrliche Natur. Aber dieser Lumpenfeind, dieser von allen Leidenschaften gesottete Naturdursche, wagt uns von seinen Leiden vorzujammern? Solcher Welterschmerz (nivo Kaphenjammer) ist unser alter Bekannter aus dem „neuen Tannhäuser“ von Orisjedach, der als strebsamer Beamter die Gelegenheit mit den Haaren herbeizieht, um den Kanzler, seinen hohen Schöner, anzufingen, mitten unter erotischen Schwelneren. Wir sind überzeugt, daß diese seltsamen Zucker der Kovalidschen blauen Blume, deren Dufst ja laut Spielhagen tödlich ist, im Sumpstrevier demnächst noch gegen den Realismus ein Anathema-Lied schleudern werden. Herr Kastrop wenigstens hat sich in Epigrammen frätzig über den Mist der Realisten erboht. J da könnte jeder kommen.

Karl Fleibtreu.

„Menschliche Tragödie.“ Gedichtbuch der Gegenwart von Max Appellaedt, Arnold Garde, Hermann Löns, Peter Merwin, Valentin Traudt und Julius Vanselow. Herausgegeben von Arnold Garde. (Dresden und Leipzig, E. Pierfons Verlag.)

Ein Gedichtbuch, das sich 6 Autoren vereinigt haben, scheint mir ein sehr fragwürdiges Unternehmen. Man weiß nicht, was man mit so einem Buch, das fast als Anthologie erscheint, anfangen soll.

Überhaupt sollte man auf dem Gebiete der Lyrik nur noch mit durchaus Ausgereiftem hervortreten, und alles Halbe und Unfertige zu Hause lassen, von dem vielen Schund, der produziert wird, gar nicht zu reden. Daß dieses Buch eine vortreffliche Leistung ist, möchte ich nicht behaupten. Aber es ist auch nicht schlecht. Es enthält namentlich von Löns und Garde manchen Beitrag, der für die wirkliche Begabung dieser beiden Autoren spricht. Löns zumal erscheint in der Leidenschaftlichkeit und Herrlichkeit seiner Gedichte als eine dichterische Individualität, Garde hat mehr Gabe für melancholische Stimmung, Herdft und Tod sind ihm willkommenen Themata. Wenn ich noch Valentin Traudt erwähne, der in seinen Sachen manchesmal einen echten lyrischen Ton trifft, so glaube ich dem Buch mit seinen 6 Autoren gerecht geworden zu sein. Nicht jeder ist ein Dichter, der mit Hilfe einer gewissen Form einen bestimmten Inhalt zu einem Gedicht umstempelt, aber heutzutage macht fast jeder aus den Namen „Dichter“ Anspruch, der eben leidliche Verse machen kann. In der Sündflut unserer heutigen Lyrik wird sich nur das Gute und Beste behaupten können. Ich fasse mein Urteil über dies Buch dahin zusammen, daß Löns und Garde manches Gute zu dieser Anthologie beigetragen haben, daß Valentin Traudt manchmal angenehm berührt, ohne doch gleichzeitig den gedorenen Dichter zu verraten. Ein bestimmtes Urteil über diese drei Autoren möchte ich zurückhalten, bis ich jeden einmal einzeln getroffen habe. Zum Schluß eine Probe von Arnold Garde:

Wetterleuchten.

Ein schwüler Wind rief durch die Wälder,
Und hin und wieder durch die Nacht
Brach lautigrottes Wetterleuchten
Als wie von Feuerbrunnst entfacht.

Die Vögel schliefen in den Zweigen,
Nings dumpte Stille, wetterbang — —
Da hob von fern sich wie von Weigen
Ein sannterwerbend süßer Klang.

Er saugte auf und sagte wieder,
 Tobtraurig, trüb und schmerzlich schritt —
 Er klang in meinem Herzen wieder
 Und schwebte in heißen Tränen süß.

v. S—d.

Auf einsamem Pfade. Gedichte von Valentin Traudt. Cassel, 1892. Friedr. Scherl. — Eine etwas wechslige Dämmerstimmung breitet sich über die Lieder und Bilder des grauen Hefchens, in dem ein neuer Kunstjünger seine Erstlinge zusammengestellt hat. Traudt ist nicht ohne Talent, wohl aber bis jetzt ohne ausgesprochene Eigenart. Er lehnt sich vielfach, wie das bei den meisten Anfängern Brauch ist, an unsere bekannteren Salonlyriker an, und verfällt nur allzuleicht in jenen widerlich sentimentalen Ton der Minnefänger der 60er und 70er Jahre. So ist z. B. der seinem früh verstorbenen Weibe gewidmete Negercyclus „Bertha“ gewiß recht gut gemeint, aber doch inhaltlich und formell so unbedeutend, daß es sich kaum lohnt, ihn für Ewigkeiten aufzusparen. Mit ihm verglichen, zeigen die „Abendbilder“ einen gewaltigen Fortschritt. Hier schlägt der Dichter nicht immer altbekannte Töne an, sondern ringt sich mehr und mehr zu voller Selbstständigkeit durch; ja, mitunter stoßen wir auf Ausdrücke und Wendungen, die, offenbar aus des Dichters eigenem Hirn stammend, dessen Empfindungen geradezu packend veranschaulichen. Man lese nur folgende Zeilen aus dem „Sommerabendbild“:

„Doch bald wandert der Vespur
 Langsam, leise
 Über den Himmel,
 Bis er im Westen erlischt
 Als letzte Farbe des Lebens.
 Vor den Schatten der Nacht
 Bleibt die ewige Melanchol
 Am Himmel dahin
 Und läßt den Mantel nachlässig stolz
 Schleppen im Sonnenhaub,
 Den schon genießt der Tau
 Des Abends,
 Und die aufstauenden Sterne
 Sind Perlen,
 Welche geläch von dem
 Raubbaren Niede“ zc.

Natürlich wäre es voreilig, nach solchen vereinzelt Treffern den ganzen Dichter

beurteilen zu wollen. Aber immerhin beweisen sie soviel, daß Traudt Empfindungen in Anschauungen umzusetzen versteht. Warten wir also ruhig ab, ob es ihm gelingen wird, sich aus dem sentimentalen Nebel seiner Dämmerungen ins helle Tageslicht der Wirklichkeit hinüberzuretten.

Edgar Steiger.

Dramen.

Arthur Schnitzler, Anatol. Berlin, Bibliographisches Bureau, 1893.

Arthur Schnitzler gehört zu den bedeutendsten Talenten Jungstierreichs. Ehrliche Realisten giebt es allerdings sehr wenige bei uns. Auch Schnitzler, der es doch wahrscheinlich nicht nötig hätte, kostetiert bisweilen sehr gerne mit den bei uns leider so stark vertretenen „Defabenten“, die gar stolz sind — aus die schwachen Nerven, die sie haben oder auch nicht haben. Schnitzler hat es, wie gesagt, bei seinem wirklichen Talente nicht nötig, nach diesen neurotisch „überwindenden“ Kaffeekausbefandenzmodernern hinüberzuschielen.

Diesmal, beim Anatol, hat er stark geschickt.

Dieser Anatol ist ein Cyclus von sieben dialogisierten Skizzen, Szenen, von denen eine ein echter und rechter Einakter ist. Loris hat dem Buche einen Prolog vorausgeschickt, der Vater Vahr alle Ehre macht — so „heimlich“ ist er: übrigens ein niedliches, herziges Gedicht, ein zierliches Kofotosymbol der modernen — sagen wir — Defabenee, mit leichtesten Versen in lieblichen Farbenstimmungen gemalt, sehr fein, sehr zart, sehr zerbrechlich und natürlich auch furchtbar vornehm.

„Nun spielen wir Theater,
 Spielen uns're eignen Stücke
 Frühgerüst und zart und traurig.
 Die Komödie uns'rer Seele,
 Uns'res Fühlens Deur' und Gestern,
 Böser Dinge hübsche Färme,
 Glatte Worte, dunkle Bilder,
 Halb, heimliches Erwinken,
 Agonieren, Epochen . . .

Manche hören zu, nicht alle,
 Manche träumen, manche lachen,
 Manche essen Eis . . . und manche
 Sprechen sehr galante Dinge . . .
 . . . Reiten wiegen sich im Winde,
 Dochgehste, weiße Reiter,
 Wie ein Schwarm von weißen Gallern . . .
 Und ein Dolagierblinder
 Reißt verwandelt einen Pfau an.

Anatol kehrt — originell, aber auch etwas monoton! — in allen Szenen wieder. Natürlich ist er nur ein Pseudonym für Arthur Schnitzler. Zumeist ist sein Freund Rag bei ihm, den ich auch kenne, und immer eine andere Dame: Cora, Gabriele, Pianca, Emilie, Annie, Else, Isona. Also, Erlebnisse eines „Defakenten“, Nuancen, Episoden, traurig und lustig, Schnurren und Ernst. Viel Witz, viel Satire; der Dialog sehr fein, sehr natürlich. Für den Gesamteindruck sind Voris' Worte die entscheidene Formel. „Dals und heimlich“ und ohne Aufregung, wie wenn es sich vor Licht und Lärm scheute, so im raschen, ich möchte sagen, Gleichgültigkeitsstil der Dramen Strindbergs und, wie sich die jungen Italiener ausnehmen, wenn sie das Spiel der Duse protegiert.*)

Wir als Nichtdefakenten hat natürlich das reinst Stückchen am besten gefallen, und ich mache kein Hehl aus der aufrichtigsten Freude, die ich an diesem „Abschiedsouper“ hatte, gleich damals, als mir es ein Freund Schnitzlers, auch so eine Art Anatol oder Rag oder so was, vorlas. Das ist eine tolle, köstliche, prächtige Komödie, ein kleines Kabinetstück flotter Realistik. Er versteht es, in so engem Rahmen wahrhaftige Menschen zu schaffen. Realismus des Lustspiels! Für mich ist dieses „Abschiedsouper“ ein Seitenstück zur „Cavalleria rusticana“ des Giovanni Verga.

Es ist ein echtes Bühnenstück, nur müssen auch die Darsteller, besonders die Darstellerin der Annie, was können. Dann ist dem Prachtlustspiel der Erfolg sicher.

*) Teufel! Da bin ich ja wiederum ganz in den Wahnsinn hinein geraten!

Schnitzler ist hier wieder der liebe, herzige Kerl, als welchen ich ihn in seinem trefflichen Schauspiel „Das Märchen“ und — und auch sonst kenne gelernt habe.

Bin neugierig, ob sich unsere Theaterleiter zu diesem Einakter entschließen werden. Lustig und wahr zu sein, — dazu haben es die deutschen Schwänkefabrikanten nie bringen können, und die französischen auch nicht: letztere sind nur lustig, erstere gewöhnlich keins von beiden. Drum beherrschen sie unsere Bühnen. Einmal sollte man es versuchen, nur einmal, zum Kosten: man lasse ausländische Freivolllät und Inländische, von alten Späßen lebende Pöhlstroschkeit beiseite und gönne einem Dichter das Wort!
 Karl Kraus.

Soziale Litteratur.

Willy Pastor. Vom Kapitalismus zur Einzelarbeit. Berlin. Futtkammer & Wüsthrecht. 1892. — Die v. Kardorffsche Doppelwährung und der Viehl-Kardemannsche Zunjungszwang sind die stets ungeladenen Gäste jeder Reichstagsperiode. Nach langen Debatten mit dem ewig gleichen Inhalt werden die Eindringlinge verabschiedet. Eben setzen sie schon wieder den Kopf zur Thüre herein. Herr v. Kardorff entschlüpfte der jedenfalls originelle Gedanke, daß nur das Silbergeld die Militärvorlage kompensieren könne, die protestantischen und katholischen Reaktionen kündigen einen Antrag betreffs Einführung des obligatorischen Befähigungsnachweises an. Das Material über diese letztere Frage ist erst kürzlich in einer fleißigen Arbeit, die aus dem Conradischen staatswissenschaftlichen Seminar in Halle hervorging, dargestellt worden. Wir halten mit Hampe, dem Verfasser der Untersuchung, die gezeichneten Bestrebungen nicht nur nicht für schädlich für unsere Industrie in ihrer technischen Vervollkommnung und in ihrer Stellung auf dem Binnen- und Weltmarkt, wir gehen sogar noch einen Schritt weiter und erklären die zünfterliche Bewegung

für eine ihren eigenen Wünschen feindliche Macht. Es giebt gewisse große wirtschaftliche Naturgesetze — ohne jedoch vor dem Manchesterturn nur einen Schritt weichen zu wollen — es giebt, sage ich, Gesetze, gegen welche die kräftigste Staatsgewalt ohnmächtig ist. Und dazu gehört in erster Linie die Entwicklung, die auf neue technische Erfahrungen oder Entdeckungen ihr Fundament baut. Und wenn England hundertmal den wackeren Mar-Grassi erkaufte hätte, es wäre nie gelungen, die Ausbreitung der Zuckerrübe zu unterdrücken. Und wenn hunderte Meisterprüfungen und Innungsvorschriften angeordnet würden, die Dampfmaschine wird darum keinen Tag ruhen. Da aber die Maschine mit ihrem großen Anlage- und Betriebskapital die notwendige Grundlage der modernen Industrie ist, wird es dem kleinen Ramme nicht möglich sein, ein rentables Einzelunternehmen zu erhalten. Ob nun Jeremiaden über den verschwundenen goldenen Boden des mittelalterlichen Handwerkes — ist übrigens bald, noch im Mittelalter, durch Talmi ersetzt worden — angestimmt werden oder Hymnen über diese „jüngste Trophäe auf dem Siegeszuge der Menschheit“, ist für den wissenschaftlichen Forscher völlig irrelevant. Eine vernünftige Sozialpolitik baut an dem Bestehenden ohne Voreingenommenheit organisch weiter. Faktische Freiheit des Arbeitsvertrages, faktisch unparteiliche Einigungsämter, faktische politische Gleichstellung sind die nächsten grundlegenden Postulate. Was damit erreicht werden kann, sehen wir in England. Die sogenannte mechanische Maschinenarbeit erfordert einen viel höhergeschulten Mann als die alte Produktionsweise: Der Übergang zur Kleinkraftmaschine gewinnt täglich festeren Boden. Diese kann nur ein lange geübter, kulturell und wirtschaftlich gebodener Arbeiterstamm beherrschen. Durch die nun gewährte Möglichkeit des Selbständigwerdens steigern sich die Anforderungen beträchtlich. Wie also wirt-

schaftlich die Einzelarbeit erst nach Überwindung der kapitalistischen Organisation fruchtbar zur Herrschaft gelangen kann, so ist auch technisch dieser Fortschritt der Nachfolger der Großkraftmaschine. Die elektrische Kraftübertragung hat sich schon vor dem Lauffen-Frankfurter Unternehmen in der Schweiz und andernwärts bewährt. Die Unbeständigkeit des Windes ist nach neueren Feststellungen weit geringer, als landläufig angenommen wird. Wasserfälle, Ebbe und Flut bieten eine üppige, ungenutzte Kraft. Dies gilt es auszunutzen. Große Centralstellen werden die Überleitung der Kraft jedem einzelnen gewissermaßen auf Bestellung besorgen, ohne Preisunterschied bei starkem und geringem Bedarf. Die Frage der Verdilligung der Akkumulatoren wird wohl bald ihre Lösung finden. Biehl und Adermann können diese heilsame Reorganisation der Volkswirtschaft als die frei von jeder Utopie, rein an Tatsächlichem anknüpfend, jetzt angebahnt ist, freilich nie unterstützen. Im Gegenteil, die Künstler sind, trotzdem sie sich bombastisch als die Stützen von Thron und Altar auszeichnen, die geeignetsten Leute, in dem Arbeiter das Bewußtsein zu stärken, daß er im heutigen Staat seine Lage nicht verbessern könne. Andererseits kann dem Fabrikabel nicht oft genug wiederholt werden, daß er nicht der Entwicklung Schluß ist. Denn nicht, wie Brentano mit weitem Blicke ausführt, an das ewige Fortdauern unserer heutigen Wirtschaftsordnung ist die Blüte unserer nationalen Kultur und unsere nationale Machtstellung gebunden. Würden sie doch sonst äußerst gefährdet sein! Denn, als die historische Schule in der Nationalökonomie dargethan hat, die Wirtschaftsorganisation steht gleich allem Organischen im Fluße der Entloickung und, wenn irgend etwas, so ist dies gewiß, daß die „kapitalistische“ Wirtschaftsorganisation ganz ebenso vergehen wird, wie die feudale Wirtschaftsorganisation und die kommunistische Organisation vor dieser vergangen sind, mögen auch manche Kapitalisten den Gedanken

heute noch ebensowenig fassen wie ein Feudalherr des 12. Jahrhunderts es gefaßt haben würde, hätte man ihm damals von einer kapitalistischen Organisation der Produktion gesprochen.

Pastor führt uns diesen Weg mit eindringlicher Sachkenntnis und logischem Erfassen der wirtschaftlichen Entwicklungsgeschichte. Das Buch, flott und anschaulich geschrieben, schlägt einen von der gewohnten akademischen Behandlungsweise abweichenden Ton an. Manche eingestreute Behauptung und Polemik werden ihren Gegner finden. Mit dem schönen Optimismus der Jugend sieht der Verfasser die Welt und die gewerkschaftliche Arbeiterpolitik an. Bieleicht ist beim nächsten Werk der Kausch verfohlen und damit größere Ruhe eingetreten. Der Charakter der Persönlichkeit würde dem Buche nicht geschmälert.

F. G.

„Wilhelm II., Romantiker oder Sozialist?“ von * * * Motto: Männerstolz vor Königsthronen! (Zürich, J. Schabelitz.) — Der anonyme Verfasser wirft die Frage auf, ob Kaiser Wilhelm II. Romantiker oder Sozialist sei und kommt zu dem Resultat, daß sich in Wilhelm II. beide Elemente vereinigen. Es läßt sich ein solches Thema wie das vorliegende aus naheliegenden Gründen nicht leicht frei erörtern. Die Frage, ob Wilhelm II. nun mehr Sozialist, oder mehr Romantiker sei, ist doch aber auch recht müßig. Das lösen, was heutzutage viele Menschen fordern, das kann kein Wilhelm II., und wenn er noch viel mehr Sozialismus in sich trüge. Faß sich aber in Wilhelm II. etwas Tragisches verkörpert, hat der Autor richtig erkannt. Leider vertieft sich die Broschüre zu sehr in gleichgültigen Einzelheiten und Betrachtungen und läßt wohl mit Absicht manches außer acht, was doch sozusagen auf der Hand lag. Im übrigen ist sie ziemlich flott geschrieben.

A. v. S—d.

„Der Klassenkampf in der deutschen Sozialdemokratie.“ Mit einem polemischen Nachwort: K. Kauphs Aben-

teuer in Zürich von Hans Müller. (Zürich, J. Schabelitz.) — Eine Broschüre, die den Sozialdemokraten aller Farben und Gattungen viel zu denken geben sollte. Die „Fraktion“ bekommt mandertel zu hören, und zwar von einem Autor, der mitten in der sozialdemokratischen Bewegung steht. Das polemische Nachwort hat mir am besten gefallen. K. Kauphs hat für den Ausdruck „Verleumder“, den er in einer öffentlichen Versammlung in Zürich Herrn Müller an den Kopf warf, von diesem eine Ohrfeige einstecken müssen. Bedenkt man, daß Herr Kauphs derselbe Mann ist, der in der „neuen Zeit“ seine trübsüchtige Unfähigkeit an allen möglichen Litteraturwerken stets von neuem zu erproben bemüht ist, so sollte man sich mit der obigen realen Thatsache ganz zufrieden geben.

A. v. Sommerfeld.

„Ein Zukunftsbild der Menschheit“ von Alfred Gies. (Zürich, J. Schabelitz.) In einer kleinen Broschüre, die von Schiller-Citaten und sonstigen Aussprüchen bekannter oder unbekannter Männer vollgestopft ist, entwirft ein anscheinend unheilbarer Idealist idealsten Kaltes ein Zukunftsbild der Menschheit. Man weiß ja, wie solche Zukunftsbilder ausschauen. Die Menschen werden einfach zu Engeln umgestempelt, so auch hier. Ich denke mir das Leben in einer solchen Zukunfts-gesellschaft ziemlich fade und traurig. Alles so heilig, nüchtern, schwindflichtig, daß man für diese Zukunftsmenschen ein tiefes Erdarmen empfinden sollte. Zum Schluß rüdt der Autor mit seiner eigentlichen Absicht heraus: Herrschaft des weiblichen Geschlechtes, wobei er natürlich Schillers „Würde der Frauen“ eitleren muß. „Das Weib ist zu seiner Würde erwacht und führt das Geschick der Menschen mit stiller sicherer Hand zu seligem Los.“ Ich habe dagegen gar nichts einzuwenden und werde mich demnächst auch zu einem seligen Lose führen lassen. Es liegt entschieden etwas Wahres in des Autors schwärmerischen Worten über die Herrschaft des weiblichen

Geschlechtes. Ach ja! — man hat ja die Weiber manchmal zum Fressen gern!

A. v. Sommerfeld.

Kunstgeschichte.

Die Kunstbewegung unserer Zeit und Deutschlands, insbesondere Münchens Kunstaufgabe bildet das Thema einer ohne Verfasseramen erschienenen Flugchrift (München, Franz), welche anlässlich des Sezessionsstreites „zur Aufklärung und Weisheitsbehaltung“ beitragen will. Die Absicht ist gewiß löblich. Sie wird in Wirklichkeit aber wenig erreichen. Zunächst hätte der Verfasser mit seinem vollen Namen für seine Sache eintreten müssen. Belehren, ermahnen, tadeln, zu reden hat aus geschlossenem Munde heraus heutzutage gar keinen Sinn und in den fettesten Fällen irgendwelche Wirkung. Es ist zudem ein sittliches Gebot: Jedermann soll mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit in den Kampf der Geister eintreten, aber nicht aus einer Verfertigung heraus oder hinter einer Kutisse hervor seine Stimme ertönen lassen.

Sodann hat diese anonyme Schrift den Fehler, daß sie viel zu weit ausgreift, mit den alten Ägyptern und andern Mumien der ältesten Vergangenheit daherkommt, statt sofort sich auf den gegebenen aktuellen Standpunkt zu stellen. Die Geschichte ist bekanntlich dazu da, daß wir nichts aus ihr lernen. Alle Bewegung geschieht aus Zwang der Umstände, nicht aus akademischem Wissen und Meditieren. Die Not ist die Mutter des Fortschritts, nicht die historisch gefälschte Einsicht oder der von Professoren aufgepöpelte Idealismus. Die Not, die schwere Not allein stachelt die Menschen zu Entscheidungsthaten und jagt die Trägen und Verblödeten aus dem Sumpfe der Gewöhnlichkeit. Auch der Appetit an die Regierenden fruchtet selten etwas, denn der regierenden „Herren eigener Weisheit“ ist meist schwächer und schlaffer — so lange es nicht an die teuren Eigeninteressen geht — als das gute Volk sich

träumen läßt. Thatmenschen großen Stils sind in Regierungskreisen äußerst selten, da trifft man eher auf hundert kleine Pflasterkünstler, auf suchsüchtige Diplomaten und schleichende Hintertreppenschauspieler und andere unermüdlich mit lauter kleinen Mitteln arbeitende Nachschaffler, als auf einen einzigen großen, gewaltigen Charakter von stürmischem Naturfinne. Also da hilft keine historische Predigt, mein lieber Anonymus. Die Herren hören mit einem Viertelohre zu, lächeln ihr einstudiertes verbindliches Lächeln, reiben sich die Hände — und gehen wieder an ihr Geschäft. Nichts wirkt auf sie, nichts stört ihre vergnügten Kreise, als der Zwang der Umstände oder ein niedersausender Donnerkeil aus der Verzweiflungswolke, die sich aus der Massennot schließlich zusammenballt.

München steht hinsichtlich seiner künstlerischen Entwicklungskraft weit besser, als irgend eine andere Stadt unseres vermittelten und verdrillten deutschen Reiches. Ich stimme mit dem Anonymus überein, daß „ganz dieselbe Sache, in München unternommen und durchgeführt, zu ganz anderem Resultate kommen muß“, als etwa in Berlin oder Hamburg, und daß somit der ganzen germanischen Kunst in München mehr genützt und mehr geschadet werden kann, als anderswo in deutschen Landen.

Ich stimme auch da mit dem Anonymus überein, wenn er S. 21 sagt: „Was das kleine Worms und das große Berlin nicht ausgiebig oder richtig genug besitzen, das könnte München durch eine Neuzeltobühne gewinnen, wenn unsere nationale und reale Kunst als gereifte Schöpfung dort einen Siegeszug hielte!“

Bunderschön gesagt. Aber als ich vor bald zwei Jahren im Vereine mit anderen für die Kunst begeisterten und in ihrem besonderen Wissens- und Kunstzweig durchaus kompetenten Männern eine Eingabe an den hohen Magistrat der Residenz,

Haupt- und Kunststadt München machte in einer überaus wichtigen Volksbühnenfrage, eine Eingabe, die von der ernsthaften und künstlerisch satteilsten Presse in ganz Deutschland mit Beifall ausgezeichnet wurde, da konnte sich derselbe hohe Magistrat, der selbst in den wichtigsten Dingen auf kunststädtische Repräsentation und manierliche Formen hält, nicht zur kleinsten Antwort entschließen, nicht einmal zur Bestätigung des Einlaufes!

Wie ist einst München mit Richard Wagner verfahren! Wie roh beleidigend ist es mit seinem erlauchtesten jugendlichen Kunstkönig Ludwig II. ausgangs der sechziger Jahre umgegangen!

Was der Militarismus, der büreaukratische Schablonismus und Automatismus in Berlin der Kunst zu ihrer vollen Freiheit gesunder Entfaltung in alle Ewigkeit (d. h. für die Zeit der Herrschaft des freizeitswidrigen preussischen Systems) vorenthält, das wird der Kunst in München gar oft verweigert aus elendem Eitelgeist und boshaft borniertem Philistertum. Aber trotzdem wird der süddeutsche Kunstgeist mit seinem heiferen Temperament, seiner kraftvolleren Natürlichkeit und Derbheit sich nicht an den Münchener Rössen aufhängen, er wird aus aller Kränkung und Befehdung als Sieger hervorgehen.

Davon sind wir so innig überzeugt, wie unser Anonymus. Nur für heute und morgen müssen wir uns auf Schlimmes gefaßt machen. In der Kunstausstellungsfrage wurde anläßlich des Sezessionsstreites der Wagen gründlich verfahren — und der hohe Magistrat wie das hohe Kultusministerium haben tüchtig dabei mitgeholfen. Die Gelegenheit, Weitblick, Geistesgröße und Unternehmungsmut zu zeigen, wurde wieder einmal mit wahrhaft genialer Bravour verfaßt. Für dieses Verfaßnis bietet auch die wohlgemeinte Schrift über die Kunstaufgabe des modernen Münchens weder Trost noch Hilfe. Die Not muß kommen, die schwere Not, und alle

Unvernunft und Borniertheit und ihre profitwütigen Sachwalter hinwegpuzen, eher wird's nicht besser.

Über die leider veripätet erschienene Schrift „Fünfundzwanzig Jahre Münchener Hoftheatergeschichte“ als Rückblick auf die 25jährige Amtsstätigkeit des k. Generalintendanten Baron v. Perfall von Otto Julius Bierbaum (München, Dr. Albert u. Comp.) können wir uns heute nicht eingehend auslassen. Ein prüfender Blick hat uns nur gezeigt, daß Bierbaum sich die Geschichte und sein Urteil darüber viel zu leicht gemacht hat. Der einseitige Litteratenstandpunkt ist überhaupt nicht der richtige, um auf einem so weiten und verwickelten Gebiet alles Wichtige zu erfassen und eindringender Würdigung zu unterziehen. Ganz abgesehen davon, daß die Theatergeschichte, wie sie das Publikum zu empfangen gewohnt ist, noch weit mehr als fable convenus gelten muß, als jede andere Geschichte. Die wahre Wahrheit ist überhaupt nur für den lieben Gott, der zwar ein gerechter, aber auch ein grenzenlos langmütiger Herr ist und sich für das jüngste Gericht Sachen aufspart, die wir armen, kurzlebigen, nach Gerechtigkeit dürstenden Menschen schon in dieser Welt entschieden sehen möchten. Inzwischen können wir uns der höheren Welt- und Kunstjustiz wenigstens durch gewissenhafte Sammlung urkundlichen Materials zu den geheimen Prozessen nützlich machen. Die besten Geschichtschreiber und die treuesten Rechtspfleger sind immer noch die großen Dichter. Ich habe die sichere Empfindung, daß z. B. Emile Zola in seiner „Nana“ ein zuverlässigeres Stück Boulevardtheatergeschichte hineingearbeitet und verewigt hat, als sämtliche Pariser Berufshistoriker zusammen jemals zu leisten vermochten. Die Wahrheit in der Dichtung zu sagen und unantastbar zu machen, ist ein großer Trost und eine hohe Pflicht aller berufenen Meister der Feder.

Wie unvollkommen die Tagespresse in diesen Dingen ihres Amtes wartet, zeigt der

Fall Stauffer-Bern. In der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (Nr. 336, München, 3. Dez. 92) schreibt ein, natürlich wieder ungenannt, mit dem zeichnender Herr recht hochsahrendes Zeug über diesen tiefergründlichen Künstler. Er übt eine bis zum Absurden strenge Kritik an Stauffers „Bekanntnissen“ — und zeigt in jedem Satze sonnenklar für jeden feineren Leser mit psychologisch geschultem Blick, daß er, der Kritiker, geistig und künstlerisch wie als einfache „Natur“ weit weniger wertvoll ist, als sein so armenig verkritisiertes Opfer Karl Stauffer-Bern. M. G. Courab.

Philosophie und Theologie.

Das rollende Rad des Lebens und der feste Ruhestand. Eine Fortsetzung des Votums über das Christentum Christi und die Religion der Liebe in Sachen der Zukunftsreligion von Th. Schulpke, Oberpräsidialrat a. D. Leipzig. Wilhelm Friedrich, 1892. — Der sonderbare Titel könnte manchen Leser stutzig machen, aber beruhige sich ein jeder! Der Titel ist das einzige Geschmacklose an dem ganzen Buch. Th. Schulpke behandelt die religiöse Frage der Gegenwart nicht in jener stümpernden Leisetreterei, wie Egibv u. Co., sondern er besitzt den Mut, die letzten Folgerungen aus seinen Vorberufen zu ziehen. Daher spielt er nicht Fangball mit religiösen Gefühlen und Gefühlschen, jenem bekannten Aroma, nach dem die längst geleerte mythologische Konservenschüssel der positiven Religionen noch duftet, sondern er untersucht streng wissenschaftlich die Entstehungsgeschichte der religiösen Anschauungen und prüft auf Grund dieser wissenschaftlichen Ergebnisse ihren Wert oder Unwert für die Menschen unseres Jahrhunderts. Im „Christentum Christi“ hatte er mit dem religiösen Semitismus abgerechnet; in der uns heute vorliegenden Schrift wird die altindische Weltanschauung, wie sie in den Vedea niedergelegt ist, und der aus ihr herausgeborene Buddhismus

einer kritischen Prüfung unterzogen. Daß diese Prüfung nicht nach dem Willen unserer Theologen ausfällt, schmälert ihren wissenschaftlichen Wert gewiß nicht. Es ist eben ein wirklich freier Geist, der hier an die religiösen Probleme herantritt. Das zeigt sich in der ruhigen, sachlichen Art, wie der Kern der jeweiligen religiösen Anschauung aus dem Dufte der mannigfachen Überlieferungen herausgeschält wird. Th. Schulpke gehört nicht zu jenen Atheisten, die dadurch, daß sie den lieben Gott aus der Welt schimpfen, geradezu verraten, daß sie inbegriffe ihn doch noch fürchten. Nein, jedes Boltern ist ihm zuwider; ruhig, als handle es sich um die selbstverständlichste Sache der Welt, hat er im „Christentum Christi“ die plumpe semitische Vorstellung eines persönlichen Gottes an der Hand der alt- und neutestamentlichen Urkunden nachgewiesen und die Seltfamkeiten und Ungeheuerlichkeiten des sogenannten göttlichen Heilsplanes, wie ihn die christliche Kirche lehrt, in klarer logischer Entwicklung dargelegt, und ruhig, als sei es wieder gar nichts weiteres, wird in seinem neuen Buche dieser semitischen Form der Weltklärung, die nichts weiter als ein etwas verfeinerter Fettschismus ist, die großartige philosophische Weltbetrachtung der arischen Urwörter Afiens entgegengestellt. Dort der Semit, unfähig, durch philosophisches Denken sich von der plump materialistischen Vorstellung des himmlischen Sultans loszumachen, und ebenso ohne alle künstlerische Phantasie, um von diesem Nachgott ein Abbild zu schaffen, und hier der Arier, der hinter jeder Naturerscheinung des Himmel und der Erde die eine, unendliche göttliche Kraft sieht, die er, dem Kindesalter entnoachsend, als jenes unwandbare, allen Schranken der Persönlichkeit und der Sinnlichkeit entrückte All-Eine erkennt, in das alles individuelle Leben, alles menschliche Bewußtsein ausmündet. Dort eine Moral zitternder Knechte, und hier eine Moral freier Asketen, die nicht die Furcht vor den Geboten und Verböten eines

fremden Befehlgebers, sondern der eigne Wille, die Sehnsucht nach dem Nirwana, der Seligkeit des Unbewußten, das Gute thun läßt. Wem könnte da die Wahl schwer fallen?

Das ist ungefähr Th. Schulzes Gedankengang. Ich gestehe, daß ich über den Wert des Buddhismus für unsere Zeit ganz anderer Ansicht bin. Nicht die Weltverneinung des grübelnden Ewigkeitsuchers, sondern die Weltbejahung des sich voll auslebenden Augenblicksmenschen wird die Lösung der Zukunft sein. Kein Sterbedellied brauchen wir, wohl aber einen Hymnus auf das Leben. Unserer Vergänglichkeit bewußt, schaffen wir uns in jedem Augenblick, da wir in die Höhen der Freude fliegen oder in den Abgrund des Leidens niedertauchen, unsere eigene Ewigkeit. Die Religion mit ihren Drohungen und Tröstungen kann uns weder schrecken noch beglücken. An ihrer Statt ist es die Kunst, die uns jene Lebenserweiterung, jenes Altbewußtsein verschafft, in dem wir unser eigenes kleines Weh und Ach wie in einem Weltmeere begraben. Edgar Steiger.

Rettet die Kinder! Ein Mahnruf von Ernst Wickers von Gogh. — Berlin, 1892. O. Harnisch. — Der Verfasser bekämpft die im sozialistischen Programm ausgesprochene Ansicht, daß Religion Privatfache sei, auf das Festigte. Dem Schöpfer Himmels und der Erden, dem dreieinigen Gott der Christenheit müsse offen der Krieg erklärt werden. Die Befreiung unserer Kinder vom Joch der Religion sei unsere heiligste menschliche Pflicht. Wer da wüßte, wie viele Menschen an dem Zwiespalt zwischen der religiösen Traumwelt und der harten Wirklichkeit scheiterten, müsse dafür sorgen, daß unseren Kindern solche Konflikte erspart bleiben. Die Schrift mag als Agitationschrift recht wirksam sein; die Behandlung der religiösen Frage ist allerdings so plump, daß kein Gegner sich dadurch beunruhigt fühlen wird. Oder glaubt der Verfasser wirklich, daß irgend ein gläubiger Christ — und deren gibt es doch

noch einige — sich durch die Frage, warum der Gott Christus nichts von dem von ihm selbst geschaffenen Sonnensystem gewußt habe, auch nur im Geringsten verblüffen lassen? Wer die Religion lediglich mit den Waffen der Naturwissenschaft bekämpfen will, schlägt lauter Lusthiebe. Der erste beste Theologe wird ihn ganz einfach auf Kants „Kritik der reinen Vernunft“ verweisen, und so wohlfeile Triumphe sollte man seinen Feinden doch nicht gönnen.

Edgar Steiger.

Zur Geschichte der Exegese. Inaugural-Dissertation v. Immanuel Plato. Frankfurt a. M. J. Kauffmann. — Immanuel ben Salomo de Romi, ein jüdischer Gelehrter, der zu Dantes Zeit abwechselnd Bibelkommentare und schwednische Gedichte schrieb, wurde von Immanuel Plato wieder einmal ausgegraben, um in einem dickleibigen Buche, zu dem die vorliegende Dissertation bloß die Einleitung bildet, abgeschlachtet zu werden. Unendlich viel Fleiß und herzlich wenig Geist steckt in dieser talmudistisch-scholastischen Arbeit, in ihrer Paragraphenreiterei und ihren endlosen Schematisierungen mit den armseligsten Philologenarbeiten des jüdischen Mittelalters wetteifert. Keine Spur von einem freien Geiste, der Zeit und Menschen zeitlich und menschlich zu verstehen sucht, sondern der engherzigste Buchstabenglaube, verbunden mit jenem jüdischen Größenwahne, der jede Zeile, die ein mittelalterlicher Jude getripelt hat, wie eine Gesehtafel vom Sinai anstaunt und breitpurig kommentiert. Doch das alles möchte noch hingehen. Daß sich aber Herr Plato, anstatt seine Dissertation hebräisch zu schreiben, an unserer lieben deutschen Sprache in empörendster Weise verläßt, geht mir denn doch über den Spaß. Freilich mußte sich, wie die hinten angehängte Vita beweist, das Lateinische dieselbe granfame Behandlung gefallen lassen.

Edgar Steiger.

Vermischte Schriften.

Bei Hermann & Altmann in Wien find die „Grundzüge der deutschen Poesie“ von Sommer in vierter Auflage erschienen. Das Werkchen (Preis M. 1,60) giebt, was sein Titel verspricht, in pädagogisch und didaktisch musterhafter Weise. Da es zunächst für den Schulgebrauch bestimmt ist, wird ihm niemand verargen, daß es sich in konservativen Schranken hält und den neuen Richtungen und Bestrebungen, Irrungen und Wirrungen in der Literatur ferne bleibt. C.

Vom alten deutschen Reich zum neuen. Die deutschen Einheitsbestrebungen im 19. Jahrhundert vollständig geschildert von Heinrich Solger. München, C. Neumann's Verlag. 342 S.

Eins der bestgeschriebenen Bücher dieser Art. Mit enormem Fleiß ist der Stoff zusammengetragen, mit gewissenhafter Kenner-schaft gesichtet, mit meisterlicher Darstellungskunst zu einem lückenlosen, schönen Ganzen verarbeitet. Und alles so gründ-ehrlich, daß sich nur ein verbitterter Parteinarr am frühlichen Optimismus des tapfer zu Kaiser und Reich stehenden Verfassers stoßen kann. Grad heraus gesagt: Solger denkt unendlich viel besser vom neuen Reich, als dieses nach unserer Auffassung es verdient; auch in der Kritik diplomatischer Persönlichkeiten (z. B. v. d. Pfordtens) verfährt er oft zu gelinde. Aber diese Milde und Wärme trägt nicht wenig zu dem intimen Zauber des Buches bei. C.

Karl Stauffer Vern. Sein Leben. Seine Briefe. Seine Gedichte. Dargestellt von Otto Prahm. Nebst einem Selbst-porträt des Künstlers und einem Brief von Gustav Freytag. Stuttgart, G. J. Göschen.

Der geniale Stauffer erreichte nur das Heilandsalter: 33 Jahre. Und über seinem jugendschönen Haupte schwebt eine blutige Leidenskrone. Ein herrliches Künstlerleben voll der selbigen Verheißungen, das als Schauspiel der Arbeit und Tapferkeit begonnen, hat über Nacht als erschütterndes

Trauerspiel geendet. Bloßum einer thöricht-ten Weiberliebe willen? Wer wollte das feststellen! Auch für den gewiegten Ethiker und Psychologen dürfte es schwer sein das letzte erklärende (nicht verurteilende!) Wort im Problemkomplex der Katastrophe. Das Brahmsche Buch bringt viel Quellen-material und wertvolle Fingerzeige für den Seelenforscher. Aber auch der Künstler und Ästhetiker von irischem Spürsinn kommt bei diesen Anzeichnungen nicht zu kurz, denn sie enthalten Offenbarungen eines unablässig nach dem Höchsten ringenden Schöpfergeistes von wunderbarer Naivität und Rücksichtslosigkeit. Stauffer war eigentlich kein Moderner, er war eine Renaissance-Natur. Das verleiht seinen kritischen Bemerkungen über das heutige Kunstleben in München, Berlin, Italien u. s. w. doppelten Reiz. Seine Urteile z. B. über Lenbach sind geradezu von Bismarckscher Wucht und Treffsicherheit. Prahm hat sich mit den feinsinnigen biographischen Ein- und Überleitungen sein geringes Verdienst erworben. M. G. C.

Hat die Orthodoxie recht? Eine Reihe Untersuchungen von Kristofer Janjon. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ernst Brausewetter. Wiesbaden, H. Sadowsh. — Erstes Heft: Ist die Bibel ein inspiriertes Buch oder nicht? Das ganze Werk wird fünf Hefte umfassen. (Subscrip-tionspreis pro Heft 1 Mk., Einzelpreis 1 Mk. 20 Pf.) — Die Norweger offenbaren auch auf diesem Gebiete eine Frische und resolute Kraft, die unserem Stubengelehrten Deutschland zum großen Teile abhanden gekommen ist. Auch in der Kunst liebens-würdig eindringlicher und volkstümlicher Darstellung ist dieser Kristofer Janjon seinen meisten deutschen Kollegen über-legen. Wir kommen auf dieses vortreffliche Werk, so bald es abgeschlossen vorliegt, ausführlich zurück. C.

Dr. Martin Luther, sein Leben und Wirken in Liedern aus allen deutschen Gauen alter und neuer Zeit.

Herausgegeben von E. Müller. Mit 14 Bildern. München, W. Poehl. Preis Mk. 3,60. — Ein elegant ausgehattetes, den antipapstlichen Kreisen gewiß hochwillkommenes Buch.

Das Festspiel zu Rotenburg a. d. Tauber. Eine heitere Pfingstgeschichte von Albert Schultheiß. Mit 16 Abbildungen aus dem Festspiel. München, W. Poehl. Preis Mk. 2,40. — Für die Freunde vaterländischen Lebens bedarf das prächtige Buch keiner besonderen Empfehlung.

C.
Von deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter. Stuttgart, G. J. Göschen. LV und 123 S. — Das Werkchen bildet Nr. 40/41 der „Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts“, begründet durch B. Seuffert, fortgeführt von K. Sauer. Es enthält außer einer gut orientierenden Einleitung (keine von den ganz widerlichen hyperphologischen Totschläger-Arbeiten) von H. Lambel folgende fünf Stücke: Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker, von Herder; Shakspeare, von Herder; Von deutscher Baukunst, von Goethe; Versuch über die gotische Baukunst, aus dem Italienischen des Frisi; Deutsche Geschichte, von Wöfer. Das Prachtstück über gotische Baukunst von dem 24jährigen Goethe ist bekannt, aber man muß jeden Antak begrüßen, der es dem heutigen Geschlecht zum erneuten Durchdenken unter die Augen rückt. Auch Wöfers kurze Abhandlung enthält für den modernen Leser mancherlei lehrreiche Hinweise auf historische Vorgänge, die uns heute noch ans Herz greifen. Die übrigen Beiträge interessieren nur den gelehrten Fachmenschen.

M. G. C.

Die Sozialdemokratie und die Moderne. Münchener Flugchrift von M. G. Conrad. München, C. Neumann's Verlag. Preis 40 Pf. — Kegerblut. Ein nationales Protestbuch von M. G. Conrad. München, W. Poehl. Preis 3 Mk. — Der Verfasser beider Schriften ist den Lesern

dieser Zeitschrift ein alter Bekannter. Was er ihnen Neues oder Altes in neuer Form zu sagen weiß, mögen sie selbst beurteilen. So genügt hier der einfache Hinweis.

X.

Johannes Janssen und die Geschichte der deutschen Reformation. Eine kritische Studie von Mathieu Schwann. München, Verlag von Karl Nechtlich, 1893. 16 Bgn. 3 Mk.

Der Verfasser, dessen Name schon durch mehrere Geschichtswerke rühmlich bekannt wurde, weist nach, daß das Fundament der Janssen'schen Geschichte des deutschen Volkes nur ioses Geröll ist, auf dem jeder Versuch, eine konsequente Geschichte der deutschen Entwidlung zu geben, zum Mißerfolg führen muß. „Nicht eine Seite, nicht ein Satz von Janssen hat sein eignes Maß; alles ist unausgedacht, alles hat eine Gegenseite, welche Janssen nicht sehen und insolgebeßen auch nicht zeigen konnte.“ Überall steht der Theologe Janssen dem Historiker Janssen im Wege. Es ist eine Freude für jeden ehrlichen Forscher, den Darlegungen Schwanns zu folgen. Die Leute aber, die auf Janssen geschworen haben, werden entsch aufschreien, weil ihr Höhenbild im Staube liegt. Wir sehen einem neuen Kampfe um Janssen entgegen und sind davon überzeugt, daß die Schrift Schwanns eifrig gelesen wird. Hier spricht ein unabhängiger Denker, ein Freund der Wahrheit.

H. S.

„Die Legende vom heiligen ungenähnten Rod in Trier und das Verbot der vierten Lateransynode“ betitelt sich eine soeben von dem ordentlichen Professor der Geschichte an der Universität Breslau, G. Kaufmann, herausgegebene Broschüre, welche in weitesten Kreisen berechtigtes Aufsehen erregen dürfte. Der Verfasser versucht den Nachweis zu führen, daß es wenige Reliquien giebt, bei denen man die Entstehung der Legende und das immer dreister werdende Auftreten der Fälschung so deutlich verfolgen kann, wie bei diesem Rod, und indem

er dem berühmten Werke von Gilde-
meister & Sybel volle Gerechtigkeit wider-
fahren läßt, bemerkt er, daß seit der Heraus-
gabe der 3. Auflage des genannten Werkes
(im Jahre 1845) Fortschritte in der Unter-
suchung der schwierigen Materie zu ver-
zeichnen sind, welche eine weitere Klar-
stellung derselben ermöglichen. Professor
Kaufmann wendet sich im Eingange seiner
Darlegungen vor allem gegen die Beweis-
führung des Jesuiten Stephan Weissel,
welcher in seinem Buche über die Geschichte der
Trierer Kirchen die Klarheit der That-
sachen sehr geschickt zu verdunkeln gewußt
hatte, und dem es auf diese Weise ge-
lungen war, die Bedenken des Bischofs
von Trier gegen die von der Katholiken-
versammlung zu Trier geforderte Aus-
stellung des Kodes zu beschwichtigen.
Gegenüber der Weisselschen Schrift stellt
Professor Kaufmann fest, daß die Ver-
ehrung des angeblichen heiligen Kodes
zu Trier auf der Tradition ruhe, daß die
heilige Helena im heiligen Lande das
Kreuz Christi gefunden, dazu dann auch
den ungenähnten Krod, um den die Soldaten
das Loß warfen, und daß sie diesen Krod
der Trierer Kirche geschenkt und gefendet
habe. Hiermit in Widerspruch steht die
Thatfache, daß wir Nachrichten über Helenas
Reise im heiligen Lande besitzen, welche
es unzweifelhaft machen, daß sie weder
Kreuz noch Krod erwarb. Nachweisbar
wußte man im 6. und 7. Jahrhundert in
Gallien noch nichts vom heiligen Krod.
Am Ende des 6. Jahrhunderts sammelte
der Bischof Gregor von Tours die Le-
genden der Heiligen und erzählte auch,
was er von dem heiligen Krode hatte er-
fahren können — er ward in einer Stadt
Galatiens aufbewahrt, 150 Meilen von
Konstantinopel, liege dort in einer hölzernen
Lade in einer Kirche „Zu den heiligen
Engeln“ und genieße dort große Ver-
ehrung. Im 7. Jahrhundert schrieb dann
Fredegar, einer der einflussreichsten Chro-
nisten Galliens im Mittelalter, daß der
heilige Krod um 560 in der Stadt Sasab

ausgefunden und nach Jerusalem gebracht
worden sei. — Also steht jedenfalls fest,
daß man im 7. Jahrhundert in Gallien
davon überzeugt war, der heilige Krod liege
in Jerusalem, und daß niemand daran
dachte, ihn nach Trier zu verlegen.

Des weiteren beweist Kaufmann, daß
man auch im 9. Jahrhundert in den
Trier nahestehenden Kreisen noch nichts
davon wußte, daß der heilige Krod in
Trier sei, da der Mönch Altmann in seiner
Vita Helenas unter den von Helena ge-
sammelten Reliquien den Krod nicht
erwähnt.

Einer der interessantesten Teile der
Broschüre beschäftigt sich dann mit dem
etwa 200 Jahre später in Trier verfaßten
Leben des heiligen Agritius, der zur Zeit
Helenas Bischof von Trier war, in welchem
bewiesen werden soll, daß ein von Helena
gesammelter Reliquienkrein nach Trier
gelangt sei. Wir müssen uns hier darauf
beschränken, zu bemerken, daß der Agritius-
biograph Ende des 11. Jahrhunderts
noch nicht zu behaupten wagt, daß Helena
den ungenähnten Krod nach Trier gesandt
habe. Unter den Reliquien nennt er ihn
nicht und erst an einer späteren Stelle
fügt er eine Legende hinzu, welche den
Beweis erbringt, daß damals erst die
Sage aufkam, Trier besitze im Helenakreiein
den heiligen Krod.

In der Biographie des Agritius wird
ein Privileg erwähnt, mittelst dessen der
Papst Silvester dem Bistum Trier für
alle Zeit den Primat über alle Kirchen
von Gallien und Germanien neu erteilt und
bestätigt, welchen Trier bisher schon
besessen habe. Diese Silvester-Urkunde, die
dem Agritiusbiographen 1080 vorlag, ist
als falsch anerkannt. Übrigens zählt sie
nicht einmal den heiligen Krod zu den
Reliquien des Schreins der Helena. Es
sah sich jedoch bald ein Fälscher, welcher
dem falschen Diplome mehrere Worte hin-
zufügte, in denen er die Reliquien um
den heiligen Krod vermehrte. Professor
Kaufmann sagt nun auf Seite 17 seiner

Broschüre wörtlich: „Diese erweiterte Form der Silvester Urkunde ist aber die Quelle, aus welcher die Nachricht, daß Helena den Klot gefunden und nach Trier gefandt habe, in die Gesta Trevirorum und damit überhaupt in die öffentliche Meinung von Trier geflossen ist. Im Laufe des 12. Jahrhunderts hat die Trierer Kirche diese Legende sozusagen amtlich recipiert, und als man dann die als Helensschrein bezeichnete Reliquien-Kiste öffnete, fand man natürlich auch einen Klot, der sich für den ungenähsten Klot ausgeben ließ, und der 1196 aus dem Nikolausaltar in den Hochaltar des Doms übertragen wurde.“

Nach reiflicher Erwägung aller dieser Thatsachen kommt Professor Kaufmann zu dem Schlusse, daß der Helensschrein und der heilige Klot in demselben zu den tausenden von falschen Reliquien gehören, über deren Fabrication und schwindelhafte Ausübung schon das vierte Laterankonzil und das Tridentinerkonzil geklagt haben.

Es steht zu hoffen, daß die Broschüre, welche bei Hermann Walther in Berlin erschienen ist, eifrig gelesen werden wird. Der Verfasser hat sich ein ganz besonderes Verdienst dadurch erworben, daß er es dem Laien ermöglicht, sich eingehend über die Sachlage zu orientieren. —gst.

Französische Literatur.

Paul Bourget, *La Terre promise* (Paris, Lemerre). — Mit seinem neuen Buch wendet sich Bourget mehr noch wie in früheren Werken an die kleine Schar von literarischen Feinschmeckern, die sähig und willens sind, eingehenden philosophischen Erörterungen verständnisvoll zu folgen. Für diese bietet sich in dieser „Terre promise“ ein Werk, das ihnen einen ausserlesenen Genuß verbürgt, die große Lesegemeinde wird hier aber kaum das finden, was sie sucht und braucht, denn der vorliegende Roman kann nur bei rein äußerlicher Betrachtung der Unterhaltungsliteratur beigezählt werden. Die tiefgründige Art, wie hier Menschen und Dinge

beobachtet und studiert werden, giebt ihm vielmehr den Wert und die Bedeutung einer wissenschaftlichen Sacharbeit, die das feinorganisierte psychische Leben des modernen Menschen aufs neue einer gewissenhaften Untersuchung unterzieht. Das psychologische Problem, das sich der berühmte französische Seelenanalytiker diesmal zur Behandlung wählte, ist in dem geistvollen Vorworte, das dem Bande als Einleitung dient, angedeutet. Es heißt da: „Jusqu'à quel point le fait d'avoir donné volontairement la vie à un autre être nous engage-t-il envers cet être?“ und weiter: „Dans quelle mesure notre personnalité est-elle obligée d'abdiquer l'indépendance de son développement devant cette existence nouvelle?“ Die Beantwortung dieser Doppelfrage ist das eigentliche Hauptthema des vorliegenden Werkes. Bourget hat in den vier Personen, zwischen denen sich die Handlung des Romans abspielt, vier Charaktertypen geschaffen, die in der reichen Porträtgalerie, die wir dem feinen Pinsel Meister Bourgets verdanken, einen Ehrenplatz einnehmen. Daß das abgenannte Problem klar und einwandfrei gelöst wird, ist für jeden selbstverständlich, der da weiß, mit welcher peinlicher Sorgfalt der Autor bei seiner Analytierungsarbeit zu Werke geht. Bourgets phänomenale psychologische Spürkunst, die den komplizierten Organismus der „vie mondaine“ mit solch verbältnißender Sicherheit durchforscht, hat sich noch nie in so glänzendem Lichte gezeigt wie in dem vorliegenden Roman, dessen überreichen Gedankeninhalt eine einmalige Lektüre auch nicht annähernd ausschöpft. Je öfter man das Buch liest, desto mehr erkunt man, welche Stimme von Geist und feinsten Lebensbeobachtung hier angehängt und in subtilster Weise verarbeitet ist.

Daß eigentlich Romanhafte, das in Bourgets „Terre promise“ ganz in den Hintergrund tritt, ist dagegen in dem Roman, den Hector Malot letzthin unter dem Titel „Complices“ bei Flammarion in Paris veröffentlichte, die Hauptsache.

Hier handelt es sich in erster Linie um den reinen Unterhaltungszweck, den der Roman im übrigen aufs Beste erfüllt. Malot ist in Technik und Psychologie ein Alter, aber er ist ein Alter, der seine Sache nicht nur aus dem Grunde versteht, sondern dem es um seine Kunst auch redlicher Ernst ist. In der Heldin seines neuen Romans zeichnet er uns in scharf umrissenen Zügen eine Frauengestalt, die unter dem Banne einer dröhnigen Leidenschaft von Stufe zu Stufe sinkt und im moralischen Sumpf untergeht. An der sichereren Charakterzeichnung und der interessanteren Gestaltung der Handlung erkennt man die geübte Hand des bewährten Routiniérs. Alles in allem: ein lesbarer Roman, der sich der langen Reihe seiner Vorgänger ebendürrig anreihet. — Das gilt auch von der Vorgeschichte, die Georges Beaumo unter dem Titel „Une race“ bei Plon, Nourrit & Cie. in Paris erscheinen ließ. Auch hier haben wir es mit der Arbeit eines Schriftstellers zu thun, der gut und feßlend zu erzählen versteht, ohne zu plumpen Theatereffekten seine Zuflucht zu nehmen. „Une race“ wirkt vor allem durch die Lebenswahrheit der Vorgänge und der handelnden Personen, die keine bloßen Romanfiguren, sondern echte und rechte Menschen sind. Sprache und Darstellung lassen nichts zu wünschen übrig.

Eine arge Enttäuschung hat uns dagegen Gustave Guiches mit seinem ebenfalls bei Plon erschienenen Roman „Un coeur diabolique“ bereitet. Nach dem tüchtigen Anlauf, den der Autor in seinem „Philippe Destal“ genommen, durfte man alles eher erwarten als diese verwässerte Familienblattgeschichte, die den zweifelhaften Vorzug genießt, den Geschmack der höheren Töchter in vollkommenster Weise zu befriedigen.

Jeanne Mairots neuer Roman „Inséparables“ (Paris, Ollendorff) erweist sich als die anspruchlose Gabe eines liebenwürdigen Erzählkünstlers, bei dem es weniger auf das Was als das Wie

der Darstellung ankommt. Der Roman wendet sich in erster Linie an das weibliche Lesepublikum, dem hier eine Unterhaltungselektüre von anziehendstem Reiz geboten wird.

„Périnaik“ ist der Titel einer historischen Erzählung von J. Cantel (Paris, Plon), die sich die Aufgabe stellt, die Erinnerung an die bretagnische Zeit- und Kampfgenossin der Jungfrau von Orleans im Gedächtnis der Nachwelt wieder aufzurufen. Der Autor entrollt uns in seinem Romane ein figurenreiches, farbenfattes Gemälde, in dessen Mittelpunkt die Heldengestalt Périnaik steht. Cantel bietet uns in seinem Buche nicht nur eine spannende Unterhaltungselektüre, sondern gleichzeitig auch ein Werk, das durch die Fülle des kulturgeschichtlichen Materials, das hier Verarbeitung fand, einen besonderen Wert erhält.

Viviane de Montmoran, der neue Roman des Bielschreiders Pierre Salas (Paris, Flammarion) ist ein Schmöker, der die Leihbibliothekslitteratur um einen weiteren Band vermehrt. Zu irgendwelcher Bemerkung giebt das harmlose Buch, das lediglich zur Befriedigung des stets regen Heißhüngers des großen Publikums dienen will, keine Veranlassung.

Jules Verne bietet uns in seinem „Le Château des Carpathes“ (Paris, Hugel) eine jener abenteuerlichen Geschichten, die der Begründer des wissenschaftlich-phantastischen Romans zu erzählen nicht müde wird. Vernes spezielle Eigenart kommt übrigens in dieser seiner jüngsten Schöpfung in vorteilhaftester Weise zur Geltung, und deshalb wird das Buch auch die beliebteste Ausnahme in den Kreisen der Verneschwärmer finden. Freilich, die sonderbare Geschichte, die uns hier aufgefischt wird, ist nur für jene genießbar, die auf Vernes Art eingeschworen sind, ernsthafte Leute werden rasch dahinterkommen, daß dieses „Château des Carpathes“ im Grunde ein echtes und rechtes „Château d'Espagne“ ist. Dagegen wird

jeder die Teile des Romans, die der Schilderung von Land und Leuten des Goldlandes Siebenbürgen gewidmet sind, mit Vergnügen lesen. Hier erweist sich Verne als realistischster Beobachter, der uns ein farbenfrisches Bild des Lebens und Treibens in den siebenbürgischen Goldbaudistrikten malt, und dieses Bild wirkt um so anziehender, als es uns Verhältnisse vor Augen führt, die so neu und eigenartig wie nur möglich sind.

Maurice Montégut veröffentlichte bei Dentu in Paris eine Sammlung von lustigen Schmunzeln und gepfefferten Gauloiserien, die den versüßlichen Titel „Don Juan à Losbos“ führt. Bei der großen Beliebtheit, deren sich solche literarische Zwischengerichte erfreuen, wird es auch dem Montégutischen Buche an Lesern nicht fehlen. Die Prüden und Vorsichtigen thun allerdings gut daran, sich den Titel als Warnung dienen zu lassen; denn wenn die losen Geschichten, die der Band enthält, auch nicht so schlimm sind, als man nach der Aufschrift vermuten könnte, so sind sie doch immerhin noch stark genug, um den schamhaftesten Philister in Angst und Schrecken zu versetzen.

Von John Henry Mackays bekannstem Werk „Die Anarchisten“, das in der „Gesellschaft“ bereits eingehende Besprechung gefunden hat, ist im Verlage von Treffe & Stof in Paris eine von Louis de Hessem besorgte französische Ausgabe unter dem Titel „Anarchistes, moeurs du jour“ erschienen. Man darf hoffen, daß Madays interessante Arbeit, die von de Hessem sorgsam übersetzt wurde, auch bei dem französisch lesenden Publikum die verdiente Aufmerksamkeit erregen wird.

André Lafèvre, Les Races et les Langues (Paris, Felix Alcan). — Der an der „Ecole d'Anthropologie“ als Professor wirkende Autor hat sich hier die Aufgabe gestellt, Ursprung und Entwicklung der Sprache im Zusammenhange mit dem lebendigen Organismus, der sie hervorgebracht, eingehend zu studieren

und entledigt sich seiner schwierigen Aufgabe mit der Gründlichkeit und der geistvollen Art, die seinen wissenschaftlichen Arbeiten ihr charakteristisches Gepräge giebt. Lafèvres tiefdurchdachtes Werk ist von bahnbrechender Bedeutung nicht nur für den Sprachforscher, sondern auch für den Physiologen und Anthropologen. — Eine im gleichen Verlage erschienene Arbeit von Paul Souriau beschäftigt sich mit dem Anteil, den Hypnotismus und Suggestion an der Betrachtung des Schönen und in der Kunst haben. Das hochinteressante Buch, das den Titel „La Suggestion dans l'Art“ führt, sucht an der Hand zahlreicher Beispiele den Beweis dafür zu erbringen, daß die ästhetische Wirkung eines Kunstwertes zum großen Teil auf suggestive Einflüsse zurückzuführen ist. A. G.—tze.

Edmond Picard, Synthèse de l'Antisémitisme. — Dem Olympier von Weimar dünkte die ganze Weltgeschichte nichts anderes, als ein Kampf zwischen Glauben und Wissen, dem Advokaten von Brüssel hingegen scheint sie (lediglich) ein Kampf zwischen Semitismus und Antisemitismus. Deutliche Spuren davon glaubt er schon im allergrauuesten Altertum zu finden. Die hervorragendsten Erkenntnisse seien: Die Kriege der Perser gegen Hellas, die Kämpfe der Punier gegen Rom, die Feldzüge der Araber in Spanien, die Kreuzfahrten (!), die Fehden der Osmanen gegen das Abendland u. a. Noch mehr! Der Verfasser bestreitet den Semiten juist so wie der Kabaubruder Drummond alles und jedes Talent, sich in Künsten und Wissenschaften auszuzeichnen. (um das Bezeichnendste anzuführen) — ist nicht den Schädeln der semitischen Araber entsprossen, sondern einzig dem Geist der (arischen) Völker. (!) Die kühnen Nomaden haben sich die Civilisation der Unterjochten ganz einfach angeeignet und mit diesem gestohlenen Gut geprunkt. Was Christus betrifft, so entstammt derselbe (selbstverständlich) nicht dem jüdischen Volke,

aber irgend einer arischen Familie, da Gallida von einem arisch-semitschen Nationalitätengemisch bewohnt war (vergl. diesbez. arisl.-soj. Blätter, Leipzig). Wo sich die semitische Masse mit der arischen vermischt, geht letztere zugrunde. So ist Griechenland und Rom durch den unseligen Einfluß der Semiten vernichtet worden (!) und so wird auch ganz Europa fallen, sofern es gegen Semis Geschlecht nicht den Massenkampf annimmt. Präservative? 1) Sämtliche Juden von den Ämtern ausschließen und 2) von den Christen absondern (vgl. das „Trendengesetz“ der deutschen Antisemiten). — Dies die Grundzüge des geharnischtesten Buches, das den Maßstaben sehr willkommen sein dürfte. Wie man sieht: Fichtung und Wahrheit (3:1) flott durcheinandergequirt, mit wohlfeilen Phrasen garniert und dem hungrigen Gaste unter zahllosen Büdingen auf seine Westzeit (Arier = die Besten) vorgeleckt. Ebenso maßlos in Behauptungen, als maßig in Begründungen ist diese „Synthese des Antisemitismus“ ein Typus der modernen Fanatik. Selbstverständlich wirkt derlei ebenso widerlich und abstoßend, als die plumpe Bekämpfung des Antisemitismus, worin sich ein Österreicher auszeichnet. Es ist dies Herr Isidor Singer, Herausgeber der „Allg. Encyclopädie für die Geschichte und Wissenschaft des Judentums“. Derselbe hatte den seltenen — was sage ich — noch nie dagewesenen Einsall, unseren (d. h. österreichischen) Unterrichtsminister (Gautsich) in einem „offenen Briefe“ die Organisation einer Lehrkanzle für den Unterricht der jüdischen Geschichte und Wissenschaften bei allen österreichischen Universitäten freundschaftlich anjuraten — was sage ich — anzuordnen! (Wahrscheinlich hofft er auf das jüdische Unterrichtsportefeuille.) Aber nicht genug daran! Monsieur Singer empfiehlt — immer verrede ich mich da — befiehlt ferner die Einführung der hebräischen Sprache als obligaten Lehrgegenstand in den Mittelschulen! (Als ob Österreich

ohne dies nicht übergenug verjudet*) wäre!) Ist das nicht lustig? Man redet soviel von Überbürdung der Jugend, gegen Griechisch und sogar gegen Latein macht sich allenthalben Opposition geltend und da kommt Herr Singer mit Hebraeicis! (Als ob die armselige, stumpfe, unvollkommene und für unsere Zeit ganz und gar nicht taugliche Sprache uns nötiger wäre, als das vollklingende Idiom der Hellenen und Römer. Risum teneatis amici!) Und weißt Du, lieber Leser, weshalb wir dieses schmarrende Hebräisch lernen sollten — was steht die Bette, daß Du in Deinem Leben nicht darauf kommst? — Weil — die jüdische Sprache die „Sprache der Fürsten und Könige“ werden wird und dem „Judentum die Zukunft“ gehört. Schwarz auf weiß! Blutiger Ernst! Und Herr Singer hat vollauf recht, sofern er unter den „Fürsten und Königen“ die hauts finances der Rothschilds, Königswalters, Reichsroders u. a. und unter der „Zukunft“ die Aufsaugung aller Kapitalien und die Verarmung sämtlicher Gesellschaftsschichten versteht. Und zum Schluß: „Das von Jesajas und den übrigen großen jüdischen Propheten verkündete Gesetz Mosés wird die Religion der Zukunft.“ Gratuliere dazu! Da werden die Messer Arbeit kriegen! — Ich habe den verrückten Salm des Herrn Isidor Singer angeführt, damit man daraus ersehe, wie nah dieser deutsche Jude jenem belgischen Antijuden**) verwandt ist und wie extrem beide sind. Bei Beard dünner Fanatismus, bei Singer fanatische Dummheit — in Einzelheiten verschieden, zusammengefaßt aber vollständig *à pari*, d. h. psychiatrischer Pflege bedürftig. — Und solche Röhre läßt sich das Publitum ohne Protest gefallen! O tempora!

Et auf von der Rath.

*) Vgl. das klass. Beispiel: Zum neuen Erzbischof von Clichy wurde ein Roß (offenbar ein unversälthaler Arier) gewählt!

**) Beard ist übrigens in französisch sprechenden Ländern ein spezifisch jüdischer Geschlechtsname, wie bei uns etwa der Name Gohn. Nicht ein solcher „Antisemit“ nicht auch zu denken?

Wm. b. Z.zeitung.

Englische Litteratur.

Die Amerikaner schätzen Goethe sehr hoch; das geht aufs neue hervor aus einem Buche des Professors Boyessen: „Essays on German Literature“, das hauptsächlich über Goethe, Schiller und — Gustav Freitag redet. Auch in England hängt man an Goethe richtiger zu würdigen. Aber seltsamerweise ist es fast bloß sein „Faust“, den die guten Leute kennen. Von der Universalität Goethes, die ihn eben zum „Goethe“ macht, hat man drüben kaum eine Ahnung. Paul Heyse ist bekannter und beliebter als Goethe. Eine Flut von Artikeln und Broschüren ist in London erschienen über den kürzlich verstorbenen Lord Tennyson. Es wird konstatiert von der Presse, daß Tennyson nicht eigentlich populär geworden ist, wie Scott oder Byron es sind. Auch hat Tennyson in seinen späteren Jahren den frischen Pulsschlag der Zeit nicht mehr gefühlt und wurde ungerecht gegen die Kulturfortschritte Englands. Interessant ist es, aus Mrs. Mitchele's „Records“ zu erfahren, daß Tennyson schon als kleiner Knabe dichtete; und zwar im Auftrage seines Bruders Karl schrieb er an einem Sonntag Morgen, als alles zur Kirche war, ein Gedicht über die Blumen im Garten auf eine Schiefertafel. Tennysons letztes Werk ist in diesen Tagen, nach seinem Tode, herausgekommen unter dem Titel „The death of Oenone, Akbars dream and Other Poems. By Alfred Lord Tennyson.“ (Macmillan & Co.). Preis: 6 Schllg. Die Luone ist die verlassene Braut des schönen Paris von Troja jeligem Angebendens. Besonders gut gelungen ist die Traumvision, in welcher Paris ihr erscheint. Noch weiter nach dem Osten führt uns „Akbars Traum“. Der große Dichter hat hier sich selbst ein edles Denkmal seiner religiösen Toleranz gesetzt. Gewissermaßen das Thema dieses Gedichtes ist eine Inschrift, welche der Großmogul Akbar, der im 16. Jahrhundert Indien beherrschte, an einem Tempel in

Kaschmir anbringen ließ auf den Rat seines Geheimrates, des Philosophen Abul Fazl. Die Inschrift lautet: „Ob von der Moschee das heilige Gebet gemurmelt wird, oder ob eine christliche Kirche die Glocken ertönen läßt aus Liebe zu Dir — bald besuche ich die christliche Kapelle, bald die Moschee. Aber es ist immer Du, den ich suche von Tempel zu Tempel.“ Aus den „Other Poems“ hebe ich hervor „Charity“, worin der Dichter in ergreifender Weise die Geschichte eines betrogenen und doch vergebenden Frauenherzens schildert. — Viel Kopfschütteln machen sich jetzt die Leute in England über die vorläufig ziemlich müßige Frage, wer denn der Nachfolger des gekrönten Dichters am Hofe sein soll. Manche schlagen vor, diesen bloß £ 70 tragenden Posten gar nicht wieder zu besetzen, einen Posten, der einen großen Dichter nicht größer, einen unbedeutenden Dichter aber noch kleiner, weil lächerlich zu machen geeignet sei. Andere meinen spottend, Mr. Gladstone solle, weil er in der Politik so ungalant den Frauen das Stimmrecht versagt habe, hier sich revanchieren und eine Novellistin krönen lassen. Andere schlagen den „Hstheiker“ Ruskin vor. Man sieht daraus, daß im Augenblick niemand in England auch nur annähernd so berühmt ist wie Tennyson. In Deutschland wird schwerlich ein Litterat Aussicht haben, Minister zu werden. Dem Herrn Labouchere, dem Chefredakteur von „Truth“ in London, wäre es wenigstens fast gelungen, Minister zu werden, wenn seine „Wahrheiten“ nicht oft allzu nackt wären und nicht gerade mit Vorliebe aus den allerhöchsten Kreisen ihre Stoffe wählten. Nebenbei will ich bemerken, daß John Bull trotz seiner 300 000 Wörter in eine drollige Verlegenheit versetzt worden ist bei dem Versuche, den deutschen Roman von O. Heller „Unter gemiaten Menschen“ ins Englische zu übersetzen; für das Wort „gemiat“ hat man im Englischen kein Wort! Dies so wenig als für das Wort „Gemüt“. — Noch will ich einige hübsch illustrierte „Fairies

talos“ erwähnen. Aus den „Indian Fairy Tales“ erfahren wir, daß Indien die Urheimat des Märchens ist, so manchen Märchens, das wir für altdeutsch zu halten geneigt sind. Der Herausgeber ist Joseph Jacobs. Ähnlicher Art ist das „Groen Fairy Book“ by Andrew Lang; „Fairy Tales in Other Lands“ von Zulia Goddard; letzteres Buch mit 86 Illustrationen und nur 3½ Schillinge kostend. Kein Land der Welt ist reicher an prachtvollen, guten und billigen Weihnachtsgeschenkbüchern als England. Freilich werden die Chromolithographien dazu häufig in Nürnberg hergestellt, aber nach englischen Originalen. — Der Schriftsteller Walter Besant klagt in einem Vortrage über die in England zunehmenden Leihbibliotheken und mahnt die Autoren, dagegen vereint Front zu machen. Der berühmte Baritonist Santley hat seine Memoiren herausgegeben und macht durch seinen drohigen Humor viel Glück damit. Ein bedeutendes Werk ist „Lise of Michelangelo“ von J. A. Symonds; 2 große Bände. Dr. Adolf Brodbeck.

Skandinavische Litteratur.

Die dänische Ernte von 1891 und 1892 ist nicht sonderlich reich gewesen. Denn ich von den drei Büchern Schandorphs absehe — sie sollen im nächsten Bericht besonders besprochen werden — ist nur ein dichterisch bedeutendes Buch erschienen, Henrik Pontoppidans „Ruld“. Das übrige ist Kleinram oder Journalistenarbeit. Ich will einiges vorführen. Auf Vollständigkeit kommt es mir dabei nicht an. Den ganzen Augiasstall auszumisten, kann auch nicht von einem deutschen Kritiker verlangt werden; denn streng genommen wäre es doch nur meine Pflicht, auf Arbeiten hinzuweisen, die auch für uns, für die junge deutsche Litteratur Bedeutung haben. Nach diesem Grundsatze werde ich in der Folgezeit verfahren; wenn also weniger besprochen wird, wenn auch Bücher bekannter Verfasser unberücksichtigt bleiben, dann ist es eine stille Kritik.

Da ich einmal bei allgemeinen Bemerkungen bin, mag noch eine Abschweifung gestattet sein. Wir sind in den letzten Jahren in mehr als einer Beziehung Nordlandssaffen gewesen. Die Ibsenverehrung hat Dimensionen angenommen, die jeden, der noch gesunde Sinne hat, stutzig machen muß. Kiehlands und Björksons mehr oder minder gute Produkte sind nordlandsgläubigen Herzens als Meisterwerke genossen worden. Meinestwegen. Es ist vielleicht mein persönliches Unglück, daß ich an Ibsen immer den Philister gewachsen habe und vor allen Dingen seinen letzten Dramen gegenüber, Produkten wie der „Frau vom Meer“ gegenüber, auf dem Standpunkt stehe, daß sie nur deswegen Beachtung verdienen, weil ihr Verfasser früher etwas geleistet hat. Aber merkwürdig ist es, daß in der letzten Zeit Dinge übersezt worden sind, die auch nicht einen Deut wert sind. Aber sie sind nordisch, sie sind nicht deutsch und daher gut. Was sollen uns Arbeiten wie Christiansens „Lätigja“, wie Knut Hamsjuns „Hafard“, wie Henning Jensen „Kapellan“, wie Peter Nansens „Ein glückliches Heim“, was soll uns die wüste Phrasendrescherei Oia Hanssens? Wenn durchaus übersezt werden soll, so übersezt doch wertvolle Sachen. Und das ist gerade die Schmach und Schande, daß die selbständigen und eigenartigen Schöpfungen zum Teil noch nicht, zum Teil miserabel übersezt sind. Macht uns mit den besten Leistungen von Schandorph und Pontoppidan bekannt. Antiquiert endlich einmal die miserabeln Brausewetterischen Übersetzungen der beiden ersten Romane von Garborg. Die Kolbotnbriefe, dieses Litteraturkleinod, hatten noch des Übersetzers. Macht uns Amalie Stram vertraut und Erik Strams „Gertrude Gøstjens“, von den Schweden Berner von Heidenstam, Snolists, Rydberg. Aber verschont uns mit den Diästerien eines Edoard Brandes oder gar mit den Produkten des bei lebendigem Leibe hochseligen Rudolf Schmidt.

Man könnte sich die wüste Überseterei

inmerhin noch gefallen lassen. Aber im Zusammenhange damit steht, daß unser liebes Litteraturpublikum in die verfläcste Nordlandsbewunderung hineingebust ist. Hier gilt es einzusetzen; es gilt, der lieben Plebs klar zu machen, daß vom Norden kein Messias zu erwarten ist. In Dänemark, in Schweden, in Norwegen — überall fehlt guter litterarischer Nachwuchs, es fehlen die Leute von 20 bis 30 Jahren. Es fehlt die verheißungsvolle Frische. Wenn Ihr die sünden wollt, meine lieben Deutschen, dann spart euch den Weg. Bleibt hübsch zu Hause und seht Euch hier um. Ihr sucht im Norden vergeblich einen Mikrocron, Arno Holz, Julius Hart, Fehmel und Falke. Ihr sucht im Norden vergebens nach dem sozialen Pathos des jüngsten Deutschland. Aber Herrgott, ja, das ist Euch ja nicht angenehm. Wenn's wenigstens echt importiert wäre — nicht wahr?

Und nun schnell über einigen Kleinkram hinweg!

Ostar Madjen, auf den einige nicht geringe Hoffnung setzen, hat einen Roman „Große Jugend!“ geschrieben, in echter Journalistenmanier, in fliehendem Stil, unterhaltend, aber jeder dichterischen Kraft bar. Das zeigt sich besonders an den Stellen, wo die Leidenschaft zu Worte kommen soll: dann werden hübsch Phrasen übereinander gestürmt, die das dumme Leservieh blenden sollen. Und Leser hat das Buch gefunden, schon deswegen, weil es den Phylistern behagt, etwas von der litterarischen Bohème zu erfahren, die hier mit durchsichtiger Maske geschildert ist.

Agel Vepontik stellt in „Myrtha“ zwei Geschichten zusammen, wo von Kindesmord und Gattenmord, von leidenschaftlicher Zuneigung des Vaters zur Tochter zu lesen ist — ganz interessanter Stoff, mit oberflächlicher Geringschätzung der Moral, die man eher hasßen als verlassen sollte, ohne psychologische Vertiefung, trah und stach.

Gustav Wied schreibt ein kleines unbedeutendes Drama, das einem hochverehrlichen Publikum mit Recht wenig behagt,

das aber mit weniger Recht ausgepiffen wird, daneben ein paar Skizzen, nicht läbel arrangiert, hübsch zu lesen und leicht zu vergessen.

Hennning Jensen bringt zwei Tendenzromane: „Der Kapellan“ und „Pastor Dahlberg“. Der zweite eine Fortsetzung des ersten. Ein alter rationalistischer Geistlicher, der mit seiner Gemeinde in schönstem Frieden lebt, bekommt einen jungen Kapellan zum Gehüfen, der, streng orthodox, die „reine“ Lehre predigt. Er macht dem alten Herrn die Gemeinde abspenstig. Der alte Schulmeister muß weichen. Ein Mädchen, das einen Freidenker liebt, geht in der Verzweiflung ins Wasser, da sie weder von ihrer Liebe lassen, noch mit dem der ewigen Verdammnis Verfallenen leben kann. Als die Anhänger des Kapellans dem alten Pastor eine Adresse überreichen, die seinen Abschied fordert, wird er vom Schläge gerührt und stirbt. Seine Tochter, die der Kapellan für seine Anschauungen gewonnen, wird an ihrem Verlobten, einem freidenkenden Arzte, und an ihrem Vater irre; sie endet im Wahninn. Das der Inhalt des ersten Romans. Man sieht, es ist starker Tabak. Von einer dichterischen Bewältigung des Stoffes ist keine Rede. Dasselbe gut von dem zweiten Roman. Immerhin wird man beide Romane mit Nutzen lesen. Der Verfasser, verabschiedeter Geistlicher, kennt die verschiedenen Richtungen innerhalb der Landeskirche aus dem Grunde und hat ihre Repräsentanten teilweise mit großem Geschick charakterisiert. Der Haß schärft die Augen. Nur schade, daß Haß und guter Wille noch keinen Dichter machen.

Karl Larjen hat sich in zwei kleinen dramatischen Arbeiten als scharfer Beobachter des gesellschaftlichen Lebens erwiesen. Diesmal ist er mit dem „bunten Buche“ auf der Bildfläche erschienen und müht sich damit ab, alte Sagen (Tristan, Rattenfänger etc.) zu erneuern, schreibt einen Stil, der weder alt noch neu ist, interessant im einzelnen, feinsinnig, teilweise stimmungsvoll; aber solchen Trüdel hätte ein Mann, an den sehr große

Anforderungen gestellt werden dürfen, andern überlassen sollen. Im Tildkuer hat er ein paar eigenartige Gedichte „Bettler“ veröffentlicht, von denen ich gern Proben mitteilen würde, wenn mir es gelungener wäre, sie metrisch zu übersezen.

Hermann Bang bringt zwei Sammlungen von Kleinigkeiten: „Zehn Jahre“ und „Das Theater“. Das erste Buch selbstgefällig arrangierte Memoiren — etwas frühzeitig gesammelt, will mir scheinen. Beide Bücher so maniert geschrieben, daß wir wohl endgültig die Hoffnung aufgeben müssen, vom Verfasser von „Stud“, „Eine“ und „Am Wege“ etwas Frisches und Gesundes zu lesen.

Edvard Brandes, der nun einmal das Dichten nicht lassen kann, hat ein Schauspiel „Unter dem Geleß“ geschrieben. Ein Ehemann verliebt sich in eine sehr kluge Dame, die an einen geisteskranken Mann gekettet ist; das Paar beschließt, auf und davon zu gehen. Aber der Ehemann begeht die unverzeihliche Dummheit, das seiner Frau zu verraten. Sie besteht auf ihrem Recht, und die beiden Respektlosen lassen die Fahrt bleiben. Das kommt dem Leser nicht unerwartet; denn er hat niemals daran geglaubt, daß sie reisen wollen. Im übrigen mag zugestanden werden, daß das Stück besser ist als was Brandes sonst geleistet hat („Ein Besuch“ vielleicht ausgenommen), also etwa das Maximum Brandesianischer Leistungsfähigkeit darstellt. Aber was will das bedeuten?

Johannes Jørgensen bletet in seinem „Sommer“ dem, der seine beiden andern größern Arbeiten kennt, nichts Neues. Der Stil ist sicher und weniger maniert. Man kann dem Buche auch die Prädikate zart, duftig, stimmungsvoll, gefühlvoll beilegen und was dergleichen frauenzimmerliche Ausdrücke mehr sind. Alles hängt in der Luft, Stimmung ist an Stimmung angeheftet, ein kleiner stumpf Handlung, nirgends feste Umrisse; also ähnlich wie in den frühern Büchern, nur blutloser, saftloser — musikalische Schwundsuchtpoesie.

Gustav Esmann hat zwei Zvelakter (Skuospil. Kopenhagen, Schubothe 1891), ein dreiatziges Lustspiel (Den koro Familio. Kopenhagen, Pihlspen 1892) und einen Band Prosa (J Kjobenhavn. Schubothe 1891) veröffentlicht. Es ist sehr ungleiche Ware. Der Prosaabend verdient kaum genannt zu werden. Esmann schildert das lustige Kopenhagen. Einzelne kleine Beobachtungen sind nicht übel, aber der Verfasser affektiert einen blasierten Standpunkt, der die Lektüre zum Ekel macht. Höher stehen die dramatischen Arbeiten. Der Zvelakter „Vor der Hochzeit“ ist das Wertvollste. Ein Maler ist mit der geliebten Frau im Auslande gewesen, hat sich mit ihr umgesehen und darüber seine Kunst versäumt. Nach seiner Heimkehr merkt er, daß die Genossen fortgeschritten sind, er zurückgeblieben. Sein Bild taugt nichts. Er macht sich frei, um seiner Kunst zu leben. Die Darstellung ist fein und stimmungsvoll, namentlich die Frau, die mit aller Gewalt den Geliebten festhalten will, ist glücklich gezeichnet. Aber der Konflikt ist nicht tief gefaßt und nicht mit der nötigen Energie durchgeführt. Unbedeutend sind „Die Witwer“. Der Ehemann saht einen Freund auf der Straße ab und nötigt den Widerstrebenden, ihn zu besuchen. Während sie trübe Gespräche austauschen, wird die Leiche der Frau gebracht: sie ist überfahren worden. Im zweiten Akt sitzen die Männer wieder beisammen; im Laufe des Gesprächs stellt sich heraus, daß die Frau an jenem Abend dem Freunde des Rannes ein Steudbüchel gegeben. Der Mann tröstet sich damit, daß nun beide Männer Witwer sind. Nach meinem bescheidenen Empfinden etwas schnell, aber sehr vernünftig und empfehlenswert. „Die liebe Familie“ ist, rein formell genommen, recht gut gelungen und sehr amüsam. Das Stück macht die Kopenhagener Familiensimpelei lächerlich. Aber es ist bezeichnend für die Oberflächlichkeit des Verfassers und seine rein technische Kunst, daß er aus dem Stoffe ein gutmütiges, unschuldiges Lustspiel gemacht

hat, daß keinem ein Härchen krümmt, das Hoftheaterfähig ist. Der Verfasser von „In Kopenhagen“ ist einer scharfen Satire nicht fähig. Und doch sollte man meinen, daß das Leben der Großkaufmannsfamilie, die hier geschildert wird, jede andre als eine scharf satirische Auffassung unmöglich mache. Aber um Gotteswillen nur keine soziale Satire, nur nicht anstoßen, ein bißchen ironisch, nur nicht verletzen; man darf doch dem guten Publikum keinen Schrecken einjagen. Nur immer hübsch leidenschaftslos. Das ist das Unglück an der ganzen dänischen Dichterei der letzten Zeit. Aus Furcht vor lächerlichem Pathos immer hübsch platt und flach. Daß die sozialen Zustände der Gegenwart eine derbe, scharfe, grobe Behandlung verlangen — das ahnt niemand. Und doch herrschen gerade in Dänemark politische Zustände, die scharfe, unmittelbare Dichtercharaktere wie mit Naturnotwendigkeit zur Satire treiben sollten.

In dieser Gesellschaft nimmt sich Henri Pontoppidans Roman „Kuld“ (Philipsen, 1891) aus wie eine frische, robuste Bauerndirne unter städtischen Schwindsuchtlandschaften. Der Roman ist die erste Hälfte seines Ganzen; hoffentlich entspricht der versprochene zweite Teil dem ersten. Pontoppidans Schriftstellerei ist nicht immer aufwärts gegangen. Neben vielversprechendem (z. B. „Bollen“) stand geradezu wertloses, wie „Gespensker“, ein Produkt à la Marit. Um so erfreulicher das letzte Buch, das dem Verfasser einen endgültigen festen Platz in der dänischen Litteratur anweist, selbst wenn der zu erwartende zweite Band die hohen Erwartungen täuscht. Das, was an dem Buche so erfrischend wirkt, ist die sorderungslose Echtheit der Schilderung; man merkt sofort, daß man es hier nicht mit einer auf Grund mühsam gesammelten Materials gegebenen Darstellung zu thun hat. Der Verfasser giebt aus dem Vollen. Er kennt seine dänischen Bauern. Er hat sich in ihren Gedankengang hineingelebt, so daß er ihn mit Leichtigkeit wiedergeben kann. So entstand ein speziell dänisches Buch, das

ähnlich wie Schandorpps eigentümlichste Produktion volles Verständnis, liebevoll alle Einzelheiten nachsüdelndes Genießen nur in Dänemark finden wird. Uns Deutschen ist ja der Grundtvigianismus, die Bauernhochschulbewegung fremd. Der Bauer hat bei uns eine andre Bedeutung. Wir sehen in ihm, politisch genommen, das konservative, retardierende Moment; in Dänemark sind im Bauernstand liberale Ideen eingewurzelt, die wohl, wie jetzt, an Kraft und Stärke einbüßen, aber niemals ganz ausgerottet werden können. Dadurch hat sich der dänische Bauer weit mehr politische Achtung verschafft; man hat Respekt vor ihm. Noch ein anderer Punkt muß hervorgehoben werden. Wir hören oft die Klage, daß Berlin sich eine immer mehr dominierende Stellung aneignet; wir klagen über Berlinerei in Kunst und Gesellschaftsleben. Dieses Übergewicht der deutschen Hauptstadt ist aber gering, mit dem verglichen, das Kopenhagen über Dänemark hat. Denn streng genommen stehen ja neben Kopenhagen nur ein paar Krähwinkelneester. Also die entschiedenste, fühlbarste Centralisation. Kopenhagen ist Dänemark. Bedenkt man diesen Gegensatz zwischen der Hauptstadt als dem alles aufsaugenden Kulturherd und dem Land und nimmt man dazu die volkstümlichen Regungen innerhalb der dänischen Kirche, dann wird man die Entwicklungsgeschichte des jungen Kapellans begreifen, den Pontoppidan schildert, wird begreifen, wie das Kopenhagener Kind dazu kommt, die Hauptstadt zu verlassen, seine Thätigkeit auf das Land zu verlegen und hier sich mit begelsterter Energie in die Bauernseele hineinzuleben, im Uberschwang seiner Liebe eher zu viel als zu wenig von der Kultur aufgeben will, wie er, als ihm die theologische Wirksamkeit verschlossen zu werden scheint, rasch entschlossen ist, Bauer zu werden, man wird begreifen, wie er endlich dazu kommt, die Bauerntochter Hansine zu heiraten, um somit aufs klarste zu beweisen, daß ein „fruchtbringendes Verständnis“ zwischen Städtern und Bauern möglich ist. Den Schluß

des Buches bildet eine den Leser bestechende Scene; beim Scheine der Fackeln, die die Bauern zur Ehre ihres Pfarrers aufgespizt haben, führt der Pfarrer mit seiner Bauernbraut dem Pfarrhause zu, froher Zuversicht, in der festen Überzeugung, daß er nun das Denken, Träumen, Sorgen und Hoffen der Hüttenbewohner innerst inne verstehe, „die hierin ihren halb unterirdischen Wohnungen leben und in der schwarzen Erde graben und sich abmühen“. Er hat das Zauberwort gefunden, das die Erdhügel öffnet.

Wenn ich den Eindruck, den das ganze Buch macht, schildern will, dann muß ich den Leser bitten, sich zu erinnern, welchen Eindruck die Letztüre Rousseaus auf ein junges Gemüt macht. Hier wird ein Mensch geschildert, der die Begeisterung für die Natur, für das ursprüngliche in That umsetzt, während sie bei uns eine mehr oder weniger starke Empfindung gewesen ist. Und die Kraft Pontoppidans ist so groß, daß er uns das Geschilderte glauben macht; wir haben Schritt für Schritt das Gefühl innerer Wahrheit, und folgen mit einer gewissen Behmut der Entwicklung der jungen Seele, die Begeisterung nachführend und verstehend. Pontoppidan steht über seinem Stoffe; die Anschauungen seines Helden sind nicht seine Anschauungen. Das kommt hin und wieder deutlich zum Vorschein. Und das läßt für den zweiten Band das Beste erhoffen. — Ich würde gern auf Einzelheiten eingehen, einzelne Schönheiten hervorheben. Aber dies erforderte Übersetzung ganzer Stellen und würde auch dann noch nichts nützen, da das Buch in seiner Gesamtheit genossen sein will. Ich will nur bemerken, daß „Kuld“ in hervorragendem Grade von Romanstoffen frei ist, von jenen entseßlichen Stellen, wo rein journalistische Machz zum Vorschein kommt. Ich wünsche dem Buche einen Übersetzer; es wird allen denen, die den Wert eines wirklich nationalen Realismus erfasst haben, herzlich willkommen sein. Hoffen wir, daß es nicht einem der Übersetzungsfürsprecher in die Hände gerät.

G. Morgenstern.

Cammermeyers Verlag (Christiania und Kopenhagen) hat die vier ersten Hefte von „Norsk idret“ überfandt; Schilderungen der verschiedenen Zweige norwegischen Sports. Auf literarische Bedeutung erhebt das Buch natürlich keinen Anspruch. Die Darstellungen sind lebendig und geschmackvoll; die Ausstattung gut. G. M.

Zungschweden. Es geschieht selten, daß ein skandinavischer Berleger oder Verleger der Redaktion der „Gesellschaft“ ein Buch übersendet. Um so erfreulicher war's mir alten Ballonmüße, daß die Verfasser von: Från Lundagård och Helsingabacken, Lundens skiska Studentkalender (Lund, Gleerup) bei uns anklopfen. Ein Gruß Zungschweden an Jungdeutschland! Müge er ein gutes Vorzeichen sein. Mag man sagen, was man will, der skandinavisches Realismus (wenn ich den dänischen, norwegischen und schwedischen einmal zusammenfassen darf) steht doch dem deutschen in seinem innersten Wesen viel näher als dem französischen, wenn er auch gerade von diesem starke Anregungen, von dem deutschen bislang keine erhalten hat. Strindberg und Arne Garborg sind bei uns heimlich geworden, oder werden es. Hola können wir bewundern, aber im Grunde genommen bleibt er uns fremd. Müge es dahin kommen, daß die junge Litteratur aller germanischen Länder sich der engern Verwandtschaft deutlicher und deutlicher bewußt wird.

Ich kenne keinen der jungen Lundsener, die sich hier zusammengethan haben. Nur der Name Birger Mörnens ist mir bekannt. Ich muß also nach den paar Proben beurteilen, die den Inhalt des Buches ausmachen. Lyrik wechselt mit Prosa, Abhandlung mit Dichtung. Die einzelnen Charaktere sind verschieden und werden nur von einem Band zusammengehalten: sie sind jung und modern, vielleicht manchmal hypermodern. Clemens Cavallin glebt eine sympathische Schilderung des alten Materialisten Lutrez. Eild Strömgren geht mit Ola Hanssons „Wegen den Materialismus“ ins Gericht; er nimmt

meines Erachtens den Herrn zu erst. Wenn man Hauffson, der sich bei uns jetzt so unerträglich breit macht, die Prophetensagen vom Leibe reißt, kommt doch ein lächerlich kleines Männchen zum Vorschein, das mehr fomisch als ernst genommen zu werden verdient. Johan Eriksson ist in seinem Aufsätze „Junge Kunst“ hypermodern begeistert für Willumsens Malereien, die ja ganz interessant, aber doch höchstens Ansätze zu etwas Neuem sind. Von den Prosjabichtungen ist Lars Rydners Bauernnovelle recht beachtenswert. Der Ton der Darstellung ist sicher und echt; schade, daß sie gegen den Schluß sehr skizzenhaft ist. Von Rydner kann Gutes erwartet werden. Den Tagebüchern Johan Erikssons und Axel Wallengrens kann ich keinen Geschmack abgewinnen. Die Dyrk ist am reichlichsten vertreten. Hervorragend Birger Mörner (J. V. Waldinterieur) und August Toll. Vielversprechend ist Axel Wallengren mit seinen stimmungsvollen Schnulchliedern (J. V. Rondschein). Weniger behagt mir Emil Kleen, wenn er die Rosa mystica, virgo intacta besingt; andre Gedichte lassen ahnen, daß das nur vorübergehende Stimmungen sind.

Es kann mir nicht einfallen, irgend welches bestimmtes Urteil über die einzelnen Verfasser auszusprechen zu wollen. Dazu sind die Beiträge zu wenig zahlreich. Aber das Gefühl hab ich, daß hier frische, tüchtige Kräfte vorwärts streben. Glück auf!

Kallonnäpfe.

Vermischtes.

Der Vortrag über das jüngste Deutschland, welchen Herr Lic. Kirchner unlängst im kaufmännischen Vereine in Mannheim hielt und der des aktuellen Gegenstandes wegen eine so große Zuhörerschaft beigezogen hatte, verdient noch einmal außerhalb des Rahmens des gewöhnlichen objektiven Referates an dieser Stelle besprochen zu werden, nicht etwa seines Wertes wegen, sondern eben weil ihm seitens des hiesigen Publikums ein

so großes Interesse entgegengebracht wurde. Herr K. leitete seinen Vortrag damit ein, daß er den Bestrebungen und Leistungen des jüngsten Deutschlands durchaus objektiv gegenüberzutreten und das Gute gern anerkennen werde. Nach dieser Einleitung behandelte er sein Thema von seinem subjektiven Standpunkte in der Weise, daß er unsere neueste Literatur samt und sonders in mehr oder weniger geschmackvoller Weise kritisch zerriß und dem Hörer lächerlich und verächtlich zu machen suchte. Der Redner behandelte seinen Gegenstand etwa in der Weise, wie jener Tierfreund, der seinem Pudel erst ein Stück Zucker gab, ihn dann tüchtig durchbißte, um ihm zum Schluß liebevoll das Fell zu streicheln. — Ich verdanke es niemandem, am allerwenigsten einem Lizentiaten, wenn er in dem heutigen Parteikampfe Stellung gegen unsere „Jüngsten“ nimmt; aber wenn er sich doch einmal berufen sieht, dies in einem öffentlichen Vortrage zu thun, dann sollte er sich zum mindesten aber einer besseren Gründlichkeit und Ehrlichkeit befleißigen, als es der Redner gethan hat. Vor Beginn seines Vortrages gab letzterer eine kurze historische Skizze des jüngsten Deutschlands, um atodann dessen Stellung zur Poesie, den Frauen und der Gesellschaft klarzuzeigen. Vor allem gab er eine kleine Auslese von Dichtungen Arents, Hendcks u. a. zum besten, welche bezwecken sollten, die Anwesenden einzuweilen auf die Wanksehaut vorzubereiten, welche seine späteren Ausführungen bei der naiven Zuhörerschaft hervorbringen sollten. Diese Dichtungen, oder richtiger gesagt, aus dem Zusammenhang gerissene Bruchstücke, sollten die Stellung der Neuesten zur Poesie „als solche“ charakterisieren und einen Schluß auf die dichterische Kraft derselben ziehen lassen. — Setzen wir den Fall, es bestände irgendwo eine Anzahl Menschen, die von der Existenz Schillers und Goethes keine Kenntnis hätten, und denen irgend ein Professor oder Lizentiat die beiden Dichter-

heroen als rohe, jedes Schönheitsfinnes entbehrende Kraftstümmel hinzustellen suchte, indem er die Kraftstellen aus den „Mädern“ und dem „Gög“ einzeln und mit behäbiger Dreisporigkeit zur Vorlesung brachte! Genau nach dieser Methode verfuhr Herr K. Das genüge! Die vielen Frauen und Mädchen, welche der Vorlesung beiwohnten, schien sich der Herr Vizentiat als eine besonders erbauungsbedürftige dankbare Herde vorzustellen; denn den Schwerpunkt seiner Ausführungen legte er in das Verhältnis des jüngsten Deutschlands zum Weibe. — Nur in Speulunken, Kaffee- und noch schlimmeren Häusern suchen sie die Modelle ihrer weiblichen Gestalten!

Gewiß thun sie das mitunter, und meiner Ansicht nach bietet auch das Leben mancher „Magdalena“ mehr psychologisch und künstlerisches Interesse, als das Dasein eines Fabrikanten- oder Professorentöchterleins, das der Reihe nach geboren, getauft, konfirmiert, getraut, in Ehren Mutter und Großmutter wird, und damit eine recht schöne, aber meistens recht wenig menschliche Aufgabe erfüllt hat. — Der Dichter soll uns die Menschen, die er uns zeigt, als Menschen geben, wie sie nach menschlichen Trieben handeln, und nicht wie sie, einer konventionellen korrupten Gesellschaft angehörend, nichts weiter sind als willen- und kraftlose Marionetten. Herr Kirchner meint, der Dichter müsse in allen Fällen das Weib auf jene ideale Höhe heben, wie wir es bei unseren Klassikern gewohnt sind. Er verstieg sich hierbei zu dem kaum glaublichen Vergleich, daß auch Ophelia, Cordelia und Antigone schlechten häuslichen Verhältnissen entsprungen seien, um dennoch als glaubhafte Gestalten edelster und höchster Weiblichkeit zu erscheinen. — Daß der gute Mann die Gelegenheit benutzte, um des „guten Schopenhauers“, wie er ihn liebevoll nannte, mehr bekannten als gekannten Ausspruch über die Frauen zu citieren, nehme ich ihm weiter nicht übel. Allem Anschein nach ist es das Einzige, was er von dem

großen Philosophen kennt, und wenn er seinem weiblichen Auditorium das Gruseln vor diesem gefährlichen Manne beibringen wollte, hat er von seinem Standpunkt aus ganz recht. Die Philosophie scheint übrigens nicht die Stärke des Herrn Vizentiaten zu sein (trotz des etwas sehr frühe überrepten Leibniz'schen Citats am Schlusse); denn der Stellung des jüngsten Deutschlands zur Philosophie ging er gar ängstlich aus dem Wege. Friedrich Nietzsche schien ihm eine unbekannte Größe zu sein, und dessen Einfluß auf die individualistische Richtung der meisten Jüngsten gegenüber dem in letzter Zeit so emporgeschwellenen nivellierenden Sozialismus wäre doch ein Moment gewesen, das er nicht hätte übergehen dürfen, hätte er seinen Gegenstand gründlich behandelt. Überhaupt schien der Redner in der neuen Bewegung nur oberflächlich orientiert, sonst hätte er einige der hervorragendsten Führer der Jüngsten wie Bleibtreu, Conrad, Alberti, Walloth nicht ohne weiteres ignorieren dürfen. Die Dramen Bleibtreus, die Romane Albertis, die Dichtungen Conrads, die originell moderne Behandlung antiker Stoffe durch Walloth gehören mit zu dem Hervorragendsten, was die neue Richtung hervorgebracht. — Conrad, als den Gründer und die geistige Triebkraft des Ganzen, mußte er wohl erwähnen, ja er verstieg sich zu einer Empfehlung der Lektüre seiner „Klugen Jungfrauen“ an die Töchter und Jüngferlein; auch Lilieneron wurde der weiblichen Jugend als ungefährlich hingestellt. „Gott behüte mich vor meinen Freunden“, mögen beide sagen. — Eine besondere Pläque scheint der Herr Vizentiat aber auf Hermann Sudermann zu haben. Anscheinend war ihm nicht bekannt, daß die „Ehre“ in Mannheim mit beispiellosem Erfolge aufgeführt wurde und daß der größere Teil seiner Zuhörer dem schlimmen Stücke begeistertsten Beifall gezollt hatte. — Bei der Erzählung der Handlung von „Sodom's Ende“ ließ sich der Redner sogar eine offenbare (absichtliche oder unabsichtliche,

das will ich dahin gestellt sein lassen) Fälschung zu schulden kommen, indem er Glärchens Entehrung als eine Mißhandlung hinstellte, ohne dabei die von dem Dichter so schön gezeichnete Liebe Glärchens zu Billy zu erwähnen, welche diese ganze, für schwache Nerven allerdings etwas brutale Scene, erst richtig erklärt und in ein ganz anderes Licht stellt. Daß Gerhard Hauptmann der bedeutendste Dramatiker der modernen Litteratur sei, erkennt Herr Kirchner an, indem er im gleichen Atem die Werke desselben einer höchst abfälligen Kritik unterwirft. — Mit einigen starken Bemerkungen über Vererbungstheorie, längst verbrauchten Schlagworten, wie Alkohol-Atmosphäre u. s. w. ist hier aber gar nichts gesagt.

Hauptmanns bedeutendstes Werk „Einsame Menschen“ schien der Medner zwar gelesen, aber den darin behandelten bedeutenden Gegenstand absolut nicht begriffen zu haben. — Hier vertilgt er sich zu dem von sehr viel praktischem Verstande, aber sehr wenig psychologischen Verständnis zeugenden Anspruchs: „Der Doktor Boderath hätte sein Weib eben zu sich heraufziehen sollen, dann hätte er nicht nötig gehabt, sich in die Züricher Studentin zu verlieben.“ — Allerdings wäre die Sache so viel einfacher gewesen und Gerhard Hauptmann möge diesen Wink beherzigen und sein nächstes Stück nach bürgerlich soliden Grundfäßen schreiben. Herr Kirchner erwähnte noch kurz Richard Voß, Wildenbruch, Fulda, Philippi u. a. und es ist bezeichnend für ihn, daß ihm vom ganzen jüngsten Deutschland die Theaterstücke der beiden letzteren und der gegenüber seinem Vorgänger „Meister Timpe“ sehr verwässerte Roman von Max Meyers „Die Bergpredigt“ am besten gefallen. —

Ein jeder weltgeschichtlicher Werdeprozeß äußert sich in dem Geistesleben, also der Litteratur der Völker am frühesten und deutlichsten. Als das geistesbeugende Mittelalter sich seinem Ende zuneigte und mit der Reformation die helle Sonne der

Neuzeit emporstieg, da waren es der Humanismus und die Renaissance, welche die neue Epoche in dem Herzen des Volkes verbreiteten und sie auf ihrem Siegeslaufe begleiteten. Und als mit Ende des vorigen Jahrhunderts wieder eine jener weltgeschichtlichen Umwälzungen eintrat, da stand ihr wieder eine Litteratur zur Seite, wie sie blühender und gewaltiger seit den Zeiten der Renaissance nicht gekannt war. — Und auch heute, in unserer Schnelllebigkeit, wo die mächtigen Erfindungen der Neuzeit alle Geschwindigkeit vervielfachen und wo wir in einem Jahrzehnt erleben, genießen und leiden, wozu unsere Vorfahren ein Menschenalter gebraucht haben; auch heute stehen wir vielleicht vor großen Wandlungen, und ihre Symptome und Vorboten ähneln sich in unserer jüngsten Litteratur, welche alle großen und alle kleinen Eigenschaften unseres modernen Lebens in sich schließt, und welche wir daher von einem anderen Standpunkt als dem des Rathobers aus betrachten müssen. G. K.

Die Franzosen fangen an, sich lebhaft für deutsche Litteratur zu interessieren. In den angeesehensten Revüen findet man jetzt häufig Übersetzungen nach modernen deutschen Dichtungen, die zum großen Theil von dem bekannten Übersetzer Jean de Nöthy herrühren. In der Revue des deux mondes stand eine Novelle von Marie von Ebner-Eschenbach, in der Revue blanche, Revue bleue, Revue indépendante Übersetzungen nach Friedrich Nietzsche, Arno Holz, Johannes Schlaf, Cla Hansson, in der Serie moderne, der ältesten französischen Zeitschrift, des im Jahre 1872 gegründeten *Moireuro de France*, eine ganze Reihe von Otto Julius Bierbaums „Erlebten Gedichten“ unter dem Titel „poèmes vécus“, die vom Übersetzer als „exquises oeuvres d'art“ bezeichnet werden. Auch die „Revue indépendante“ bringt Übersetzungen daraus, und alle die genannten Übertragungen, um noch einige vermehrt, sollen unter dem Titel „Quelques pages de littérature allemande“ gesammelt in Paris erscheinen. X. Y. Z.

Auch ein Zeichen der Zeit. Der „Lehrzeitung für Westfalen, die Rheinprovinz und die Nachbargebiete“ entnehme ich in ihrer Nummer 30 vom 20. Oktober folgenden Artikel, der es seiner „Originalität“ wegen verdient, auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden.

„Bremen. (Offener Brief an Herrn Pastor Dr. von Bodelschwingh in Bielefeld.) Geehrter Herr Kollege! Sie hatten die Güte, vor einigen Tagen mir — wie vermutlich vielen andern Pastoren — ein gedrucktes Rundschreiben zu senden, welches die Bitte „an alle Amtsbrüder“ enthält:

„Als Antwort für die unerhörten Schmähungen gegen die „Deutsche Lehrzeitung“ und den entschlossenen Versuch, ihr den Garaus zu machen, bitte ich hiermit jeden Empfänger dieses Wächterrufs herzlich und dringend, zunächst wenigstens $\frac{1}{2}$ Jahr auf die „Deutsche Lehrzeitung“ zu abonnieren; er wird ja dann selbst sehen, was er an ihr hat. Da sie auch alle politischen Nachrichten aus frischster Quelle bringt, kann er getrost jede andere Zeitung entbehren. Bis dat, qui cito dat. — Ich lege Beistellzettel bei! — Kann hier und da ein Pastor auch seine Kirchengemeinde oder ein angesehenes Gemeindeglied bestimmen, die Zeitung zu halten, oder ein Opfer dafür zu bringen, desto besser! P. Blößen bedarf wenigstens für drei Jahre eines Zuschusses von annähernd 24000 Mark.“

Zwar bezeichnen Sie diese Bitte an der Spitze Ihres Schreibens als „Vertraulich“. Allein ein in Hunderten oder Tausenden von Exemplaren in offenem Briefumschlag verpacktes Druckblatt wird das Licht der Öffentlichkeit nicht scheuen dürfen. Auch wüßte ich nicht, was ich mit Ihnen „vertraulich“ zu verhandeln hätte. Vielmehr nötigt mich die weitere Begründung Ihrer Bitte, Ihnen öffentlich zu antworten.

Sie empfehlen die „Deutsche Lehrzeitung“ in erster Linie deshalb, weil dieselbe für die Erhaltung der konfessionellen

Vollschule im Sinne des Biedlischen Schulgesetz-Entwurfes thätig sei. Das Scheitern dieses Entwurfes beklagen Sie mit folgenden Worten:

„Das Schulgesetz ist gefallen, das in seinem untersten Kern das Evangelium unsern Kindern erhaltend und dem farblosen Nischmaß wehrend so köstlich war, wenn auch manches Außenwert — auch nach des Grafen Biedl's Meinung — fallen konnte. — Warum hat Gott das zugelassen und wer trägt die Schuld daran? — Ein Rat im Kultusministerium sagte mir: „Ihr Diener der Kirche seid schuld; Ihr habt geschwiegen, wo die Steine hätten schreien müssen; oder Ihr habt wenigstens viel zu spät den Mund aufgethan. — Der Kaiser ist getäuscht durch ein übermächtiges Geschrei in den dem Evangelium feindlichen Zeitungen, während die Treuen im Lande geschwiegen haben!“

Geehrter Herr Kollege, ich weiß nicht, ob Sie schon jetzt, Ihrem eigenen Räte zufolge, „alle politischen Nachrichten“ aus der Quelle der „Deutschen Lehrzeitung“ schöpfen und deshalb „jede andere Zeitung getrost entbehren“. Sonst müßten Sie doch wohl inne geworden sein, daß Ihr Gewährsmann, der Herr Rat im Kultusministerium, Sie auf das falschste berichtet hat. Wie? Einem „übermächtigen Zeitungsgegeschrei“ wäre der „wütliche“ Biedl'sche Gesetzentwurf zum Opfer gefallen? Nein, ein Sturm der Entrüstung hat ihn hinweggesetzt, wie er in gleicher Stärke Deutschland seit langer Zeit nicht durchdringt hat. Schläft man denn in Bielefeld so tief und fest, daß man nichts gehört hat von den Protesten aller der Gemeinden, Körperschaften, Vereine, Versammlungen, welche den Entwurf als ein Unglück für Preußen und Deutschland bekämpften, nichts von der Kundgebung des Evangelischen Bundes, welche es eine „gefährliche Selbsttäuschung“ nannte, „wenn man durch dies Gesetz die konfessionelle Volksschule felsenfest zu gründen erhofft“, nichts von den eindringlichen Vorstellungen der berufenen Vertreter deut-

ischer Universitäten? Zwei Instanzen vornehmlich haben bisher gewagt, die Rücknahme des Zedlitzschen Entwurfes als kläglichen Rückzug vor staats- und religionsfeindlichen Gewalt zu kennzeichnen: die ultramontane „Germania“, welche zur Begrüßung des Mainzer Katholikentages schrieb: „Das projektierte Schulgesetz ist dem Ansturm des Unglaubens und der Gottlosigkeit zum Opfer gefallen“, und die Stöcker'sche „Kirchenzeitung“, wo zu lesen stand: „Vediglich vor dem Sturm im Tintensatz der liberalen und radikalsten, der jüdischen und jüdisch gesinnten Tagespresse ist die Regierung gewichen.“ Der dritte im Bunde sind nun Sie, Herr D. von Bodolschwingh, und Ihr Rat im Kultusministerium! Mit einer erstaunlichen Dreistigkeit wagt der letztere zu behaupten, die Zeitungen, welche den Zedlitzschen Entwurf bekämpft haben, seien durch die Bank „dem Evangelium feindlich“, und Sie geben sich zum Verbreiter dieser abhässlichen Anklage her! Wissen Sie nicht, daß zu den Zeitungen, welche das Danaergeschenk des Gesehensentwurfes aus erschütternder Überzeugung zurückgewiesen haben, auch eine Anzahl kirchlicher Blätter, freilich nicht Ihrer Richtung, gehörten — wollen Sie auch diese als „dem Evangelium feindlich“ brandmarken? In welchem Maße aber muß Ihnen die Politik des Kaisers und der Regierung erscheinen, daß sie sich durch Zeitungsgeschrei habe täuschen und bestimmen lassen, den betretenen Weg zu verlassen!

Sie werden sagen: ei, wem die Deutsche Lehrergeltung mit ihrer Erneuerung der Zedlitzschen Richtung nicht gefällt, der mag die Bestellung und das Lesen derselben unterlassen. Wie kommen Sie nun aber dazu, liberale Pastoren um Unterstützung für ein Unternehmen anzugehen, mit welchem diese schlechterdings nichts gemein haben können? Es ist in der That ein starkes Stück, jemanden mit der einen Hand ins Gesicht zu schlagen und mit der andern anzubetteln. Auch das Betteln ist ein Charisma, aber man darf es nicht

mißbrauchen. Sammeln Sie bei Ihren Gesinnungsgenossen, den Männern und Kämpfern der Zedlitzschen Richtung, aber verschonen Sie uns, deren Grundzüge Sie als dem Evangelium feindlich anschwärzen, mit Ihren „vertraulichen“ Bettelklein! Was würden Sie sagen, wenn ich Sie um einen Beitrag für den Deutschen Protestantenverein oder das Deutsche Protestantenblatt ansprechen wollte?

Sie belieben ein in unglücklicher Stunde gefallenes Wort, das von dem Mainzer Katholikentage mit hellem Jubel begrüßt wurde, sich anzueignen:

„Es ist, wie unser tapferer Reichskanzler gesagt hat, doch im untersten Grunde der Kampf zwischen Atheismus und Christentum, um den es sich handelt.“

Für mich und meine Freunde handelt es sich in der Schulfrage nicht um diesen Kampf, sondern um den Kampf der freien Forderung gegen die festgelegte dogmatische Satzung, der Gewissensfreiheit gegen den Gewissenszwang, des Christentums Christi gegen konfessionelle Verhegung, des Lehrstandes gegen die Knebelung durch Pfaffenregiment. So gewiß Sie mit uns in diesem Kampfe nicht Schulter an Schulter stehen werden, so gewiß werden Sie auf unser Geld für Ihre Zwecke verzichten müssen. — Bremen, den 14. Oktober 1892. — Hochachtungsvoll ergebent W. Sonntag, Domprediger.“

Bravo, Herr Domprediger! — Im übrigen Kommentar überflüssig. —
Gelsenkirchen (Westfalen).

Uhlmann-Vigterheide.

Friederike von Esenheim. Nach geschichtlichen Quellen von Dr. F. Froisheim. Gotha, Fr. A. Perthes. 137 S.

In ihrer Art eine Musterleistung literar-biographischer Unternehmung, verdient dieser Beitrag zur Goethe-Runde die weiteste Verbreitung. Nicht weil Erich Schmidt, Dinkler u. a. Schönredner unserer Klassiker-Göppendienerei blutig heimgeschickt werden, sondern weil der natürlichen Wahrheit endlich einmal auch in diesem wider-

lich veridealisierten Punctkreise Goethe'scher Erotik ihr volles Recht wird, ist diese Schrift so überaus verdienstvoll. Daß sie zugleich interessant und pikant ist, gereicht ihr sicherlich auch nicht zum Schaden. Friederike von Selenheim hat sehr wahrscheinlich von dem Studenten Goethe ein Kind gehabt; ganz sicher hatte sie aber eins wenige Jahre nach der Liebchaft mit Goethe von dem katholischen Kollegen ihres geistlichen Herrn Vaters. Näheres lese man bei Froipheim gefälligst selbst nach.

M. G. C.

Lesefrüchte. Am 28ten Novbr. des Jahres 1892 n. Chr. war in den „Hamburger Nachrichten“ unter der Abtheilung „Kunst, Wissenschaft, Litteratur“ folgendes zu lesen: „E. R. Berlin, d. 27. November. Auch unsere leidenschaftlichsten Bewunderer der ausländischen Kunst und Litteratur werden es zugeben müssen, daß Deutschland die eigentliche Heimat der Poesie und Poeten ist. Allerdings, der brutale Naturalismus, der auch heute noch bei uns wie andernwärts in Kunst und Litteratur herrscht, scheint für die wahre, ewig jugendliche Poesie keinen Raum in der deutschen Litteratur mehr frei zu lassen — aber diese überschrieene und überschmierte Poesie hört deshalb nicht auf, unbekümmert um alles übrige fortzuleben — und wenn wir auch den Franzosen und anderen Fremden eine größere, gediegenere Technik zuerkennen müssen, einen geschärfteren Blick für das Gegenständliche, für die nüchternen und glänzende Realität des Lebens, so vermissen wir doch an ihnen nur zu sehr das Eine, was in aller Kunst doch eine Hauptsache spielt: Poesie. Um hier nur von der Malerei zu sprechen, wo sind die malenden Poeten in Frankreich, England, Rußland, Italien u. s. w.?“

Das ist nicht alles, was am 28ten November des Jahres 1892 in den Hamburger Nachrichten unter der Rubrik „Kunst, Wissenschaft, Litteratur“ zu lesen ist; aber das wichtigste und interessanteste. Welch weiter kritischer Blick! Der Kritiker be-

herrscht seinen Stoff wie nur einer. Er ist in Deutschland, Frankreich, England, Rußland, Italien u. s. w. zu Hause. Welche Bönne, welche Lust also für jede deutsche Brust, daß dieser vielbewanderte Mann verkünden kann: Deutschland ist die eigentliche Heimat der Poesie und Poeten!

Ich arme Ballonmüße bin leider nicht so vielbewandert und kann daher (ein anderer Grund meiner Dummheit ist nicht wohl denkbar) dem Gedankenfluge nicht folgen. Lieber Herr E. R., ich bitte Sie allerunterthänigst, beantworten Sie mir gütigst folgende Fragen:

1) Was verstehen Sie unter der eigentlichen Heimat der Poesie? Hat die Pame manchmal falschen Paß? Ist sie Landstreicherin, dem Zuchthaus entlaufen?

2) Welche Bewunderer ausländischer Kunst, die also keine Kunst ist, da sie nicht in Deutschland seßhaft ist — welche Bewunderer dieser Aterkunst haben die eigentliche Heimat entdeckt und ausgespioniert?

3) Seit wann hat in Deutschland der brutale Naturalismus die wahre Kunst verdrängt? Seit wann ist sie überschrieen und überschmiert?

4) Wer sind die überschrieenen und überschmierten Poeten?

5) Seit wann ist Poesie die Hauptsache in aller Kunst? Ich habe immer geglaubt, Poesie wäre die Hauptsache in der Poesie und hätte mit der Malerei 3/4 nichts weiter zu schaffen, als daß sie eben auch eine Kunst ist. Lessing ist, so viel ich gehört habe, auch der Meinung.

6) Lieber Herr E. R., wer sind Sie selber? O bitte, nennen Sie sich, ich wittere in Ihnen den vorderhand noch heimlichen Kaiser der deutschen Kritik, den andre Eugen Reichel nennen.

Bitte helfen Sie mir, erlösen Sie mich aus meiner geistigen Finsterniß.

Ballonmüße.

Bei uns in Wien tobt man jetzt sogar schon von der Operettenbühne herab gegen den Realismus.

Im Theater a. d. Wien läßt allabendlich ein geistreicher Komiker in einer geistreichen Operette ein geistreiches Couplet vom Stapel, welches die neue Kunst verspotet.

Das Publikum heult und wiehert natürlich vor Enthusiasmus.

Jetzt heißt's, sich rüsten, Ihr Herren, wenn von der Seite der Angriff kommt.

Entschieden noch kritischer aber wird die Sachlage, wenn auch das — „Brett!“ zu den Waffen greift. Jüngst ist dies hier gesehen, allerdings indirekt. Ein bekannter Volksfänger und „Auchdichter“ schreibt in einem hiesigen „Wip“- und Käseblättchen bedentlichster Sorte, daß fast regelmäßig ob seines frech-obszönen Inhalts konfisziert wird, aber doch nicht oft genug konfisziert werden kann, in einer geharnischten Satire gegen den — Naturalismus: „— — — Jbsen und andre schweige — gsame Dichter — —“

Volksfänger und Jbsen!! Ist das nicht sehr, sehr, sehr lustig? Karl Kraus.

Eine Satirenanthologie. 1892 soll, wie emsige Professoren und andere Hausfrauen wissen wollen, die deutsche Literatur überhaupt aufgehört haben, und das ewige Klageweid Phyllisteria ruft: „Wir haben keine Dichter mehr!“ Daß nun die Götter, die sich die Phyllister so für den Hansgebrauch angeschafft haben, wirklich keine Dichter sind, ist allerdings wahr; davon sind ja auch unsere Phyllister überzeugt, nur, daß es ihnen doch immer wieder Jux macht, um diese Götzen in heiligem Furore zu tanzen. Einer vernünftigen Kritik ist es nun bis dato nicht gelungen, die Nasen unserer Phyllister auf die echten Dichter hinzustossen, die es da wirklich

heute in Deutschland giebt; darüber darf man sich keinem Zweifel hingeben. Aber die Hoffnung dürfen wir nie und nimmer aufgeben. Es muß einmal Tag werden über der deutschen Erde; es muß anerkannt werden, was Anerkennung verdient. Und so treten wir zwei mit der Idee vor die Öffentlichkeit, durch eine Anthologie unser Scherlein zur Verbreitung moderner Litteraturbestrebungen beizutragen. Man erschrecke nicht! Wir sind nicht von der lyrischen Anthologitis postifera erfaßt, wir wollen eine Anthologie von Satiren veranstalten. Das kostbare Gebiet der Satire ist eines, auf das sich die Klagen von einem allgemeinen Niedergange besonders beziehen. Wir glauben, daß es eine ganze Reihe wirklicher Satiriker giebt, die nur leider nicht bekannt werden, weil sie den Fehler haben, jung zu sein und zu den berückeltigten „Jüngsten“ zu gehören, die der Phyllister nicht kennen will, weil sie zumeist ihre Begabung dazu denuken, den Phyllister zu geißeln: Tetlev von Liliencron, Otto Erich Hartleben, Hans Merian, Otto Ernst, Franz Bedetind und viele andere. Unsere Anthologie soll ein Gesamtbild dessen geben, was heute auf dem Gebiete der Satire, der sozialen Satire geleistet wird. Wer nicht Einwohner der Weltstadt Phyllisteria ist, möge sich beteiligen! Ungedruckte wie veröffentlichte Arbeiten sende man an Karl Kraus, Wien I, Maximilianstraße 13 I, oder Anton Lindner, Wien I, Habsbürgergasse 1 II.

Das Ergebnis unseres Preisausschreibens wird im nächsten (Februar-)Hefte der „Gesellschaft“ veröffentlicht werden. Dr. M. G. Conrab.

Wir bitten sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft“:

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,
zu richten. **Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.**

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Weerane L. G.



Bruno Wille.



Im Stehschritt der Zeit.

Von M. G. Conrad.

(München.)



ein Abschwanken hilft, kein Strauben. Es geht dem Ende mit Schrecken entgegen. Und fährt euch der Schauder durch alle Knochen, daß das Mark erstarrt, ihr müßt daran — und auf und davon.

„Die Stunde kommt, die Stunde kommt!“

„Wie ein Weib, das empfangen hat, seinem Verhängnis nicht entrinnt, sobald die ihm von der Natur gesetzte Zeit um ist, so muß alles heraus an seinem Tag, was die Völker im Schleier der Nacht, in Lust und Sünde in sich aufgenommen haben. Das Scheusal muß geboren werden. An Tage des Schreckens wird es der Welt offenbar!“

Da pläzte es los, in wahnsinnigem Gejohle, daß es von den Wänden widergellte und die Gasflammen aufjuckten: „Bravo! Bravissimo! Der Keel versteht's! Großartig! Ein verfluchter Hurenprediger, dieser neue Jeremias oder Sault Johannes aus dem modernen Babylon!“

„Er soll mit Champagner getauft werden. Zum Dank für seinen infernalen Wig. Die Gläser hoch!“

„Nein, in Champagner eräuft, eräuft, eräuft!“ schrie eine andere Gruppe der tollen Findexiede-Kumpanei.

„Bravo! Bravissimo! Er hat sich selbst übertroffen. So soll er sich nicht selbst überleben, es wäre zu schade um ihn.“

„Nein, keine nasse Todesart für den Prediger in der Wüste. Ich schlage vor: Nini und Zifi, unsere heiligsten Heiligen aus Sodom, sollen ihn kugeln, bis er abfährt in Abrahams Schoß.“

„Und seine tugendssame Seele werde aufgetrupft an der letzten Saite der Nervenguitarre unseres letzten Defabenzdichters!“

„Unter den feierlichen Klängen unseres Götterdämmerungs-Hochgesangs:

Brim brim brimbedidan,
Die Welt geht stöten,
Was liegt uns dran?
Wir pfeifen mit ihr auf dem letzten Loch,
Und sind wir beim Teufel, so jubeln wir noch:
Brim brim brimbedidan,
Die Welt geht stöten,
Was liegt uns daran?
Ob Anfang, ob Ende, wir haben den Spaß,
Wir pfeifen auf dies und pfeifen auf das.
Brim brim brim.“

„Scheusal hoch, es lebe das Scheusal!“

Die Gläser klirrten und zerschellten. Der kostbare Wein spritzte umher, tropfte von den Kleidern und den Tischen. Der Tanmel hatte alle ergriffen. Die Freudenknaben und die Freudenmädchen der herrlichen Findexeclerkumpanei verschlangen sich zum satanischen Liebestreigen in epileptischen Zuckungen — —

Krach, Blitz, Wirbel, Feuer, Asche und Staub in Eins. Die Dynamitpatrone auf der Schwelle des eleganten Restaurants „Zur goldenen Angel“ hatte ihre Schuldigkeit gethan.

* * *

Der Herr Bankier saß im üppigen Separatfabinett bei seinem gewohnten Austerfrühstück. Die neuesten Drahtberichte aus Berlin, Paris, London, Petersburg vermochten kaum ein flüchtiges Lächeln auf seine genüßigen Lippen zu zaubern. Das Newyorker Buen Retiro fing an ihm laugweilig zu werden.

Das bißchen Sicherheit, pah, für sechs mitgegangene Millionchen!

Es war auch wirklich nichts los in der Welt.

Die Dynamitattentate an allen Ecken und Enden jenseits des großen Wassers — alter Schnee.

Sieben Bankbrüche per Woche an den Haupthandelsplätzen der Welt — mein Gott, die Leute haben sich daran gewöhnt.

Ein paar Duzend Erzellenzen auf dem Schub — nicht der Mühe wert, einen Blick durch das Fenster zu thun.

Einige hundert Parlamentarier, Minister, Senatoren und sonstige Ehrenmänner und Würdenträger im Anklagestand — den Kopf wird's ihnen ja doch nicht kosten. Und wenn auch? Es wurden schon mehr Menschen

geköpft in Frankreich, sogar welche mit Kronen auf den Köpfen. Alles wächst wieder nach.

Revolutionen? Kriege? Völkermassenmorde? — Daran konnte man sich längst gewöhnen, und man hat sich auch daran gewöhnt in den friedsamsten Friedenszeiten der Schlachtenpanoramas und Panoptikons.

Wahrhaftig, es war nichts mehr los in der Welt.

Der Herr Bankier schluckte und nippte gelangweilt weiter in seinem sicheren Buen Retiro von Newyork.

Seine dicken Finger griffen zitternd nach der letzten Auster auf der goldenen Platte. Ein Prachtexemplar an Fett und Schönheit, dieses edle Muscheltier, geschaffen, seinen launischen Schlemmermagen in besseren Humor zu versetzen.

Einen zärtlichen Blick noch darauf, vor dem Verschlucken. Köstlich.

Es war die Letzte. Wirklich die Letzte, seine Letzte. Sie war vergiftet.

Der Kellner hatte sie vergiftet, der insame Anarchist.

Er wollte als Findexücker-Aufwärter auch einmal seine kleine Nerven-Sensation haben.

* * *

Am Tisch der Ungepundeten im Klosterbräu.

„Der Militarismus ist unser Fluch. Er vernichtet die materielle, geistige und sittliche Kraft des Volkes.“

„Das ewige Deklamationsthema,“ dachte der Unfall-Politiker, den der Zufall heute zum Gast dieser derben Tafelrunde gemacht. Er unterdrückte mühsam das Gähnen. Was lag ihm am Gejammer der Leute vom Militarismus! Seine Söhne machten einst gewiß brillante Carriere. Donnerwetter, sein Leutnant und sein Einjähriger, die konnten sich sehen lassen. Teuer, ja, unbändig teuer, aber wenn man sich's leisten kann?

Die erregten Wechselreden nahmen ihren Fortgang.

„Der Militarismus, meine Herren, ist auch eine der Hauptursachen der Entvölkerung des offenen Landes und der Überfüllung der Städte mit arbeitslosem Proletariat.“

„Sehr richtig. Aber schlummer noch ist der geistige und moralische Schaden. Es ist nicht nur die Kasernierung und der Drill der Leiber, sondern auch die Kasernierung und der Drill der Geister, der sittlichen Fähigkeiten, was diesen modernen Militarismus so verhängnisvoll macht. Die intellektuelle Selbständigkeit des Individuums wird in diesem bunt-uniformierten Orden auf ein Minimum herabgedrückt. Es ist eine systematische Herabzüchtung zum Herdentier, eine brutale Verneinung des freien, edlen Menschentums.“

„Abwarten. Womit man sündigt, damit wird man bestraft. Der Militarismus untergräbt gerade das, was man durch ihn stützen will — den feudal-kapitalistischen Staat, und vernichtet, was er angeblich schaffen soll — die Ruhe und Sicherheit der Völker. Nur abwarten. Das furchtbare Anschwellen der Sozialdemokratie ist ein deutliches Zeichen, wohin die Vermilitarisierung führt.“

Jetzt hielt's der politische Gast nicht mehr aus: „Ich glaube, Sie sehen zu schwarz oder vielmehr zu rot, meine Herren. Das ‚deutliche Zeichen‘, von dem mein Nachbar zur Linken soeben gesprochen, das knallt man einfach nieder, sobald der geeignete Moment gekommen. Mit dem Militarismus können wir jeden Augenblick den ganzen Sozialismus zerschmettern. Gut Nacht. Allerwärts angenehme Ruhe!“

Damit stand er auf und empfahl sich.

Zuerst Schweigen der Überraschung in der Runde.

Dann das erlösende Wort eines Ungespundeten: „Lumpenhund auf der Höhe staatsmännischer Einbildung. Das heißt — — Aber Ihr versteht mich schon.“

Im Hochgefühl seiner loyalen Überlegenheit schritt der Biedere heim. Heute wollte er ein Übriges an gutbürgerlicher Korrektheit thun, dieser ungespundeten Bande zum Trost: In dieser Nacht sollte ihm — zur Abwechslung — sein trautes Eheweib genügen. Ein seltener Spaß. Die Solde wird Augen machen — —

Was soll das? Alle Wetter, das Nest leer!

Die Solde war mit dem Geschäftsfreund und Parteigenossen abgeschoben.

Schlimme Post. Noch schlimmere brachte die Frühe: Der Einjährige hat sich in der Kaserne erschossen.

Er heulte und stuchte wie ein alter Hiob.

Dann machte er Toilette, ließ einspannen und fuhr zu seiner neuesten Maitresse, um sich trösten zu lassen.

* * *

Im Irrenhaus, Zelle dritter Klasse.

Ein deutscher Dichter, auf dem Wege der Besserung, wie der Anstaltsarzt höhnte.

Keiner von der Dekadenz der Grünen mit dem leichten Herzen. Einer, der an vaterländischen Idealen litt und dem die heilige Kunst das Höchste war und der an sein Volk glaubte.

Der Arme!

Ein Freund hatte ihm ein Buch gebracht, eine überreich ausgestattete neue Litteraturgeschichte, die elfte oder zwölfte, die in diesem Jahre erschienen war. Lektüre für lichte Momente, bemerkte teilnahmsvoll der Spender dem überwachenden Arzt.

Mit zitternder Hand blätterte der Irre in dem Buche. Seine Augen hielten an und lasen:

„Vollsaugen mag sich der deutsche Dichter an dem Widerschein des Wirklichen, feststehen im Leben. Aber ihm bändige nicht der Stoff die freie Seele. Herrscher über die Gebilde des Daseins, baue er aus den Werkstücken des wirklichen Lebens nicht nur mehr kleine, schmutzige Hütten, sondern auch Tempel, in denen die Leitbilder deutschen Gemütes und Geistes ihre Opferstätten haben. Nicht fessele er sich, ein Knecht des Auslandes. Als Freier tauche er in sein eignes Wesen, suche sein Selbst und gestalte aus ihm seine Welt, mag sie nun düster oder sonnenhell sein. Das Wirkliche sei ihm nur Stoff, den er mit jener Phantasie gestaltet, die selbst in Bildern des Traumes die Gesetze höherer Wahrheit erkennen läßt. Und je tiefer er eindringen wird in das Walten des eigenen Geistes, je mehr er an aller Erscheinung das vergehende Gewand eines Unsterblichen erkennt, desto mehr wird sich ihm auch offenbaren das Geheimnis des echten Humors, der das Menschentreiben mit Liebe betrachtet und selbst in die Nacht des Elends noch das Licht des Geistes trägt. — Nicht wird diese neue Dichtung die Dämonen des Stoffes auf das Ideal hegen und es im Kampfe mit allein niedrigen Treiben zu Grunde gehen lassen, um höhnisch die Tierheit des Menschen zu beweisen. Wohl wird es stets ein bloß unterhaltendes Schrifttum geben, das dem Tage dient. Aber die Menschen wollen nicht nur Brot, sondern auch Worte aus »Gottes Mund«. Und dieser »Mund Gottes« kann und soll der Dichter sein, der sich nicht in die Finsternisse des Elends der Tiermenschheit eingräbt, sondern uns zum Bewußtsein bringt, daß es auch eine Welt des Lichtes, der Heiterkeit und der Schönheit giebt, daß sittliche Kraft den Sohn der Erde zum Sieger macht über die Kräfte des sinnlichen Lebens, die ihn hinabzuziehen streben. Priester kann der Dichter so werden und dem »unbekannten Gottes« dienen, dessen Abbild in den tiefsten Tiefen jedes Menschengestes ruht.“

Da flog das Buch an das Gitterfenster und der Irre stürzte zu Boden und weinte, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen. Und konvulsivisch herausgestoßen gesten die Worte: „Wahn, Wahn, Wahn“ —

Im Irrenhaus, Zelle dritter Klasse.

Ein deutscher Dichter, auf dem Wege der Besserung, höhnte der Anstaltsarzt.

*

*

*

Der Arbeiter-Philosoph im Armenhaus.

Seine Erziehung war die nächste Ursache seines Unglückes geworden, ehe das Andere dazu kam, das freie Spiel der Kräfte, die schrankenlose Konkurrenz und die übrigen modernen Errungenschaften, wie indirekte und direkte Steuern in wachsender Last u. dgl.

Aber seine Erziehung! Man denke: Treue und Ehrlichkeit, Genügsamkeit und Bescheidenheit wurden ihm gepredigt und anerzogen, bis sie ihm zweite Natur waren.

Ein solcher Unsinn!

Und damit hinaus als erwerbender Mensch in den Kampf ums Dasein!

Das mußte sich furchtbar rächen.

Und die Rache kam prompt.

Als er alles verloren hatte, Hab' und Gut, und sie ihn auch noch um seine Ehre gebracht hatten, schrieb er aus dem Armenhaus an seinen einzigen Freund:

„Das Heiligste, was der Mensch kennt und hat, ist der Geldbeutel.

„Willst Du etwas anrichten, und Dich behaupten unter Deinen Zeitgenossen, so mußt Du Geld haben, viel Geld und noch mehr Geld. Geld und Frechheit.

„Wie kriegt man das? Durch Stehlen. Natürlich nicht durch das gewöhnliche Stehlen, wie etwa Stehlen von Hühnern, Schnupftabakdosen, Zündhölzchen, Zahnstochern u. s. w. Nein, das ist niedrig und gemein und wird hart bestraft, denn es ist von Gott und der Welt verboten. Man muß sich auch beim Stehlen an das Erlaubte und Praktische halten. Politik, mein Sohn! Parteihauptling, mein Sohn! Börsianer, mein Sohn! Distanzreiter der Spekulation, mein Sohn! Aktienunternehmer und Aufsichtsrat, mein Sohn! Verstanden? Ich gratuliere.

„Denn das Heiligste, was der Mensch kennt und hat, ist der Geldbeutel. Der Diebstahl, der Eigentum ist, muß jedem heilig sein.“



Das Wesen des theokratischen Staates in seiner Kraft und Wahrheit.

Von Wilhelm Emanuel Badhaus.

(Gemein.)

*Motto: Die Welt geht aus von einer
gegläubten, und endet in einer durchaus
verstandenen Theokratie. Gott wird wich-
tig allgemein herrschen, und er allein.*

F. W. Fichte.

Theokratie! Wie seltsam klingt dieses Wort in unsere vom Kampfgeschrei der politischen, sozialistischen und kirchlichen Parteien, sowie von dem Lärm der Wettjagd nach Gelderwerb und Wohlleben, nach materieller Macht und Herrlichkeit tief erregte Gegenwart hinein! Die Einen denken bei dem Worte an eine vom Baume der Menschheit vor altersgrauen Zeiten abgefallene liebliche Frucht morgenländischer Kultur; die Anderen an eine mehr als fünfzehn Jahrhunderte umfassende Priesterherrschaft, die voll von eitrem Pomp, sowie von Arglist, Wollust, Lüge, Grausamkeit, Schrecken und Blut ist, — „furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein“. Seltsamer aber dürfte es vielen unserer Zeitgenossen, vielleicht sogar manchem denkenden Kopfe unter ihnen, erscheinen, wenn ein Reformator unserer besonders in sozialer und kirchlicher Beziehung schwer kranken Zustände die Ansicht zu begründen unternähme, daß das Reich der Glückseligkeit, nach dessen Besitze die Geister ringen, nur dann ins geschichtliche Dasein treten könne, wenn die Herrschaft in diesem Reiche auf Grundlagen sich aufbaute, welche vom Geiste der Theokratie erfüllt sind. Kein König und kein Minister unseres Zeitalters hat das Verlangen nach einer wahrhaft theokratischen Herrschaft, im Geiste und in der Wahrheit, erhoben; kein Parteiführer hat den Ruf nach einem theokratischen Staatswesen erschallen lassen; Erörterungen über die Stiftung einer menschlich möglichen Theokratie stehen auf keinem Programm, keiner protestantischen Kirchenbehörde, keiner mit kirchlichen Angelegenheiten sich beschäftigenden evangelischen Versammlung; und kein Kathederprofessor hält seit Fichtes glorreichen Tagen über das wahre Wesen des theokratischen Staates, als eines Musterstaates für die Zukunft, dessen Diener nicht Geistliche, sondern Geistige sind, öffentliche Vorlesungen.

Trotzallem dürfte es nicht sehr schwierig sein, den Nachweis zu führen, daß alle realisierbaren und realen Reformforderungen unserer Zeit gerade

in denjenigen Ideen wurzeln, deren Fleisch- und Blutverdung das wahre Wesen des theokratischen Staates ausmacht. Das Wort Theokratie gehört zu jenen Ausdrücken aus alter Zeit, mit denen wir nur darum falsche Vorstellungen zu verbinden pflegen, weil die praktische Anwendung, welche man von ihnen machte, eine verkehrte, wohl gar oft eine dem Sinne und der Bedeutung jener Worte polar entgegengesetzte war, und die dennoch einen goldenen Kern von ewiger Dauer in sich tragen. Man muß den Kern nur zu erschauen verstehen und ihn von allem Brimborium zu befreien den Mut haben. Der recht verstandene theokratische Staat bildet in Wahrheit die denkbar höchste Höhe menschlicher Schaffenskraft und menschlicher Wohlfahrts-einrichtungen. In dem chaotischen Gewirre der Tagesmeinungen und Tageswerke, das sich uns besonders in dem ungeheuren, Sinn und Geist verwirrenden Wüste von lesbarem und hörbarem Unterhaltungsstoff stündlich vor Sinne und Seele drängt, ist es sehr nötig, sich an die unerfütterliche Heilthatfache zu halten, daß es nur wenige allgemeine Grundwahrheiten giebt, deren Kenntnis und richtige Anwendung, wie Lessing sagt, den großen Geist bilden, den wahren Helden in der Tugend und den Erfinder in Wissenschaften und Künsten. Nur solche Grundwahrheiten können der Ariadnesfaden sein, welcher uns aus den Irrgängen kirchlicher Glaubenslabryrinthe, sowie aus dem Strudel der wirtschaftlichen und sozialen Anarchie wieder zurückführt an das freie Sonnenlicht gesunder Zustände in Staat und Gesellschaft.

Zu diesen unanfechtbaren Grundwahrheiten gehört die Wahrheit, daß alle Menschen und alle Weltall-Wesen, ein jegliches nach seiner Art, leben, weben und ihr Dasein haben in Gott, dem einen Weltall-Gott, und dieser Eine in allen Menschen, gleichwie in allen anderen Wesen des Kosmos, lebt und webt und ist.

Aus dieser fundamentalen Wahrheit ergiebt sich die wichtige Schlußfolgerung, daß der Mensch, da Gott in ihm lebt und webt, diesem göttlichen Leben und Weben nachleben und nachweben muß, um zu einem gottseligen Dasein zu gelangen; mit anderen Worten, daß der Mensch in seinem Denken und Thun seiner innersten Natur, seiner wahrhaftigen Eigenart, zu folgen hat, um das Höchste und Beste aus sich zu gestalten, was der Gott gewollt, — das Idealbild seiner selbst. — Wer so lebt und sich so bildet, rastlos wachsend und strebend, in Übereinstimmung sowohl mit der ewigen Idee wie mit sich selbst, der übt sie aus, die echte Religiosität; denn er handelt nach dem Willen Gottes und er steht unter seiner Herrschaft. Er ist dann, was er ist, und wie er ist, von „Gottes Gnade“. Er offenbart Gott und Gott offenbart ihn. Er folgt in dem, was er thut und nicht thut, dem Orakelspruche in

seiner Brust, der inneren Stimme, welche Sokrates daimōn nannte. Auf diesem Demantgrunde bildet sich sein festes Wollen und sein sicheres Können; es erwachen auf ihm die Grundsätze, welche seiner Persönlichkeit ihr eigentliches Gepräge verleihen: seine leuchtenden Sterne, die ihn sicher durchs Leben leiten und denen er unbedingt vertrauen darf. Da nun ein Staat nichts anderes ist, als ein großer Verein von menschlichen Individualitäten, so ergibt sich ferner aus jener Grundwahrheit mit mathematischer Gewißheit, daß nur derjenige Staat ein Gottesstaat genannt werden kann, in welchem jenes wechselseitige und doch durchaus einheitliche Verhältnis zwischen dem menschlichen Mikrokosmos und dem göttlichen Makrokosmos gepflegt und gestärkt wird, sowie durch organische Gesetze und Wohlfahrtseinrichtungen für alle Genossen dieses Staates gesichert ist.

Auf diesem natürlichen Verhältnisse der Einzelgeister zum Allgeist, sowie des Allgeistes zu allen Individualwesen ist unser Gottesbewußtsein und unsere Gotteserkenntnis begründet, und in ihm ruhen die starken Wurzeln einer untrüglichen und allgemein menschlichen Ethik. Theokratie und Ethokratie verhalten sich zu einander, wie Gesetz und Gesetzeserfüllung. Wenn jede Einzel-Persönlichkeit die Freiheit hat, sich zu dem zu entwickeln, wozu sie kraft ihrer Ureigenheit berufen ist, folglich zu sein und zu werden, was sie, dem Kern und Keime nach, schon ist; und wenn eine zu einem Staate organisch verbundene Volksgemeinschaft aus solchen Individualitäten besteht, denen eine geistige und leibliche Entwicklung bis zur höchsten Vervollkommnung ermöglicht und in Freiheit gewährleistet ist: so herrscht das Göttliche in diesen Menschen und durch diese Menschen: sie sind „edel, hilfreich und gut“.

Der Mensch ist in Wahrheit mehr, als die Pflücker von Volkserziehern von ihm gehalten und die Gewaltherrscher aus ihm gemacht haben. Er ist, seiner innersten göttlichen Natur nach, nicht „böse“; kann ihr zufolge nicht „böse“ sein. Die unbegreiflich hohen Werke des Allgeistes „sind herrlich, wie am ersten Tag“; und alles, was die Erde hervorgebracht hatte, war ja, dem großen Dichter der Genesis zufolge, „sehr gut“, und es wird in alle Ewigkeit „sehr gut“ bleiben. Und der Mensch ist ein Produkt der Erde, das höchst vollkommene, zu welchem der Erdgeist sich aufgeschwungen! Als solches ist er aber von allem, was sie trägt, sowohl seinem leiblichen wie seinem geistigen Wesen nach, primär und prinzipiell nicht nur nicht unterschieden, sondern mit allem eng verwandt. „Jedes Existierende ist ein Analogon alles Existierenden.“ Blitz und Sturm, Pflanzen und Tiere, alles Lebendige und alles Lebendigen geheimnisvolle Quellen — sind seine Brüder. Wie wir daher von den Blumen, sowie von allen Naturerscheinungen, ja, von All-Natur, nicht sagen, sie seien gut oder böse,

sondern uns darauf beschränken, ihre Eigenschaften zu erforschen, uns an ihrem Dasein zu erfreuen und dieses Dasein als etwas unabänderlich Gegebenes zu betrachten: also können wir auch von der ursprünglichen Menschenatur nur sagen, sie ist erschaffen, weil sie erschaffen ist; sie ist so da, wie sie da ist, weil sie so da ist. Das, was metaphysischer Unverstand „das Böse“ genannt hat, ist nichts anderes, als das Produkt menschlicher Schwachheit, Selbstsucht und Herrschbegierde und der auf sie gegründeten Gesetze und Einrichtungen in der bürgerlichen Gesellschaft. Die Angst und Not des Daseins, die Vergewaltigung des physisch Schwachen durch den physisch Starken, die Massenarmut, welche hervorgerufen ist durch die Monopolisierung alles dessen, was die Natur für alle Menschen geschaffen und bestimmt hat, zum Vorteil Einzelner, sowie die Priesterlüge, und als Folge alles dessen das bellum omnium contra omnes: diese häßlichen Krankheitserscheinungen im und am Menschheitskörper haben das Böse, (die Ungerechtigkeit) hervorgebracht, sie sind das Böse, weil sie das Unrecht sind; nicht der Erdgeist, nicht die Natur, nicht das Weltgesetz hat es geschaffen. Der ursprüngliche Mensch und, in gesteigertem Grade, der in seiner Urwesentlichkeit sich stetig entwickelnde und vervollkommnende Mensch ist zu jeder Zeit und überall der einzig wahre Mensch. An sich ist nichts weder gut noch böse; der Gedanke macht es erst dazu, sagte der echt protestantische, rein menschlich gesinnte Shakespeare.

„Nicht die Natur ist ruchlos und verkehrt,
Nur schlechte Führung hat die Welt verdüstert,“

so urteilte schon der erzkatholische Dante.

Wenn nun aber nicht die menschliche Natur, sondern schlechte Führung die Welt verdüstert hat, so könnte man fragen: Ist denn die schlechte Führung nicht auch ein Ausfluß der menschlichen Natur, und beruht nicht der Satz, daß diese, wie alle Natur, als eine Emanation der göttlichen Natur an sich nicht böse sei, nicht böse sein könne, auf einer irrigen Anschauung? Hat nicht, so könnte man weiter fragen, eine abgelebte, in Wahnsinn oder Heuchelei versunkene Priesterschaft doch recht, wenn sie fortgesetzt behauptet und lehrt, der Mensch sei in seines Wesens Kern grundverderbt, und es sei auch nichts Gutes an ihm durch sein eigenes Verdienst? In der Annahme, daß solche der Überlegung sehr würdige Bedenken sich erheben könnten, will ich a priori versuchen, sie durch folgende Thesen zu beschwichtigen. 1. Da Gott aus Vernunftgründen als die Summe alles Weltseins und als der Jubegriff aller Vernunft, Vollkommenheit und Herrlichkeit gedacht werden muß, und also der Seele des Menschen, als einer göttlichen Existenz, der göttliche Odem eingehaucht ist: so muß auch der Mensch ein Teil sein von jenem Allsein und jener Allkraft, und folglich, dem Grund-

prinzip nach, sein, was die Ganzheit der Weltalldinge ist. 2. Aus dem Gottesbegriffe ergibt sich pure, daß der Begriff „des Bösen“ nicht auf die menschliche Natur, also nicht auf den Kern des Wesens des Menschen, zurückgeführt werden kann, weil es sonst mit der Weltwahrheit verbunden sein müßte. 3. Hieraus folgt, daß die Vorstellung, welche Lehre und Sitte mit dem sprachlichen Ausdruck verbinden, weil außerhalb des Gottesbegriffes liegend, nicht des Menschen Verhältnis zu Gott, sondern der Menschen Beziehungen zu einander innerhalb einer Gesellschaft betrifft, deren Gesetze und Einrichtungen mit ihren Daseinszwecken, und folglich mit der Weltordnung, im Gegensatz stehen. 4. Diese Gegensätze können ursprünglich nur die Folge menschlicher Schwäche und Irrtümer (der Schattenseiten der Vernunft) gewesen sein; denn der Mensch konnte in dem langen und rauen Entwicklungsprozeß vom Tiermenschen zum Vernunft- und Kulturmenschen nur durch Irrten zur Erkenntnis von Wahrheit gelangen; und es irrt der Mensch, so lange er strebt. 5. So lange der Mensch nur aus Schwäche und Irrtum ungerecht handelte, konnte folglich ein „Böses“ nicht sein, „das Böse“ nicht in die Welt treten. Es trat zuerst auf, als der stärkste Grundtrieb der menschlichen und aller Natur, der Grundtrieb der Selbsterhaltung, — der Wille zu leben, — in dem Kampfe um das Dasein sich herrschig geltend machte, und es nun mächtigen Individuen gelang, Lebensvorteile für sich zum Nachteil anderer zu erobern, diese geraubten Privatvorteile als ein persönliches Einzelrecht zu behaupten, sowie ihren Mitmenschen weiszumachen, das an ihnen begangene Unrecht sei ihr Recht, und sie aufzufordern, dieses Unrecht als Recht anzuerkennen. So entstand das Böse, das Grundböse: die Ungerechtigkeit und die Lüge unter den Menschen. 6. Da jener Grundtrieb der menschlichen Natur im Laufe der Zeit und den sich bildenden Hindernissen gegenüber in verstärktem Grade gebieterisch sein Erfüllungsrecht forderte, so konnte es nicht fehlen, daß er in jene Sucht ausartete, welche, unbelümmert um die Existenz und das Wohlergehen anderer, nur das eigene Wohl will. Die Selbstsucht aber mußte durch fortgesetzte Aneignung fremden Rechts und Guts immer stärker und mächtiger in den Mächtigen werden; und da diese gegen die Ansprüche und Anfechtungen der Nichtmächtigen im Genuße ihres Besitzes bleiben wollten, so sannnen sie auf Gewaltmittel, um ihr angemessenes Recht zu erzwingen und über die Schwachen herrschen zu können. So wurden Selbstsucht und Herrschsucht die Töchter der Lüge und der Ungerechtigkeit. Und diese vereinigten Gewalten beherrschen das Menschengeschlecht und mit ihm die Erde bis auf diesen Tag. Sie sind es, welche noch immer die Herrschaft der Vernunft, der Gerechtigkeit und Wahrheit, und folglich die Gottesherrschaft unter den Menschen, verhindern. 7. Was der Menschen

Not und Irren geschaffen, können aber menschliche Einsicht und Thatkraft vernichten. Man gebe nur der Vernunftthätigkeit volle Freiheit und dem menschlichen Bedürfen volle Genüge, und das Reich der Lüge und des Unrechts wird zusammenbrechen. Ihre Entthronung wird zugleich eine entscheidende Niederlage der Selbstsucht und der Herrschaft herbeiführen. Die Erlösung der Menschen wird einmal eine geschichtliche Thatfache sein, und in dieser Großthat der Vernunft die Menschheit über sich selbst triumphiert haben. Die schlechte, weltverdüsternde Führung hat dann ihr Ende erreicht. Die ewige Wahrheit aber wird dann leuchten, so klar wie des Himmels Sternenaugen, daß die menschliche Natur, der göttliche Kern im Menschen, nicht rucklos und nicht verkehrt ist.

Wer die dargelegten Wahrheiten in ihrer ganzen Bedeutung erkennt, für sie leidenschaftlich erglöhnt, und die Kraft, wie die Macht hat, auf ihrem heiligen Grunde die Menschheit zu erneuen, der wird die Rätselsfragen der Sphinx dieses Jahrhunderts gelöst haben und der Held einer neuen Kulturepoche sein. An der Durchführung der großen Reformation zweifeln, heißt: an dem kosmischen Entwicklungsgesetze zweifeln; heißt: zweifeln an der ewigen Weltwahrheit. —

Der erste praktische Schritt auf der Siegesbahn zu jener Geisteshöhe des Gottesbewußtseins im Menschen und der Gottesherrschaft durch den Menschen ist die Ausbildung der Vernunftthätigkeit und der Gebrauch der Vernunft in allen Angelegenheiten, sowie die Sicherung der Freiheit für alle menschlichen Individuen, dem Vernunftrechte gemäß handeln zu können. Denn erst dann, wenn der erhoffte und ersehnte — ach, wie lange schon ersehnte! — Vernunft- und Freiheitsstaat sein Siegesbanner aufgepflanzt hat, ist die feste und dauernde Grundlage für die allmähliche Verwirklichung des großen Problems gewonnen. Dann erst hat der Entwicklungsgang der idealen Triebkräfte einer Nation jene Kulturhöhe erlangt, auf welcher sie befähigt ist, das geistige, sittliche und körperliche Sein aller ihrer Genossen vollkommen auszugestalten, um es im Dienste des nationalen Ganzen zu verwerten. Man könnte auch schlechtweg sagen, die nächste Aufgabe der Staatspädagogik bestehe wesentlich darin, jedem Staatsgenossen zu seinem wahren Ich zu verhelfen. Denn das individuelle Ich geht zumeist verloren, muß zumeist in einer Volksgemeinschaft verloren gehen, in welcher jene Vereinigten die Gewalt Herrschaft ausüben, und daher der eine die Beute des anderen wird. Zwei Seelen wohnen in der Brust aller Unfreien und Elenden, und nur wenige selbständige Charaktere kann es in einer solchen unfreien und elenden Gemeinschaft geben, die ohne Doppelgänger durchs Leben schreiten.

In der That: der erste folgengroße Schritt zu der Menschheit Sonnenhöhen ist die werththätige Bezeugung der Erdenbürger, daß sie Herren über ihr Ich seien. Besitzt ein jeglicher sich selbst und erblickt er in keinem andern ein Nicht-Ich, so wird er fähig und würdig werden zu einem Bürger des Gottesreiches. Die Preisgebung und Mißachtung der Persönlichkeit im Staate der Unvernunft und Willkür hat die überwältigende Mehrzahl der Menschen zu besetzten Werkzeugen, wie Aristoteles die griechischen Sklaven nannte, erniedrigt. Nun aber muß es gelten, mit der Majestät der Vernunft das Recht und die Freiheit der Persönlichkeit zu retten und sie triumphieren zu lassen über jede Art von Tyrannei, heiße sie Cäsarismus oder Mammonismus, Klerokratie oder Demokratie, Oligarchie oder Chlokratie. Herr über sein Ich sein, heißt: es entfalten im Lichte der Vernunft unter Respektierung der andern Ichs, so daß der einzelne sich über der Gattung vermesse und sein Leben dem Leben des Ganzen unterordne. Das Individuum ist sich selbst Zweck, damit es sein und werden und wirken könne; nur dem Staats- und Menschheitsganzen gegenüber muß es Mittel sein, damit dieses Ganze seine höheren Zwecke zu erfüllen befähigt werde. Wenn es den Staats- und Gesellschaftsbaukünstlern gelungen sein wird, Staat und Gesellschaft bergestalt organisch einzurichten, daß ein jeglicher im vollen Besitze seines ihm angeborenen Ichs sei, und ferner ein jeglicher die Freiheit hat, den idealen Kern seines Mikrokosmos pflegen, stärken, erhöhen, sowie mit ihm, ohne Beschränkung der Freiheit anderer, seiner Eigenart gemäß, schalten und walten zu können, so wird das wahre Ich das falsche Ich allmählich verdrängen und der furchtbare Riese Selbstsucht zu einem unschädlichen Zwerge zusammengeschrumpft sein. Aus Bösem muß Gutes werden. Das eben ist der Fluch des „Bösen“, daß es wohl eine lange Zeit hindurch fortzuegend Böses gebiert, daß es aber doch zuletzt durch seine eigenen Thaten sich selbst vernichten muß. Es muß zu Grunde gehen an dem Demantfels der Vernunft, — dem Charakter der Menschheit.

Diesem Charakter gemäß wird das falsche Ich gezwungen werden, seinen erbärmlichen Dünkel aufzugeben und sich dem allgemeinen Gesetze zu unterwerfen: es wird aufhören, ausschließlich sein Wohlbefinden zu erstreben, sich selbst zu vergöttern. Denn das echte Ich bedeutet Selbstverleugnung und Selbstentäußerung, und das Ziel seines Strebens ist: die Wohlfahrt aller. Es lebt deswegen in inniger Berührung mit dem Pulsschlag seines Volkes und der Menschheit, sowie in inniger Berührung mit dem großen Herzen der Natur. Diese Selbstentäußerung ist das wahre Leben des echten Ichs; jene Selbstvergötterung das wahre Leben des falschen Ichs. Das mächtige Gebot des „daimōn“ wird den Zwiespalt endlich lösen, das

falsche Ich vom wahren Ich einst überwunden sein in Freiheit und durch Gerechtigkeit, und das echte Ich der Leitstern werden für die Gesinnungen und Handlungen der Menschen. Wirkt und schafft es einst in Millionen, so wird es zum Heiland der ganzen Menschenwelt. In dem falschen, selbstfüchtigen, nur an seinen Vorteil denkenden, lügenhaften Ich ist dagegen der göttliche Funke tief herabgesunken. Dieses Ich hat die Verkümmernng und das Elend der bürgerlichen Gesellschaft verschuldet, und es ist zu einem ungeheuren Wurme herangewachsen, welcher am Herzen jedes Volkstörpers frisst. Alle Weisheit der Volkserzieher und Gesetzgeber besteht daher in der Hauptsache darin, unausgesetzt darauf hinzuwirken, daß alle Volksgenossen im vollen Besitze ihrer eigenen ursprünglichen Persönlichkeit seien und es jedem ermöglicht werde, diese ihre Persönlichkeit zum Wohle des Volksganzen bis zur höchsten Kraft zu entfalten. Denn das Individuelle ist nicht nur das einzig wahrhaft Interessante aller Daseinserscheinungen, es ist auch die einzige Form, in welcher der menschliche Geist sich bethätigen kann. Sogar der Weltallgeist bedarf der Einzelgeister zu seiner Offenbarung und zur Kundgebung seiner Herrlichkeit. Darum ist das größte Gottesgeheimnis für den Menschen stets der Mensch. Höchste Entfaltung der ursprünglich eigenen Kraft ist daher religiös-ethisches Gesetz für jede Menschen- und für jede Volksindividualität.

Der Vernunft- und Freiheitsbegriff für die praktische Gestaltung eines Staatswesens fällt sonach mit dem Inhalte des Sittengesetzes zusammen; nicht bloß mit dem Sittengesetze, wie es die Stifter und ersten Lehrer des Christentums, sowie die Weltweisen unter den christlichen Völkern, sondern auch die Denker und Religionsstifter unter andern Kulturvölkern der vor- und nachchristlichen Zeit mehr oder minder deutlich erkannt und gelehrt haben. Denn der praktische Vernunftbegriff besteht darin, daß im Staate nichts gelehrt und verkündigt werde, was im feindlichen Gegensatze zu den in seinen Schöpfungswerken geoffenbarten und von den Denkern erkannten Wahrheiten des Weltallgottes steht. Gott ist kein Gott der Parteilichkeit und Willkür, der über die Weltgesetze und Weltkräfte nach Belieben schaltete, und dessen Willen durch der Menschen Worte und Handlungen irgendwie bestimmt werden könnte. Da er vielmehr die Summe alles Weltseins, alles in allem, und somit der einzige wahrhaftige Lehrer und Erzieher des Menschengeschlechts ist, so muß er als solcher auch der große sittliche Gesetzgeber sein, der da lebt und wirkt in allen, der aber in den reinsten Gottesknechten am reinsten und kräftigsten sich offenbart. Der praktische Freiheitsbegriff besteht aber darin, daß ein jeglicher, der Menschenantlig trägt, nicht, wie es im Willkürstaate geschieht, das Recht habe, seine soziale und wirtschaftliche Übermacht rücksichtslos zu selbstigen

Zwecken auszunutzen, sondern die durch Gesetze und Einrichtungen sicher gestellte Freiheit habe, seine Individualität innerhalb und im Zusammenhange mit der Volksgemeinschaft, sowie im Dienste dieser Gemeinschaft, auszugestalten und fruchtbar zu machen.

So erwächst das Sittengesetz auf den granitnen Fundamenten der Vernunft und der wahren individuellen Freiheit. Auf der Grundveste der Vernunft: denn es gebietet uns: in unseren Gesinnungen und Handlungen im steten Einklange zu sein mit dem mächtigen Rufe im Tempel unserer Brust, über unsere Person hinweg für die Gattung zu leben; uns selber in dem Streben für andere zu vergessen; und also gegen andere nichts zu thun, von dem wir nicht wünschen möchten, daß andere das nämliche auch gegen uns thun. Das auf Vernunft gegründete Sittengesetz verlangt von einem jeden, daß er seine ganze Kraft einsetze für ein glückseliges Leben aller seiner Mitmenschen; aber auch, daß er zugleich alles thue, daß ein jeglicher dieser Glückseligkeit würdig sei. Denn ohne Würdigkeit, glücklich zu sein, giebt es keine Glückseligkeit, weil die rechte Glückseligkeit ohne Sittlichkeit undenkbar ist. Gleichwie nun das Sittengesetz seine Wurzel in der Vernunft hat, so findet es sein eigentliches Leben und Gedeihen in der Freiheit. Denn wenn es sich nicht kundgeben und geltend machen kann, so ist es einem verzauberten Schaze vergleichbar: man kennt wohl seinen Wert, aber man kann ihn nicht heben und folglich keinen Gebrauch von ihm machen. Die Freiheit ist mithin der Atem des Sittengesetzes. Sie ist der Baum des Lebens, welcher die goldenen Früchte hervorzaubern muß. Wenn das Sittengesetz in einer zerklüfteten, von Lüge, Willkür und physischer Gewalt beherrschten Volksgemeinde seine Kraft und Hoheit verloren hat, so ist nicht die menschliche Natur, sondern jene Wahrheits- und Freiheitshasser sind daran schuld, welche die Quellen der Wahrheit vergiften und die natürlichen Bande politisch-sozialer Solidarität zerrissen haben. In dem schrankenlosen Rennen und Rasen nach des Lebens materiellen Gütern hat man es schönede vergessen, daß die erste Bedingung zur Erlangung sittlicher Freiheit darin besteht, daß ein jeglicher sich zum Wohle des Gesellschaftsganzen in seinem Begehren zu beschränken und seine als durch eigene Einsicht und vom eigenen Willen gezogenen Schranken zu respektieren wisse. Wo das Gesetz sittlicher Freiheit nicht herrscht, da ist eben das Reich der Willkür, in welchem die eiserne Faust das Szepter führt, und gegen welches die niedergeworfenen rechtschaffenen Bürger einen offenen Kampf bis zur Vernichtung dieses Reiches zu führen allezeit und überall nicht nur das Recht, sondern im Namen der Menschheit und der Menschlichkeit die heilige Verpflichtung haben.

Dieses auf Vernunft und Freiheit gegründete Sittengesetz ist der Grundpfeiler des theokratischen Staatsgebäudes. Kein Weltweiser hat es erfunden, und kein Volk hat allein Kunde von seinem Dasein. Die ethischen Gesetzbücher der Völker sind nur der Widerhall der gewaltigen Prebigt in der menschlichen Brust: Das sollst du thun und das sollst du nicht thun. Da liegt die Quelle des Gesetzes, und weise Männer schöpften aus ihr und labten die dürstende Volksseele, ehe auch nur ein Buchstabe aufgeschrieben worden war. Nach der kirchlich-pragmatischen, der ewigen Gerechtigkeit meist widersprechenden Buchstaben-Ethik kann keiner ein Tugendheld werden. Die echte, aus erster Hand flammende Ethik lebt, wie auch alle Logik und alle Ästhetik, unausgesprochen tief in der menschlichen Brust. Das echte Sittengesetz ist daher für jeden Staat, für jede Gesellschaft, für jede Volksgemeinde geschaffen worden. Freilich wird es von den verschiedenen Staats- und Gesellschaftskörpern, sowie von den unendlich verschiedenen Individuen, je nach dem Grade ihrer Vernunftentwicklung und Geistesbildung, sowohl dem Werte als der Art nach, sehr verschieden ausgeübt.

Das echte Sittengesetz kann deswegen, obshou es echt christlich ist, nicht ausschließlich christlich sein. Und in Wahrheit: seine Grundzüge — wie auch die Worte, welche es verkünden, immer lauten mögen — finden sich ebensowohl in der Ethik der Buddhisten, wie in den Gesetzbüchern der alten Perser; sie finden sich ebensowohl bei den der vorchristlichen Zeit angehörenden Philosophen der Chinesen, wie der Griechen; ebensowohl bei den alten ägyptischen Priestern, wie bei den Propheten der Hebräer. So sagt z. B. der große chinesische Denker Lao-Tse, welcher im sechsten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung wirkte, in seinem klassischen Buche „Der Weg zur Tugend“: „Des Weissen Herz schlägt gleichmäßig für die Welt und er behandelt alle Menschen, als ob sie seine eigensten Brüder seien.“ (Der Prophet von Nazareth lehrte bekanntlich: „Wie ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, so thut ihr ihnen.“) Lao-Tse sagt: „Es giebt drei Kleinode: Liebe, Zufriedenheit, Demut; aber die Liebe ist das größte unter ihnen.“ Ein andermal sagt er: „Der Mensch, welcher Liebe für seine Mitmenschen hat, den schützt der Himmel.“ Und ferner: „Wer das Wahre und Gute pflegt und hegt nicht nur für sich, sondern gemeinnützig handelt, und den Sinn dafür im ganzen Reiche zu verbreiten sucht, dessen Tugend ist vollkommen.“ Wenn fielen beim Lesen dieser Sprüche nicht Parallestellen aus den Reden des Rabbi Jesus und der Apostel ein? Und wenn Lao-Tse an einer andern Stelle seiner Schrift bemerkt: Wer groß gefinnt, edel und vortrefflich ist, der hat das Ideal der Menschenwürde erreicht, dem erschließt sich der Himmel, der kennt die Ewigkeit, d. h. der ist ein leuchtendes Vorbild für die Menschheit, ein moralischer

König: wem wäre es nicht, als ob der Reformator des Judentums dieses Wort gekannt, als er von dem Königtum seines „Himmelreiches“ träumte? Buddha lehrt: „Das Leben ist ein Dasein voll Qual. Nur dann ist es erträglich, wenn der eine des andern Not lindert.“ Der Grundgedanke seines Systems ist: erbarrende Liebe nicht nur gegen die Menschen, sondern gegen alle Wesen. Auf die Frage: Wer ist der Nächste? antwortet Buddha: Jedes atmende Wesen. Auf dieser Erkenntnis des Wesenseinsseins aller Wesen beruht, so bemerkt Schopenhauer, alle echte Tugend, deren realer Ausdruck jede gute That ist. Nicht minder sind jene Grundzüge dargelegt in den „heiligen Büchern“ der Religionshelden und Sittenlehrer nicht-christlicher Völker der nachchristlichen Zeit.

Das auf Vernunft und Freiheit gegründete Sittengesetz ist mithin keinem Volke besonders geoffenbart worden; und es kann folglich kein Volk gegeben haben, welches von der innerhalb und außerhalb der Menschheit thronenden Geistesmacht als ein „auserwähltes“ hätte gekennzeichnet werden können. Es ist darum auch an kein Volk und kein Land, sowie an kein Bekenntnis gebunden; und gerade deshalb, weil es weder konfessional, noch national ist, ist es wahrhaft menschlich. Je höher aber die Gesittungs- und Bildungsstufe eines Volkes steht, um so vollkommener werden seine kulturellen und kultuellen Staatseinrichtungen, und um so mehr werden die Handlungen seiner einzelnen Genossen der äußere Ausdruck eben dieses Sittengesetzes sein. Und eben deshalb: Um so gewissenhafter und kraftvoller das Sittengesetz in einer Volksgemeinschaft ausgeübt wird und alle ihre öffentlichen und privaten Äußerungen und Handlungen durchdringt, je gesunder und blühender wird diese Volksgemeinschaft sein und je glücklicher sie sich fühlen in dem von ihr geschaffenen Reich der Gnaden, wie Leibniz ein solches Reich genannt hat.

Da nun das Sittengesetz ein kosmopolitisches Gesetz und von der menschlichen Natur unzertrennlich ist, so ist es auch ein weltliches Gesetz. Alles Sittliche und Geistige, alles, was wir Kraft und Stoff nennen, Gott und Natur, — Alles ist recht eigentlich rein weltlich. Vielleicht klingt dieser Ausspruch manchem noch paradox; aber er ist nichts destoweniger unbedingt wahr. Die echten Paradoxa werden früher oder später Doxa werden, nicht bloß als abstrakte Vorstellungen, sondern auch im Hinblick auf die Gestaltung der wirklichen Dinge innerhalb einer Volksgemeinschaft. Denn der Mensch ist ein Wesen der Erde, und diese Erde ist ein Glied in dem ungeheuren Organismus, welchen das Weltganze darstellt. Alles, was wir denken und empfinden, denken und empfinden wir in Bezug auf das Weltganze. Alles, was wir unternehmen und vollbringen, unternehmen und vollbringen wir in der Welt und für die Welt. Jedes Individuum ist ein lebendig

Teilchen des unendlichen Weltalls. Und da die Gottheit den Weltdingen immanent und außerhalb des einen Weltalls kein zweites Weltall existieren kann, so muß auch des Menschen Verhältnis zur Gottheit weltlich sein. Es kann in Wahrheit nicht anders, als weltlich sein, weil eben ihr Wesen und Sein gleichbedeutend ist mit dem Wesen und Sein des Weltganzen, und wir uns in den seligsten Augenblicken unseres Daseins und auf der Höhe unseres Erkenntnistrebens der wundervollen Tatsache so recht innig und wahrhaftig bewußt werden, vereinigt zu sein mit dem unendlichen und doch allgegenwärtigen Weltallgotte. Ja, alles ist weltlich; denn Gott ist die Welt: sein ganzes Sein strahlt im ewigen Sternenglanze reinsten Weltlichkeit! Und in dieser Gewißheit allein wird der Mensch über den Menschen siegen!

So lange es eine herrschsüchtige Priesterchaft giebt, hat man zwei gewaltige Anstrengungen gemacht, einen unverföhlischen Gegensatz zwischen dem Weltlichen und dem Geistigen, beziehungsweise dem Göttlichen, sowie auch zwischen dem Weltlichen und „Geistlichen“ festzulegen; aber diese Anstrengungen unreifer oder lügenhafter Geister mußten, weil sie gegen die Weltwahrheit gerichtet waren, sich vor dem Verstande der Wahrheitsforscher als unabsichtliche oder beabsichtigte Täuschungen erweisen. Das Geistige ist eben in der Vereinigung mit dem Stofflichen das Weltliche; und das, was die Kirche „geistlich“ nennt, ist lediglich ein korruptiertes Beiwort, welches das Amt der Diener derselben von allen anderen Berufsarten unterscheiden, namentlich aber auch zur Unterstützung ihres hohlen Anspruches, in einem näheren und vertrauteren Verhältnisse zu Gott zu stehen, als andere nicht geistliche Leute, dienen soll. Die Welt aber ist eben alles, was Dasein hat, und außer ihr ist nichts. Der Mensch gleicht zwar nur einem mikroskopischen dunklen Pünktchen auf einem winzigen Teil des unermesslichen Weltganzen; aber er ist eine kleine Welt für sich, wenn er ist, was er sein soll — ein wahrer Mensch.

Gleichwie nun im Weltganzen das Geistige, wie das Körperliche, das vermeintlich Erhabene, wie das vermeintlich Niedrige weltlich ist, alles und jedes nicht anders sein kann, als weltlich: also kann auch innerhalb einer Staatsgemeinschaft nichts sein, nicht einmal vernünftigerweise gedacht werden, was nicht weltlich wäre. Alles, was des Menschen Sein und Wesen ausmacht: sein Geist und sein Leib, sein Wollen und sein Können, sein Wissen und sein Glauben, die höchsten Gegenstände seiner tiefsten Verehrung und sein heiligstes Ahnen: alles, alles ist in alle Ewigkeit weltlich. Darum können und sollen auch alle Gesetze und Einrichtungen, durch welche die Gesamttätigkeit einer Volksgemeinschaft, sowie die Privatthätigkeit

ihrer einzelnen Mitglieder geordnet und fruchtbar gemacht wird, — gleichviel ob sie die Pflege idealer oder den Austausch realer Güter unter den eigenen Genossen oder den Verkehr mit den Genossen eines fremden Volkes, oder ob sie das Verhältnis des einzelnen zum Volks-, Menschheits- und Weltganzen betreffen, — weltlich sein und nur weltlichen Zwecken dienen. Andere als weltliche Zwecke giebt es eben nicht im ganzen Umkreis der Natur; sie sind bei der gewissenhaftesten Prüfung nirgendwo zu finden, bei der umfassendsten Erkenntnis schlechterdings nicht zu ergründen.

Es wäre folglich seit den frühesten Anfängen geordneter Staatsbildungen die hehre Aufgabe der Staatsgewalten gewesen, die ursprünglich weltliche Einheit jener Bildungen zu erhalten; aber nur in einzelnen wenigen Volksgemeinschaften mag es den Einsichtigen und Mächtigen gelungen sein, dieser Staatseinheit einige Dauer zu verleihen. Zu diesen Staatsbildungen gehört in erster Linie der patriarchalische Staat; denn dieser war ein vollkommen theokratischer Staat. Mit dem Auftreten der Könige erschien aber auch sehr bald der Priester auf der Weltbühne. Mit seinem Erscheinen ging die Einheit der Staatsidee verloren, das natürliche Sittengesetz wurde unterdrückt, und an seine Stelle trat entweder das täuschende Orakel oder der platte Glaubens- und Nachspruch der Priester. Der Konflikt des Königs Saul mit Samuel ist typisch für alle Folgezeiten geworden. In dem Augenblicke, als der Priester zum Könige sagte: Dein Wille ist der Wille des Herrschers über sein Volk. Aber ein höherer Wille steht über deinem Willen, der Wille Gottes. Diesen göttlichen Willen zu erforschen und zu offenbaren, ist die Aufgabe des Priesters. Und diesem höchsten Willen hat auch der König sich zu unterwerfen; denn Gott steht höher, als der König, und folglich ist auch das Priestertum eine höhere Macht, als das Königtum. Damit der König aber den Willen Gottes zuversichtlich erkenne, bedarf der König des Priesters; und damit dieser Wille genau und pünktlich vollzogen werde, bedarf das Priestertum der Macht des Königtums. Schließen wir daher einen Pakt zum gegenseitigen Schutze und zur Befestigung unser beider Herrschaft. Und der Pakt wurde geschlossen. Und ein solches Vertragsverhältnis, das folgenschwerste und verderblichste, welches jemals zur Geltung gelangt ist, besteht, obchon es im Laufe der geschichtlichen Entwicklung der Völker tausendfältig bald von der einen, bald von der andern Seite verletzt und nicht selten, wenn die eine Macht gegen die andere Macht mit kriegerischem Erfolg sich erhob, völlig aufgelöst zu sein schien, in allen Kulturstaaten bis auf die Gegenwart thatsächlich weiter. Mit dem Untergange des patriarchalischen Staates ging auch der theokratische Staat zugrunde: die natürlich-religiöse, menschlich-vernünftige Gottesherrschaft innerhalb einer Volksgemeinde, die einer großen

Familie gleich, an deren Spitze der Erzwater stand und in deren sämtlichen Gliedern der gottesherrschafliche Gedanke lebendig war. Die Theokratie der Päpste in ihrem Priesterstaate, obwohl ihre Herrschaft meistens mächtiger, als die der Könige war, ist zu keiner Zeit eine Gottesherrschaft, geschweige denn eine unmittelbare Regierung Gottes gewesen. Sie war allezeit Priesterherrschaft. Und diese hierarchische Gewalt hat in allen christlichen Staaten die Einheit des Staates zerrissen, sowie die Macht und Würde der Staatsgewalten herabgesetzt. Aber den Gottesgedanken im menschlichen Gemüte hat jene Gewalt doch nicht ertöten können: nach jeder scheinbaren Niederlage brach er nur um so machtvoller wieder hervor, und er wird immer sieghaft sein bis an das Ende der Tage.

In der That und in der Wahrheit: Die Kirchengewalt hat allezeit darnach gestrebt, die Staatsgewalten sich zu unterwerfen, um Universalherrschaft zu erlangen. Im Universalreiche der geistlichen Könige sollte alle Macht, die politische wie die kirchliche, in diesen Königen, den sogenannten Statthaltern Christi, „des wahrhaftigen Gottes aus dem wahrhaftigen Gotte“, vereint sein und von ihnen unbeschränkt ausgeübt werden. Alle nichtgeistlichen Könige, alle nichtgeistlichen Gewalthaber der Erde sollten nur als Lehnsherren Seiner Heiligkeit und Majestät des regierenden Papstes Geltung haben. Die Kirche steht höher, als der Staat, um so viel höher, als der Himmel höher ist, als die Erde, und die Kirche hat nie geirrt; sie kann nie irren: das war der Felsen Petri, auf den der kühne Gewaltherrscher Hildebrand die kirchliche Welt Herrschaft gründen wollte. Und in Ausführung dieser ungeheueren Aufgaben wuchs das Übergewicht der Kirche über den Staat unter der Zwingherrschaft Gregors VII und seiner nächsten Nachfolger bekanntlich so übermächtig an, daß Innocenz III. sich erdreisten durfte, den Papst die Sonne, welche das Weltall erleuchte und den deutschen Kaiser den Mond zu nennen, welcher seinen Schein von der Sonne zu borgen habe. Reichszepter und Reichsschwert gehören in Ausführung jenes die Menschheit erniedrigenden Planes in Wirklichkeit dem Papste. Er verleiht des Reiches Macht- und Ehrenzeichen dem Kaiser nur, damit er sie mit der kirchlichen Macht, d. h. mit dem Kreuz, dem Segen oder dem Fluche des Papstes, je nach seiner Willkür, vereinige und lediglich im Dienste der „nie irrenden Kirche“ gebrauche. Was die Omnipotenz der Kirche und der teuflische Gedanke einer päpstlichen Universalmonarchie bedeutet, haben uns insbesondere der schmachvolle Fall des deutsch-römischen Kaisertums durch die schändliche Buß- und Bettelfahrt Heinrich IV. nach Canossa, sowie die Scheußlichkeiten der im Namen des „heiligen Vaters“ und der „nie irrenden“ Kirche, unter Gutheißung der politischen Mächte, eingesetzten und funktionierenden Glaubens-

und Regerverichte gelehrt. Das gerade ist der wesentliche Unterschied zwischen einer Schein- und einer Seitheokratie, daß unter einem päpstlich-autokratischen Kirchenregimente Staat und Gesellschaft und alles, was wir Bildung und Befittung nennen: Kunst und Wissenschaft, Wahrheit und Tugend, Erkenntnis und Glaube, Streben und Weben, Handel und Wandel, Recht und Unrecht, das öffentliche wie das häusliche Leben, kurz, das ganze Kulturleben der Völker und jedes einzelnen Individuums der grenzenlosen Willkür eines herrschsüchtigen und scheinheiligen Priesterkönigs, sowie der brutalen Gewalt seiner Ober- und Untergenerale bedingungslos überantwortet ist; während in einem wirklich theokratisch geordneten Staatswesen der Staat die erhabene Aufgabe zu erfüllen trachtet, in allen Staatsgenossen das Gottesbewußtsein zu wecken und zu stärken, ihre Würde als Vernunftwesen zu wahren, sowie die göttliche Kraft, welche in und mit jedem Einzelnen geboren wird, sich frei entwickeln, vervollkommen und zur vollen Wirksamkeit entfalten zu lassen. Der Gegensatz zwischen Staat und Kirche, staatlicher und kirchlicher Theokratie, ist ein unermesslicher und unverzähllicher.

Das Institut der Kirche war von jeher ein Institut der Macht und des äußeren Zwanges, und als solches stets ein fremdes und feindliches Element im Staate; je herrschsüchtiger die Kirche wurde, je mächtiger und gewalthätiger sie sich erwies, um so verderblicher wurde sie den Angelegenheiten des Staates, sowie den wahren Interessen der Menschheit. Jeder widersinnige Dualismus wirkt schädlich; am allererschädlichsten aber hat in allen christlichen Jahrhunderten der geisttödtende, die Staatseinheit zerstörende Dualismus von Staat und Kirche gewirkt. Diese Zweiheit ist, wie kurz nachgewiesen wurde, das größte Hindernis für den Staat gewesen, seine schwierigen Aufgaben zu erfüllen und seine hohen Zwecke zu erreichen. Und deshalb, weil die Priester- und Kirchenherrschaft in keiner Volksgemeinde aus den natürlichen Verhältnissen einer organischen Entwicklung herausgewachsen und folglich Usurpation ist; weil sie ferner in ihren Geboten und Einrichtungen ununterbrochen im Widerspreche mit der Weltwahrheit und Weltvernunft sich befindet; und weil sie dem Staate das erfahrungsmäßig stärkste Hemmnis ist, sich zu einem Staate der Vernunft und Freiheit herauszubilden: deshalb ist es nicht nur das Recht, sondern in höherem Grade die Pflicht der Staatsgewalt, den unheilvollen Dualismus zu vernichten und die vollkommene Staatseinheit und Staatshoheit herzustellen. Das jus reformandi ist zudem ein uraltes und unveräußerliches Recht. Macht der Staat von diesem seinem Rechte kraftvoll Gebrauch, so muß eine solche Rechtsanwendung zu einer Verschmelzung von Thron und Altar führen. Gleichwie Haupt und Herz in jedem menschlichen Individualwesen vereinigt und gemeinsam thätig sein müssen, um dessen Er-

haltung, Entwicklung und Vervollkommnung zu sichern: also müssen auch die Verstandes- und Gemütsangelegenheiten einer Vollindividualität einheitlich verbunden und somit von einem Geiste erfüllt, von einem Vernunftwillen geleitet sein. In einer solchen unteilbaren Einheit psychischer und physischer Kräfte im lebensvollen Organismus eines Staatsganzen werden auch die verwandten ethischen Mächte ihre innige Verbindung finden, weil deren Gedeihen nur auf der sicheren Grundlage der Menschennatur und der darin gegründeten Menschenwürde ermöglicht werden kann. So lange aber im Staate, unter dem Schein von Ordnung und Freiheit, die Gewaltherrschaft des materiell Starken, und somit das bellum omnium contra omnes besteht; so lange der Staat die Kirche als geist- und bildungsfeindliche Macht neben sich duldet, oder auch nur dulden muß; so lange die Bedeutung der Kirche weniger auf dem religiös-ethischen, als vielmehr auf dem politischen Gebiete liegt, und die anachronistische Fortexistenz oder die radikale Reformation derselben eine reine Machtfrage zwischen den beiden Mächten ist; so lange lebt die bürgerliche Gesellschaft noch in barbarischen Zuständen, und so lange ist sie noch von jenem geistigen Gewaltbunkel umgeben, dem die geistfeindlichen und weltordnungs-widrigen Glaubensdogmen entstammen.

J. G. Fichte führte in seiner Staatslehre aus, daß die alte Kirche als Zuchtmittel durchaus zu Ende sei und der Staat die Gebiete, welche sie im Laufe der Jahrhunderte an sich gerissen, wieder zurückerobern und dauernd behalten müsse. Auch in seinen politischen Fragmenten erörtert er die tiefliegende Frage. Er schreibt wörtlich: „Es muß einen Zeitpunkt geben, wo die Kirche aufhört, etwas für sich zu sein und aufgenommen wird in den Staat.“ Und ferner: „Die Welt geht aus von einer geglaubten, und endet in einer durchaus verstandenen Theokratie. Gott wird wirklich einmal herrschen, nicht bloß als „Lehrer, sondern als lebendige und lebendig machende Kraft.“ Auch Cromwell hatte schon gesagt: „In Kirche und Staat halten wir uns an das, was wirklich Gottes Wahrheit ist.“ Und alle großen Staatsweisen haben so oder dem ähnlich gedacht, auch deutsche Kaiser und deutsche Könige. Allen voran stehen der römisch-deutsche Kaiser Friedrich II., der große Hohenstaufe, und Friedrich der Große. Friedrich II., „die Sonne welche den Völkern leuchtete“, ist der einzige von allen Kaisern, welcher in dem weltgeschichtlichen Kampfe des römischen Kaisertums deutscher Nation gegen die Herrschgewalt des Papsttums, obgleich sie ihn mit ihren schneidigsten Waffen, mit Bann und Interdikt, mit Aufruhr und Verleumdung, mit Verschwörung und Bestechung auf Leben und Tod bekämpfte, uicuals zurückgewichen, sondern zu jeder Zeit die Staatsidee verteidigt und an der

Staatshoheit, der Klerokratie gegenüber, uneutwegt festgehalten hat. Vornehmlich um seine Heldengestalt wob die Sage ihre Gebilde. (Auch die Kyffhäuser Sage bezieht sich auf ihn, nicht wie Rückert in seiner Ballade und nach ihm so viele Schriftsteller und Dichter irrtümlich angenommen haben, auf Friedrich I., den Barbarossa.) Jahrhunderte lang glaubte die Nation, er werde wiederkehren, um den „Drachen, der die Welt verführt hat, den Antichrist“, sowie alle Pfaffen und Mönche fortzujagen, das deutsche Reich als rein weltlichen Staat aufzurichten und der Welt den Frieden zu geben.

Der große Hohenzoller mag selber reden. Er schrieb an d'Alembert: „So lange die Fürsten theologische Fesseln tragen, so lange diejenigen, welche man bezahlt, um für das Volk zu beten, über dasselbe herrschen werden: so lange wird die Wahrheit, welche diese Geistes Tyrannen unterdrücken, die Völker nie erleuchten, und die Weisen werden nur im Stillen denken.“ Über die Einführung der christlichen Kirche unter Konstantin schreibt er: „Ich bin in meinem Studium der Kirchengeschichte bei der Entstehung des großen Schisma im Orient und fühle mich geneigt zu glauben, daß die ganze Welt von Konstantin bis auf Luther blödsinnig gewesen sei.“ In einer seiner ersten Thronreden heißt es: „Auch über meine Untertanen soll die Morgenröte der Vernunft aufgehen. Herrschsüchtige Priester sollen die Freiheit nicht einschränken. Keine allgemeine Religion soll herrschen! Jeder Geistliche wäre sonst ein Tyrann; alle würden die Aufklärung als ihren gemeinschaftlichen Feind verfolgen und die Dummheit unter dem Namen der Frömmigkeit als Idol aufstellen.“ Das furchtbare Wort Voltaires: *Ecrasez l'infâme!* hat der große König oft auf die Hierarchie der Priester und die christliche Kirche angewandt. So sagte er einmal zu de Cail: „Sie haben keine Idee, was für Schufte die Priester sind. Sie sind unverbesserlich, bis man ihre Klasse ausgerottet haben wird.“ Wie liebte er dagegen die Wahrheit, das gesunde Fortschreiten auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft. „Künste und Wissenschaften reichen sich die Hand; wir verbaulen ihnen alles; sie sind die Wohltäter des Menschengeschlechtes.“ „Je unterrichteter und gebildeter ein Volk ist, um so leichter ist es in Ordnung zu halten und um so fähiger, dem Staate tüchtige Diener zu liefern.“ „Es ist das schlimmste Unglück für einen König, über unwissende und deswegen dem gemeinsten Aberglauben verfallende Untertanen zu herrschen.“ „Ich wünsche, ein edles, kühnes, freideukendes Volk zu beherrschen, ein Volk, das Macht und Freiheit hätte, zu denken und zu handeln, zu schreiben und zu sprechen, zu siegen und zu sterben.“ In Übereinstimmung mit seinen Grundfäßen verlangte Friedrich „der Einzige“ denu auch, daß Erziehung und Unterricht der Jugend den

„Paffen“ möglichst entzogen werden und kein Geistlicher als Lehrer der Philosophie angestellt werden solle. Er war ferner der Überzeugung, daß die Religion am besten als Moral und Geschichte gelehrt werde; wie er denn auch in dem Studium der Religionsgeschichte das wirksamste Mittel gegen religiösen Wahnsinn erblickte. Der Grundgedanke Fichtes vom Wesen des theokratischen Staates, daß Gott in ihm als lebendig machende Kraft herrsche, lebte auch schon in der großen freien Seele des Philosophen von Sanssouci, den „die Natur zum Weltweisen machen mußte, weil sie ihn zu einem Urbilde der Könige machen wollte“.

Diese lebendig machende Kraft offenbart sich am kräftigsten in dem weltgeschichtlichen Prinzip des protestantischen Geistes. Denn seinem Grundwesen zufolge soll es weder Priester noch Laien geben, sondern nur Christen, d. h. deutende, freie, wahrheitsliebende, arbeitsfrohe, zu allen guten Werken tüchtige Menschen, von denen ein jeglicher sich eifrig bemühen soll, unumschränkt selbständig zu denken und zu handeln, und somit sein eigener Priester und sein eigener König zu werden. So sagte schon Luther in seiner Schrift: „Sermon von der Freiheit eines Christenmenschen“: „Wer mag ausdenken die Ehre und Höhe eines Christenmenschen! Durch sein Königreich ist er aller Dinge mächtig, und durch sein Priestertum ist er Gottes mächtig; denn Gott thut, was er bittet und will.“ In seiner Schrift: „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“, sagt er über die Priesterweihe insbesondere: „Durch die Taufe sind alle Christen zu Priestern geweiht und diejenigen, welche jetzt so genannt werden, unterscheiden sich nur dadurch von den anderen, daß sie von der christlichen Gesellschaft angestellt worden sind, im Namen aller gewisse Verrichtungen, hauptsächlich die Predigt des göttlichen Wortes, zu übernehmen.“ Die Durchführung der protestantischen Idee ist die Verwirklichung des theokratischen Staates. Der echte protestantische Geist ist zudem viel älter, als der katholische Geist; er ist so alt, wie die menschliche Kultur. Er war schon in allen Denkern aller Zeiten und aller Länder wirksam, und sie alle haben ihn geoffenbart, ein jeglicher in seiner Sprache. Der protestantische Gedanke glühte ebensowohl in der Seele eines Buddha, wie in der des Plato; ebensowohl in Kaiser Akbars, wie in Mahomed's großer Seele; ebensowohl in der Seele des Paulus, wie in der Seele Luthers und Lessings. Der Geist des Protestantismus ist der Geist, der lebendig wacht, der Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit. Er ist daher unbeflegbar, so sehr die Thoren auch zu Zeiten wännen mögen, ihn besiegen zu können oder gar ihn besiegt zu haben, und er wird demaleinst sicherlich auch alle Hemmnisse überwinden, welche die Mächte der Finsternis ihm jetzt noch entgegenstellen. Der deutsch-protestantische Geist drängt mit derselben un-

widerstehlichen Energie, wie im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, zur Reformation unserer unhaltbaren, grundverderblichen, durch und durch anachronistischen Zustände hin, und es werden ein zweiter Luther und ein zweiter Lessing kommen, welche das große Reformwerk fortsetzen und ihre welterschütternden Hammerschläge an die morschen Thore unprotestantischer Dome sieghaft vollführen werden.

Schon längst ist der deutsch-protestantische König summus episcopus seiner Landeskirche kraft des protestantischen Gedankens und des auf ihn gegründeten Staatsgrundgesetzes. In jedem Hohenzollernsohne lebe ein Hauch seiner weltbezwingenden Kraft! Wohin sein Brausen geht, wissen die Geister. Geben wir nur acht auf die leuchtenden Zeichen der Zeit. Das altersmüde Papsttum geht augenscheinlich seinem gänzlichen Verfall entgegen. Es ist auf Herrschaft über die Völker gegründet worden, und an diesem Herrschaftsgelüste wird es zugrunde gehen. Grollend sitzen die „Unfehlbaren“ seit dem Verlust des Kirchenstaates als „Gefangene“ in ihren öden Prunkgemächern, zuweilen nur noch, bei ihnen passend scheinender Gelegenheit, papierene Bannflüche gegen den Helbengeist der Wahrheit schleudernd, und manchmal mag es sie bedünken, als hörten sie, dumpf und schwer, die Totenglocke des Papsttums läuten. Und wer möchte es nicht für wahrscheinlich halten, daß der nächste Sturm, welcher über den Vatikan dahinbraust, die überreife, häßliche Erisfrucht vom Baume der Menschheit abschütteln wird. Die katholischen Völker sind in ihren geistig hervorragenden Vertretern meist nur noch katholisch im Hinblick auf ihre äußerlichen kirchlichen Verrichtungen. Geist und Gesinnung neigen entschieden zur protestantischen That. Die italienische Nation ist in ihren führenden Geistern innerlich sogar schon protestantisch geworden, vielleicht schon protestantischer, als es die offizielle evangelische Kirche ist. Die königliche Würde eines summus episcopus kann die Brücke werden, welche von dem dualistisch gespaltenen Staate zu dem einheitlichen, mit der Kirche verschmolzenen Staate führt. Den Herolden des Geistes folgen die Völker, und längst schon ist von ihnen der Sieg vorbereitet. Wenn die politische Macht sich verbündet mit dem theokratischen Gedanken, so ist er entschieden. Ohnehin war die bischöfliche Macht und Würde des deutsch-protestantischen Königs bisher nicht viel mehr, als ein prunkendes Ornamentstück am königlichen Throne. Als lebendige Kraft im Sinne des protestantischen Gedankens hat sie seit den glorreichen Tagen Friedrichs des Einzigen nicht wirken können. Wirkt sie aber erst im Geiste des Protestantismus als lebendige und lebendig machende Kraft in den führenden Geistern der deutschen Nation, so wird eine Epoche kommen müssen, da es im Reiche keinen, die souveräne Staatshoheit einträchtigenden Dualismus und folglich keine feindselige Zweifelt zwischen

der einen Staats- und einer besonderen Kirchengewalt, zwischen Priestertum und Laientum, zwischen Geistlichkeit und Weltlichkeit mehr geben kann: die unteilbare, unveräußerliche Hoheit des einen, alle Arbeit des Geistes, alles Sinnen und Denken, allen Kultus und alle Kultur umfassenden Staatswesens ist in ihre natürlichen Rechte eingesezt, die Siegesbahn der Reformation des deutschen Geistes ist geebnet, und das Deutsche Reich hat begründete Aussicht, dereinst der erste, allen Völkern voranschreitende glückselige Staat im geschichtlichen Leben der Menschheit zu sein. Der „Christenmensch“ begnügt sich mit dem Bewußtsein, nichts als ein — Mensch, ein vernünftiger Mensch zu sein, der mit allen seinen Mitgeschöpfen hervorgegangen ist aus der Hand der Natur, sich entwickelt und gestaltet an der Hand der Natur, und der durch die Hand der Natur, wenn seine Zeit erfüllt ist, wieder verschwindet, um zurückzulehren in den Schoß der Allmutter.

Dem, wahrlich! nicht blinder Glaube an vernunftwidrige Kirchendogmen und sogenannte kirchliche Heilthatsachen; nicht bedingungslose Unterwerfung unter eine fremde Autorität; nicht die abgeschmackte Losfagung von dem köstlichen Besiztum des die Wahrheit uns erschließenden Erkenntnisvermögens und überdies gerade in den heiligsten Angelegenheiten der Menschheit; auch nicht die gedankenlose Hingebung an ein Etwas, das, so wie es von allen Kanzeln und Schulkathedern noch immer gelehrt wird, nirgendwo da ist und in alle Ewigkeit nicht da sein kann, macht den echten „Christenmenschen“ aus. Was ihn ausmacht, ist vielmehr der leidenschaftliche Glaube an die eine, durch sich selbst daseiende, unveränderliche und ewige Idee, welche allem Erschaffenen zugrunde liegt, alle Wesen durchdringt und von welcher alle Dinge nur materielle Erscheinungsformen sind. Was ihn ausmacht, ist das freudige Bewußtsein von der Einheitlichkeit und Unendlichkeit alles Weltseins, sowie die Gewißheit, daß alles im Weltganzen durch ewige Geseze und dauernde, nie versagende, stets mit gleicher Kraft wirkende Kräfte organisch aufgebaut und seinen Zwecken gemäß vollkommen eingerichtet ist. Was ihn ausmacht, ist das erhabene, in ihm lebendige Pflichten-gebot, in Übereinstimmung mit der gewonnenen Vernunftkenntnis zu reden, zu schreiben und thatkräftig zu handeln, und nicht aufzuhören, nach Wahrheit zu ringen, sowie die erkannte Wahrheit kraft seines Bewußtseins und seiner Überzeugung jederzeit und unter allen Umständen freimütig zu verkündigen. Was den echten „Christenmenschen“ ausmacht, ist endlich das den ganzen sittlichen Menschen durchdringende Verlangen, Gerechtigkeit zu üben gegen jedermann, niemals zu vergessen, daß alle Menschen einerlei Blutes sind, und den Wahlspruch der Weisheit und Liebe stets vor Augen und im Herzen zu haben: Für andere schaffen, ist wahres Schaffen; in anderen leben, ist wahres Leben. Derjenige Staat, welcher solche

Bürger hat, ist ein Gottesstaat: Gott herrscht in ihm durch die Menschen und in den Menschen. Will man den Begriff des Wortes Theokratie in eine allbekannte Formel zwingen, so kann man sagen, sie sei die Herrschaft des Wahren, Guten und Schönen. Alle Reformatoren, alle wahrheitsstarken Menschen sind ihrer Natur nach Priester und streben nach einer Theokratie. Das wahre Menschentum ist in That und Wahrheit das wahre Gotteskum auf Erden.

Ist es mir erlaubt, die wesentlichen Punkte vorstehender Ausführungen in einem Satze zusammenzufassen, so sage ich: Der vollkommene Staat, der Vernunft- und Freiheitsstaat, auf dessen diamantenen Grunde der Erkenntnis des Einsseins mit dem Weltall-Gotte tiefe Wurzeln geschlagen, Gemeingut der Menschen geworden ist, und die schönste Blume der Humanität, das den Menschen eingeborene Sittengesetz, herrlich sich entfaltet; in welchem kein prinzipieller Dualismus die Staatsinteressen schädigt; die Eigenart jeder Persönlichkeit selbständig sich ausprägt und rastlos nach Bervollkommnung strebt; dessen Genossen als die Glieder eines großen, einheitlich geordneten Ganzen das Band der Liebe und Gerechtigkeit solidarisch verbindet, und die gesegnet sind mit allen Gaben, welche die Erde, als die einzige Quelle aller Güter, hervorbringt, und menschliche Einsicht und Weisheit schaffen können: leibliche und geistige Wohlfahrt, sittliche Größe, Heldentum der Wahrheit, Priestertum der Schönheit: — dieser vollkommene, echt protestantische Vernunft-, Rechts- und Freiheitsstaat ist der wahre theokratische Staat, der Staat der Glückseligkeit, der Gottesstaat.

Dieser Staat liegt zwar noch in nebelgrauer Ferne vor dem Blicke unseres Geistes. Aber die große Epoche der Befreiung des Menschengeschlechtes wird einmal kommen, weil sie mit naturgesetzlicher Notwendigkeit kommen muß. Kommen muß, weil die ewige Idee zu ihrer wahren Offenbarung, Verbreitung und Verherrlichung auf Erden der wahren Menschheit bedarf, gleichwie die Menschheit der ewigen Idee bedarf, um die Zwecke ihres Daseins erfüllen zu können, und es einfach unmöglich ist, daß die Menschen auf immer von Schein- und Lügendingen leben können. Alle Geistesarbeit aller Völker seit dem Beginne ihrer Geschichte galt deswegen auch ihrer geistigen und materiellen Erlösung, und alle Arbeit des Geistes wird auch ferner um solcher Erlösung willen geschehen. Daß die Selbsterlösende Idee Fleisch werde und unter den Menschen wohne, dazu ist jedoch nicht nur in Einem oder Einigen, sondern in Millionen ein Wille nötig, der vor nichts zurückschreckt, den nichts beugt, auch der Tod nicht. Und wahrlich! Gott wird dann wieder einen Bund machen, einen Bund, nicht mit einem der in kostbaren Gewändern sich spreizenden Kirchentechniker,

sondern mit dem tief frommen Abraham des ersten wahrhaft protestantischen Volkes, und zu ihm sprechen: „Hebe deine Augen auf und siehe von der Stätte an, da du wohnest, gegen Mitternacht, gegen Mittag, gegen Morgen und gegen Abend. Denn alles Land, das du siehst, will ich dir geben und deinem Samen ewiglich. Und du sollst ein Vater vieler Völker werden!“ Dieser Bund wird dann aber nichts anderes bedeuten, als die glorreiche Erneuerung und allseitige Erkenntnis des uralten, natürlichen und ewigen Verhältnisses des Menschen zum Weltall-Gott, kraft dessen wir in ihm leben und weben, und Gott in uns, sowie die thatkräftige Bezeugung dieses wundervollen Verhältnisses in unserem Denken und Empfinden, unserem Reden und Handeln. Und der „lustige“ Baum der Erkenntnis wird, unter dem Segen einer würdevollen Arbeit, sich in den goldenen Baum des Lebens verwandelt haben, und dieser Baum wird wachsen, wachsen, wachsen über — die ganze Erde.



Selbstporträt.

Skizziert von Bruno Wille.

(Friedrichshagen bei Berlin.)

Draußen stöbernde Floden, die den Kiefernforst fast verhüllen. Auf meinem Schreibtisch ein Gestöber von Manuskripten, Büchern, Zeitungen und Briefen. Und hier innen welch Gestöber von Stimmungen, Ideen und Bestrebungen!

Da fällt es gar schwer, zu fagen, was man meint und was man will. Und so möchte ich fast darauf verzichten, der Einladung Hans Merians zu folgen und in der „Gesellschaft“ meine Bestrebungen darzulegen. Immerhin wage ich den Versuch, in der Hoffnung, hier und dort einen Leser zu finden, welcher denkt: Das verstehe ich, das berührt mich sympathisch, da gehe ich mit.

So will ich denn zunächst meine Weltanschauung skizzieren. Ich bemerke an ihr drei Wurzeläste: Der Mensch vollbringt manches, was er will; die Menschheit vollbringt vieles, was sie will; die Ewigkeit vollbringt alles, was sie will. Oder deutlicher gesprochen: Was in der Person als Fühlen, als Sehnsucht, als Wille lebt, sind Triebkräfte, die auf Schaffen, auf Gestaltung, auf Vollbringen gerichtet sind und zuweilen ihr Ziel

erreichen. Mag nun auch das Einzelwesen nur wenig von seinen Bestrebungen erfüllen, im Leben der Menschheit finden wir Vollbringen, Erfolg in hehrer Fülle, sehen wir einen großartigen Fortschritt, — besonders wenn wir an die tierische Herkunft unserer Art denken. Und nun brauchen wir nur zu beherzigen, daß eine Ewigkeit vor uns liegt, ein unendlicher Spielraum für die Fortentwicklung des geistigen Lebens, um hoffen zu dürfen, daß jedes Wollen sein Können finden wird.

Die Aussicht auf kosmische Revolutionen, auf die Zerstörung unserer irdischen Lebensbedingungen tastet meine entzückende Hoffnung ebensowenig an, wie der persönliche Tod gegen die Fortentwicklung der menschlichen Gesamtheit spricht. Was bedeutet denn diese winzige Erde vor dem gestirnten Himmel, vor der Milchstraße, vor der räumlichen und zeitlichen Unermesslichkeit! Mag diese Menschheit untergehen, die Welt ist groß genug für zahllose Menschheiten und — Übermenschheiten. Auf Gestirnen, die kein Fernrohr erreicht, wachsen vielleicht alle edlen Regungen, die in unserm Herzen und Hirn nur zarte, kaum empfundene Keime sind, zu üppigster Fülle aus, — ohne daß freilich solch Wachsen einen Abschluß, eine Vollendung findet, — indem nämlich jede Frucht neue Keime in den Schoß der Ewigkeit streut . . .

Und wir Persönlichkeiten, wir sind die Träger, die Schauplätze, die Beete solcher Keime, solcher Gefühle, Bestrebungen, Ideen, die auszuwachsen trachten. Wenigstens behandelt uns jene räthelhafte Macht, die unser Dasein bestimmt, nur als solche Beete, die für eine Spanne Zeit den Pflanzen Nahrung bieten sollen; sie misachtet geradezu, so scheint es, das persönliche Leben, das Einzelwesen, verstattet ihm nur eine winzige Frist, um es dann, wenn nicht schon längst vor deren Ablauf, gleichmütig zu vernichten, — das Beet umzugraben zu neuem Pflanzentriebe; die Brunst der Fortpflanzung legt immer frische Beete an.

In Bildern rede ich, aber ich phantasiere nicht, glaube vielmehr imstande zu sein, meine Bilder auch begrifflich zu deuten. Wenn ich die exakte begriffliche Ausdruckswelse nicht anwende, so geschieht es nur, weil ich hier keine philosophische Arbeit liefern will, auch weil das Symbol knapp und lebendig redet.

Wenn wir nun das Gewimmel unseres geistigen Lebens betrachten, so unterscheiden wir an all diesen Gefühlen, Bestrebungen, Bildern und Gedanken im großen Ganzen zwei Arten: Wohl und Weh, Gut und Schlecht, Schön und Häßlich, Wahr und Falsch, Licht und Finsternis, Ormuzd und Ahriman . . . das sind Bezeichnungen für die beiden Arten. Das Selige, Lichtvolle zu steigern, das Böse aber zu beseitigen, ist jedes Wesen beständig bemüht. Wenn man nur immer genau wüßte, was gut und was böse ist!

Wenn die Bestrebungen und Ideen nur nicht so oft ihr Aussehen wechselten — wie das Chamäleon! Wenn sich nicht so oft als unheilvoll entpuppte, was Glück verhieß, und umgekehrt das Glück nicht so häufig als Aschenbrödel aufträte! Da thut denn scharfes, klares Schauen, da thut Lebensweisheit not.

Freilich der große Haufen, besonders der moderne Kulturpöbel, setzt sich über diese Notwendigkeit leichtfertig hinweg, operiert mit den normalen, von seinen Herrschaften und Götzen geprägten Werten, und wenn jemand diese Münzen skeptisch und grübelnd betrachtet oder gar seine individuellen Wertungen dagegen hält, so trifft ihn wohl rohes Gelächter. Ich aber sage: Die Menge hat wieder einmal unrecht; und eine von Bedürfnissen und Meinungen der Menge regierte Kultur, ja unsere vielgepriesene „moderne Kultur“, die das Innenleben, die ureigene Entfaltung der geistigen Persönlichkeit, die Beschaulichkeit, die kritische Versenkung in die eigene Individualität systematisch verweilt oder doch greulich verwüstet und verkümmern läßt, sollte eher „Dampfwalze“ heißen, als „Kultur“.

Wenn ich nun mein Leben und Treiben überschau, um das Korn von der Spreu, das wahre Heil vom scheinbaren zu sondern, so gelange ich selbsterweise zu Ergebnissen, die eigentlich wenig „modern“ sind, vielmehr anklingen an das, was weise Leute in Asien schon vor Jahrtausenden wußten, und was seitdem in einer Flut von Phrasen und Trivialitäten durch die Welt geht. Eben weil ich weiß, daß fremde Weisheit, propagiert, Phrase zu werden pflegt, mag ich von den Grundsätzen meiner Lebensführung nur soviel mitteilen, als ein Selbstporträt für das Publikum verlangt.

Glücklich war ich nur in flüchtigen Momenten. Drum ist die Grundaufgabe meines Lebens, diese Momente auszudehnen und immer häufiger zu machen. Glücklich war ich, so oft mein Geist, von kleinlichen Interessen und sinnlichen Begierden frei, reiner Beschaulichkeit sich widmen konnte. Glücklich war ich, wenn ich, in begriffliche Zusammenhänge vertieft, Erkenntnis gewann. Glücklich war ich auf Spaziergängen, wenn ich, ganz in Rezeption verloren, die landschaftliche Natur betrachtete. Glücklich war ich, wenn mein Kopf, berauscht von einer Stimmung, dichterisch gefärbte; selig war ich, wenn ich den heiß ersehnten Ausdruck fand. Glücklich war ich, wenn es mir gelang, anderen Menschen das, was ich für wahr, gut und schön hielt, erzieherisch einzupflanzen. Glücklich war ich, wenn ich, freiwillig, jemand einen Gefallen erwiesen hatte.

Und Ehre, Geld, Frauenliebe, lustliche Genüsse, Sport . . . ist das nicht auch Glück? — Das alles kommt mir nur wie die Schale des Glückes vor; Glück kann darin sein, doch zuweilen hat die Schale keinen Kern.

Ehre kann beglücken, insofern sie auf ein Gelingen des eigenen Strebens, eines guten Strebens, aufmerksam macht. Geld beglückt, insofern es Freiheit gewährt; — aber Freiheit wozu? darauf kommt es an; die beste Freiheit ist Freiheit zu seligem Thun. Erotische Liebe beglückt, insofern sie etwas Geistiges enthält, insofern sie Ahnungen des Schönen und sittliche Tendenzen in uns frei macht. Das kann man z. B. daran sehen, daß die Liebe am köstlichsten jenem Lebensalter mündet, welches mit potentieller Geistigkeit, mit allerlei Idealismus förnlich geladen ist. Auch Bacchus beglückt nur, insofern er geistige Kräfte entfesselt, insofern er ein Lyaios schöner oder treffender Einfälle und edler Bestrebungen ist. Kurz, das Glück liegt in dem geistigen Gehalt des Lebens, und nur weil, gleich der Pflanze, das Geistige Nährboden — ein Beet — haben muß, bedarf auch die sinnliche, leibliche Persönlichkeit der Kultur.

Der geistige Gehalt des Lebens ist es nun auch, woran sich die Fortentwicklung des Menschengeschlechtes zeigt und fürder zeigen soll. Leibliche Verbesserungen erscheinen im Grunde nur als Vermittler geistiger Vorteile wertvoll. Sollte z. B. der Mensch einmal die Fähigkeit gewinnen, vogelartig zu fliegen, so würde es der geistige Gehalt dieser Fähigkeit sein, was ihr den eigentlichen Wert gäbe. Und was mich auf die Seite der materiell bedürftigen Volksmasse geführt hat, ist nicht die sinnliche Schätzung eines schmausenden Gaumens, fatten Wagens und müßigen Körpers, sondern die Erkenntnis, daß die Befreiung des Volkes von politischer Herrschaft und wirtschaftlicher Ausbeutung unermeßliche geistige Vorteile bringen würde.

„Aber was geht dich die Befreiung, das Wohl der Anderen an!“ fragt, nicht ohne Spott, dieser und jener. Ich erwidre: Eine gewisse Bethätigung der eigenen Kräfte für andere ist einfach eine Passion, — etwa wie es die Passion eines Sportsman ist, seine überschüssige Muskelkraft im Rudern oder Radsahren anzulegen. Auch empfindet mancher ein lebhaftes Bedürfnis, von seiner Freude anderen mitzuteilen. Wenn ich z. B. als Knabe in meiner zweiten Heimat, dem Schwabenlande, oder in meiner dritten Heimat, dem Rheinlande, eine besondere landschaftliche Schönheit entdeckt hatte, dann ließ es mir keine Ruhe, ich mußte sie meinem Vater oder einem Freunde mitteilen. Wie kann man sich nur darüber wundern, daß ein Mensch auch für anderer Wohlergehen Interesse hat? Das ist doch allgemein menschlich! Die Mutter, die unter heißen Wünschen für das Wohl der Ihrigen verschleibt, ist wahrlich nicht selten. Und so wird wohl jedermann irgend eine Liebe haben, die frei ist von egoistischem Streben. Und eine Selbsttäuschung — wenn nicht einfach eine begriffliche Konfusion oder Wortklauberei — liegt vor, wenn jemand hochmütig behauptet, vom „Altruismus“ frei zu sein. Übrigens verschleie ich mich durchaus nicht

der Erwägung, daß ich auch meinem persönlichen Wohle diene, indem ich die allgemeine Wohlfahrt fördere; ich empfinde es z. B. recht schmerzlich, daß ich persönlich nicht frei sein kann, solange die menschliche Gesellschaft nicht frei ist.

Wohlan denn, es gilt Fleisch werden zu lassen den idealen Menschen, wie er, von allerlei schmerzlichen und wonnevollen Lebenserfahrungen gestaltet, vor der andächtigen Seele steht. Ich meine nicht etwa den Menschen vom nächsten Jahrzehnt, dessen — übrigens noch fraglicher — Vorzug vielleicht darin besteht, daß er weniger Steuern zahlt und einen Brocken politischen Rechtes mehr besitzt; ich meine auch nicht den Angehörigen des sozialdemokratischen Schlaraffenlandes, den knechtenden Knecht eines allgegenwärtigen Staates; ferner, ferner liegt mein Ziel, herrlicher, herrlicher ist's. *) Die große Ferne des Zieles aber scheint mir nicht ein Fehler, sondern ein Vorzug zu sein. Denn weil der Charakter des Zieles auch die Mittel durchbringt, macht ein kleinliches Ziel die Mittel kleinlich, ein erhabenes Ziel die Mittel erhaben; kleinliche, unreinliche Mittel aber schädigen die Fortentwicklung des Menschengeschlechts, die reiner Mittel bedarf.

Mein Ziel ist der freie Vernunftmensch. — Unter Freiheit aber verstehe ich die Möglichkeit, sich zu verhalten, wie man will, die Kongruenz von Wollen und Können, die Schrankenlosigkeit. Zur Definition der Vernunft bemerkte ich, um kurz zu sein, nur dies: Allgemein gilt es als unvernünftig, unbegründete Vorstellungen für wahr zu nehmen und ihnen gemäß sich zu verhalten, oder umgekehrt begründete Vorstellungen, erwiesene Wahrheiten, nicht als solche zu behandeln. Als eine Propaganda der Unvernunft bezeichne ich daher das Bestreben, vernünftige Wesen nicht durch Begründungen, sondern durch andere Mittel zu einem gedanklichen Verhalten zu bestimmen. Mein Ziel sind Menschen, die solche Tendenzen, Vergewaltigungen der Vernunft, weder gegen andere Menschen anwenden, noch von deren Seite erleiden. Unreine Mittel im engeren Sinne nenne ich alle Vergewaltigungen, alle Verstöße gegen Freiheit und Vernunft.

Daß ich die Waffe, den Krieg, die Bedrohung mit Wunden, Kerker und Tod, insofern diese Mittel Herrschaft des Menschen über den Menschen, Knechtschaft und Ausbeutung bezwecken, für unreine Mittel halte, ergibt sich aus meiner Grundanschauung von selbst.

Auch den Staat betrachte ich, insofern er Herrschaft bedeutet, als ein unreines Mittel. Ich möchte die ungeheure Autorität des Staates überwinden, den einer fixen Idee ähnlichen Glauben an die Notwendigkeit einer

*) Vergl. „Der freie Vernunftmensch auf Grund der Philosophie des reinen Mittels“ (Berlin bei E. Fischer).

gesetzgebenden und exekutiven Regierung. Natürlich war der Staat eine geschichtliche Notwendigkeit und wird es auch wohl noch lange sein. Doch diese Einsicht macht mich nicht blind gegen die von ihm ausgehenden Schädigungen der Freiheit und Vernunft und nicht blind gegen die Möglichkeit einer langsamen Überwindung der staatlichen Herrschaft durch unsere Fortentwicklung zum freien Vernunftmenschen.

Entsetzliche Verheerungen gehen von der wirtschaftlichen Herrschaft aus, die in allen „zivilisierten“ Staaten unter dem Protektorat der Gesetzgebung die „Proles“ ausbeutet, übrigens die Privilegierten selber in allerlei leidige Abhängigkeitsverhältnisse versetzt. Mag ich nun als ethischer Kritiker und auch sonst ziemlich vereinsamt dastehen, — hier, angesichts der „sozialen Frage“, werde ich einer breiten Zustimmung begegnen, wenn ich die wirtschaftliche Ausbeutung ein unreines Mittel nenne, wenn ich Sozialist bin.

Aber die Parteien, welche staatliche und wirtschaftliche Verbesserungen erstreben oder wenigstens zu erstreben behaupten, sind selber in zahlreichen Beziehungen unreine Mittel. Ich habe das intim empfunden, besonders innerhalb der sozialdemokratischen Partei, wo mir brutale Herrschaft, unvernünftige Autorität, Ausbeuter-Gelüst und Strebertum, Demagogie, Unverständnis, Ruchseligkeit und Böbelhaftigkeit sattfam begegneten. Verfolgt und mit Schmutz beworfen von den Parteifanatikern, auch an sonstigen Erfahrungen, die das Parteigetriebe herabsetzen, nicht arm, habe ich die Überzeugung, daß die Wege der Parteifanatiker nicht zur Freiheit, nicht zu meinem Menschheitsideale führen. Schon deswegen passen mir keine Parteien, weil sie samt und sonders Herrschaftsformen, irgendwelche Archien oder Kratien erstreben, während mein Ziel Herrschaftslosigkeit ist. Doch ich gehöre auch nicht jener „anarchistischen“ Richtung an, die durch eine brutale Propaganda der That etwas zu erreichen hofft, was nur die geistige Entwicklung, der Fortschritt der Vernünftigkeit, des Wissens, des freiheitlichen Sinnes und Solidaritätsgefühls zu leisten vermag; ich gehöre nicht jener Richtung an, deren Perspektive bis zum Bürgerkriege und Sturze der Staatsgewalt geht, um dann, gewissermaßen vor einer Bretterwand, Halt zu machen und sich der Illusion hinzugeben, nun auf einmal müsse das Paradies auf Erden beginnen; ich huldige endlich nicht jenem Kommunismus, welcher die Armut, den Mangel an Eigentum dadurch zu beseitigen hofft, daß er das Eigentum überhaupt abschafft. Ich meine vielmehr*), daß nicht

*) Mit meinem Freunde Dr. Benedikt Friedländer: Der freiheitliche Sozialismus (mit besonderer Berücksichtigung Eugen Dührings), Berlin bei Harnisch, Hofstraße 43.

das Eigentum überhaupt, sondern nur das Eigentum am Boden und den großen Produktionsmitteln, welches heutzutage ein Privilegium, ein Ausbeutungsrecht darstellt, beseitigt werden muß. Meine wirtschaftlichen Anschauungen berühren sich also vielfach mit denen Henry Georges, Fürstheims, Dührings und Herzkas; so möchte ich die Vorzüge des Sozialismus und des Liberalismus vereinigen.

Weil ich in der geistigen Fortentwicklung das wahre, jedenfalls das einzige über jeden Zweifel erhabene Heil erblicke, drum lege ich ein besonderes Gewicht auf die Pädagogik der Jugend, des Volkes, des Menschengeschlechtes. Hier gilt es Verbesserungen zu schaffen, theoretisch und praktisch.

Ein unreines Mittel sehe ich in jener — leider noch üblichen — Pädagogik, welche die Rute, den Zwang, die Schablone, die Strafe, das Scheltwort, die Autorität da anwendet, wo einzig und allein vom freien Triebe zur Erkenntnis und Wissenschaft, von der individuellen organischen Entwicklung des Kindergeistes wahre Bildung zu erwarten ist. Der Erzieher sollte sich vor jeder Vergewaltigung hüten, die Zöglinge so früh wie möglich als vernünftige und sich selbst bestimmende Wesen mit Achtung, Höflichkeit und Duldsamkeit behandeln, sich als Gärtner auf geistigen Gebiete betrachten, also den Zöglingen günstige Entwicklungsbedingungen, geistige Anregungen bieten, anstatt den Befehlshaber, Nürnberger Trichter und Büttel zu spielen. Ich weiß freilich, daß es nicht leicht ist, als einzelner Pädagoge, umgeben von einem korrupten Erziehungssystem, reine Mittel anzuwenden. Doch man kann es annähernd thun, wie ich es thue in meiner Eigenschaft als Sprecher der freireligiösen Gemeinde zu Berlin und Lehrer ihrer 500 Kinder.

Wie überhaupt der Autorität, bin ich insbesondere auch der religiösen und moralischen Autorität feind. Die organisierten Glaubensreligionen, welche die Knechtlichkeit und Unvernünftigkeit durch Vorstellungen von einem himmlischen Regenten, durch Hierarchie, Dogma und andere Herrschaftsmittel stärken, bekämpfe ich als Dissident, freidenkerischer Redner und Schriftsteller. Zugleich verwerfe ich die Moral des „Du sollst“, sowohl ihrer autoritären Form und autoritären Pädagogik halber, als auch deswegen, weil sie inhaltlich vielfach gegen Freiheit und Vernunft verstößt. Daß meine der Loyalität, dem Gewissen, dem Pflichtgefühl in gewisser Hinsicht feindliche Haltung zu einem Chaos, zu einem Verfall der Sittlichkeit und Kultur führe, ist eine thörichte Befürchtung. Denn vernünftige Freiheit ist ja die Überwinderin der moralischen Knechtschaft, und so wird an Stelle der knechtischen eine freie Sittlichkeit treten. Diese besteht in beglückenden Willensrichtungen, die weder durch äußeren noch durch inneren Zwang

hergebracht sind, vielmehr den mit Vernunft gepaarten freien Neigungen entspringen. Während Loyalität und Gewissen sagen „Du sollst“, hat der Anhänger der freien Sittlichkeit das Bewußtsein „Ich will“. Um nun der Phantasie von Leuten, die sich freie Sittlichkeit nicht vorstellen können, etwas nachzuhelfen, erkläre ich, daß Liebe und Haß die Triebkräfte dieser freien Sittlichkeit sind, Liebe zu Menschen, Gütern und Werten, Abscheu vor dem Übel.

Meine volkspädagogischen Versuche bethätigten sich nicht nur in Vorträgen, ich suchte auch durch billige Schriften auf die arbeitende Masse einzuwirken. Weil ich keinen geeigneten Verleger hierfür interessieren konnte, gründete ich die Freie Verlags-Anstalt (jetzt durch D. Harnisch, Berlin, Yorkstraße 43 vertreten), welche zugleich den Zweck verfolgt, dem Schriftsteller einen minder proletarischen Ertrag seiner Feder zu verschaffen. Bei der Freien Verlags-Anstalt erschien zunächst meine Schrift zur Belehrung und Unterhaltung für Söhne und Töchter des arbeitenden Volkes, „Die Jugend“ betitelt, sowie meine Gedichte „Einsiedler und Genosse“ (Volksausgabe, Preis 50 Pfg.). Obwohl von der sozialdemokratischen Parteiregierung und ihren fanatischen Unterbeamten diese Schriften boykottiert wurden, gelangten sie dennoch unter das arbeitende Volk, — wie denn binnen kaum zweier Jahre 1000 Exemplare „Einsiedler und Genosse“ abgesetzt wurden*), — für Lyrik jedenfalls ein Erfolg. Und daß die Männer und Frauen der schweren Körperarbeit in meinen Gedichten von dem, was ich ausdrücken wollte, mancherlei wirklich vernehmen, beweisen mir Äußerungen, deren naiver Enthusiasmus mein Herz mehr erquickt, als irgend eine litterarische Kritik es vermag. Den erwähnten Schriften habe ich eine Reihe anderer Editionen, meist freidenkerischen Charakters, folgen lassen.

Um Volk und Kunst, meine Lieblinge, zu einander zu führen zu gegenseitiger Förderung, um insbesondere dem schwer bedrückten, vielfach verkümmerten Proletariate die erhebenden und befreienden Wirkungen einer edlen Bühnenkunst zu verschaffen, gründete ich vor zwei Jahren zu Berlin die „Freie Volksbühne“ und geleitete als Vorsitzender diesen Verein von Erfolg zu Erfolg. Doch den sozialdemokratischen Maulwürfen wurde mein Einfluß und die wachsende Bedeutung meiner Gründung immer mehr verhaßt, unablässig wühlten sie gegen mich und meine Freunde, bis sie kürzlich durch geschickte Organisation und demagogische Wache eine uns feindliche Mehrheit zusammen brachten und mich, wie fast die ganze frühere Leitung des Vereins durch pöbelhaftes Vorgehen nötigten, dieser „Freien Volksbühne“ mit Ent-rüstung den Rücken zu kehren. Unmittelbar darauf aber konnten wir die

*) Das zweite Tausend erscheint bei E. Fischer, Berlin W.

rein volkspädagogischen Bestrebungen in eine „Neue Freie Volksbühne“ hinüberzutreten.*)

Bei der jüngsten Gegenwart angelangt, höre ich auf, meine Idee und Bestrebungen zu skizzieren.

Wenn ich nun diesem Umriß den Titel „Selbstporträt“ gebe, so geschieht es, weil das Sehnen, Wollen, Streben einer Persönlichkeit von ihrer Natur wohl mehr offenbart, als das physische Bild. Eins freilich bitte ich den Leser nicht zu vergessen: Obwohl ich versucht habe, mir nicht zu schmeicheln, ist mein Selbst jedenfalls schlechter als diese Skizze zeigt; skizziert sie doch mein besseres Selbst.

*) Dieser junge Verein ist bereits kräftig herangewachsen (zählte Mitte Dezember, d. h. nach zweimonatigem Bestand, bereits über 1500 Mitglieder); er veranstaltet nicht nur Theateraufführungen (im November Goethes „Faust“, im Dezember E. v. Wohlzogens „Lumpenfestel“), sondern auch Konzerte und Rezitationen.



Unser Dichteralbum.

Nachtmahr.

Herfangen im Schornstein, im ruhigen
Schlund,
Winfelt der Wind und heult und poltert —
Wie auf ödem Hofe ein schlafloser Hund,
Den rasselnd die Kette foltert.

Aus tiefem Schlaf erwacht
Verstört mein Aug' und starrt in die Nacht,
In schwarze, entsetzlich schwarze Nacht . . .
Auf pochendem Herzen kaueret es mir,
Das Atemgeröchel belauert es mir,
Die Handgelenke eifern umspannend,
Mit bohrendem Blick mich bannend.
Es raunt ins Ohr mir Harm auf Harm,
Viel heimliche, peinliche Sorgen
Von morgen, von Schaffen und Vorgen . . .
Die wimmeln so wirr wie ein Ameisen-
schwarm.

Heiß pulsen die Schläfen in fiebriger Eile;
Doch träg in öder, blöder Langeweile
Kriecht die Zeit, der ekle Wurm;
Und trostlos, trostlos heult der Sturm
Und wimmert und wimmert,
Gefangen im graulichen Schlot . . .
O nimmer und nimmer schimmert
Erlösende Kunde vom Morgenrot!

Und ich träumte so süß! —
Es war von Blüten, vom lachenden Mai,
Von Düften so köstlich, von Lüften so lau,
Von Reisen auf Rossen zigeunerhaft frei,
Von Segelfahrten durch Meeresblau,
Von sanften Buchten, Orangenhainen,
Von festfrohen Phäaken, feurigen Weinen,
Von Kinderspielen, blühenden Weibern
Mit sonnigen Augen, berückenden Kelbern,

Von Purgurgewändern flatternd im Reigen,
 Von hüpfenden Flöten und jauchzenden
 Geigen,
 Von strahlenden Dichtergenossen, von weisen
 Gesprächen mit heiteräugigen Greisen,
 Von stolzem Schwelgen in geistiger Stärke
 Und selbigem Ruhen im Weisheitswerke . . .
 O wie träumt ich süß!

Und ich sah ein Weib, ein berausches Weib
 Zum Meere schreiten, den köstlichen Leib
 Umhüllt von lilienweißem Gewande,
 Mit flammenrotem Aeskenbände
 Bekrönt das schwarze lockige Haar.
 Ihr Augenpaar, o wunderbar,
 Bligte mich an mit dunkler Pracht
 Wie sommerlich schwüle Gewitternacht.
 Und durchlodert von heißem Verlangen,
 Trat ich zu ihr und sprach mit Bangen:
 „Darf ich Dich geleiten?“ —
 Da lachte sie herzlich, lachte sie hell:
 „Dürfen und Sollen!
 Barbarisches Müssen!
 Bei Phäaken bist Du, Fremdling!
 Die Phäaken dürfen, was sie wollen!
 Und ich — will Dich küssen!“
 Und als sie mein Haupt herniederzog
 Und zärtlich an meine Brust sich bog,
 Sah ich taumeln die blauen Berge,
 Hörte jauchzen das wogende Meer
 Und die hüpfenden Flöten lachen:
 „Bei Phäaken bist Du, Fremdling!
 Die Phäaken dürfen, was sie wollen!“
 Und mir war, als sei ich krank gewesen
 Und nun genesen, genesen.
 Himmel und Meer und Erde so neu,
 Ich so jung und stark und frei,
 Wie ein Griechengott so frei! —
 O wie träumt ich süß!

Nun brennt mir im Auge die Wehmut bitter.
 Traum von Freiheit, du holdes Gespitter,
 Von glühender, kühner Sehnsucht gewoben,
 Was bist du so scheu verblichen, zerstoßen
 In schwarze, entseßlich schwarze Nacht,

Friedrichshagen b. Berlin.

Die auf pochendem Herzen mir lauert,
 Mein Atemgeröschel belauert,
 Mit bohrendem Blick mich bannend,
 Die Handgelenke eisern umspannend — ?

Da würgt mich der Nachtmahr und knirscht
 mir zu:

„Das fragst Du noch, Du Kästret, Du?
 Dein Traum ist frevell!
 Dein Traum ist Wollust!
 Dein Traum ist Ehebruch,
 Schändlicher Pfiichtenbruch!
 Büßen sollst Du die heimlichen Sünden
 In lichtverlassenen Kerkergründen,
 Büßen Dein ungebundenes Wollen, —
 Bis Du gefügig dem heiligen Sollen!“

* * *

O schwarze, endlos schwarze Nacht,
 In Kettendruck und Gram durchwacht,
 Wenn, eingekerkert in ruhiger Zelle,
 Der Sturmwind winselt, — mein Leidens-
 gefelle:

Auch ich ein Sturm im graulichen Schlund,
 Auch ich ein winselnder Kettenhund — . . .
 O schwarze, endlos schwarze Nacht!

Doch horch, o Seele! Getroßt, getroßt!
 Wie drohend auf einmal der Sturm ertost!
 Sein schwellender Jörn gewittert
 Ums Haus mit dumpfem Dröhnen,
 Das morsche Dach erzittert,
 Und alle Schranken stöhnen.
 O ringe und raffte, empörter Held!
 Wenn im Kraftgetaumel dein Schlauchtruf
 ertollt,

Durchfluten Wonnechauer die Welt.
 Die Bäume selber, vergraben im Boden,
 Werfen die Arme und Blätterloden
 Jubelnd empor, im Gewoge zu baden,
 Mößten tanzen wie trunkne Mänaden.
 Und ob mein Leib auch scheintot liegt,
 Er atmet tief, und die Seele steigt
 Ins Schrankenlose so leicht und weit
 Und jauchzt: Ich bin befreit, befreit!

Bruno Wille.

Kosmische Lieder.

I.

Still wie Glas die Silberfläße,
 Endlos lichter Meerestraum.
 Wie von Blütenstaub der Eise,
 Wird das Boot betupft von Schaum.

Vollmond dort in tiefem Glanze,
 Bist der Schild du eines Riesen,
 Der mit glühner Sternenlanze
 Hier gepircht auf Seewaldwiesen?

II.

Das Meer blüht kupferdilig,
 Ein gallengrüner Pfuhl . .
 Doch mich birgt einsam Schatten
 Auf hartem Klippenstuhl.

Mag dräuen mir zu Häupten
 Der wüste Menschenorkan . .
 Raß hin, Vermaledeite!
 Raß hin ohne Ziel und Bahn!

III.

Sterne wellen hin und Heldenthaten,
 Und durch Blut muß alle Größe waten.
 Doch die Wunde auf der Menschheit Brust
 Weckt dem Genius Dämonenlust.

In der feigen Menge dumpfes Raunen
 Schmettert er wie Weltgerichtsposaunen.
 Glorreich aus der Erdendinge Tod
 Blühet auf ein Schöpfermorgenrot.

IV.

Der Dampyr täuschend hängt gleich einer
 Kofosnuß
 Und lüßt das Opfer ein mit sanftem Kuß,
 Bis fortgesaugt das Blut zur Lippe bricht
 Und blau das todesfeuchte Angesicht.
 So naht die Sehnsucht uns mit sanftem
 Fächeln
 Und noch im Sterben ihre Opfer lächeln.

V.

Ich schaute in der Menschen Brust
 Und in der Erde Eingeweide.
 Hoch schwebte meine Adlerluß,
 Hoch über allem Herzgeleide.

Charlottenburg.

Mein Flug den Wolkendunst durchbrach,
 Der Sterne Speer mit kaltem Schimmer
 Die Menschenfurcht in mir erstach,
 Doch auch die Hoffnung starb für immer.

VI.

Aus belebter Erde Resten
 Wälbt sich dieser Erde Dom.
 Hirn der Weisesten und Besten
 Wirbelt heut als Staubatom.

Wo der Väter Keiße modert,
 Finden bald die Enkel Raun.
 So durch alle Zeiten lodert
 Fort des Lebens Fiebertraum.

VII.

Ein Schleier nur
 Ist alle Schönheit der Natur,
 Gewebt aus Wasserqualm und Sonnen-
 strahl.

Umsonst verschönend
 Des Lebens Niedersturz und unverjöhnd:
 Du Schaum zerrinnt doch jede Flut einmal.

VIII.

Ob euer bleicher Reid euch selber nährt,
 Ob den Erwählten in den Staub ihr zerrt,
 Es hat ein Stern sein Schicksal stolz bereidigt
 Und seine Stärke wird's, die euch verteidigt.

IX.

Der Abend feierlich verlohnt . .
 Gesang nach Schiffersttte . .
 Als ob ein frühlich Liebesboot
 Im Guadiana glitte.

Doch Führer Cortez düsterernß
 Starrt durchs Kajütenfenster.
 Du, Wahn des Eldorado, lernst
 Den Bannfluch der Gespenster.

Als Wächter an der Zukunft Thor
 Columbus steht, der bleiche . .
 Doch nie zurück, Konquistador!
 Ersiege deine Keiße!

Karl Heibtreu.

Morgenabenteuer.

Aus rosenrotem Chor
 Kommt rasch der Tag geschritten
 Und funkelt hell imitten
 Von einem frohen Chor,
 Und glänzt in lauter Golde,
 Führt an der Hand die holde,
 Die erste Morgenstunde her.

Er führt sie in mein Haus,
 Stolzert durch alle Stuben:
 Nun küß' mir diesen Buben
 Aus seinem Schlaf heraus.
 Küß' ihn mit weichem Munde,
 Doch recht aus Herzensgrunde,
 Weil er ein Siebenschläfer ist.

Ist's Wachen oder Traum?
 Ich seh' durch müde Lider
 Die sonnenschnödesten Glieder,
 Den zartesten Jugendstaum,
 Seh' einen Mund wie Kirschen,
 Wonach, o Lust, zu pirschen,
 Ich möcht ein loser Vogel sein.

Die Frucht ist mir gegönnt,
 Es brauch' kein Flügelregen,
 Sie bringt sich mir entgegen,
 Damit ich pflücken könnt',
 Sie liegt in sanfter Kühle
 Auf meiner Rippen Pfühle,
 O Wunder! als ein süßer Kuß.

Daß ist ein Schlafvertreib!
 Mit beiden Beinen spring ich,
 Und beide Arme schling ich
 Um einen schlanken Leib.
 Sieh, Schelm, so muß es enden.
 Was wolltest du entwenden?
 Gesteh, du hattest arges vor.

Das Mäd'el windet sich,
 Umsonst, es ist gefangen,
 Ein Füchlein sitzt in Jangen,
 Das frech nach Trauben schlich.
 Der Gärtner war zur Stelle,
 Es fühl't der Dieb am felle,
 Die Morgenpredigt ist ihm gut.

Vor Tagesanbruch.

Wie leise sich der Morgen regt,
 Gleich einem Lächeln, das sich traumhaft hinbewegt
 Um halbgeschloss'ner Lider Rund
 Und einen schlummertrunken Mund,
 Der eine ungeduldige Welt
 Noch hinter losem Riegel hält.

Bald wird die rote Pforte springen,
 Und was sich innen stößt und zwingt,
 Sehnsüchtig nach dem goldnen Tage drängt,
 Mit einem Freudenschrei ins Weite springen.

Thränen.

Deine heißen Thränen flossen
 Auf die fremden bunten Blumen,
 Die versteckten Beeten entsprossen.

Rieselten über die schönen Gestalten,
 Die mein Herz auf heimlichen Tafeln
 Mit Liebesgriffeln festgehalten.

Hamburg.

Tropften in die roten Flammen,
 Die auf ihrem stillen Herde
 Zuckten wie erschreckt zusammen.

Und in dieser Flut verwischte
 Bild um Bild sich, und die Blumen
 Starben, und die Blut verzischte.

Gustav Falke.

Weltgeschichte.

Auf einem Felsen steh ich träumend,
Tief unten zieht ein breiter Strom,
Bald lauter und bald leiser schäumend
Zum Nachthorral im Waldesdom.

Sonst Schweigen rings in Nahe und Ferne,
Verstrahlt von fahlem Mondenglanz,
Indes die ew'gen Himmelssterne
Sich spiegeln hehr im Wellentanz.

Und rastlos zieht der Strom von hinnen,
Bald rauschend, wie im Grolle schwer,
Und wieder friedensäufelnd rinnen
Die Fluten fort zum weiten Meer.

Doch stets erstrahlt in gleicher Milde,
In gleicher Glut der Sterne Gold,
Ob zornig auch ans Strandgefilde
Die Woge, oder friedlich rollt . . .

Und also deut' ich sinnend, träumend:
Die Weltgeschichte ist ein Strom,
Bald lauter und, bald leiser schäumend
Zum Sphärenchor im Weltendom.

Gar oftmals bäumen sich die Fluten
Den Himmel zornig-brausend auf,
Und wieder, wann vorbei die Gluten,
Seht friedeatmend hin ihr Lauf.

Doch ob sie zürnen, ob sie säufeln —
Stets spiegeln sich mit gleichem Strahl
Die ew'gen Sterne mild im Kräufeln,
Die Gottgedanken allzumal . . .

Duban.

Ottofar Stanf von der Mark.

Die soziale Frage.

In fließendem Gesellschaftston
Bei üppigem Gelage,
Erörtern sie im Prunksalon
Die soziale Frage. . .

Die schönen Frau'n in reichem Schmuck,
Die jungen Herren spaßten,
Es bot das Thema Stoff genug,
Zu wichtigen Kontrasten.

Wien.

Ein wüßtes Toben dringt herein,
Ein Schelten und ein Schimpfen,
Des Hausherrn stolze Töchterlein
Die feinen Mäuschen rümpfen.

Die Hungernden im Branntweinschank
Nach mühevолlem Tage
Erörtern mit Geschrei und Janf
Die soziale Frage. . .

Oscar Vendicner.

Die kleine schmucke Kellnerin.

Die kleine schmucke Kellnerin,
Die mag so gern ich leiden.
Wie oft ich sie auch wiederseh,
Stets fällt mir schwer das Scheiden.

Die kleine schmucke Kellnerin,
Die weiß so lieb zu plaudern,
Wie oft ich da auch gehen möcht',
Stets muß ich wieder zaudern.

Das letzte Glas, der letzte Schlag
Gar oft sich wiederholen,
Und müde sitzt und Gas-beforgt
Der Wirt dabei auf Kohlen.

Und was sie spricht, es ist ein Nichts,
Gedruckt möcht' ich's nicht lesen,
Und doch paßt es so ganz und gar
Zu ihrem munteren Weisen.

Ein Ländeln ist's um dies und das,
Um leere Nüchternheiten,
Vom Regen und vom Sonnenschein,
Von allen Jahreszeiten;

Von ihrem Puz, von ihrem Schatz,
Den lang sie nicht gesehen,
Und wie sie sich's so herrlich denkt,
Durchs Leben mit ihm zu gehen.

Dann malt sie sich die Zukunft aus
In schönen, bunten Bildern
Und unermüdet ist sie da,
Ihr künft'ig Glück zu schildern.

Altensburg.

„Dann brauch ich nur noch meinem Hans
Den Becher zu kredenzen“ —
So ruft sie da voll Seligkeit
Und ihre Augen glänzen.

Doch einmal frag' ich ahnungslos,
Wie lang er nicht geschrieben,
Da ward sie bleich und Thränen sah
Ich ihre Augen träben:

Da dacht' ich still: „Du armes Kind,
Laß Deinen Hans nur wandern,
Du füllst gewiß noch manches Glas
Für mich und für die Andern.“

Hugo Kegel.

Klingendes Liedel.

Als ich heut den Feldweg schritt,
Hog mir stets ein Klingen mit.
Polenlieder, lustig-feste,
folgten mir die ganze Strecke,
Ach und alles that sie singen,
Die da fuhren, die da gingen;
Bauernhochzeit kam vorbei,
Lachen, Lärm und Lustgeschrei,
Vorn im Wagen klingt die Fiedel
Immerzu dasselbe Liedel,
Brummbaß selbst nach seiner Art
Brummt das Lied sich in den Bart,
Und der Wind singt's in den Zweigen
Und begleitet froh die Geigen,
Wird von weitem hergetragen,
Singt's doch selbst am Bauernwagen
Rastlos rollend sich das Räder:
Wie ein Bursche und ein Mädel,
Taseweises junges Ding,
Spät noch in die Brombeer'n ging.

Weiter klingt das Lied im Chor
frisch von Jung und Alt empor:

Stehn die zwei am Brombeer-Raine,
Dort der andre, hier der eine,
Pflückt das Mädchen voll Vertrauen
Schon die Beeren, schwarzen, blauen,
Doch dem Knaben, der noch zaudert,
Kaum noch süße Worte plaudert,
Sieht der Schalk schon im Gemick,
Und im nächsten Augenblick —
„Jesus Christus!“ schreit das Mädel.

Also rollt das Bauernräder,
Singen Wanderer, singen Winde,
Singt es im Gezweig der Linde,
Und der Brummbaß brummt in Ruh,
Und die Geige girt noch zu:
„Ja, so geht's, daß Gott erbarme:
Brombeerranken, Burschenarme
Halten jede Diene fest . . .“

flog ein Vogel aus dem Nest,
Aus dem Nest mit schrillen Laut,
Das er tief im Gras gebaut.
Fragt die Fiedel leise klingend:
„Liebes Vöglein, flügel-schwingend,
Sag, warum bist du entflohn?“
Brummt der Baß: „Das wißt ihr schon!“

Berlin.

Carl Busse.

Der Pinscher.

Ein Pfeifenbaum mit breitem Laub
Umrannt der Villa Altane,
Ich blicke auf den See hinaus,
Sie fährt vorüber im Kahne.

Sie fährt dahin im gestreiften Kleid
Mit leichtem Ruderschlage
Und ahnt nicht, daß ich Sehnen heiß
Zu ihr im Herzen trage.

Das Ruder blüht im Sonnenlicht,
Am Buge schäumen die Wellen,
Ich höre laut auf ihrem Schoß
Den Seidenpinscher bellen.

Im Wasser bleibt vom Kiel zurück
Ein langer Doppelstreifen,
Vom Dampfer, der die Richtung kreuzt,
Erdönt ein schrilles Pfeifen.

Vorüber.

Viele Boote fahren vorüber
An der grün umlaubten Villa,
Niemand drin, dem ich bekannt.
Keine Tücher seh ich flattern,
Frida nicht und Petronilla
Winken freundlich mit der Hand.

Noch lebendig schon vergessen,
Steh' ich unter'm Weidenbaume
Einsam am verpfälhten Strand.
Gurgelnd schlagen dran die Wellen
Und mir ist als wie im Traume,
Daß dahin die Jugend schwand. —

Frage.

Geburt und Tod, was liegt dazwischen?
Ein Mann und Weib, die sich erwischen. —

München.

Heinrich v. Keder.

Frühlied.

Vom Liebesweh das alte Lied
Ist endlich ausgefungen,
Ein frischer Lebenspuls durchzieht
Die Adern unsrer „Jungen“.
Und Heil! dem Dichter, der beginnt,
Des Jammerns sich zu schämen,
Wenn er mit neuen Kräften sinnt
Nach höheren Problemen!

Die ganze Menschheit ist geschwächt
Und keine Kraft zu suchen,
Ein feig, erbärmliches Geschlecht
Von Weibern und Eunuchen!
Und keine Helden giebt es mehr,
Die uns erlösen könnten,
Und keine Männer — nur ein Heer
Von geistig Impotenten!

Wer nur ein wenig aufgestrebt,
Der spürt die Gicht im Gliede,
Und wer nur ein paar Jahre lebt,
Der ist schon lebensmüde!

Und nun erscheinen wir im Feld.
In unsrer Jahre Grünheit
Verhöhnern wir die schöne Welt
Mit unerhörter Kühnheit.
Der Eigendünkel treibt uns weit,
Wir nennen uns Erlöser,
Und, statt zu bessern unsre Zeit,
Wird sie durch uns nur böser. —
Hal wie sie lästern, wie sie schrei'n,
Uns die Leviten lesen,
Und uns der „tollen Jugend“ zeih'n,
Die selbst nie jung gewesen!

Von den Erhabnen schweig ich still,
Die spöttisch uns benädeln —
Der Ochs, der Anerkennung will,
Der stellt sich zu den Eseln!

Nur immer zu! Steh's euch dafür,
So mögt ihr weiter klagen,
Mit eurem Schimpfen werdet ihr
Uns nicht ins Bodshorn jagen!
Ob unfres Treibens mögt ihr schlaun
Auch eure Köpfe schütteln,
Vergebens werdet ihr am Bau
Der neuen Ära rütteln!
Ihr trübt uns nicht das Augenlicht
Mit eures Zweifels Wolke,

Wien.

Wir blicken kühn mit Zuversicht
Zu unfrem wackern Volke!

Wohl wissen wir: es kommt der Tag,
Wo heiß der Kampf wird brennen,
Wo mit dem ersten Stoßenschlag
Sich die Parteien trennen.
Wohl wissen wir's! Er komme nur,
Wir sind bereit zu sterben,
Schon sehen wir auf blut'ger Spur
Das nahende Verderben.
Es rast daher im Sturmeslauf,
Nicht wähiend, wen es töte,
Dann aber steigt im Osten auf
Die neue Morgenröte.

franz Moißbauer.

Wie lauschtig war's!

Die Luft war schwarzblau, sommerlich,
Und jeder Stern zu sehen,
Als ich zu dir ins Zimmer schlich
Verstohlen, auf den Zehen.
Mit einem Finger drohtest du,
Keis flüsternd: „Stille! Sacht!“
Ich aber war hinein im Nu,
Da hast du, Schein, gelacht.

Du sprangst um mich, du schmuckes Ding,
Mit Händen klatschend, lichernd,
Bis ich dich haßte und umring,
Mich deiner Hinf' versichernd,
Da hingst du gleich an meinem Hals
Und sprachst: „O, du mein Glück!“
Aus meinem Herzen pochend schallt's
In gleichem Ton zurück.

Wie lauschtig war's im Stüblein rings!
Berauschend war dein Küssen.
Durch unsre heißen Adern ging's
In vollen Liebesgüssen.
Wir herzten uns die lange Nacht,
Die Welt war für uns tot,
Bis wir vom tollen Traum erwacht
Im lichten Morgenrot.

Da kräht im Nebenhof der Hahn;
Jetzt muß ich mich bequemen,
Und wo wir uns glücklichwelgend sahn,
Heißt's: Scheiden! Abschied nehmen!
Du goldig blondes Haar, ade!
Ade, du frisch'er Mund!
Mein Herz war wund, mein Herz war weh,
Du küßtest mich gesund.

Nun schreit' ich in das Morgenlicht
Hinein mit hellem Singen:
„Wer dich, du Blume Liebe, bricht,
Nichts wird ihn niederzwingen,
Sein Innres flammt, sein Innres glüht,
Bleibt immer warm und jung,
Und ist die rote Luftpersprüh,
Strahlt die Erinnerung.“

Berlin.

Max Hoffmann.

Ein Ewiger.

Ich lag in einem dunklen Tazushain
 und hatte Furcht. . .
 Im Schatten vor mir saß ein Mann,
 der war wie eine große
 nebelvolle Höhle,
 in der ein riesenhafter Dachs der Urzeit
 neue Welten träumte;
 nur ab und zu
 schob er seine schweren Wählerhände
 durch das Gitter,
 und mit grauen,
 grausam traurigen Augen
 griff er sich ein Menschenhirn zum Fraß.
 Und über ihn, im Hintergrund der Höhle,
 mit unendlich weichem,
 kleinem stolzen Munde,
 in einen grünen Sack gewickelt,
 lag eine schöne geistesirre Frau gekauert,
 die weinte über den traurigen Dachs. . .

Da hob der Mann
 die starre Gottesfirne zu mir her,
 darüber ihm die Haare
 seidenfein und blond
 in langen wirren Wellen lagen,
 als ob er eben aufgehört zu fliegen,
 und seine scheuen Frauenlippen zuckten.
 Ich aber sah hinaus,
 wo durch den dunklen Tazuswald
 der kalte blaue Himmel strahlte,
 klar, weit, hoch,
 und sah die Sonne um das Höhlengitter
 blitzen,
 und eine Freude wie im Winter
 verbrannte meine Furcht zu Funken,
 die sprühten einen Namen in das Dunkel,
 riesenhaft:
 STRANDBERG. . .

Berlin.

Richard Dehmel.



Die Nagelschere.

Von Karl Rosner.

(München.)

Schon den ganzen Tag hatte ich mich damit gequält, mit diesem unbehagen
 kapriziösen Suchen nach dem Schlagworte meiner Stimmung. Und ich
 war immer wieder auf „Sentimentalität“ gekommen, und das schien mir
 noch am besten darauf zu passen. Aber das war's nicht, ich fühlte, daß es
 anders war, und grübelte immer wieder und suchte.

„Sentimentalität“; — nein. Das Wort ärgerte mich in seiner breiten
 Langatmigkeit, und man muß dabei an wasserblaue Lyrik denken und an
 Schnupfen und Gretchenstrifuren. Und das klingt so reichsdeutsch, so treu
 und bieder, — aber sad, sehr sad.

Und das war's auch nicht, denn dazu gehört Herz, und das fehlt mir;
 — wenigstens sagen sie's alle. Es war wie das Gefühl, das einem wieder-
 kommt, wenn man sich an eine Dummheit erinnert, die man begangen.
 Weich emporquellend längs der Wirbelsäule, und dann im Hirn wie eine

feine Wolke von aufgestäuberten Atomen, die den Gedanken umnebeln. Und dabei das bestimmte Ahnen des Unbehagens und das penetrante Herüberklingen einer schrillen Dissonanz, wie wenn sich die Nerven wehrten gegen ein drohendes Aufrütteln aus ihrer trägen Ruhe.

Und man zuckt dann unwillkürlich mit den Augenbrauen und will an etwas Anderes denken. —

Und dann, plötzlich, abends, vor einem Makart'schen Bilde war mir die Formel gekommen. Sentimentalität raffinée, — ja, das war's, — und das klang auch besser.

Die ganze Geschichte war nämlich so.

Sie hieß Lori und war meine — Freundin. Hier in der Stadt hatte ich ihr ein Zimmer genommen, oben im zweiten Stock, und da besuchte ich sie, regelmäßig, täglich. Wir hatten uns das reizend eingerichtet. Die weichen, schalldämpfenden Teppiche, die schweren Portiüren und dann wieder die duftigen Gehänge über Rahmen und Ecken. Und dabei alles durcheinander, und jedem Nerven sein Steckpferd.

Das Sofa von grünem, mattgrünem Plüsch und den Schreibtisch in graziös geschweiftem Rokoko, die Kugel altdeutsch und matt, und gedämpft durch blasse, grünlichimmernde Gläser. Und an den Wänden japanische Fächer und Schirme in ihrer gravitatisch spröden Gespreiztheit, und weiche Draperien von schmeichelndem Crêpe de Chine.

Und mitten darin saß die kleine Lori, und da besuchte ich sie, regelmäßig, täglich.

O, sie verstand sich darauf wie keine andere! Aus jeder Kleinigkeit konnte sie ein neues Fest für unsere Nerven bereiten, aus jedem Band und aus jedem Hauch und aus jedem Wort. Und ich hatte mich so an sie gewöhnt, — ich konnte mir das kleine Zimmer gar nicht denken ohne ihren süßen Parfüm, der mir so weich um den Gaumen schlug wie laue, mühschaukelnde Wellen, und ohne ihre liebe, zierliche Gestalt und ihr klares, duftiges Lachen. Ich glaube, sie lachte die Luft und den Parfüm.

Und wenn sie mir darin am Schoße saß und ihre schlanken, weißen Finger mir durchs Haar fuhren und über die Schläfen, mild und süß kitzelnd wie der quellende Duft der Tuberose, und ihre weichen, blassen Lippen sich festzogen an den meinen, — — — —. Sie war doch süß!

Dah, — Gewohnheit, nur Gewohnheit, — nein, ich war nicht verliebt in sie, ganz bestimmt nicht. Nur gewöhnt hatte ich mich an sie, und wenn ich an ihr hing, so war das nur meine Trägheit. Ich war zu bequem, mir eine andere wieder soweit zu dressieren, und nur das hatte mir die dumme Stimmung gebracht, als ich an den Abschied dachte.

Ich gebe zu, daß sie mir viel entgegenbrachte, viel Talent für sensitive

Genüsse, suggestive Anlagen und eine süße Gestalt, und den weichen Parfüm, und den feinsüßlichen Takt, — und ich glaube, sie liebte mich wirklich.

Und ich war an das alles so gewöhnt; — auch an das Bewußtsein, wirklich geliebt zu werden, und mir graute vor dem Gedanken an eine andere. Aber ich liebte sie nicht, nein, das wollte ich auch nicht, und ich sträubte mich mit aller Macht gegen diesen Gedanken.

Nur meine Nerven thaten mir leid, und die bedauerte ich.

Aber schließlich, — es war ja auch ganz natürlich gekommen. — Rot geweinte Augen und verschmupfte Nasenspitzen vertrage ich nicht, — und Vorwürfe noch weniger, — und nun gar aus Eifersucht. Und das steht ihr auch nicht gut, die Züge von der Nase abwärts bis in die Mundwinkel werden dann so scharf und tief, — nein, sie muß lachen. Mir selbst war so unbehaglich dabei, — ich wußte nicht recht, was ich anfangen sollte, und ich wiegte mich hin und her in dem Schaukelstuhl, und wußte nichts Rechtes zu sagen. Dann aber spielte ich den Mann von Welt und setzte mich leicht darüber hinweg. Und da fing sie erst recht zu weinen an. Und mir war so unbehaglich dabei, es war so heiß im Zimmer, — und das Mädel hatte ja eigentlich recht, — und ich fiel aus allen meinen fürstlichen Posen, — und wurde brutal und lief dann davon.

Später that's mir leid, sehr leid, — aber da war nun nichts mehr zu machen. Und ich konnte ihr das doch unmöglich sagen, — nein, nein, einem Refus durfte ich mich nicht aussetzen. Also Abschied, — so leid es mir that; und ich ärgerte mich über mich und mein dummes Benehmen.

Als ich bei ihr eintrat, saß sie am Sofa und las. Dann grüßte sie, klappte das Buch zu und sah mich erwartend an. Ich wollte etwas sagen, — wegen gestern, — aber nein, — dem durfte ich mich nicht aussetzen, und ich schwieg und ging mit langen Schritten durch den kleinen Raum, über die weichen, schwellenden Teppiche. Erst wußte ich nicht recht, womit ich beginnen sollte, und dann plätkte ich richtig mitten hinein. „Also, die Meubel kannst Du natürlich behalten —.“

Ihre Augen wurden feucht und rot, und ich fühlte das, obwohl mein Blick gedankenlos suchend über das Zimmer streifte. Und mir war wieder so seltsam zu Mute, — wie damals in Monte Carlo, als ich den letzten Louis gefeßt hatte, und als die weiße Kugel über die Scheibe sprang, hüpfend und rollend, — und ich stand still und beklommen. — Und dann nahm ich mich zusammen und fuhr fort.

„Nur ein paar Kleinigkeiten möchte ich für mich behalten, — zur Erinnerung, — ein paar Sachen, an die ich mich gewöhnt und die ich nicht gerne missen möchte.“

Sie nickte, den Kopf leicht vorgebeugt, und ich glaube, es fiel dabei

eine Thräne zur Erde. Und mir war so bekommen zu Mute, — aber sie sprach nicht.

„Die kleine Nachtlampe hier und den runden Handspiegel mit dem schlanken Griff. Ja, richtig, — wo ist die Nagelschere, — die will ich auch.“ Und ich ging zur Toilette und zog die Lade heraus.

Und da sprang sie auf und lief zu mir, und legte mir die Hände auf die Schultern. Die kareffierend weichen, schmalen Hände.

In mir war's hell geworden, hell im befriedigten Gefühl des Triumphes. Aber ich blieb ruhig und blickte wie gedankenlos über sie weg nach der Seite. Alle meine Nerven waren gespannt, und ich wollte durch sie den vollen Reiz in mich saugen aus meinem Siege und aus der großen Scene. Und ich blickte gleichgültig über sie weg, beinahe ungeduldig. Und ihre Arme lagen lind und warm auf meinen Schultern.

„Wo ist die Nagelschere?“

„Paul!“

„Ja —?“

„Paul!! Bitte!!“

„Was ist's denn?“ — Ich zitterte in süßer Erregung. — Jetzt konnte sie kommen, — die große Scene.

„Paul, — laß mir die Nagelschere!“

Ich war aus der Fassung gekommen, einen Moment lang hatte ich sie plötzlich angesehen, — und da war's mir, wie wenn sie lächelte. Und mir kam's von den Lippen wie mechanisch.

„Warum?“

„Laß mir sie!“

„Aber, — ich gebe Dir eine andere, — die nicht, — ich bin so gewöhnt an sie, — sie ist so angenehm, — und sie tragt auch nicht mehr wie die neuen.“

„Laß mir sie! Bitte!“

„Aber Kind, — —“ Und da mußte ich wieder in ihre großen Augen schauen, und da schimmerte es nun wie eine Thräne, eine bittende, milde Thräne, und ihr Atem umfloß mich süß und wohl, und das umschlang mich mit jenem weichen, entnervenden Dufte der Versuchung — — — „Aber Kind, — — —“

„Bitte! — — Du kannst ja immer zu mir kommen, wenn Du sie brauchst! — Immer! — Bitte!“

Und da zog ich sie an mich und küßte sie, und küßte sie immer wieder.

Meine Nägel aber kultiviere ich jetzt ganz besonders, und es vergeht kaum ein Tag, an dem ich nicht zu Lori muß, — denn sie verwahrt ja nun die Nagelschere.



Aus Wahsinus Nacht.

Von Ugel Delmar.

(Berlin.)

Ich male gern. Reizende kleine Figuren, große Lockenköpfe mit steifen Nasen und flachen Stirnen. Manchmal male ich auch nur Berge mit Menschengesichtern, Schiffe und Glocken, und alle haben Augen und sprechen mit mir! Ganze Geschichten können sie erzählen, wie keiner sonst.

Heute soll ich nicht malen, heute soll ich schreiben — schreiben was ich erlebe, erlebt habe. Wertwürdig, daß ich nun schreiben muß, die schöne Frau, die mich besuchte, will von mir etwas lesen.

Das Zeichenpapier unter meiner Hand raschelt und krümmt sich, wie eine trockene Haut, ich will es schon geschmeidig machen, will es mit harten Buchstaben drücken und scharfe Worte sollen darüber hinfließen. Ich fange also an. Nein ich will doch lieber malen. Die Frau will ich malen! Ein bleiches, schmales Gesicht! Wie schön die Stirn mit ihren dunklen Haaren! Große Augen, schwarze — glänzende Sterne in einem weißen Himmel; und der Blick, wie nennt man solchen Blick, der feucht schimmert und in die Seele dringt, wie ernste Musik? — Schwermütig ist der Blick — o ich weiß es noch, schwermütig blickt die schöne Frau, bleich ist ihr Gesicht und die Lippen öffnen sich wenig beim Sprechen, das wie erstickt und doch so süß klingt. Das Sprechen muß ihr wohl Schmerz verursachen.

Willst du mir die Hand geben, Robert, sagte sie zu mir! Da hielt ich meine Hand hin, sie legte ihre weiche, warme Rechte hinein — mich durchfuhr's wie ein Schlag! Die blumenzarte Hand, so warm in der meinen, so traulich meine Finger umschlingend und fest aneinander pressend! Mir ist's, als hätte ich diese Hand schon einmal gehalten, schon einmal ihren innigen Druck gefühlt; aber das ist wohl nur ein Traum! Denn es war damals Glockenton und Gesang über mir, der liebe Gott fügte unsere Hände ineinander, die Kerzen strahlten feierlich, Blumen dufteten und plötzlich wurde es still.

Stille in der Kirche — „Ja“, rief eine süße Mädchenstimme an meiner Seite — der liebe Gott segnete eine Ehe ein! Ich fühl's, das Ja galt mir, das Ja kam aus dem treuen Herzen meines Weibes — Orgel und Gesang verstummten dabei, die Engel am Altar lächelten, die Kerzen weinten milchweiße Thränen — wir küßten uns vor Gottes Augen, von seinem Wort gesegnet.

Mein Kopf schmerzt — ich will doch lieber malen! Ein Püppchen,

große, blaue Augen, ein offenes Mäulchen — o wie kann das Mäulchen schreien! In einem Fort schreien! Doch wenn eine schneeige Taube ihr rosenrotes Schnäbelchen den kleinen Schreihals kosten läßt, dann wird er still und schließt die blauen Augen. Leise schweben singende Sterne vom Himmel und bilden einen Heiligenschein voll süß tönender Harmonie um die junge Mutter und das schlafende Kind — — Friede auf Erden — — Friede!

Der Griffel ist schwer, wie ein Spieß, er macht meine Finger krampfzig, sie können ihn nicht halten, er fährt in die Haut, in die raschelnde Papierhaut und reißt eine tiefe Wunde. Das arme, duldsame Papier, man sieht seine Leiden nicht, hört keine Klage und doch ist es wahnsinnig von all dem Geist, der darüber hinkriecht, schwarz und düster wie eine Spinne, mit langen, spitzedigen Beinen! Aber blättere du nachts in Papieren, wie trocken sie dann mit den bleichen Gliedern rascheln, wie spukhaft sie leuchten, phosphorisch Blatt für Blatt! — Blättere nicht, du vergiftest deine Finger, deine Lippen, dich ganz und gar, bis du wirst wie das Papier, ausgemergelt, phosphorisch und auf deiner Stirn zwischen den Augen reckt die schwarze Spinne ihre eckigen Beine. Du wirst wie das Papier — wahnsinnig! Zerreißt die Blätter, schlägt die Stridenten mit den wahnsinnigen Folianten tot, spießt unsere Zeit, die papiersüchtige, spinnenbehegte auf die Nextollen Griffel. Rottet aus, rottet aus, sonst überrascht uns die papierene Sündflut und keine Arche Noah bringt Rettung, elendiglich müssen wir in Quartformaten untergehen. Ich will nicht untergehen, ich will reisen — wohin? Ich will — ich kann ja nicht wollen, die graue Brille hat all meinen Willen durchschaut und schlägt ihn nieder, wie Hagel die junge Saat. Schnell fort mit dem Papier, meine Thür geht, mein Licht wird nun gelöscht und es ist Nacht für mich.

Heute schien die Sonne in mein Fenster — es mußte Feiertag sein, es mußte da draußen Jubel herrschen, Freude, und ich wollte hinaus, um auch Freude zu haben, Jubel! Ich ging ans Fenster, ein warmer Strahl fiel in mein Gesicht und blendete meine Augen. Schnell die Lider darüber, schnell — ich habe ja so lange nicht die Sonne gesehn, so lange ihren lebendigen Schein entbehrt, ihre wohlige Wärme! So stand ich mit geschlossenen Augen, von warmer, fröhlicher Helle übergossen da — rote Ringeln kreisten vor den bedeckten Augäpfeln langsam auf und nieder, Fünkchen glimmten durch die blinzelnenden Wimpern und endlich huschten und wirbelten Wirraden von Sonnensläubchen auf gerader Bahn vom Himmel zu mir ins Zimmer! Sonne um mich, Leuchten, Wärme, und nun hinaus! Zum Fenster — eiserne Trailen davor! Ich muß aber hindurch, muß auf dem galoppierenden Licht zur Sonne reiten — hinaus in die wogende Glut des Äthers! Ich rüttelte an den Stäben, der Kall bröckelte in kleinen Körnern ab. Warm

war das rostige Eisen von der Sonne — ich will auch warm werden, will auch Sonne haben. Nieder mit dem Kerkergitter, hab ich nicht Blut und Leben — ich bin nicht Eisen, ich will drum die Sonne haben, sie ist mein Recht! Verfluchtes Metall, rühre dich, laß nach! Meine Nägel, meine Finger zerkrallen dich und du eberne Schlange entgleitest mir doch und beißt dich in den Steinen fest. Warte! Meine Zähne sollen dein starres Rückgrat brechen. Da ging die Thür! Schnell sprang ich vom Fenster herab und dem Eindringling entgegen. Es war Albert.

„Was ist denn schon wieder los?“

„„Ich will in die Sonne gehen.““

„Wohin wollen Sie gehen?“

„„In die Sonne, mich wärmen!““

„Was Sie sagen! Wo ist denn die Sonne?“

„„Na — da draußen, da oben!““

„Oben können Sie doch nicht hin.“

„„Nein, ich möchte — ich möchte spazieren gehen!““

Da trat der Albert auf mich zu und griff mit Freude, als ob er aus der Sonne käme, meine Hand, schüttelte sie, rief: „Gott sei Dank, ich komme gleich wieder“ und schlug schmetternd die Thür ins Schloß. Auf dem Gang draußen aber klappten seine Schuhe, als ob er lief, lief und sonst schlich er immer davon!! Ich stand allein im Sonnenlicht — meine Hände schmerzten, Blut lief in Tropfen auf die Dielen. Ich riß mein Tuch aus der Tasche und band es um die wunden Finger. Warum mußte ich auch so heftig die Stäbe fassen. Ich hätte ja durch die Thür gehen können. Doch die Thür hasste ich; denn so oft sie sich öffnete, war's mein Verderben! Entweder kam die graue Brille hinein und peinigete mich mit ihren scharfen Blicken, oder ich bekam Strafe und wurde hinausgeschleppt — hinaus in — o, da wird es dunkel um mich, die Sonne verbleicht — kalt blüht der öde Himmel herein, die Mauern grinsen kahl und klaffend. Die Sonne ist fort — ich muß sterben!

Da tappt ein gleichmäßiger, kurzer Schritt im Flur, eine Uhrkette klirrt wie Liliputanerglocken — den Schritt, das Klirren kenn' ich, es ist die graue Brille. Angst, Haß, Mut gibt mir Kraft, die graue Brille in Scherben zu schlagen. Sie hat mir die Sonne genommen, Licht und Wärme geraubt, mich eingekerkert! Fluch dir, du Bestie, die mich zerfleischt, verfluchte Augen, die mein Inneres umkehren, meine Worte aus dem Herzen reißen, meine Gefühle abtöten! Wehe dir, wenn du jetzt meine Schwelle betrittst — ich drücke dir, graue Brille, die Gläser in die kahlen Mauern und fliege mit dir durch das Fenstergitter, bis du und ich die Sonne sehen in Blut und zuckenden Lichtern.

Albert trat ein.

„Wenn Sie spazieren gehen wollen, müssen Sie erst den Doktor Lormel um Erlaubnis fragen!“

„Wen?“ fragte ich, und heiße Sehnsucht nach der Sonne ließ mich die graue Brille vergessen.

„Na, Sie wissen ja, den Herrn Doktor mit der Brille!“

„Was, den Satan mit den Feueraugen!? Also der ist's, der mir die Sonne verbietet!“ Mit einem Satz sprang ich zur Thür, um den draußen Hartenden zu zertreten. Albert fing mich in der Thüröffnung ab und preßte mich zusammen, daß ich schrie.

Da klopfte es an die Thür — die graue Brille sprach ruhig, als ob sie nichts bemerkt, nichts gehört hätte: „Kommen Sie, Albert, die Sonne geht doch gleich unter!“

O meine Sonne geht unter, nein, laßt sie nicht untergehen, ehe ich sie sah — nein, ich will ja bitten — o liebe graue Brille, laß mich die Sonne sehen, laß mich hinaus! Die Thür wurde geöffnet, so langsam als ob ein schwacher Wind sie führte. Auf der Schwelle stand ein ältlicher, großer Herr, mit scharfen Gesichtszügen und einer Brille auf der Adlernase und ruhigen, grauen Augen dahinter.

„Was wollen Sie, erzählen Sie's noch einmal,“ sagte er.

Ich blickte zum Fenster, auf den offenen Flur, auf Albert, in die grauen Augen hinter der blanken Brille — Gott, wie freundlich sah mich alles an, ich war so glücklich darüber, daß ich meinen Haß vergaß und auf den Flur deutete: „Ich möchte gerne im Sonnenschein spazieren gehen, Herr Doktor — — Lormel!“ Den Namen vergeß ich nun nie mehr. Ich sagte Herr Dr. Lormel.

Er lächelte den Albert an, beide schmunzelten! Wie närrisch, dachte ich und wartete auf die Erlaubnis.

„Hängen Sie ihm einen Mantel um, der Märzwind ist scharf; dann gehen wir Arm in Arm, wie gute Freunde im lieben Sonnenschein spazieren.“

Der Dr. Lormel ist gar nicht so abscheulich, wie ich mir einbildete! Wie vorsorglich er meinen Arm nahm, als wir im Flur waren und vorwärts gingen. Hier waren große, gitterfreie Fenster, die eine ganze Flut von Licht hereinließen. Am ersten blickte ich zur Seite auf des Doktors Gesicht. Es war freundlich und blickte gerade vor sich hin, doch suchte es fast unmerklich um seinen Mund, als wir bei diesem Fenster langsamer gingen. Er wußte unzweifelhaft, daß ich über ihn nachdachte, ihn beobachtete. Beim nächsten Fenster wollte er schneller vorüber, doch nun mußte ich ihn halten, ich weiß nicht warum, mußte ihn ansehen, so vom Tageslicht beschienen. Das mochte wohl lange gedauert haben! Meine ganze Sehkraft war an-

gespannt, wie mit Angst behaftet vor irgend einem schlimmen Eindruck, starrte ich ihn an. Jeden Zug, jedes Fältchen betastete ich mit den Blicken, ja in dem Wunsche, ihn ganz zu erforschen, hob ich die Hände, meinen Augen nachzuhelfen. Er regte sich nicht, keine Linie veränderte sich — ich strich mit dem Zeigefinger über seine Stirn, sie war wie Glas durchsichtig! Tief in seinem Kopfe, wo die Perlen des Gehirns ihre kostbaren Muskeln zu sprengen drohen, um leuchtend in die Welt zu rollen, war ein winziges Körnchen, so klein, daß es weh that, es zu suchen! Ich aber sah es deutlich — es trug ein menschliches Gesicht, hatte Züge, die ich kannte, die ich oft im Wasser, in den Scheiben, im blanken Holz gesehen! Es trug meine Züge. Da flog ein Hauch über die gläserne Stirn, ich konnte mich nicht mehr sehen. Doch mein Finger tippte sacht auf die Stelle und ich sagte stolz zum Doktor: „Da drinnen bin ich auch!“ Dieses Wort bereute ich gleich; denn ein kurzer Ruck veränderte das Gesicht des Dr. Formel. Wie die Platten eines Kaleidoskops fielen die Falten und Runzeln durcheinander und ein fremdes, ganz anderes Gesicht blickte mich scharf an. Habe ich denn eine so große Dummheit gesagt, hab' ich mich denn nicht deutlich gesehen? — Warum sieht er mich denn so sengend an! Doch ich hielt den Blick aus! Heute will ich dich überblicken, du Adlerauge! Es wird immer matter, immer verschwommener und plötzlich lächelt es — ein ganzer scheußiger Kobold sitzt drin und kollert hin und her. Ich lachte laut auf!

„Wir sind doch rechte Kinder, gucken uns hier an — wer zuerst mit der Wimper zucken muß, hat verloren.“

„Ja, Herr Doktor, aber Sie haben verloren.“

„Gewiß! Weil Sie lachten!“ Damit führte er mich vom Fenster fort. Die steinernen Stufen waren so kalt, daß ich es durch die Sohlen fühlte und nur mit Schauern weiter hinabsteigen konnte.

„Albert, bringen Sie mal ein paar Galoschen für unseren Freund; die Füße sind ihm kalt geworden.“ — Was, woher weiß der Doktor, daß ich —
„Beeilen Sie sich, damit er sich nicht erkältet und krank wird!“

Krank! Wie er sorgt! Nun, für seinen Freund ist das selbstverständlich. Endlich kamen wir unten an! Eine große Halle, mit Bänken an den Wänden. Einzelne Männer saßen darauf in leinenen Röcken und großen Tüchern um den Hals. Sie gefielen mir nicht und ich beachtete sie auch nicht weiter. Nun öffnete sich eine große Glashür — kühl wehte die Luft herein, wir traten heraus! Weiß alles ringsum — schmalpurige Wege, gelb beworfen, hohe Bäume mit schwarzen Rinden und tropfenden Ästen — ich habe so etwas nie gesehen — nie! Ich sann und sann, was das Weiße wäre, was so in der Sonne glitzerte und unter meinen Füßen verschwand — breite Tapfen folgten mir, wohin ich auch ging — Flimmern

und Leuchten überall. Da zwitschern die Sperlinge und zanken um Brot, das der Doktor ihnen hinwarf. Aber das Weiße, wie hieß es nur? Silber, Mondschein, Federn — nein, nein! Ich muß es in die Hand nehmen. Ganz feucht und kalt und es zergeht und läuft durch die Finger klar wie Wasser — —

„Sie wollen wohl einen Schneeball machen?“ fragte Dr. Lormel.

„Schnee! Schnee!“ rief ich entzückt, „das ist Schnee! O es taut, es wird Frühling, Frühling!“ — — — — —

Morgen will ich mehr schreiben! Der Griffel klebt in meiner Hand, die Finger werden steif und das Papier raschelt mit heiferer Stimme: Geh schlafen, geh schlafen!

Seit langer Zeit habe ich ein seltsames Zimmer inne. Ich kann mich nicht mehr besinnen, wann ich es zuerst betrat. Doch wohl ist es mir manchmal, als müßten Jahre darüber vergangen sein: Ich habe so einzelne Merkzeichen dafür. Ich konnte früher stundenlang an der Mauer lehnen und vor mich hinbrüten. Diese Stelle an der Wand zeigt den Abdruck meines Kopfes, der Schultern, alles wie Flecken und doch deutlich. Der Estrich trägt die Spuren meiner Füße, meiner Spaziergänge, trotzdem ich weiches Leder trage und leicht aufrete — ich bin so hager und leicht — Jahre nur können diese Zeichen eingraben. Jahre! Sieh — ich betrete mein Zimmer zum ersten Male. Vier Männer halten mich und schieben mich vor sich her. Eine Binde bedeckt meine Augen. Sie wird gelöst und ich stehe in einer nebelnden Höhle — graue, dicke Wolfenregen rinnen ineinander, ballen sich und rauschen wie ein Vorhang auf. Ich kann allmählich sehen. Hier soll ich hausen? — Ein großer möblirter Sarg, für einen Menschen eingerichtet, der mit Bett, Stuhl und Tisch in der Erde ruhen wollte. Der Leichnam konnte mit Bequemlichkeit, wenn auch anspruchslos verwesen, in Staub zerfallen und als flockige Schicht sein Meublement bedecken, bis ihn der jüngste Tag zusammenkehrt und in eine neue Büchse thut. Hier soll ich hausen!? Hinaus! Doch die vier Männer hielten fest; ich fiel mit dem Kopf zur Erde und seitdem war es Nacht um mich lange, lange Zeit. Nur hin und wieder träumte ich. Ein Abgrund, dunkel und dunstig, zerlüftet und schaurig reckte über mir seine kalten Wände. Ich liege in bodenloser Tiefe — plötzlich taucht ein schmaler Sonnenstreif zu mir herab — erschließt die kerkerdüstere Nacht — ich blicke auf! Schreieud fahre ich empor — Schatten, wüste Schemen lauern um mich und werfen mit ihren zerfallenen Leibern, ihren unkenntlichen Gliedern nach mir! Eine schwarze, blei-äugige Gestalt hebt eine giftig-zackige Keule und schmettert erbarmungslos auf mein Haupt los. Heifer klüffert sie dabei: „ich bin der urewige Hamlet“ und das Denken über sich tötet —

tölet. Oder ich fühle, wie mein Körper sich verändert — leise krachend öffnen sich die Knochen, das Mark tropft wie Harz heraus, fliegende Materie dringt dafür ein, aus meinen Poren quillt und sprüht es, weiß und glänzend! Federn wachsen mir, bauschen und blähen sich, weit öffne ich die sonnensfrohen Flügel, aufzuschweben in den Äther, von dem ich ein Teil. Da rauscht's und wettert's über mir — ein Adler — wie ein fallender Stern groß und schrecklich, gräbt die Fänge in mein schreckerstarrtes Fleisch. Ich schreie — schreie!

Wieder ist ein Tag vergangen, ich habe ihn recht eingeatmet, eingetrunknen möchte ich sagen. Mein Fenster wurde geöffnet — die Luft war erfüllt von nicht wahrnehmbaren, glückbringenden Wesen, die mit meinen Haaren spielten, meine Wangen kusten und meine Stirn küßten. Am Himmel wirbelten gelbweiße Wolken vorüber. Manchmal stoben sie wie zerflossenen auseinander, mächtig strahlte dann die Sonne hindurch, Licht prallte förmlich in mein Zimmer, schwaud, ehe ich die Sehnerven daran laben konnte und kehrte wieder, als bereute es die kleinen Schreden, die es mir verursachte, kehrte wieder mit milder, warmer Flut. Ich sehe alles deutlich und klar. Staunen in jedem Organ nehme ich meine Umgebung wahr! Mein Gott, wo bin ich? Dieser kahle Raum, zerklüftet, mit abgetragtem Getäfel und angeflammerten Möbeln — wie komme ich hierher? — Ich gerate in eine nie gefühlte Erregung, mein Inneres arbeitet, meine Nerven spannen sich in der Erwartung von etwas Furchtbarem. Unablässig zirkuliert mein Blut — macht mich bald schauern vor Frost, bald seufzen vor Hitze! Der Zustand wird unerträglich — meine Kniee tragen mich nicht mehr, ich sinke an die Wand. Sie ist eiskalt. Doch ich kann mich nicht mehr aufrecht halten, langsam gleite ich nieder, eine grausame Schwäche schüttelt mich zusammen, ich liege in mir selbst da, kann nicht unterscheiden, wo mein Kopf, wo meine Beine liegen. Ohnmächtig bin ich nicht — wenigstens wehre ich mich dagegen verzweifelt und lautlos, wie ein Wurm unter dem Fuße feines Peinigers. Da zuckt es mit einem Male in den Fingerspitzen, brennende Stiche treffen sie — ich führe sie zum Mund, den Schmerz zu stillen und merke mit Entsetzen, daß mein ganzer Körper diese Stiche erfährt, daß jedes Glied zuckt und brennt. Das ist doch seltsam — jedes Glied, jeder Nerv scheint für sich zu leben und sich von mir lösen zu wollen. — Ja, was bleibt mir denn, wenn ich in Stücke gehe, zerfalle, — ah, es läßt nach — — müde sink' ich auf die Dielen.

Als ich erwachte, lag ich auf dem Bett, an meiner Seite saß Dr. Formel, meinen Puls fühlend. Ich schaute um mich, das Fenster war geschlossen, niemand war mehr bei mir, als dieser Mann. Ihn werde ich fragen, was das für eine Begegnis vorhin war. Ich richtete mich auf. O wie schwer war

das — wie matt war ich, wie elend quälte sich mein Körper, ehe er vom Doktor gestützt in den Rissen einen Halt fand. Und nun frisch gefragt. Ich öffnete den Mund — eine fremde, schwache Stimme vernahm mein Ohr! Bin ich das, was da so aus weiter Ferne redet, bin ich es, der mit ungeschulter Zunge im trockenen Munde quirlt und schlaff den Kiefer sinken läßt. Sind das meine Hände, die da gelb und großadrig auf der Decke ruhen und vergeblich sich zu falten suchen — mein Hemd öffnet sich, ich blicke auf meine Brust, welche Haut hängt an ihren umschatteten Knochen. Weh, unsäglich bitteres Weh erfüllt mich vor meinem eigenen Elend — ein Skelett, mürbe Sehnen, zervurntes Fleisch, bebende Knochen sind die Reste von mir! O! wie erbärmlich abgestorben bin ich. Zwei große, heiße, schmerzende Thränen rinnen über meine Augen und hüllen in ihr trübes, verschwommenes Raß alles, was ich sah und fühlte. Ich weinte. Weinte bis meine Wangen braunten und das Schluchzen mich hin und her warf. Weinte bis die Augenlider wuud zusammenklebten und meine Zähne aneinanderschlügen. Ein fieberndes Weinen, ein Seelenkamps, die Auflösung ins Nichts, in den großen Schmerz der Schöpfung war's. Ich hörte wohl, daß der Doktor mir zusprach, daß er mich trösten wollte, aber wie kann ich auf Worte hören, wenn ich in Flammen vergehe, wie kann ich Trost annehmen, wenn der Tod in seine eisefstarre Faust mein Herz nimmt!? Wie kann ich's?"

Endlich war ich ruhiger. Leise bebend liege ich auf dem feuchten Rissen — lang ausgestreckt, die Fußspitzen nach oben. — Blicke jetzt das bißchen Atem fort, nichts fehlte als ein hohler Deckel zu meiner Bestattung.

„Ich bin krank, nicht wahr?"

„Sie sind auf dem Wege der Genesung.“

„So, so.“

Ich mußte nachdenken. Genesung, ich werde genesen von diesem Elend! Ich werde allein aufstehen können, gehen, werde sprechen können?

„Ist das auch wahr, werde ich nicht“ — — das Wort wollte nicht heraus — und ich wagte es auch nicht auszusprechen.

„Rein, mein lieber Freund, Sie werden leben, ganz wieder zu Kräften kommen! Aber seien Sie nur hübsch ruhig und denken Sie nur an angenehme Dinge.“

Ja, ruhig will ich sein und angenehm denken auch.

Ich werde leben, freudig hebe ich die Brust, leicht strömt die Lust in die Lungenwege, leicht entweicht der Austausch in einem laugen Atemzug. Merkwürdig süßes Bewußtsein quillt mit diesem einen vollen Atem empor und strömt über mich hin, wie Sommerregen über dürres Land. Wohlige Ruhe wechselte mit regem Lebensglück. Stummer Jubel, herzklopfendes

Hoffen, Dankgefühl stritten um einen Ausdruck, um eine Bahn in die Welt, ins Leben — — ich lächelte mit zuckenden Lippen, all mein Glück im Thränenüberströmten Gesicht.

Tage sind seitdem vergangen, ich lese die krausen Blätter, die ich bisher geschrieben und schreibe weiter. Wie oft habe ich Dinge als eben geschehen aufgezeichnet, die ich vor Wochen erlebte, wie oft einen Zustand geschildert, den ich erst nachträglich erduldet! Wie kam ich dazu? — Was ist meine Krankheit gewesen? — Ich will nachdenken und ihren Anfang ergründen — oder wäre es leichter, mit dem Ende zu beginnen? Gleichviel. Der Doktor sagt, ich könne ruhig weiter schreiben — ich wäre so mein eigener Arzt. Ja, schreibe ich denn Rezepte, die, bloß gelesen, gesund machen. Nein — es muß ein anderes Bewenden damit haben. Ich gehe zum Fenster — das Gitter hindert den Ausblick. Ein weiter Hof mit vielen gleichförmigen Fenstern. Alle vergittert. Die Sonne scheint auf die mir gegenüberliegenden. Ich kann weit hineinsehen. Ein Mann läuft tagtäglich hinter seinem Fenster auf und ab, dreht sich um sich selbst und gestikuliert heftig. Albert erzählt — der Mann da drüben glaubt die Erdfugel zu sein, markiert ihre Bewegungen, Sturm und sogar Eruptionen. Ja, der Mensch ist doch übergeschnappt — eben schlägt er lang hin, springt wieder auf, schlägt wieder hin — Weltuntergang nennt er das — Blut aus Nase und Mund, Geschrei bis zu mir herüber! Und die Mauern sind dick, sehr dick — er muß fürchtbar schreien können, der Arme! — —

Dort — ein paar Fenster weiter, steht ein freundlicher alter Herr. — Gardinen zieren sein Zimmer, er steht dazwischen, weißbärtig, ehrwürdig und nicht — ein liebes, heiteres Bild in all der häßlichen Umgebung. Er nickt und grüßt, aber nicht zu mir — er sieht in den Hof hinab, aber niemand ist unten. Er wirft Ruchhände, öffnet das Fenster, wirft Papierschnitzel hinaus, klatscht in die Hände — — stundenlang, stundenlang, der liebe, alte, freundliche Herr!

Ah — da wird jemand von einem anderen Fenster fortgerissen. Albert hält ihm die Arme, ein zweiter und noch mehr Männer ringen mit seinem aufgebäumten Körper — sie heben ihn empor und tragen ihn fort — — wohin? — Schauer ergreift mich — ich erinnere mich dunkel an einen gräßlich gebauten Kessel. Man stieß mich hinein — ich stürzte wutschnaubend vor! Zähne, graue Nebel schleuderten mich zurück, ich flog wie ein Ball zu Boden, der unter mir wie Sumpf nachgab, mich hochschnellte und wieder niederwarf. In fürchtbarstem Zorn schlug ich um mich, immer ins Leere, doch gegen federnde Lust, Wolken, was weiß ich! Balancierend, taumelnd, zerschunden brach ich zusammen. Aus Ohnmacht und Vergessen weckte mich ein Bad so kalt und schneidend, daß ich bis ins Mark hinein erschauerte

— nur der Kopf war frei und war so schwer, als hätte man ihn mit Blei ungoßsen. Die Augen drehten sich starr und mühsam in ihren Höhlen. Eine Anzahl Männer stand um mich, einer sagte zur grauen Brille: Er lebt — doch noch ein Anfall und er ist hinüber! Die Worte höre ich mein Lebenlang. Ich habe nie mehr einen „Anfall“ gehabt! Narrheit, schreckliche Narrheit solch ein Anfall! — Wie soll ich's beschreiben? Ja, es ist wie eine Naphthaquelle. — Es murmelt und sprubelt in der Gegend des Herzens. Die Glieder straffen sich, wie unter schwerer Bürde, man trägt eine gewaltige Last. Fliegende Hitze steigt in die Schläfe und hämmert und sengt in den Ohren, sticht in die glasig werdenden Augen und ängstet, daß man röhelt. Kleine, bunte Kreise wachsen zu Regenbogengröße, das Hirn bläht sich auf, daß die Schädelnähte zu reißen drohen. Das Blut steigt immer mehr empor. Schon ist's, als ob Frazen und Gnomen aus jedem Winkel hervortanzten, an den Kleidern reißen, das nackte Fleisch mit Dornen streichen. Und nun ein Anlaß, ein geringfügiger — die Naphthaquelle hat Feuer gefangen — die Erde, das Herz berstet vor Blut. Rudweise kommt sie nach oben, ein Taumel ninnt dem Körper jeden Halt. Die Hitze wird unerträglich und der erste Dampf saucht in weißen Flocken über die flatternden Lippen. Jetzt zerbricht ein übermächtiges Schütteln den zerkrampften Körper — alles reißt im Innern — entfesselt schlagen die Lohen hoch empor! Grauenhafte Tollheit herrscht, lehrt das Haupt in den Nacken — gellendes Gelächter hallt! — Ein sinnloses Etwas tobt mit und um sich, ein Scheusal — Mensch genannt! Mensch im Wahnsinn! Ach —

Ich habe diese letzten Zeilen wohl dreißig Mal gelesen, ehe ich fortfahren konnte! Habe ich nicht einen „Anfall“ gehabt? — Sah ich nicht meine Gegenüber, meine lahle Zelle, höre ich nicht Geschrei? — Nein, müde blicke ich aufs Papier, taub und blind für alles! Ich bin krank, sehr krank gewesen, doch nicht wahnsinnig, nein, wahnsinnig doch nicht. Was, solche Bilder jetzt, wo ich genesen soll? — nein, ruhig will ich sein, ruhig denken, ruhig schreiben. — Mein eigner Arzt; gut, ich verschreibe mir Schlaf! Schlaf bringt Träume — Träume sind der Wahnsinn der entkörpernten Gedanken — Wahnsinn ist der entkörpernte Traum der Gedanken.

Was mag das sein — hin und wieder habe ich einen Gedanken, der mich in heftige Erregung bringt, und den ich doch mit keinem Wort bezeichnen kann! Ich sehe ein Märchenschloß mit stolzen Säulern und schimmernden Porten — meine Seele öffnet alle Gemächer und seufzt vom Turm herunter in die morgenbeschiedenen Lande — jetzt will ich reden, will die Schönheit schildern, die mein Inneres gefangen nahm und kann es nicht! Der Weg der Phantasie reicht nicht an die Sprache heran, mein Mund gehorcht nicht — meine Gedanken sitzen im Gaumen,

und die Zungenspitze rollt ungesügte Laute hervor! Ich sehe das Märchenschloß, mühe mich unsäglich, die Vorstellung mit Worten zu festigen, und lauderwelsche von einem Vogelbauer oder einem Baukasten! Wütend darüber rede ich drauflos, immer mehr, immer suchend eine elende Mauer meines Schlosses darzustellen, plötzlich weiß ich nicht mehr, was ich erzählen wollte, aber nun schildere ich meine Vision, als schüße jedes Wort architektonische Meisterwerke. Sonderbar!

Ich entsinne mich genau, von jeher ein Vergnügen am Graufigen, Schauerlichen empfunden zu haben. Ich ging nachts in den Dom, auf Kirchhöfe und setzte mich auf die Gräber. Einmal ruhte ich auf einem Denkstein, der flach das ganze Grab bedeckte — die Kreuze warfen steife Schatten im Mondlicht, ein welker Ast fiel mir in den Nacken, ich fuhr zusammen! Unter mir senkte die Erde, langsam senkte sich der Stein mit mir! Der morsche Sarg war eingefallen — weil er das Denkmal und mich nicht tragen konnte. Ich bekam einen tödlichen Schrecken und bedauerte nur, daß der Leichnam nicht als feiner Staub aus der zerpreßten Hülle stieg, die Nachtluft mit Klagen füllend. Furcht empfand ich nicht! Später änderte sich dieses Wohlbehagen am Unheimlichen ins Gegenteil. Scheu konnte ich am helllichten Tage über die Straße gehen und ein dunkler Mantel, ein tiefer Hausflur erschreckte mich! Halte ich mir nun diese Erinnerungen vergleichend vor, so quält mich die eine wie die andere mit ihrer krankhaften Überreizung. Ich fühle, daß ich nicht gesund war, gesund bin, ich fühle einen noch vorhandenen Defekt oder eine Trübung des klaren Denkens. Meine Pulse fiebern bei der durchbrechenden Überzeugung von meinem bizarren Zustand; ich spüre, daß mich wieder solche Höllenangst beschleicht, von hinten her. Ich bin zu feige, mich umzudrehen, zu gebeutelt vom Schrecken, um mich zu wehren — die Luft geht mir aus, ich schnappe mit offenem Munde, trockener Kehle nach einem besreienden Atemzug, strenge mich an mit aller Muskelkraft, mich loszureißen — ich weiß ja, weiß, es ist Einbildung, gräßliche, selbständige Irrung eines Nervs — nichts kann ich, nichts als schreien, schreien bis die Stimme sich heiser und klanglos bricht. Ruhe kehrt erst wieder, wenn ich in die leuchtende Sonne sehen oder mich an Alberts Brust verbergen kann. Ich weiß dann, daß ich krank war, krank im Gemüt — krank! Doch das alles kehrt selten und selten wieder — ich lebe wie ein Greis so wunsch- und sehnsuchtslos. Nur schreiben muß ich und malen — Märchen, Bilder aus längst vergangenen Tagen. Wie fing es an, wie kam es, daß ich so wurde, so . . . so krank? — — Halt — Sie — sie war ja wahnsinnig und hat mich gar ange-steckt!? — — Sie ?

Wenn ich sie ansah, lang und forschend, wie ich oft pflegte, erbebt

sie, ihr Blick wich meinem aus, furchtsam und scheu, wie ein Vögelchen vor blauen Pfeilen. Die Sorge um sie ließ mich oft nicht schlafen. Ich lag daun an ihrer Seite und starrte in die rote, matt brennende Ampel. Sie liebte dieses rote, ruhige Licht — ich auch und nie schliefen wir ein, ehe ich nicht ihr Köpfchen an meine entblößte Brust lehnte, und sie mit Märchen einschlaferte wie ein Kind. Ihr Haar fiel warm auf meine Schulter, ihr Atem koste mein Fleisch, ich hielt sie an mich gepreßt, fest und sorglich, und erzählte. Schließlich schlummerte sie ein, von meinem Arm gehalten. Ich küßte die saust beschatteten Augenlider und hielt sie lange, lange — bis sie seufzte oder verschlafen meinen Namen rief! Mich rief — wie glücklich war ich da! Doch das alles ist vorbei — sie ist wahnsinnig — ich muß sie beobachten.

Beobachten Nacht für Nacht bei flackernder Ampel, bei rotem zitternden Licht, das wie Purpurschleier um unser Lager wallte — die bleichen Rissen und Tücher rot beschienen — jede Falte, jede Schwellung dunkles Blut bergend — und in der Mitte lag sie! Ihr Körper schimmerte durch die Decke mit jedem Gliede, in jeder Lage! Ihre nackten Arme bogen sich zum Kopf hinauf — leise wogte unter dem Battist die Brust — rot beschienen, auf und nieder schwebend, immer gleichmäßig, immer ruhig, immer tief atmend. O wie scharf waren meine Sinne, wie durchdringend mein Auge! — Deutlich sah ich, wie in den Lungen Blut und Odem ineinander stammten. Ja, ihr Träumen hörte ich wie goldene Saiten klingen und wie süße Melodien sie umspielen. Ich stützte mich aufrecht über sie. Beugte mich nieder und forschte nun in ihrem Gesicht! Gott, was ist das? — Wie sah!, wie eingefallen ist das liebe, liebe Antlitz? Spitz ragt die Nase daraus hervor, in grauen Furchen liegen die Augen, hohl und tief! — Ach wie häßlich sie geworden, fast wäre ich aufgesprungen, um von ihr zu fliehen, aber da klangen wieder ihre Träume, hell und vernehmlich! Ihr Antlitz, das müde, kranke Antlitz lächelte — huß, huß flog das Lächeln vom Mund in die Wangengrübchen — — huß, huß auf die schlafenden Augen! Sie lauschte mit Freude, was ihr Traum erzählte! Und der Traum sprach von mir — liebend, glühend — — — ja sie liebte mich, ich sah's auf ihrem schlafenden Antlitz, in ihrem klingenden Traum! Nun waren diese Züge verwandelt — ängstlich — leidend waren sie, die Mundwinkel sanken scharf ins Kinn hinein, Schmerz entstellte das ganze Gesicht! Ihre schöne weiche Haut schauerte leise und marmorirte sich — violett strahlten die Adern vom Herzen aus und das Herz braunte mit stiller leuchtender Lohe — ich sah ihren ganzen Körper hell durchschießen — eine rosenrote Glocke Brust und Leib — — unter dem Herzen aber ruhte ein wunderbares, geflügeltes Engelsköpfchen, geschlossenen Auges, halbgeöffneten Lippen und träumte vom

baldigen Erwachen! Da fuhr ich zusammen vor sel'gem Schreck — — Mein Weib erwachte. Sie lehnte sich weit in die Kissen zurück und zog mich zu sich heran. Sanft nahm sie meinen Kopf in beide Hände, Thränen rannen über die Wangen und mit stockender Stimme, Silbe für Silbe flüsterte sie mir ein süßes Geheimnis ins Ohr. Stumm und starr hörte ich zu — sie war mir wie der Engel der Verkündigung erschienen in diesem glücklichen Augenblick. Mein Weib, mein innig geliebtes Weib!

Tag.

Regenschwere Wolken am Himmel, stumpfes Licht draußen und drinnen. Mich fröstelt's — ich gehe schnell im Zimmer auf und ab. Ich denke an den Winter und friere noch mehr. Ich denke an das sonnige Italien und muß den Rock lüften, so warm weht seines Himmels Luft mich an. Ich gehe langsamer — die vergangene Nacht fällt mir ein. Sie sagte mir, daß sie sich Mutter fühlte! Ja, das hatte mich sehr glücklich gemacht — aber ich, ich hatte es ja früher gewußt als sie! Ich habe sie ja von ihrem Herzen durchleuchtet gesehen und auch das — das Kind. Ach — wie fein meine Sinne, wie vorempfindend! Armes Weib, da liegt sie vor mir auf dem Schmerzenslager, kreisende Wehen — afschahl im Gesicht, zuckend der Leib — keuchend und stöhnend, gewälzt in Krämpfen — und ich soll ihr helfen! Ich allein! Niemand ist zugegen! Der Augenblick ist da — Tod und Leben liegt in meiner Hand — das lebensuchende Kleinod muß ihrem Leibe entrisen werden! Ein Schrei sprengt ihre zusammengekniffenen Lippen auseinander und ich springe mit zitternden Fäusten auf sie zu, will sie von der Qual befreien — — — ruhig blickt sie mich an, von einem Heiligenschein umgeben! Ach, ich Narr! Ihr Bild an der Wand im goldenen Rahmen ist's, das frischfarbig durch die Dämmerung glänzt! Nur ihr Bild — sie ist in der Kirche, Heil sich, ihrem Kinde und mir ersiehend! — —

Die andere Nacht.

Ich zünde die Ampel an. Gemächlich entleide ich mich, schlüpfe in mein Nachtgewand und will zu Bette. Plötzlich sinke ich — vor mir steht in langem, wallendem Gewand eine Gestalt! Weit geöffnete, entsetzte Augen starrten mich an, dunkles, wirres Haar fällt darüber her! Die Gestalt öffnet ihr Gewand — eine Gruft mit einem Skelett darin steht aufrecht vor mir! Gräßlich! Ich will fliehen und kann nicht von der Stelle, ich schüttelte die Arme aus der Entfernung, dieses Bild, diese Vision zu zerreißen! Da legen sich tobbringende Lilien um mein Haupt — ich fühle mich willenlos, schwach zum Sterben.

Komm vom Spiegel fort, flüstert mein Weib und umschlingt mich mit ihren lilienweißen Armen. Wie erlöst von unsäglicher Qual atme ich auf und folge ihrem Führen! Rot schimmert die Ampel, rot schwellen die Tücher

und rot der süße Frauenleib! Wundersame Heilkraft war in ihrer Hand, als sie meine Stirn berührte! Mich überließ's, wie den Täufling das Weihwasser — ich war so schauernd vor Glück! Ich ergriff ihre Hand, küßte sie, die zitternde, bis sie meinen Mund fest schloß, daß ich nicht küssen konnte.

Da blickte ihr Auge träumend vor sich hin — — die Lippen zeigten eine schmale, zahndurchschimmernde Spalte — ihr Haupt sank langsam und schwer in die Rissen — ihr warmer Körper schob sich verlangend zu mir und lebzend hoben sich ihre Brüste empor, unspannt von durchsichtigem Battist. Jetzt schmiegeten sich ihre Glieder magnetisch an mich, ihre bloßen Arme griffen in meinen Nacken, zogen mich näher, näher! Stumm bat das herrliche Weib um Blut! Stumm küßte ich ihren heißen trockenen Mund — sank in ihre bebenden Arme, suchte den brünstigen Körper und riß mit einem Rucke die knisternde Hülle davon! — — Rotglühender, lebendig zuckender Marmor, blutflammendes Fleisch, felig feuszendes Weib — — berauscht, berauscht — Gleichklang tiefster, leidenschaftlichster Liebe zerriß, zerwühlte und heilte unser Innerstes in allen, allen Fibern! — —

Müde sank ich zurück, die Flügel des Schlafes schlugen betäubend um mein Haupt — — die Wimpern saukn, aber durch die geschlossenen Lider sah ich, wie mein Weib mit sanfter Hand mich betastete, sorglich bedeckte! Sie beugte sich über meinen schlafenden Kopf, küßte meine Augen und feuszte! Etwas Feuchtes, ein Thrämentropfen fiel in meinen atmenden Mund. O, dieser rinnende Tropfen! Noch sinkt er durch die geschlossenen Zähne, noch rollt er langsam und brennend weiter, weiter, fällt wie ein Todesgruß in mein armes, beglücktes Herz! Allzeit sei gesegnet für diese seltsam erquickende Thräne, für diesen balsamischen Tau der schönsten, liebes-zaubervollen Nacht.

Ich erwachte, noch tiefes Dunkel. Endlose Winternacht! Die Augen auf und nichts sehend — und doch, ich gewöhnte die lichtsuchenden Pupillen an das Dunkel, spähen macht wohl die Augen empfänglicher — ich sah! Sie lag an meiner Seite, meine Hand auf ihrer Brust. Sacht löste ich jeden einzelnen Finger — vorsichtig, leise, als hätte jede Bewegung ihrem Leben gegolten. Lange, lauge hob ich am Gewicht meiner Hand — lange, ehe ich sie frei streckte. Und nun sehe ich mein Weib, mein schlafendes Weib! — Doch was war das? — Da bewegen sich allmählich ihre Wimpern — ich strenge meine Augen an, ob ich recht geschaut. Ich fühle, wie meine ganze Sehkraft thätig ist, wie sich die Augäpfel vordrängen, als wollten sie von Gegenstand zu Gegenstand spähend hinflattern. Ja, ich sah recht — mit halboffenen Wimpern lugt sie nach mir. Jetzt sind sie geschlossen! Sollte sie wach sein und Schlaf heucheln? Aus Furcht vor mir? Lächerlich — ich kann doch nicht fürchterlich sein, noch dazu im — —

lächerlich! Da schon wieder die Augendeckel in langsamer Bewegung und jetzt blicken mich die Augen an — dunkel, entsetzt — — unsere Blicke verweben sich! Ihre Augen weiten sich — — kein Glied rührt sie — ich schaue in diese, wie erloschene Sterne dunklen Augen; jetzt hätte ich geschworen, daß wir uns mit diesem düsteren Zauber des Auges hätten verwandeln können, wenn eins von uns gewollt!

Groß und starr den Blick fragt sie plötzlich: „Warum schläfst Du nicht — — rot glühen Deine Augen im Dunkeln — — Du erschreckst mich!!!“ Wie ein Bannspruch traf das Wort — — ich sank zusammen — — — traumlos, dumpf bis zum Morgen schlafend.

Wieder ein Tag!

Es ist doch Wahnsinn! Sie sagte — rot glühen deine Augen im Dunkeln! Im Finstern, in einer so schwarzen Nacht, daß man wie gebunden dasag — da will sie sehen? Etwas sehen, was unmöglich wahrnehmbar! Es ist doch Wahnsinn! — Und wie sie immer küßt — man wird berauscht, wie Weinesglt durchdringt mich ihr Kuß! Und wie sie mir nachgeht, mir Messer und Nadeln fortnimmt! Konfus! Sie läßt mich nicht allein gehen, nicht allein auf die Straße, ins Freie! Immer hinterher! Das macht vielleicht ihr Zustand!

Ach das Kind — — da trippelt's ins Zimmer, rund und heiter, lachend und springend! Buntes Kleidchen, weißes Schürzchen, blanke Ärmchen — wie reizend — es spricht! Eine helle Kinderstimme — „Papa — Papa — — — Kasperltheater, spiele Du — Papa, Papa!“ — Haha — ich janchze vor Vergnügen!

Mit einem Male weiß ich nicht — ist es Nacht oder Tag um mich — — — noch jetzt grüble ich vergeblich — — war's Tag, war's Nacht? — — — Mein Kopf — — ein stechender, gewaltiger Schmerz fährt wie ein hakiger Pfeil durch die Schläfe — — — rot alles um mich! Das Weib bäumt sich wie ein giftspeiender Drache empor! Ich aber, ein bewehrter Held, stehe vor ihm! Stahlgeschient! Was geht mit mir vor? — — Hochaufgerichtet, in rotem Dunst steht mein eigener Geist und aus allen Ecken heult es wie Meeresflut — — Töte dich selbst — dich selbst!

Auf der flammenden Ampel tanzt ein scheußlicher Gnom und hat das Herz meines Weibes auf seinen kopflosen Schultern und das Herz öffnet den Mund und redendes Blut dringt hervor, strömt zu mir, lebt an meinen nackten Füßen und schreit gurgelnd zu mir empor — — Töte dich selbst! — — — Sieh, mein Weib — wälzt sich dort am Boden in ekler Umarmung mit einem sauchenden Tiger — — — von der Decke fällt ein Totenschädel dazwischen! Der Schädel grinst. — O Gott — er hat meine Züge und jetzt lacht er herzzerreißend und wird immer größer — die Kieferrn

blecken die glänzenden Zähne. Aus den hohlen Augen glüht's — glühende Würmer kriechen daraus hervor und fressen an meinem Leibe! — —

Weib — laß mich los — weg, nacktes Scheusal! Da kracht's! Mein Geist geht in Scherben und in jeder glitzernden Scherbe sehe ich mich zu Boden prasseln!

Da flieht mein Weib vor mir — mein eigen Weib! „Bleib!“

„Sei ruhig, Geliebter!“

„Du sollst nicht fliehen! Du bleibst!“ Hoch riß ich sie in meine Arme — — „wir reiten davon — — die Welt ist ein Kerker — — wir reiten davon!“

Umsonst — — ich weiß nicht, wie es weiter ging — — alles taub, alles vergessen! Mondschein sah ich — und da — richtig — da im Winkel lauert etwas. Lächerlicher Diogenes, suchst dich so zu verstecken! Hervor — du bist wahnsinnig — drum an's Licht damit, der — — Heilung wegen! du hast mir eben was von Wahnsinn gesagt, oder sprach ich davon!? Hör' zu, du ächzender Klumpen, hör' zu! Ich bin lebend und wenn ich will, ist dieses Ich selbst auf der Stelle tot! Das heißt: ich gehe in mich! Ich habe ausgedacht — ich bin tot! Gedankenlos sein ist die Seligkeit, die mich erwartet. „Fürchtest Du den Tod?“ —

„Nein!“

„Warum so leise, meine arme Maid! Ich liebe Dich ja! Wozu dieser Blick! Keine Wohlthat der Erde hat ihn verdient! Komm, laß uns sterben!“

So deutlich sehe ich alles vor mir — als malte ich die Worte und die Gedanken mit auf das gräßliche Bild! — — Ich hatte sie aufgezerrt — sie ließ es geschehen! Meine Füße waren von den Scherben des Spiegels, den ich zertrümmert, zerseht — ich fühlte nichts, als die fürchtbare Begier, den Tod erst an diesem Wesen zu erproben. Sie sollte zeigen, wie's sich stirbt! Gemordet von den Händen, die sie einst gekost, erdroffelt von den Fingern, die in ihrem Haar gespielt. Ich reckte die Arme empor, trunken die grausamen Hände betrachtend, die langsam wie Geier niederschwebten, von meinen Augen verfolgt schwer auf ihr Haupt sanken, wühlten in ihrem offenen Haar, wühlten und griffen an ihrem Körper entlang und vor tötender Lust bebten! Traurig sah sie mich an — sie ahnte noch nichts, ahnte noch nicht das satanische Werk dieser gekrümmten Finger! Ich zwang sie auf den Teppich nieder — ohne einen Laut gab sie nach! Ich küßte sinnlos ihren Hals, Brust, und riß sie an mich, wild, sinnlos — — — Taaumel ließ mich nicht vom Boden aufstehen — knieend, ihre nackte Brust zwischen den Schenkeln, hob ich die Hände noch einmal und als sie sanken, schlossen sie sich um einen Hals, preßten, würgten — — — ein Schrei, wie von einem Gefolterten, gelte mir ins Ohr — — daun stürzte die Thür ein,

Menschen stürmten herein! Ich zum Fenster! Ein Kampf entspann sich. Hornfeste Stricke beugten mich und wie vom Himmel trat plötzlich Ruhe ein, tiefe Ruhe. — — Blumen wuchsen um mich her, wie ein Sonnenstrahl in eine Felsenhöhle fiel in mein Ohr ein Quell friedevoller Worte — — leise, schmerzvoll, weinend — — von meinem Weib! Ich öffne die Augen. Über mir eine Madonna, die ein Lucifer geschändet!

O sie war nicht irr, nicht wahnsinnig! Und ich weiß nun, daß sie lebt, weiß, daß ich ihrer mit heißer Sehnsucht gedenken kann und weiß, daß ich sie wiedersehen werde — — sie und mein Kind — — — Freude erfüllt mich, unendliche Freude, die Freude der Genesung, des Frühlings der Liebe!



Rache.

Duodrama von Kolph Güßprächt

(Olmütz.)

Personen: Frau Möre.
Braschmann.

Ort der Handlung: Zimmer der Frau Möre.

Frau Möre (sitzt während des ganzen Vorganges in einem Lehnstuhl am Ofen; man klopf): Herein!

Braschmann: Guten Abend, Mutter Möre!

Frau Möre: Wer sind Sie?

Braschmann: Kennen Sie mich nicht mehr? Mutter Möre, haben Sie schwache Augen bekommen?

Frau Möre: Ach nein, aber das Gedächtnis — ja — — ja — ich —

Braschmann (seht sich): Einmal Bräutigam in spe Ihrer Tochter. (Borwurfsvoll): Wie kann man nur so etwas vergessen, Mutter Möre.

Frau Möre: Ja, ja, das schlechte Gedächtnis!

Braschmann: Aber sonst sind Sie gesund, Mutter Möre?!

Frau Möre: Bis auf die Sicht, Sie wissen ja. — Aber, daß ich Sie noch einmal sehen werde, das —

Braschmann: Hätten Sie nicht gedacht, Mutter Möre?

Frau Möre: — Nein; man hat damals nicht gewußt —

Braschmann: Wohin ich gekommen war. Man munkelte, nicht wahr?

Frau Möre: Ja, man munkelte. Sie glauben garnicht, das waren die entsetzlichen Tage meines Lebens. Ich betete Tag und Nacht für Sie.

Braschmann: Das war schön von Ihnen, Mutter Möre. Ich darf Sie doch so nennen: Mutter Möre?

Frau Möre (einschmeichelnd): Das freut mich sogar. Und Sie sagen das Mutter Möre gerade so herzlich, so bedauernd, wie vor zwei Jahren.

Braschmann: Als ich noch Ihre Tochter liebte, jetzt (langsam) Gräfin Ida Strehlen. Na, wie geht's denn der Gräfin?

Frau Möre: Ich danke, ganz gut.

Braschmann: Ganz gut? Sehr gut, wollten Sie sagen, Mutter Möre, nicht?

Frau Möre: Eine Gräfin Strehlen und zugleich eine große Künstlerin —

Braschmann: Und wieso kam es, daß Sie wieder zum Theater ging?

Frau Möre: Wenn einen einmal der Teufel am Genick hat —

Braschmann: So ist's am besten, man associiert sich mit ihm.

Frau Möre: Das darf man nicht!

Braschmann: Glauben Sie, Mutter Möre? Nun ja, Sie haben auch darin recht. Wenn man so die Sicht hat wie Sie und nicht aufkann, kommt man wohl auf allerhand Gedanken; die einen bekämpfen die andern. Aber versorgt sind Sie gut, Mutter Möre?

Frau Möre: Ja! Ida ist ja so ein seelensgutes Geschöpf. Ich kann garnicht aufzehren, was sie mir gibt und erspare jeden Monat ein paar Gulden.

Braschmann: Wozu sparen? Sie sind ja alt, und Gott könnte Sie, liebe Mutter Möre, wenu's ihm gefällt, in einer Stunde von dieser lieben Erde abberufen?! Aber schade wird's un Sie sein; denn Sie waren eine geschickte Person.

Frau Möre: Das wäre gar zu lumpig, wenn ich nichts hinterlasse. Die Leute reden dann so herum.

Braschmann: Sie sind eine prächtige Frau. So garnicht egoistisch. Sie werden wohl verlangen, daß man Ihnen auf das Grabkreuz schreibt: Emilie Möre war eine ordentliche Person, sie hat niemals zu viel gegessen und getrunken, ihre trefflichen Ratschläge haben ihrer Tochter zu viel Geld verholfen —

Frau Möre: Wie Sie schäkern. Es verdiente wohl mancher so einen Grabstein, aber das ist ja nicht in der Mode.

Braschmann: Dabei sollte noch stehn: Verdient Allerseelen sechs Lampen, oder verdient Allerseelen eine Pechsadell, oder verdient Allerseelen gar keine Lampe. Das wäre so eine Stempelung. Nur den Selbst-

mörderu gebührt die Ehre, abseits von der Sippe zu liegen. Große Ehre, was?

Frau Möre: Ehre? Schande doch!

Braschmann: Von Ihrem Standpunkt aus auch recht.

Frau Möre: Noch immer der alte Drehklops!

Braschmann: Nicht um ein Jota gescheiter geworden.

Frau Möre: Aber, das nicht!

Braschmann: Noch nicht heiratsfähig geworden?!

Frau Möre: Nun, nun —

Braschmann (abbrechend): Erzählen Sie mir doch etwas über Ihre Tochter, Mutter Möre! Wenn man jemand einmal geliebt hat, bleibt das ganze Leben hindurch ein Nest von Interesse für diese Person.

Frau Möre: Man kann die Menschen, die einem lieb waren, durchs ganze Leben nicht losbekommen.

Braschmann: Und wenn man so liebte, wie ich!

Frau Möre: Jugendtaumel, aber wenn man zur Vernunft kommt, lacht man sich tüchtig aus.

Braschmann: Zur Vernunft kommt man so ganz niemals im Leben. Verlorene Jugendfreude ist bitter, Mutter Möre, aber ein sogenannter vernünftiger Mensch lacht einmal über alles, nicht wahr, Mutter Möre?

Frau Möre: So ähnlich war's gemeint.

Braschmann: Entweder Narr oder Satan, aber beide bringen Schaden. Noch vor vier Monaten liebte ich Ihre Tochter.

Frau Möre: Das war ein sündiges Gefühl. Als Gräfin Strehlen —

Braschmann: Geschiedene Gräfin Strehlen. — Sein Sie beruhigt, sechs Pfaffen haben mir Absolution erteilt. Nun besteht kaum mehr ein blasser Schein dieser Liebe. Ich lache darüber, wenn ich bedenke, daß ich die Frechheit besessen habe, Ida zu lieben.

Frau Möre: Eine große Unbesonnenheit war das wohl!

Braschmann: Auch von Ida!

Frau Möre: Ihr wart ja beide noch Kinder.

Braschmann: Und heute?

Frau Möre: Ein Mädchen wird in zwei Jahren soviel reifer, als ein Mann kaum in zehn Jahren.

Braschmann: Dafür ist Ida ein treffliches Beispiel. Vor zwei Jahren meine Geliebte, einen Monat später Gräfin Strehlen, 14 Monate später Maitresse des Herzogs Clarmotte und nun geteilte Sympathien zwischen dem Bankier Hirsch und Herrn von Krumann, den reichsten Kavalieren, welche sich in der Provinz aufstreifen lassen.

Frau Möre: Der Graf war ein unausstehlicher Mensch.

Braschmann: Nachdem ihn Ida bankrott gelegt hatte!

Frau Möre: Man heiratet keine Künstlerin ersten Ranges, wenn man sie nicht standesgemäß unterhalten kann. Deshalb gab ich auch nicht zu, daß Ida Ihre Frau wurde.

Braschmann: Sehr brav gedacht, Mutter Möre. Ich sage Ihnen, königlich spekuliert. Also nicht nur der Titel, sondern auch das Geld des Grafen stach Euch in die Augen, und nachdem beides ausgenüzt war, warft Ihr es weg wie einen abgenagten Knochen.

Frau Möre: Was erlauben Sie sich?

Braschmann: Aber liebe Mutter Möre, wir sind doch unter uns!

Frau Möre: Ida liebte den Grafen!

Braschmann: O, ich glaube Ihnen, der vernünftigen Frau, ja alles. Es war vierzehn Tage vor der Verlobung mit dem Grafen, da amüsierten wir zwei, Ihre Tochter und ich, uns in meinem Schlafgemach. Nicht böse, Mutter Möre. Morgens ging sie von mir fort. Sie sah etwas angegriffen, etwas satt ans, und doch sagte Ihre Tochter: Du glaubst garnicht, wie ich dich liebe! Nun, sollte das nicht acht Tage später beim Grafen Strehlen möglich sein? Lachen Sie doch, Mutter Möre, lachen Sie doch; ich bin ein dummer Kerl, solche Lappalie nicht für möglich gehalten zu haben.

Frau Möre: Sie werden beleidigend!

Braschmann: Ich sage die Wahrheit!

Frau Möre: Ida liebte Sie —

Braschmann: Wie den Grafen.

Frau Möre: Ida wäre gewiß Ihre Gemahlin geworden, wenn ich nicht gewesen wäre.

Braschmann: Möglich!

Frau Möre: Wie ich Ihnen bereits gesagt habe, rechne ich mit den Verhältnissen.

Braschmann: Das heißt, Sie spekulieren mit Ihrer Tochter.

Frau Möre: Sie werden impertinent. Aber Ihre Beleidigungen treffen mich nicht, Sie sind ja von jeher ein verrückter Mensch gewesen.

Braschmann: Ich sehe, Sie halten brav Diät. Eine große Erregung könnte Ihnen gewaltig schaden. Und was wäre Ihre Tochter ohne Sie? Ein unausgenütztes Goldbergwerk.

Frau Möre: Pfui, wie gemein. Sie werden mich in meiner eigenen Wohnung nicht weiter beleidigen.

Braschmann: Was wollen Sie thun?

Frau Möre: Ich laß Sie durch Lene hinaus schaffen!

Braschmann: Die alte Heze ist im Theater.

Frau Möre: Sie haben spioniert!

Braschmann: Steht mir dafür die alte Schachtel. Ich habe sie um 7 Uhr am Galerieingang gesehen.

Frau Möre: Und wenn ich Sie ersuche zu gehen? Ihre Gesellschaft ist mir lästig.

Braschmann: Peinlich, wollten Sie sagen, deshalb bleibe ich gerade. Aber sein Sie nicht böse, Mutter Möre. Ich habe einen prächtigen Walzer geschrieben, den spiele ich da auf dem alten Klavier, und Sie tanzen danach.

Frau Möre: Eine kranke Frau so zu verspotten! —

Braschmann: Ich biete Ihrer Tochter 5000 Gulden für heute nachts, wenn Sie in'stande sind, das Geld selbst zu holen, von meiner Hand hier wegzuholen, Mutter Möre! (Nimmt die Geldtasche.) Nu?

Frau Möre (wütend): Wie unterstehn Sie sich —

Braschmann (aufgebracht): Teufel, Sie schlagen Ihrem Vortell'ins Gesicht.

Frau Möre (wütend): Hinaus!

Braschmann: Reife nicht, elende Kupplerin. (Ironisch): Alles der bösen Beine wegen. Die fünf Tausender wären nicht schlecht gewesen! Aber springe doch, alte Kuppelmutter, Geld hat Dich doch sonst so lebendig gemacht?! Sollten Deine Beine nicht gesund werden bei dem schönen Anblick? Fünfstausend Gulden, bedenke! Kaum wird sich's noch einmal so verlohnen. 5000 Gulden für ein paar Stunden! Der Schönheit und Ehre Deiner Tochter kann es nicht Abbruch thun. 5000 Gulden für vier Stunden, ohne weitere Garantien. Morgen kann schon wieder ein anderer dran. Noch nicht gesund? Springst Du noch nicht? Geh' doch, alte Kracke, Du verstehst nichts. Heda, springe, — oder ich geh' das Geschäft nicht ein; es würde mir Deinetwegen Gewissensbisse bereiten. Vor zwei Jahren hat mich Deine Tochter garnichts gekostet, und heute gebe ich 5000 Gulden für eine Nacht. Hätte ich damals so gehandelt, es wäre eine Million daraus geworden. Damals gab ich nichts, heute nimmst Du nichts. Oder willst Du? Ha! Ha! Ha! — Deine Beine können ja nicht — wie drollig!

Frau Möre (wütend): Oh, daß ich könnte!

Braschmann: Ja, wenn Du gichtige Bettel könntest!

Frau Möre: Dir die Haare austausen, Dir die Augen austragen!

Braschmann: So zärtlich meinst Du's mit mir? Jetzt dürftest Du's gerechterwegen nicht thun, wenn Du auch gesunde Beine hättest, und bald wirst Du's nicht mehr thun können. Ha, ha, ha, wie drollig!

Frau Möre: Vene!

Braschmann: Lene!

Frau Möre: Lene, hörst Du?!

Braschmann: Na, warum hörst Du nicht, Lene? Was brauchst Du auf die Bühne hinunterzuglohen? Was hast Du davon, wenn unten die schmutzigen Puppen ihre Schnörkeln drehn? Die Lene wird die Ida nicht mehr lange sehn, und die Ida die Lene nicht mehr lange. Alles hat einmal ein Ende auf der Welt. Man braucht nur zuzugreifen, wenn einem die Gemeinheit zu lange existiert; man kann alles anders machen. (Zieht die Uhr): Neun Uhr.

Frau Möre: Sie sind bald da.

Braschmann: In einer halben Stunde kann viel geschehn!

Frau Möre: Was wollen Sie mit Ihren Anspielungen!

Braschmann (bestimmt): Das Theater kann zusammenbrennen!

Frau Möre: Meine Tochter, meine Tochter!

Braschmann: Verbrennt mit!

Frau Möre (schaudert zusammen).

Braschmann: Ahnt Ihr's? (Sieht Frau Möre mit höhnischer Grimasse an.)

Frau Möre (schreit auf): Hilfe. Mich übergeht's ganz kalt. Ida! Ida!

Braschmann: Deine Tochter wird einen schönen Grabhügel haben.

Ha, ha, ha! Von den Knochen hunderter Menschen, krank und gesund, blutig jung und alt, schmutzig gemein, wie sie und Du, und lächerlich brav wie einst ich. Schön wie die Kunst selbst; ein Brandopfer, Zehrung für alle Götter aller religiösen Schwindel!

Frau Möre: Er ist wahnsinnig. Hilfe! (Schreit fort.)

Braschmann (eilt zum Fenster, reißt es auf, sieht hinaus): Nichts, — seltsam. —

Frau Möre (treischt — und schreit fort).

Braschmann: Mutter Möre, Deine Tochter kann noch gerettet werden, eine Entdeckung ist möglich, trotz meiner Vorsicht. Die Feuerwehr schläft ja auch nicht — — und doch, da, da, da, — was ist das?!

Frau Möre: Zieht mich ans Fenster, um Christi willen! (Sie hat schon vorher Versuche gemacht, sich zu erheben, welche jedoch nicht gelangen.)

Braschmann: Hübsch war sie, das ist wahr, und ich will ihr im Tode nichts böses nachsagen — aber eine Hure war sie doch.

Frau Möre (erhebt sich, fällt in den Stuhl zurück): Jesus Maria!

Braschmann: Schrumm!

Frau Möre: Pakt die Canaille, sie hat Feuer gelegt, pakt sie!

Braschmann (eilt zu ihr, hält ihr den Mund zu): Man könnte Dich hören, Kuppelmutter. Niemals hast Du gelitten. In dieser Stunde sollst Du erfahren, wieviel Weh im Leben steckt! Handel hast Du mit Deiner Tochter getrieben, die mir gehörte, und dafür muß ich mich

rächen, an Dir, an ihr, an allen. Du hast kein Gefühl, Deine Tochter hatte kein Gefühl, und alles, was ich davon hatte, habt Ihr in mir zerstört. Meine Jugend habt Ihr mir vernichtet, dafür will ich Euer Leben vernichten, mit allen, welche Deine Tochter bewunderten und Dich als ihre Mutter verehrten! (Eilt zum Fenster.) Noch nicht? (Zehrt zurück.) Ah! (Tumult entsteht draußen). Nun bekommst Du Licht von meinem Lichte! (Löscht die Lampe aus, heller Lichtschein fällt durchs Fenster.)

Frau Möre (weinend): Rettet sie, rettet sie, meine einzige Tochter, meine einzige Stütze.

Brauschmann (saßt den Lehnstuhl und zieht ihn ans Fenster): Ich habe Dynamit gelegt, kein Mensch kommt von der Bühne. Ich habe mit allen Mitteln des 19. Jahrhunderts gearbeitet. (Zurchbare Explosion, Steine zertrümmern die Fensterscheiben und das Fenstergelüst. Brauschmann duckt sich, Frau Möre hält die Arme vorgestreckt; Brauschmann zieht ein Messer hervor, Explosion. Mehrere große Steintrümmer schlagen auf Frau Möre nieder.)

Brauschmann: Am Ende bleibt mir der Mord erspart. — Wenn schon 2000, warum nicht 2001? (Er stößt Frau Möre das Messer in die Brust. (Vorhang.)



Diplomatische Geständnisse.

Von Fritz Hammer.

(München.)

Unter dem Titel „Was bedeutet die Militär-Vorlage?“ ist eine Broschüre hochoffiziösen, d. h. offiziellen Ursprungs erschienen, der wir einige erbauliche Geständnisse entnehmen wollen.

Zunächst dies: „Alle Staatsweisheit hat ein Ende, wenn nicht ein gefürchtetes Heer dahinter steht. Gefürchtet ist aber nur der Stärkere, nicht der Schwächere. Wir können aber nicht verlangen, daß andere uns für den Stärkeren halten, wenn z. B. Frankreich in einigen Jahren viele Hunderttausend Mann ausgebildeter Soldaten mehr hat als Deutschland.“

Das ist einfach entzückend.

Alle deutsche Staatsweisheit ist also mit ihrem Latein bereits zu Ende, denn das gefürchtete Heer soll uns erst durch die Annahme der neuen Militärvorlage geschaffen werden. In seinem gegenwärtigen Bestande

ist unser deutsches Heer nicht mehr gefürchtet. Und ohne ein solches gefürchtetes Heer ist alle Staatsweisheit für die Katz.

Bravo!

Warum ist aber unser Heer nicht mehr gefürchtet? Weil das an Einwohnerzahl geringere Frankreich mehr Soldaten ausbildet und in den Raffen unterhält, als Deutschland.

Also die Masse thut's.

Nicht die Güte der Waffen, nicht die Kraft des Menschenschlags, nicht die Vaterlandsliebe, nicht die Begeisterung für den heimischen Boden, den heimischen Herd, nicht das Vertrauen auf den Herrgott von Dönnewitz thut's, sondern nur die Masse, die Zahl.

Kostbares Geständnis. Es wirft helle Schlaglichter auf die innere Beschaffenheit der Staatsweisheit, auf den Geist der Staatsverwaltung, auf die Schätzung der geistigen und moralischen Kräfte in den Staatsständen von heute.

Die Masse, die Zahl thut's. Darin allein ruht die Stärke und Überlegenheit eines Volkes.

Kaakter ist von den Offiziösen und Offiziellen des Reiches der brutale Materialismus noch nicht verkündigt worden.

In den Siegesbepfechen von 1870 war es der liebe Gott, die „Fügung der Vorsehung“, die „wunderbare Gnade“ usw., die jedesmal als Siegerbringer erwähnt und dankbar gefeiert wurden.

Auf diese ideale Mitwirkung verläßt sich also unsere hentige Kriegsverwaltung nicht mehr. Der liebe Gott bleibt bei der neuen Militärvorlage aus dem Spiel. Der Glaube an die himmlische Vorsehung und Gnade der jahrein und jahraus dem steuerzahlenden Volk von den staatlich bestellten Pfarrern aller Kirchengattungen gepredigt und von den Volkskindern im Schulegamen gefordert wird, ist nur für's Volk wertvoll. Für die staatsweisen Beschlüsse unserer obersten Verwaltung ist er nicht vorhanden, in den Schuzerwägungen unserer Militär-Autoritäten spielt er keine Rolle.

Gott, Vorsehung, Gnade usw. erscheinen erst wieder auf dem offiziellen Schauplatz, wenn es Siege zu berichten und deren Ursprünge festzustellen giebt. Da dürfen Gott, Vorsehung, Gnade und der ganze kirchliche Glaubensapparat nicht zu kurz kommen, sie erhalten sogar den Hauptanteil an den erfochtenen Siegen, aber bei der Machtberechnung in den Friedenszeiten, d. h. in den Erholungs- und Vorbereitungsphasen zwischen den Kriegen, da werden sie von unsern Schlachtendenkern mit Schweigen übergangen! Da gilt nicht die Religion, sondern der Geldbeutel und die Macht, die man sich damit kaufen kann.

Da wird nur die Masse, die Zahl als etwas Ernsthaftes genommen, auf das man bauen darf.

Diese Tatsache sollte sich das Volk einmal einprägen und sich zur Gegentrede bereit halten, wenn ihm die Herren den Text lesen, daß es gar so glaubenslos und materialistisch und irdisch verjumpt sei und kein Vertrauen mehr auf die „Heilmächte“ der Religion und der Kirche habe.

Aber sie, die Herren, alle Wetter ja, sie machen von dem Glauben an die religiösen Heilmächte den umfassendsten Gebrauch, wie Figura zeigt!

Wie gesagt, es ist einfach entzündend.

Da steht's schwarz auf weiß: „Alle Staatsweisheit hat ein Ende, wenn nicht ein gefürchtetes Heer dahinter steht.“ Mithin beruht alle offizielle Staatsweisheit nicht auf der Stärke der geistigen und moralischen Kräfte der Nation, sondern ausschließlich auf der Stärke des Militarismus. Und diese Stärke ist im erwünschten Maße erst dann vorhanden, wenn sie Furcht einflößt. Die Kultur, die Geisteskraft, die moralische und körperliche Gesundheit und Tüchtigkeit, Vaterlandsliebe, Stolz und Würde eines selbstbewußten Volkes — alle diese Faktoren zählen für unsere moderne Staatsweisheit nicht.

Diese herrliche moderne Staatsweisheit steht und fällt mit dem „gefürchteten“ Heere.

Präg' dir das ein, Volk, und denk' daran, wenn man bei anderen Gelegenheiten wieder mit frommen Geschichten kommt, dir die allzeitbereite Hilfe Gottes in deinen Sorgen, Nöten und Mühsalen anpreist und dich mit „wunderbaren Fügungen“, mit „Vorsehung“ und „Jenseits“ vertröstet. Das alles soll Weisheit für dich sein, der Staat und die Herren im Regiment schenken dir das gütigst, ja, sie befehlen es dir in Schul-, Kirchen-, Gemeinden- und Erziehungsgesetzen, sie selbst machen aber keinen Gebrauch davon, außer wo es zur Erhöhung ihrer Repräsentation dem Volk gegenüber, zur effektvollen Hebung ihrer Autorität, zur Dekoration und Parade klüglich und zweckmäßig ist. Wo sie aber anfangen zu rechnen, ist es für sie null und nichtig.

Also wer ist der Vertreter, Verkündiger und Kugnießer des nacktesten und brutalsten Materialismus? — Und wer verbreitet die Pest des Materialismus mittelst des Militarismus über das ganze Land, über alle Geister und Herzen? — Und wer setzt alle Gaben und Ausgaben der Kultur der Völker herab, um das „gefürchtete Heer“ als alleinige „Staatsweisheit“ auf den Thron zu erheben? —

Und noch ein Geständnis aus dem entzündenden Offenbarungsjchriftchen:
„Wer in sein Geschäft oder in seine Wirtschaft mehr Geld und mehr Arbeitskräfte steckt als der Konkurrent, der darf am Ende darauf

hoffen, den Konkurrenten unterzukriegen. Frankreich und Deutschland sind aber scharfe Konkurrenten in allem, was militärische Dinge angeht.“

Militärische Dinge sind also wie eine Wirtschaft, Kriege wie ein Geschäft aufzufassen, es sind finanzielle Unternehmungen, deren Kosten das Volk unter allen Umständen mit seinem Erwerb, seinem Schweiß und Blut zu zahlen hat. Kosten und Risiko dem Volk — und wem der Nutzen und die Vorteile? — Krieg ist ein Geschäft, Militarismus eine Wirtschaft, das stimmt vollkommen zum Materialismus der geistesbankerotten Staatsweisheit. Präg' dir das Sprüchlein ein, frommes Volk, und denk' daran, wenn man dir wieder von heiligen Kriegen vorsabelt. Geschäft ist alles! Konkurrenz!

Und noch ein Drittes:

„Unsere großen Generale aus dem Kriege 1870 sind ins Grab gefunken, und ob wir wieder das Glück haben, so große Feldherren an unserer Spitze zu sehen, das weiß niemand im voraus.“

Befcheidenheit ist eine Zier.

Weil wir also nicht wissen, ob wir in künftigen Kriegen Glück haben oder zugrunde gehen werden, so ist es nach dem heutigen Stande unserer Staatsweisheit am besten, alles was das Volk an Gut und Blut vermag, auf diese eine Karte Militarismus zu setzen.

Das ist der Gipfel.

Höher vermag sich der Geist der Zeit, der nach Goethe „der Herren eigener Geist ist“, nicht mehr aufzuschwingen.

Anbetungswürdige diplomatische Geständnisse. —



Andere Kritiker!

Ein Mahnwort von Julius Knopf.

(Berlin.)

Premiere im Berliner Theater. Ich sitze unten im Parkett neben einem sehr jungen Herrchen, das kaum die Mitte der Zwanzig erreicht haben mag. Es wird das Erstlingswerk eines in den weitesten Kreisen — unbekannt, unbeachtet auf dem undankbarsten aller Planeten, so man Erde nennt, umhertrabbeln. Eines von den Langmähigen und Kurzhosigen, welche sich mit Mühe und Not in den verschiedensten Wochen- und Tagesblättern ihr kümmerlich Brot erschreiben, — kurz und gut eines uüberühmten, deutschen Schriftstellers. Das sagt alles.

Zum ersten Male lese ich, lesen Tausende mit mir seinen Namen. Von diesem Werk erhofft er, wenn auch nicht Berühmtheit, so doch Bekanntwerden, und was nicht minder erbaulich — Mammon. —

Bleich, abgehärmt steht er hinter der Coulisse, sein Schicksal erwartend und auf das Urtheil des grausamen Publikums harrend, wie ein Verbrecher auf das Verdikt des Gerichtshofes, — auf den Wahrspruch, welcher für ihn mehr als Leben oder Tod, der für ihn Glück oder Elend bedeutet.

Wieviel schlaflose Nächte hat er verbracht, wiewiel sorgenschwere, durchhungerte Tage voll bangen Zweifels und froher Hoffnung, bis ihm die Nachricht wurde, sein Stück sei angenommen! Und nun von neuem dieser Zweifel, diese Hoffnung in vertausendfachtem Maße!

Das Stück Zeug, welches die Welt des Scheins von der Welt des Seins trennt, rollt hoch. Das Drama beginnt. —

Das Stück ist nicht gut; man kann es eher schlecht nennen. Es ist ungesüß in der Sceneführung; der noch unsicher tastende Schriftsteller hat sich vergriffen im Thema, in der Behandlung, im Aufbau. Aber immerhin zeugt die Arbeit von Talent; man sieht, daß der Verfasser mit heißen Bemühen daran geschaffen; — hie und da einige sehr gute Ansätze, vortheilhafte Gedanken, gut zum Ausdruck gebracht. Man sagt sich: mit der Zeit wird's schon werden. —

Das wohlgenährte, feiste, blutjunge Herrchen neben mir hat eine sehr kritische Miene aufgesetzt und versucht, seine noch durch keine schwere Gedankenarbeit gefurchte Stirn in gelehrte Falten zu ziehen, was ihm jedoch nicht gelingt. Das Herrlein spricht sehr abfällig über das Stück und tadelt alles, partout alles. Ich verjuche, ihm auch die Vorzüge des Wertes

vor Augen zu führen — ganz unparteiisch, denn mir ist der Autor verdammt gleichgültig — aber vergebens. Spöttisch kräufelt der Jüngling die flaumbedeckten Lippen, überlegen lächelnd, denn er muß es ja besser wissen, als ich: ist er doch zweiter oder dritter oder vierter — ich kenne nicht die genaue Rangstufe — Kritiker einer vielgelesenen Berliner Tageszeitung! —

Am anderen Morgen lese ich sein Referat. Das blutjunge Herrchen thut das — im übrigen applaudierte — Stück mit blutalten Witz ab. Fast scheint es, als ob für den Reporter — dieser Sorte von Referenten den Ehrennamen „Kritiker“ zu geben, wäre ein Uudium —, ein Theaterstück nur geschrieben würde, auf daß er sein Witzchen darüber mache! — —

Man spricht und schreibt viel von der Reorganisation, deren unsere deutsche Bühne bedarf. Sie ist dringend nötig, es ist wahr. Aber weit, weit mehr zu beschleunigen ist die Sanierung der ganz und gar zerfahrenen Kritik. Das ist eine Lebensfrage für den Schriftsteller, für den Bühnenleiter, für den ausübenden Künstler und nicht zum mindesten — für das Publikum. —

Solcher Rezensenten, wie ich sie hier geschildert, giebt es in unserem lieben Deutschland, besonders aber in des Reiches Centrale, Hunderte. Und doch ist gerade die Kritik wichtiger, verantwortungreicher als alle Nachrichten über dem Strich. Entscheidet sie doch meist über die Zukunft des Schriftstellers, giebt sie doch die Direktive für das Soll und Haben im Hauptbuche des Theaterleiters; vertrauen doch die meisten Leser blindlings den Rezensionen ihres Blattes! —

Das liebe Publikum stellt sich unter der Chiffre: „A. B.“, „C. D.“, „E. F.“ u. s. w., mit denen die Kritiken gezeichnet sind, immer so einen älteren, sehr erfahrenen Mann vor, mit langem Bart, kahlem Schädel, blitzenden Brillengläsern und kritischen Falten im Gesicht — so eine Art „wilden Mann“. Oh, du vieltausendköpfiges Ungeheuer, in welchem Irrtum bist du befangen! Du weißt nicht, daß dies alles ein Wahn ist, bis auf die letzten beiden Eigenschaften: die blitzenden Brillengläser und die kritischen Falten; du weißt nicht, daß das ehrwürdige Alter seiner Witze im umgekehrten Verhältnis steht zu dem eigenen Lebensalter des Kritikers.

Und nun zum Ernst der Sache. Welche Demütigung muß es für einen Bühnenschriftsteller sein, und welche Zweifel müssen ihn befallen, wenn er das Werk, an welchem er mit seinem Herzblut gearbeitet, beurteilt sieht von einem jungen Menschen, dem er an Alter und Erfahrung, an Bildung und Wissen weit überlegen ist. —

Eine schlechte Kritik wird ihn nicht tangieren — eine gute Kritik wird ihm keine rechte Freude bereiten, — weiß er doch in beiden Fällen, daß er nicht allzuviel darauf geben darf. Sie tappen beide im Dunkeln: die

begabten Schriftsteller und die unbegabten. Die Ersteren wissen nicht, wo sie fehlgegriffen, wo sie sich zu bessern haben, und die Letzteren schmieren unentwegt weiter: „ist doch die Kritik meist unfähig und — manchmal (?) befangen“!

Die Herren Zeitungsregenten mögen sich in acht nehmen davor, daß sich nicht auch im großen Publikum die Erkenntnis endlich Bahn breche: es ist vieles faul im Staate „Feuilleton“, speziell in der Provinz „Kritik“. Schon jetzt schüttelt der urteilsfähige, denkende Leser sein cliquenfrees Philisterhaupt und sagt: „Die Rezension ist falsch.“ Wie erst, wenn er hinter die Coulissen schaut und sieht, von wem die Berichte geschrieben werden!

Die meisten Kritiken werden ihren Wert für die Leser verlieren, man wird sie nicht mehr beachten, sie für überflüssig ansehen, sie auf den Austerbe-Etat setzen. Wahrlich, kein tröstliches, verlockendes Prognostikon!

Um der Kritik ihre Bedeutung, ihren — wenn sie richtig gehandhabt wird — segensreichen Einfluß zu bewahren, giebt es nur ein Mittel:

„— Die Kritik darf einzig und allein nur Männern von Erfahrung, von Bildung und Geschmack übertragen werden, — Männern, wie wir sie an manchen unserer großen Zeitungen und Zeitschriften zum Glück noch besitzen. —“

Man wende nicht ein, daß es derartige Kapazitäten nur wenige giebt; man suche nur, und man wird finden, soviel wie man deren bedarf. — Diese offene Wunde an dem Körper des deutschen Journalismus muß geheilt werden. —

Hinweg mit den unreifen Köpfen unter den Kritikern! Nehmt diese Herren zu Berichterstattern über Jubiläen, Kongresse, Kirchen-Einweihungen, — laßt sie Feuilletons schreiben über alles Mögliche und Unmögliche; aber laßt sie nicht kritisieren.

Ich weiß: alle diejenigen, gegen welche diese, meine Ausführungen gerichtet sind —, sie werden wider mich aufstehen, sich bekreuzigen, ihre glattgeschheitelten Häupter schütteln und ausrufen: „Er ist ein Reper! Steinigt ihn!“ Aber alle jene, welche einen Einblick haben in die internen Verhältnisse, welche ein Herz haben für das geistige Wohl des Volkes — sie werden mir zur Seite stehen und zustimmen meinem Mahnruf:

Gebt uns würdige Kritiker!



Rede in den Reichstag.

Von R. Freiherr v. Seydlig.

(München.)

Im Leben passiert einem mancherlei, was das Stümpfchen besseres Selbst in der Brust eines Reutursbürgers kränken und empören kann. Man kann Flegelien einstecken müssen — weil man vielleicht in der Flegelsprache zu geringe Studien gemacht hat, um ausgiebig antworten zu können; — man riskiert auf diesen schmutzigen Plaueten, daß einem die Duzendmenschen, die Panamaringgenossen oder die heintüschichten Kniffler die Lebenslust, das wohlverdiente Brot oder die trotz allen Herumstößens peinlich sauber gehaltene Mannesehre beschmutzen wie Sperlinge, wegstressen wie Garpyen, absperren und gegen usurpierte Steuerbefugnis, verfälscht, abgestempelt und abgegriffen, brockenweise gegen bar Geld verteilen wie das Brot bei einer Belagerung.

Kurzum, man kann täglich erleben, daß man seine von der allerheiligsten Natur urzeitlich vorgeschriebenen natürlichen Rechte erst ausliefern muß und dann aus Gnaden, wie als widerrusliches Lehen, spärlich zurückerhält.

Das ist nichts neues. —

Aber der satanisch-tyrannische Trieb derer, die an irgend einem „Ruder“ sind, andre zu sich zwingen zu wollen, — der darf einen doch noch ärgeru? Wie? Oder ist's etwa keine implicite Beleidigung, wenn mir ein solcher (Ruderknecht hätt' ich beinahe gesagt) — herrischer Steuermanu imputiert, ich solle an etwas mitthun, das nicht die Art eines vollen, ganzen Ehremannes ist, der auf seine Faust, nach seinem bißchen Wissen und Gewissen sich bestrebt, vom innersten Inwendigen bis zum äußersten Außern heraus ein — wie sag' ich nur — daß ich verstanden werde . . . ein anständiger Mensch zu bleiben?

Wenn wir einen gewissen Marquis Posa kennen seit zwei langen Akten, und im dritten sagt Philipp: „Wie kommt's, daß nie ein gewisser Marquis Posa sich unter meinen Granden zeigt?“ — fühlen wir da nicht eine lange feine scharfe Spitze von Beleidigung schon durch diese Worte dringen? Was soll Saul unter den Propheten?

Und was soll ein einfacher, in Beruf, Familie und Gesellschaft wirkender, ehrlicher Mensch, der nie Wahlreden gehalten, nie eine Parteifahne geschwungen, nie den Leitartikel eines Fraktionsblattes ohne innere Fragezeichen und äußeres Kopfschütteln gelesen, der von je dem wüsten Parteischafer und innerpolitischen Gezänk mit einem Ekelgefühl zugesehen hat,

das dem Widerwillen gleicht, mit dem jene persischen jungen Edelleute dem Gebrüll betrunken gemachter Sklaven zusahen was soll der im Reichstag?!

Aufrichtig und ernstlich, ich habe nie etwas so kränkend empfunden als die Zammutung jenes Menschen neulich, mich — mich! — in den Reichstag wählen zu lassen.

„Habe ich etwa eine Dummheit gesagt?“ fragte jener griechische Redner bestürzt seine Freunde, als seine Rede plötzlich durch Beifallsgejohle der Menge unterbrochen ward. — Das war ein Kerl; der hätte mich verstanden!

Weiß der Teufel was ich gesagt haben muß, — woraus er den Eindruck empfangen haben mochte, ich sei ein williges Opfer für seine Partei. Wir fuhren vierzehn Stunden zusammen im Coupé; wir schwatzten von allerlei. Von Politik war wenig die Rede. Ich weiß nicht einmal welcher Partei er angehörte. Ich kannte ihn garnicht; erst kurz vor dem Ende der Fahrt stellten wir uns vor. Und da machte er mir jenen Vorschlag. 's ist unerhört!

Und zu Hause kante ich ingrinnig über der Beleidigung. Ich redete mich in Selbstgesprächen in immer größere Wut. — Was hatte ich ihm nur gethan — — was für eine Dummheit hatte ich gesagt, — um mit dem alten Griechen zu reden?

Aber — eins mußte ich gestehen: der alte Grieche war offenbar von meiner Sorte, — und doch — und dennoch hielt er Reden ans Volk; oder besser gesagt, (denn der Raue Volk ist zu edel dafür) ans Publikum. Vielleicht hatten sie ihn auch so gepreßt zum Auftreten wie mich

Der Ingriinn verfolgte mich bis in den Schlaf. Ich träumte davon. Allerorten tauchten Leute auf, die mich anschirien: „Laß Dich wählen! — Wählen lassen! — Warum läßt Du Dich nicht wählen?“ — —

Und dann, wie der Traum sich weiter spannt, war ich auf einmal gewählt. Von der Wahl selbst erzählte mir der Traum nichts; genug, ich empfand auf einmal: du bist gewählt.

Auch fand ich mich im Reichstage, in einem brausenden, öden, uferlosen, unfruchtbaren, bösen Meer von Reden.

Dann erfuhr ich, meine Wahl sei geprüft und bestätigt worden. Der Reichstag erkaunte mich als Mitglied an.

Da auf einmal, ehe ich mich besann, meldete ich mich zum Wort; zur Geschäftsordnung, denn die Debatte des Tages ging mich garnichts an, ich wußte garnicht, was auf der Tagesordnung stand. — Und ich erhielt „das Wort“.

Mit großen Schritten eilte ich zur Tribüne; da war ich oben; da sah ich hinab auf ein Gewimmel mehr oder weniger unaufmerksamer Leute.

Und da begann ich.

„Meine Herren! Sie haben meine Wahl auerkannt; ich danke Ihnen. Aber damit unser Verhältnis ins rechte komme, ist noch eins nötig, was, wie es scheint, alle vergessen. Es ist billigerweise nötig, daß auch ich — Sie anerkenne, den Reichstag prüfe und bestätige. — Diese meine Anerkennung — verweigere ich Ihnen!“

Die meisten hörten garnicht auf mich. Ein paar lachten, einer sah mich mit erkannten Augen an wie einen neuartigen Narren. Der Präsident ließ mich gleichmütig gewähren.

„Meine Herren, lächeln Sie nicht, lassen Sie mich in kurzen Worten erklären, was Ihnen ein Scherz scheinen mag, was mir aber bitterer Ernst ist, — mir, und hoffentlich noch manchen Tausenden, die nur darum schweigen, weil ihnen kein Platz ward, von dem aus sie gehört werden können. Auch befürchten Sie nicht, daß ich Sie mit abstrakten Utopien unterhalten werde; ich will sehr konkretes, sehr praktisches vorbringen. — Wenn eine Gruppe von Leuten zusammen ein Haus bewohnt und sie zur Feststellung ihrer gemeinsamen Lebensweise eine Hausordnung beraten, so dürfte von dieser Beratung zunächst ein jeder ausgeschlossen sein, der ohne jede Berechtigung von außen hereindringt und den Bewohnern befiehlt, das Haus abzureißen oder es zu verlassen, oder von den Eindringlingen sich die Hausordnung diktieren zu lassen. Noch schärfer gestellt: wenn jene Hausbewohner sich nach unsäglichem Warten und übermenschlichem Bemühen das Haus erst selbst gebaut und mit schweren Opfern unter Dach gebracht haben, werden sie nicht dann doppelt verpflichtet sein, alle äußere Störung von ihren Beratungen fernzuhalten? — Nun, meine Herren, Sie verabsäumen diese erste aller Pflichten.

„Wir haben gebauet ein stattliches Haus“ — die Mauern und das Dach unseres Deutschen Reiches sind fertig. — Wir wollen es bewohnen und beraten unsere Hausordnung. Da kommen nun aber Leute und sagen: dieser und jener Teil des Hauses muß abgetrennt, muß dem Nachbar geschenkt, muß einem frühern, als ungeeignet längst vertriebenen Verwalter wieder unterstellt werden; andre rufen: Ihr sollt eure Rechte und Pflichten wie in alten, unglücklichen Zeiten von einem fremden Manne jenseits der Berge zugeteilt erhalten; andre wieder, deren Zahl mächtig wächst, rufen: es soll kein Haus überhaupt gebaut werden, wo einer über dem andern wohnt; in Höhlen und Hütten sollt Ihr nebeneinander wohnen ohne Rang, Ansehn und Vorzug. . . .

W. S., diese Störeufriede, die Sie nicht a limine abgewiesen haben, sind es, die Ihnen jetzt Ihre Beratungen stören und fruchtlos machen, die es zumege gebracht haben, daß Ihr Ansehn sinkt, das Interesse an Ihrem

Thun im Volke erkaltet und Sie selbst in der Geschichte mit dem Fluche der Lächerlichkeit gebrandmarkt dastehen werden. Ob das Deutsche Reich, so wie es im großen Kriege erstand, bestehen soll oder nicht, darüber, meine ich, dürfte hier nicht erst ein Zweifel aufkommen, ja, es müßte Ihnen als oberstes Gesetz gelten, dem entgegenstrebende Tendenzen und Velleitäten sofort mit der Wurzel auszuroden. Thun Sie das nicht, so mögen Sie was immer für eine beratende Körperschaft sein, aber der Reichstag des 1871 entstandenen Deutschen Reiches sind Sie — nicht!"

Immer herrschte dieselbe Unruhe im Saal; der Präsident räusperte sich, als wollte er mich unterbrechen, aber er unterließ es. Undeirt fuhr ich fort:

„Aller menschlichen Vernunft nach soll eine gesetzgebende Körperschaft regieren helfen, nicht die Regierung lahm legen; jene destruktiven Elemente aber machen es, daß Sie, was Sie auch schaffen, lahm, halb und schwach zur Welt bringen.“

Auf der Rechten hörte ich da ein vereinzelt „Bravo!“ — Ich wandte mich dorthin:

„O nein, m. H., ich habe nicht behauptet, daß ich mit aller und jeder Regierung durch dick und dünn gehe; ich will auch nicht, daß es die Pflicht des Reichstags sei, zu allem ja zu sagen, was vom Regierungstisch kommt.“

Der Abg. E. Richter sagte hier ganz laut, aber etwas ironisch: „Na, Gott sei Dank.“ Ich fuhr fort: „Wollen Sie aber den Reichstag des Deutschen Reiches darstellen, dann sagen Sie nur dazu überall ja, was den Ausbau des Reiches fördert. Dazu gehört aber vor allem, daß Sie das lebendige Bewußtsein im Volke stärken, ein einiges Volk im deutschen Reichshause zu sein; das könnten Sie, durch Ihre Thätigkeit; aber Sie thun das Gegenteil; Sie reden, — und das Volk — murrst, und vergißt seine kaum wiedererstandene Geschichte. Das Volk ist ja von jeher so gern bereit, Redner anzuhören. Wie kommt's, das man Ihre Reden nicht mehr gern hört? Einfach, weil Sie nicht zur Sache, sondern zu einander reden, nicht um Irrtümer zu zerstören, sondern um die Gegenpartei wanken zu machen.“

Und das bringt mich auf ein zweites Parteiübel: Die geschlossenen Parteien und deren sorgsam überwachte, gezwungene, geschlossene Abstimmung, selbst bei Fragen, die ihrem Parteistandpunkt indifferent sind. Malzaufschlag oder Handhabung der öffentlichen Sittlichkeit, — das sind Dinge, die den bestehenden Parteien gleicherweise nahe oder fern stehen. Es genügt aber, daß eine Partei dafür spricht, um die Gegner zu veranlassen, geschlossen dagegen zu stimmen. Der Gewissenszwang in den Parteien! Und wären es nur stets zwei Parteien, wie ehemals im englischen Parlament: nun gut, das begreift sich, wie Ankläger und Verteidiger vor Gericht. Aber so sind der Parteien eine ganze Hand voll, und jede bekämpft unter Umständen

jede andere. Oder es kommen Parteibündnisse bei Abstimmungen zustande, die von den Leitern beraten und gegen auðersseitige Zugeständnisse und Nachschästen beschloffen werden; ja die Zugeständnisse werden ganz offen erwähnt und sind die Hauptsache bei dem Geschäft. Von Gefinnungstüchtigkeit ist dann nicht die Rede, die doch sonst so laut und gern in jedem Parteibeerbann getüßht wird.

Aber diese Abstimmungsbündnisse sind nur die Folge der scheußlichen Wahlbündnisse; auch da wird der Opportunität zuliebe gelegentlich die schöne deutsche Treue des überzeugten Parteimannes eine Weile in die Schublade gelegt.

Ein Parteibündnis, ein Wahlbündnis sind so falsch, so — in unserm Sinne — unmoralisch, wie öffentliches Werben um Stimmen bei der Wahl. Haben wir direkte, geheime Wahl, so sollen wir hier auch direkte, geheime Abstimmung haben. — Im fernem Osten, in Japan, ist sie bereits im Parlament eingeführt und durch einen sinnreichen Mechanismus ermöglicht, der jeden Irrtum, jeden unlautern Einfluß ausschließt. Vielleicht lernen wir's noch von den Japanern, wie so manches andre.

Man schreit gewaltig, wenn einmal eine Wahlbestechung vorgekommen; aber den großen, zerstörenden Schäden gegenüber, die ich eben berührte, ist Wahlbestechung eine Lappalie. — Unsere Wahlen selbst leiden an einem Grundübel; sie ist gut gemeint, die allgemeine, direkte, geheime Abstimmung; aber sie bringt Lügen zu Tage. Durch unsern Wahlmodus geschehen gesetzmäßig die ärgsten Ungerechtigkeiten. Durch die Wahlen sollte im Reichstag die Stärke der einzelnen Parteien ersichtlich werden, es geschieht aber nicht. An einem einfachen Beispiel kann ich Ihnen dies erläutern. Nehmen Sie an, es gäbe nur zwei Parteien, die eine numerisch etwas schwächer als die andere, aber fast gleich stark. Da könnte es vorkommen, daß in allen Wahlkreisen die etwas stärkere Partei sicut, die andere aber unterliegt. Es braucht nur die richtige Wahlkreisgeometrie! Und Sie werden zugeben, daß es ungerecht ist, $\frac{49}{100}$ des Volkes politisch mundtot zu machen, damit die andern $\frac{51}{100}$ reden, beschließen, regieren und oppouieren können, wie es ihnen gefällt.

Aber wie leicht wäre dem abzuhelfen! Einfach durch wirkliche prozentuale Vertretung.

Jede Partei im Lande stellt eine Reihe Vertrauensmänner auf, die gewählt — oder wie wir gleich sehen werden, ernannt werden kann.

Nun geht's zur Wahl. Sie ist geheim wie jetzt, nur daß auf dem Wahlzettel kein Kandidatenname, sondern der Name der Partei steht; den Zettel erhält man wie heute zugesandt oder vom Parteibeamteten eingehändiget. Die Gesamtsumme aller abgegebenen Parteistimmen, aus allen Wahlkreisen

in Reiche zusammengezählt, giebt dann die wahre Stärke der Parteien kund. Ein unparteiisches Centralkomitee bestimmt dann, wie viel, procentual berechnet, jede Partei von ihren Vertrauensmännern in den Reichstag zu senden hat. Das würde dann freilich ein ganz anderes Bild geben als heute! Zum ersten Male wären alle Parteien gerechterweise vertreten, und das Parteiwesen zum ersten Male auf seinen richtigen Wert zurückgeführt. Auch die Zahl der Reichsboten dürfte sehr verringert werden, was ja kein Schaden wäre, da ja so viele hier sind, die nur abstimmen helfen, sonst aber zu Hause bleiben.

Aber auch jene geringere Anzahl Abgeordneter brauche ich nicht täglich für die Sitzungen meines Parlaments. Werden Spezialfragen heute schon meist an Kommissionen überwiesen, so setze man diese letzteren als Fachparlamente, Berufsparlamente, als Parlamente ad hoc nieder, und unterstelle ihre Beschlüsse höchstens einer Beratung des dauernd daneben tagenden Finanzparlaments. So ist viel Zeit und Reden erspart, und die Abgeordneten finden ein jeder stets das Feld vor, auf dem sie sachmännisch tüchtig sind.“

Ich sprach lebhaft, hingerissen von meiner Idee; ich hatte dabei gar nicht mehr auf einzelne der Zuhörer oder Nichtzuhörer geachtet. Jetzt sah ich zufällig auf einen behäbig Dastizenden, der in dem Moment grade unmäßig laut — gähnte.

Da ergrimnte ich und rief mit steigender Stimme in den Saal:

„Alles dies setzt freilich zu seiner praktischen Durchführung etwas mehr politische Erziehung voraus, als die Deutschen von heute gemeinhin besitzen. Aus rein sachlichen Gründen heute mit jenem zu stimmen, gegen den man aus rein sachlichen Gründen gestern stimmen mußte, das dünkt vielen Gesinnungslosigkeit. „Ich kann doch mit dem K. heute nicht in einem Kegellub zusammen sitzen, der gestern in der Bezirksversammlung gegen meine Schulbaupläne gesprochen hat?!“ — Das ist ein fauler Punkt in unserm politischen Empfinden. Zur Ausgestaltung irgend eines Parlamentswesens wären wir Deutschen wohl nie gekommen, wenn Englaud uns kein Vorbild gegeben hätte. Der englisch geschuittene Rock paßt aber nicht auf unsern Buckel, sitzt uns Deutschen nicht; das ist ein altes Wort, aber leider ein wahres. Politisch sich auf sich selbst besinnen, sich einen deutschen Rock schneiden, der uns paßt, das ist — eine Utopie. Die einzige, die ich heute vorgebracht habe. Ich verlange keineswegs, daß die Utopie zur That werde. Aber ich, als Deutscher, als einzelner, erhebe laut meine Stimme, und schlage jene Thesen an Ihre Thür, jene Thesen über Wahl, Parteien, Abstimmung und Fachparlamente, — und verlange, daß man mich höre. Ich werde Ihnen keine zweite Rede halten — — (Bravo!) — bis jene Forderungen erfüllt

sind; ich stehe abseits von der deutschen Reichslegislatur, abwartend, wie lange das schiefgegründete Bauwerk noch halten kann. — Daß ich abseits stehe, wäre kein Unglück,“ (einige Stimmen: „Nein!“ und vereinzelt Hohnlachen) „aber mit mir, ich wiederhole es, stehen Tausende abseits, denkende, klarsehende, handlungsfähige Männer, und von den Besten. Und das halte ich für das größte der vielen Unglücke. Wir stehen schmerzlich bewegt abseits von Ihrem Treiben, und Sie wissen vielleicht nicht einmal darum. Daß Sie davon Kenntnis erhalten, das war der Grund, der mich bewog, diese einzige Gelegenheit zu ergreifen, um es Ihnen, um es allen zu sagen.“

Ich trat zurück, stieg hinab und ging zum Saale hinaus; größte Unruhe und Unaufmerksamkeit herrschte ringsum. Hinter mir, ehe ich die Saalthür schloß, hörte ich einen andern anfangen zu reden.

Wunderlich war's nur, daß er nicht mit „Meine Herren“, sondern mit „Herr Doktor“ anfang, und mir zurief, ich solle endlich aufstehen, der Kaffee würde kalt. . . .

Ich hatte lange geschlafen. . . . O könnte ich weiter schlafen, es wäre das Beste, was zu thun ist!



Der bevorstehende Auszug der „Secessionisten“ aus München.

Ein Beitrag zur modernen Kunstgeschichte von Renardus.

(Schwabing.)

Es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der Stadt München und mit ihr der gesamten süddeutschen Kultur eine schwere Katastrophe bevorsteht. Denn es handelt sich bei dem, nunmehr durch die unbegreifliche Handlungsweise des bayerischen Kultusministers fast zur unabweislichen Notwendigkeit gewordenen „Auszug“ des „Vereins bildender Künstler“ nicht bloß um die Entfernung einiger Duzend der talentvollsten Künstler von der süddeutschen Metropole, sondern auch — und das ist das Schlimmste — um das Aufkommen der Alleinherrschaft der in der „Münchener Künstlergenossenschaft“ maßgebenden, und nach Art der Zusammen-
setzung dieser Vereinigung derselben unentzinnbar aufgezwungenen Prin-

zipien. — Um nun einzusehen, daß eine unbedingte Machtstellung der „Genossenschaft“ mit dem Selbstmord der künstlerischen Bedeutung Münchens identisch ist, muß man über die Zusammensetzung dieser „Genossenschaft“ orientiert sein. — Dieselbe bestand — vor Austritt der Sezessionisten — aus ungefähr 1000 Mitgliedern. Von diesen kamen jedoch — wie die Statistik nachweist — für die Ausstellungen nur knapp zwei Fünftel in Betracht. Von diesen zwei Fünfteln sind etwas über 100 Mann als „Verein bildender Künstler“ ausgeschieden. Der in der „Genossenschaft“ verbleibende Rest dieser zwei Fünftel enthält aber noch eine recht beträchtliche Anzahl hervorragender Künstler, welche im stillen ganz und gar mit der „Sezession“ und ihren Plänen sympathisierten und nur aus persönlichen oder äußeren Gründen nicht von der Genossenschaft loskommen können. — So zeigt uns das Bild der heutigen Genossenschaft auf der einen Seite eine kolossale Majorität unkünstlerischer Elemente, die nicht einmal ausstellungsfähig sind; auf der andern eine kleine Schar tüchtiger Künstler — vertreten durch die sogenannten „48“ —, und dazwischen eine nicht zu unterschätzende Anzahl hervorragender Persönlichkeiten, die nur auf das Signal zur offenen Fahnenflucht harren.

Die Majorität der „Genossenschaft“ wird mit den „48“ dadurch in einer gewissen Interessengemeinschaft erhalten, daß letztere den Grundsatz verfechten: „Im Gegensatz zu den periodisch wiederkehrenden Internationalen sind die Jahresausstellungen vorwiegend eine Ausstellung Münchener Künstler, jedoch mit Zulassung Fremder.“ — Also: die Fremden sollen nur „geduldet“, im allgemeinen jedoch der ganze Glaspalast mit Werken Münchener Künstler vollgestopft werden. — Über die künstlerische Qualität der in diesem Sinne veranstalteten Jahresausstellungen brauche ich wohl kein Wort zu verlieren, ebensowenig darüber, daß kein vernünftiger Mensch nach München kommen wird, um endlose Säle voll trauriger Mittelmäßigkeiten zu durchpilgern, zwischen denen ein paar wirklich wertvolle Kunstwerke gänzlich verschwinden. —

Neben diesem Kardinalsatz der „48“ muß nun noch ein Antrag derselben betrachtet werden, welchen sie erst vor kurzem bei der Genossenschaft einbrachten und welcher jenem ersten Prinzip ein ganz verzeifeltes Relief verleiht. Nämlich: . . . wer drei Jahre nicht ausstellt, verliert die Stimme. — Wie erwiesen, ist jedoch die übergroße Masse der „Genossenschaft“ nicht ausstellungsfähig. — Wenn also die „Genossenschaft“ auch nur halbwegs künstlerische Maßstäbe bei Aufnahme von Kunstwerken in die Ausstellungen walten läßt, so ist sie genötigt, den größten Teil ihrer Mitglieder stimelos, d. h. mundtot zu machen. — Wollen die „48“

aber das nicht, oder gelingt ihnen das nicht — denn daß es darüber zu einem heißen Strauß mit der Majorität kommen wird, liegt auf der Hand —, so bleibt ihnen nichts anderes übrig, als den Glaspalast der Mittelmäßigkeit und Talentlosigkeit als schrankenlosen Tummelplatz preiszugeben. —

Und dieses ist der Grund der „Sezession“! — Denn es ist erstunken und erlogen, daß es sich um eine Scheidung der „Modernen“ von den „Alten“ handle. Die „Modernen“ wollten kein „Extra-Büßchen“ geboten haben, wie es in der kulturfeindlichen und hämischen Tagespresse oft dargestellt wird. Es handelt sich nicht im mindesten um einen Streit über künstlerische Theorien und Evolutionen, sondern lediglich darum, ob der kgl. Glaspalast zu München zu internationalen, auf rein-künstlerischer Grundlage veranstalteten Jahresausstellungen, oder als Verkaufsbude der in München zufällig ansässigen, berufsmäßigen Verfertiger von Kunstwerken, „jedoch mit Zulassung Fremder“, verwandt werden solle. —

Diejenigen Künstler, welche dem letzteren Prinzip nicht zustimmen konnten, schieben aus der „Genossenschaft“ aus und konstituierten sich als „Verein bildender Künstler“. Ihnen schloß sich das Ausland an.*) — Um ein Ausstellungsgebäude zu erhalten, wandten sich die „Sezessionisten“ zunächst an den Magistrat der löblichen Stadt München: und die hochweisen Perücken erinnerten sich, daß es auch schon in früheren Fällen Gebrauch ihrer Vereinigung gewesen sei, dem Kunstleben der Heimatstadt Schaden zuzufügen, wo sie nur immer konnten, wie z. B. dazumal, als es sich um die Errichtung des Richard-Wagner-Theaters handelte, worüber sich die Münchener Bürgerschaft heute noch die Haare ausrauft — und wiesen das Gesuch ab, mit der väterlichen Ermahnung, sich zu vertragen. — Nach diesem mehr komischen Intermezzo war man genötigt, auswärtis nach einer geeigneten Ausstellungsgelegenheit zu suchen. Die Verwaltungen der Städte Dresden und Frankfurt a. M., von höherer Intelligenz erleuchtet als diejenigen der Vierstadt München, kamen mit eiligen Angeboten entgegen und man zauderte nicht, mit ihnen in Verhandlungen einzutreten. —

Inzwischen hatte Se. Erzellenz der Herr Kultusminister von Müller der „Genossenschaft“ erklärt, daß er ihr den Glaspalast für eine nicht-internationale Ausstellung keinesfalls überlassen würde, und nun nahte er mit kirrenden Weisen den heimatlosen Sezessionisten: d. h. er bot ihnen

*) Neuerdings hat die „Genossenschaft“ es auf eine sehr pfißige Weise versucht, einer sehr großen Anzahl auswärtiger Künstler den Beitritt zum „Verein bild. K.“ abzusprechen; sie ernannte dieselben nämlich zu Ehrenmitgliedern und rechnel nun auf ihre persönliche Lebenswürdigkeit.

aus eigenem Antriebe, spontan die Hälfte des Rgl. Glaspalastes an, wenn sie die Unterhandlungen mit Dresden und Frankfurt einstellen wollten.*) Man schenkte seinen Worten Vertrauen, brach mit den beiden Städten ab und begaun mit Sr. Erzellenz schwierige Verhandlungen, welche aber, wie Sr. Erzellenz versprach, in drei Wochen zu einem Resultat hätte führen müssen. — Aber der Kultusminister zog die Angelegenheit gleichwohl zwei volle Monate hinaus. Unter den Mitgliedern des „Vereins bildender Künstler“ begaun es mißtrauisch zu gähren; der Vorstand jedoch beschwichtigte sie mit der Versicherung, daß er sich im Besitze von Briefen befände, welche über die Absichten des Ministers keinen Zweifel verstatteten. — Da plötzlich erschien der berühmte ministerielle Erlaß, und es zeigte sich, daß die „Sezessionisten“ mit ihrem ehrlichen Vertrauen auf den Minister hereingefallen waren. Als nun gar der Minister äußerte, die auf seinen Erlaß erwidrende „Erklärung“ des „Vereins bildender Künstler“ involviere eine „Unterstellung“, da mußte das Entsetzliche geschehen — entsetzlich für den Minister nämlich —: der Vorstand mußte jene Briefe veröffentlichen, um zu zeigen, daß von seiner Seite ein durchaus lauterer Spiel gespielt worden war. —

Doch nicht ohne Humor ist auch diese Tragödie, dafür sorgte schon die „Genossenschaft“. Denu kaum erfuhren die maßgebenden „48“, daß die absolute Münchenerlei „höheren Ortes“ nicht gefallen wolle, als sie sich auch schon beeilten, für „Internationalität“ zu schwärmen und sich so zu gebarden, als ob sie nie an etwas anderes gedacht hätten. So stehen sie also doch im Gegensatz zu ihrer „kompakten Majorität“ und prinzipiell genau auf dem gleichen Boden, wie die Sezession; nur daß sie es für möglich halten, inuerhalb der „Genossenschaft“ etwas Vernünftiges zu erreichen, das allein unterscheidet sie von ihren Apostaten. Aber das Amüsante ist, daß der Herr Minister nunmehr mit der „Genossenschaft“ um das ringen muß, was er bei den Sezessionisten umsonst gehabt hätte. Er hat also offenbar die langwierigen Verhandlungen mit den Sezessionisten lediglich zur Schärfung seiner diplomatischen Fähigkeiten unternommen.

Wir haben hiermit, gestützt auf reine Thatsachen, in den Hauptzügen die Entwicklung dieser nunmehr herannahenden Katastrophe angegeben, unbeirrt um Lug und Trug, Speichelleckerei und Verdächtigungen in den Tagesblättern, die sich bei dem Herrn Minister Lieb:Kind machen wollen. Es ist auch absolut nicht angebracht, die Sezessionisten nunmehr bei

*) Es ist also gelogen, daß die Sezessionisten den halben Glaspalast verlangt hätten. — Diese Lüge entsprang natürlich dem Bedürfnis gewisser Kreise, die „Sezessionisten“ als einen Haufen unbescheidener und arroganter Jünglinge zu mißkreditieren. —

der Anhänglichkeit an ihre alte Kunstheimat und bei ähnlichen Sentimentalitäten anzupacken: so wie man sie in München behandelt hat, läßt sich kein anständiger Mensch, der eine Überzeugung in der Brust und Vertrauen zu sich und seiner Sache hat, traktieren. Und wenn das, was sie jetzt vorhaben und mit vollster Energie betreiben, der Stadt München zu großer Bitternis gereichen wird, so darf sie dafür nicht den Künstlern großen, welche ihr gutes Recht verteidigen, sondern den weisen Herren, welche das Regiment führen.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Die schöne Stille und weihevollte Sammlung der Adventszeit ist längst zum Märchen geworden, auch in unserer guten Kunststadt an der Isar. Eine politische Protestversammlung schlägt die andere, und in den Konzertsälen und Musikhallen ist gerade in diesen Wochen ein Heidenpektakel. Musikalischer Ausverkauf an allen Ecken und Enden, und wenn's sein muß, zu Schleuderpreisen in Gestalt von Freikarten, „auf daß das Haus voll werde“.

Wie Heuschreckenschwärme fallen die fahrenden Musikverschleißer herein und erdrücken die einheimischen Künstler.

Seit Jahren haben wir nicht mehr einen solchen Rumor fremder Virtuosen erlebt. Wenige haben Anspruch auf ernsthafte Beachtung zu erheben vermocht.

Zu diesen Wenigen gehören der Portugiese Francisco d'Andrade, der sich in einem „Kaim-Konzert“ den hiesigen Kunstfreunden zum ersten Mal vorstellte und nun auch von der königlichen Hofoper zu einem dreiläbendlichen Gastspiel angenommen worden ist, und das amerikanische Gesangswundervögelein Louise Nikita.

Die abenteuerliche Reklame, die allerwärts mit dieser in der That allerliebsten und bedeutenden Sängerin getrieben wurde, hatte in München die Wirkung, daß sich das ernsthafte Publikum zurückzieht und das Nikita-Konzert im Odeon sehr schwach besucht war. Ich gestehe, daß ich noch keine entzündendere, sinnlich bestridendere Gesangsvirtuosin gehört habe, als diese holdselige Amerikanerin. Trotz der Leere des Hauses war ich im Paradiese und schwamm in Wonne. Dafür war der riesige Saal des Odeons bis auf den letzten Platz besetzt, als der verdienstvolle Oratorienverein eine Aufführung von Papa Haydns „Schöpfung“ veranstaltete, wie wir eine solche von gleicher Vollendung seit Jahren nicht mehr zu hören bekommen hatten.

Der Oratorienverein ist reich an guten Kräften und besitzt eine vorzügliche Schulung. Als Solisten wirkten hervorragende Künstler mit, wie Bogi, Siehr, Frau Schöller u. a. Auch die Konzerte der königl. Akademie, die jetzt im königl. Posttheater und nur ausnahmsweise im Odeon abgehalten werden, erfreuen sich

des besten Besuches. Die Programme sind meist bedeutend, die Ausführung tadellos. Das vorletzte Konzert brachte als Neuheit das gewaltige Tongemälde unseres hochbegabten jungen Landmannes Richard Strauß „Tod und Verklärung“. Der verführte Widerspruch wurde in einem nicht endenwollenden Beifall erstickt. Strauß ist wohl das bedeutendste Talent unter den jüngeren Tonkünstlern. Seine Kraft des Kolorits ist verblüffend. Er berauscht, wie Mozart, durch seinen Farbenzauber. Dafür ist ihm der Zauber der Wärme melodischer Erfindung versagt. Seine Themen lassen an sich fallt. Sie gewinnen erst Reiz durch das ungewöhnliche Raffinement ihrer orchestralen Verarbeitung. Und in diesem Punkte ist Strauß wohl der an Mitteln reichste Instrumentalkomponist der Liezt-Wagnerschen Schule, ein Moderner im höchsten Sinne des Wortes, ein „Neutöner“ von genialer Verwegenheit. Kein Wunder, daß er den Herren Bedmessern und Weislern von der alten Tabulatur ein Grauel ist.

Im letzten Akademie-Konzert von Neujahr waren die Ehren des Abends ausschließlich zwischen Beethoven (B-dur-Symphonie) und Wagner (Fünf Lieder, Siegfried-Idyll und Parsifal-Vorspiel) geteilt, und keiner wurde zu Gunsten des andern verläßt. Danken wir Gott, daß es noch etwas so herrliches in der Welt zu hören giebt — in der Welt preschischer Schnarrlaute und roher Exerzierplatz-Kommandorufe, in der Welt der permanenten Panama-Standale und parteipolitischer Raubritter und Radaubröder.

Wenn man von dem jungen Porges'schen Chorverein spricht, ist es schwer, nicht ins Rühmen zu kommen, selbst wenn man sich als alter Kritiker auf sein kaltes Blut hinlänglich verlassen kann. Deutschen Sinn und Mut zu zeigen, ist für einen Verein keine Hexerei, wenn er sich auf Darbietung der bewährten Jugstücke gemächlich philisterhafter oder akademisch heilig gesprochener Mittelware von tadelloser Herkunft verlegt. Aber deutschen Sinn und Mut zu zeigen in der beharrlichen Vorführung von Werken, die wegen ihrer tiefen Sonderart und schwierigen Lebendigkeit und Verständlichmachung als undankbar verrufen oder wegen ihres kühnen Neuerungsgewisses der breiten Masse der Kunstfreunde zuwider sind, das ist heldenhafte That. Und das hat der Porges'sche Chorverein, getreu seiner idealen Deutschnatur, auch in seinem jüngsten Museumskonzert wieder in hervorragender Weise bewährt. Um gleich mit der modernsten Nummer zu beginnen: „Gesang der Schildsalsfrauen“, gedichtet und für Frauenschor und Klavier komponiert von Philipp zu Eulenburg (der Dichter-Komponist ist der auferkünstlerischen Welt vornehmlich als persönlicher Freund des Kaisers und diplomatischer Vertreter Preußens am bayerischen Könighofe bekannt): welcher andere Verein wäre imstande, ein Werk von dieser Schwierigkeit und herben nordischen Schönheit zu wählen, um es kraft der vollendetsten und eindringlichsten Wiedergabe bei einem sehr gemischten und dem eigenartigsten Modernen in der Musik nicht allzu günstig gesimmten Hörerkreis zu begeisterter Annahme zu bringen? Ein gleich überraschender Erfolg wurde mit des nämlichen Dichterkomponisten beiden Liedern „Der See“ und „Ausfahrt“ erzielt; das letztere, ein prachtvoll leidenschaftlicher Venzgruß, von Frau Pauline Schölller herrlich gesungen, mußte auf stürmisches Verlangen wiederholt werden. Nächst Eulenburg war es Peter Cornelius, der geniale Dichterkomponist der Opern „Der Barbier von Bagdad“ und „Der Cid“, der mit drei überaus temperamentvollen Sonetten von Gottfried August Bürger dem Publikum von einer neuen und künstlerisch sehr ungewöhnlichen Seite vorgestellt wurde. Die Musik zu diesen Sonetten ist beim erstmaligen Hören auch für den geübteren modernen Kunstfreund freilich mehr merkwürdig, als herzbezwingend, es war daher zunächst Erfolg genug, daß der vortragende Sänger, Dr. Raoul Walter von der hiesigen Hooper,

durch warme Anerkennung ausgezeichnet wurde. Dafür machten zwei geistliche Chöre für gemischten Chor und Klavier von Robert Volkmann („Vertrauen auf Gott“ von Eduard Mörike und „O wunderbares, tiefes Schweigen“ von Eichendorff) einen um so tieferen Eindruck. Die hervorragende musikalische Schulung und die zahlreichen schönen Stimmen des Vereins besiegten alle Schwierigkeiten des Werkes und ließen dessen Reichthum an Gemüths- und Geisteskraft zu wirkungsvollster Entfaltung gelangen. Das war echtdeutsche Naturfrömmigkeit, die hier von den gottbegnadeten Wort- und Tonschöpfern reich und rein in die Herzen der Hörer überströmte. Anfang und Schluß des Konzertes bildeten zwei der edelsten Werke von Franz Liszt: das „Credo“ aus der *Missa choralis* für gemischten Chor und Orgel, und „Chor der Engel“ aus dem zweiten Theile des *Faust*, komponiert zur Jahrhundertfeier des Goethe'schen Geburtstages, 28. August 1849. Man muß die Schöpfungen in der ebenbürtigen Ausführung des Borge'schen Chorvereins gehört haben, um ein richtiges Wertmaß für ihre Schönheit zu haben. Das war moderner und doch urewiger Gottesdienst, heilige Seelenweibe, Niemand vermochte sich der ergreifenden Wirkung zu entziehen; Fromme und Weltkinder waren entzückt und erschüttert in tiefster Seele. Außer den angeführten Werken brachte der Abend noch kleinere Lieder von Schubert, Wagner, Liszt und Alexander Ritter. Der Borge'sche Chorverein erreichte mit diesem Konzert den Höhepunkt des vorweihnachtlichen Musiklebens.

Der vor kurzem begründete akademisch-dramatische Verein brachte am 16. Dezember im Saale des Orpheums vor einem geladenen Zuschauerkreis Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen“ zur ersten Aufführung. Der gute Erfolg versprach das Beste für die zukünftigen Unternehmungen des Vereins, der dem idealen Sinne unserer akademischen Jugend ein rühmliches Zeugnis ausstellt. Es sind zur Aufführung zunächst nur solche Werke in Aussicht genommen, denen sich, trotz ihres unbestreitbaren künstlerischen Wertes, die öffentlichen Bühnen aus irgend einem nicht künstlerischen Grunde noch verschließen zu müssen glauben. Von den sogenannten freien Bühnen unterscheidet sich dieser akademisch-dramatische Verein vornehmlich dadurch, daß er von der Mitwirkung von Berufsschauspielern abstieht und jede Spekulation auf kunstwidrige Reklame ausschließt.

Wie gesagt, der Erfolg war gut. Herr Werkmeister (der allerdings schon einige Monate auf einer wirklichen Schaubühne mitgemitt hat) war sogar ein ganz vortrefflicher Johannes Bockerat. Der bedauernswerte nervöse Tropf, der in seinem Hause herumfährt wie ein Fuz in einer Laterne, oder, um ein feineres Bild zu gebrauchen, wie eine Maus unter einer Glasglocke, der man die Luft auspumpt, kann wahrhaftig nicht überzeugender gegeben werden. Auch sein junges Weib, dieses arme Huhn, das ewig von Liebe und Mißverständnis gackert, statt mit Flügel und Schnabel ordentlich um sich zu schlagen, wurde von Fräulein Holzaur prächtig getroffen. Die übrigen Mitwirkenden verdienten die Note genügend — für ein Dilettantenheim.

Ich hatte die Empfindung, daß an dem Stücke Verschiedenes gefrickt sein mußte. Es gab Lücken und Sprünge. Das Unreife und Unbedeutende an manchen Stellen kam bei der Darstellung empfindlicher heraus, als beim Lesen des Buches. Darüber könnten nur sehr geübte Berufsschauspieler, die tief in den Sinn der Dichtung eingedrungen, hinwegsehen.

Ich wurde auch bei diesem Versuch, die „Einsamen Menschen“ bühnenmäßig zu verkörpern, aufs neue in meiner Überzeugung bekräftigt, daß diese intime Realistik in Behandlung psychologischer Probleme nie und nimmer das ganze, weite, große Feld des Dramas erobern wird, daß sie sich bescheiden muß, ein zwar sehr interessantes,

aber sehr eng umgrenztes Ausschmütschen aus dem Lebens- und Wirkensgebiet der dramatischen Dichtung und Darstellungskunst zu bilden. Es ist gar nicht daran zu denken, das moderne Drama mit seinem ungeheuren Reichtum an Stoffen und Mitteln in dieses enge Rinnsal der naturalistischen Stimmungskomödie mit ihrer shimmerigen Kleinmalerei einzubetten, die Berliner Kunstdogmatiker mögen in ihrem Unsehbarkeitswahne dogmieren und dekretieren was sie wollen. Die Spree bleibt die Spree und der Ozean der Ozean.

Francesco d'Andrade ist an unserer Hofoper zweimal als Rigoletto, zweimal als Don Juan und einmal als Barbier von Sevilla aufgetreten — und wer ihn gehört und gesehen hat, der hat den besten Teil des italienischen Musikdramas in seltenster Vollendung erlebt. Dieses Gastspiel des portugiesischen Künstlers war selbst für die Kunststadt München, die so viel großes und seltenes aus eigener Kraft zu bieten vermag, ein Ereignis ersten Ranges. Und lebten wir nicht in dem vermilitarisierten deutschen Reich preußisch-spartanischer Façon, das uns mit seiner Soldatenwirtschaft und Gesetzmacherei ad usum — — die Seele aus dem Leibe ärgert, so würde ein solches Kunstereignis von den erfreulichsten Nachwirkungen sein.

Aber so bringt's der Tag und nimm't der Tag, und wir dämmern im grauen Elend weiter.

Denn man hat uns als Kulturvolk um alle Spannkraft und kühne Initiative gebracht durch die grundmiserable Politik. Also reduziert sich auch das glänzendste Kunstereignis auf eine momentane Sensation.

Auch wenn man von Andrade abzieht, was er an Temperament von seiner herrlichen südländischen Heimat mitbekommen und was aus der Spezialität seines Virtuosen-Miteus dazugewachsen und in fortgesetzter Übung zu üppigster Blüte sich entfaltet, so bleibt doch in seiner Leistung noch eine bewundernswerte Fülle von individuellem Geist und Charakter, deren höchste Ausbildung und Geltendmachung sein künstlerisches Eigenverdienst ist.

Ich gestehe, daß ich von der grandiosen Einheit des Doppelweizens Sängers und Schauspieler einfach verblüfft war. Man kommt bei Andrade überhaupt nicht dazu, zu fragen, ist's der Sängler, der so genial schauspielert, oder ist's der Schauspieler, der statt zu sprechen so göttlich singt? Was er dem Ohr und dem Auge zugleich bietet, ist eine absolut geschlossene Erscheinung der vom Dichter und Musiker geschaffenen Figur, die von dem darstellenden Sängler bis ins Kleinste mit eigenartigem Leben erfüllt wird. Der singende Wirklichkeitsmensch in so künstlerischer Vollendung, daß die Täuschung zur Natur, die an sich absurde Konvention der Oper zur reinen Lebendigkeit wird.

Unsere deutsche Bühne hat, mit verschwindenden Annäherungen, keine solchen Künstler, denn sie gedeihen nur in der Atherluft der unbeschränkten Freiheit. So einzügend wir sie an einem fremden Gaste finden, unsere Künstler, unsere Hof- und Stadttheater-Mitglieder, die werden in der Zwangsjacke der Konvention gequält und müssen in der Zwangsjacke der Konvention ihre Rollen spielen, wie amtierende Bühnenbureaukraten, wenn sie der Gnade unserer stünigen und sittlichen Kunstphilister nicht verlustig gehen wollen.

In unserem Stetsschrittreich des Hops- und Gamaschentums ist die regelmäßige Kunstübung ein Amt. Darum werden auch unsere hervorragenderen Künstler mit — es ist wunderbar bezeichnend — Professorentiteln behängt! Immer und überall die Schul- und Amtsstubenluft, die uns von staatswegen umweht.

Das einfache Natur- und Menschentum hat bei uns kein Heim, nicht einmal im

Gediet des Dufstigsten und Undefinierbarsten, das der Geist geschaffen, im Gediet der schönen Künste. In diesem Staats-Milieu kann kein Andrade und auch keine Duse gedeihen. Nur als gastierende Wundertiere werden sie aus der Fremde auf einige Stunden zu uns hereingelassen.

Damit wir den Unterschied merken!

Also aus purer Grausamkeit? —

Wie ein stürmisch belebender Frühlingshauch wehte der Geist des genialen Portugiesen über unsere etwas verstaubte und verschlafene Hofoper, wie eine mächtige Sonne ging sein Künstlertum an unserem steifsteinernen Coulisshorizont auf, mit ihren Feuerstrahlen die Mitwirkenden zu energischem Einsatz all ihrer Kraft entzündend und sie über ihre Nützlichkeit hinausztreibend.

Ein ungeheures Vorbild hat der Gast in den wenigen Rollen geschaffen, die er hier mit so sensationellem Erfolg vorgeführt, ein Muster nicht nur für seine Gefangstollegen, sondern auch für die ganze Regie und Leitung der Oper. Nicht daß man jetzt slavisch kopiere, ist die Forderung zu stellen, sondern daß man mit Mut und Thatkraft unsern gesamten musikalisch-dramatischen Kunstbetrieb reformiere und durch eigenen Geist neu befruchte.

Es wäre Unrecht, nicht mit voller Freude anzuerkennen, daß während des Andradeschen Gastspiels die Mitwirkenden ihr Bestes zu geben versucht haben. Gefänglich standen alle Leistungen auf einer seltenen Höhe, so daß die Namen sämtlicher Mitwirkenden mit Auszeichnung genannt zu werden verdienen. Aber schauspielerkünstlerisch war der Abstand unverkennbar groß. Da haben unsere Darsteller noch viel zu thun, um nach dem Vorbilde des Gastes ihre Aufgabe aus dem Vollen und Ganzen zu erfassen und mit dem Aufgebote all der Mittel zu lösen, über welche ein moderner Künstler, der diesen Rang mit Berechtigung einnehmen will, einfach verfügen können muß. Viel Trägheit und Schindrian gilt's da zu überwinden, viel Energie und gewissenhafte Anstrengung und mühevoller Fortbildung gilt's da aufzuwenden.

Nicht zuletzt dürften auch unsere Schauspieler aus dem Andradeschen Gastspiel neue und strengere Maßstäbe für das gefunden haben, was die moderne Kunst an Charakterisierungsvermögen von einem Menschendarsteller fordert. Die Schauspielkunst strikte als Schauspielkunst zu pflegen und persönliche Liebhabereien und eitle Ansprüche einzelner Mitglieder des Personals abzuweisen, ist die allererste Forderung, wenn ein Kunstinstitut auf der Höhe bleiben und nicht zur Befriedigungs- und Versorgungsanstalt für persönliche Streberei herabsinken soll.

Zweite Forderung: Man hat sich gegenwärtig zu halten, daß die Zeit der akademischen Schauspielerlei endgültig vorüber ist. Wenn z. B. Herr Postart den polizeiwidrig häßlichen und boshaften Kerl „Burm“ in Kabale und Liebe wie einen gemanteten Hölbling agieren und wie einen vollendeten Diplomaten in Votschafterstellung sprechen und lächeln läßt, so ist das zwar sehr originell, aber in jedem Betracht grundfalsch. Ober wenn er den Oktavio im Wallenstein mit der Bürde und Salbung eines evangelischen Konsistorialpräsidenten mimt —! Das Pochen auf „Stil“ ist so gut ein Erweis mangelnden Verständnisses und unzulänglichen Talentes, wie das unkünstlerische Hinarbeiten auf das „Gefällige“, dem großen Haufen „Effektvolle“. Wahrheit — das ist der einzige Effekt, den die echte Kunst kennt.

Aber wie wird in unserer Schauspielerei noch gemodelt, retouchiert, gefälscht an allen Ecken, Deklamationsunsug und sonstige gräßliche Kunstverlebung verübt, in der gottverlassenen Einbildung, damit etwas recht Bewundernswertes fertig gebracht zu haben!

Aus dem Geist der Dichtung und der Natur herausspielen, das allein bringt

dem Wesen der Schauspielkunst, die im radikalen Realismus gipfelt, näher. Nur muß man über den „radikalen Realismus“ nicht die ästhetischen Dogmatiker und Kunstschulmeister, sondern die größte und kompetenteste Lehrerin befragen — die Natur selbst. deren Absichten zu verstehen, dazu gehört freilich wieder echtes, starkes Talent von gefunden, jugendfrischem Entwicklungstrieb.

Über die Darstellung der neuen Stücke von Karl Bleibtreu und Ipsen werden wir im nächsten Heft berichten.

* * *

Ein wenig Statistik, denn Zahlen sind doch immer die ehrlichsten Zeugen!

Nach Ausweis des neuesten Münchener Hoftheater-Almanachs, herausgegeben von dem Inzipienten Anton Hagen, wurde im Jahre 1892 im königlichen Residenztheater an 159 Abenden gespielt. Durchschnittlich der vierte Abend gehörte immer einem Franzosen!

Von sämtlichen im Residenztheater gegebenen in- und ausländischen Autoren erhielt Sardou die höchste Zahl von Vorstellungen: 18! Eins seiner dünnsten und unwahrsten Stücke, das er seiner Zeit nur aus persönlichem und politischem Haß gegen Gambetta geschrieben, wurde allein in diesem Jahre 10 Mal den Münchener Residenztheaterbesuchern vorgeführt.

Wenn das nicht verfassend auf die Schauspieler und auf die Zuschauer wirken muß, dann ist es überhaupt gleichgültig, ob man Schauspielererei und Theaterbesuch überhaupt noch unter der Rubrik Kunst behandelt oder hinter einen beliebigen Marktbericht stellt. Bedenkt man noch, daß in diesen französischen Stücken die Hauptrollen immer von den nämlichen Leuten gespielt worden, so kann man sich von dem Schablonismus und Routinismus dieser Spielerei einen Begriff machen.

Nach Sardou waren Hof und Venedig und Wolzogen (Kinder der Erziehung) mit je 12 Abenden die meistgespielten Autoren. Hof giebt doch noch einigermaßen modern erhöhte Probleme, die sich nicht immer aus dem Handgelenke spielen lassen, aber der gute alte Venedig? Den könnte man doch in der Hauptsache den Liebhabertheatern überlassen; die Venedig'sche Kunsttradition lebendig zu erhalten, dazu brauchte sich ein königliches Kunstinstitut wahrlich nicht in Unkosten zu stürzen, und königliche Hofschauspieler könnten sich stärkere Proben ihrer Leistungsfähigkeit aussuchen!

Wie sehr in dem abgelaufenen Jahr dem königlichen Residenztheater der Zug ins Frische, Neue, Starke fehlte, beweist die Thatsache, daß ein Autor von dem Range und Reiz Ipsens mit ganzen 3 Vorstellungen abgefunden wurde. Und gerade München besitzt zwei bis drei eminent begabte Ipsenpieler, die jedem Schauspielerensemble der Welt zur höchsten Zierde gereichten — aber hier sind sie nahezu beschäftigungslos und können sich in der Kunst des Spazierengehens üben, während ihre Kollegen Sardou und Venedig mimen!

Noch schlechter als Ipsen ist Goethe weggekommen: er mußte sich im ganzen Jahre 1892 im königlichen Residenztheater mit einem einzigen Abend begnügen! Mehr vermochte man dem ersten Dichter deutscher Nation nicht zu opfern. Dafür konnte man Blumenthal 8, Zuida 6 und Moser 5 Abende spendieren!

Das läßt sich die Kunststadt München bieten, also bietet man ihr's. Die Gesichte ist bis zur Lächerlichkeit einfach. Und so bequem? Ideale? Wir hupfen auf die sogenannten Ideale! Es lebe die Komödie! Hoch Sardou!

* * *

Gehen wir am Theater vorüber in den Kunstverein!

Das ist ein Privatinstitut und muß mit privaten Mitteln wirtschaften. Defizite sind ausgeschlossen.

Um sich auf der Höhe zu erhalten und sich immer reichere Mittel zum Ankauf hervorragender Kunstwerke zu verschaffen (durchschnittlich 80- bis 100 000 Mk. im Jahre), muß die Verwaltung mit unermüdblichem Eifer und seinem künstlerischem Spürsinn stets das Originellste, Kühnste und Neueste für ihre Wochenausstellungen aufzutreiben suchen. Und sie treibt es auf. Denn das Interessante, Neue, Packende ist immer da — unerschöpflich ist der kunstzeugende Geist der Menschheit! — man muß es nur zu suchen und zu finden wissen.

Der Kunstverein München hat in den letzten Jahren, seit er sich mehr und mehr der Moderne zuwandte, ohne die bewährten älteren Meister zu vernachlässigen, einen großartigen Aufschwung genommen. Wir haben oft Wochenausstellungen, die an Bedeutung und Schönheit nicht ihresgleichen haben und sich direkt mit dem Maßstabe unserer internationalen Jahresausstellungen messen lassen, denen sie nur an Umfang nachstehen, nicht an Wert.

Von einer solchen denkwürdigen Wochenausstellung will ich ein paar Worte sagen: sie war ein Entzücken für jedes farbenfrohe Auge, denn die Woche gehörte dem sogenannten Impressionismus und der Freilichtmalerei in ihrer edelsten Gestalt.

Es waren vier Namen: Hölzei, Hörmann, v. Heyden und Ankartrona (der letztere ein erst zweiundzwanzigjähriger Schwede, der in München sein Atelier aufgeschlagen), die in erster Linie standen, und ein Duzend anderer, sich nicht unwürdig daran schließend, wie Meyer-Basel, G. v. Poschinger, F. Roubaud, Städtl u. a. Aber Ton und Charakter gaben die vier Erstgenannten — und wie gaben sie ihn!

Hübert v. Heyden brachte in 14 Nummern eine Summe von koloristischem Talent, schärfster Naturbeobachtung und meisterhafter Technik, die geradezu verblüffte. Sein Hauptbild zeigte eine Gruppe von Schwänen in Hochsommerluft, wie sie sich zwischen Wald und See ihres freien Daseins freuten, mit einer Bravour gemalt, die, zwar an Max Liebermann erinnernd, den Berliner Meister an Energie und Frische übertrumpfte. Dieses sonnige, wonnige Naturstudium ist eins der herrlichsten Bilder, die die Moderne, bis an die Grenze ihres Könnens vordringend, bis jetzt gemalt.

Ihm am nächsten steht Hölzei in kraftvoll pastoser Handhabung der Farben. Seine zehn Studien und Bilder enthielten Perlen landschaftlicher Malerei, und Sonnenbrand und starrender Schnee, öde Landschaften in Blut und Felder im Duft zeigten die gleiche Bollendung in moderner Kunstübung.

Hörmann mit seinen 25 Bildern nimmt durch die sozusagen ästhetischere Wahl seiner Sujets und die feinere Durchführung eine vermittelnde Stellung ein. Er wirkte daher auch weniger durch den gewaltigen Zug, als vielmehr durch die gemütvoll-lyrische Stimmung. Garten und Landschaft blühen im sanften Licht und enthalten eine Menge liebevoll und geistreich durchgebildeter Einzelheiten, die das Auge freudig der Reihe nach mustert.

Ankartrona aber ist der Plastiker in Farben. Sein Farbensinn leidet sich groß und frei aus, von keiner Tradition bedrückt, und er gestaltet wie einer, der mit virtuoser Nachbildungskunst die Welt zum erstenmal sieht, neu und individuell, ohne den Blick je auf die Wand eines Museums zu richten oder nach Vorbildern zu schielen. Und so ist er kraft einer phänomenalen Begabung in frischester, naivster Jugend ein eigener Meister geworden. Lichttrunken, sonnenhaft ist sein Auge wie selten eins, intensives Feuer der Farbe vermählt sich mit plastischer, fast stereoskopischer Körperlichkeit, ohne

an stutender Lust zu verlieren. Ein Bildnis ist von ihm da, Kniestück eines jungen Mannes mit goldblondem Haar, unübertrefflich an Lebendigkeit, man glaubt seine pochenden Pulse zu fühlen. Fast ein ganzer Saal ist mit seinen Werken behängt, eins erstaunlicher, als das andere.

* * *

Und vom Glanz des Schaffens die Kehrseite? Das Materelend selbst in Isarathen. Im Jahre 1892 wurden im Gerichtsbezirk München auf dem Wege der Zwangsversteigerung über 7000 Ölgemälde — abgesehen von Skizzen, Stichen, Werken der Plastik, Stoffen, Kostümen und ganzen Atelier-Einrichtungen — öffentlich zur Versteigerung gebracht. Neunzehntel dieser Zwangsentäußerungen gingen aus erster Hand, d. h. sie betrafen die Künstler selbst. Das ist die niederschmetternde Thatfache: die Existenz der modernen Künstler hängt in der Luft und endet, wenn's gut geht, bei dem Gerichtsvollzieher.

Die Kaufkraft und Kauflust schwindet von Jahr zu Jahr mehr aus dem Volke. Denn die kapitalistische Produktionsweise des militärischen Klassenstaates zerreibt den wohlhabenden Mittelstand. Einige Wenige steigen auf, die Mehrzahl sinkt hinab ins Proletariat. Für das verarmte Volk giebt's natürlich keine Kunst.

Und die oberen Tausende, denen nach und nach alles Kapital und aller Besitz zuschweift, sind gleichfalls unvermögend und unausgelegt, allein den Konsumenten zu machen.

bleiben die freien Institute, die Kunstvereine, die Museen des Staates. Die Kunstvereine leisten, was in ihren Kräften steht. Und der Staat? Er kauft hauptsächlich von den an der Kunstbörse schon zu Reichtum und Ruhm gelangten Künstlern, von der bevorzugten Clique, und läßt die armen Teufel laufen, auch wenn sie noch so Schönes leisten.

So zeigt sich die kopflose und ungerechte Wirtschaft auch im Kunstleben. Die ganze Gesellschaft ist in der Entartung und Aufzujung. — —



Wiener Theater.

Don Karl Kraus.

(Winn.)

Ein großes Ausstattungsstück in der splendiden Ausstattung unserer Hofbühne, eine große Sprechoper, gesprochen von den großen Burgtheatersprechern — das „Lieb“. Und „Der Meister von Palmyra“ von Adolph Wildbrandt ist jetzt „Zugstück“ — übrigens ist ja der diesmalige Bauernfänger auf der Bühne auch ehemaliger Burgtheaterdirektor. Man applaudierte dem Dichter, der keiner ist, dem Direktor, der keiner war. Zugleich war aber der Applaus auch Protestkundgebung, eine doppelte: gegen „jene neue Richtung“ und gegen die „gegenwärtige Direktion“, wie der Heilige der „N. Fr. Presse“ so lieb und laktovoll den Direktor Burkhardt zu titulieren pflegt. Wir hat an diesem Abend ein gewaltiges Drama sehr gefallen, nämlich „Kaiser und Galiläer“. Das Buch, das da unten durch Schauspieler, die in bunten Lappen gehüllt waren, gerade vorgelesen wurde, weckte in mir immer wieder Erinnerungen an jene kolossale Schöpfung des nordischen Dichterriesen, an das grandiose historische Drama, dem unsere Bühnen leider verschlossen bleiben. Sehr schön waren auch der Orgelchoral, Kirchengesang, die Musik in den Lützen, das Lied vom toten Adonis, Leierspiel, Mondscheln, Sonnenuntergang, Feuerzergen am Himmel u. m. a., das nicht von Wildbrandt ist. In der That, ein echter, stimmungsvoller Poet ist doch — der Szenenmeister. Wenn nur nicht immer dabei gesprochen worden wäre.

Sonnenthal gab den Apelles. Das hat doch Wildbrandt geschickt angestellt. Ich glaube, daß die Begeisterung lange nicht so groß gewesen wäre, wenn er nicht an jedem Aktchlusse einen sehr effektvollen „Abgang“ des Herrn Sonnenthal eingerichtet hätte. Sonnenthal ließ da — er gab in dieser Rolle so eine Art Mischung von Hüttenbesitzer, Mäler, Uriel Acosta, Lear &c. — all seine kleinen Künste spielen, er wußte meisterlich zu „rühren“ und „hinzureißen“, je nach Bedarf, daß das gute Publikum kapitulieren mußte und die Häufe, die der wackere Komödiant in aller Augen zu rauden verstanden, mit tosendem Applaus — dem Herrn Wildbrandt bezahlte.

Meisterhaft war unsere liebe, entzückende Hohenfels in der Riesen-Aufgabe Joo-Phoebe, Persida-Nymphas, Genobia. Eine Schauspielerin, die nur auf eine „sentimentale“ oder auf eine „naive Liebhaberin“ gedrillt ist, macht ihr das nicht nach.

Alle überragte Robert als Pausanias (Tod), machtvoll, von imponierender Höheit in Gestalt und Rede. Herr Hartmann (Longinus in vier Altern) sollte von seiner Frau Natürlichkeit lernen. Er charakterisiert durch — den Bart. Und das gleichmäßige Händeschlennern und das süßliche, monotone Redern und Piepsen thut's auch nicht. So etwas verfährt heutzutage höchstens noch bei der Tageskritik, die gern den Theaterzettel ganz abschreibt, und bei den Leuten, die von allem, was zum Burgtheater gehört, entflammert sind, und bei denen die Begeisterung immer so zum Ausdruck gelangt, daß sie der Schauspielerin die Pferde vor ihrem Wagen ausspannen oder den Cigarrenstumpf als kostbare Reliquie aufbewahren, den der Schauspieler auf der Straße fallen läßt. Prächtig waren Thimig, Gabilon, Frau Schönfeld. Das Stück stellt große Aufgaben an die Darsteller. Während sie nämlich sonst eine Puppe, müssen einige in diesem Drama drei oder vier oder noch mehr Puppen besetzen. Die Heldin wird immer eine andere. Sonst kommen nur Altersmetamorphosen vor.

Das „Ideenrama“ langweilte uns von 7 bis ¹/₁₂ Uhr. Zu bemerken ist, daß Papst Ludwig nicht entkräftet und vor Schluß den Saal verließ wie bei den Stücken der hochnotpeinlichen Modernen, daß er vielmehr vollends berauscht vor Begeisterung war. Am andern Tage aber sann er nach, wie man „dem jetzigen Direktor“, trotzdem er diesmal doch wirklich nichts verbrochen hatte, einen tüchtigen feuilletonistischen Klaps verpassen könnte. Und er fand's!

Dann wurde irgendwo ein vaterländischer Dichter ausgegraben. Ich will deutlicher sein. Dieser vaterländische Dichter nennt sich Franz Keim und ist Gymnasialprofessor in St. Pölten. Er kam im Burgtheater mit einem Volkschauspiel „Die Spinnerin am Kreuz“ zu Wort, bitte, als vaterländischer Dichter, nicht als vaterländischer Dichter. Dr. Burckhardt bekam entweder eine gewiß sehr löbliche Anwendung von Patriotismus, oder er stand wieder einmal unter dem Zwange einer sehr unüblichen Clique, oder er hat das Stück nicht angenommen, sondern ein früherer Direktor. Fürwahr, schwer wird es mir diesmal, Herrn Direktor Burckhardt zu verteidigen. Nie hat sich das Burgtheater tiefer erniedrigt. Ja, diesmal durften die schmökrenden Mummelgreife und erbgesehene Traditionsfere ihren „Geist des alten Burgtheaters“ anrufen.

Das schauerbare Nachwort des „vaterländischen Dichters“ — schon nach der ersten Scene hat er die Gänsefüßchen bekommen — ist wie ein dramatisierter Kolportageroman verderblichster Sorte, gerade geeignet, die leicht erregbare Phantasie von Dienstboten, Lotterieschwärmern und Handbeför gern ganz ergiebig zu reizen. Dem „Extrablatt“, das ja gerne einem Publikum von Finkertutschern marxistischerische Illustrationen derartiger Morithaten bringt, war das „Drama“ viel zu brutal. Keim trägt sich mit der Idee, sein Werk in einen Roman umzuarbeiten, der, betitelt „Die Spinnerin am Kreuz“ oder „Der brave Kesselflicker“ oder „Ehrlich währt am längsten“, vor alle Wohnungsthüren gelegt werden soll.

Und dieser für die gemeinsten Volksinstinkte berechnete Schmarren, Volksstück im schlimmsten Sinne des Wortes, wird uns auf der „ersten deutschen Bühne“ aufgeführt.

Die Darsteller setzten sich mit vollen Kräften für das Stück ein. Unübertrefflich war Ferdinand Bonn, der aus einem „schlechten Act“, einem sogenannten „Intriquanten“, wie er eine Spezialität des Schablonentheaters ist, mit der Reifeerschaft des feinen Psychologen einen wirklichen Menschen zu machen verstand. Frau Schraut bot in der Hauptrolle eine ganz vortreffliche Leistung. Das Talent dieser Darstellerin wird im Burgtheater systematisch zugrunde gerichtet. Es schreit förmlich nach der Volksbühne. Kernige Tugen boten Fräulein Walbeck und Herr Moser. Herr Keimers, der mit seinem Valentin ganz auf der Höhe des Stückes stand, ergöste durch sein plattdeutsches Wienerisch. Das sollte man doch einem Wiener Publikum nicht bieten.

„Die Spinnerin am Kreuz“ verschwand sehr bald. Franz Keim soll einmal vor vielen Jahren, in seiner „Sulamith“ Schönes geleistet haben. Ja, die Werke sind wie die Kinder.

Er katzedert in St. Pölten als „vaterländischer Dichter“ weiter. Fast die gesamte Kritik sprach über ihn das Verdammungsurteil, und es wäre noch schärfer ausgefallen, wenn die erste Vorstellung (im Carltheater) nicht zu Gunsten des Wiener Journalistenverbandes gegeben worden wäre. Nur die „Deutsche Zeitung“ lobte über den grünen Klee. Und diese brachte auch bald darauf die haarsträubende Notiz, die zu interessant ist, um unsern Lesern vorenthalten zu werden:

P. K. Hofegger an Franz Keim. Franz Keim, der erfolgsgekrönte Dichter der „Spinnerin am Kreuz“, stellt uns in liebenswürdigster Weise nachstehendes Schreiben

zur Verfügung, welches P. K. Rosegger an ihn gerichtet hat. Das Schreiben hat folgenden Wortlaut:

„Lieber Freund! Nachdem meine Frau mir von der Erstaufführung Deines Stückes „Die Spinnerin am Kreuz“ so viel Hocherfreuliches erzählt hatte, raffte ich mich von meinem Krankenlager empor, um heute der zweiten Aufführung beizuwohnen. Ich sage Dir, Freund, das ist ein Drama! Aus der älteren Schule ein Meisterwerk, mit dem Du heute einzig da stehst. Wie hoch steht dieses Stück über all den Ibsens und Sudermanns, und wie sie heißen mögen; wie klar und scharf ist das Bild, gleich einem alten Russerkupferstich; wie erschütternd und reinigend wirkt es! Und dieser dritte Akt! Die deutsche Bühne wird wenige Scenen haben, die mit diesem hochdramatischen, grauig dämonischen dritten Akte vergleichbar sind. Was ließe sich da sagen! Wenn wir nur beisammen wären, daß wir so recht nach Herzenlust darüber sprechen könnten. Das Schreiben thut's nicht. Es ist jammerschade, daß Du nicht kommen konntest. Die zwei ersten Aufführungen haben bei sehr gut desudtem Hause stattgefunden. Das Publikum war gefangen von der Kraft des Dramas und spendete dransenden, ehrlichen (nicht künstlich erzeugten) Beifall! Der einzige Tadel, den ich irgendwo aussprechen hörte, ist der: „Zu ernst, zu düster ist das Stück.“ Und das ist kein Tadel, sonst müßte an diesem Tadel Shakespeare längst zugrunde gegangen sein. Nach meinem Dafürhalten müßte „Die Spinnerin am Kreuz“ nicht bloß im Burgtheater auf dem Repertoire bleiben, wo man von dem Neueren nicht viel Besseres hat, sondern auch auf alle deutschen Bühnen Osterreichs und die Deutschlands übergehen. Wenn das nicht auf die Bühne gehört und wenn das nicht dramatisch ist, dann weh ich nicht, was man unter „dramatisch“ versteht. Nun, der Mensch denkt und der Rezensent lenkt! Unsere Schauspieler haben sich für Dein Stück begeistert und leisten darin ihr Bestes. Und nun, lieber Freund, laß Dich in Dankbarkeit und Verehrung küssen von Deinem P. K. Rosegger.“

Ich schätze Rosegger, aber, daß er eine derartige humoristische Begabung besitzt, hätte ich nie geahnt. Oder sollten diese Worte, die jedes einzelne wie lustige Parodie, köstliche Ironie klingen, ernst gemeint sein? Dann, ja dann hat sich Herr Rosegger durch diese Kritik mehr geschadet, wie Herr Keim uns durch seine „Spinnerin“, denn ist dieser Brief eben ein Kadmettsstück prächtigster unreinwilliger Komik.

Mögen die armen St. Pöltener Gymnasiasten den Durchfall ihres Lehrers nicht büßen müssen. Amen! Selah!

In einer Reprise der Hebbel'schen „Ridelungen“ (I. und II. Teil) ragte Gabilon mit seinem gigantischen Hagen hervor. Ganz wader war Kraft als Siegfried, zumellen meisterhaft, nur sollte man ihm Rollen geben, wo er nicht sterben muß. Das ist immer ein zuwideres Gefinge und Gestühne.

Fräulein Pospischi war als Brunhild ganz am Plaze. Sie besitzt zwar nicht die dämonische Kraft der Wolter, deklamiert aber nicht.

Das schöne Fräulein Gaudy mordete als Kriemhild alle Poesie. Fräulein Mepi, eine ganz junge Schauspielerin, fiel als Hjelmer angenehm auf. Trefflich waren Frau Hartmann (Ute), Baumilster (Bolkert), Römpler (Rumolt), weil sie sehr natürlich waren und den Vers nicht stilvoll behandelten.

Die Wiederaufführung des Faust (I. Teil) gestaltete sich zu einem Ereignis ersten Ranges. Das war eine wirkliche Großthat des Burgtheaters. Die großartige Inszenierung war ein neuerlicher Beweis für die Thatkraft und das trefflichere, feinsüßliche Kunstverständnis der Direktion.

Alles klappte. Die Dekorationen waren eine Augenweide. Die Darstellung war

sagt durchwegs bedeutend. Lewinskys Mephistopheles ist eine unübertreffliche, kolossale Leistung, die nur dort ein wenig beeinträchtigt wurde, wo er ins Rhetorische verfiel. Sonnentha's Faust war selber etwas farblos, matt, blaß, sonst aber auch ganz bedeutend. Thimig's Schüler eine herrliche, sonnige, natürliche Gestalt. Ja, das ist ein Naturalist, ein echter Menschendarsteller. Die Schülerzene (zwischen Lewinsky und Thimig) wirkte wie eine Offenbarung.

Vortrefflich waren auch Frau Hartmann (Marthe), Schöne (Wagner), Römpler (Siebel), von Jeska (Brander).

Fräulein Reinhold gab das Gretchen. Vieles ist ihr geglückt, aber, was Goethe will, kann dieses schwarze Gretchen noch lange nicht leisten.

Hölzern und ganz ungenügend war Herr Keimers als Valentin. Unangenehm wirkten Herr Winds (Stimme des Herrn), Babilon (Stimme des Erdgestes), Frau Wolter (Stimme des bösen Geistes). Der böse Geist muß gar nicht sichtbar sein und, wenn er es schon ist, darf er nicht mit so volltönendem Pathos tragieren, wie es Frau Wolter gethan hat. Muß man denn immer die „Gestalt“ und das „schöne Organ“ zeigen? Merkwürdig, warum sie sich gerade um die paar Worte so gerissen hat. Sie war auf vier Wochen krank gemeldet; als sie aber vernahm, eine andere Schauspielerin werde den „Bösen Geist“ sprechen, flugs war sie gesund, frisch und munter auf der Bühne.

Hinter den Coulissen der Hofbühne soll es überhaupt skandalös zugehen. Frau Wolter regiert; sie kommandiert den Direktor, den sie ganz „untergekliegt“ hat, die Regisseur, alle Schauspieler, das technische Personal. Als sie vor zwei Jahren einiger Rollen, die eine junge Darstellerin erfordern, enthoben wurde, streifte sie und drohte mit dem Austritt. Das war die berühmte „Wolterkrise“, die unbegreiflicherweise alle Welt in Atem hielt. Nun, warum hat man damals die Schauspielerin, die solche Ausprüche stellt und sich oft so vorchristswürdig aufführt, nicht in Gottes Namen züchtigen lassen? Alle Hochachtung vor den einstigen großen Verbenisten der Dame, aber dem Burgtheater und — der deutschen Kunst wäre geholfen gewesen.

Ad Faust: Fledmal wurden natürlich nicht die Perüden geschüttelt, und es kamen doch sovjet — moderne Sachen vor. Viel war allerdings auch kastriert, merkwürdigerweise war aber die Stelle: „Besonders aber lernt die Weiber führen — — —“ die der geh. Kommerzienrat S. von Cohn in den „Beiden Schwestern“ Dehmels solche Übellichkeiten bereitet, hoftheater- und comtessenfähig. Nun ja, so was darf sich eben nur dann ein Moderner erlauben, wenn er zufällig Goethe hilft.

Im „Deutschen Volkstheater“ gab es manche Mißere. Das Sujet der „Orientreise“, eines Schwanzfabrikates aus der Firma Blumenthal & Kadelburg ist ganz gut, weil aktuell, die Ausführung kläglich. Ein paar mehr minder gute, mehr minder gestohlene Wiße — das ist das Ganze. Keine Spur von gesunder Situationskomik. Der richtige schmöckernde Berliner „Lustspielhumor“! Alles ist da um der paar Wiße willen. Wie dumm muß eine Figur werden, damit ihr ein Wiß, der ihr eigentlich nicht „paßt“, ausgebürdet werden kann. Jede Figur (natürlich nur Figur) lebt von 3 bis 4, ein ganz überflüssiges Liebespaar gar nur von 1 bis 2 Wißen. Diese Art von „Kunstwerken“ gehört nicht in ein Theater, das den Anspruch erhebt, ernst genommen zu werden. Noch weniger aber gehört eine „Rusotte“ eines Jaquet's Normand hinein: „Ja, der Ausschlitzer“, der die Maupassant'sche Poesie gemordet hat. Wilhelm Arnt hat hier bereits über das Werk nach der Berliner Aufführung gesprochen. (Augustheft 1892.) Unsere Kritiker haben natürlich ihrem Publikum erzählt, das Stück sei — naturalistisch. Diese „Rusotte“ hat dem armen, unschuldigen Ma-

turalismus wieder sehr geschadet. Warum hat die Kritik nicht behauptet, die „Spinnerin am Kreuz“ sei naturalistisch?

„Auf der Höhe“, Schauspiel von Ludwig Ganghofer, ist ein sehr schwaches, trostloses Theaterstück. Ganghofer sollte nicht glauben, daß im Drama sein Heil liege. Er kann viel mehr leisten als dieses fatale „Auf der Höhe“.

In der Hofoper wurde als Novität „Signor formica“ von Schütt gegeben, konnte sich aber nicht halten.

Im Carltheater ist sehr viel vorgegangen; es hat sich in den Vordergrund des Interesses zu rücken gewußt. Erst die alte Sarah Bernhard mit ihrer in stillose Roben gefüllten Leidenschaft; dann gleich darauf die göttliche Eleonora Duse, über die schon soviel Entzücken geschwieben wurde, daß es müßig wäre, da noch ein Wort zu sagen. Ich bewunderte diese herrliche Frau in Ibsens „Nora“, in Bergas „Cavalleria“, im Lustspiel „Scrofallina“.

Sie ist hinausgegangen in die Natur und hat sie begriffen; sie versteht den Schmerz und versteht die Freude, aber eine Freude, hinter der immer der Schmerz lauert. Sie hat kein „klassisches Profil“ und kein schönes, klangvolles Organ und steht doch hoch, hoch über all den in Zamben untkenden Berufsstragöbinnen diesseits und jenseits des Rheins. Flavio Andò stellte sich mit ihr in die Lorbeeren der naturalistischen Meisterschaft. Die italienischen Beristen haben eine Erneuerung der stotenden Menschendarstellungskunst angebahnt.

Auf die musikalisch, noch mehr textlich schwache Operette „Lachende Erben“ folgte ein Schwank aus dem Ungarischen des Arpad Gabanyi „Die beiden Schwiegerväter“, ein wirklich sehr belustigendes, sehr geschickt gemachtes Stück, das hoch über all den Blumenthals und Schönthans steht, weil es nicht geschmacklose Kallauer, sondern echten Situationswitz bietet. Freilich sind die Personen dieses Schwanks ebensolche Drahtpuppen wie die bei Blumenthal, aber der Autor ist ein geschickterer Macher. Publikum und Kritik waren nicht meiner Ansicht. Aber ich sage eben meine Ansicht grabaus und unerschrocken. Gehoben wurde der Schwank durch eine treffliche Darstellung der Männerrollen.

Mit größerer Gemeinheit wurde seitdem ein Dichter behandelt, als Conrad Alberti, der Autor des „Gattenrecht“, von Publikum und Kritik. Jenes lachte ihn einfach aus, diese behandelte ihn wie einen Schulbuben und traktierte ihn mit Worten wie Schweinigt, Kotpoet u. c. Es war derselbe Skandal wie Feinzeit in Berlin bei „Vor Sonnenaufgang“, da die naiven Leute Hauptmann für einen ganz verworfenen Menschen hielten.

Ich will hier nicht den Riesen Hauptmann und den Zwerg Alberti einander gegenüberstellen. Aber „Ein Vorurteil“ (von der Censur in „Gattenrecht“ umgetauft) ist ein ernstes Tendenzdrama eines strebsamen, talentvollen Dichters, der auf anderem Gebiete wirklich Bedeutendes geschaffen hat. Und der hätte eine andere Behandlung verdient. Das Drama enthält gewiß viel Verschwebenes, viel Lächerliches, viel Unnatur in der Darstellung, aber ein beachtenswertes Talent schaut doch immer wieder durch, das mehr leisten kann. Und vor allem: ein gefreidher Autor hat es geschrieben, ein feiner Satiriker, ein guter Beobachter. Die Technik ist allerdings noch sehr unbeholfen, seine Personen leben nicht, sind keine Volksmenschen, bis auf den Otto Lemiers, und der ist der Raisonneur des Dramas. Wenn der nicht wäre, hielte ich vom Drama nicht viel mehr als von den sadenscheinigen Theaterstücken des oberflächlichen Theatersrealismus der Franzosen. Gespielt wurde er ganz wunderbar von Herrn Gimnig. Das ist ein gewaltiger Künstler, ein Hauptnaturalist, wie ich ihn selten

gesehen habe. Seine Darstellung — er würde ein trefflicher Braun in den „Einsamen Menschen“ sein — stelle ich dem Besten, Natürlichsten an die Seite, was ich auf der deutschen Bühne von Baumeister, der Hartmann, der Hohenfels, von Thimig, Kämpfer u. gesehen habe. Die übrige Darstellung trug viel zum Mißerfolge bei.

Die Operette „Edelweiß“ von Komzak, Text von Franz Josef Brakl, enthält reizende Melodien in Fülle. Es ist aber keine Musik, es sind nur einzelne Melodien. Und die werden von kostümierten Schauspielern vorgetragen. Von einem Text ist keine Spur; und was da ist, ist sehr unsinnig. „Wipe“, die so dumm sind, daß man sich scheut, sie im gewöhnlichen Leben zu sagen, bringt der Albrechtst. Schade um die herrlichen Wesen Komzaks und um die treffliche Interpretierung! Das Libretto ist — und das will viel sagen — noch thörichte als das der im Theater an der Wien durchgefallenen Operette „Der Bajazzo“, dessen Verfertiger mir gerade nicht einfallen.

Im Theater in der Josefstadt werden flott bißsinnige Poffen zu Gehör gebracht. Das nennt man Unterhaltung!

Hern erwähne ich noch ein kleines Musentempelchen, von dem man ein löbliches Streben berichten kann: das Rudolfsheimer Theater. Das Repertoire dieses Theaterchens ist sehr abwechslungsreich und pflegt alle Arten des Dramas. Die Leistungen aber sind für die Ansprüche, die man stellen darf, mehr als befriedigend.

Schließlich noch eine Trauernachricht. Die Symbolisten planen für den Januar oder Februar ein Attentat. Das wird wieder ein Nervenkübel werden! An der vorjährigen Blamage haben die Herren nicht genug. Ein schon furchtbar neugierig auf die „Conferenc“, die Herr Bahr über — den Maler Ferry Beraton halten dürfte. Bahr hat also den Symbolismus doch noch nicht überunden!



K r i t i k .

Romane und Novellen.

Wie der Christbaum entstand. Ein Märchen von Friedrich Gerstäcker. Dritte, veränderte Auflage. Mit sechs Illustrationen in Farbenbrud nach Zeichnungen von Hans Costenoble. Jena, Hermann Costenoble. (Geb. 5 Mk., geb. 6 Mk.)

Das Buch gehört zum Besten in der Jugendlitteratur. Die Darstellung ist schlicht, anspruchslos, natürlich. Man gebe dem Kinde, das sich an phantastischen, märchenhaften Märchenwerken, die vielleicht „spannender“ sind, aber durch und durch verblühdend und eufstiltlichend wirken, krank gelesen hat, so lehrreiche, unterhaltende, im

besten Sinne vollstümliche Bücher in die Hand, auf daß es sich an ihnen gesund lese.

Aber diese Illustrationen hätte sich der Verlag ersparen können. Auf Bilder hat man bei der Lektüre der Kinder gewiß zu achten; sie sind ein wichtiges Moment in der Erziehung des noch jungen Geistes. Farbenprophige und unwahre Darstellungen in Wort wie Bild wirken verderblich auf die Phantasie des Kindes.

Karl Kraus.

„Themis“. Roman von Ernst Eckstein (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin, 1892). — Die schöne, alte Zeit der „guten“ Romane ist glücklich vorüber. Die unkünstlerischen, unhistorischen Zwitter-

dinge, Romane genannt, in denen geschichtliche Begebenheiten, aufgepußt mit abentheuerlichem Glitterstaub, die Hauptrolle spielen, sind überwunden; überflüssig von den Abgeschmacktheiten eines in Handlung und Charakteristik erlogenen Romans wendet sich der moderne Geschmack der Wirklichkeit, aktuellen Problemen sozialer, künstlerischer oder psychologischer Natur zu. Wer nicht mit der Zeit gehen kann, den stößt diese bald kalt beiseite. Ernst Edstein, dessen „Claudier“ und „Nero“ noch Auswüchse jener „Romanpoesie“ sind und noch in ihrer ganzen Bössartigkeit in unserer Erinnerung fortleben, ist ehrgeizig genug, seinen Namen vor Vergessenheit bewahren zu wollen und so schuf er, um modern zu bleiben, in „Themis“ ein Stück modernen — Lebens, nein, das wohl nicht, er schuf einen mit feiner Handlung in die Gegenwart verlegten Roman.

Der sehr veranlagte Sohn eines Oberstaatsanwalts, Hellmuth Guxtra, gerät mit dem auf ihn eifersüchtigen Maler Fritz Burdhard in einen Wortwechsel, der, in Thätlichkeiten ausartend, schließlich mit Burdhard's Tod endet. Hellmuth's Vater übernimmt die Leitung der Untersuchung, nachdem man einen geflüchteten Brandstifter als mutmaßlichen Mörder verhaftete, der schließlich zum Tode verurteilt wird. Jetzt erst stellt sich Hellmuth dem Gericht. Die Rücksicht auf seinen Vater hatte ihn bisher davon abgehalten, während lehrterer die That seines Sohnes aus arg kompromittierenden Umständen errät und trotzdem, geplagt von Gewissensbissen, dem fälschlich Angeklagten den Prozeß macht. Hellmuth, der nach seiner Selbststellung sofort in Verwahrung behalten worden, wird schließlich freigesprochen, sein Vater, der das Gesekwidrige seines Vorgehens der Behörde denuncierte, erhält Schwarz auf Weiß die amtliche Verurteilung seiner Schullosigkeit. Daß auch die Liebe in diesem Roman ein großes Wort führt, ist selbstverständlich und daß sie „sich kriegen“ sei auch noch erwähnt.

Die treffliche Beherrschung des umfangreichen Stoffes, der oben nur schwach skizziert erscheint, kann uns nicht entschädigen für die Wust von Unwahrscheinlichkeiten, die dem Roman zugrunde liegen und man legt das Buch beiseite, fast beschämt darüber, daß man sich um Decuba erregte. Alexander Neumann.

Pater peccavi. Roman von Julius Petri. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Stuttgart 1892.

Elia Lerch ist ins Wasser gegangen und — wie ihre Mutter sagt — um Moriz willen, thätlich aber suchte sie den Tod nicht aus gebrochenem Herzen, sondern weil ihr die Welt keine Freude mehr bot und sie den Gedanken an Gott längst aufgegeben hatte; von diesem Moment an ist auch der letzte moralische Haat des ohnehin energielosen und wankelmütigen Moriz geschwunden, für den das Schicksal noch eine härtere Prüfung bestimmte. Friedrich, sein Vetter, wird bei einer Kelleret getötet in Folge eines Irrthums, denn man hält ihn für — Moriz. Ist schon die Motivierung des Seelenzustandes Moriz' nicht besonders glücklich, so ist der tendenziöse (?) Schluß vollends verfehlt. Moriz, in dessen Brust Glaube und religiöser Zweifel einander bekämpfen, tritt ein in den Dienst der Kirche. Wird sein unruhiger Geist bei ihr aushalten, wird sie ihm Frieden bringen?

Petri's Buch steht stark unter dem Einfluß Sudermann's, an dessen prägnant-poetische Ausdrucksweise man sich oft erinnert fühlt. Doch fehlt Petri die psychologische Vertiefung, die Kunst der scharfen Charakteristik, die plastische Darstellungskraft. Alexander Neumann.

Derjenige, welcher und andere Novellen von E. von Wald-Jedtwitz. Verlag von Freund und Jedet, Berlin 1892. — In einer Reihe anmutiger und schlichter Erzählungen bietet der Autor einige recht anziehende Schilderungen seiner

Heimat Holstein und offenbart sich als liebenswürdiges Formtalent; seine Menschen bilden gleichsam eine Fortsetzung der wirksam gezeichneten Naturbilder und sind voll Leben und Natürlichkeit, mit dem nordlichen Boden eng verwachsene Gestalten. „Derjenige, welcher“ scheint mir am gelungensten, eine Novelle, in der Zedtwitz einen „Verkannten“ vorführt, der aus gekränkter Eitelkeit ins Wasser geht. Die Wahrheit der Charakteristik und die frische Darstellung sind dazu angethan, dem kleinen Werke viele Freunde zu erwerben. — Alexander Reumann.

Vom kleinen Rudi. Von Valduin Grotzer. G. Pierjon, Dresden. — Ein guter Gedanke liegt dem frischen Buche zugrunde, das der Autor sicherlich in seinen besten Stunden geschrieben hat. Grotzer kennt die kleinen Menschen genau und schildert sie mit anmutiger Natürlichkeit und feiner Anschaulichkeit. Bei der Lektüre glaubte ich den paubardigen Rudi zu sehen, seine frühlichen Jauchzer zu hören; mich umgab die traute Herzlichkeit, welche so ein prächtiger Rudi ausströmt. Wie erstaunt er mich anschaute mit seinen heiteren Augen, wie er mir hell entgegenlachte und im nächsten Moment trotzig seine kleinen Lippen aufwarf, um mir schließlich das „große“ A vorzulassen. Da ist gesunder, heiterer Realismus, nehmt ihn Euch zu Muster, Ihr Leihbibliothekshumoristen und Schreibstischpsychologen. Grotzers spontaner, farbenreicher Humor hat Seele, es ist keine erkünstelte, papierene Wipfeln. Prüde Seelen werden manches unartig finden, doch mit Anständigkeit allein kommt man nicht in die Litteratur. Der Autor hat in Rudi den ganzen Tappus trefflich gezeichnet und damit den Beweis erbracht, daß er mehr ist, als ein amüsanter Coureur, seine unaufdringliche Detailmalerei erinnert an den gewaltigen Dickens, der natürlich Hinz und Kunz nur aus dem großen Meyer oder kleinen Brodhaus bekannt ist.

Alexander Engel.

Lyrif und Epos.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Von Richard Nordhausen. Leipzig, Karl Jakobson. 431 S.

Bauernkrieg — unsere deutsche Revolution, lange vor der französischen — ein blutigflammender Höhepunkt unserer deutschen Volksgeschichte! Immer schlägt mir das Herz gewaltiger, wenn ich dieser vaterländischen Heldenzzeit gedenke, und die Röte der Scham und des Zornes steigt mir ins Gesicht, wenn ich sehe, was die zahme und servile Schulmeisterei in unserer gottserdärmlichen Gegenwart unseren Volkskindern von jener Heldenzzeit zu sagen — und zu verschweigen für gut findet! Bauernkrieg, ja, seine volle Frucht hat er nicht getragen, und Dummheit und Verrat, unsere eingefessenen Erbfeinde, haben das Beste schmählich verdorben; aber es war doch ein herrlicher Erweis des Mutes und heroischen Freiheitsinnes, der unser arge mißhandeltes, getretenes und ausgebeutetes Volk befeelte. Vomben und Granaten — „Paffen nieder! Adel nieder! Schufte nieder! Blutsauger nieder! Der Bauer ist auch Mensch und Gottes Ebenbild und hat euere schmachvolle Schweinewirtschaft satt, ihr Hundsfötter!“ so donnerte damals die Berzwehlung. — Das, das soll keine ewig bewundernswürdige Revolution von Gottes Gnaden, kein Weltgericht, das soll kein Höhepunkt unserer Volksgeschichte, keine Fortschritts- und Befreiungsperiode heroischen Stils gewesen sein? Wer die Bauernkriege schupferti, der ist kein deutscher Mann. Wer die heldenhaftesten Vorfahren, die mit ihren Unterdrückern blutig abrechneten, gering achtet, der sündigt wider sein eigen Fleisch und Blut. Meinetswegen, jeder lege sich die Weltgeschichte aus, wie es ihm paßt, aber ich sage mir als süddeutscher Mann und Sprosse eines uralten fränkischen Bauerngeschlechts: Über unsere Bauernkriege steht nichts auf — als vielleicht unsere Bauernkriege der Zukunft,

die hoffentlich besser gelingen und großartiger enden! Nein, über unsere alten Bauernkriege steht nichts auf — selbst der siedelger Krieg war ein diplomatischer Blutschmarren daneben, der, wie jetzt von Jahr zu Jahr deutlicher wird, unserem armen deutschen Volk so teuer zu stehen kommt, daß man zwischen Sieg und Niederlage bald nicht mehr die Hand herumdrehen mag. Herrgott im Himmel, wie stehen denn die Dinge heute in dem kaiserlich preussischen Reich, das wir mit den unerhörtesten Opfern an Volksgut und Volksblut vor 22 Jahren ausgerichtet? Drückt und jetzt nicht der Militarismus mit eherner Faust die eigene Kehle zu? Wo sind in dem heutigen wirtschaftlichen und politischen Chaos die Segnungen des Friedens, der Freiheit und der Wohlfahrt des deutschen Volkes, sonderlich der süddeutschen Bauern? Schütten wir nicht eine Steuerlast im Nacken, so erdrückend brutal und schwer wie nie zuvor? Und unsere Rechte und Freiheiten — was sind sie denn bald mehr als Rechte und Freiheiten der Selbstknechtung, der Selbstverflabung, der Selbstzugrunderichtung? — — — Aber zurück zu unseren Bauernkriegen! Sie sind ein ewig unerlöschliches Thema deutscher Dichtung — aber die Dichter müssen auch die richtigen Kerle dazu sein, und das ist dieser Richard Nordhausen, der uns diesen „Joß Fris“ besingt, offenbar noch nicht. Das ist noch ein Buch- und Stubenpoet, dieser Nordhausen; der hat noch nicht genug Leben geschaut und verdaut. Viel gelesen hat er, zunächst die Geschichte des Bauernkriegs von Zimmermann und all die Modepoetlein, die aus der bauernkriegerischen Zeit ihre Motive geholt, und mancherlei überdacht und sich selbständig zurechtgelegt. Aber ausreifen ließ er wenig oder nichts in seinem poetischen Gemüte und künstlerischen Gewissen. Er schrieb sein Dupend Kapitel draußlos und erfüllte die Hauptgefänge mit dem Rärm von Saufgelagen und dem Gebrüll des Krieges. Und wo er dazwischen hinein

allerlei Viehlein wob, da that er's leicht hin nach berühmten und volkstümlichen Mustern, aber die lyrische Feinkunst, die feinen satzchen Ton und keine falsche Empfindung duldet, kam dabei meist zu kurz. Und sind die Gestalten in voller Rundung, Fülle und Frische herausgekommen und die Geschichte oder Fabel in voller Klarheit? Ist auch nur Joß Fris, der Landstreicher, da er nun doch einmal der Titelheld sein soll, von dem Dichter im richtigen Verhältnis behandelt und kraftvoll in den Rahmen der Zeit gestellt? So entschieden ich diese Fragen verneine, so muß ich doch ebenso entschieden betonen: Richard Nordhausen ist ein Dichter. Seine Begabung bricht an vielen Stellen siegreich durch, namentlich am Schluß. Nur reicht sie in dem gegenwärtigen Grade ihrer Entwicklung nicht zur Bewältigung des gewählten Stoffes aus. Nordhausen nehme einmal zum Vergleiche das Muster- und Meisterbuch großer deutscher Volksepik „Botan's Heer“ von Heinrich v. Keder, und er wird, geht ihm nicht alle kritische Befähigung ab, den Unterschied zwischen diesem ausgereifen, bis ins kleinste vollendeten Lebenswert und seinem hastig in die Öffentlichkeit geschleuderten, unfertigen „Joß Fris“ mit Händen greifen. Dichter und Künstler müssen ihr Ziel so hoch als möglich stecken und alle Kraft zusammennehmen, um dem Volke Werke zu bieten, wie sie unsere Zeit erfordert, Werke voll Blut und Mark, voll Leben und Licht, und dabei technisch rein und reif, damit wir uns einmal über das Tetradenzgelumpe hinauszuheben. Richard Nordhausen soll sich unsere Kritik nicht verdrischen lassen. Wenn viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert. M. G. C.

Zwei kennzeichnende Sammelwerke hervorragender Art brachte das neue Jahr. Es sind:

Cotta'scher Nusen-Almanach für das Jahr 1893. Herausgegeben von Otto Braun. Mit sechs Kunstbeilagen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 312 S.

Modernen Rufen-Almanach auf das Jahr 1893. Herausgegeben von D. J. Bierbaum. Ein Sammelbuch deutscher Kunst, mit 23 Illustrationen und 8 Porträts. München, Dr. E. Albert u. Co. Separatono. 403 S.

Der Erste in Goldschnitt, in bläulichem Rototo-Einband, zierlich und handlich, zu bequemem Durchblättern auf dem Ruhebett, der Zweite schwer, wuchtig, in weißem Einband mit einem in Gold, Grün und Schwarz ausgeprägten Fansarenbläser von Franz Stud, von starkem Papier, großem Druck, großem Format, unhandlich für vergärrte Blätterer. Im Preise beide annähernd gleich. Der Erste ohne Vorwort, da er die Bekanntheit mit seinen alten Vorgängern bei seinem Publikum als selbstverständlich voraussetzt und seinem Epigonen keine besondere Erläuterung mitzugeben braucht. Der Zweite mit einer kräftigen Rede „Zur Einführung“; denn er will werbend und belehrend durch die lesende Welt schreiten, die dem „Roderne“ nicht mit willigen Augen und Ohren entgegenkommt. Er will ein „vollständiges Bild der in verschiedenen Richtungen lebendigen modernen Bewegung in Deutschland geben“ — „die Spannweite der modernen Kunst vom Naturalistischen zum Phantastischen zeigen“. Der Erste wie der Zweite weist eine Mitarbeiterschaft von über einem halben Hundert Namen und solchen, die es noch zu einem Namen bringen wollen, in bunter Fülle auf. Wer ist der Stärkere? Wer wird sich den nachhaltigsten Beifall erringen? — Kritik vorbehalten. C.

’s Buch von Klabberstörche. Ze Babiere gebracht von seinem Landsmanne Edwin Bormann. Mit Bildern geschmückt von Georg Schöbel. Leipzig, Adalbert Fischer, 1893. Eleg. geb. M. 3.50.

Zuchhei! Ein schnurriges Büchlein, das uns in sächsischem Dialekt die Abenteuer des „Klabberstörches“ zum besten giebt. Edwin Bormann, als sächselnder Prachtstel-

aus den „Fliegenden“ rühmlichst bekannt, besitzt in der That einen kernigen Humor und die Gabe, denselben in drohigen Verslein seinen Lesern mitzuteilen.

Man lese „De Ballade von Storchens-Paradies“ und man wird es gleich heraushaben, daß Bormann wahrhaftig einer ist, der’s versteht. Der Storch aber handelt in allen Anekdötchen nach dem Motto des Buches, das da lautet:

„In waar is dieser Storch aus Sachsen
Un recht bibisch, wie’n der Schnawel gewachsen.“

Das treffliche, im höchsten Grade amüsante Büchlein ist überladen mit gediegenen, charakteristischen Illustrationen von der Meisterhand Georg Schöbels.

Karl Kraus.

Golgatha, eine moderne Höllensfahrt, von M. Weixensels, Zürich. Verlags-Magazin von J. Schabelis, 1893. — Ja, eine „Höllensfahrt“; aber diese Hölle, mit Verlaub, sitzt in der Brust des Verfassers, auf der Erde ist nichts von ihr zu finden. Weixensels, ein gewiß noch sehr jugendlich und gewiß talentvoller Autor, produziert auf diesen sechshalb Druckbogen hingeschleudertes Rhythmen jenen martervollen Aufschrei, wie ihn jeder bedeutende Mensch in seiner Gährungs-Periode einmal ausstößt, und wie ihn der Kontrast des auf unsern Hochschulen genährten Idealismus mit der Plöpligkeit der rauhen, kalten Wirklichkeitswelt hervorpreßt. Daß dieser Aufschrei einen religionsrevolutionären Charakter annimmt, liegt in der Richtung unserer Zeit, die mit einer gewissen Unerbittlichkeit in der Wahrheitsforschung auch die religiöse Überlieferung fast hart und pöplisch angepackt hat, und seit dem ersten leisen Wirbeln des Oberstlieutenants v. Egidy fast alle geistigen Trommler vorgeschrittener Richtung in die heftigste Bewegung versetzt hat. — Bei Weixensels ist die Einleitung gut und neu. Er begegnet wachts im Walde einem Menschen, der starr und regungslos hinter einem Baum hervor-

lauert; wie er näher kommt, sieht er, daß es ein Kreuzifix ist; er überschüttet den Gekreuzigten nun mit allgemeinen Vorwürfen über die generelle Miserabilität der Welt, die in den Worten gipfelt: Du bist umsonst gestorben! Es ist noch genau so schlecht auf der Erde! — Um ihm das zu beweisen, schleppt er den armen Heiland — versteht sich auf Zauber-Flügeln — durch die Luft über die ganze Welt, und zeigt ihm, ähnlich wie auf unseren Ferrie-Theatern, die gräßlichsten Vorkommnisse, von den Menschenfressern unter den Kannibalen bis zu einem sibirischen Gesangenen-Transport, die der Lehre von der christlichen Nächstenliebe zu spotten scheinen. Daß sich der Verfasser bei dieser Gelegenheit die größten anthropologischen Schurkenstreiche herausucht, ist begreiflich. Und die flatternde, hervorgekuchte Form, in der er es thut, läßt — man verzeihe! — manchmal Gedanken über die Papierverschwendung rechts und links vom Text aufsteigen: Es ist junger, gähriger Most in des Wortes feberweiser Bedeutung. „Süßer“ sagen die Schweizer. — Doch das macht nichts! Bei dem enragiertesten unserer schwarzgalligen Pessimismus-Dichter folgte auf Child Harold der Don Juan. Und so hoffen wir bei Weisensels auf seinen gährigen Most demnächst auf einen Trunk klaren Weines. Panizza.

„Schwarz-Rot-Gold.“ Ein lyrisches Tagebuch von Geelka. (Straßburg i. Elz. Verlag von H. Friedemann Nachf.) — Will das Büchlein so einfach und anspruchslos genommen sein wie es sich giebt, so kann man dem lyrischen Talent des Autors Beifall zollen. Das Buch enthält zwar viele Harmlosigkeiten, aber es zeugt doch im Ganzen von lyrischem Talent. Wenn nun auch mit schwarz-rot-goldenen Farben und politischem Parteifreisinn der modernen Poesie nicht viel geholfen ist, so sind diese Gedichte immerhin eine Ermunterung des Autors wert. Geelka irrt noch auf Vorstellungen umher. Er hat sich als Lyriker noch nicht selbst gefunden. Daher die ab-

gebrauchte Glätte vieler Gedichte, daher keine rechte Physiognomie des Buches. Während einerseits die Form noch durch Formlosigkeit glänzt, überrascht er andererseits durch rhytmische Schönheit, wie z. B. in folgendem kleinen Vers:

„Blutgrot im Abendstein
Stutels hinab an den Wänden,
Rote Rosen in weißem Schnee
Niefeln von Deinen Händen.“

Überhaupt ist dies Gedicht „Die Eisdsee“ eine gute Leistung.

„Aus kristall'nem Schloße stieg
Nirgend empor, neugelüftert,
Fühlest Du ihre Augen nicht
Brennen auf Dir, die düstern?

Eierstuch ihr kleines Herz
Fahre, als sie Dich gesehen,
Dah von allen die schönste Du,
Kugte sie neidlich gesehen.

Nis den Stahlschuh Du gehst,
Kippte sie drum mit dem Finger
Teine Sand und stoh durch den Spalt
Unter des Eises Zwinger.

Rote Rosen im weißen Schnee
Niefeln nun von den Händen,
Blutgrot im Abendstein
Stutels hinab an den Wänden.“

Zwar findet sich in dem Buche ein in Form und Inhalt niederträchtig-geschmackloses Poem, detitelt an „Schopenhauers Grab“, das kaum ein Tertianer schreiben würde, aber im allgemeinen sind die Gedichte nicht so übel und hätten jedenfalls eine bessere Ausstattung verdient als die vorliegende, die das Prädikat „ärmlich“ mit Recht verdient. Wer in aller Welt soll denn schließlich so ein Buch kaufen?

A. v. S.—d.

Burschenliebe. Edelwild. Von T. Reza (München, Braun u. Schneider). — Das kleine, reizende Büchlein bereitet mir einen ungetrübten Genuß. Es ist so gesund, so fröhlich, so anheimelnd. Alles ungefuch, einfach, aus dem Herzen quellend, unsere schönsten Erinnerungen weckend. Ueberall Stimmung und Kolorit. Die Thorheit der ersten Liebe, das Glück des jungen Herzens! Wie prächtig wird das besungen.

Kauschende Melodie, stutende Musik — eine ganze Seele hat gesprochen.

A. Engel.

Man kommt bei den Almanachs aus dem Ärgern nicht heraus. Veranstellen die „Zungen“ einen, so wird er gewöhnlich ein Muster von Unvollständigkeit, gespickt mit allerdings originalen, sehr originalen Beiträgen von jungen, sehr jungen — Stämpeln. Und unsere „Alten“? Nun, was da herauskommt, weiß man, wenn man z. B. Bsp. den „Wiener Almanach“ für 1893 in die Hand nimmt, das Jahrbuch für Litteratur Kunst und öffentliches Leben in Österreich (Aug. Schulze, Wien). Der erste Jahrgang (1892) soll, wie ich höre, besser, vollständiger gewesen sein. Wir haben talentvolle Litteraten, die gewiß jeder einzelne würdig und berufen wäre, in einem repräsentativen Almanach vertreten zu sein. Aber nein, die Herren Heinrich Bohrmann und Jaques Jaeger haben sie nicht berufen, es vielmehr vorgezogen, von den Familienblättern und Hausjournalen aufzulesen, was aufzulesen ist. Chiavacci, David, Schwarzkopf, Bahr, Wengraf, Schnitzler, Dörmann, Loris — wo bleiben die? Keiner ist da, dafür aber der Grassberger, der Sacher-Masoch, der Lemmermayer, der Formey, der Kuchdichter Krasl, die Angelika Hörmann, die Bruch-Sinn, die Groner und wie sie alle heißen, die Männer weiblichen und die Weiber sächlichen Geschlechtes. (Wichtig! Die Falsbinger-Wiltschaff fehlt!)

Wenn so die heutige österreichische Litteratur aussieht, kann sie sich wirklich getrost degradieren lassen.

Gut haben die Herausgeber daran gethan, ganz reizende Gedichte aus dem Nachlasse von Hammerling und Gilm aufzunehmen. Der greise Adolf Pichler in Innsbruck hat neben vielen schwachen so manchen trefflichen Spruch beigeuert. Ich erwähne noch die Beiträge

von Hevesi, Spedbacher, Welten, Rauzoni, Zenker. Freund Alexander Engel ist natürlich wieder mit Aphorismen vertreten. Allzuviel ist ungesund, und wer immer auf Gedankenplättlern reitet, zerstückelt sich leicht seine Gedanken.

Die „Weinlieder“, die sich Herr Fritz Lemmermayer, der wohlbestallte Präsident der „Zduna“, leistet, sind schrecklich. Aber die Haare stehen einem erst dann zu Berge, wenn man den Beitrag eines Herrn Kowp liest. Dieser Herr besingt mit echt „weanerischem Schau“ den „Weauer Schan“ und die weanerische Duldsähgemüthlichkeit und die unverfälscht weanerische „Verkauf's mei G'wand“stimmung — ein Beitrag, den Herr Kowp wahrscheinlich einem „Vollsfänger“, vielleicht sich selbst, auf den Leib geschrieben und für ein Tingtlang bestimmt hat, der sich aber — in ein Jahrbuch der österreichischen Litteratur verirrt.

So hat auch das Orpheum einen glänzenden Vertreter geschickt, die Litteratur aber steht vor der Thür und darf nicht hinein.

Von den prächtig ausgeführten Kunstbeilagen erwähne ich die Tafeln von Gabriel Rag, Angeli, Blaas, Lautota, Zellner. Das ganze Buch ist exquisit ausgestattet und scheint in allen Teilen mit Ausnahme des litterarischen vortrefflich und vollständig zu sein. In punctis: Ballet, Sport, Finanzwesen, Fechtmethode, Fleischextract, Spezialärzte, Eisenbahnen und Dampfschiffe, Hotels und dergl. nützlichen Dingen halte ich mich für total incompetent. Dem Werke ist auch ein Verzeichnis „Neue Bücher 1892“ beigelegt und die mit einem Sternchen bezeichneten sind der delouderen Beachtung empfohlen. Da finde ich nun unter anderen epochalen Werken die des Herrn Peter Philipp (auch seine klassische „Naturalienbeobachtung“) bezeichnet, während z. B. Hauptmanns „Weder“ eines Sternschmuckes entbehren müssen. O, wir haben es herrlich weit gebracht, wir „Idealisten“! Karl Kraus.

Dramen.

Henrik Ibsen ist auch in seinem neuesten Drama „Baumeister Solness“ der titanisch ringende Dichter voll germanischer Problemtiefeninnigkeit. Der Konflikt, der ihn diesmal bewegte, baut sich auf aus dem Widerspruch eines in Sehnsucht und Ängstlichkeit verführterten Bewusstseins mit der rücksichtslosesten Jähzucht, die nichts kennt und gelten läßt, als ihre persönliche Befriedigung. Baumeister Solness ist ein moderner Thatenmensch, der anderen seinen Willen zu suggerieren (einzuzwängen) versteht, aber er kommt dabei doch nie zu voller Befriedigung; denn er hat ein ängstliches Gewissen, das ewig auf der Lauer liegt. Und daran scheitert schließlich seine Kraft, als ein schrankenlos egoistisches Weib, das ihn in Liebesbände zwingt, ihm beibringen will, wie man mit dem feigen Gewissen fertig wird. Hilda Wangel, schon aus der „Frau vom Meer“ bekannt, ist neben dem Baumeister die Hauptfigur des neuen Schauspiels. Sie ist, wie die Hedda Gabler, eine überaus interessante Spielart der modernen Hysterie im Anarchismus der Frauengefühle. Das neue Drama ist bereits vom Lessingtheater in Berlin zur Aufführung angenommen. An fesselnden schauspielerischen Eigenaufgaben ist in dem Stücke kein Mangel. Neben der Hilda Wangel ist namentlich Frau Solness eine höchst merkwürdige Persönlichkeit. Es bleibt abzuwarten, was deutsche Durchschnittsschauspieler, wie die in Berlin, daraus zu machen verstehen.

M. G. C.

Auch ein Höhepunkt. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Mathias Tanderling. (Verlag von Freund und Jodel, Berlin 1892.)

Von der rührenden Halvetät beweisenden Hoffnung getragen, ein Bühnenstück zu schaffen, schrieb der Verfasser diese Ehrenrettung Friedrich Wilhelms I. in der Absicht, der großen Menge die Bedeutung des nach seiner Meinung vielfach falsch be-

urteilten Königs nahe zu führen. Das Ding ist aber von einer solchen Unbeholfenheit, Langeweile und Geistesöde, daß man nur im Interesse des guten Geschmacks und des Anstandes wünschen kann, es möge auch weiterhin nur im Verborgenen blühen.

Alexander Neumann.

Die Sitte. Schauspiel in fünf Akten von Hans von Reinsfeld. Verlag von Freund und Jodel, 1892.

Ein verbotenes Stück! Mit wahren Heißhunger stürzen sich die „Literaturfreunde“, gelangweilt von der Monotonie der literarischen Rivitäten, auf ein von der Censur also gekennzeichnetes Buch, das ihre erhöhten Anforderungen zu befriedigen verspricht. Doch die „Sitte“ wird ihnen eine arge Enttäuschung bereiten, im ganzen Stück nicht eine Gemeinheit, nicht eine Schweinerei. Reinsfelds Schauspiel ist ein ernstes, tiefstilles Drama, das ein sehr helles Thema in recht künstlerischer Form behandelt, von der Konzeption abgesehen, die der Verfasser in dem befriedigenden Schluß an den Geschmack des Zuschauers macht. In der Absicht, durch den feierlichen Schlußafford, in den er sein Stück ausklingen läßt, einen freundlichen Lichtschimmer auf das düstere Familienbild zu werfen, begeht er eine allerdings konventionelle Vanalität, die umso anfälliger ist, als der unstreitig sehr begabte Autor sonst jeder Effekthascherei fast ängstlich aus dem Wege geht.

Alexander Neumann.

Die häusliche Frau. Lustspiel von Hermann Bahr. Verlag von S. Fischer, Berlin, 1892.

Ein trodener Büchermensch, natürlich Advokat, als Witte, eine lebensfrohe Frau und ein Hausfreund, natürlich Künstler, das sind die Hauptpersonen des fest erdachten, aber nicht immer gleichwertig ausgeführten Lustspiels. Die Handlung zu erzählen, wäre lächerlich, jeder errät sie, jeder kennt sie aus unzähligen Bühnenwerken Moserschen, Schönlhanschen Kalibers. Sie ist übrigens auch nicht die Hauptsache;

Sinnentügel der lusternen Menge zu erregen, ihren Sensationsdurst zu stillen, schrieb Bahr seine „häusliche Frau“. Ein stark sinnlicher Zug, der eine poetische Schöpfung durchweht, kann dieser mehr als den Reiz der Pikanterie verleihen, wenn das Werk nur das eines Dichters, wenn es nur gefühlt und empfunden ist. Bel Bahr ist aber die Empfindung oberflächlich, nur das Wort aus der Tiefe geholt und der Eindruck daher bedeutungslos. Das Stück setzt sehr liebenswürdig ein, verflacht sich aber schließlich zu einem alltäglichen Ende. Alexander Neumann.

Schönwissenschaftliches und Litteraturgeschichte.

Das junge Deutschland. Ein Buch deutscher Volksgeschichte von Johannes Proelß. Stuttgart 1892. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. — Ich befinde mich in der schlimmen Lage, ein schlechtes Buch empfehlen zu müssen. Das Opus fängt folgendermaßen an: „Als nach der Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung die deutschen Freiwilligen, voll patriotischer Begeisterung dem Heerruf der Fürsten folgend, in den Kampf gegen Napoleon zogen und in gewaltigem Ansturm den forsüchigen Bedrücker aus dem Lande jagten, walteten über den Heeren als sieghendende Wallüren die Geanten der nationalen Einheit und der politischen Freiheit.“ Da haben wir das ganze deutsche Stilleben. Und so wie im ersten Satz geht es im zweiten, Tertianerstil auf der ersten, Tertianerstil auf der letzten Seite. Der geistige Horizont des Verfassers entspricht dem Stil. Verlange keiner von dem Herrn frisches Nachfühlen eines Kunstwerkes, gesunde ästhetische Wertschätzung. Summa Summarum, es ist eine Qual, das Buch zu lesen. Und doch kann ich jedem nur empfehlen, danach zu greifen. Wir haben ja bislang keine genügende Darstellung des jungen Deutschlands. Da ist es immerhin besser, von zwei Übeln das geringere zu

wählen, nämlich das schlechte Buch von Proelß, wo wenigstens der Stoff ordentlich zusammengetragen ist, und nicht das Buch des Herrn Georg Brandes mit seinen künstlerischen d. h. falschen Gruppirungen. Stoff, Stoff und abermals Stoff, dazu ein gehöriges Quantum Proelßscher Senf — so sieht das empfehlenswerte Buch aus. Aber welcher Stoff! Es sollte keiner, der die litterarischen Kämpfe der letzten Jahre verfolgt hat, versäumen, sich mit dieser Lebensgeschichte dieser Schriftstellergeneration bekannt zu machen. Überall Parallelen. „Wenn man eine solche Schule der frechsten Unsitlichkeit und raffiniertesten Lüge in Deutschland auskommen lassen wollte, wenn sich alle Edeln der Nation nicht dagegen erklärten, wenn sich deutsche Verleger nicht vorfäßen, solches Gift dem Publikum sell zu bieten und anzupreisen, so würden wir bald schöne Früchte erleben. Aber diese Schule wird nicht auskommen.“ „Nur im tiefsten Kote der Entsittlichung, nur im Vordeß, werden solche Gesinnungen geboren.“ „Und der Herr wird seine Stimme erschallen lassen und sagen: Du hast eine Huterstrin und willst dich nicht mehr schämen. . . . Siehe, ihr seid aus Nichts und euer Thun ist auch aus Nichts und euer Bühnen ist ein Greuel. . . . Ich höf ihnen wehe thun, daß sie sollen zu schanden werden, zum Sprichwort, zur Fabel, zum Fluch, zum Fluch an allen Orten!“ Wer schreibt das? Herr Ortel? Nein, Herr Menzel. Vor allem lese man auch die Partie über den Wallu-Prozeß; man beachte den Eifer des Untersuchungsrichters, dem Autor die Worte der dichterischen Gestalten auf die Rechnung zu setzen uim. Er wird keiner solche Partien ohne Interesse lesen, auch nicht ohne Trost und Zuversicht. Wenn es damals den Jungen gelang, vorwärts zu kommen, warum denn heute nicht?

Wallonmüpe.

Heinrich Helnes Familienleben. Von seinem Neffen Baron Ludwig von Embden. Hamburg. Hoffmann & Campe Verlag. 1892. — Der Titel des Buches

verspricht zu viel. Den Inhalt machen 112 Familiendriefe Heines aus und ein paar biographische Bemerkungen des Herrn Baron von Embden. Die Familienbriefe sind blutarm an Inhalt und haben auch nicht die geringste Bedeutung. Daß Heine seine Mutter und Schwester innig geliebt hat, brauchte nicht mit 112 wertlosen Schreiben belegt zu werden. S. 37 f. ist zu lesen: „Grüße mir Moriz recht herzlich, und wenn Du sicher bist, daß er keine Klaudertasche ist, so sage ihm, ich sei jetzt nicht nur Dr. juris, sondern auch —.“ Zu den Gedankenstrichen bemerkt der Herausgeber: Eine Anspielung auf seine Taufe den 28. Juni 1825. Es wäre besser gewesen, wenn sich Herr von Embden die Anmerkung und die Gedankenstriche gespart und den Text nicht lastriert hätte. Aber wir wollen ihm nicht weiter böse sein; die gute Absicht liegt ja klar zutage. —

Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen die schriftstellerischen Fähigkeiten des Herausgebers. Auf dem Titelblatte steht: Mit 122 bisher ungedruckten Familiendriefen . . . und 4 Bilder (!). Das Ungetüm: Hoffmann & Campe (!) Verlag fällt vielleicht dem Herrn Baron nicht zur Last. Dafür wimmelt der Text von falschen Wendungen. „Die hohe Frau hegt eine auf feinstem Verständnis ausgesprochene Vorliebe für H. Heine.“ „Kurz zuvor noch mit Paulinen sprechend, sank sie plötzlich vom Schlagfluß getroffen tot zur Erde.“ Das Buch soll „als ein bleibendes Werk der Erinnerung und Verehrung für den Hingeschiedenen dienen“. „Welche große politische Ummwälzungen haben stattgefunden!“ „Zu jener Zeit begann schon der Anfang seines Dichterruhms.“ Selbstverständlich strotzt das Buch von falschen Inversionen nach und, z. B.: „Seine Schwester Charlotte . . . verlobte sich mit dem dortigen Kaufmann Moriz Embden und erhielt derselbe insolge des freudigen Familiensieges nachstehendes Schreiben.“ Wahrhaft entzündend sind die beiden fol-

genden Sätze: „Zunächst erschien das Buch der Ueber, dem das gesamte Publikum enthusiastisch zuzachte, und welches auch heute noch als Lichtbild der Heineischen Muse angesehen wird.“ „Fast in allen Konzepten seiner Manuskripte, welche ich durchblättere, findet sich kaum eine Seite, wo nicht Abänderungen und Verbesserungen stattgefunden.“

Dem Stile ist der Inhalt der überleitenden Bemerkungen und Fußnoten des Herrn von Embden vollkommen ebenbürtig. Eine der besten und geistreichsten Anmerkungen steht auf S. 234 zu lesen: „Der vorhergesagte Staatsstreich erfolgte, Napoleon III. setzte sich im nächsten Jahre die Kaiserkrone auf, und des Kaisers Sturz ereignete sich 14 Jahre nach dem Tode des Dichters.“

Ich kann also das Buch mit gutem Gewissen allen Leuten empfehlen, die nicht deutsch zu schreiben verstehen und die Heineische Muse in Ehren halten.

G. Morgenstern.

Neuland. Menschen und Wäpser der modernen Welt. Von E. Mensch. Stuttgart, Levy u. Müller. 342 S.

Inhalt: I. Abteilung: Was heißt moderne Weltanschauung? Leben und Dichtung. Die sprachlichen Ausdrucksformen der Moderne. Was ist an den Pathosstücken Idealgehalt, was Kostüm? Die Frauen in der modernen Poesie. II. Abteilung: Ibsen. Björnson. Carmen. Sigwa. Tolstoi. Das französische Drama der Gegenwart. Dostojewski. Jola. Daubet. Giacola. Praga. Fulda. Subermann. Hauptmann. Das jüngste Deutschland. Schlußbetrachtungen.

Ein reiches, überreiches Buch. Und alles Vorgebrachte durch ein höchstpersönliches Gehirn nach Wert und Zahl neu bestimmt und geordnet. Bunt genug sieht diese Argonauten-Gesellschaft auf der Fahrt nach Neuland aus, fast wie ein Karrenschiff. Aber eine große Seele sitzt am Steuer. Sonst möchte wohl der eine und andere aussteigen und sich nach der

verschwiegensten Tische französisch empfehlen. Lauter Literaten, die nach Neuland fahren? Ach, werft doch drei Viertel dieser Tintenschalen zu den Tintenfischen ins Meer — und ihr habt fröhlichere, schnellere und sicherere Fahrt, ihr Zukunftssehnsüchtlinge! Wo sind die Bildner in Farben, Marmor und Erz? Wo die Musikanten? Wo die Tänzer und Tänzerinnen? Wo das Komödiablattengefindel mit der groteskpathetischen Deklamationsstrafe? Die Menschen-darsteller mit der Blasbalgseele und den hochschenden Wackelohren und den lächerlichen Hauberbliden? Und ist kein lustiges Pfäfflein da? Und kein politischer Hanswurst? Und kein heiliger Dynamitard — denn schließlich, wer weiß, ob man am Schlusse nicht das Schiff oder Neuland prompt in die Luft zu befördern den brennenden Wunsch hat? — Eine große Seele sitzt am Steuer. Mensch, ärgere dich nicht und halte aus. Aber das vortreffliche Buch von E. Mensch muß ich ein andermal und in anderer Laune besprechen.

M. G. C.

Freimaurerei.

Als der interessanteste und zuverlässigste Geschichtschreiber des Freimaurerbundes gilt bekanntlich der Leipziger Schriftsteller und Verlagbuchhändler J. W. Fintel. Sein großes Geschichtswerk hat nicht nur in den Ländern deutscher Zunge weite Verbreitung gefunden, sondern wurde in mehrere fremde Sprachen übersetzt. Jetzt hat Fintel das kostspielige Werk, um dessen Verbreitung noch mehr zu erleichtern, in die Sammlung seiner „Schriften über Freimaurerei“ (Leipzig, J. W. Fintel, der einzelne Band 4 Mk.) aufgenommen. Der soeben ausgegebene zweite Band (196 Seiten in elegantester Ausstattung) behandelt „Das Zeitalter der Verirrungen im Maurerbunde“, ein Thema, das auch für den Nichtmaurer in kulturhistorischer und psychologischer Beziehung sehr viel Fesselndes bietet. Fintel versteht es ganz ausgezeichnet, das reiche

Material knapp und übersichtlich zu gliedern. Sein Vortrag ist streng sachlich und klar, ohne eine gewisse anheimelnde Wärme vermissen zu lassen. Man sieht, daß der Verfasser nicht bloß mit dem Verstande des Fachgelehrten, sondern auch mit dem Herzen bei der Sache ist. Dieser Umstand ist durchaus geeignet, den skeptischen Leser auf der Hut zu erhalten und ihn zu doppelt strenger Prüfung anzueifern. Obwohl Fintel zu den objektivsten und sorgschrittensten Bundesmitgliedern zählt und von Überschätzung freimaurerischer Werte frei ist, denken wir von der Kulturbeziehung des Bundes doch viel geringer, als er.

M. G. C.

Vermischte Schriften.

„Aus den Papieren eines Schwärmer's“ nennt sich ein neues Büchlein, das im Verlage von E. Pierson in Dresden erschienen ist. Es sind „Worte an die Zeitgenossen“ und in der Vorrede sagt uns der angebliche „Herausgeber“ Maurice Reinhold von Stern, daß in Bütch vor etlichen Tagen ein großer Schwärmer gestorben sei, der uns allen wohlbekannt wäre. Obwohl nun besagter Schwärmer hier in Bütch unbekannt und dunkel geblieben ist, wie das Grab, in das er sich geflüchtet haben soll, obwohl selbst die größten Klatschbafen nichts von der ehemaligen Existenz eines sonderbaren Schwärmer's zu berichten wissen — will ich doch das, was er zu sagen hat, als reale Thatsache hinnehmen, denn es steht schwarz auf weiß gedruckt und liest sich sogar sehr gut und vernünftig. Die Erzählung von dem sonderbaren Schwärmer also ist sehr mythisch und das Buch riecht nach Mystifikation. Aber nun zu dem Inhalt selbst. Es giebt Abstinenzler, Vegetarianer und geschlechtliche Asketen. Abstinenz, vegetabilische Nahrung, geschlechtliche Askese sind die Hauptpostulate des vorliegenden Buches, die sofort in die Augen fallen und ihrer ausgeprägten Doktrin wegen wohl auch die meiste Beachtung verdienen. Nun fragt man sich,

zuerst etwas verdüfft, was will der Schwärmer mit all diesen Entfagungstheoren? Es ist ja wahr, wenn man zurückdenkt an alte Liebesnächte, so gerät man in etwas melancholische Stimmung, man wird finden, daß diese Liebesnächte mit dem Absoluten wenig genug in Einklang zu bringen sind, und daß man besser gethan hätte, der Tolstoischen Abtöte zu huldigen. Aber deswegen nun als Tolstoischer Bühler allen Weibern krampfhaft aus dem Wege zu gehen oder wenigstens nicht mehr das Weid in ihnen zu sehen, das wird selbst demjenigen nicht einfallen, der am schwersten an moralischem Kater leidet. So will aber auch das Sternsche Buch nicht gefaßt sein.

Es scheint mir demüht zu sein, der modernen sozialen Bewegung ein neues und zwar ein ideales Gepräge geben zu wollen. Abstrahieren wir vorläufig von der gewaltigen, künstlerischen Unterlage und befaßen wir uns ein wenig mit der Tendenz des Buches. Es ist Thatsache, daß Sauferei, Böllerei und Unzucht in hohem und schädlichem Maße diejenigen Schichten der Völker beeinflussen, die laut nach einer besseren Zukunft der Menschheit rufen. Die anderen Schichten werden natürlich auch und vielleicht noch mehr von jenen bößlichen menschlichen Eigenschaften deeinflußt, dafür wollen sie aber auch keine tiefgründigen Gesellschaftsreformatoren sein, sondern schwören auf den bestehenden Staat im großen und ganzen, wie Falk Schupp auf seinen selbsteignigen, dunkel-orakelnden Stül schwören würde.

Große soziale Bewegungen, große geschichtliche Ereignisse bedürfen eines greifbaren Ideals, das die Massen zusammenschmiedet, in einen großen Gedanken hinein, und als diesen großen Gedanken stellt der Verfasser des vorliegenden Buches die Enthaltensamkeit hin. Die Protetarien und Arbeiter sollen nicht mehr saufen und die Mächte aber in den Kneipen liegen, sondern sie sollen sich reinigen und nüchternen Mutes dem Ideal ihrer Weltanschauung zustreben. Es würde also in Zukunft sich eine

Menschenmasse zusammenschließen müssen, die der Sauferei mit der Abstinenz, der Freierei mit dem Vegetarianertum, der Unzucht und Unsitlichkeit mit der geschlechtlichen Abtöte entgegengetreten würde u. s. f. Ja muß gestehen, dies ist ein Programm. Leider glaube ich nicht an seine Lebensfähigkeit. Diese Enthaltensamkeit soll gestützt sein auf einen lebendigen Gottesglauben, und Revolution im Namen Gottes wäre schließlich das Endziel dieser sozialen Bewegung. Ich sehe aber die Stärke des Buches nicht in diesem neuen Programm, das verschiedene ästhetische Elemente, die sich mit der Zeit herausgebildet haben, zu einem einzigen vereinigt wissen will, ich betrachte es einfach ästhetisch und kann hier meiner Freude über den Genuß eines guten Dichterbuches unverhohlenen Ausdruck verleihen. Der an die Bibel, entfernt auch an Nießsche, erinnernde Stil des Buches ist sehr originell, fesselnd, künstlerisch. Kapitel wie „Dämon Kaufsch“ oder „Die Unzucht mit Wolken verglichen“ sind geradezu blendend in ihrer künstlerischen Stärke geschrieben. „Es war um das Morgengrauen und matt gliperte das Licht der Sterne durch den Nebel. Denn sie wollten verblaffen und der Tag war sehr nahe. Und da ging ein blasser Dämon durch die staubige Gasse und dog um die Ecke des Schankhauses wie schwebend, der trug ein lichtiges, weißes Gewand als aus Seiden, und es war besäumt mit hellem Grün und rauschte leise im Nebel. Und die Gestalt trug einen großen strahlenden Kelch in der Rechten und in der Linken ein zweischneidig Schwert, das tropfte von Blut und die Tropfen fielen in den Staub und der Staub sog auf die Tropfen und war keine Spur sichtbar. Und aus dem Kelche dampfte es wie ein bläulicher Nebel. Das Gewand aber streifte die Wohnungen der Lebendigen, und begann ein Irredere, und der Menschlichen Antlitze verzerrten sich und taumelten aus den Häusern und schrieen und lästerten und versuchten das Licht des Tages ufm.“

Edenjo schön ist der Golt der Wollust

gezeichnet. „Da tauchte mitten aus dem glerrigen Gewühl die Gestalt eines sehr schönen Jünglings, der trug ein schneeweißes Gewand und ein starkes Leuchten ging von ihm aus wie Phosphor. Seine Augen aber waren kalt und grell und grausam wie Schlangenaugen und funkelten gleich falschen Juwelen. Und es war eine Schönheit von erdarmungsloser Gier. Und der Jüngling verfluchte laut alles Heilige und die Mutter, die ihn gebar. Die Wolke aber umringelten ihn und gurrten ihn freudig an. Dann drres er heftig die Freuden der Wollust und nannte die Wollust die Königin der Welt, welcher huldigen müssen die Kraft, der Mut, die Klugheit, die Ehre, die Liebe und das Gewissen. Gier ist mein Name, Staub ist mein Glanz und ich gehele Euch mit Blumen durch die Welt. Und er schwang einen Ast wie von einem Daphnenstrauch in der Rechten, der war grau und trug noch keine Blätter, aber rosige Blüten prangten dicht an den Zweigen und lauter Duft wehte durch das Thal. Und ich atmete den Wohlgeruch, und Ohnmacht umwölkte meinen Geist. Der Jüngling aber schritt im Triumph über das Gerstenfeld und kichelte leise und streichelte mit dem blühenden Ast die Bäuche der Wolke und Maden, und sie röchelten vor Seligkeit und wälzten sich zudend im Schleim. Vier große Wolke aber zogen einen goldenen Wagen herbei und der Jüngling, der sich nannte Gier, setzte sich in den Wagen und sächelte der Erde Wohlgeruch mit dem Zweig und segnete mit den Blüten alle irdische Brunst und fuhr prunfend durch das heiße Thal, und huldigten ihm alle.

Ich aber fluchte der Gier, welche die Liebe strift und den Geist beugt unter das Gemächt. Wie dröhnender Paukenschlag zitterte mein Wort in die Welt: Kinder der Erde, Wollust ist euer Fluch, Gift dem Geiste die Brunst und die Pflucht der Gattung Raub am Rechte der Vernunft.“

Sehr schön sind die Worte des Autors über die Mutterliebe: „O Mutterliebe,

warum bist du so groß und so gut und so rein? Weil Gott dir von Anbeginn zum Gefährten gab den Schmerz, als Wächter über die Lust und als Süßne für den Raub des Blutes.“ So wenig ich mich mit dem neuen sozialen Programm des Buches befreunden kann, so sehr kann ich es mit dem künstlerischen. Die Lektüre des Buches ist mir in der That ein ästhetischer Genuß gewesen. Es liegt eine gewaltige Leidenschaft in der Sprache und eine Plastik in den Bildern, die den Leser sofort fesselt. Man wertet natürlich auch sogleich, daß das Buch von einem Dichter geschrieben ist. Im übrigen ist die soziale Reform, die das Buch anstrebt, gesättigt von einem gut Teil persönlichen Pessimismus. Es ist eine Predigt für unsere Zeit und ich denke an Kierkegaards Wort: „Der Priester ist der letzte Gewaltmensch einer degenerierten Nation!“ Sicher ist, daß der Verfasser des Buches in seiner Lehre von der sozialen Reform und in seiner Lehre von einem idealen Christentum sich eines persönlichen Pessimismus beseißigt, der an Mainländer's graue Theorie erinnert: „Ein Geschlecht ohne Brunst und die Erde hat Frieden!“ Jawohl! Aber fest wie die Dummheit wurzelt die Furcht vor dem Tode in der Masse. Und sollte es wirklich das wünschenswerte Ziel einer sozialen Reform sein, in freiwilliger Askese sich selbst vom Leben zu erlösen? Nein — trotz alledem — ich glaube an das Leben. Und wo wäre dann der Unterschied zwischen den Geistig-Starken und den Geistig-Schwachen, wenn es gelänge, selbst den Dummsten in der Menschheit die Furcht vor dem absoluten Tode zu nehmen? Worläufig ist diese Furchtlosigkeit ein Vorrecht der Geistig-Starken und wahrlich kein geringes, und sie können stolz darauf sein.

Damit genug von dem Buche, von seiner Entfaltungstendenz, die mir nicht paßt, und von seinem künstlerischen Wert, der mir paßt, und, künstlerisch betrachtet, ist das Buch eben eine Leistung, die Anspruch auf weitgehende Beachtung mit Recht erheben darf.

Da packe ich meine ferneren kritischen Maßstäbe, die ich noch an die Tendenz legen wollte, ruhig ein. A. v. Sommerfeld.

Orientalische Skizzen von Theodor Nöldeke. Berlin, Gebrüder Paetel. 304 S.

Das vortreffliche Buch enthält 9 Abschnitte, in welchen uns der Verfasser über verschiedene Gebiete seiner Wissenschaft zu unterrichten versucht. Nöldeke versteht es meisterhaft, und gleichzeitig zu belehren und zu unterhalten, und es ist zu erwarten, daß sein Buch in den gebildeten Kreisen unseres Volkes die dauernde Beachtung finden wird, die ihm gebührt.

Einer der interessantesten Aufsätze ist der über den Koran, welcher vielen Neues bringen dürfte. Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, daß der Koran, welcher von hundert Millionen Menschen für heilig gehalten wird, wohl als das gelesenste Buch bezeichnet zu werden verdient, da er beim Gottesdienste, in den Schulen u. x. in viel ausgedehnterem Maße gelesen wird, als z. B. die Bibel in christlichen Ländern. Wir werden über die Bedeutung des Korans eingehend aufgeklärt, und der Verfasser stellt fest, daß Mohamed als Dichter keinen hohen Rang einnimmt und daß er selbst da, wo er Eindruck macht, lediglich durch seine Rhetorik wirkt — ja, er steht nicht an zu behaupten, daß Mohamed nicht einmal als ein guter Stilist betrachtet werden könne, obwohl jeder gute Muslim davon überzeugt sei, daß der Koran das vollendetste Stil- und Sprachmuster auf Erden ist. Es dürfte manchen überraschen, daß nach Nöldekes Feststellung noch keine Koran-Übersetzung in irgend einer europäischen Sprache existiert, welche strengsten Anforderungen Genüge leisten könnte.

Dem Aufsatze über den Koran schließt sich der über den Islam würdig an. Es gelingt auch hier dem Autor trefflich aus der Fülle des Stoffes das Wesentliche herauszufächeln und dem Leser jene ans Wunderbare grenzende Entwicklung des Islam vor Augen zu führen, die so viele

methohürdige Büge bietet. Interessant sind namentlich die Hinweise auf die Entstehung der Lehre Mohameds aus jüdischen und christlichen Elementen. Es wäre vielleicht zu wünschen gewesen, daß sich der Verfasser noch weiter in die Persönlichkeit Mohameds vertieft und namentlich das Pathologische darin mehr betont hätte; doch lag diese gewiß verlockende Aufgabe wahrscheinlich außerhalb des Rahmens, welchen er seinem Essay bestimmt hatte. Jenseit sind die Mitteilungen über den muslimischen Kalender, die Stellung des Weibes und die Sklaverei, sowie die Ausführungen über das Selbstbewußtsein und die merkwürdige Seelenruhe, die der Islam seinen Anhängern verleiht — kommt doch der Selbstmord fast nie bei einem Muslim vor!

Nöldeke behandelt des Weiteren die Ausbreitung der Lehre nach dem Tode ihres Begründers und entrollt ein fesselndes Bild von den Wandlungen, welche der Islam durchgemacht hat.

Leider können wir hier nicht alle Aufsätze so eingehend besprechen, wie sie es verdienen. Von besonderem Interesse sind die Essays über „Jatäb der Kupferschmied und seine Dynastie“, sowie über „Syrische Freilige“.

Der letzte Aufsatz „Theodoros, König von Abessinien“ behandelt das Emporkommen und den Fall des großen Herrschers, der so eben untergegangen ist. Es ist erfreulich, daß Nöldeke die Epoche vor der englischen Expedition eingehender behandelt hat als den Untergang des Königs, da die Geschichte der Expedition selbst viel genauer bekannt ist als die eigenartigen Verhältnisse, welche sie veranlaßt haben.

Nöldekes Buch ist eine bedeutsame Erscheinung. Jedem, der sich für Gegenwart und Zukunft der mohamedanischen Welt interessiert, ist die Lektüre dieses Wertes zu empfehlen, denn nur der vermag die merkwürdige Entwicklung der orientalischen Dinge in unserem Zeitalter zu verstehen, der ihre Vergangenheit kennt.

Dr. Arthur Pfungst.

„Frauen-Erwerb.“ Herausgegeben von Paul Dobert. (Leipzig, Adalbert Fischers Verlag.) — Der eigentliche Beruf der Frauen ist die Ehe, aber nur zu häufig ist das junge Mädchen darauf angewiesen, für das weitere Fortkommen selbst zu sorgen. Die Frage des Frauenerwerbs ist daher eine ungemein brennende, denn nur ein tüchtiges Wissen und spezielle Fachkenntnisse werden ein junges Mädchen befähigen, sich eine gesicherte Existenz zu erringen. Wie dieses Wissen erworben werden kann, zeigt das von Paul Dobert herausgegebene Handbuch „Frauen-Erwerb“, das den praktischen Zweck verfolgt, den Eltern und den jungen Mädchen genaue Antwort auf die Fragen zu geben: „Was können unsere Töchter werden?“ und „Wo und wie erwerben sie die notwendigen Kenntnisse?“ Wer sich vor die Aufgabe gestellt sieht, seiner Tochter eine irgendwie geachtete Berufsbildung zu geben, wird dieses Werk mit dem größten Nutzen studieren, da es über Lehranstalten, Vehrzeit, Kosten des Unterrichts, Bedingungen zum Eintritt etc. genaue Auskunft giebt.

Alle wichtigen Berufe, die der Frau offen stehen, mit Ausnahme der Fabrikarbeit, sind vertreten, also von der gelehrten Universitätsbildung, dem Kunststudium etc. an bis zur Ausbildung in den Handarbeiten, im Kochen u. s. w. Den Nachweisen über die Lehranstalten etc. eines jeden Berufes ist eine Einleitung vorausgeschickt, die über das betr. Gebiet orientiert. Hierbei geht der Verfasser von dem lobenswerten Gedanken aus, daß jedes Mädchen, auch das wohlhabende, eine gründliche Berufsausbildung erhalten sollte, um für alle Fälle des Lebens gerüstet zu sein. Die nachdrückliche Vertretung dieses Gedankens giebt dem Werke eine soziale Bedeutung, die zusammen mit der praktischen Einrichtung des Textes das Werk als eine höchst erfreuliche, überaus nützliche Arbeit erscheinen läßt. Die Ausstattung des Handbuchs ist eine gute, der Preis ein sehr billiger.

X.

Der Honig vor dem Richterstuhle der Geschichte, Vernunft und Erfahrung. Eine Apologie des Honigs. Mit einem Anhange enthaltend Recepte etc. herausgegeben von P. Leonides Kaltenegger O. S. B. Vinz a. d. Donau; Verlag der F. J. Ebenhöchischen Buchhandlung (Heinrich Korb). — Wieneuzüchtern, Liebhabern des Honigs, besonders aber Kranken sei dies treffliche Büchlein bestens empfohlen.

X.

Englische Litteratur.

„Mein dänisches Schöpfchen“ ist der Titel eines packend geschriebenen Seeromans von Carl Rusjel. An den Fäden einer abenteuerlichen Erzählung reihen sich prächtige Bilder von Schiffbrüchen, Stürmen, Meutereien und ähnlichen Seeromansequisiten. Das Buch wird besonders von der männlichen Jugend verschlungen werden. Der junge Held dieser Erzählung fährt in einem Rettungsboot hinaus in den Sturm zur Rettung eines kleineren dänischen Schiffes; er schwingt sich hinauf, und im gleichen Augenblick versinkt sein Rettungsboot in den schäumenden Wellen. Es ist Nacht. Auf dem halb geborstenen Schiff findet er nur einen sterbenden Mann und einen hübschen schlanken Matrosenjungen, der zu seiner angenehmen Überraschung schon nach wenigen Minuten ihm gesteht, daß er gar kein Knabe sei, sondern des Kapitäns einzige Tochter in Matrosenkostüm. Niedlich, nicht wahr! Sie lenkt aber das Schiffchen mit großer Gewandtheit, doch schließlich müssen sie ein Floß bauen, und werden von drei Männern gerettet, die in einem alten Segeldoot nach Sydnen fahren und die natürlich nicht das Geschlecht der schönen Helga ahnen. Auch sie ihrerseits leiden Schiffbruch und werden von einem großen Schiffe aufgenommen. Und so geht es weiter mit hübschem Humor. — Die apologetische Litteratur beginnt in England einen breiteren Raum einzunehmen. Besonders sind die Verfasser Leute, welche

deutsche Theologie studiert haben und nun versuchen, die bitteren Pillen der modernen Wissenschaft ihren Landsleuten in möglichst kleinem Format zu verduhen zu geben; für die Rabiaten bieten sie zu wenig, für die Orthodoxen zu viel von diesem Gift. Zu dieser Sorte von Büchern, welche immerhin als teife stoßende Mauerbrecher eine gewisse Kulturmission erfüllen, gehört die Apologetics von A. B. Bruce, Doktor der Theologie, in Free Church College, Glasgow. Das Buch kostet eine halbe Guinea. Mit Recht jedoch protestiert Herr Bruce gegen die brutale Form des Materialismus, der von Karl Vogt vertreten wird und in dem Sage gipfelt, daß Gedanken aus dem Hirn kommen, wie Urin aus den Nieren. In der That ist ein schiefere und unwürdigerer Vergleich wohl noch fetten gemacht worden. Mit Recht auch protestiert er gegen die Lieblichkeit des Materialisten Helvetius, der behauptet, Libertinage sei Frankreich nützlich, wie der Nitschlamm den Ägyptern. Freilich ist diese Kampfesweise unseres frommen Doktors sehr bezeichnend; an die edle Sorte des Materialismus, der mit sittlichem Idealismus sich wohl verträgt, ja ihn fordert, wagt er sich nicht heran; und doch glaubt er, überhaupt den Materialismus abgethan zu haben. Zur selben Sorte von Büchern gehören die in England zahlreichen Predigten in Buchform, von berühmten Kanzelrednern der Gegenart verfaßt. Hier will ich erwähnen ein Buch „Essays and Addresses“ von Canonius Riddon. Derselbe schreibt über Buddha und Christus; und zwar in jener hochmütigen und scheinhelligen Art, wie wir es nicht anders erwarten können. Ich sage „scheinheilig“; denn der Mann mußte genau wissen, daß die Evangelien in allen Hauptfachen, was Leben und Lehre Jesu betrifft, dem Buddha-Evangelium entnommen sind, so daß ernste Forscher mit Recht zu zweifeln anfangen, ob überhaupt die Annahme der historischen Wirklichkeit Jesu noch nötig ist. Ich spreche hier als Fachmann; ich bin selbst gelehrter

Theologe. Immerhin, es ist interessant, daß die Pastoren wenigstens das Thema vorzunehmen für geboten erachten; und das ist schon mehr, als unsere deutschen Kanzelredner riskieren dürfen. Endlich will ich deutsche Sensationschriftsteller aufmerksam machen auf einige Bände von Erinnerungen, die ein hervorragender Londoner Polizeibeamter, der jüngst verstorbene Montagu William Q. C., geschrieben hat. Rauch interessante Lokalfarben mag man daraus entnehmen.

Dr. Adolf Brodbeck.

Skandinavische Litteratur.

Hulda Garborg, Et srit Frohold. (Bergen, Moss Litteré. 1892.)

„Ein freies Verhältnis“ ist, so viel ich weiß, das erste Buch, mit dem Frau Garborg vor die Öffentlichkeit tritt, wenigstens die erste größere selbständige Dichtung. Die Verfasserin ist in eine gute Schule gegangen; nicht umsonst ist dem Bande die Widmung „Meinem Manne“ vorgelegt. Das Werk ist gewissermaßen ein Gegenstück zu Garborgs „Bei Rama“. Die Entwicklung einer Ledensjunger von der heiligen Einsamkeit zur Liebsten des Chefs und endlich zu seiner Tyranin. Das Mädchen sieht von Anfang bis zum Ende im Mittelpunkt der Handlung. Alle andern Personen sind nur skizziert; selbst der Bersührer ist nicht scharf ausgearbeitet. Das ist kein Fehler; was hin und wieder an Anschaulichkeit verloren gegangen, wird reichlich durch die Konzentration gewonnen. Der erste Teil ist etwas unsicher in der Behandlung; aber die Entwicklung, von der sogenannten Berufung ab, ist energisch und mit sicherer Hand weitergeführt. Da bekommt die Erzählung einen Zug, dem nicht zu widerstehen ist. Es trifft sich glücklich, daß die Verfasserin sich in ihrem ersten Werke, ähnlich wie früher Amalie Stram, die Entwicklungsgeschichte eines Weibes zum Vortwurf gewählt hat. Hier ist sie von vornherein zu Hause; ob sie die Kraft hat, auch Männer dichterisch zu

bewältigen, muß die Zukunft lehren. Hervorgehoben werden muß die Unerwartetheit, mit der Frau Garborg den heikelsten Dingen zuleibe geht. Hin und wieder ist man erschaut, mit so viel ungenierter Kraft hingestellte Scenen in einem Erstlingswerk zu finden. Ich will hier eine vorführen. Frä. Halvorsen ist von ihrer Bedürftigkeitsrische in die Stadt zurückgekehrt. Am ersten Abend „als sie sich fast entkleidet hatte, bekam sie plötzlich Lust, ihren Leib anzusehn. Wie der wohl nach einer solchen Geschichte aussehn mocht! Während ihrer Schwangerschaft hatte sie es nie über sich gewinnen können, ihn anzusehn; schon durch das Hemd hindurch sah er damals hüßlich genug aus. Sie löste die Binde und trat vor den Spiegel. Aber du großer Gott, wie sah sie aus! — Der ganze Leib mit blauschwarzen Streifen überzogen, gleichsam Adern oder Schrammen; und abscheulich groß war er auch, kaltig und hüßlich. Du! Nun sollte sie vielleicht ihr Leben lang mit diesen Werkzeugen herumlaufen, na das konnte hübsch werden. Eilig knüpfte sie die Binde wieder fest und sprang schnell ins Bett. Sie storr, daß sie mit den Jägern klapperte. Daß es im August so kalt sein konnte.“ — Wenn hier und da die Darstellung sprunghaft ist, so geben Scenen wie diese berechtigte Hoffnung auf eine reiche Ernte. Unfern christstellersnden Weibern männlichen und weiblichen Geschlechts sei das Buch hiermit angelegentlichst zum Studium empfohlen. Wenn sie nicht norwegisch lesen können, mögen sie's lernen; ich garantiere dafür, daß der Nutzen für die Rüche entschädigt.

Knud Hamsun, *Mysterier*. Roman. (Kopenhagen, Philipsen. 1892.)

„Im Risommer vorigen Jahres wurde eine kleine norwegische Küstenstadt Schauplatz einiger höchst ungewöhnlichen Begebenheiten. Es tauchte ein Fremder in der Stadt auf, ein gewisser Nagel, ein merkwürdiger und eigentümlicher Charakter, der eine Menge auffällige Dinge ausführte und edenso plötzlich wieder ver-

schwand als er gekommen war. Dieser Mann wurde sogar von einer jungen geheimnißvollen Dame besucht, die in Gott weiß welcher Angelegenheit kam und nur ein paar Stunden zu verweilen wagte.“ So beginnt der neue Roman Hamsuns. Wenn man den dicken Band von 516 Seiten durchgelesen hat, ist der Held genau so merkwürdig wie am Anfang. Man weiß nicht, ob er wirklich Nagel heißt, oder Simonsen, wie ihn die fremde Dame nennt; man hat die bestimmte Ahnung, daß er sich fälschlich für einen Agronomen ausgibt und vielleicht, vielleicht auch nicht, ein Rusfiker ist. Man glaubt, daß er verrückt ist und wird wieder daran irre, wenn er dieselben Anschauungen ausdrückt, die der vernünftige Dichter Hamsun anderwärts ausgesprochen hat. Immer ist er merkwürdig, eigentümlich, sonderbar. Aber der Schlüssel zur Erklärung fehlt. Was hinter dem Augenbilde liegt, da er in der Küstenstadt antontmt, das ist alles in undurchdringlichen Nebel gehüllt. Vielleicht, daß Hamsun einen Menschen mit Gott weiß welchen Anlagen allen hat schildern wollen, der alles kann und zu nichts kommt, da er alles kann; der von einem zum andern geht, sich eine Zeit lang mit aller Kraft des Empfindens in etwas vertieft, um es dann fahren zu lassen, der sich unter den Menschen fremd fühlt, das unwiderstehliche Bestreben hat, anders zu sein als die andern und schließlich so lange Narrenstreiche anzuführt, bis ihm niemand mehr glaubt. . . Es ist möglich, vielleicht ist es nicht richtig. Manchmal scheint sich der Dichter selber geschildert zu haben, vielleicht ist das Ganze nichts weiter als eine auf die Spitze getriebene Schilderung einzelner Hamsunscher Charakterseiten. . . Lassen wir das Raten sein. Herr Nagel ist also ein merkwürdiger Mann, merkwürdig auf der ersten, merkwürdig auf der letzten Seite. Und was er thut, und was er spricht, all das Merkwürdige wird uns gewissenhaft vorgetragen. Wenn du, dummes Leservieh, etwas mehr verlangst, eine Erklärung ver-

langst, wenn du sagst: das ist keine Dichtung, das ist ein merkwürdiger Fall, weiter nichts, und hätte als solcher kürzer adgemacht werden sollen — so beweist du damit nur, daß du von der allein berechtigten, der allein modernen Kunst, der Blüte aller Kunst nichts versteht, du bist dumm, liebes Kind, also halt den Schnabel. Es ist eigentlich dieselbe Geschichte wie im ersten Roman Hamsuns. Dort dekretiert er auf der ersten Seite: ich habe Hunger; und dann hungert das Ich lange, lange Zeit, daß aus seiner Hungerperiode ein Roman herausgeschlagen werden kann. Aber die allgeringste Erklärung, wie's denn kam, daß der Mann zum monatelangen Hungerkandidaten wurde — wie könnt ihr dummen Lesewieher verlangen, daß ihr die bekommt? — Der „Hunger“ war ein Effektstück, die „Mysterier“ sind ein Effektstück. Hier wie dort Talent, großes Talent. Auch in dem neuen Buche Seiten, die man mit Andacht liest, mit der Hingebung, die nur ein Dichter wahrrufen kann. Stimmungsbilderungen von unergleichlicher Intensität. Das ganze in einem sicheren Stil. . . Aber, wenn man das Buch aus der Hand legt, dann hat man das Gefühl, als hätte man im Zirkus gefessen und mit beispielloser Eleganz ausgeführten Kunststücken am Trapez zusehen — und das ist alles. Zweimal hat sich nun Hamsun als literarischer Kunsttreiter ersten Ranges bewährt; wann wird er einmal nichts weiter als Dichter sein?

Amalie Stram, Fornaadt. (Kopenhagen, Schubothe. 1892.)

Das Buch enthält vier Erzählungen. Nach der letzten, größten und bedeutendsten ist es benannt. Niemals hat sich Frau Stram, die keiner Schwierigkeit aus dem Wege geht, an ein schwierigeres Thema gewagt. Ein Schiffskapitän, ein grundgutmütiger Kerl, der das Leben hingenommen und genossen hat, verheiratet sich mit einem jungen Ding, das durch eine urehrsame Erziehung für die Ehe verborden ist. Unleibliche Verhältnisse sind

die Folge. In der Brautnacht versucht die junge Frau aus Furcht vor dem Unbekannten zu fliehen; und schlimmer wird es in der Folgezeit, als sie merkt, daß ihr Adolff nicht wohl wie Schnee in die Ehe geflohen. Die durch die Erziehung juriedrängte und verdorbene Sinnlichkeit wedt in ihr das lüsterne Verlangen, alles recht genau zu wissen, was ihr Mann gesündigt hat. Sie überredet ihn dazu, zu beichten. „Nur so kann ich darüber hinwegkommen. Nur das kann mir wieder Frieden und Ruhe geben.“ Der gute Mann thut es und nun kommt eine Zeit furchtbarster Qual. Auf dem Meere, wo Mann und Frau Tag für Tag auf einander angewiesen sind, kommt sie mit ihren Fragen. Sie will alles wissen, ganz genau wissen, jede Einzelheit. Ihr ganzes Denken und Fühlen ist verschwimmt. Bis zum Wahnsinn gequält, springt der Mann über Bord. — Die Erzählung bildet einen Höhepunkt in Frau Strams Wirksamkeit. Niemals war die Darstellung klarer und fester. Kaum ein falscher Ton. Man wird sich der künstlerischen Selbstsucht und Arbeit, die Frau Stram hinter sich hat, um so weit gelangen zu können, recht bewußt, wenn man mit „Berraten“ die erste Erzählung aus dem Jahre 1873 vergleicht mit ihren vielen unendlichen Worten und ihrer unsicheren Darstellung.

Paa Forpost, Billeder fra 70-aarsens af Kristofer Kristofersen. (Kjøbenhavn, Gyldendalske Boghandels Forlag. 1892.)

Der Verfasser ist kurz nach dem Erscheinen dieses Buches gestorben. In Deutschland ist er so gut wie unbekannt, und auch dieses letzte Buch wird kaum viele Leser finden, trotzdem er hier das Beste geleistet hat, das in seiner Kraft stand. Es ist Kristofersen niemals gelungen, so ernst er es mit seiner Kunst nahm, eine Gestalt wirklich dichterisch lebendig zu machen. Auch hier nicht. Von seiner ganzen dichterischen Wirksamkeit wird wenig bestehen bleiben; aber sicher dieses

Buch. Jeder, der sich mit der Entwicklung des norwegischen Geisteslebens in den sechziger Jahren vertraut machen will, wird es mit Ausbeute lesen; denn es schildert den eigenwilligsten Repräsentanten dieser Zeit, Olaves Johannes Hjortoft (1817—78), einen Mann so spezifisch norwegisch in seinem Wesen, wie nur einer, dabei so vorwärts drängend, rücksichtslos draußlosgehend, rücksichtslos gegen andre, rücksichtslos gegen sich selbst, niemals stille stehend, immer die Konsequenzen ziehend, die fleischgewordene Logik. Schon Arne Gardorg (in den Bauernstudenten) und Gunnar Heiberg (in Tante Ulrike) haben ihm in ihrer Weise ein litterarisches Denkmal gesetzt. Aber keiner mit solcher Begeisterung und Hingebung wie Kristoferesen. 1885 stellte er den Wert Hjortofts in einer feinen Abhandlung fest, nun hat er am Lebensausgange all seine Kraft zusammen genommen, um den verehrten Vorkämpfer dichterisch zu bewältigen. Das ist ihm nicht gelungen. Man muß voraus wissen, mit wem man es zu thun hat, um den Wert der Hauptperson klar zu verstehen. Ebenjowenig ist das Milieu mit geeigneter Klarheit dargestellt. Und doch hinterläßt kein norwegisches Buch von 1892 einen so tiefgehenden Eindruck. Denn es ist von einem geschrieben, der den ganzen Inhalt der modernen geistigen Bewegung in Norwegen in sich aufgesogen hat und nun, des Erreichten froh, mit ehlicher Begeisterung die Erinnerung an die ersten Waffengänge auffrischt. Dadurch bekommt das Buch Farbe und Glanz. Wer es gelezen, wird die Person des Verfassers ebensowenig vergessen können wie die seines Helten, des vielgeschmähten ersten wahren Sozialisten Norwegens.

Die Verlagsbandlung Wehr über de Salmomson (Kopenhagen) hat sich mit rühmendwerter Kühnheit an die Herausgabe eines großen Konversationslexikons für den skandinavischen Norden herangewagt. Wir liegen 16 Hefte vor (Salmonsens store illustrerede Konversationslexikon for Nor-

den). So weit ich sie eingesehen habe, kann ich sie dringend empfehlen. Ob die nordische Litteratur hier endlich einmal ansständig behandelt wird, läßt sich noch nicht entscheiden. Es wäre dringend zu wünschen. Denn es ist schonbar, was auf diesem Gebiete Meyers und Brockhaus' Konversationslexikon gesündigt haben. Auch für die letzte Ausgabe des Brockhaus hat irgend ein Schmierfink Artikel geliefert, über die man sich Gottselbank im Norden nicht weiter ereifert, wohl aber lustig macht. G. Morgenstern.

Czechische Litteratur.

G. Jaroš. Sláva. Literární burleska z roků 1824. (V Praze, F. Šimáček, 1892). — Es ist schon an und für sich merkwürdig, wenn ein Erstling die Psychognomie des Puriesen trägt, doppelt merkwürdig aber, wenn der Autor damit ein Feld betritt, welches vor ihm noch niemand, wenigstens nicht erfolgreich, gepflügt hat; daß man diese Dichtung mit dem „ersten Preise“ gekrönt hat, ist nur ein pitanter Nebenumstand und die unmittelbare Folge dieser Merkwürdigkeiten. Der Stoff der „litterarischen Burleske“ ist ausnehmend einfach: Ein ehrfamer Buchbinder, dem die Geliebte in Folge ihrer Theaterliebhaberei untreu geworden, hat sich in den Kopf gesetzt, die Zahl der Unsterblichen zu vermehren, zu deutsch statt Bücher — Verse zu fleben. Deshalb verkehrt er auch mit den (damaligen) Bedern des czechisch-nationalen Lebens, wie Jungmann,* Čelakovský, Hanla,** Nachšček*** u. a. m.

So lernt er denn nach und nach erkennen, daß nicht alles Gold ist, was

*) J. Jungmann (1773—1847) bedeutender Linguist, Litterarhistoriker und Übersetzer. Hauptwerk: Wörterbuch der czechischen Sprache. 5 Bände.

**) E. Hanla, Jünder (und Erfinder?) der bekannten „Königinhofer Handschrift“.

***) K. S. Nachšček, talentvoller Dramatiker und Übersetzer (Trauerspiel: Jamník von Falkenberg).

glänzt, am wenigsten aber die „papierene Unsterblichkeit des Schriftstellers“ und findet Gelegenheit, all die aphrodisischen Mittel, welche aus den Geistesarbeiter begeistert wirken, als Reid, Unbant, Geringachtung philiströser Seelen, Kampf um tägliche Brot und — Ende gut, alles gut — absolutistisüßhe Nudereien (anno 1824! und heute?), an sich zu erproben. Das sticht ihm endlich den Star und just, als er auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Punkte steht, das menschliche Leben ganz erbärmlich miserabel zu finden, wird er von seiner Thekla, welche unterdes ebenfalls eine Kneipkur durchgemacht hat, ins glückselige Philisterium hinübergerettet. — Die Ausführung des Themas ist geradegu brillant. Hauptmerkmal desselben ist die farbensatte, symbolistische Realistik, womit uns die Personen vor Augen geführt werden. Die Empfindungen und Gefühle, für die es im Sprachschape keine Worte giebt, durch Bilder und Vergleiche wiederzugeben, ist zwar nicht sonderlich neu, aber die Art und Weise, wie es Jarosch thut, dürfte kaum ihresgleichen haben und der allgemeinen Aufmerksamkeit wert sein, schon deshalb, weil selbe auf ein urwüchsiges Talent schließen läßt.

So nennt er z. B. eine Stimme „weich wie Pflösch“, ein Lächeln „gart wie Lüll“, eine lapenfreundliche Person läßt er die „Wange, wie mit Zucker, mit dem süßesten Lächeln bestreuen“ u. s. f. Dadurch gewinnt nicht nur die epische Erzählung, sondern auch der Gedanke des Dichters an Leben und Schwung — er erhält, sozusagen, „Hand und Fuß“ und vermag auf den Leser doppelt einzuwirken. Dem ganz angemessen bewegt sich auch die Sprache (Dialoge) fast ausnahmslos in der Sphäre der unteren Schichten, sehr gut verwendet sind die in der ezechischen Volkssprache zahlreich vorkommenden Germanismen, was wiederum das Kolorit der Durläste erhöht. Die Form (Alexandriner) konnte nicht besser gewählt werden. — Kein Wunder also, wenn Jarosch' Talent große Hoffnungen hervor-

gerufen hat, sowohl bei der unparteilichen Kritik, als beim unverdorbenen Publikum seiner Nation. Daß diese Hoffnungen nicht überreizt waren, beweist sein eben erschienener Novellenband Publikáni a hřivnici (ebenda). Hier finden sich seine hervorragenden Eigenschaften, als scharfe Beobachtungsgabe des wirklichen Lebens und künstlerische Reproduktion desselben in noch verstärktem Maße. Auch hier symbolistische Realistik, aber, weil durch keine rhythmische Form beengt, weit kräftiger — ich möchte sagen — rücksichtsloser. Ja, einzelne Erzählungen, wie z. B. der geistvolle „Spaziergang auf der Dede“ erwachsen ganz aus dem Symbolismus. — Es sei mir gestattet, den kurzen Inhalt zweier Erzählungen oder besser Skizzen wiederzugeben, um die Stoffe des Autors zu kennzeichnen. „Erkenntnis“: Eine alte Witwe sieht sich genötigt, die Bibliothek ihres verstorbenen Gatten zu verkaufen, nur ein einziges Buch behält sie zum „Andenken“ — es ist sein Tagebuch und aus den darin enthaltenen Notizen erfieht sie zu ihrem Schmerze, daß ihr der geliebte Gatte untreu gewesen. — „Das neue Leben“: Ein Ruslant kehrt mit seinem tränklichen Weibe aus Bulgarien zurück, sich recht mühselig durch die fremden Lande schlängelnd. Müd und hungrig übernachten sie in einem neugebauten Hause hinter einem Bretterverschlage, wo die Feuchte mittelst Kohlendunst ausgeteilt wird. Hier in der vergifteten Atmosphäre schlafen sie ein, voll Hoffnung und Entwürfen, wie sie ein „neues Leben“ beginnen wollen . . . —

Es ist also immer nur ein psychologisches Moment, ein einziger Augenblick aus dem Leben der „Böllner und Pharisäer“, den Jarosch auf der Mattizze auffängt, ein einziger — aber ein ergreifender, das Herz jedes unverdorbenen Menschen tieferhöhlender. Man lese doch nur die Skizze „Ein Gewicht“: Die Hauptperson — ein Schneider, zusammengeschrumpft, halbblind, arbeitsunfähig. Er hat sich für den

Sohn geplagt, damit der es einmal besser habe als sein Vater und erlebt die Erfüllung seines Herzenswunsches. Der Sohn ist Subalterner, verheiratet und Vater von drei Kindern. Er will sich dem Alten dankbar erzeigen, ihm wenigstens den Reiz der Lebendtage verschönern. Er sowohl als sein Weib — ein goldenes Herz — hätscheln und tätscheln den guten „Wrosvater“. Der Alte findet Wohlgefallen daran, er ahnt ja nicht, welch große Opfer das ihm dargebotene Wehagen seinem Sohne kostet. Einmal erwacht er frühzeitig vom gewohnten Mittagstischläschen und hört folgendes Gespräch: „— — — Ich werde ein Narr!“ rief verzweifelt der Mann aus. „Ich hänge mich auf. Dies Gewicht auf dem Nacken!“ — „Paul ... stelle das Gott anheim. Schau, er ist ja schon alt . . . und dann ist er doch Dein Vater!“ — — — Die Empfindungen des alten Mannes nun, welche das belauschte Gesprächsfragment in ihm erweckt hat, sind der eigentliche Gegenstand der Skizze. Der Kampf zwischen der Vaterliebe und dem Bewußtsein, daß er ein Recht habe auf das bisshen Ruhe und Wehagen, wird mit naturalistischer Objektivität, in konkreten Details vorgeführt. Die Gedanken des Greises, wenn er die Pfeife in die Hand nimmt und den Tabakbeutel leer findet, seine störrische Selbstverleugung, mit der er das Anerbieten der Schwiegertochter, ihm neuen Tabak zu kaufen, abweist, seine Verlegenheit, sein emsiger Widerspruch, als ob er sich fürchte, der lodenden Versuchung zu erliegen — das alles bildet den Kern der Skizze, die Entwicklung des Dramas, dessen Katastrophe der nächtliche Seelenkampf des bitter enttäuschten Mannes bildet, jener Augenblick, in welchem er, da ihm der absolute Selbstmord eine Sünde dünkt, „das Hemd, soweit es eben anging, öffnet und ans Fensterkreuz geht, die schweißende, durchwärmte Brust dem eisalten Nachtwind darbot.“ — Das Weitere verschweigt der Autor. Er wollte eben nur die Ruhe

eines Vaters schildern, der an seinem Sohne unwissentlich gesündigt — ein Weiteres überläßt er der Phantasie des Lesers, welchen schon das Wenige tief erschütterte. — Was die Form betrifft, so ist diese außerordentlich geschmeidig. — Jarosch ist ein gewandter Stilist, er erzählt leicht und besißt die große Kunst, für jeden Gedanken, für jedes Gefühl einen passenden Ausdruck zu finden. — Demgemäß hat auch die czechische Kritik ganz recht, wenn sie sagt: Das Buch „Höllner und Pharisäer“ verdient die weiteste Beachtung, da sein Verfasser ein gewaltiges ursprüngliches Talent ist, von dem wir noch viel, sehr viel Großes zu erwarten haben. Jarosch selbst verspricht am Schlusse seiner Vorrede ein größeres realistisches Werk: „Eine bloße Visitenkarte (so nennt er sein vorliegendes), die wir dem Publikum zusenden, in der Absicht, vor demselben — und das binnen kurzem — bedeutendere Schritte zu wagen.“ — Was mich betrifft, so rufe ich dem Autor ein herzliches Glück aus, denn er ist mir vollaus Bürge, daß der gesunde Realismus auch bei den Czechen zahlreiche Anhänger finden und viel erprobliches leisten wird.

K. B. Mádl, *Dějiny umění výtvar-ních* (Bursik & Kohout v Praze). Eine Geschichte der darstellenden Künste ist schon lange Bedürfnis der Czechen gewesen, mit diesem Werke wird also wirklich eine empfindliche Lücke (die berühmte „Lücke“ einer p. t. Krämerkritik natürlich nicht) ausgefüllt. Das reich und wunderschön illustrierte, mit Liebe geschriebene Werk erscheint in Heften.

Dr. G. Zába, *Pyrrhonismus* (J. Otto v Praze). Ein Essay über den philosophischen Zweifel. Der Autor geht auf Pyrrho († 270) zurück, den er als bedeutendsten griechischen Philosophen erklärt und in dessen Skeptis er ein „Stück des modernen Denkens angedeutet“ findet. Der Essay ist klar und anziehend geschrieben, ohne dem unter Gelehrten allgemein üblichen Salbdereton.

Č. Zibrť, Listy z českých dějin kulturních (J. R. Vilímek v Praze) interessant und fleißig. Der Autor reicht an sein Mutter, den tschechischen Kulturforscher Sigmund Winter, vollkommen hinan.

Ottokar Stauj von der Mark.

Vermischtes.

Professor v. Krafft-Ebing in Wien hat der Neu-Ausgabe seines Lehrbuches der gerichtlichen Psychopathologie ein neues Kapitel eingefügt, das sich mit Paranoia politica, dem politischen Irtsinne, beschäftigt. Darin finden sich folgende Ausführungen: „In der Geschichte wie in der Gegenwart sieht man massenhaft auf Persönlichkeiten, die, unzufrieden mit den sozialen Einrichtungen, sich be rufen fühlen, die Welt zu verbessern oder wenigstens etwas Neues an die Stelle des Alten zu setzen. Viele dieser abnormen Menschen verbleiben zeitweilig auf der Stufe abnormer Weltverbesserer und politischer Kanakgeher, aber diese Stufe ist die Vorstufe zu einer schweren, unheilbaren geistigen Krankheit, der Paranoia expansiva. Leicht geschieht es solchen Individuen, daß sie unter der suggestiven Wirkung anderer oder unter dem Einflusse aufgeregter Zeiten den Rest ihrer Besonnenheit verlieren. Dann fühlen sie sich getrieben, im Sinne ihrer Ideen handelnd aufzutreten. Sie erscheinen in der Rolle von Volkstribunen, Leitern von Aufständen, als Stifter von politischen Parteien, von Sekten, und machen sich und andere unglücklich. Bemerkenswert ist, daß solche Volkstribunen, Demagogen und Umsturz männer in Zeiten hochgehender Gemüts erregung die Massen mit sich fortreißen, durch ihre Beredsamkeit, Originalität und Exzentrizität kapitulieren, durch ihren wahnsinnigen Fanatismus, der dann vielleicht durch „Inspirationen“ erregt ist, entflammen können. Lombroso weist neuerdings auf das interessante Faktum hin, wie viele soziale Hebeln, Kommunisten, Anarchisten,

Leiter von Aufständen sich bei anthropologischen und psychiatrischer Prüfung als psychisch belastete Degenerierte erwiesen und daß ein nicht geringer Prozentsatz schon ausgesprochen irrsinnig war oder allmählich dem Irtsinne anheimfiel. Schließlich verfallen derartige Unglückliche dem vollkommenen Größenwahn und, falls sie einige Zeit zur Macht gelangen, erscheinen sie ihrer degenerativen Natur gemäß als Tyrannen . . . Kommen sie in eine Irrenanstalt, so erkennen sie darin Akte des Meibes und der Furcht vor ihrem großen Talent, kultivieren ihre „Ideen“ einfach weiter, die Zeit für deren Verwirklichung erwartend. Ihr endliches Schicksal ist Untergang in ganz verrücktem Größenwahn, Verwirrtheit, psychischer Schwäche. Die forensische Bedeutung dieser Kategorie von „luciden“ Irren ist äußerst groß. Nicht genug, daß sie ihre Mitmenschen verbeissen, Rassen- und Klassenhaß entfachen, die Grundpfeiler der sozialen Ordnung untergraben, Akte des Fanatismus in Gestalt von Dynamit-Attentaten begehen, gelangen sie in ihrer wahnsinnigen Verblendung nicht selten dazu, in dem Word des Staatsoberhauptes eine Verwirklichung ihrer Umsturzgedanken zu erkennen und ihn auszuführen; es fehlt ihnen die Einsicht, daß die Begräumung des Trägers eines Systems dieses selbst nicht aus der Welt zu schaffen vermag, daß der Rebellion notwendig die Reaktion folgen muß, und der gedehliche Fortschritt im sozialen Leben nur auf dem Wege der Evolution erfolgen kann. Thatächlich sind die politischen Wörder durchwegs belastete, verschrobene, exzentrische Menschen. Viele von ihnen hatten das Grenzgebiet des Irtsinns schon längst überschritten und erwiesen sich als Paranaiter.“

Dieser Professorenwelsheit lepter Schluß ist also: Gefunder Normalgeist in allen Ständen ist der brave Philister, der sich mit der berühmten Entwicklungstheorie einig weiß: Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht! Und nach dem normaien

Philister kommt gleich der normale Professor! — C.

Ausland im Reich. Jüngst wurde, wie die Zeitungen unwidersprochen meldeten, eine Hundertmark-Note der Bayerischen Notenbank von einer Postanstalt in Preußen als „ausländisches Geld“ zurückgewiesen. Diese kuriose Geschichte spielte in der Reichshauptstadt selbst, nicht in Preuzlau oder irgendwo in Hinterpommern. Bayerische Zeitungen haben sich darüber stark aufgeregt. Mit Unrecht. Ähnliche Auffassung vom Ausland im Reich besteht auch bei uns. Wenn z. B. ein bayerischer Offizier in die deutsche Reichsmarine (beziehungsweise in das Seebataillon) tritt, begiebt er sich nach zu Recht bestehendem bayerischen Gesetz in „ausländische Dienste“ und geht daher aller Ansprüche verlustig, die er etwa an die bayerische Offizierswitwen- und Waisenkasse hat, ohne daß er durch Weiterentrichtung der Einzahlungen seine Ansprüche an sie erhalten könnte. (Irrten wir uns? So möge uns das R. V. Kriegsministerium des Besseren belehren.) Diese Sonderbarkeiten gehören zu jenen Kennzeichen, nach welchen wir die Art der Gründung und Entwicklung des Reiches bestimmen müssen. Das heutige Deutschland ist eine Militärgründung Preußens, das in der Hurrahstimmung des siebziger Kriegs und Siegs die übrigen kleineren Staaten überrumpelte und deren partikularistische Instinkte bis auf ungeschähliche Reste detaubte. Preußen verstand damals meisterhaft, seinen eigenen riesigen partikularistischen Egoismus im Lichte des idealsten Nationalismus vor aller Welt erstrahlen zu lassen. Allein es vermochte durch die Entwicklung, welche seither die Reichsdinge genommen, diese Täuschung nicht aufrecht zu erhalten. Eben weil diese preußische Militärgründung der inneren nationalen Größe und Hoheit, der Einheit des Geistes und Gemütes entbehrt, welche durch ihr bloßes Vorhandensein der Welt Achtung erzwingt, muß das Reich sich in Aufstürmung äußerer

Machtmittel volks- und kulturwirtschaftlich erschöpfen, es muß, als unerfülllicher Wolooh schließlich die Eingeweide seines eigenen Leibes freßen, um die Illusion seiner Weltstellung bis zum letzten Augenblick aufrecht zu erhalten. Denn es kann seine Art und Entwicklung aus der Hurrahstimmung des Militarismus nicht verleugnen. Das ist sein Schicksal. — C.

Demagogischer Antisemitismus. Der Reichskanzler Caprivi erklärte in feierlicher Weise vor dem Reichstag: „Wenn ich mich gegen den demagogischen (volksaufwühlenden) Antisemitismus wehre, so würde ich doch begreifen, wenn antisemitische Männer der Meinung sind, daß in gewissen Dingen im Lande Wandel geschaffen werden muß. Ich würde es sogar begreifen, wenn solche Herren den Antrag einbrächten, das Gesetz vom 3. Juli 1869 (bürgerliche Gleichstellung der Juden) wieder aufzuheben. Wenn aber dieses Bestreben, dessen erster legislatorischer Schritt der angeedeutete sein müßte, agitatorisch draußen im Lande betrieben wird, so werde ich mit den Mitteln, die mir dafür zu Gebote stehen, dagegen aufzutreten.“ Es klingt wie Ironie, wenn nun die Kreuzzeitung den Reichskanzler Caprivi darauf aufmerksam macht, daß die gesetzliche Gleichberechtigung der Juden bis zum heutigen Tag noch nicht einmal überall im Reich durchgeführt ist, so namentlich in der Armee nicht. Müßte nicht ein gewissenhafter Wächter der Verfassung sofort verlangen, daß den Juden kraft des Gesetzes vom 3. Juli 1869 auch im Heere die Stellung eingeräumt werde, die ihnen dem Buchstaben nach gebührt? Wir glauben nicht, daß der Reichskanzler Caprivi der Mann ist, mit feierlichen Erklärungen, wie der obenangeführten vom 12. Dezember, dem „demagogischen Antisemitismus“ Furcht einzujößen. Schon die splintfrierende Untercheidung von demagogischem und anderem Antisemitismus (etwa dem sentimentalen, dem gesellschaftlichen u. s. w.) scheint aus keinem sonderlichen Kraftbewußtsein zu entspringen. Mit

Kügelchen und Haarspaltereien ist in Zeiten materieller Kämpfe nichts auszurichten. C.

Hinaus in die Ferne! Bis jetzt konnte jeder Deutsche, falls er nicht durch die Wehrpflicht festgehalten war, auswandern wann, wo und wie es ihm gut dünkte. Und das war nicht mehr als billig. Denn das Reich sowenig als die einzelnen Bundesstaaten gewähren dem Arbeitslosen irgendwelchen Unterhalt (abgesehen von Armenunterstützung u. dergl.). Wer es also vor Rat im Vaterlande nicht mehr aushält oder wem es aus sonst einem Grunde im Reiche nicht mehr gefällt, der soll frei hinaus in die Ferne ziehen können oder, wie es der Kaiser von den Körglern wünscht, den Staub von den Pantoffeln schüttelein. Ein Vorfahr des Kaisers, Friedrich der Große, hat freilich „absolutum“ gewollt, daß in seinem State so regiert werde, daß die Leute ihre Heimat allen anderen Ländern vorzögen. Allein die Zeiten ändern sich und die Staaten und Regierungen gleichfalls. Warum soll nun jetzt den Reichsdeutschen durch ein neues Gesetz über das Auswanderungswesen das Ausfluchen günstigerer Lebensverhältnisse im Auslande, namentlich in Nordamerika, von Reichswegen auch noch erschwert werden? Wenn in den Vereinigten Staaten die Löhne höher, die Arbeitszeit kürzer, die Nahrung besser, die Aussicht, durch Fleiß und Ausdauer emporzukommen, größer: warum soll dies für den Reichsdeutschen keine mächtige Anziehung ausüben dürfen? Dazu die Freiheit von dem bei uns immer drückender werdenden Militärdienst, von dem erschreckend sich häufenden lästigen Steuern, die größere persönliche Achtung und Freiheit, die auch der geringste Mann in Amerika genießt, mit welchem Recht will man dem geplogten Reichsdeutschen das Erstreben nach kostbarer Güter gesehlich verleiden? Eine solche ganz unberechtigte Erschwerung ist es aber, wenn der § 21 des neuen Gesetzentwurfs vorschreibt, „daß jeder

Auswandernde vier Wochen vorher seine Absicht der Polizeibehörde anmelden muß, und dann erst, wenn er die Bescheinigung nach vier Wochen erhalten hat, auswandern darf“. Das ist eine durchaus reaktionäre Polizeimaßregel, die in Württemberg, in Baden schon vor Jahrzehnten versucht, aber sofort wieder beseitigt, ja, die in Preußen selbst schon 1842 vorgeschlagen und vom damaligen Justizministerium abgelehnt wurde — um jetzt, nach 50 Jahren, im deutschen Reichstag wieder auszutauken! Hauptsächlich wird der Reichstag mit diesem Versuch, unsere verfassungsmäßige Freizügigkeit einzuschränken, kurzen Prozeß machen. C.

Praktische Gesetzgeber. Das muß man unserer jetzigen Reichsregierung lassen, sie ist ja ideal veranlagt, daß sie sich mit anderen Ländern hinsichtlich der praktischen Wirkung und positiven Nützlichkeit ihrer Gesetzgebung in keinerlei Distanzrit einlassen mag. Die Schweiz hat in einem vorzüglichen Gesetze vom Jahre 1888, welches, Volkmeyer, Vorstand der Geschäftsstelle der Deutschen Kolonialgesellschaft, in seinem lehrreichen Schriftchen über Auswanderungswesen mitteilt, nicht bloß ein eidgenössisches Auskunfts- und Bekehrungsamt innerhalb der Schweiz geschaffen, sie hat auch dafür gesorgt, daß die Schweizer überall durch ihre Konsulate in fernem Lande die nachdrücklichste Unterstützung finden. Es klingt beinahe unglücklich, wenn Volkmeyer die Behauptung aufstellen kann, daß die Instruktion den deutschen Konsuln das Eintreten für die Auswanderer förmlich verbiete! Dies wäre um so bedauerlicher, da beispielsweise in der Union die eingewanderten Deutschen erst nach fünf Jahren amerikanische Bürger werden, also doch mindestens denselben Schutz, dieselbe Vertretung ihrer Interessen erwarten können wie etwa deutsche Kaufleute im Auslande. Wir erwarten von der berufenen Stelle, daß sie uns über diesen Punkt zuverlässige Aufklärung erteile. Während ferner die amerikanische Gesetzgebung

ernstlich mit dem Gedanken umgeht, die Einwanderung für ein oder fünf Jahre förmlich zu verbieten, beziehungsweise nur Leute einzulassen, die wenigstens 400—500 Mark Bardeßig mitbringen, während der Druck auf das deutsche Volk durch eine neue Militärvorlage im Steigen begriffen ist, also auch künftighin eine gleichstarke Auswanderung zu erwarten steht, begnügt man sich von Seite der Reichsregierung mit einer bloßen nicht fördernden, sondern vielsach hemmenden Kodifizierung der Auswanderungsformalitäten. Amerika, das Haupteinwanderungsland, läßt durch eine eigens nach Europa reisende Kommission die Ursachen der Auswanderung untersuchen — aber Deutschland nicht! Das Reich hat keine Zeit mehr, sich mit tiefsprachlichem Sinn und Blick Fragen zu widmen, welche den innersten Kern unseres nationalen Volkslebens berühren. Oder ist es nicht so? — C.

Robert Keigel in Detroit druckt in seiner Wochenschrift „Der arme Teufel“ die von uns mit dem ersten Preise gekrönte Dichtung „Die beiden Schwestern (eine ethische Burleske)“ von Richard Dehmel nach und begleitet den Abdruck mit folgenden einführenden Zeilen:

„Heute habe ich den Hofzwanzel und einige Anzeigen geopfert, um eine der wichtigsten Dichtungen Jungdeutschlands vollständig im Feuilleton zum Abdruck bringen zu können. Ethische Burleske nennt Dehmel sein Opus, es ist mehr, es ist eine That der Wahrheit, es ist eine Geißel, welche wahre Sittlichkeit über der sittlichen Lüge unsrer Zeit schwingt. Wer sich an einigen Verdrehten stößt, den erinnere ich daran, daß das Ganze eine Allegorie ist, aber kein so zweifelhaftes Häufelgebild, sondern eine, die Fleisch und Blut hat und den Menschen so gut trifft wie die Sache. Wer überhaupt keine Verse liest — es giebt auch solche Käuze — wer nicht zwischen den Zeilen lesen kann, wer die Wahrheit nicht vertragen kann, der bleibe dieser Dichtung fern. Tu aber,

der du einmal reine, nackte Herrlichkeit in Armen hieltest, du wirst mir dankbar dafür sein, daß ich die Schöpfung des Berliner Dichters auf amerikanischen Boden verpflanzt habe.“

Unseres Wissens hat es bis jetzt keine der zahlreichen Zeitschriften im deutschen Reich über sich zu bringen vermocht, dieses herrlichen Preisgedichtes unseres Mitarbeiters, das in Amerika Furor macht, auch nur mit einem einzigen Worte zu erwähnen. Kommentar überflüssig.

M. G. C.

In der vom 26. Nov. 1892 datierten Nummer der Zeitschrift für die Reform der höheren Schulen ist ein Aufsatz von Friedrich Lange zu finden, der die höheren Gesichtspunkte der Schulreform so klar und feurig erörtert, daß wir besonders darauf hinweisen möchten. Lange betont Ubtig gegenüber: es handelt sich um eine deutsche Kulturreform, die in ihren Folgen ebenso weit, ja weiter ragen wird, als ehemals der Kampf der Humanistik gegen die Scholastik. Wurde damals die freie und große Menschlichkeit in ihre Rechte eingesezt gegen das kirchlich Enge und Kleine, so soll jetzt im Bunde mit moderner naturwissenschaftlicher Weltanschauung die deutsche Volkseele befreit werden aus dem Banne der Ausländerei. Zu diesem großen Ziel der Schulreform gesellt sich das andere, das die soziale Gesundung Deutschlands betrifft. Die künstlichen Schranken zwischen den einzelnen Ständen sollen zuerst in der Schule bekämpft werden. Die allgemeine Volksschule muß sich unmittelbar, ohne Vorschulen, an das höhere Unterrichtswesen anschließen, und dieses selbst muß durch Unentgeltlichkeit allen Verfähigten zugänglich sein.

Die vortrefflichen Ausführungen Langes verdienen in den weitesten Kreisen bekannt zu werden. Wir brauchen eine vollständige Kultur und eine soziale Verständigung, und dazu verhilft uns eine gründliche Schulreform. H. S.

Bei Karl Gerold & Sohn in Wien ist vor kurzem der XXII. Jahrgang der „Diokuren“, des literarischen Jahrbuches des I. allgemeinen Beamtenvereines der öst.-ungar. Monarchie erschienen.

Man mag mit manchen Beiträgen nicht einverstanden sein, jedenfalls eine brave Leistung, deren Reinertrag dem Fonds zur Errichtung einer höheren Mädchenschule gewidmet ist.

Die Perle des viden Bandes ist das reizende Gedicht „Frühlingsjauber“ von der prächtigen Marie delle Grazie. Von Alfred Formey erwähne ich „Begegnung“, das eine hübsche Begabung verrät. Ferdinand Groß bringt einige gelungene Nachdichtungen von Leconte de Lisle, Sully Prudhomme und Paul Bourget. Schön sind die Übersetzungen aus dem Italienischen des Cesare Rossi von E. Breisky. Lyrische Beiträge sind noch Marie von Rajmayer, Martin Greif, Fritz Lemmermeyer, E. Cerri, Hans Falke, Alfred Friedmann, Franz Gerold, August Silberstein u. m. a., mehr minder bekannten, mehr minder unbegabten Autoren. Sehr schlecht haben mir die lyrischen Ergüsse des Herrn W. von Wartenegg angeschlagen, des Breisky's Lustspielängers. Der alte Ludwig August Franck dichtet seine Freunde an, u. a. auch Herrn Robert Zimmermann, „als er Rector magnificus wurde“, und veröffentlicht dann die vierseitige Antwort der Magnificenz. Nun, die Dichter Franck und Zimmermann, ich glaube, beide haben sie sich einander nichts vorzuwerfen.

Hermann Meynert schreibt über „Kant und Schmiedeborg“, W. du Nord über „Josef R. von Landler“. Neben vielen Prosaartikeln enthält der interessante Band noch zwei einaktige Versdramen von Ganzer und Dr. Florian Weisner und eine Übersicht über die Thätigkeit des Vereines im Jahre 1891 von Dr. Rudolf Schwingenschlögl. Karl Kraus.

Die „Beilage“ zur „Allg. Ztg.“ brachte jüngst einen larmoyant und pietistisch geklebten Artikel über Stauffer-Bern,

worin der Verfasser, unter Verhüllung seines puritanischen Antlitzes den jungen Künstler beklagt, in pädagogischer Absicht dessen Verirrungen und tolle Streiche ausjählt und schließlich mit einem Blick nach oben uns rät, mit Goethe „Gott um ein reines Herz zu bitten“. — Merke der Verfasser nicht, wie ungeheuer er hier citiert, wie ignorant er seine Parallele gezogen? Weis er nicht, daß der junge Goethe mit Herzen, die schon anderen gehörten, genau so umgegangen ist, wie der junge Stauffer? Jener mit Charlotte Kestner genau so, wie dieser mit Lydia Wetti? Daß dem Verfasser des „Werther“ die Pistole zum Selbstmord nur wenig ferner lag, als dem jungen Schweizer Porträtkisten? Und daß die Genüsse und Freiheiten Goethes in Italien denen Stauffer-Berns in Italien mindestens die Wage halten? — Ist es nicht der junge Wein, der brausen darf und soll, und dessen übersäumendes Währen die Garantie giebt, daß er in der Reife gut schmeckt? — Wenn uns nur die Pietisten von der protestantischen „Beilage“ mit ihren Bibelprüchen vom Halse blieben! Dem Verfasser des oben erwähnten Artikels aber raten wir, ohne Citat, Gott nicht um reines Herz, sondern um etwas mehr Verstand und Litteraturgeschichte zu bitten. Panizza.

Briefe berühmter Zeitgenossen an Frhrn. von Hammerstein, Chefredakteur der Preussischen Kreuz-Zeitung. (Zürich. Verlags-Magazin. J. Schabelitz. 1892.) — Nach zwei, drei Briefen wird man stübig hinsichtlich der Absender; nach dem vierten und fünften Brief ist man sicher, daß nicht nur die Absender, sondern auch der Empfänger fingiert sind. Die neueste Manier, sich über die Welt lustig zu machen und Leute und Gegenstände in eine scharf satirische Beleuchtung zu rücken. Die Briefschreiber gehören meist den konservativen Kreisen an. Stöder, Buttamer u. a. müssen hier mit ihrem Namen als Jolie dienen.

Der Antisemitismus spielt in diesen Briefen eine große Rolle. Bismarck dagegen schreibt unterm 5. Mai 1891 an Frhrn. v. Hammerstein und die Kreuz-Zeitung: „Friedrichstraße. Ew. Hochwohlgeboren! — Ich habe schon öfter detont, daß ich die konservative Partei für unfähig halte, das deutsche Reich in seinem Bestande zu schütten. Bitte, mich also von jetzt an mit Ew. Hochwohlgeboren unnötigen Zuschriften gänzlich zu verschonen. — Ganz ergebendst v. Bismarck.“ — Was die fingierten oder vielmehr solidierten Briefschreiber für eine Miene zu diesem Spiel machen werden, wissen wir nicht. Pauzga.

Lesefrüchte. In dem großen deutschen Vaterlande existiert ein literarisches Waidhaus, genannt „Blätter für literarische Unterhaltung“. Davin arbeiten früh und spät eine Reihe von Kritikern, die dem Bildungsstande der heiligen deutschen Bourgeoisie von Preußens Gnaden alle Ehre machen. Je nachdem mir es paßt, will ich einen vorführen. Ich beginne mit einem Prachtexemplar. Ich meine damit nicht Herrn Richard Heidbrecht, der dem wie billig entrüsteten Publikum mitteilt (vgl. „Schwierige Kritik“), daß er einmal verhaun worden ist. Nein, nein, das ist falsch, er ist nicht verhaun, sondern mit einer Ladung „echt münchener Schmutzes“ bedacht worden. Der Arme hat sich also abbürsten müssen; und vielleicht lassen sich die Schwielen nicht wegdürsten. Haben wir Mitleid und lassen ihn laufen! Ich meine vielmehr Herrn Dr. phil. Eugen Mogk, Privatdozent an der Universität Leipzig. Der Mann schreibt einen Artikel „Zur nordischen Literatur“ (1892, S. 763 ff.). Darin kritisiert er eine zusammengefundete Uebersetzung dreier altisländischer Sagas. Dagegen ist ja nichts einzuwenden. Wenn der gute Mann nur nicht auch über Dinge reden wollte, die mit dem Buche nichts zu thun haben, über Dinge reden wollte, von denen er nichts versteht. Er verkündet nämlich folgendes: „Aber auch von der Pichtung der nordischen Völker weiß man im großen und

ganzen wenig, wenn auch die neuere norwegische Schule, namentlich ihre Häupter, Ibsen und Björnson, durch ihre Dramen und Romane in Deutschland die Wünschelrute geschlagen und in gewissen Kreisen einen Ibsen-Kult hervorgezaubert haben.“ Ibsen und Björnson, Häupter einer Schule (Herr Dr. Mogk ist natürlich Philologe und kann sich als solcher eine Pitteratur, die nicht in „Schulen“ zu teilen ist, gar nicht vorstellen), in Deutschland die Wünschelrute „durch ihre Dramen und Romane“ schlagend und zusammen einen Ibsenkult hervorgezaubert — das Bild ist so wunderschön, daß man sich sogar über den Stil des Herrn Privatdozenten freut. Das Leipziger Orakel fährt fort: „Allein schon mit Björnson ist es, wie es ist [natürlich!] wie soll es denn anders sein!; man hat seinen Namen wohl im Munde, von seinen Werken aber weiß man verschwindend wenig.“ Wer ist denn „man“? Ich will Ibsen eine Geschichte erzählen, Herr Doktor! Vor, sagen wir, 5 Jahren kam ein neuer Professor nach xyz; der Mann hatte eine Frau, und es dauerte nicht lange, so war man über dieje Frau sehr aufgebracht. Man, das ist: die behofen und beunterrocten Individuen, aus denen die akademischen Kreise von xyz bestanden. Man höre und staune: Die Dame brachte den Namen Zola über ihre Lippen und, was noch viel schlimmer war, sie hatte Zolas Romane gelesen. „Man“ war indigniert. Ich aber erlaube mir, Herrn Dr. Mogks „man“ für nicht der Beachtung wert zu halten.

Das Leipziger Orakel fährt fort: „Und drücken nicht Jonas Lie, Kielland, Strindberg [der gehört wohl auch zur neuern norwegischen Schule?] u. a. dem Nodögöpen des (!) Realismus ihre Opfer, man würde sie schwerlich in den billigen Ausgaben moderner Bücherfabrikanten finden.“ Armer Herr Doktor! Wie lange haben Sie doch geschlafen. Sind so weit zurück, daß Sie nicht einmal die neueste Mode kennen. Der Realismus ist ja abgethan; der Symbolismus ist Mode. Wenn Sie sich durch-

aus über einen Nodestöpsel entrüsten wollen, so entrüsten Sie sich gefälligst über den. Wenn Sie Proben haben wollen, brauchen Sie bloß nach Berlin SW., Schützenstr. 68 zu schreiben. Ballonmühe.

Unter dem Titel „Dœa dœne“ erscheint im Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig demnächst eine Sammlung ungewöhnlich fein ausgearbeiteter Novellen und Stimmungsbilder von Karl Kosner. Als Talentprobe unterbreiten wir unsern Lesern in der heutigen Nummer die Novelle: „Die Nagelschere“, die Art und Stil des jungen Autors trefflich charakterisirt. M.

Preisaus schreiben. Die Redaktion des „Frauenheil Münchens“ erläßt folgendes Preisaus schreiben: Die Wörter: Heil, Frauen und Frauenheil sind in einem Gedicht, welches bis 12 Zeilen messen darf, zu verwenden.

Für die beste Einsendung ist ein Triumph-Loden-Reform-Kostüm der Loden-Manufaktur J. Hesse, München, im Werte von 80 Mark bestimmt. Außerdem sind 9 Hauptpreise und für die übrigen Einsendungen ein Geschenk im Werte von mindestens 1 Mark vorgesehen. Bezügliche Zuschriften sind bis 10. Januar 1893 an Herrn Direktor Edhoff, München, Maximiliansplatz 12 B zu richten.

Die Redaktion der Jugend-Gartenlaube (Verlag der Kinder-Gartenlaube in Nürnberg) setzt für 1893 als Preise 1000 Mark, 600 Mark und 400 Mark für die besten, der Jugend am meisten angemessenen Erzählungen aus. Die Erzählung soll nicht mehr als 120 Druckseiten der Jugend-Gartenlaube (43 Zeilen à 18 Silben) und nicht weniger als 80 umfassen und für Knaben und Mädchen im Alter von 10—15 Jahren geeignet sein. Nur Originalarbeiten sind zulässig. Bis zum 31. Juli 1893, abends 7 Uhr, sind Manuskripte nach Nürnberg an die Redaktion der Jugend-Gartenlaube einzusenden; bis 1. Oktober 1893 findet Kundgebung des Schiedspruches statt. Das Preisrichter-

aunt haben übernommen die Herren R. Fries, Armin Stein (S. Nietzsche) und Julius Sturm. Die näheren Bedingungen für die Bewerbung versendet die Redaktion der Jugend-Gartenlaube in Nürnberg auf Wunsch franko.

Auf vielfache Anfragen: Unsere Anthologie wird selbstverständlich alle Arten und Gattungen der Satire, der crusten wie der heitern, aber immer kühnen, mutigen, unerbittlichen Satire umfassen. „Sozial“ ist (siehe Aufsatz in Heft 1, 1893) im weitesten Sinne des Wortes zu fassen. Natürlich sind auch literarische Satiren mit inbegriffen, (z. B. satirische Charakterbilder der Art namhafter Autoren verschiedener Zeiten), ja sehr erwünscht. Redaktion: Wien I., Maximilianstraße 13 I.

Karl Kraus. Anton Lindner.

Notiz. Die in Heft 9 v. J. der „Gesellschaft“ angekündigte Anthologie *Libermann-Vigterheides* wird u. a. Beiträge enthalten von Karl Busse, Franz Ebers, Johannes Funf, Arnold Garde, Adam Held, Fritz Lienhard, Hans G. Ludwigs (?), Georg Barthel Roth, Josef Schmid-Braunfels, A. von Sommerfeld, Ottomar Staus von der Mark, Julius Bausfeld (?), und Heinrich Ernst Wacker. Außer dem Herausgeber sind noch eine stattliche Reihe anderer junger Talente vertreten.

Erklärung. Bezugnehmend auf Edgar Steigers Kritik über Fr. Bopp's neues Nlederbuch „Dämmerlicht“ habe ich ganz kurz folgendes zu erklären:

1) Meine anerkennenden Strophen bezogen sich nicht auf „Dämmerlicht“, sondern auf Bopp's Erfüllungswert „Fallende Blätter“, welches ich für ungleich bedeutender halte, als „Dämmerlicht“. Ich muß es also entschieden ablehnen, daß meine dem ersten Buch geltenden Strophen, mit welchen ich den verbüßtesten Menschen und angehenden Dichter ermuntern wollte, willkürlich auch auf das zweite Buch bezogen werden, wozu Edgar Steiger durch die von mir nicht autorisierte Ver-

öfentlichung meines Gedichtes an der Spitze von „Dämmerlicht“ übrigens wohl bewogen werden konnte. Niemand war peinlicher überrascht, wie ich selbst, als ich meine wohlgemeinten, aber ohne Takt reproduzierten Verse an der Spitze des Popp'schen Buches paradien sah. Es ist das eine gesunde Lehre für mich, und ich werde mit meinen Ermunterungen in Zukunft vorsichtiger sein.

2) Wer Popp's „Dämmerlicht“ übrigens mit dem ernststen Wohlwollen gelesen hat, welches jede sich mühselig aus den Niederungen des Lebens emporarbeitende Kraft verdient, der wird Steigers so kategorisch ablehnende Kritik unbedingt nicht billigen können. Es ist schon Schlechteres gelobhudelt worden.

Büch, den 11. Dezember 1892.

Maurice von Stern.

Julius Banjelow †. Am 11. Dezember 1892 starb in Elbing im jugendlichen Alter von 24 Jahren der Lehrer und Schriftsteller Julius Banjelow (Pseudon. J. Selow), ein begeisterter Anhänger der modernen Richtung, der besonders

als Lyriker Anerkennenswertes geleistet hat. Unseren Lesern ist er aus verschiedenen Gedichten und Aufsätzen bekannt, die in der „Gesellschaft“ erschienen sind. Banjelow hinterläßt einen reichen literarischen Nachlaß, unter welchem sich neben zahl reichen lyrischen Gedichten Romane, Novellen und Dramen befinden. Eine Novellen-sammlung, „Tragödien“ betitelt, über deren Herausgabe der Tod den Autor überraschte, soll bei Pierson (Dresden) erscheinen. M.

Verichtigung. In dem Artikel „Die Columbusfeier in Spanien“ von Johannes Fastentath (Januarheft) sind durch zu spätes Eintreffen der Korrektur einige sinnstörende Druckfehler stehen geblieben:

Auf Seite 94, Zeile 8 v. o. lies „Señor Cruz“ statt Santa Cruz; Zeile 12 v. o. „dem Viehlehem der Entdeckung“, nicht dem Ent-stehenden Entdeckung; Zeile 14 v. o. „Quelva“, nicht Rucloa. S. 95, Zeile 9 v. o. lies „Pekah y Gohi“, nicht Hahi, Zeile 19 v. o. „katholischen“, nicht fastilischenkönigin; Zeile 22 v. o. lauten die Namen richtig: „Ponce de Leon, Vasco Nuñez de Balboa“; Zeile 6 v. u. lies „Onubense“ statt Onabense. Seite 96, Zeile 5 v. o. lies „Joest“ für West; Zeile 6 v. u. lies „katholische“ Königin.

Unser Preisausschreiben

für die besten Arbeiten über die zweckmäßigsten Mittel und Wege zur Verbesserung unserer Rasse hat zahlreiche Bewerber gefunden. Nach einstimmigem Spruch des Preisgerichts erhielt den ersten Preis

Herr Heinrich Solger in München,

den zweiten Preis

Herr Max Zeiling in Orlingborg.

Der Abdruck der Arbeiten erfolgt in der „Gesellschaft“.

Dem Preisrichter, den Preisbewerbern wie den Preisrichtern besten Dank und Gruß!

München, 1. Februar 1893.

Dr. M. G. Conrad.

Wir bitten sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft“:

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,
zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Reerens L. G.



Heinz Toivote



Vom Vaterlande.

Zeitfragliches von N. S. Conrad.

(München.)



Stärke, Ehre, Freiheit, Glück und Schönheit des Vaterlandes sind jedem guten Menschen so teuer wie sein eigenes Leben.

Nur muß der gute Mensch auch ein Vaterland haben.

Kein Stiefvaterland.

Keins, das man ihm bloß vorgaukelt, an die Wand oder an den Himmel malt mit allerlei komödiantisch-psäffischen Redensarten und jesuitisch-patriotischen Erziehungsschwindeleien.

Nein, ein wirkliches Vaterland, kein vorgegaukeltes, vorgelogenes, vorgegeschwindeltes.

Millionen guter Menschen haben heute noch kein Vaterland oder kein Vaterland mehr. Sie haben nur ein Reich, einen Staat, einen Fürsten. Sie haben einen Lebenschauplatz, eine Umgebung. Da giebt es alles Erwünschliche, nur nicht was sich mit Stärke, Ehre, Freiheit, Glück und Schönheit des Vaterlandes sinngerecht zusammenreimen läßt für die Armen und Verstoßenen.

Millionen anderer Menschen betrachten den Erbball als ein einziges Ausbeutungsobjekt für ihre unerfättliche Gewinnsucht. Sie kennen kein anderes Vaterland als den Welthandel, die internationale Börse, den internationalen Geldsack. Stärke, Ehre, Freiheit, Glück und Schönheit sehen und suchen sie nur in dem Machtbesitz, den sie sich auf Kosten ihrer Mitmenschen in aller Herren Länder erschwindelt und ergaunert haben. Und alle Thüren thun sich ihnen auf, mit freundlichem Willkomm.

Wer keinen Fußbreit Land, keine gesicherte Heimat, keinen auskömmlichen Vermögensstand besitzt, für den ist das Vaterland weniger als ein Begriff, kaum ein Traum. Ruhelos wandert er auf Erden umher, wird hierhin und dorthin gestoßen und findet nirgends eine bleibende Statt für ein menschenwürdiges Leben für sich und die Seinigen.

Menschenpreu im Winde.

Arme Teufel, die absolut nichts besitzen als ihre Gliedmaßen und verdammte sind, von der Hand in den Mund zu leben, werden durch die europäischen Militärgesetze gezwungen, sich uniformieren, drillen und im Kriegsfall todschlagen zu lassen für ein Vaterland, das sie in Wahrheit garnicht besitzen. Wer aber einen vollen Sack hat, vermag sich in dem einen Lande einzubürgern und geht in ein anderes, um sich der Militärpflicht zu entziehen. Wo er frei und angenehm lebt, da ist sein Vaterland. *Ubi bene ibi patria.*

Jahrhundertlang ist Amerika als Sammel- und Ablagerungsplatz für die Armen, Heimatlosen und Vaterlandsuchenden, wie für den Abschäum der Bevölkerung von Europa als Riesenkloake gebraucht worden.

Amerikanische und andere Schifffahrtsgesellschaften haben sich ein gewinnbringendes System gemacht, die Armen und Verstoßenen, die Kranken und Verbrecher der europäischen Nationen für die Verschiffung nach Amerika zusammenzutreiben.

Ein amerikanisches Blatt, der „Boston Evening Transcript“, bringt jetzt über die phänomenale europäische Massenauswanderung ganz erstaunliche Thatsachen ans Licht. Natürlich nicht in der Absicht, uns Europäern und unseren Kulturzuständen und der Beschaffenheit unserer verschiedenen Vaterländer ein Kompliment zu machen, sondern um die amerikanische Gesetzgebung auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die dem ganzen Erdteil aus dem fortgesetzten und immer sich noch steigenden Zutrieb fremder Völkerschaften traurigster Art drohen.

Wir erfahren da unter anderem folgendes:

„Während des Jahres 1891 haben sich zweimal so viel Juden im Hafen von New-York ausgeschifft, wie jetzt im heiligen Lande sind. In der That waren sie alle aru und 50000 von ihnen kamen aus Rußland. Dies sind die am hoffnungslosesten heruntergekommenen Menschen auf Erden; mit ihnen verglichen, sind die Chinesen höchst wünschenswerte Bürger. Es sind ihrer noch 3500000 in Rußland, und sie kommen alle herüber. Der Fonds von 10000000 Dollars, die der Baron Hirsch gegeben hat, wird genügen, sie Alle innerhalb weniger Jahre nach Amerika zu bringen. Sie landen ohne einen Pfennig in der Tasche, und das einzige Gewerbe, das sie je treiben, ist eine Art Hausieren, das halbe Bettelci ist. Der

Hirsch-Fonds versorgt jeden von ihnen mit einigen Dollars, womit sie einen Vorrat von Schuhbändern, Hemdknöpfen, Tragbändern oder ähnlichen Waren erstehen. Schon giebt es durchschnittlich in der Stadt New-York auf ein Häuserviereck acht hebräische Händler dieser Art. Es ist nicht zu verwundern, daß die russische Regierung sich ihrer zu entledigen wünscht, insofern, als sie niemals irgend etwas produzieren. Wenn ihnen Land gegeben wird, verpachten sie es an andere und leben von der Pacht. Nichtsdestoweniger ist es nicht einzusehen, warum es dem Zaren erlaubt sein sollte, diese Last auf die Vereinigten Staaten abzuwälzen.

Im Jahre 1880 gab es in England 25 000 Verbrecher im Gefängnis und auf Urlaub. Gegenwärtig giebt es im ganzen weniger als 12 000. Diese Verminderung ist durch die Verschiffung britischer Verbrecher nach Amerika herbeigeführt worden. Es ist ein höchst einträgliches System, das England von gefährlichen Bürgern befreit und eine jährliche Ersparnis von 170 Dollars auf jede so verschickte Person bedeutet. Es giebt in Großbritannien ungefähr neunzig sogenannte Hilfs-Gesellschaften für entlassene Gefangene. Während sie dem Namen nach Einrichtungen der Privatwohlthätigkeit sind, sind sie in Wirklichkeit Agenten der Regierung. Ehe ein Verbrecher entlassen wird, besucht ihn ein Beamter einer der Gesellschaften im Gefängnis und macht ihm den Vorschlag, nach den Vereinigten Staaten zu gehen. Er stimmt diesem fast immer zu, denn er ist nur froh, der Polizeiaufsicht zu entrinnen und von den Gerichtsakten loszukommen, die ihm in jedem Gerichtshof gegenübertreten, sobald er ein neues Verbrechen begeht. Wenn er den Vorschlag annimmt, übergiebt ihn die Regierung der Gesellschaft und zahlt der Gesellschaft zugleich 30 Doll. Von dieser Summe zahlt die Gesellschaft 17,50 Doll. für des Verbrechers Billet nach Amerika. Ein Beamter begleitet ihn zum Hafen, kauft ihm die Fahrkarte, versorgt ihn mit Kleidern, Betten und anderen notwendigen Dingen und händigt ihm bei der Abfahrt des Schiffes den Ueberschuß von 12,50 Dollars aus.

In der Absicht, sich auf diese Weise so vieler Verbrecher wie möglich zu entledigen, hat die britische Regierung das System eingeführt, gegen die Übertreter der Gesetze eine kurze Gefängnisstrafe und eine lange Zeit der Polizeiaufsicht zu verhängen. So können die Verbrecher nach kurzer Zeit freigelassen werden und haben alle Veranlassung, außer Landes zu gehen. Nicht selten pflegt ein Richter thatsächlich die Strafe zurückzunehmen, unter der Bedingung, daß der Betreffende sich bereit erklärt, nach Amerika zu gehen. Tausende und Abertausende von Engländern, die der schwersten Verbrechen schuldig erklärt und in der geschilderten Art freigelassen worden sind, sind jetzt in diesem Lande, wo die meisten ihren gewerbsmäßigen

Krieg gegen die Gesellschaft fortführen. Bei seiner Ankunft wechselt der deportierte Verbrecher sofort seinen Namen und beginnt, ungehindert durch vergangene Missethaten, eine neue Laufbahn. Man weiß bestimmt, daß solche Personen in sehr vielen Fällen nach ihrer Ankunft auf der amerikanischen Seite des Wassers von den britischen Gesellschaften eine Geldunterstützung erhalten, eine Unterstützung, die ihnen in der Form von Postanweisungen übermittelt wird.

Im Jahre 1865 bezifferten sich die Armen der Bevölkerung von England und Wales auf 47 vom Tausend. Gegenwärtig zählt man nur 23 vom Tausend. Dieser Rückgang von mehr als der Hälfte ist dadurch herbeigeführt worden, daß man Leute dieser Klasse nach den Vereinigten Staaten geschickt hat.

Wenn das Gemeinwesen um den Preis von 17,50 bis 20 Dollars für eine Fahrt über den Ocean sich für immer einer Last entledigen kann, so ist dies offenbar billiger, als das Individuum für den Rest seines Lebens zu unterhalten. Lord Derby sagt: „Bei einer gehäuften Bevölkerung, die sich jährlich um 1500000 Köpfe vermehrt, muß England ein Auswanderungsland sein. Die wachsenden Mengen der ärmeren Klassen zu entfernen, ist nicht nur eine Sache der Menschlichkeit, sondern auch der öffentlichen Sicherheit.“ Das heißt, der Sicherheit für England, aber gewiß ist es eine Gefahr für die Vereinigten Staaten. Kardinal Manning sagt, daß eine der größten Segnungen Englands seine Geschicklichkeit ist, „sich seiner Verarmten durch Auswanderung zu entledigen“. Amerika kann natürlich auf billigere Weise erreicht werden, als irgend ein anderes Land, das diesem Zwecke dienlich ist. So geschieht es, daß heimatlose Kinder zu Tausenden in den Straßen Liverpools und anderer Städte aufgelesen und nach Amerika geschickt werden. Ebenso schicken fast 100 wohlthätige Asyle für gefallene Frauen in Groß-Britannien ihre mehr oder weniger begehrten Unglücklichen zu den Amerikanern. Die russischen Juden, die sich jetzt über England ergießen, werden nach Amerika überführt, weil es billiger ist, ihre Überfahrt zu bezahlen, als sie zu behalten.

Unter diesen Umständen ist es nicht überraschend zu hören, daß jetzt 40 vom Hundert der in den Kertern und Asylen der Vereinigten Staaten Eingeschlossenen Ausländer sind. In Neu-England steigt dieser Prozentsatz auf 75 vom Hundert. Während des Jahres 1891 wurden in Alleghany County, Penn., 58 Totschläge begangen und zwar alle von Ausländern oder naturalisierten Fremden. Italien schickt die größte Zahl von Einwanderern an amerikanische Küsten. 5000 Morde geschehen jährlich in jenem Lande. Diese Leute führen ihre Geheimbünde in Amerika ein, wie

3. B. die Mafia, deren Zwecke Mord, Straßentraub, Diebstahl und alle anderen Verbrechen sind. Mehr als 150 000 kommen jährlich herüber. Eine große Anzahl kehrt jeden Herbst nach Italien zurück und kommt im Frühjahr wieder. Sie können beide Überfahrten bezahlen, vier Monate unthätig zu Hause sich aufhalten und doch in der Zeit, die sie in den Vereinigten Staaten zubringen, mehr als doppelt soviel verdienen, als wenn sie in ihrer Heimat das ganze Jahr hindurch arbeiteten. In Italien giebt es 22 000 000 dieser unerwünschten Fremden, von denen man sagen kann, daß sie im Begriff sind, nach den Vereinigten Staaten auszuwandern. Fast ihren ganzen Erwerb nehmen sie mit nach Hause, da sie sich während sie hier sind, mit der elendesten und unwürdigsten Lebensweise begnügen. Laßt jeden, der die Wirkung dieser Notlage sehen will, in die Kohlen-districte von Pennsylvanien gehen, die Städte und Dörfer dort waren vor der Ankunft dieser fremden Horden von amerikanischen Arbeitern und ihren Familien bewohnt, die in behaglichen Verhältnissen lebten. Heute ist alles anders. Der amerikanische Bürger ist fort und das Heim seiner Familie ist ein Obdach für 20 bis 30 Männer mit 1 bis 2 Frauen, die für sie kochen. Diese Fremden haben die Amerikaner vertrieben, weil ihre Arbeit billiger ist. Sie werden gezwungen, für ihre Arbeit Lebensmittel aus den Magazinen der Gesellschaft einzutauschen, und der Leiter der Gesellschaft, die sie beschäftigt, ist Agent für verschiedene Dampferlinien, welcher mittels vorherbezahlter Fahrkarten jede verlangte Anzahl von Arbeitern vom Auslande einführt. Wenn dieses System fortgesetzt werden sollte, wird der amerikanische Arbeiter in wenigen Jahren sich mit einer Stube für seine Familie begnügen müssen und gezwungen sein, unter denselben armseligen Verhältnissen zu leben, wie sie die Lage der Arbeit im Auslande beherrschen.

Da die Dampferlinien den Transport von Einwanderern als ein ungeheuer einträgliches Geschäft erkannt haben, bedienen sie sich jedes möglichen Mittels, um die allerverarmtesten, wenigst erwünschten Klassen von Ausländern in unser Land zu locken. Die Hamburger Paketsfahrts-Gesellschaft, die uns im vergangenen Jahre die Cholera brachte, verwendet zu diesem Handel allein 265 Schiffe. Viertausend Agenten sind in Italien zu dem Zweck angestellt, Emigranten zusammenzutrommeln und zur Einschiffung zu überreden, und diese Agenten benutzen die Dienste von zahllosen Helfern, die für jeden Auswanderer 2 Dollars erhalten. Zettel, die von den Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten zu Reklamezwecken gedruckt werden und die behaupten, daß Millionen Quadratmeilen Landes in Dakota und anderswo für nichts zu haben sind, werden überall verteilt. Ebenso werden Flugblätter in Umlauf gesetzt, die die wunderbaren Hilfsquellen Americas

rühmen, und auf den sie begleitenden Karten sehen die Sümpfe von Florida und die wüsten Länderstrecken des Westens ebenso gut aus, wie die fruchtbarsten Ländereien. Die unwissenden Leute werden zu dem Glauben geführt, daß jeder von ihnen Besitzer von 160 Morgen fruchtbaren Landes werden kann, indem er sich einfach darauf niederläßt, und daß in Texas an der Eisenbahn entlang die Trauben wild wachsen. Man sagt ihnen, daß sie Kost und Wohnung in Castle Garden haben sollen, bis die Einwanderungsbeamten, deren Geschäft dies ist, ihnen Arbeit verschafft haben. Sie kommen in New-York ohne einen Pfennig an, und diejenigen, deren Reiseziel ferne Punkte, wie Portland, Oregon, Bismarck oder Dalota sind, glauben gewöhnlich, daß sie diese Ortschaften leicht zu Fuß erreichen können. Wenn sie den Schwindel entdecken, dem sie zum Opfer gefallen sind, so wenden sie sich den überfüllten Mittelpunkten der Bevölkerung zu.

Im Auslande ist keiner so arm, daß er nicht nach Amerika gelangen könnte. Je heruntergekommen er ist, desto geneigter werden die erwähnten barmherzigen Gesellschaften sein, ihn über das Wasser zu schicken und sich seiner zu entledigen. Die Völker von Europa entleeren buchstäblich ihre Kerker, Armenhäuser und Asyle an den Küsten der Vereinigten Staaten. Solch ein System ist eines der größten Ersparnisse von ihrem Standpunkte aus. Das Fahrgeld der italienischen Einwanderer wird gewöhnlich von ihren Verwandten und Freunden in Amerika bezahlt, die, wenn sie das Geld nicht haben, es bereitwillig und ohne Sicherheit von den vielen italienischen Banken erhalten, die es in den amerikanischen Städten giebt. Es giebt in New-York Duzende dieser Institute, die auf diese Art Geld zu 100 und 200 Prozent verleihen und es von dem ersten Verdienst der Einwanderer zurückerhalten. Die Banken machen auch ein großes Geschäft in Kontrakt-Arbeit, indem sie Tausende von Männern zum Arbeiten an Eisenbahnen und in Bergwerken herüberholen. Natürlich ist das gegen das Gesetz, aber sehr schwer zu entdecken. Vor kurzem wurde behauptet, daß die Dampferlinien Personen dem Namen nach als Stewards anstellen, deren eigentliches Amt es ist, die Einwanderer an Bord des Schiffes über die Antworten zu belehren, die sie auf die Fragen der amerikanischen Einwanderungsbeamten zu geben haben.

Die niederen Klassen der Ungarn, Italiener, Böhmen, Slaven und anderer Völker in südlichen Europa stehen dicht vor dem Verhungern. Man hat berechnet, daß für 50 von hundert von ihnen, die nach Amerika kommen, die Überfahrt vorher bezahlt wird zu dem Zwecke, sich ihrer zu entledigen. Sie werden als Verkommene einfach auf den freien Boden Amerikas geworfen. Auf ähnliche „barmherzige“ Weise werden sie mit der Bahn nach irgend einem Hafen gebracht, der ihrer

Heimat am nächsten liegt. Dies kostet nicht viel, weil sie vierter Klasse fahren. Die Wagen vierter Klasse sind in Europa etwas weniger luxuriös, als amerikanische Viehwagen. Sie haben keine Sitze, und die Reisenden stehen oder sitzen auf ihren Koffern. Sie sind so dicht zusammengepfercht, daß der Handel außerordentlich einträglich ist, obgleich das Fahrgeld weniger als einen Cent die Meile beträgt. Bei ihrer Ankunft im Hasen werden die Elenden in einem sogenannten Emigranten-Boardinghouse untergebracht, im Vergleich zu dem die erbärmlichsten Mietshäuser in den verrufensten Straßen von New-York palastartig sind. Diese Boardinghouses gehören den Dampferlinien, und die Auswanderer werden darin so dicht wie möglich zusammengedrängt, um die Abfahrt der Dampfer zu erwarten. Sie schlafen auf Stroh, und der Schmutz und die Unsauberkeit der Einrichtungen ist unbeschreiblich. Auf der Seereise wird dem Wohle der Tiere mehr Aufmerksamkeit gewidmet, als dem dieser menschlichen Wesen. Die Esel z. B., welche aus Italien in Amerika eingeführt werden, werden immer auf dem Topdeck des Schiffes untergebracht, während die Auswanderer in dem Schiffsraume unten einquartiert werden. Der zugestandene Grund dafür ist, daß einige von den Eseln wahrscheinlich aus Mangel an frischer Luft sterben würden, wenn sie in den Schiffsraum gesteckt würden, und daß das Stück davon 600 Dollars wert ist. Sie werden als Zuchtthiere in Amerika eingeführt, da es gleich große hier nicht giebt. Wenn viele von ihnen stirben, so würde der Handel, der eine Quelle großer Einnahmen für die Dampfer-Gesellschaften ist, natürlich aufhören. Mit einem Auswanderer hingegen ist das anders. Wenn er stirbt, wird er einfach in einen Sack genäht und über Bord geworfen. Sein Fahrgeld ist vorher bezahlt worden, und sein Tod wird keinen Einfluß auf die Geschäfte haben.

Der Einwanderungskommissionär H. J. Schulteis nahm vor einem Jahre als Agent der amerikanischen Regierung auf seiner Reise durch Europa verschiedene Verkleidungen an, zu dem Zwecke, um sich der wesentlichen Thatfachen, die die Einwanderung betreffen, genau zu vergewissern. In Holland war er ein Arbeiter mit über die Stirn gekämmtem Haar, trug Holzschuhe und schlief in dem Boardinghouse der Auswanderer. Er wandte durch die verrufenen Straßen Londons in zerrissenen Kleidern und Nägelschuhen. In Italien wuschte er sich den Bart und lief mit einem Bettelsack umher. Überall fand er Agenten der Dampfergesellschaften, die die leichtgläubigen und unwissenden Menschen durch falsche Versprechungen überredeten und blendeten. Er fand Regierungen, Dampferlinien, Eisenbahnen in einer Verbindung vereinigt, deren Zweck war, die überschüssige Bevölkerung auf Amerika abzuwälzen. Es war eine ungeheure Verschwörung, verborgen unter der Maske von Menschenfreundlichkeit, Kolonisationsplänen u. s. w.

Überall werden lügenhafte Abhandlungen und Circulare verbreitet, die das Paradies schildern, das in den Vereinigten Staaten zu finden wäre. In der Maske eines gänzlich Verkommenen erzählte er eine düstere Leidensgeschichte und erhielt von der „Society of Friends of Foreigners in Distress“ in London Geld für seine Überfahrt. An Bord des Dampfers war er Augenzeuge aller Arten von Abfcheulichkeiten, von denen das systematische Preisgeben junger Mädchen an die Korruption der Seeleute nicht die geringste war. Ehe er landete, erhielt er von dem Schiffsarzt einen Impffchein, ohne geimpft worden zu sein; die übrigen 235 Zwischendeckspassagiere gleichfalls.

Das Elend, das die europäischen Regierungen auf die Vereinigten Staaten abzuwälzen suchen, wird durch die Zwillingssübel des Großgrundbesitzes und des Militarismus verursacht. Fast der ganze Grundbesitz ist in den Händen weniger, während die Masse des Volkes durch die Last der Steuern für Heer und Flotte immer mehr verarmt. Könnten diese beiden Ursachen beseitigt werden, so würde eine sofortige Besserung der Lage der arbeitenden Klassen eintreten, die so gewaltig wäre, daß der Strom der Auswanderung fast zu fließen aufhören würde. Denn man muß wissen, daß diese Unglücklichen ihre Heimat ungern verlassen. Die Vaterlandsliebe ist allgemein unter ihnen, und nichts als die äußerste Not kann sie zwingen, auszuwandern. Selbst die unterdrückten russischen Bauern lieben ihre Heimat so innig, daß nur wenige sich entschließen, sie zu verlassen. Sobald die Völker von Europa nicht mehr vom Hunger bedroht sein werden, werden sie nicht mehr in unser Land konnen. Gegenwärtig wird die Zahl der in die Vereinigten Staaten Einwandernden amtlich auf 600 000 jährlich angegeben. In Wirklichkeit beträgt sie 1 000 000. Wenn man in Betracht zieht, daß zwei Kinder gewöhnlich als eine Person gerechnet werden, daß die Dampfer viel mehr Personen aufnehmen, als gesetzlich gestattet ist, daß die Gesellschaften große Mengen Menschen ausschiffen, die der Bequemlichkeit wegen als Stewards oder Employeés bezeichnet werden, daß eine große Anzahl in der 2. Kajüte fährt und deshalb nicht zu den Einwanderern gerechnet wird, und endlich, daß unterstützte Arme, die über Kanada geschickt werden, beständig in die Vereinigten Staaten eindringen — wenn alle diese unzweifelhaften Thatfachen in Betracht gezogen werden, wird man einsehen, daß die höchste Schätzung nicht zu hoch gegriffen ist.

Mr. Schulzeis, der diese Frage fleißig und gründlich studiert hat, spricht die Ansicht aus, daß, wenn man die Dinge so fortgehen lasse, wie jetzt, in fünfzehn Jahren die Armut in den Vereinigten Staaten ebenso vorherrschend sein würde, wie sie es in Europa ist. Die volkstümliche Vorstellung, daß es hier fast unbegrenzte Strecken Landes giebt, die keinen Besitzer haben

und wo die Einwanderer sich eine Heimath gründen könnten, ist ein völliger Irrthum. Thatsächlich sind fast alle unbewohnten Länderstrecken in den Händen von Eisenbahnen und Spekulanten. Sie fordern hohe Preise, und mittellose Einwanderer sind nicht imstande, Land zu erwerben. Da sie dies nicht können, lassen sie sich in den Mittelpunkten der Industrie nieder und machen der amerikanischen Arbeit in verderblicher Weise Konkurrenz.

Sobald der Kongreß zusammentritt, wird eine Flut von Gesetzesvorschlägen zur Einschränkung dieses Übels eingebracht werden. Die Einwanderungskommissionäre haben in ihren Berichten der Regierung empfohlen, Einwanderungsinspektoren anzustellen, die ihren Sitz in allen bedeutenden Häfen Europas haben müßten, wo sich Auswanderer einschiffen. Es würde die Aufgabe dieser Agenten sein, erwünschte Auswanderer mit Beglaubigungsschreiben zu versehen, unerwünschte zurückzuweisen, und sie so vor der Abfahrt zu sichten. Das gegenwärtige System der Prüfung in den Häfen der Vereinigten Staaten ist äußerst mangelhaft. Es müßte umgewandelt und ein ähnliches System an den Grenzen von Kanada und Mexiko als Ergänzung eingeführt werden. Es wird ferner dringend verlangt, daß ein Schutzzoll für den Kopf auf alle Einwanderer gelegt werde, und die Bestimmungen, die ihren Transport betreffen, in dem Sinne geändert werden, daß ihnen mehr Raum, Schutz gegen Unsitlichkeit u. s. w. gewährt wird. Die Dampfergesellschaften werden sich vielleicht veranlaßt sehen, in dieser Richtung dadurch mitzuwirken, daß sie ihre Fahrpreise erhöhen. Sie transportieren weniger Menschen auf einmal und erhalten dadurch eine bessere Klasse von Reisenden. Wenn sie ebenso viel Geld für halb so viele Passagiere bekommen, ist das für sie ebenso einträglich.

Durch diese Maßregeln werden die Armen und Verbrecher der fremden Nationen von Amerika ferngehalten werden und Laster, Armut und Krankheit sich nicht länger in vollen Strömen über die Küsten der Vereinigten Staaten ergießen."

Soweit der Artikel des „Boston Evening Transcript“.

Und nun, da die Amerikaner ihre Thore der Masseneinwanderung zu versperrten trachten, was jetzt, ihr armen europäischen Völkerstämmen, die ihr daheim in sozialer Noth und Bedrückung verkommen? Hört ihr, was euch der idealistische Dichter zuruft?

„Ans Vaterland, ans teure, schließt euch an!“

Es ist — um blutige Thränen zu lachen, so bitter klingt der Hohn.

Ganz anderer Empfindung und Meinung ist ein viel genannter moderner Fürst, der den Unzufriedenen seines großen Reiches nichts Besseres zu empfehlen mußte, als dies: Wenn's euch hier nicht gefällt, schüttelt den Staub von den Pantoffeln!

Borerst bleibt freilich abzuwarten, ob und in welchem Umfange die Vereinigten Staaten mit ihrer Abschließung ernst machen. Das Einwanderungsverbot, einmal Thatsache geworden, könnte auch für die sozialen Verhältnisse in Amerika nicht lauter Licht und Heil bedeuten, sondern von einem bösen Schatten begleitet sein.

Warum z. B. ist, um nur dies Eine zu fragen, die Arbeiterschaft der Vereinigten Staaten leistungsfähiger, als die unfrige? Darauf geben folgende Sätze aus einer vortrefflichen Darstellung „des Kampfes ums Dasein beim Menschen“ von Otto Ammon Antwort: „Die Bevölkerung Amerikas ist selbst das Ergebnis einer natürlichen Auslese: seit Jahrhunderten sind es die strebsamsten und tüchtigsten Elemente der alten Welt, welche den Weg über das Wasser einschlagen, um drüben ihre Kräfte zu verwerten. Die ärmsten und untauglichsten bleiben hübsch zu Hause und beehren uns ferner durch ihre Gegenwart, schon weil sie in der Regel die Mittel zur Überfahrt nicht aufzubringen vermögen, und was von ihnen durch eine Verkettung von Umständen hinübergelagert, das muß in der dort waltenden scharfen Auslese zugrunde gehen. Für unbrauchbare Leute hat man in Amerika wenig Mitleid übrig. Der ausgebildete Erwerbssinn, die Jagd nach dem Dollar: sie sind das Ergebnis der durch den Ozean so eigentümlich gestalteten Auslese. Das hochgefinnteste Element in Nordamerika stammt von den Idealisten ab, welche als politisch ‚Kompromittierte‘ Europa den Rücken lehren mußten.“



Prolegomena

zum Preisausschreiben: Verbesserung unſerer Raſſe.

Von Oskar Panizza.

(München.)

Vorbemerkung der Schriftleitung. Es wird für unſere Leſer nicht nur ein hoher geiſtiger Genuß, ſondern auch ein neuer Beweis unſerer redaktionellen Unbefangenheit und Gerechtigkeit ſein, wenn wir vor der Veröffentlichung der preisgekrönten Arbeiten einem unſerer vortrefflichen Mitarbeiter das Wort geben, um ſeine gegneriſche Stellung zu vertreten und auf die Frage: Wie kann man die Menſchenraſſe verbessern? mit der Erwiderung herauszurücken: „Man kann es nicht! Wir wollen es auch nicht! Und wir verbitten uns das!“

Der Menſch iſt wie die Blume auf dem Felde;
und er verdorret wie Gras; und wenn der Wind
drüber hinwegzieht, kennt man die Stätte nicht
mehr, da er gemähet iſt. Psalm 108, 15—16.

Als Verfaſſer dieſes in jüngeren Semestern im Auditorium des berühmten Chirurgen und menſchenfreundlichen Arztes, Profeſſor Rußbaum's, ſaß, brachte dieſer geſeierte Lehrer eines Abends, als er von der Schwindſucht ſprach, folgenden Paſſus vor: „Meine Herren, man hat nach Mitteln geſucht, um die Schwindſucht aus der Welt zu ſchaffen; man hat vorgeschlagen, da die Kinder Schwindſüchtiger immer wieder ſchwindſüchtig werden*), den Schwindſüchtigen das Heiraten zu verbieten. Aber, meine Herren, darf man das? Darf man einem Menſchen etwas nehmen, was der andere thun darf, nur damit die Welt in 30 Jahren geſünder ausſchaut? Was kümmert ſo einen armen Schwindſüchtigen, wie die Welt ausſchaut, wenn er einmal geſtorben iſt? Nein, meine Herren, dazu ſind wir nicht da! Wir dürfen nicht, damit ein ſpäteres Geſchlecht geſünder iſt, einem armen Teufel das rauben, was er vielleicht als das höchſte irdiſche Glück empfindet, ſich ein Weib zu nehmen, und eine Familie zu gründen!“ —

Dieſer Paſſus fiel mir unwillkürlich ein, als ich das Preiſthema des gewiß nicht minder human, als Profeſſor Rußbaum, denkenden nordiſchen Landedelmannes las. Und das „Darf man denn das?“ Rußbaum's, dieſe Zurückweiſung jedes Verſuchs der Beſchränkung der in-

*) Und dies ſcheint trotz alles Bazillen-Enthuſiasmus heute noch immer die Hauptquelle aller Phthiſis zu ſein.

dividuellen Freiheit, kam mir immer wieder in den Sinn, so oft ich mir die oben berührte Preisfrage zurechtlegen wollte.

In der That, das Heiratsverbot — aber auch das Rohabitationsverbot — würde mit einem Schläge diese furchtbare Geißel der Menschheit, wenn nicht in allen ihren Strängen, doch in ihren Hauptschwänzen und -Knoten zum Erlahmen bringen. — Das ist aber jetzt erst die Pithise. Jetzt nehmt noch Krebs, Gicht, Epilepsie, Skrofulose, Syphilis, Trunksucht, Geisteskrankheiten, kurz, alle auf Vererbung beruhenden Diathesen, und die konsequente Durchführung des Heiratsverbots für alle, die nicht gesunde Kinder zeugen können, müßte wohl Anstalten zur Folge haben — eine Art Analogon zu unseren heutigen Gebärd-Anstalten — in denen unter staatlicher Aufsicht geheiratet und gezeugt werden darf; während außerhalb derselben dieses Geschäft verboten wäre.

Damit ist es also nichts! — Wir sind uns Selbstzweck. Wir repräsentieren das „Recht der Lebenden“. Und nur der haarförmig und sicher geführte Beweis, daß diese unsere Erde wirklich nur ein „Zammerthal“, und lediglich als Vorbereitungszeit für ein später beginnendes, in Herrlichkeit und Freude verlaufendes, nicht ewiges, aber faktisch feliges Leben, im Himmel oder irgendwo, gelte, könnte uns veranlassen, länger, als schon geschehen, bei der horrenden Absurrität des Heiratsverbots für alle nicht Vollkräftigen zu verweilen. Bis dahin müssen wir sagen: Einmal geboren, einertei schief oder schépp, mit Anlagen zu Krämpfen oder nicht, ist der Zweck unseres Lebens, mit all den tausend Nervenfäsern, die uns Gott, oder wer nur immer, gegeben, uns vollzuzugaugen auf dieser Erde; und andrerseits, mit all den tausend Kanälen, die wir zur Außerung und Mitteilug besißzen, auf diese Erde und ihre Lebewesen wieder zurückzuwirken; und diesen Austausch mit der größtmöglichen Potenz von Luft und Abwechslug von Luft, d. i. der unvermeidlichen Bitterkeit, zu vollziehen. Dies gilt uns Leben. — Wie unsere Vorfahren das Leben aufgefaßt und gelebt haben, mag sehr interessant sein zu erfahren, kann aber unmöglich für uns maßgebend sein. Wie unsere Nachkommen ihr Leben betrachten werden, ist uns höchst gleichgültig. Dies mag ein Ausschreiben der „Gesellschaft“ pro 1950 besorgen. Wir, die Lebenden, erfassen unser Dasein mit all der Intenstität, die uns möglich ist, und klammern uns an unser Leben, so stark wir können.

Die Frage war aber auch — Verzeihung biederer Landedelmann! — einseitig gestellt. Mit der Frage nach Verbesserung unserer Rasse hatte der Auftragegeber wohl in erster Linie die physische Kondition im Auge. In der stillschweigenden Erwartung, daß nach dem „mens sana in corpore sano“ mit der Verbesserung der Leibesbeschaffenheit auch ein gesunder Geist

einziehen werde. Wir bestehen aber nicht nur aus einem Leib. Wir bestehen auch aus Geist. Und aus einem Geist, der unabhängig, ja oft in geradem Gegensatz zur Leibbedingung, geartet ist, und sich rührt. Jene „mens sana“, die sich als glückliches Produkt aus einem tabellofen Corpus robustum abstrahiert, mag in glücklicher Einsamkeit und Selbstgenügsamkeit etwa auf dem Lande hinter dem Pflug auskommen. In unser aufgeregtes Städteleben, in die Centren der heißen Arbeit, wo geschäftigt, gejagt, wo Schicksale geschlagen werden, paßt diese lediglich einem gesunden Körper entsprechende mens sana nicht hinein, und würde dort schlechte Geschäfte machen. Im Gegenteil, viele der vortrefflichsten Geister, die den weitgehendsten Einfluß auf ihre Mitmenschen ausgeübt, neuer und alter Zeit, ein Cäsar, Napoleon, Pascal, Voltaire, Friedrich der Große, Byron, Richard Wagner, staken in schwächlichen, kleinen, krankhaften, verkrüppelten und belasteten Leibern. — Die Frage ist also zwiefältig. Und ein Spiritualist könnte umgekehrt unter Betonung der geistigen Qualität eines Menschen die Frage so formulieren: Was können wir thun zur Erzeugung eines starkgeistigen, im Daseinstampfe gestählten Geschlechts, um psychische Prävalenz, bisher im Besitze Weniger, einer möglichst großen Breite von Menschenklassen zugänglich zu machen? — Und eine solche, die Körperform und Beschaffenheit mehr weniger vernachlässigende Fragestellung wäre nicht so übel. Man nehme die Juden mit ihren Säbelbeinen, Triesaugen, Hühnerbrüsten, kurzen Taillen, Schweißgeruch und Plattfüßen. Bei ihrer ausgesprochenen Häßlichkeit und Dekrepidität sind sie der teutonischen Rasse gegenüber, trotz Abspäperei mit bester christlicher Ammenmilch, ihrer physischen Leibbeschaffenheit nach zweifellos minderwertig. Aber ihr Geist ist, besonders nach einer, der merkantilen Seite hin, so viel besser entwickelt, daß er alle bessere Körperverfassung der germanischen Konkurrenzrasse weitmacht.

Doch lassen wir das. Vermeiden wir die Scheidung der Frage nach einer rein spirituellen und rein physischen Auffassung. Nehmen wir die Frage, wie sie unser trefflicher Landadelmann gestellt: Verbesserung der Rasse; einfach: Verbesserung. Da wir die Naturanlage als solche weder verbessern, noch korrigieren können, so bedeutet Verbesserung in diesem Falle soviel als: Wegschaffung der Schädlichkeiten. Nun können wir Epidemien und gewisse erbliche oder stets übertragene Krankheiten, wie Schwindsucht, Syphilis, die noch dazu häufig das Resultat unseres Kampfes mit dem Klima sind, wie oben dargelegt, nicht entfernen; also müssen wir unser Augenmerk auf andere Schädlichkeiten richten. — Da sind: Nikotin, Kaffee, Absinth, Morphinum, Haschisch, Alkohol u. a. spezifische Gehirngifte. Soll man deren Genuß abtaten? Oder ihn unmöglich machen? — Wir würden das ganze Bild unseres geistigen Lebens verändern. Die Gesellschaft als

solche würde sich weigern, die bisherigen Leistungen zu vollbringen. Wie die Wohlgerüche, Märchen, Luxusgegenstände des Orients, welche die Kreuzfahrer zurückbrachten, die ungeschlachteten Deutschen des 11. Jahrhunderts zähmten, milderten und verfeinerten, so haben Tabak, Kaffee, ja auch Morphin schon unser teutonisches, schwermassiges Gehirn so durchsucht, belebt, verzückt, daß es für einen unserer Vorfahren nicht mehr zum Rennen wäre. Ohne Tabak und Kaffee können wir die heutige Kulturarbeit nicht mehr verrichten; so wenig die deutschen Armeen ohne den französischen Rotwein die Strapazen des 70er Feldzuges ertragen hätten. Damit ist es also wieder nichts. Und die ethnographischen Forschungen haben gezeigt, daß, wie die fast 400 Millionen Chinesen nicht ohne das Opium, die circa 200 Millionen Hans-Liebhaber in Asien und Afrika nicht ohne Haschisch, die Bewohner Hinterindiens nicht ohne den Schum-Schum (Reis-Schnaps) zu leben vermögen, so alle Völker, die höchst- wie die tiefststehenden, ein Mittel zur Entflammung ihres Gehirns sich zusammengestellt und gebraut haben.

Doch wir haben noch andere Schädlichkeiten, wo der humane Völker-Erzieher vielleicht die Hand anlegen könnte. Was meint z. B. unser lieber nordischer Edelmann zu der Schnürbrust der Damen? Hier liegt eine absolut schädliche, die nackte Körperform entstellende, gelegentlich sogar lebensbedrohende Einrichtung vor. Aber man sage davon ein Wort unseren Damen. Keine wird die erste sein wollen, dieses sittliche Gefell aus Hans und Eisen, welches die Heiratsmöglichkeit in eben dem Maße wie die Brustform erhöht, abzulegen. Und ich bin fest überzeugt, die pietätstisch gesinnte Predigerstochter hält das Korsett für eine moralische, durch Luther mit der Reformation in die Welt gekommene Einrichtung und für ebenso wichtig, wie die Stücke seines kleinen Katechismus. Unsere Damen haben lange Zeit hindurch das Schicksal der Nachkommenschaft dieser Erde in ihren — Händen; ein Ruck zuviel mit dem Schnürstift, und das junge Köpfchen, welches dem Erdenleben entgegenschlummert, wird gequetscht; und dann wundert man sich, daß so viele — Querköpfe auf dieser Welt herumlaufen.

Noch ein anderer Punkt; der geht diesmal die Männer an: Man weiß jetzt einigermaßen genau, daß im Rausch erzeugte Kinder unter einer unglücklichen neuropathischen Disposition stehen; und besonders ein Teil der sonst unerklärlichen Epilepsie wird auf diesen Punkt zurückgeführt. Was ist hier zu thun? Die Rohabitation im Rauschzustande oder zu bestimmten Nachtstunden überhaupt verbieten? Eine für jeden Bureaufkaten oder tüchtigen Polizeirat enthusiastisierende Idee. Hier könnte das Vigiliersystem über die Staatsbürger bis zur letzten Herzklappe, bis zur Konzeption des Gedankens, erfolgreich durchgeführt werden. Aber — leider! — der Aus-

führung stellen sich zur Zeit noch zu große Schwierigkeiten in den Weg. — Man könnte aber doch die Männerwelt belehren, in einer Art seguelten Christenlehre! — Ja, bei Tag, und im nüchternen Zustand! Aber wie ist es dann im Kaufsch? —

Noch ein Verbesserungsvorschlag: Die civilrechtlichen Bestimmungen der meisten Länder verbieten die Ehe mit Geisteskranken, oder machen selbe ungültig. Könnte man nicht auch die auf Geisteskrankheit Verdächtigen von der Ehe abhalten? — Sehr gut! Aber ein Teil der hervorragendsten Geister geht uns auf diese Weise verloren. Ich will nicht die große Reihe der aus psychopathischen Familien hervorgegangenen genialen Menschen hier citieren. Nur einen der letzten: Schopenhauer war von väterlicher wie mütterlicher Seite doppelt und dreifach belastet: die Großmutter wahnsinnig, zwei Oheime verrückt und der eigene Vater von Anfällen an Geisteskrankheit heimgesucht; Schopenhauer selbst ein durch und durch psychopathischer Mensch. Was ist Dir nun lieber, vortrefflicher Landedelmann, Verbesserung der Menschenrasse um ein paar Procentchen, oder der Verlust der Schopenhauer'schen Werke in der Ausgabe von Grisebach?*) — Bedenke nur, lieber Landedelmann, auf einen solchen Menschen gehen 1000 in der sittlichsten Theestimmung gezeugte Bureaukraten!

Ebenso ist es mit der Schwindsucht: Diese Krankheit verließ einzelnen ihr Unterlegenen, wie Schiller, Rovalis, Alfred de Musset, Ernst Schulze, etwas so rein Geistiges, einen so hohen Schwung der Ideen, eine so transcendente Kraft, daß selbst ein so trefflicher Staats-Hämorrhoidarius wie Goethe ihr gegenüber einfach perplex blieb.

Also alle unsere wirklich eingreifenden Verbesserungsvorschläge zu einer Gefundung der Menschenrasse haben uns ad absurdum geführt. — Wir können wohl Pferde, Hunde, Schafe, Vögel, Rosen und Orchideen so züchten, wie wir sie brauchen. Aber wir stehen über diesen Organismen. Um die Menschenrasse nach einer bestimmten Richtung zu bessern, müßte es jemand thun, der über ihr steht, wie wir über den Pferden. Jemand, der aus uns geistige, englische Vollblutrenner, oder schwere Mecklenburger Arbeitspferde erziehen könnte. Wer steht aber so hoch über den Menschen? Der Staat? Der fühlt sich wohl gelegentlich so hoch, und hätte gelegentlich auch Gelüste in der gedachten Richtung. Aber zum Unglück — oder zum Glück? — besteht der Staat selbst aus hinfälligen Menschen, die oft selbst nicht wissen, was sie wollen, und wenn sie's wissen, sich oft in

*) Über Goldsmith, den bekannten liebenswürdigen, herzerfreuenden englischen Dichter und Schriftsteller, sagte sein Biograph Rasson das Urtheil in die Worte zusammen, „he was a positivo idiot except when he had the pen in his hand“: „ein kompletter Narr, außer wenn er die Feder in der Hand hatte“. —

ihren Mitteln täuschen. — Ein ägyptischer König konnte allenfalls die Geiraten nach einem von ihm ausgeheckten Plan anordnen. Und ein preussischer König konnte eine Generation großer Soldatenkinder seinen Grenadiern und Röchinnen befehlen. Aber wer empfindet hier nicht die dem angeblich nach Gottes Ebenbild geschaffenen Menschen angethane tierische Schmach, oder erinnert sich nicht der Negerzüchtereien in den Sklavenstaaten Kentucky und Maryland?

Im ganzen wären die früheren Zeiten mit ihren etwas barbarischen aber instinktiveren Gebräuchen und Anschauungen den Versuchen zur Verbesserung der physischen Bedingungen unserer Menschenseife günstiger gewesen. Die Spartaner setzten schwächliche Kinder aus, ließen also nur kräftige Individuen zur Zeugung von Nachkommenschaft schreiten. — Eine Sekte in Rußland, die Stoppen, kastrierten, sobald die Jahre der besten Zeugungskraft vorbei waren, sowohl Männer wie Frauen. — Einige Indianerstämme, wie die Apaches und Navajos in Mexiko, machten einzelne ihrer Männer durch ein systematisches Schwächeverfahren — ununterbrochenes Reiten auf ungesattelten Pferden mit profusen Samenverlusten — impotent; die so Efeminirten hießen Mujeratos. — Die Päpste kastrierten Knaben, um den jugendlich-kräftigen Diskant ihrer Stimmen zu erhalten, und für ihre Hauskapelle sich zu sichern. — Die Türken kastrierten heute noch ihre Sklaven zu Eunuchen, um kräftige, aber impotente Aufseher für ihre Harems zu haben. — Entmannung, zum Kapaun machen, war ehemals die Strafe für viele Verbrechen, und ist kein so seltenes Ereignis in den Überlieferungen und Poesieen der Minnefänger (siehe u. a. auch die Geschichte von Abälard und Heloise). Man ging früher nicht so sorgfältig mit den Menschen um. Man betrachtete sie lange vor Darwin vom rein tierischen Standpunkte aus und benutzte sie gelegentlich, wie wir Pferde und Schafe im Hinblick auf Weiterzüchtung benutzen und auswählen. Noch im Jahre 1785 erschien ein Buch „Fauslin, oder das aufgeklärte (!), philosophische (!) Jahrhundert“ (ohne Ortsangabe), dessen eine Kapitel-Überschrift lautet „Von Schwein- und Knaben-Verschneiden“. — — Inzwischen haben uns die „Menschenrechte“ eines anderen belehrt. Der Mensch wird als ein intakt zu erhaltendes Individuum und zur Ausübung aller ihm kongruenten geistigen und körperlichen Funktionen vom ersten Atemzug bis zum letzten Schnaufser gehegt, gepflegt und aufgezogen. Wir haben Rede- und Zeugungsfreiheit. — Früher gab man zum Tod-Verurteilten lebend den Anatomen und Chirurgen zu ihren Experimenten. Dies ist nicht mehr möglich. Noch in der letzten Stunde bleiben die Menschenrechte eines Delinquenten unangetastet. Und welche Fortschritte hat die Agitation gegen die Todesstrafe selbst gemacht. — Noch ich hörte als Student von Schanker-Impfungen, die an moribunden Menschen im

Krankenhaus ohne deren Wissen und ohne deren Nachteil vorgenommen wurden — da der Tod in den nächsten 36 oder 48 Stunden sicher zu erwarten war —. Diese Fälle wurden damals, als besonders beweiskräftig, ohne Anstand publiziert. Dies geht heute, wie die jüngste Entrüstung in Berlin in einem ähnlichen Fall (Überimpfung von Krebs) gezeigt hat, nicht mehr. — Die Impfsgegnerschaft, die, wie bekannt, mit ungeheurer Agitation betrieben wird, ist nur eine Folge dieser Anschauungen, den Menschen als *ens intangibile* zu betrachten, ihm unter keinen Umständen gegen seinen Willen einen wenn auch heilsamen Impfstoff zu inokulieren. — Die von England ausgehende Bewegung der sog. „Abolitionisten“ in der Prostitutionsfrage haben in ihrer Heimat und in einigen anderen Staaten ihre Anschauungen durchgesetzt, daß Preisgebung des eigenen Körpers, einerlei ob von Seite des Mannes oder des Weibes, insofern kein öffentliches Argernis damit verknüpft sei, straflos zu bleiben habe, da jeder mit seinem eigenen Körper anfangen dürfe, was ihm beliebt; daß keine englische Frau, also auch kein Freudenmädchen, gegen ihren Willen untersucht werden dürfe, *quoad genitalia sana*; daß kein Engländer oder keine Engländerin, also auch kein Soldat oder Freudenmädchen, gegen ihren Willen an sexuellen Krankheiten im Spital kuriert werden dürfen. — Ja, die „Menschenrechte“ haben sich sogar zu Tierrechten zugespitzt. Und die Forderungen der Tierschutzvereine und Antivivisektions-Gesellschaften haben allerorts in Parlamenten und Privatkreisen lebhaften Wiederhall gefunden. — Die Schonung der Juden, die alle abendländischen Völker unisono als eine ihnen ethisch unebenbürtige Rasse erklären, was ist sie anders als die Folge der bis zur äußersten Konsequenz getriebenen Anerkennung der Menschenrechte? Man läßt lieber die größten Zerstörungen und Verwüstungen im gemächlichen wie realen Besitzstand eines Volkes geschehen, als eine Einschränkung der jedem Exemplar von *homo sapiens* garantierten Menschenrechte vorzunehmen. Mag dieses Exemplar aus Polen oder der Walachei kommen, mag es lausig oder reinlich sein, die Cholera oder die Krätze haben, mag es gebildet oder ungebildet sein, der Tier- oder Menschenstufe näher stehen: jeder Chinese, Malaie oder Polynesier hat mit dem Betreten unseres Bodens im wesentlichen die gleichen Rechte wie ein Arbeiter, Bürger oder Gelehrter. — Ehemals war die Tötung eines Farbigen in den englischen Kolonien lediglich ein Vergehen, kein Verbrechen. Heute wird die Tötung eines Eingeborenen genau so mit dem Tode bestraft, wie die eines Weißen. — In Amerika war es meines Wissens ehemals gestattet, einem von *lyssa* (Hundswut) Befallenen, sobald jene schweren Krampfsfälle eintraten, aus denen eine Rettung unmöglich, unter Zutritt dreier Ärzte und nach vorheriger Anzeige bei der Behörde, ein schmerzloses Gift zu reichen, um die letzten, oft tagelangen, entsetzlichen

Qualen für den Betreffenden abzukürzen. Dieses Gesetz ist inzwischen wieder aufgehoben worden. Auch für seine Schmerzen verleihen die Menschenrechte dem betreffenden Besitzer ein Patent, sie zu ertragen. Einem Schwindsüchtigen eine einzige Stunde seines verröthelnden Lebens abzukürzen, wäre eine Grausamkeit. Denn so unerträglich auch für die Umgebung, er selbst genießt, in ein glückliches Trans euphorischer Lebensauffassung gerückt, jeden Zug seines Lebens mit stets erneuter Hoffnung auf Genesung. Aber über die Paralytiker, die infolge von Gehirnerweichung erloschenen Lebenslichter, diese nur mehr bewußtlos hauchenden Menschentrümmer, sagte einmal der bekannte Psychiater Gud den: „Da mühen sich sechs gesunde, kräftige Menschen um einen solchen gänzlich verblödeten Kranken, der nicht mehr Mensch genannt zu werden verdient, heben und wenden ihn, damit er sich nicht aufliegt, Monate, Jahre lang, ohne jede Aussicht, gänzlich vergebens“

Bei dieser außerordentlichen Schätzung, verehrter Landebelmann im Norden, selbst des alten, abgenutzten Menschenelements, ist es sehr schwierig, Maßnahmen zur Verbesserung unserer Rasseverhältnisse zu treffen. Man müßte die Maximen eines englischen Schafzüchters anwenden dürfen, um in dieser Richtung etwas zu erzielen. Die sind aber, wie oben gezeigt, nicht anwendbar. — Sie und da sagt einmal so eine große Sense über die Erde in Form einer Influenza- oder Cholera-Epidemie, und schneidet die moribunden, gebrechlichen Menschengarben ab, sie fürderhin an der Erzeugung einer schwächlichen Nachkommenschaft hindernd. — Aber dann kommt das Gegenstück, die Kriegsfurie, und fällt zu Tausenden die kräftigsten, besten Männer, die Erzeugung der Nachkommenschaft den zu Haus gebliebenen Schwächlingen überlassend. —

Wie sähe eigentlich jene Idealraße aus, die wir uns als Muster für jene Verbesserungen dächten, die unser geehrter Auftragssteller aus dem Norden im Auge gehabt hat? — Während der letzten Monate mit der Zusammenfassung der für die gegenwärtige Studie wichtigen Gesichtspunkte beschäftigt, kamen mir zufällig die schön geschriebenen „Studien unter den Tropen Amerikas“ von Franz Engel (2. Aufl., Jena 1879) in die Hand, unter deren Kapiteln ich eines mit der Überschrift „Der Planéo und der Montañero“ fand. Darf ich für einen Augenblick Engel selbst das Wort geben? Es handelt sich um die Vorführung jener freien Natursohne, wie sie sich, aus spanisch-indiantischer Vermischung hervorgehend, am Ost-Abhange der Cordilleren im äquinoctialen Amerika niedergelassen haben. „ Bevor die Morgenröthe auflodert über das Grasmeer der Planos (Steppen), und der mächtige Blutball den blinkenden Tau von den Halmen trinkt, erhebt sich der Planéo in seinem, aus gespaltenen Baumstämmen und Backsteinwänden oder leicht aus Rohr, Palmblättern und trockenen Häuten

zusammengestellten Rancho von der harten Ochsenhaut oder der schaukelnden Hängematte, ruft durch ein bekanntes Zeichen sein weibendes Pferd herbei, wirft ihm den plumpen, hölzernen, mit Leder überzogenen Sattel auf und reicht ihm einige Hände voll Maiskörner, die ihm sein treuer und zuverlässiger Gefährte aus den Händen frißt. Bevor er sich in den Sattel schwingt, um mit seinem mächtigen Szepter, dem Lazo, sein weites, von unzähligen Herden durchstreiftes Reich zu durchschweifen, giebt er an dem Schleifsteine der Lanze und dem Hüftmesser schneidige Schärfe, nimmt darauf aus der zusammengerollten blutigen Haut eines unlängst abgestochenen Kindes ein großes Stück saftigen Rückenfleisches, steckt es auf eine grüne Holzrute, streut Salz darüber, und läßt es langsam über dem Kohlenfeuer rösten, während er inzwischen die frisch abgestreifte Ochsenhaut oder das buntgefleckte Fell eines Jaguars, dem er mit der Lanze in der kräftigen Faust begegnete, über der Erde aufpflodt, um es an der Sonne austrocknen zu lassen. Das duftig-saftige Roßfleisch am Holzspieße oder die aufgekochte *carno seca* ist nun sein erster Imbiß am frühen Tage; mit einem Totumashälchen voll Rassee oder Kakaó spült er es hinab, und bricht dazu die zähe, derbe Arepa, oder das getrocknete, geröstete Bananeubrot. Und fort eilt er auf dem schäumenden Rosse, halbnaakt, mit kurzen Weinleibern und dem breitrandigen Palmen-Sombrero angethan, den Lazo um den Nacken gerollt, die lange Lanze in der Faust, seine Herden zusammentreibend, auseinanderjagend, musternb, — und in die Kniee stürzt unter der tausenden Schlinge der flüchtige Stier, der wilde, gefürchtete Herrscher seines gefährdeten Reiches. Nur ein Stück braunen Rohrzuckers zum Trunke an der Quelle hat der freie Gebieter der Savane zu sich gesteckt; erst am späten Nachmittage, wenn er seiner Arbeit oder seiner Lust am wilden Umherschweifen auf dem Pferde genug gethan, und heimkehrt auf dem schweißtriefenden, schäumenden Rosse, das seine gewaltige Stärke und Gewandtheit fühlt, steckt er wieder ein ansehnliches Stück Fleisch an den Spieß — und trozig, zornig, unbeugsam wirft er das lange wirre Haar aus der Stirn zurück, wenn der Ruf der Mäßigung und Zähmung seiner ungestümen Leidenschaften, seiner rauhen Sitten und Freuden an ihn ergeht.“ — — Auch der Moderne, der an dieser farbigen Prosa seine 20% in Abzug bringt, wird noch immer erkennen, daß es sich hier um prächtige, in der Freiheit gezüchtete Menschen handelt, bei denen es aller Wahrscheinlichkeit nach weder Bleichsucht noch Skrofuloze, weder Syphilis noch Geisteskrankheiten giebt. Aber der gleiche Leser wird auch erkennen, daß diese kraftstrobeuden Menschen für uns in jeder Hinsicht unnahbar wie unerreichbar sind. Und die Rehrseite der Medaille wird uns erst recht klar, wenn wir Engel kurz darauf weitersprechen hören: „ Aber roh, zucht- und fruchtlos ver-

wendet der *Manéro* seine Kraft; kein Band der Gesittung, noch die Achtung vor dem Gesetze zähmt seinen maßlosen Unabhängigkeitsfinn; für ihn hat nur und nur allein ein Leben voll Unabhängigkeit Wert; er liebt diese nicht der freien Entfaltung und Ausübung veredelnder Bestrebungen halber, sondern nur ihrer selbst willen, der zwanglosen Willkür und rohen Auslassung der physischen Kräfte wegen. Seine Wohnung ist ihm nur ein Schutzbach gegen die Ungunst der Bitterung und das Dunkel der Nacht; er lebt im Sattel und der Lazo ist sein einziger Lebenszweck; er kennt keine sanfte Regung oder häusliche Gemächlichkeit; ein Geschöpf, das sich auf eigenen Füßen über die Erde schleppt, verachtet er ob seiner Niedrigkeit; auf der Rinderhaut, oder in der Hängematte aus Bastgeflecht, ruht er, wenn er nicht im Sattel sitzt; zu Fuß legt er keinen Schritt zurück; die Schneckenbewegung des Ganges ist ihm zuwider, und sein Stolz sträubt sich, die Sohle an die Erde zu heften. Maßlos, wie in seiner Bewegung und in dem Gebrauche seiner Ungebundenheit, ist er in Genuß und Leidenschaft, in Spiel und Trunk, Haß und Lust; unbändig verwirft er Sitte, Lehre und Gesetz; jähzornig bäumt er auf gegen jeden Widerstreit; übermütig und rauschlustig sucht und findet er Kampf und Verwirrung; rachsüchtig ohne Maß und Ziel stellt er seinem Beleidiger nach; roh ist er, gewaltsam und zuchtlos — doch ohne Arg und Falsch in Wort und That.“ — — Jeder Leser wird dieser trotzigen, selbstbewußten Menschenrasse, die die schönsten Menscheneemplare hervorbringen soll, und unter denen Altersgrenzen von über 100 Jahren gar nichts Seltenes sind, Sympathie und Bewunderung entgegenbringen. Aber jeder wird auch sofort erkennen, daß mit diesem Menschenmaterial keine Kulturarbeit vollbracht werden kann, daß mit ihr Ackerbau, Zusammenwohnen, gemeinschaftliches Anlämpfen gegen das Klima, gemeinschaftliches Ringen um die harten Schätze der Natur, von Kunst und Gesittung zu geschweigen, unmöglich ist. Und gehen wir nur einen Schritt weiter, stellen wir denselben Mann härteren Naturbedingungen, einem ungünstigeren Klima gegenüber, dann wird aus demselben ungestümen, kraftstrotzenden „*Manéro*“, wie der nur wenige hundert Meter über ihm, auf steinigem Felsenboden hausende „*Montañéro*“ zeigt, ein friedliebender, langsamer, mit anderen seinesgleichen zusammenwohnender, moroser, leidender, im Kampfe um seine Existenz der largen Natur gegenüber sich ausreibender, schwächlicher und kleiner Hirte, der mit List und Klugheit weiterkommt, als sein ungezähmter Verwandter in der üppigen Thalsohle, und in dem wir schon die guten und schlimmern Seiten eines beginnenden Kulturmenschen, größere cerebrale Energie mit reicherm Innenleben, aber auch schwächlichere Muskulatur bei näher hereingerückter Altersgrenze zu erkennen vermögen.

Also unser Ideal einer verbesserungsfähigen Menschenrasse ohne Auf-

geben der Breitegrade, des Wohnorts und des Kulturpensums ist von kurzer Dauer. Das Aufgeben einer üppigen aber überfüllten Gegend und das Auffuchen neuer, nördlicher gelegener, schwieriger urbar zu machender Gebietsteile, die hierbei errungenen Gewohnheiten und Geschicklichkeiten, die Notwendigkeit besserer Körperbedeckung gegen das Klima, besserer Wohnungen gegen die Unbilden der Witterung, neuer besserer Instrumente zur Bearbeitung des Bodens, die Notwendigkeit des Sich-Zusammentuns zur Sehfähigkeit, zur Aufstellung von Recht und Gesetz, die Bereicherung der Sprache wie des ganzen geistigen Horizontes, kurz all das, was man Kulturvorteile nennt, sind nicht ohne Verlust an Kraft und Gesundheit, an Herzeseinfalt und Sittennäivität zu erreichen; und wenn auch diese Veränderungen sich auf Hunderte und Tausende von Jahren verteilen: schließlich steht doch ein Geschlecht da, welches zwar an äußerer Schönheit, Kraft und Körperfülle mit seiner Ur rasse sich nicht mehr messen kann, aber an Geschicklichkeit, körperlicher wie geistiger, an Schlaueit und weitmessenden Gedanken, an Berinnerlichkeit und geistiger Vertiefung, an Kunst und Kulturfortschritten weit, weit über seine Vorfahren erhaben ist. Beides — Jugend und Alter, Herzeseinfachheit und Philosophie, Kampf mit der Natur und Gesundheit, Schönheit und Verstand — findet sich beim Einzelindividuum wie bei Völkerguppen nicht beieinander.

Die exaktere Ausführung dieser Gesichtspunkte wäre einer allgemeinen oder speziellen Kulturgeschichte überlassen. Selbst für das Herausgreifen eines einzelnen Beweispunktes nach dieser Richtung wäre der uns vorgeschriebene Rahmen hinsichtlich der Ausdehnung dieser Arbeit zu knapp bemessen. Ich möchte aber an einem nur kurze Zeit in Anspruch nehmenden Moment persönlicher Beobachtung gerne zeigen, wie wir hentzutag Lebenden von unseren Vorfahren abgewichen sind, und wie der Kulturhobel, der über uns alle hinweggeht, unsere äußere Erscheinung so wesentlich verändert hat: Es fiel mir vor Jahren, bei der eigentümlichen Aufstellung antiker Büsten im Britischen Museum in London, auf, wie nieder die Haargrenze an der Stirne ausnahmslos, und unabhängig davon, ob die Behandlung des Haares eine konventionelle, stilisierte oder naturalistische war, heringerückt ist. Die Behaarung hat im allgemeinen in historischer Zeit abgenommen, nicht nur unter der schabenden Einwirkung unserer Kleider, auch an der Stirne; als Kennzeichen einer tieferstehenden Gattung würden wir heute eine Stirne betrachten, die einen dichten Haarkranz so nahe über den Augenbrauen besitzt, wie sie fast ausnahmslos die Statuen römischer und griechischer Provenienz zeigen. Die Köpfe aus der ältesten sog. archaischen Periode sehen sogar aus, als wenn sie weiße Pelztappen trügen. Ich erinnere z. B. an die im übrigen so liebliche Gruppe „Dressis und Elektra“

im Museum zu Neapel. Bei den kurzgeschornen römischen Büsten wird die Beobachtung gänzlich einwandfrei, während bei den griechischen das manchmal hereingelämmte Haar allerdings zur Vorsicht mahnt. Unter den römischen Köpfen hat fast nur Cäsar und der junge Octavian, sein Adoptivsohn, eine moderne, haarfreie Stirn. — Wir verlangen heute fast gebieterisch beim Gebildeten eine hohe Stirn, bei der die tubera frontalia, die beiden Stirnhöcker etwa drei Finger breit über jeder Augenbraue, ganz frei außerhalb der Haargrenze über ihnen liegen. Und ich behaupte, bei jeder Anstellung eines Beamten durch den Minister, eines Kommiss durch den Prinzipal, ist der Eindruck bei der persönlichen Vorstellung von dem Aussehen seiner Stirn mitbestimmend. Woher kommt dieses Zurückweichen der Haargrenze beim heutigen Kulturmenschen? Wir reden hier nicht von der „Glatze“, die garnicht an der Stirn, sondern auf der Scheitelhöhe beginnt. Wir reden hier von der Stirn, sagen wir einer Abiturientenklasse, die, in corpore in ein Antikentabinett geführt und dort den römischen Cäsaren gegenübergestellt, sofort, ohne jede weitere Messung, die fast zwei Finger höhere Kulturstirn an sich selbst demonstrieren könnte. Was mag davon die Ursache sein? Der Hut und die Art der Kopfbedeckung kann es nicht sein. Denn die heutige freie Stirn ist längst über jenen Streifen hinweggerückt, der dem Druck durch den inneren Hutraud entspricht. Und warum sollte auch der Druck allein an der Stirn so haarausjätend wirken und nicht auch an der Schläse und am Hinterkopf? Man könnte sagen: die Haare sitzen an der Stirne loser. Freilich! Aber warum? Das ist keine Erklärung, nur eine Verschiebung der Frage selbst! Warum sitzen dort, wo das Gehirn näher unter dem Schädelbache ruht, als an irgend einer Stelle des Kopfes, mit Ausnahme noch des Scheitels, die Haare so dünn? Nein! Es ist wohl zweifellos, daß die erhöhte cerebrale Thätigkeit mit diesem Wegwischen der Haare an der Stirn in Verbindung steht. Denn fast ausnahmslos finden wir bei cerebral hervorragend thätigen Menschen diese „hohe Stirn“, diese Stirnfreiheit. Wenn es sich auch nicht physiologisch beweisen läßt. Nicht alles darf man verwerfen, was nicht gleich nach der Regel de tri haarstark dargethan werden kann. Das Zusammentreffen ist hier zu frappant. Und schon das Volk nennt jene zwei hohen Stellen rechts und links über der Schläse, wo zuerst die Stirne keine Haare mehr leiden mag, „Hofratseden“. —

Und damit kommen wir zur Anwendung unserer Beobachtung auf unsere Menschenverbesserungstheorien. Will man den geschilberten Haarschwund in der Richtung als Verschlechterung oder Nichtverschlechterung der Menschentrassen verwerten, so bleibt nichts anderes übrig, als zu sagen: Kahtheit ist vom rein physiologischen oder ästhetischen Standpunkt aus

betrachtet ein Zeichen der Degeneration. Ein vollbewaldeter Männerkopf gilt uns als Zeichen der Gesundheit. Eine Glaze, auf der Stirn oder am Scheitel, als Zeichen der Überarbeitung, der Abgespanntheit, der Blasiertheit und des Frühalters. Es scheint aber, ohne den Haarschwund ist die cerebralhöhere und -gesteigerte Arbeit nicht zu leisten. Auf diesem reicheren Gehirnleben beruht unsere Kultur. Und wir sündeten sozusagen vor der Wahl: Männer mit „lockigem Haar“, roten Backen, fernsichtigen Indianeraugen, einfachen Bedürfnissen, aber dann kein Telegraph, keine Eisenbahnen und Dampfschiffe; kein elektrisches Licht, keine „Kritik der reinen Vernunft“, keine chemische Synthese, keinen „zweiten Faust“, keine „neunte Symphonie“. Denn diese Dinge erforderten eine ganz eminente Hirnleistung. Und diese Hirnleistung hat wieder die hohe Stirn, die Gedankenblässe, den müden Blick, den schlappen Gang unweigerlich im Gefolge.

Also auch hier kommen wir, von dem einzigen Moment des Haarschwundes an der Stirn ausgehend, zur Schlussfolgerung wie vorhin: Unsere Rasse ist nicht schlechthin „schlechter“ geworden. Sie ist in ihren cerebralen Leistungen eminent fortgeschritten. Diese Leistungen sind unser höchster Triumph. Ohne sie wollen wir nicht mehr existieren. Dagegen scheinen sich unsere physischen und besonders vegetativen Leistungen in der That verschlechtert zu haben. Wir müssen Khabarber kauen, Chinin schlucken und durch Eisen unser Blut neu aufbauen helfen. Unsere Sinnesorgane, besonders Geruch und Gesicht, stehen hinter den Leistungen der Indianer und Neger zurück. Und unsere Altersgrenze scheint hereingerückt. — Aber in der kurzen Spanne Zeit hat sich unsere Genußfähigkeit gegen früher gewiß verdreifacht. — Und genießen ist doch leben! — Wir haben äußere und innere Sinne gewonnen; haben ein zweifaches Ich; wir schmecken und riechen tausenderlei Stoffe und Kombinationen dieser Stoffe, Klang-Klang und Patschuli, von denen frühere Naturmenschen sich mit Entsetzen abgewandt hätten, weil sie den Genußschmerz, der in diesen Stoffen liegt, zu begreifen nicht fähig waren. Wir hören und definieren Intervalle und Klangfarben der unerhörtesten Raffiniertheit. Laßt einen Römer aufstehen, und wäre es Julius Cäsar, und setzt ihn in den ersten Akt von „Tristan und Isolde“. Nach 100 Takten springt er auf und pfeift seinen Hunden oder seinem Pferde, und erklärt den Weltuntergang für bevorstehend. Und wir, wir bleiben fünf Stunden auf unserem Parkettstisch, und lauschen und faugen uns voll, und es durchrieselt und durchströmt uns; und wir stehen trunken und innerlich aufs tiefste erschüttert auf. Ist das nichts? Fünf Stunden! Beinahe eine viertel Achsendrehung der Erde! Ist das keine Leistung? Wer kann das noch? — Nein, nein! Wir wollen freistruige, freie Menschen bleiben und dem Entzücken offen sein! Und Menschen-„Ver-

besserungen“ wollen wir auf diesem Gebiete, auf dieser Seite, wo der Kopf sitzt, nicht vornehmen.

Der Raum eines Druckbogens, der uns zur Verfügung gestellt ist, nähert sich seinem Ende. Wir haben noch gar kein Wort gesprochen von jener Verbesserung der Lebensbedingungen, wenn wir den Menschen unweigerlich so hinnehmen, wie er nun einmal heute geworden ist; noch kein Wort jener großartigen Hygiene und Sanitätsmaßregeln, wie sie seit etwa 20—30 Jahren, besonders mit Rücksicht auf die arbeitenden Klassen, in Fabriken, Schulhäusern, großen Städten und Verkehrscentren entstanden sind; noch von den ausgedehnten gesetzlichen Bestimmungen, welche das Wohl und Wehe, besonders der dienenden, arbeitnehmenden Menschheit im Auge haben. Wir haben sie übergangen, weil die heutige Zeitströmung und die drohend erhobene Faust der Sozialdemokratie diese Dinge an und für sich schon in den Brennpunkt alles Geschehens und Überlegens gerückt hat; weil an und für sich schon die gesamte innere Politik der abendländischen Staaten mit der Verbesserung des Loses der arbeitenden Menschheit fast ausschließlich beschäftigt ist, und weil die unvermeidliche Berücksichtigung der hier in Betracht kommenden politischen, national-ökonomischen, sanitären, industriellen und kommunalen Faktoren unsere Arbeit geradezu zu einem Versuch der Lösung der sozialdemokratischen Frage¹ zugewippt hätte; eine Wendung, zu der wir weder Verus noch Talent in uns fühlen, und die vermutlich auch nicht in der Absicht des geehrten Auftraggebers lag. — Wir glaubten unsere Aufgabe von einem höheren, allgemein-menschlichen Standpunkt aus auffassen zu müssen, von dem aus Horizont wie Aussicht eine größere und weitere war. Wir glaubten jene Faktoren, die in weit einschneidender Weise als etwa „der achtstündige Arbeitstag“, „das eiserne Lohngesetz“, die Fabrikhygiene² das Menschengeschick beeinflussen, und zwar das Geschick der gesamten Menschheit, wie „Schwindsucht“, „Geisteskrankheit“, „Kampf gegen das Klima“, „Alkoholismus“, „Modezwang“, „Morphium“ u. a. in den Vordergrund stellen zu sollen. Wir glaubten vor allen Dingen den Menschen der Natur gegenüber, auf die er unerbittlich angewiesen ist, betrachten und zeigen zu müssen; und dem heiteren, halb nackten Griechen, der unter sonnigem Himmel, in üppiger Natur wie ein Palmbaum gedeiht, seine Nahrung vom nächsten Strauch pflückt und ein feinem Körper wie seiner Natur entsprechendes Schönheitsideal ausbildet, den frierenden, hüstelnden Nordländer gegenüberzustellen, der in die Hände pustend früh zur Arbeit eilt, sich in fünf, sechs Überzüge hüllt, mit seiner Muskelarbeit erst das Mittagmahl sich verdienen muß, dann entkräftet im Essen und Trinken sich übernimmt, Verdauungsorgane und Hirn überladet und vergiftet, sich in backsteinerne Häuser einschließt, auf die Sonne zu achten vergißt,

und, statt in glücklicher Harmonie und Austausch mit der Natur zu leben, ein kompliziertes Geistes- und Nervenleben in sich erzeugt und sich misanthropisch vergrübelt. — Und dies ist unabänderlich.

Und so müssen wir, alles zusammenfassend, auf die Frage unseres braven Landedelmannes nach der Möglichkeit der Verbesserung unserer Menschenrasse antworten: Wir können nicht anders sein, als wir sind. Und so wie wir sind, wollen wir sein. Wir sind die unfreiwilligen Erben der Thaten und Genüsse unserer Vorfahren. Mit denen wollen wir weiterhaufen. Das symbolische Wort der Bibel: „Ich bin ein starker, eifriger Gott, der die Missethat der Väter an den Kindern heimsuchet bis ins dritte und vierte Glied“ fühlen wir vehement und oft unerträglich auf uns lasten. Aber wir wollen damit uns weiterschleppen, so gut wir können. Wir haben uns nicht gemacht, noch den Schauplatz geschaffen, auf dem wir kämpfen und leben. Uns blieb keine Wahl, als das tierische Verlangen nach Sättigung, das menschliche Verlangen nach Genuß und Freude. Mag der, der alles gemacht, die Verantwortung übernehmen, und dafür, wie das sich weiter entwickelt. Wir leben in den Tag hinein. Vom Tag und für den Tag. Nicht weil wir so wollen, sondern weil wir müssen. Wozu ein Programm aufstellen? Wer weiß, wie unsere Nachkommen auf uns schimpfen, uns verächtlich behandeln werden. Auf die wollen wir keine Rücksicht nehmen. Sonne, Luft, Wind, Wald und Meer, die sollen uns kümmern. Unsere eigene Freude. Kein transcendentaler Gott soll uns mehr von der meskinen Tagesfreude abhalten. Ist er allmächtig, weshalb hat er uns so kritisch und *HN*-verachtend geschaffen?! — Nein! Geborenwerden, Kämpfen, Genießen und dann Sterben, das soll uns kümmern, und, wie wir das am besten vollbringen. Der Rest geht uns nicht an.



Heinz Tovote.

Von Paul Schettler.

(Berlin.)

Noch im September 1889 schrieb mir Heinz Tovote: „Du kennst meine Unlust, zu veröffentlichen. Ob ich sie je überwinden werde? . . .“

Zwei Monate später „flattern ihm die ersten Druckbogen vom Liebesrausch ins Haus,“ am 21. Januar 1890 schreibt er mir: „Heut ist der Liebestausch fertig! Am 1. Februar wird er versandt. Ich bin sehr begierig, wie man ihn aufnehmen wird.“ Und ein paar Tage später, als er mir das erste fertige Buchexemplar sendet: „Was wird die Kritik sagen? — Das arme Ding ist nun wehrlos. Ich kann es nicht mehr schützen.“ Er weiß: „Es hängt ja alles davon ab.“

Als dann das Buch am 1. Februar ausgegeben wurde, war Heinz Tovote bereits ein bekannter Autorname; die Kritik hatte sich für das Werk entschieden, hatte mit einer Einmütigkeit ohnegleichen das Erstlingsbuch Tovotes als das litterarische Ereignis der letztverfloffenen Zeit bezeichnet. Tovote selbst teilt mir die Stimmung der Presse mit: „Gerade von den Seiten, wo ich schärfste Kritik erwarte, vollste Anerkennung.“

Es war „Im Liebestausch“ eines jener Bücher, die ihren Autor über Nacht zum berühmten Manne machen. Es war das Buch der Zeit. —

* * *

In diesen Blättern hatte der Kritiker von Tovote einmal geschrieben: „Tovote ist im Roman, was Sudermann im Drama.“ Ohne Zweifel gilt dieses Urteil in Bezug auf Sudermanns „Ehre“ und Tovotes „Im Liebestausch“. Empfand man doch das Drama des einen und den Roman des anderen zum ersten Male in weitesten Kreisen, in Kreisen, die zur Litteratur nur noch sehr gelegentlich in einer Art von Verhältnis stehen, als die Pfadfindung einer neuen Kunst. Das Drama Sudermanns und der Roman Tovotes werden in einer später zu schreibenden Litteraturgeschichte des neuen deutschen Reiches als diejenigen beiden Werke bezeichnet werden müssen, bei denen die breite Masse zum ersten Male die moderne Kunst und ihre Aufgabe, das moderne Empfindungsleben zu schildern, „Gefühlswerte der Zukunft zu prägen“, sich bereit findet, anzuerkennen, gewissermaßen zu legitimieren. Die Wandlung, die sich in dem Gefühlsleben der Gegenwart seit den ersten achtziger Jahren vollzogen, und deren freilich vielfach noch flammelnder

Ausdruck durch Werke des Kunstschaffens seither vergebens nach breiterer Anerkennung geringen, ist plötzlich eine zugegebene Tatsache; das Alte versinkt, ohne Bedauern sieht man es sinken, ein Neues ist da, eine ganze Welt greift nach dem Neuen, und in einem der zahlreichen Kunstwerke, in denen dieses Neue nach Gestaltung ringt, findet es seine neue, meisterhaft gefügte Form, die nur scheinbar neu ist, im Grunde aber die ewig alte, im Sturm und Drang der Übergangszeit nur verloren gegangene Form der Schönheit — der Realismus, sowohl der des Milieus als auch der des Gefühls, den die neue Zeit, das neue Geschlecht forderte, erhielt in Tovotes Roman „Im Liebesrausch“ dasjenige Werk, das aus den übrigens begreiflichen Verirrungen, dem Überszielschießen der Kämpfer für das werdende Neue sich wieder zurückwand in das stille, sonnenklare Reich der Schönheit, ohne von den neuen Forderungen auch nur ein Tüpfelchen zu lassen; der „Liebesrausch“ bewies thatsächlich, wie Tovote in der Vorrede zur 2. Auflage es als das Ziel seines bisherigen künstlerischen Schaffens aussprach, „daß es eine Poesie des Realismus giebt“. Die anderen, die mit ihm gleiches erstrebten, suchten zu sehr nach der neuen Kunst, und darüber vermochten sie es nicht, zur neuen Kunst zu gelangen. Heinz Tovotes erstes Buch aber wurde das Buch der Zeit. —

* * *

Wenn ein Ersilingswerk eines Künstlers einen ungeahnten, beispiellosen Erfolg hat, geschieht es fast immer, daß der Erfolg des zweiten Werkes hinter dem des ersten zurückbleibt, und nicht nur der Erfolg, oft auch das Werk selbst. Auch Heinz Tovote ist dem Schicksal nicht entgangen, seinen zweiten Roman weniger günstig beurteilt zu sehen, als den mit so einstimmigem Enthusiasmus aufgenommenen „Liebesrausch“.

„Frühlingssturm, Berliner Liebesroman“, hieß der zweite, große Roman Tovotes, der anderthalb Jahre nach dem ersten an die Öffentlichkeit gelangte. Und wenn man einem Teile der Kritik glauben wollte, hätte man meinen müssen, es wäre eine zu voreilige Veröffentlichung gewesen. Dabei aber geschah das Merkwürdige doch, daß der Roman ebenso schnell seine dritte und vierte Auflage erreichte, wie der nun bereits in sechster Auflage vorliegende „Liebesrausch“. Hatte jener Teil der Kritik, der von einem Nachlassen des Tovoteschen Könnens durch einseitiges Breittreten eines beschränkten Kunstgebietes sprach, mit seinen Befürchtungen und schwarzseherischen Prognosen unrecht?

Ich glaube es bestimmt.

Freilich steht Tovote in diesem zweiten Werke insofern nicht ganz auf der Höhe des „Liebesrausch“, als er sich hierin die Form, die doch nach

seinem eigenen Ausdrucke seine Hauptstärke ist, zu leicht gemacht hat. Wie war im „Liebestausch“ jedes Kapitel meisterhaft aufgebaut: eine Naturstimmung von oft wunderbarer Poesie oder ein Stimmungsbild der Berliner Straße voll Anschaulichkeit und frappierender Plastik leitet zu der Handlung fast eines jeden Kapitels über, die dramatisch aufsteigt; und wieder mit einer Stimmung aus der umgebenden Außenwelt klingt der behandelte Seelenkonflikt gemütvoll aus, meist sanft elegisch, wie tief auch die Leidenschaft und alle Sinne eben erst aufgewühlt waren; da spielt der Frühlingssonnenschein oder flirrt und flutet die Sommerluft, oder der Herbstnebel brütet, der Schnee flodt leise, leise herab in den winternächtlichen Straßen, in denen die Lichter tanzen, oder im Garten rauscht der Nachtwind in den Zweigen, leuchtend über der dunklen Wand des Waldes schimmert der helle Stern, den Lucie, die Heldin des Liebestausches, ihren Stern genannt hatte — der Stern der Liebe.

Tovote ist vor allem ein Meister der Stimmung. Auf einer Stimmung baut er seine kleinen Novellen, seine „Ich“-Skizzen und seine „wurmstichigen Geschichten“ auf; aus dieser Stimmung heraus malt er mit Farben, die nur das Seelische wiedergeben, ein Menschenschicksal hin, in das die angeschlagene Stimmung innerer wieder hineinklingt; mit vollsaftigen, leuchtenden Rubensfarben, wenn er, wie in den Romanen und in vielen Stücken der prächtigen Sammlung „Fallobst“, Liebesleidenschaft und Liebestaserei schildert; mit fein getönten, bläulichen, wie hingehauchten Pastellfarben, wenn er in seinen „Ich“-Skizzen impressionistisch und wie ein junger Leuztrieb empfindlich irgend einen Eindruck auf das Papier strichelt. Eine Begegnung, ein Augenpaar, ein Blick, ein wiegender Gang, ein Straßenbild, eine Örtlichkeit regen ihn eine Stimmung und eine Geschichte an. Und leise wie ein Hauch gleitet die Geschichte an der Hand dieser Stimmung vorüber; ein Nixenauge hat ihn gestreift — wohin? woher? schon ist es vorüber wie das Glück, „das auch oft an uns vorübergeht und unseren Arm streift, während wir nicht ahnen, daß es das Glück war, das uns dann für immer entschwinden bleibt;“ mit der Rose, mit der die Hand lässig spielt, bis die Blätter herabfallen, still und leise, läßt er die unbefriedigte Sehnsucht eines einsamen Menschenkindes vorüberträumen.

Die in neuester Zeit so viel mißbrauchte Bezeichnung „Gebichte in Prosa“ paßt auf diese feinen impressionistischen Skizzen jedenfalls in höherem Grade, als auf die symbolistischen Anwendungen einer gewissen allerneuesten Schule. In solchen Skizzen würde sich Heinz Tovote als ein lyrisches Talent ersten Ranges bekunden, wofern er nicht längst auch sonst schon als Lyriker hervorgetreten wäre. Auch in diesen Blättern ist der Lyriker Tovote schon des öfteren gehört worden, auch jetzt wieder bringt die „Gesellschaft“

ein paar Blätter aus seiner lyrischen Mappe. Eine ausgewählte Sammlung seiner Gedichte hat Tovote schon früher einmal herausgeben wollen, jetzt wird eine solche nicht mehr lange auf sich warten lassen.

* * *

Der Stimmungszauber, mit dem Tovote seine Stoffe ungiebt, ist so groß, daß er die heikelsten Themata behandeln kann, ohne daß die Sachen indezent wirken. Der ganze Liebestrausch ist ein einziges glänzendes Zeugnis für diese Kunst Tovotes, die er selbst in seinem schon erwähnten Vorworte zur zweiten Auflage des „Liebestrausch“ als die „Poesie des Realismus“ bezeichnet. Und in der Sammlung von Novellen und Skizzen „Fallobst“ sind die Perlen dieses zweiten Buches, das Tovote bald nach dem Liebestrausch herausgab, gerade diejenigen Geschichten, die am meisten „wurmstichig“ sind. Am tiefsten ist da die Skizze „Armes Kind“, und ihr liegt Notzucht zugrunde. Und „Im Moor“, „Besuch“, „Bekentnis“ behandeln nicht minder gewagte Probleme, sie sind nebst „Armes Kind“ vielleicht das Beste, was Tovote bisher geschrieben. Skizzen, wie die „Wittib“ und „Im Quartier“, weiß er mit solcher Stimmung zu umkleiden, daß sie humorvoll wirken.

Das Rücksichtsloseste aber giebt er fraglos in der Novelle „Der Erbe“, die 1891 als Buch erschien. Eine Dame aus der Gesellschaft Berlins will sich das große Vermögen ihres hinsiechenden Gatten, dessen Auflösung jeder Tag bringen kann, sichern. Dazu darf ihre Ehe nicht kinderlos bleiben; sie unternimmt es, durch Ehebruch Mutter zu werden. Aber das Kind, unter den deprimierendsten seelischen Erregungen gezeugt, ist idiotisch, lebensunfähig, und stirbt dahin. Der Betrug ist furchtbar gerächt.

Es ist ein starker ethischer Zug, der durch diese Novelle geht, und den erst kürzlich selbst der Staatsanwalt hat zugeben müssen. Denn das Buch war im Februar 1892 beschlagnahmt worden, wurde aber vor wenigen Wochen vom Berliner Gerichtshof wieder freigegeben. In etwas durchgearbeiteter Gestalt erscheint es jetzt in zweiter Auflage bei F. Fontane & Co., so daß dort nunmehr die gesamten Tovoteschen Bücher vereinigt sind. —

* * *

Ich erwähnte schon, daß Tovote hier und da der Vorwurf gemacht worden ist, er sei zu einseitig, immer wieder sei es die großstädtische „Verhältnisliebe“, die er schübere. An den großen politischen Fragen der Zeit gehe er wie achlos vorüber. Es sei seine Pflicht, seine Kunst auch diesem Gebiete zuzuwenden. —

Seit her nun hat Tovote einen Roman veröffentlicht, der zuerst in einem Familienblatt, in der „Modernen Kunst“, abgedruckt war! Es ist der Roman „Mutter!“, der, nachdem er kürzlich in Buchform erschienen, die lebhafteste Anerkennung seitens der Presse gefunden hat; vielfach ist er als das Beste hingestellt worden, was Tovote geschrieben, weit noch über dem Liebesrausch stehend. Und in der That hat dieser letzte Roman Tovotes alle Vorzüge des ersten, und in der That betritt der Dichter hiermit ein völlig neues Gebiet: Es sind nicht die Liebesabenteuer von Künstlern und bummelnden Lebemännern; es ist eine ergreifende Familiengeschichte, eine packende Tragödie zwischen Mutter und Sohn, die er hier vor unseren Augen entrollt mit derselben, ja noch zielsicherern Kunst der Stimmungsmalerei, die am Liebesrausch so hoch bewundert wurde.

Dieser Roman „Mutter“ giebt denn doch den Beweis, daß Heinz Tovote auch andere Töne zur Verfügung stehen, wenn er sie nur anschlagen will. —

Und er wird sie anschlagen. Er wird noch einen dritten Roman, „Das Ende vom Liede“, den er bereits fertiggestellt hat, herausgeben, der die im „Liebesrausch“ und „Frühlingssturm“ geschilderten Kreise wieder aufnimmt und das in diesen beiden Romanen angeschlagene Thema der „Verhältnissliebe“ fortspinnend und zum Ende führt, sodas sie sich zu einem Cyklus zusammenschließen, in welchem der „Liebesrausch“ einen einzelnen typischen Fall in verführerischer Schönheit darstellt, der „Frühlingssturm“ eine Menge weiteren Materials zu dem angeschlagenen Thema giebt, und „Das Ende vom Liede“ noch einmal mit aller Unerbittlichkeit zeigen wird, daß diese freie Großstadtliebe nicht die Grundlage eines dauernden Glücks werden kann. Der von einer zur anderen herumliebende junge Mann und das ihrem sinnlichen Trieb, meist freilich unter dem Zwange unglücklicher äußerer Verhältnisse, nachgehende Mädchen, das aus der Familie herausgelöst erscheint, sie haben sich beide zu tief in die Karten geschaut, um das volle Vertrauen zu einander zu haben, und sich das Glück zu bringen.

Es ist sicher, daß sich Heinz Tovote auch auf anderem Boden als dem bisher betretenen, in den großen sozialen und politischen Fragen der Gegenwart zurecht finden wird. Er selbst ist noch so jung wie sicherlich wandlungsfähig: 1864 am 12. April ist er in Hannover geboren — er hat die Universitäten Göttingen, Berlin und München besucht — sollte heute einer mit achtundzwanzig Jahren zu alt sein, um sich noch nach einer vielleicht ganz anderen, ganz ungeahnten Richtung hin zu entwickeln?

Ich glaube das nicht.

Und wenn Heinz Tovote bei seiner scharfen Beobachtungsgabe, bei seinem großen formalen Talent und bei seinem wirklich dichterischen Empfinden,

seiner Gabe, von allen äußerlichen Dingen und Vorgängen eine Stimmung, eine dichterische Impression zu gewinnen, sich einmal an den großen deutschen Roman wagen wird, der ihm als das große Ziel seines künstlerischen Strebens vorfähwebt, dann wird das vielleicht wieder ein Buch sein, das einschlägt wie der „Liebesrausch“. Einstweilen bleibt mit diesem seinem ersten Buche der Name Heinz Lovote am engsten verknüpft. —



Unser Dichteralbum.

Frühling.

Ein Sonntag war's. Hell schien die Frühlingssonne
 Vom blauen Himmel, Licht und Wärme spendend;
 Der erste schöne Tag im jungen Jahr,
 Das der Verheißung voll noch vor uns lag. —

Ein Märztag war's. Noch lag im Morgenschlummer
 Die auferstehende Natur.

Die Bäume

Und Sträucher setzten leise Knospen an,
 Und grünes Leben quoll empor zum Licht. —
 Wir schritten durch den hohen Eichenwald,
 In vollen Hügel Sonnenatem schürfend.
 Das graue Gras sah frischer heut als je,
 Und eine Amsel stötte gar hell
 Vom schwarzen Zweig, als ob's schon Frühling sei.

Und unter einer Buche, still versteckt,
 Vom braunen Laube ängstlich noch geborgen,
 Erschauten wir ein blaues Märzenvögelchen,
 So zart und blaß.

Kaum hatte deine Hand

Es zagend abgepfückt, als auch der Blick
 Schon hier und da ein andres Blümchen traf,
 Das mit dem blauen Auge sehnsuchtsvoll
 Vom nassen Boden auf zum Himmel sah.
 Du nahmst sie auf, die freundlich dich begrüßten,
 Bis sie zu einem Strauße sich gefügt. —

Es war ein milder, freudereicher Sonntag,
Als ob der Sommer schon in Blüte sei;
Und auch in unsern Herzen keimte Frühling
Empor aus langem ödem Winterschlaf. —

Glücksel'ge Zeit . . .

Nun wieder ist es Frühling,
Und wieder wandr' ich durch den stillen Wald.
Die Blumen blühen, wie im vergangenen Jahr. —
Nicht pflück ich sie.

Wem sollt' ich sie wohl bringen,
Seit deine Liebe starb.

In blindem Anmut
Ging ich von dir. —

Ob deinem Lebensweg
Wohl eine liebe Hand noch Blumen streut,
Ob dir nur blütenleere Dornen wuchsen,
Frag' ich mich still, hinschreitend durch den Wald,
In dem der Lenz aus dumpfem Winterschlaf
Mit neuem Prangen lebensvoll erstand.

Regenstimmung.

Der Regen gießt in vollen Strömen nieder.
Es hebt das welcke Laub.

Die schwarzen Zweige schwanke hin und wieder,
Der Winde Raub.

Ich wandle sinnend still die nassen Stege
Den grauen See entlang.

Verwelktes Laub liegt faulend auf dem Wege
Mit Schilf und Tang.

Schaumschmutz'ge Welle klatscht an das Gestade
Mit schwerem, dumpfem Ton.

Die Sonne, die beschien uns're Pfade,
Ist lang entflohn.

Die Regentropfen bilden tausend Kreise
In dem gestorbnen See,
Und durch die nackten Bäume flüstert leise
Verhaltnes Weh.

Verlassen.

Nun ist so braun die Halde,
Es steht entlaubt der dicke Wald.
Die Sonne ist geschwunden,
Rauh weht der Wind und kalt.

Die roten Glockenblumen
Verwelkten, und vom lichten Schnee
Bedeckt sind die Gefilde —
Das ist des Winters Weh.

Mein Lieb ist fortgezogen,
Durch weite Lande übers Meer.
Einsam hat sie mich lassen. —
Mir pocht das Herz so schwer.

Nun lag ich lange Nächte,
Weil ich so ganz verlassen bin.
Es kommt ihr frohes Lachen
Mir nimmer aus dem Sinn.

Es hat ihr frohes Lachen
Vor Zeit so glücklich mich gemacht. —
Nun ist der Tag gegangen,
Und kommen ist die Nacht. —

In Krankheit.

Der Tag geht hin — es dunkelt,
Der Wind weht kalt und scharf.
Ich sitze träumend am Fenster,
Weil ich nicht zu dir darf.

Draußen in unserem Garten
Türmt süßhoch sich der Schnee —
In meinem einsamen Herzen
Liegt bergehohes Weh.

Die Luft des Krankenzimmers,
Schriebst du, verträgest du nicht;
Und schon seit vierzehn Tagen
Entziehst du mir dein Gesicht.

Ich weiß zu gut, du fürchtest
Einzig der Leute Geschwätz,
Und beugst dein schönes Köpfchen
Dem dummfsten Anstandsgefeh.

Draußen heult durch die Gassen
Der schneidende Wintersturm —
Es nagt an meiner Liebe
Heimlich des Zweifels Wurm.

Ich sitze im schweigenden Dunkel
Und iausche dem Windgebräus,
Ich lehne am Fenster und spähe
Vergebens nach dir aus.

Bitte.

Wie? . . . Du willst fort? — Und was soll ich beginnen?
Nein! — Bleibe hier, ich bitt' dich! — Geh nicht fort! —
Soll all mein Hoffen denn in nichts zerrinnen?
Sag's doch: es war ein übereiltes Wort!

Nein, nein! — Du mußt! — Ich gebe dich nicht los. —
O, willst du mich denn zur Verzweiflung treiben?
Ich lag im Traum so gern in deinem Schoß! —
Geh nicht! — Ich kann ja ohne dich nicht bleiben.

Laß deine kleine weiße Hand in meiner,
Zerreiß im Unmut nicht das schwache Band. —
So sehr wie ich dich liebe, liebt dich keiner . . .
Was willst du denn im fernem fremden Land?

Die Thränen küß ich dir von deinen Wangen,
Und bitte dich in Sehnsucht: Bleibe hier! —
Laß dich wie sonst von meinem Arm umfassen:
Herzlieb! . . ich bitt dich: geh nicht fort von mir! . . .

Friedenau • Berlin.

Heinz Cobote.

Semiramis.

Der Sonnenrosse goldener Zaum
 Entfiel dem Baal im Abendtraum.
 Den Purpur wirft er um goldene Rüstung . .
 Ich lehne hier oben an goldener Brüstung,
 Auf schwebenden Gärten wandle ich hin,
 Semiramis, die Königin,
 Über die Mauern, deren Kitt
 Das Erdpech aus dem Lande hit.

Wie die Inderwitwe stürzt in den Brand,
 Stürzt sich die Erde ins Abendrot.
 Schon küßt sich Himmel und Vergesand
 Und alles sinkt in Schlummertod.
 Nicht scharlacht mehr der Flamingoreiher
 Mit seiner Flügel Schatten den Weiher.
 Er nistet bei gelber Wasserrose
 In weißschäumenden Lichtes Gefose.
 Astarte die Mondespeile verschleßt,
 Die Liebespeile: Genießt, genießt!
 Von Glanz überströmt, von Wohlklang berauscht,
 Der wie Geister beschwört das Echo der Ferne,
 Bis jeder Lichtkörper droben lauscht,
 Wie auf Liebesgruß von verwandtem Sterne.

Wie Braut an Braut im Hochzeitschleier,
 Im Harem harrend auf Königsfreier,
 Wo die Sonnenblume Judäas paßt
 Zu sirkassischer Lilienwangen Damast,
 Wenn Duft und Kuß sich süß vermischt
 Und die goldene Ampel am Sims erlischt,
 Die gleich dem Goldhink Chinas schwebt
 Und den Perjertheppich magisch umwebt —

So Blume sich an Blume schmiegelt,
 Die Riesentulpe in Lüften sich wiegelt,
 Wo Wildtäubchen vom Libanone
 Carteln mit roter Turbankrone.
 Ein Gott sein Silber nledergießt,
 Wo Kotos fromm den Kelch erschleßt.
 Der Liebeschülze vom heißen Ganges,
 Wo das Erz hinschmilzt im buhlenden Hauch,
 Segnet hier seinen Lieblingsstrauch
 In der Sehnsucht liebenden Dranges.

Wie die goldige Kamzaf scheint
 Aus der schwarzen wogenden Locke,
 Wie dem Wirbelwind sich eint
 Die duftige Blütenflocke,

So in dunkeln Herzen erglühn
Die leuchtendbrennenden Triebe,
So wirble ich wollustfühn
Hin die Blüten der Liebe.
Wie des Basiliskums lieblichen Hauch
Nur die steinige Wüste gebiert,
So die hohe Astarte auch
Nur in einsamen Herzen regiert.

An dunkeln Südseeeilands Wald
Die Paradiesesvögel mahnt es,
Es treibt sie wie mit Sturmgewalt
Ein sehnend Weh, ein ungeahutes.
Lockt der Muskat- und Zimmetwald
Nicht wonnesam: Komm bald, komm bald!
Sie müssen hin, sie ziehen hin,
Doch nimmermehr sie heimwärts ziehn,
Sie stürzen in das Meer berauscht.

O komm, es wartet dein der Seligen Land,
Du sahst es nie und doch ist dir's bekannt,
Wo Herz mit Herz sich ohne Schranke tauscht.
O komm, o komm, umlodre uns Genuß,
Gleich einem einzig brennendheißen Kuß
Schlag über unsern Häuptern er zusammen!
Bis auf den Grund der Kelch sich leeren muß,
Bis wir, verlodert in der Wollust Flammen,
Entrinnen dieser saden Wirklichkeit,
Die fesselnd uns beengt mit Raum und Zeit!

Die Liebe sättigt nicht allein, es braucht der Feinde Angstgestöhn,
Wenn über ihre Leichen fährt die Amazone schrecklich schön.
Was Waffen trug, verfällt dem Schwert! Mit Widdern brecht die Mauern ein!
Ja, Stadt gewonnen! Raub und Mord! Schlägt mit den ehernen Kolben drein!
Der tausendarmige Mord ergriff den Feind Assyrias zum Raub,
Die Flamme tanzte freudig auf den Trümmern.
Nichts blieb, als unter meinem Fuß am Sandelschuh der Aschenstaub.
Hörst du der Jungfrau Todeswimmern?
Die Blüte ist geknickt, im blinden Kot erstickt
Schleppt sie der Hengst an seinem Schweif zum Grabe.
Gespenstiger Herold seiner Wut, lockt hier zum Schmause seine Brut
Der Rabe.

Das ist der üppige Leib, wie Marmor fest und stark,
In dessen Lende schwoll das echte Heldenmark,
An den sich brünstig oft der Gott des Krieges schmiegte.
Das ist der Busen, der die Welteroberer säugte,
Der Schoß, der Riesen zeugte
Und Ungeheuer wiegte.

Das Cymbal schallt in dumpfen Schlägen,
 Wie auf Pisangblätter der Euphratregen,
 Wie weidender Elefanten Schritt,
 Der gemächlich den Mais zertritt.
 Die Augen glänzen zu ippigen Tänzern,
 Ich throne unter Rosenkränzen,
 Der Wollust Schlangenkönigin,
 Semiramis, die Siegerin.
 Die hier auf meine Gewährnung harren,
 Mit dem Leben zahlen der Liebe Narren.
 Mein Schoß sei allen feilgeboten.
 Doch wer mich genoß, der zählt zu den Toten.
 Heil, Weltbefruchterin Astarte!
 Ich bin deine loderende Siegesbandarte.
 Hinsterbend in dem flammensatten
 Tod der Wünsche, die sanft ermatten,
 Der Saisschleier Trugenthüllung,
 Ist Liebe, Leben und Todeserfüllung.

— — — — —
 Doch hier, hier oben auf stiller Wacht,
 Wo der Sterne Paltler unhörbar erklingt,
 Wo ihr Lichtnetz zarte Fäden schlingt
 Um schlanker Bäume Blätterpracht,
 Die sich in sanften Ringeln schwingt,
 Wie in des Neumondfestes Nacht
 Gelüste Jungfraulocke wallt —
 Da werd ich still und sternenkalt.
 Wir wollen umwallen der Schönheit Glieder
 Und flamme werden und sie umlodern,
 Und was wir begehren, verzehren wieder.
 Doch wir versuchen, was wir fodern.
 Wir selber werden von flammenswogen
 Zu jähler Tiefe hinabgezogen.
 In jeder Treue laueri Verrat,
 In jedem Genuß keimt giftige Saat.

Drum, Erdpechveste, altes Babel,
 Und du, o Nimrodgeist der fabel,
 Unnächtlich sieh hier oben wandeln,
 Wie Götter auf beschwingten Sandeln,
 Über die schwebenden Gärten hin
 Semiramis, die Königin.
 Gottsehnsucht hält meine Sinne wach
 Hier oben auf meinem Blumendach.
 Wollust und Herrschlust irdischer Höhn
 Abfallen von mir wie ein fremder Theil.
 Ich ahne Himmel sternenschön:
 Lichtgötter, Heil euch, Heil!

Charlottenburg.

Karl Bleibtreu.

S h ö n e.

Schuf der Wunsch die holde Dichtung?
 War es wirklich? Warum drohte
 Reinstem Herzensglück Vernichtung?
 Flammen starben, kaum entflohte.
 Liebe kam, Liebe ging,
 Wie ein schöner Schmetterling.
 War's ein Traum?

Eine kindlich scheue Haltung
 Nahm mich flugs für sie gefangen,
 Und die zierlichste Gestaltung,
 Die zwei Arme je umschlangen.
 Nackte Füße, braune Haut,
 Eine kleine Bettelbraut
 Stand sie da.

Amor brachte selbst das Kind mir,
 führte ritterlich die Kleine,
 Und sein Blinzeln fragte: Sind wir
 Guten Leute auch alleine?
 Segnete uns Hand in Hand,
 Einen kurzen Ehestand,
 Eine Nacht.

Liebe sie, sie hat dich gerne.
 Frierend stand sie auf der Straße,
 Pilgerin aus weiter ferne,
 Tochter einer fremden Kasse.
 Heißes Blut, heißer Sinn,
 Zwang sie nach dem Liebsten hin
 Ohne Halt.

Und ich nahm die mir Geschenke,
 Nahm sie aus den Götterhänden.
 Die vor Scham die Wimper senkte,
 Wollte halb zur Flucht sich wenden,
 Aber in des Gottes Blick
 Unerbittliches Geschick
 Hielt sie fest.

Auf das harte Lager zog ich
 Die Erglühte zärtlich nieder,
 Und auf ihre Lippen bog ich
 Küssend wieder mich und wieder.
 Nestelnd ärmlichstes Gewand
 Zitterte die heiße Hand
 Ungewohnt.

Laß, so wehrt' sie, Lugeschickter,
 Wirft die Fäden nur zum Bösen,
 Kömmt' ein Ungeudverstrickter
 Auch so felne Knoten lösen?
 Zierlich lockert sie die Schnur,
 Zeigt die lieblichste Natur
 Unverhüllt.

Leicht gebräunte Meerschäumtöne,
 Draus sich rosige Lichter heben,
 Eine knospenhafte Schöne,
 Frühlingssfülle, Frühlingsleben,
 Wunderholde Blütenpracht,
 Mir im Lenzrausch dargebracht;
 Pflücte mich!

Liebesfeier, trunkenes Kallen.
 Deinen Namen laß mich kennen.
 Namenlos will ich gefallen,
 Tausendfach kannst du mich nennen,
 Nenne mich mit Liebeslaut,
 Nenn mich einzig deine Braut,
 Die ich bin.

Leicht beschwichtigt schwieg der Frager.
 Liebe traut auch Namenlosen,
 Liebe ruht auf dürftigem Lager
 Wie auf Teppichen von Rosen.
 Liebe kennt nicht Zeit und Raum,
 Liebe lebt in Glück und Traum,
 Fragelos.

Amor hielt die Wacht am Fenster,
 Und er hob des Vorhangs Falte.
 Auf die Liebesnachtgespenster
 Fiel das Tageslicht, das kalte.
 Cote Blut. Ein Schattenleib.
 Geisterhauch. Was siehst du? Bleib!
 War's ein Traum?

Himmelfahrt.

Hier Kindslein trugen einen Sarg,
 Wen wohl die schlanke Kiste barg?
 Auf dem geschlossenen Deckel lag
 Ein zitternder, schwankender Rosenhag.
 Sie gingen auf einer hölzernen Treppe,
 Und hatten gewiß nicht schwer zu schleppen.
 Gingen als hätte Flügel ein jeder,
 Aber ich sah nicht die kleinste Feder,
 Hatt' keiner etwas von einem Engel,
 War jeder ein strammer Erdenbengel,
 Mit Hemd und Höschen, bauerngemäß,
 Und der Kleinste hatt' ein gestickt Gefäß.

Feine, lichte Wölkchen umgaben
 Mit bläulichem Schleier die vordern
 Knaben,
 So schwanden allmählich alle vier
 In einen himmlischen Nebel mir.
 Zuletzt war's nur ein Hemdzipsel noch,
 Hing lustig her aus seinem Loch,
 Schrumpft mehr und mehr in sich
 hinein,
 Schien endlich nur ein Stern zu sein.
 Ein Blick, und der letzte Erdenrest
 Ging ein zum ewigen Freudenfest.

Gedankenvoll blieb ich zurück.
 Was soll denn nur dies Wunderstück?
 Sind weiter nichts wert, so tolle Sachen,
 Als ein Gedicht daraus zu machen.

Hamburg.

Gustav Falke.

Der alte Student.

Die Klingen schlugen scharf und hart
 Und schwirrten wie Weidenruten,
 Schon sah dort drüben die erste Quart,
 Hekrot so sah ich's bluten.

Und weiter ging es Hieb auf Hieb,
 Zum Rufen der Sekundanten,
 Scharfblutige Schrift die Klinge schrieb,
 Und die Terzen und Quartan brannten.

Da halt! Da rann es rot von Blut
 Über Brust und Schurzfell zur Diele,
 Abfuhr! Der Hieb sah echt und gut,
 Aus war's mit blutigem Spiele.

Dann kreisten die Lumpen, wir fangen laut —
 Längst ist das alles vergangen,
 Zum Teufel, ich wollt', daß noch einmal haut'
 Mein Schläger in feiste Wangen.

Ruhe im Grase.

Der Mühlensügel dreht sich im Takt,
 Die Schafe grasen und klingeln,
 Die Wölkchen liegen rosa nackt
 In leichtgeflochtenen Kringeln.

Der Seele Wanderung stille steht
 Am offenen Himmelsthor,
 Der Glocken gedämpftes Klängen geht
 Im leisen, singenden Chöre.

Türlsch.

Neugierig tret' ich im Himmel ein,
 Von schönen Engeln geleitet,
 Es geht mein Fuß über goldenen Schein,
 Der mich getreulich begleitet.

Die Wölkchen liegen so rosa nackt
 Wie junge Liebesgedanken,
 Der Mühlensügel dreht sich im Takt,
 Die Himmelsgardinen schwanken.

A. v. Sommerfeld.

Vorfrühling.

Hei, wie das heult und stürmt!
Wie Totengespenstertanzende Wolken
Um das trübe Mondlicht.

Graue Nebelstreifen liegen auf der Heide;
Durch die Weiden spinnt sich
Mattdämmerndes, feuchtes Gewebe,
Und drüberhin braust der März
Und reißt die Fäden zu Boden,
Vernichtend — erbarmungslos.
Um verwiterte Giebel schauert der Sturm,
Auf dem Dache klirrt in den Angeln
Die müde, verrostete Wetterfahne,
Und er setzt einher in lebendigem Horn
Und zerzaust mir das Haar,
Und riesengewaltig mit Panthergier
Stürzt er dahin und würgt die
finstern Dämonen der Nacht.

Durch die Brust zuckt es heiß.
Titanengefühle wachen jählings auf,
Die mein Inneres sprengen.
Ich lehze empor — wild empor,
Von künftiger Thaten
feuriger Begeißrung trunken,
Berauscht von Träumen
Weltenerobernder Göttersiege.

Ha, wie es sich um meine Stirne legt!
Wie ein ferner Klang aus meiner Heimat
fluren
Bebt es durch meine Seele, wie ein Duft
Aus väterlichen Gesilden rieselt es durch
mein Hirn.
Traum des Knaben, steigt du mir wie-
der auf?

Holder, schmeichelnder Traum,
Der mich wiegte in die Wunderwelt großer
Geister,

Der mir mit Ahnen erfüllte die junge Brust!
Auch über dich ist der Sturm gebraust,
Der Sturm der Zeit mit frühlingsgewalt.
Dein Glanz ist verblaßt —, ein süchtiger
Schimmer,

Dämmerst du noch einmal vor mir auf.
Traum meiner Kindheit! Dein schönster
Stern

Sank früh in die Gruft des Todes.
Auf fernem Felde ruhest du gebettet,
Träumend von besseren Welten . . .
Aber auch um deinen Leichstein, Vater,
Kauschen heute die Frühlingsskänge,
Und bald erwachen auf deinem Hügel
Wieder die Rosen zu junger Blut.
Ein neuer, goldner Frühling zieht auf!
Sein Banner weht auch über deinem Grabe,
Sein Lebensodem streift auch deinen Staub!

Blitzschnelle Herolde jagen
Mit blinkendem Panzer
Auf haßschnaubenden Rossen
In gewaltigen Streitkolonnen
Durch die jähe nachtschwarze Luft.
Auf den wallenden Haarbüscheln
Wogt die graue Sturmhaube,
Die stählerne Lanze durchsticht
Der Wolken geballte Knäuel,
Und unter den dunklen, toderntesten Brauen
funkelt es in lodernem Grimm.

Um Königsschlosse halten sie ein.
Ihr Schwertthieb prallt an die marmor-
weißen Säulen,

Daß es laudröhnend hallt
Bis zu des Thrones Stufen —
Die Krone zittert .. das Scepter bebt . . .
Auf der Priester Altare
Sprühen die Funken von der Roffe Hufe
Und züngelnde Flammen schlagen empor
am Kreuz,
— Entweihtes Abbild von Golgathas
blutiger Stunde.

Und weiter sausen sie hin
Durch des Tribunals vermorschten Gemäuer,
Daß die Eulen aufflatternd krächzen
In den moderdunp'gen Gewölben.

Wo ihr Gluthauch die Erde streift,
Da schmelzen des Winters letzte Flocken.
Ein morgenstarker Duft
Quillt aus des Ackerlands braunem Boden,
Im grauen Moose, im Dunkel der Wälder
Atmet es heimlich, geisterverschwiegen,
Kauwarmer Luft weht weich

Um meiner Stirne klopfende Schläfen,
 Tauwasser stürzen von den Bergen,
 Das Grundeis bließ mit krachendem
 Donnerthall,
 Vorüber unter hohlen Brückenbogen
 Rollen des Stromes gurgelnde Wogen,
 Und an den Pfeilern klingen Eisschollen
 In Scherben.
 Und es wächst und schwillt,
 Schwillt an — riesengroß!
 Die Dämme brechen —
 Brüllend wälzt es sich durch die Lande.

Leipzig.

Zerbröckelte Mauern reißt die Brandung
 nieder,
 Felsblöcke taumeln in den Strudel,
 Leben versinken — —
 Ein winnendes Chaos schwimmt auf
 dem Trümmermeer.
 — — — — —
 Und die Sonne steigt auf,
 Blutrot — In grellem Glanze . . .
 Hoch herab von den Türmen
 Singen die Glocken Ihr Opferlied!

Albert Kohl.

Nach Feierabend.

In den Fabriken schrillen laut die Pfeifen
 Und pfeifen Ruhe nach des Tages East
 Den müdgetrieb'nen menschlichen Maschinen. —
 In Fleberhast entleeren sich die Säle;
 Denn lächelnd winkt mit feiler Dirnenmilch
 Das Hünenweib Genuß ein Allvergeffen
 In seinen schwellenden Polypenarmen.
 Hei, seht! Wie jagt's die schwarzen Hammerhelden
 Zum Satansloch, zur qualm'gen Branntweinschenke,
 Wo man den Tod verkauft in hellen Gläsern!
 Wie lockt es hundert Mädchen dem Dunkel zu,
 Wo helle Lichter über Sümpfen tanzen!
 Zuletzt kommt hüftelnd aus dem Thor ein Weib.
 Das Weib da war vor'm Jahr noch eine Knospe,
 Auf deren Blättern Morgenröte glühte;
 Blüh'n auch die Wangen heute noch wie Rosen,
 Der Kern ist morsch und krank, zernagt vom Wurm.
 In mancher wollustheißigen Liebesnacht
 Hat es der Jugend Blüten all geopfert.
 Die Nächte, die die süße Lust einst kürzte,
 Macht jetzt die Reu unendlich lang.
 Das Weib wandt langsam einer Vorstadt zu. —
 Wo nah den Feldern liegt das letzte Haus,
 Critt's schlüchtern in ein freundlich Stübchen ein.
 Dort liegt im rohen Sarg ein Kind — sein Kind!
 Gebrochen sinkt das Weib am Sarge nieder,
 Und schwere Thränen, lange nicht geflossen,
 Beträufeln seiner Liebe kalte Frucht.
 Es schluchzt und stöhnt: „Mein Kind! Mein armes Kind!“
 — — —

Kalt starrt auf dieses Magdalenenbild
 Die „gute Frau“, die treu das Kind gepflegt.
 „Wird lange leer die Molochwiege bleiben?
 Es klingelt schüchtern! Neue Opfer kommen!“ —
 Und fröstelnd tritt die Mutter in die Nacht,
 Blickt weinend auf zum hellen Sternenzelt:
 „Bald folg' ich dir, mein Kind, zur bessern Welt,
 Zur Ewigkeit!“

Kcipzig.

Bernhard Friedrich.

Bei Excellenz.

Bei Excellenz — großes Diner, —
 Tafel hinauf, Tafel hinab
 Schlendert mein Auge:
 Silber, — Blumen, — Krystall, —
 Ich bin sehr zerstreut heut'.
 „Ihr Wohl, Herr Professor,
 „Sie sind, scheint's, heut' Abend
 „Schlecht bei der Sache,
 „Ihnen steckt noch im Kopfe
 „Öttinger und
 „Krafft-Ebing!“
 „Ach nein, Herr Justizrat, —
 „Nur etwas Kopfschmerz!“
 Und von links her näsel's:
 „Ihr Wohl, Herr Professor,
 „Sind, hört' ich, den Sommer
 „Zu Übung gewesen
 „Bel Königshusaren, —
 „Famos' Regiment das!“
 „Zu dienen, Herr Lieutenant.“ — —
 Tafel hinauf, Tafel hinab
 Schlendert mein Auge:
 Silber, — Blumen, — Krystall, —
 Ich bin sehr zerstreut heut'.
 Vor mir im Sektglas
 Goldflügelchen um
 Goldflügelchen aufschwebt
 In glühendem Ballspiel; —
 Und wie so aufs wimmelnde
 Glas ich sehe,
 Da ist mir auf einmal
 Als lugte ich
 Durch eine Fensterspalte
 In einen weiten, wimmelnden Raum

Voll schwahender, qualmender Tische,
 Und hinten weit, — unter der Gasflamme
 links, —
 Liebreizend,
 Seh' ich ein sektblondes Köpfschen:
 Mein Isarätätschen.
 Im blauen Jersey, — die Schürze weiß, —
 Trägt sie ihre Krüge
 Hierhin, dorthin.
 Nun bleibt sie stehn, —
 Das weißbrotfrische
 Halschen gesenkt,
 Wechselt dem Gas! sie,
 Und sink' wie ein jung
 Maulwürfschen durchwühlt
 Ihre Hand das baumelnde Täschen. —
 Mein Isarätätschen! —
 Freiliebe pflücken wir zwei,
 Wilde, rote Nelken. . . .
 Wenn jetzt auf einmal
 Du im Saale hier stündest!
 Die Mütter puzeten
 Rote Entrüstung, —
 Die tugendgeputerten
 Töchter rafften
 Eiligst ihre Schleppe,
 Dich nicht zu streifen, —
 Und die regierungsrätlichen
 Glagen murten:
 „Das Sittengesetz
 „Ist unverbrüchlich!“ . . . —
 Weine nicht, Kötschen,
 Welne nicht! —
 Hebe dein Köpfschen,

Über ihm flirrt eine kleine,
 Nelkenrote Glorie! . . .
 Du willst von mir nicht Ring,
 Noch Titel, noch Hochzeit
 Du willst mich nur lieb haben,
 Einfach lieb haben,
 Wie die kleine Finken den Fink
 Im Birkenwäldchen
 Du willst nur, wenn abends
 Zum Stammtisch ich komme,
 Den beschneiten Pelz
 Von den Schultern mir helfen, —
 Mein Gläschen mit glühendem
 Cognac dann füllen, —
 Knie leis' an Knie,
 Einen Augenblick lang; —
 Und ab und zu 'mal
 Ein verstoheles Ständchen
 — Kopf neben Kopf
 Auf demselben Kissen, —
 Bei mir liegen,
 Und deinen Mund
 An dem meinigen festsaugen,
 Wie eine kleine Muschel
 Mein Isartälhchen! . . .
 Spuck dich, spuck dich,
 Pflück' dir dein Schürzchen nur voll
 Von den wilden, roten Nelken,
 Wer weiß, wie lang' sie noch blühen! . . .
 Und helfen will ich dir dabei,
 Tächtig helfen! — — —
 Tafel hinauf, Tafel hinab
 Schlendert mein Auge, —
 So zerstreut, wie heute,
 Bin ich selten gewesen.
 Und der alte Justizrat
 Schüttelt den Kopf:
 „Es ist doch Öttinger
 Und Krafft-Ebing, —
 Sie arbeiten zu viel,
 Mein junger Herr Kollege.“
 „Ihr Wohl, Herr Justizrat!“
 Ich leere mein Sektglas, —
 Und neben mich reckt sich
 Weißbehandschuht
 Eine kluge Hand,
 Und aus goldhelmliger
 Flasche zischt's wieder, —

Und wieder quirt
 Goldflügelchen um
 Goldflügelchen
 In glühendem Ballspiel; —
 Und wie so aufs wimmelnde
 Glas ich sehe,
 Da ist mir, als schaut' ich
 Durch ein Guckloch
 Über wimmelnde Jahre
 Hinaus in die Zukunft.
 Da sitze ich als
 Schmerbäuch'ger Gerichtsrat
 Mit Frau und Geldschrank,
 Feietage,
 — Ein Musterehemann —
 Und schenke meiner Tochter
 Zur ersten Kommunion
 „Amaranth“ in Goldschnitt; —
 Und schreibe meinem Sohne,
 — Er ist fuchs in München: —
 „Hüte Dich, Junge,
 „In puncto puncti!“ — — —
 Und abends, im Kasino,
 Beweise ich bei Bordeaux
 Und pomm'r'scher Gänsebrust,
 Welch' ein nötig Ding
 Die stilsche Weltordnung. —
 Und hinter mir weit — eine verschollene
 Insel —

Liegt die Zeit,
 Wo ich Freiliebe pflückte,
 Wilde, rote Nelken! . . . —
 Und drei Treppen hoch, hofwärts, —
 Im Großstadtgewirre, —
 Sieht eine alte,
 Derrunzelte Vettel
 Und laut ihr Vesperbrot,
 Mit Schmalz dünn bestrichen,
 Und wäscht dann weiter,
 Studentenhemden,
 Das Stück 17 Pfennig, . . . —
 Und hinter ihr weit — eine verschollene
 Insel —

Liegt die Zeit,
 Wo sie Freiliebe pflückte,
 Wilde, rote Nelken.
 — Und da werd' ich auf einmal so traurig,
 So blödsinnig traurig, —

Und die Welt kommt mir vor
 Wie ein großer Ochfenschädel,
 So plump und so dumm. . . . —
 Ich fahr' auf, — Stühle scharren —:
 „Gefegnete Mahlzeit!“ „Mahlzeit!“
 „Äh, Herr Wsseffor, wollen Sie nicht
 „Ins Kasino mitkommen,
 „Es wird heut' gejeut dort! . . .“
 „Bedauere, Herr Lieutenant,
 „Bin für heute versagt schon. . . .“
 Und ich stürze ins Vorzimmer, — den Pelz
 über, —
 Treppe hinunter, — entlang
 Die schneidenden Straßen —
 Unter den zuckenden Gasflammen hin —
 Endlich — endlich —
 Ich stoße die Thüre auf —
 Und mit dem ersten Blick
 — Jenseits der schwahenden, qualmenden
 Tische —

Liebreizend,

Köln.

Sch' ich ein sejtblondes Köpfchen, —
 Und da werde
 Ich so glücklich,
 So unmenschlich glücklich,
 Daß ich zittere
 Am ganzen Körper. . . .
 „Nun sieh' ich bei ihr, —
 Sie hilft mir den Pelz
 Von den Schultern und
 Schüttelt
 Die Flocken aus den schwarzen
 Wärenzotten,
 Und flüstert mir zu:
 „Hab' Erlaubnis bekommen,
 „Ich kann morgen Nacht!“ . . .
 Und ihre glücklichen
 Augen sehen
 Mich dabei an
 So lieb und keusch
 Wie zwei Christbaumlichtchen.

Karl Maria.

Auf dem See.

Auf grünblauem,
 Schwarzwogendem See
 Fahr ich einsam,
 Und die demütige Stille
 Drückt mich schaurig.
 Ich blicke mich um,
 Ob nicht der weiche,
 Gehorsam sich schmiegende,
 Plötzlich aufbäumend,
 Mir ins Boot stürzt,
 Mit frohlockendem,
 Grollgeborenem Racheruf.
 Aber stille
 Teilt sich das Wasser
 Unter dem scheidenden Kiel. —
 Ich beuge mich behutsam
 Über den niedern Rand
 Und sahnde nach unten,
 Und wenn ich das schwere Ruder senke,
 Das rutschende, plumpe,
 Und meine Hand schon den Spiegel berührt,
 Während drunten die lastenden Schichten

Die Ruderstange mächtig nach hinten pressen,
 Kommt's über mich wie Ohnmachtsahnung
 Dem See gegenüber,
 Dem ruhigen,
 Geheimnisse bergenden See.
 Ich liebe den See,
 Und ich fürchte ihn mehr doch
 Als ich ihn liebe.
 Achtung, ehrfurchtgebietend
 Empfangen mich am unheilvollen Abend
 Die sanft murrenden,
 Kiesstreichelnden, grundklaren Uferfluten,
 Aber auf dem Brettergerügel
 Mitten in dem bergemeinfriedeten,
 Vergessenen, bergebegrabenden Becken
 Geh ich mich ganz der
 Herzbeengenden Wollustfurcht hin
 Des unter mir harrenden,
 Lautlos mahnenden Todes.
 Die alten höhenerklimmenden Wälder
 Und der bleiche jagende Mond,
 Der, auf der scheidenden Sonne

Hoheitswink harrend,
fern am Himmel kniet,
Und der nähertönende,
felsenentellende Donnerbach
Nötigen ahnungsschweres Vangen
In die feuzerhaltende Brust.
Ich sehe mein dunkles Antlitz

Wien.

Auf dem Wasser mit mir ziehen,
Verräterisch schwankt der Kahn.
Eine lustdurchschneidende Schwalbe
Macht den folgenden Blick schwindeln.
Ich lege mich auf den Rücken
Und lasse mich treiben — — — — —

Richard Schaukal.

Pan, der junge.

Steif saß der junge Pan im Schilf
Und pfiß in sieben Tönen
Ein rührsam süßes Minnelied
Zum Preise seiner Schönen.
Die stand als Kellnerin im Dienst
Beim Bacchus, dem Weinverzaffer.
Kam sie durch Jocher ins Gedräng,
So wehrte sie sich tapfer.

Die Nixen lauschten auf den Pan
In Röhricht, Busch und Hecken
Und eilten, wenn er brünstig naht,
Sich schleimig zu verstecken.
Vom Bocksfuß und dem Hörnerschmuck,
Da wollten sie nichts wissen,
Sein Zottelschwänzchen an dem Steiß
Hing vorstig und beschmissen.
Spizohrig und fuchstrot von Bart,
Mit breiten Backenknochen,
So hinkte ihnen nach der Pan,
Als hätt er ein Bein gebrochen.

Die Nixen saunen, wie den Pan
Sie könnten zur Kurzweil foppen,
Weil sich der Satyr schon befeuert
In aller früh beim Schoppen.
Sie schlossen um ihn einen Kreis
Und reichten sich die Hände.
Ihr Reigen zog den Pan zum Teich
Im blumigen Gelände.
Sie pflückten Rosen vom Gesträuch,
Mit Eppich gebunden zum Kranze,
Und luden so geschmückt den Pan
Zum lustigen Ringeltanze.
Der hopfte und stapfte taranteltoll
Und pfiß die Töne, die sieben.

Er dachte, die Nixen müßten sich
In seine Sprünge verlieben.
Er stertzte das Schwänzchen bei jedem Hopps
Und bleckte grinsend die Zähne.
Um seinen Schmerbauch flog das Haar
Wie eine Pferdemaähne.
Sobald die Runde gekommen zum Teich,
Wie wurden die Nixen so munter!
Sie saßten den hitzigen Gausch beim Bart
Und tauchten im Wasser ihn unter.

Mit Husten und Pusten er wär erstickt,
Hätt nicht ein Nixlein Erbarmen,
Das hielt ihn über die Plätzcherstut
Mit weichen Backstüchchen.
Das that dem Pan so wonnig wohl,
Daß auf er stülpte die Mäster.
Kotfläckig kroch er aus dem Schlamm
Und schmeichelnd begann er zu flüstern:
Süßkind, magst du mein Liebchen sein,
Will dir nur Lieder ich pfeifen
Und schlingen in dein lockig Haar
Noch einen goldnen Reifen.
Da lachte das Nixlein und schwamm davon:
Mit deinen sieben Tönen
Kannst du gewinnen nicht mein Herz,
Mich nicht mit Scheingold krönen.

Da stand der gierere faun verduht,
Die Pfote an der Stirne,
Die Nase hing ihm übers Maul
Wie eine rote Birne.
Er kraute hinter den Ohren sich,
Dort war's noch immer nicht trocken,
Er hörte aus jedem Erlenstrauch
Der Nixen kichernd frohlocken.

Still dacht er sich, nach Nigenlieb
 Bin nimmer ich gelüftig.
 Zudem, sie hatte Flossen am Bein
 Und war sogar engbrüstig.

Rasch trollte sich der Pan ins Schilf
 Und blies auf seiner Flöte
 Das siebentönig alte Lied
 Vor einer grünen Kröte.
 Die fand sein Pfeifen wunderbar,
 Weil stets sie gehaust im Sumpfe
 Und dort behaglich Mücken sing
 Auf einem Weidenstumpfe.
 Die grüne Kröte und der Pan
 Einträchtig lebten zufrieden,

München.

Obgleich die Nigen seit der Zeit
 Sein Pfeifenrohr gemieden.

Die Kröte übte stets Kritik!
 Als sehr gestrenger Richter:
 Wer sieben Töne pfeifen kann,
 Ist schon ein großer Dichter.
 Befolge meinen guten Rat,
 Pfeif nur auf sieben Löchern,
 Dann wird dein Sang der Syngs Rohr
 Abwechselnd nicht verknochern.
 Versteige dich, mein lieber Pan,
 Um keinen Preis zum achten —
 Du würdest pfeifen auf die Welt
 Und Menschen und Götter verachten.

Heinrich v. Keder.

Ausblick.

Über unsre Liebe hängt
 Eine tiefe Trauerweide;
 Nacht und Schatten um uns beide;
 unsre Stirnen sind gesenkt.

Wortlos sitzen wir im Dunkeln;
 einstmals rauschte hier ein Strom,
 einstmals sahn wir Sterne funkeln . . .

Ist denn Alles tot und trübe? —
 Horch: ein ferner Mund! vom Dom!

Glockenschöre . . . Nacht . . . und Liebe . . .

Berlin.

Richard Dehmel.



Wilde Rosen.

Stimmungsbild von Heinz Tovote.

(Friedenau-Berlin.)

Die Sonnenstrahlen flitern durch das enge Gewirr der breitfingerigen Weinranken, deren maschiges Blätternetz, vom nahenden Herbst röthlich überhaucht, sich zwischen den leichten Stülpfeilern der Veranda ausspannt.

In einem niederen amerikanischen Schaukelstuhle liegt eine junge Frau, die kleinen Hände lässig im Schoß gefaltet; und während sie durch hie und da einen leichten Stoß mit der Fußspitze den Stuhl im Wiegen hält, blickt sie auf die in einander verschwimmenden runden Lichtflecke, die von den Strahlen der frühen Morgensonne auf dem bunten Fliesenboden gebildet werden.

Langsam behaglich zieht sie die Schultern in der weißwollenen algerischen Gandura hoch, und sich reckend, daß der Schaukelstuhl mit plötzlichem Ruck stillsteht, hebt sie die Hände über den Kopf empor, schlingt die Finger ineinander, und die Handflächen nach oben lehrend, streckt sie leis gähmend die Arme gen Himmel, daß die weiten losen Ärmel des Gewandes bis fast zu den Schultern zurückfallen.

Dann läßt sie die Hände wieder müde auf die Kniee sinken und träumt vor sich hin, die feinen Augenbrauen etwas zusammengezogen, während die kleinen Füße fest auf dem Boden ruhen und der geschmeidige Oberkörper leicht nach vorn gebeugt ist. —

Das Mädchen kommt; aber die junge Frau blickt nicht auf, während der Frühstückstisch abgeräumt wird. Selbst das Klappern der Teller und Tassen vermag sie nicht zu stören.

Dann ist es wieder still . . .

Nur von einer Nebenvilla herüber dringen einzelne, suchend angeschlagene Töne eines Klaviers, dann die falsch gespielte Melodie: *Ich ich hab' . . .* sie ja nur . . .

Da bricht das Spiel wieder ab. —

Es ist morgenstill ringsum. Das welkende Weinlaub duftet betäubend scharf.

Zuweilen klrirt ein Messingstab, wenn der graue Papagei mit seinem Schnabel gegen das Gitter seines großen gelben Messingbauers stößt.

Nun kreischt er flügelschlagend wild auf, daß sie zusammenschreckt. —

Im Balkonzimmer fällt eine Thür zu. Dann langsam näher kommende Schritte.

Ihr Gatte in Hut und Mantel, den Stock unter dem Arme, mit dem Zuknöpfen des linken Handschuhs beschäftigt.

Es ist dreiviertel zehn, und wie gewöhnlich ist er im Begriff, von Wannsee nach Berlin zu fahren.

„Nun, Rindchen . . . was wirst Du denn heute thun . . .“

Er fragt es gleichgültig lässig.

„Interessiert Dich das wirklich so?“ fragt sie lächelnd, weil diese Frage alltäglich sich wiederholt.

„Ei gewiß — ich muß doch wissen . . . ob sich mein Frauchen . . . na! nicht langweilt . . . so!“

Er ist mit dem Handschuh fertig und beugt sich über sie. Dann aber sagt er:

„Nein . . . wart' erst.“

Er legt Hut und Stock auf den Tisch und geht hinunter in den Garten.

Nach einer Weile kehrt er wieder, eine üppig rote Rose in der Hand, von der er mit dem Messer fürsorglich die Dornen ablöst, eh' er sie ihr mit einer halb humoristischen Verbeugung überreicht.

„Danke, Will!“

Sie saugt mit halbgeschlossenen Augen den vollen Duft der Blume ein und nestelt sie an ihrem Gürtel fest.

Dabei ist sie aufgestanden.

Er reicht ihr die Hand, beugt sich ein wenig nieder und küßt sie vorsichtig auf die Stirn, gerade unter die leicht sich kräuselnden blonden Haare.

„Langweile Dich nicht, mein Schatz — geh ein wenig spazieren!“ ruft er ihr noch zu, schon auf den Stufen der Treppe, die zum Garten führt.

Sie steht an der Holzbrüstung der Veranda, von dem dichten Weinlaube wie von einem Rahmen umgeben, lächelt ihm nach und wirft eine müde Rußhand.

Der Ries knirscht unter seinen Schritten, die eiserne Gartenthür fällt laut ins Schloß, und ohne daß er sich noch einmal umgesehen, geht er die Anhöhe der Chaussee zur Station hinauf. —

* * *

Run ist sie wieder allein — bis sechs Uhr . . .

Sie gähnt leicht, zu träge, die schlanken Finger ganz bis zum Munde zu bringen.

Dann wendet sie sich dem lautkreischenden Polly zu, der an den Gitterstäben emporklettert, mit dem starken Schnabel hineinhackt und unruhig mit dem oben im Bauer hängenden Schaulerlinge klirrt.

Sie giebt ihm ein Stückchen Zucker, den das Mädchen — gewohnheitsmäßig — auf dem Tischchen zurückgelassen hat, und kraut den stillgewordenen Vogel in seinen sich sträubenden Kopffedern. —

Gewohnheitsmäßig! . . .

So ist ihr Leben.

Um zehn fährt ihr Mann nach Berlin; um sechs Uhr abends kommt er zurück.

Dann setzt man sich zu Tisch — hinterher eine kleine Promenade — vielleicht ein Besuch in einer Nachbarvilla — zuweilen ein paar Bekannte zur Tafel.

Meist: Will in seine Zeitungen vertieft, . . . sie in einem Romane blätternd, und dann vor Mitternacht ohne rechte Müdigkeit schlafen gehn. . .

Polly hat nach ihrem Finger gehackt, weil sie ihn über ihre Gedanken vergessen.

Sie giebt ihm mit einem kleinen Stöckchen einen vorsichtigen Schlag, daß er sich still duckt und sie mit den großen, starren Augen von unten heraus anblinkt.

Dann rafft sie den Morgenrock etwas zusammen, und geht die Stufen der Veranda hinab in den Garten, der sich den Hang hinunterzieht bis zum See, auf dem ein kleiner Salondampfer seine lichtschillernde Kielfurche zieht.

Das warnende Geklingel der Schiffsglocke gestt durch die frische Morgenluft.

Jenseits des Schiffsstreifens am Ufer hin ein Kranz tanzender roter Bojen, hie und da ein abgetakeltes Segelboot fettend, auf der Fläche eine Anzahl kleiner Boote, ein langes schwarzes Holzfloß und am jenseitigen Ufer einige plumpe Lastschiffe mit ihren großen Segeln, die Abwechslung in die gleichmäßig graue Wasserfläche bringen.

Die junge Frau geht langsam mit jetzt achsellos schleppendem Kleide durch den Garten bis zur unteren Mauer, — ein duftender Rosengarten: leusche weiße Dijon-, üppiggelbe Theerosen, flockige schüchterne Moosröschen, samtue Rosomenen und voll entfaltete, noch tauschwere, schwarzrote Plutorosen, die sich mit den silbernen Wasserperlen im Kelche selbstbenutzt von den wenigen Blättern der hohen schlanken Stöcke abheben.

Sie nimmt die Rose aus dem Gürtel, steigt eine kleine Anhöhe hinan, von wo aus man den sich im Bogen am Seeufer hinziehenden grauen Fahrweg überblicken kann.

Während sie einen leichten Gartenstuhl heranzieht und nach ihrem Taschentuche sucht, um den feinen grauen Staub, der hier lagert, fortzuwehen, nimmt sie den Stengel der Rose zwischen die Zähne, und behält die Blume auch in den Lippen, als sie sich gesetzt hat, und nun über die

schimmernde Seebucht, von der es kühl und frisch heraufweht, hinüberblickt nach dem jenseitigen leichtverschleierten, hügeligen Ufer.

Wie still und einsam es rings ist, wie langweilig! —

Sie langweilt sich — und wie hatte sie sich gefreut, als ihr Mann das Sommerhäuschen hier in Wannsee kaufte.

Sie war auf dem Lande groß geworden, und hatte sich im Salon oft hinausgesehnt ins Freie. Nun war sie draußen, und wußte nichts mit ihrer Zeit anzufangen. . .

Ein Buch nach dem anderen lesen, das war eben alles. —

Sie nimmt die Rose aus dem Munde und läßt die Hände in den Schoß fallen.

Wie die Rosen so schwill duften, wie hier alles so eingeengt, so konventionell ist. Die saumetartig kurzgeschorenen Rasenflächen, die sauber geharkten, scharf abgesteckten Wege, diese peinliche Ordnung überall. —

Auf dem Gute des Vaters hatte es nicht so geleast ausgesehen. In dem wilden Parke wucherte das Gras auf moosbedeckten Wegen, unter breitstämmigen Bäumen lagen Haufen abgebrochener trockener Zweige, mit dem Laube des vergangenen Sommers.

Die Blumen waren verwildert; denn niemand hatte Zeit, zu sorgen, daß die Beete imstande gehalten wurden.

Und in dieser halben Wildnis war sie Alleinherrscherin gewesen, ohne Aufsicht trieb sie sich dort tagüber herum.

Am lustigsten aber war der Herbst, wenn die Erntezeit nahte.

In den großen Ferien kam Fritz, Pastor Krauses Altester, nach Haus. Er war um sechs Jahre älter als sie, die damals sechzehn zählte, aber sie kamen prächtig miteinander aus.

Fritz hatte keine Neigung gehabt, dem Vater im Amte zu folgen; aber er hatte, ein Trost für den Alten, eine Wissenschaft gewählt, die sich wenigstens äußerlich mit dem Himmel befaßte, die Astronomie.

Selbst in den Ferien vernachlässigte er sein Studium nicht, da er sich eifrig mit Ellens Augensternen beschäftigte. —

Wenn die Zeit kam, schlug ihr das Herz vor Freude, und sie konnte den Tag nicht erwarten, für den seine Ankunft gemeldet war. —

Dann wanderten sie einsam, zu zweit, durch den hohen Buchenwald. Sie strichen pfadlos über die Felder und sahen den Leuten zu, wie das reife Korn geschnitten und eingefahren wurde.

Er sang ihr seine Studentenlieder, so lange, bis sie mitsingen konnte.

Zwischen dem Gute und dem Pastorhause schlängelte sich ein Flüsschen hin. Wenn man seinem Laufe abwärts folgte, kam man an einen kleinen, mit Wald bestandenen Hügel, an dessen Fuße sich zahllose dichte Hecken wilder Rosen hinzogen.

Dort war ihr Lieblingsplätzchen.

Meistens suchten sie es auf, wenn die Sonne sich dem Horizonte zu-
neigte, und kehrten erst heim, wenn die Abenddämmerung einbrach. . . .

Eines Abends hatten sie dort im Grase gefessen, unter einem Strauche
wilder Rosen, der sie mit seinen blassen Blütenblättern übersättete.

Von diesen häßlichen wilden Rosen, die nur Wert hatten, wenn sie
verblüht waren und man die roten Hagebutten einmachen konnte, hatte
Fritz plötzlich einen Zweig gepflückt und ihn ihr gegeben.

Erst hatte sie ihn erstautt angesehen, dann war sie in ein nicht euden-
wollendes Lachen ausgebrochen.

Rein, er war wirklich zu komisch. Ihr solch eine alte häßliche Hunds-
rose zu geben.

Er hatte ein verdutztes Gesicht gemacht und war ärgerlich geworden.
Dann hatte er mitgelacht. . . .

Gleich darauf hatte er es ihr verboten. . . . Doch sie lachte immer
weiter, bis er sie plötzlich am Arme faßte und ihr drohte, sie zu küssen,
wenn sie ihn noch länger auslachte. —

Sie war mit einem Schlage still geworden und starrte ihn an . . .
er hielt den einen Arm um ihre Schulter gelegt, sie fühlte, wie der Arm
zitterte, und sie wurde ganz verwirrt.

Sie fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg, und eine fürchter-
liche Angst überkam sie. —

Am liebsten hätte sie sich losgerissen und wäre geflohen.

Aber sie konnte nicht, sie hatte allen Willen über sich verloren — dann
fühlte sie seine Lippen auf den ihren, und ohne sich zu wehren, ließ sie sich
von ihm küssen.

Sie schloß die Augen, — ihr war wie im Traume.

Mit einer plötzlichen Willensanstrengung riß sie sich los und lief davon,
ohne auf sein Rufen zu hören.

Er eilte ihr nach, aber sie brach sich Bahn mitten durch den Wald.
Wie gehetzt jagte sie davon, da sie ihn noch immer hinter sich zu hören
glaubte. —

Vorsichtig schlich sie sich auf den Hof, und als sie die Stimme des
Vaters hörte, versteckte sie sich für eine Zeit in den Stall, wo die Kühe
mit den schweren Ketten rasselten und sich an den Wänden rieben. Zuweilen
brüllte eines der Tiere mit dumpfem, langgezogenem Tone oder ein anderes
legte sich schwer nieder, um mit dem breiten Maule schläfrig wiederzukäuen.

Sie strich sich die Haare zurecht und kühlte sich das erhitzte Gesicht;
aber das Herz klopfte ihr wild, daß sie sich fürchtete, vor dem Vater zu
erscheinen. —

Die ganze Nacht schlief sie nicht und die folgenden Tage ging sie wie im Traume umher.

Ein paarmal hatte sie Fritz von weitem gesehen und war ihm ausgewichen. Er hatte nach ihr gefragt — aber sie ließ sich nicht blicken.

Endlich standen sie sich doch wieder gegenüber; er stammelte etwas von Verzeihung, ohne daß sie seine Worte hörte, so verwirrt war sie selbst.

Das alte trauliche Verhältnis aber war zerstört. . . .

Die Streifereien nahmen ein Ende, und sie vermied jedes Alleinsein mit ihm, so daß er garnicht dazu kommen konnte, sich auszusprechen.

So war er wieder zur Universität gegangen.

Sie hatte wohl ein Duzend Briefe von ihm, die sie noch jetzt als kostbarsten Schatz hütete, ohne daß sie jedoch auch nur mit einer Zeile darauf geantwortet hatte. —

Wie oft hatte sie unter dem wilden Rosenstrauche geessen und an den Tag zurückgedacht, da er sie geküßt.

Allmählich dämmerte es ihr auf, daß sie sich eigentlich recht wie ein thörichtes kleines Mädchen betragen hatte. Weshalb nur hatte sie eine so schreckliche Angst gehabt? —

Ein paar von den wilden Rosen hatte sie sich abgeschnitten. Sie war, obgleich es niemand gesehen hatte, rot dabei geworden. Wenigstens glaubte sie es, denn als sie nach dem kleinen elfenbeinernen Taschenspiegel suchte, um sich zu überzeugen, hatte sie ihn natürlich zu Haus gelassen. —

Als sie zu Weihnachten aus der Pension zurückkam, war Fritz nicht da.

Ihr erster Gang aber galt den Dornenbüschen, die jetzt trautig kahl unter dem Schnee froren.

Wie häßlich sie aussahen. —

Zwei Jahre später hatte sie dann geheiratet, ohne daß sie Fritz, der inzwischen in Schottland war, wiedergesehen hatte.

Jetzt war er in die Heimat zurückgekehrt.

Als der Vater ihr neulich davon schrieb, überkam sie ein eigenes Gefühl. Sie wußte selbst nicht, weshalb eigentlich. —

Dann erfuhr sie, daß er einen Ruf nach Berlin erhalten hatte. Er konnte schon ganz in ihrer Nähe sein. . . .

Wie er wohl aussehen mochte? —

Ob er je wieder an den Tag gedacht hatte, oder ob alles für ihn vergessen war? —

Sie lächelte für sich hin, wenn sie an jene Zeit dachte und an die häßlichen, wilden Rosen.

Wie er sie jenes eine Mal geküßt hatte! . . .

Sie seufzte auf und blickte sinnend auf die breit in der Sonne liegende Havelbucht zu ihren Füßen.

Der kleine Dampfer fuhr jetzt wieder nach Potsdam zurück, der Schornstein stieß dichten schwarzen Rauch aus, während die Schiffsglocke ihr ohrenzerreißendes Geklingel ertönen ließ. . . .

Ob es hier wohl wilde Rosen gab? —

Daran hatte sie noch nie gedacht . . . sie mußte doch einmal darauf achten.

Wilde Rosen. . . .

Sie hatte einen ganzen Garten voll der seltensten Edelrosen, in allen Farben, mit den schönsten, wohlklingendsten Namen. —

Der schwere Duft zog durch die noch nebelseuchte Morgenluft. Aber das war ihr etwas so altes . . . immer dasselbe — so langweilig. . . .

Ihre Finger zupften mechanisch an der Rose, die ihr Gatte beim Fortgehen noch so galant für sie geschnitten.

In Gedanken hatte sie die arme schöne Rose völlig zerpflückt, und jetzt lag uurmehr ein Häuflein zernüßter, blutroter Rosenblätter in ihrem Schoße, auf dem weißwolligen Gewande, wie Blutstropfen im Schnee. —

Sie mußte lächeln, wie herzlos sie mit der Blume umgegangen war. . . .

Plötzlich nahm sie all die Blätter und warf sie aufjubelnd in den Wind, daß sie nach allen Seiten lustig zerflatterten . . . und mit träumerischen Augen blickte sie ihnen nach, die schlanken weißen Hände lässig im Schoße gefaltet, den feinen Kopf mit den krausen, blonden Haaren etwas nach vorn geneigt, und die Lippen, um die noch das Lächeln spielte, halb geöffnet, als ob sie ahnend auf etwas lausche. — — — —



„Wie ist es denn möglich?“

Von Gustav Klitscher.

(Stettin.)

Die engen Tribünen des Schwurgerichtssaals waren überfüllt.

Die Damen, welche besonders zahlreich erschienen waren, beobachteten mit großem, mitleidigem Interesse den Angeklagten.

Das war ein junger Mensch.

Auf seinem Gesicht lag jene wachsfarbene Blässe, die nach langem Siechtum zurückzubleiben pflegt. Aber auch ohne das frische Rot, das man auf diesen Zügen erwartete, zeigten die klaren, graublauen Augen, die etwas zu große, gebogene Nase, der kleine blonde Schnurrbart, die hellen leicht gekräuselten Haare, zeigte die ganze hochaufgeschossene Gestalt jenen eigenartigen Typus, wie man ihn so häufig bei Angehörigen unserer niederdeutschen Adelsgelechter findet.

Um den Mund und die Augenbrauen lag ein finsterner Zug ernster Entschlossenheit.

Die Sitzung hatte begonnen.

„Angeklagter,“ hub der Vorsitzende jetzt an, „Sie sind der Freiherr Curt Ernst Gotthelf v. Grothufen?“

„Ja.“

„Sie sind 21 Jahre alt und Student der Rechte im vierten Semester.“

„Ja.“

„Sie sind nicht vorbestraft?“

„Nein.“

„Angeklagter, ich frage Sie: bekennen Sie sich schuldig, die unverehelichte Anna Schlüter aus Stralsund am 20. März dieses Jahres durch mehrere Revolvergeschüsse vorsätzlich und mit Überlegung getötet zu haben?“

Die Falten zwischen den Augen des Angeklagten vertieften sich. Ein paar mal zuckte es ihm um die Mundwinkel, als würgte er etwas hinab. Die Hände krampften sich um die Brüstung der Galerie, welche die Anklagebank umschloß.

Dann löste sich die Spannung, welche den ganzen Körper ergriffen hatte, und er sagte mit ruhiger, wenn auch tonloser Stimme:

„Ja, ich bin schuldig. Ich habe sie mit Vorsatz und Überlegung erschossen.“

Der Verteidiger blickte auf und sah seinen Klienten einen Augenblick scharf an. Dann legte er den Bleistift in seine Akten, und klappte den blauen Deckel zu.

Die weitere Vernehmung des Angeklagten wie das Verhör einzelner Zeugen hatte nach diesem Geständnis wenig Bedeutung und war bald zu Ende.

Der Präsident erteilte das Wort dem öffentlichen Ankläger.

„Meine Herren Geschworenen,“ begann der Staatsanwalt, „Sie stehen heute vor der Aburteilung eines Verbrechers, dessen grauige That vor einem halben Jahre die weitesten Kreise unseres Volkes mit Abscheu und staunendem Entsetzen erfüllt hat. Wie ist es denn möglich, wie kann es sein, so fragte man sich allgemein, als die Kunde von dem Morde durch die Blätter flog, wie ist es denn möglich, daß ein junger Mann von Erziehung, Gesittung und Bildung sich soweit vergißt, daß er sein ganzes Geschick an eine Dirne hängt, die der Verworfensten eine war, sich soweit verliert, daß er an diesem Mädchen, dessen Liebe für Geld feil war, aus Eifersucht zum Mörder wird, so tief sinkt, daß er die Waffe in der Absicht der Selbstvernichtung gegen das eigene Leben wendete.

Wie ist das möglich? so fragte man, und vor der Frage stehen auch wir heute, nachdem der Angeklagte durch sein umfassendes Geständnis jeden Zweifel an seiner Schuld selbst zunichte gemacht hat. Aber soviel man forschen mag, es giebt keine Antwort, welche die That auch nur irgendwie entschuldigt.

Der Freiherr Grothusen entstammt, wie Sie wissen, einem alten, edlen Geschlecht. Unter seinen Ahnherrn ist so mancher, dessen Thaten die Geschichte in ihren Tafeln ausgezeichnet hat, so mancher, von dem man noch heute mit anerkennender Ehrfurcht spricht. Der letzte Enkel dieser Männer sitzt hier vor Ihnen auf der Anklagebank. Von frühester Kindheit an genoß er eine Erziehung, um die ihn tausende und abertausende beneiden können. Eine sorgende, liebende Mutter, eine Frau von edelster Weiblichkeit und echt christlichem, kirchlichem Sinn wachte über seiner Jugend. Unter ihrer Obhut wuchs der Knabe im Stammschloß seiner Väter auf. Die Männer, welche sie zu seiner Erziehung und Belehrung zu sich rief, waren als tüchtige fromme Pädagogen bekannt, und als sie den Jüngling einer Schule anvertrauen mußte, da gab sie ihn in das Haus eines Direktors, dessen ehrenfesteste Sittenstrenge weit und breit geschätzt wurde. Aus diesen reinen und lautern Quellen floß die Bildung seiner Lehrjahre. Alles, was groß ist, herrlich und schön auf dieser weiten Welt, wurde ihm in überreichem Maße gegeben, ängstlich hütete man ihn vor allem häßlichen und schmutzigen, nur die besten Beispiele hatte er stets vor Augen, die Verührung von Laster und Gemeinheit blieb ihm fern.

Und es schien, als sollte die gute Saat herrliche Frucht tragen. Seiner Mutter und seinen Lehrern war er ein Stolz und eine Freude während

seiner Schulzeit; er lernte eifrig und mit Erfolg, und sein Lebenswandel war tadellos. So kam es, daß man große Hoffnungen auf ihn setzte, als er die Universität bezog, und ihm eine glänzende Zukunft voraussagte.

Al das hat er zu Schanden gemacht und in Trümmer geschlagen. Ein Jahr ging ins Land, und der hoffnungsreiche Jüngling sitzt hier als Mörder, als Mörder an einem wehrlosen Weibe.

Mit Empfehlungen an die ersten Familien der Gesellschaft bezog er die Universität. Aber kaum war er in Berlin, so vergaß er alles Gute und Edle, das man in ihm gepflegt hatte, und stürzte sich mit listerner Begier in den Strom des Großstadtlebens, wo seine Wasser am schmutzigsten sind. Und er ruhte nicht, bis er im Strudel untergegangen war. Genußsucht und maßloses Begehren rissen ihn hinab. Er, der bis dahin nur in den besten, reinsten Kreisen verkehrt hatte, suchte sich seine Gesellschaft in den tiefen Schichten, wo die Sünde wohnt und das Laster, er wurde der Geliebte eines stadtbekanntes Mädchens, der Freiherr Grothusen saul auf die Stufe jener elenden Gesellen, welche seidene Mützen tragen und Schlagringe. Er war verkommen, noch ehe er zum Verbrecher wurde.

Als er eines Tages ersuhr, was er sich hätte längst selbst klar machen können, daß jenes Mädchen ihn betrog, wie sie schon hundert andere betrogen hatte, da flammt'en Haß und niedere Rachsucht in ihm auf. Mit einem Revolver, den er zu diesem Zwecke besonders gekauft hatte, erschien er in der Wohnung derer, die er geliebt zu haben behauptet, und schoß das Weib, das zu schwach oder zu überrascht war, sich zu verteidigen, mit ein paar Schüssen über den Haufen. Und nicht genug mit dieser Unthat schenkte er die Sünde nicht, Hand an sich selbst zu legen. Kein Gedanke an die Mutter, die in ihm den einzigen Sohn verlor, hielt ihn zurück. Feige wollte er sich dem irdischen Richter entziehen. Es ist anders gekommen. Die Kunst der Ärzte hat sein schuldiges Leben der strafenden Gerechtigkeit erhalten.

Wahr ist es, sein Opfer war eine Verworfene, eine Elende, aber das macht seine That nicht um einen Deut entschuldbarer. Sie war bei allem, was man an ihr verabscheuen mag, ein Mensch und hatte einen Anspruch auf den Schutz der Gesetze und des Rechts. Meine Herren Geschworenen, wir leben in einer ernsten Zeit. Gottlosigkeit und unchristliche Gesinnung breiten sich in erschreckender Weise aus. Es ist ja heute modern, zum Atheismus zu schwören. Da ist es die Pflicht der an Herz und Geist wahrhaft Gebildeten, einzutreten für Moral und Sittlichkeit. Der Angeklagte gehört durch Geburt und Erziehung jenen Kreisen an, die von alters her besonders berufen sind, Altar und Staat zu schützen. Aber statt sich der großen Aufgaben bewußt zu sein, die jeder Einzelne in unseren Tagen hat,

trat er, verführt durch niedere Leidenschaften und lüsterne Sinnlichkeit, die Schrauben nieder, die göttliches Gebot und menschliche Sazung aufgerichtet haben. Wenn ein Unglücklicher, den ein widriges Geschick in jenen Kreisen, welche der Angeklagte erst suchte, ohne Erziehung, umgeben von schlechten Beispielen, aufwachsen ließ, wenn solch ein Unglücklicher dies Verbrechen begangen hätte, so würde man ihn bemitleiden, aber man würde ihn bestrafen; der Angeklagte, dem von seinen Knabentagen an nur die besten Lehren zuteil wurden, verdient kein Mitleid, sondern nur Strafe.

Meine Herren Geschworenen! Der Angeklagte hat mich durch sein offenes Geständnis der Beweisführung überhoben, daß er der Schuldige ist. Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß mildernde Umstände ihm in keiner Weise zuzubilligen sind, und ich beantrage deshalb, den Freiherrn Curt v. Grothusen wegen vorsätzlich und mit Überlegung an der unverehelichten Anna Schläter begangenen Mordes zum Tode zu verurteilen.“

Während dieser Worte hatte der Angeklagte stumm und starr vor sich hin geblickt. Nur hin und wieder verriet ein Zucken seines Gesichts, daß er Anteil an dem nahm, was der Staatsanwalt sagte. Als dieser geendet hatte, wiegte er das Haupt mechanisch hin und her, als nicht er Beifall.

Von den Tribunen tönte ein Summen und Flüstern; die Rede des Staatsanwalts schien Eindruck gemacht zu haben, besonders bei den Frauen.

Da erklang wieder die Stimme des Präsidenten: „Ich erteile das Wort dem Herrn Verteidiger.“

Der alte Justizrat erhob sich.

„Ich verzichte auf das Wort, da mein Klient sich selbst verteidigen will.“

Der Präsident schien einigermaßen erstaunt, als er sagte:

„Dann sprechen Sie, Angeklagter.“

Der Freiherr war aufgestanden. Die Erregung hatte in sein bleiches Gesicht eine leichte Röte getrieben.

Seine Stimme klang erst leise und unsicher. Aber je weiter er sprach, desto voller wurde sie, bis er schließlich die mächtigen Töne der Leidenschaft fand.

„Der alte Freund unseres Hauses,“ begann er, „hat ein falsches Wort gewählt, wenn er sagte, ich wolle mich verteidigen. Das will ich nicht und kann ich nicht. Ich leugne meine That ja nicht. Aber wenn der Herr Staatsanwalt sagt, auf aller Lippen wäre die Frage, wie ist es denn möglich?, so ist es mir vielleicht vergönnt, eine Antwort darauf, eine Erklärung zu versuchen.“

Er hielt einen Augenblick inne, als wüßte er nicht, wo er anfangen sollte. Dann begann er:

„Es war vielleicht mein größtes Unglück, daß mir der Vater gar so früh starb. Hätte ich ihn länger gehabt, es wäre wohl nicht so gekommen.“

Ich entfinne mich seiner noch sehr gut, obwohl ich bei seinem Tode kaum sechs Jahre alt war.

Er war ein schöner, stattlicher Mann, ein schneidiger Reiter, ein passionierter Jäger, lustig an der Tafel, auch ausdauernd hinter der Flasche, glaube ich, und unter seinen Briefen habe ich jetzt manchen gefunden aus seiner Lieutenantszeit, der auf rosa Papier geschrieben war.

Sein blühendes, jauchzendes Leben verging, und Ernst und Stille zogen damit ein in unser Herrenhaus. Meine Mutter liebte die Stille, denn sie litt oft an nervösen Kopfschmerzen.

Sie war stets eine gottesfürchtige, strenggläubige Frau gewesen. Jetzt nach dem frühen Tode des Vaters, den sie trotz aller Verschiedenheit in den Charakteren unendlich lieb gehabt hatte, wie wir alle, flüchtete sie trostsuchend gänzlich in die Arme der Kirche und ihrer Diener.

Mein Vaterhaus, in dem früher oft lustiges Halloh und Gläserklingen ertönte, ward jetzt feierlich und fromm, fast wie ein Pfarrhof.

Der Superintendent aus der Stadt, die Geistlichen der Umgegend und Leute ihrer Gesinnung waren die einzigen Männer, die bei uns aus- und eingingen.

In ihren Händen lag auch meine Erziehung. — Meine Erziehung!

Wenn ich doch die Jahre aus meinem Leben tilgen könnte, in denen man mich erzog. Was hat man an meinem jungen Dasein gesündigt in diesen Jahren!

Ich hasse meine Mutter darum nicht, ich zürne ihr kaum, obgleich sie mir fremd geworden ist, fürchtbar fremd. Sie hat es wohl gut mit mir gemeint und mein Bestes gewollt, sie und die anderen.

Daß sie's nur alle so schrecklich schlecht verstanden haben!

Es ging stets feierlich und gemessen bei uns zu. Vor den Mahlzeiten sprach die Mutter ein Gebet, abends wurde ein Stück aus der Bibel vorgelesen. Noch heute kann ich von den achtzig Kirchenliedern dreiundzwanzig auswendig. Sonntags gingen wir regelmäßig in die Kirche.

Man lehrte mich zu jeglicher Stunde und bei jeglichem Thun an den gerechten Gott denken, der da straft und belohnt, und ich glaubte mit inbrünstigem Kinderglauben an den Vater im Himmel.

Als ich einmal genascht hatte und die fürchterliche That nicht eingestehen wollte, bekam ich eine große Predigt zu hören über das Wort: Du sollst nicht stehlen und nicht falsch Zeugnis reden, und mir war's, als wenn ich ein Verbrechen begangen hätte.

Wenn ich so recht fröhlich war und mich austollen wollte im Garten, dann hieß es, dem lieben Gott sind stille artige Kinder angenehm, und ich nahm mich zusammen, daß ich dem lieben Gott gefiele.

Die Sünde lehrte man mich verabscheuen, die Sünden gegen die zehn Gebote, auch die gegen das sechste. Ich wußte zwar nicht, was es damit für eine Bewandnis hatte, aber man sagte mir, die Sünde sei häßlich und gemein, und weil ich eine Scheu hatte vor dem Häßlichen und Gemeinen, so gelobte ich mir, die Sünde zu fliehen.

Das war nicht schwer, denn die Versuchung trat nicht an mich heran. Weltfremd und abgetrennt wuchs ich auf, wie in einem Kloster. Und ich fühlte mich glücklich dabei, ich konnte es ja nicht anders. Nur dann und wann tauchte das heitere Bild meines Vaters vor mir auf, und mir kam wohl die Frage, ob sein Lebenswandel immer gottgefällig gewesen sein möchte.

Dann betete ich für sein Seelenheil. Aber allmählich verblaßte sein Bild mehr und mehr in meiner Erinnerung.

Etwas anders gestaltete sich mein Leben, als ich die Schule besuchte, um mein Examen zu machen; aber nicht viel, denn der Direktor, bei dem ich in Pension kam, war ein intimer Freund unseres Superintendenten.

Die Mitschüler bemerkten natürlich bald, wie anders ich war als sie. Und sie suchten mich zu all ihren kleinen und großen Lastern zu verführen. Aber die Scheu vor der Sünde war mir zu tief eingepflanzt: ich fürchtete mich vor dem Laster und ich zog mich scheu vor ihnen zurück.

Als sie sahen, daß mit mir nichts anzufangen war, gaben sie sich schließlich keine Mühe mehr. Nur Spott und Hohn hatten sie noch für den Dackmäuser, der sich Liebling machte mit seiner Scheinheiligkeit.

Anfangs hatte ich es ein paarmal versucht, sie zu meinen Anschauungen zu bekehren. Ich wollte sie retten aus dem Sündenpfehl. Natürlich wurde ich fürchtbar ausgelacht. Da ließ ich es.

Daß es mir volligster Ernst und ein Bedürfnis war, sittsam zu leben, das begriffen sie nicht. Ich aber wußte, daß ich recht that und gottgefällig handelte.

Zwar sah ich öfters, daß sie mit ihren kleinen Notklagen und ihrer Neigung zum Betrug weiter kamen, als ich mit meiner starren Wahrheitsliebe, aber die Überzeugung war mir noch zu fest eingeprägt, daß alles Gute schließlich doch belohnt, und alles Schlechte auf dieser Welt bestraft werde.

Mein ganzes Denken und Empfinden stand zu dem meiner Mitschüler im Widerspruch. Es war manch heller Junge darunter, der schon seit Tertia nicht mehr an den Storch glaubte und sich einbildete, das Leben zu kennen. Je weniger wir einander verstanden, desto mehr zog ich mich vor ihnen auf mich selbst zurück, desto empfänglicher war ich für die Eindrücke, die Lehrer und ältere Leute an mich ausübten.

Ich hatte keinen Schulfremd.

Die arbeitsreiche Zeit vor dem Examen war wenig geeignet, verbotene Vergnügungen kennen zu lernen, und als ich schließlich mit neunzehn

Jahren die Schule verließ, war ich nicht viel mehr als ein großes Kind, das eine gar absonderliche Vorstellung von Welt und Menschen im Kopfe herumtrug.

So kam ich auf die Universität, hinein in das akademische Treiben, mit seiner goldenen, herrlichen und gefährlichen Freiheit, hinein in das brauende, sinnverwirrende Leben der Weltstadt.

Es ist etwas schönes um die Freiheit des Studenten, nur schade, daß so viele junge Leute, welche bis dahin die Freiheit noch garnicht kennen gelernt haben, ihr völlig unvorbereitet entgegengetreten, unfähig, sie recht zu gebrauchen.

Ich weniger als alle andern.

Ich kannte nur den Zwang, den Zwang in Gedanken, Worten und Werken.

Wie wunderfelsam erschien mir dies Leben in Ungebundenheit, mir graute vor all dem, was auf mich einströmte.

Natürlich lernte ich Kommilitonen kennen — tolle Gefellen, wie mich dünkte. Was waren gegen sie die Maulhelden der Klasse, vor denen ich mich scheu zurückgezogen hatte! Was war das für ein Kreis, was für ein anderer Geist in diesem Kreise!

Was mir bis dahin groß und heilig, der Verehrung und Liebe wert erschienen, galt ihnen nichts, wurde kaum erwähnt, spielte in ihrem Leben überhaupt keine Rolle.

Daß ich allsonntäglich in die Kirche ging, schien ihnen einfach lächerlich, sie dachten gar nicht daran, die Frage ernsthaft zu behandeln, und als ich einmal einen Chemiker, der zufällig mit mir bei derselben Wirtin wohnte, am Charfreitag aufforderte, mit mir zum Abendmahl zu gehen, erwiderte er mir, er machte seinen Dämmerstopp im Pschorr.

Das Wort verletzte mich im Innersten und machte mir den Menschen zuwider. Als er bald darauf ins Examen ging, war ich fest überzeugt, daß er durchfallen würde, und als er es mit Auszeichnung bestand, konnte ich lange nicht darüber hinwegkommen. Es paßte nicht zu meiner Vorstellung von dem Gott, der seiner nicht spotten läßt.

Ich schrieb nach Hause und erhielt salbungsvolle Briefe zurück, in denen stand, daß der himmlische Ratsschluß uuerforschlich wäre. Das tröstete mich damals wirklich.

Es blieb nicht bei diesem einen Fall.

Ich sah so vieles, das nicht zu meiner Vorstellung paßte und das mir zu denken gab.

Unmäßigkeit im Essen und besonders im Trinken, Völlerei, wie es der Superintendent nannte, war mir stets als ein abscheuliches Laster dargestellt

worden. Immer wurde mir als abschreckendes Beispiel ein verstoffener Tischler unseres Dorfes hingestellt, der in einem Anfall von delirium tremens sein Haus angezündet hatte, wobei seine alte Mutter den Tod in den Flammen gefunden. Ich konnte die Geschichte noch heute mit all ihren graufigen Einzelheiten erzählen, so oft hat man sie mir vorgepredigt.

Infolgedessen hatte ich mich auf der Schule ängstlich von allen heimlichen Kneipgelagen fern gehalten, ich fand keinen Geschmack am Trinken.

Hier sah ich, wie alle Welt zechte, heiter, fröhlich und ungestraft zechte. Und was die Verführung in der Schule nicht vermocht hatte, that die akademische Sitte, ich zechte mit den Zechern und war heiter und fröhlich mit ihnen. Ich lernte die Begeisterung kennen, das glückliche Sichselbstvergessen, die selige Stimmung, die sich hinterm Schoppen einstellt, wo der Mut aufflammt zur Thatenlust, wo Herz sich dem Herzen erschließt, ich merkte daß es etwas anderes ist um einen Jüngling im jugendlichen Rausch und einen alten, verstoffenen Tischler.

Dann stieg nachts wohl aus meiner Erinnerung das Bild des Vaters vor mir auf, zuerst dunkel und verschwommen, später häufiger und klarer, und Zweifel begannen sich leise zu regen, ob sie mich auch immer das Richtige gelehrt hätten, die Mutter, der Superintendent und die Lehrer.

Von den Weibern hatte ich mich bis dahin immer noch ferngehalten. Das geschminkte Laster, das ich auf der Straße und in den Kellnerinnen-spielunken traf, war wirklich häßlich und gemein. Darin hatte der Superintendent recht gehabt. Die Großstadt hatte mich damals noch nicht in Versuchung geführt.

Wenn die Kommilitonen höhnten, verleugnete ich meine Unschuld. Ich hatte schon nicht mehr den Mut der Tugend, weil ich nicht philiströs erscheinen wollte.

Besonders hatte ich in dieser Beziehung von zwei älteren Medizinern zu leiden, mit denen ich öfter zusammenkam.

Sie waren mir eigentlich nicht sympathisch. Meine verschrobeneren und beschränkten Ansichten, wie sie es nannten, waren für sie eine nie versiegende Quelle der Belustigung. Aber was sie selbst an Gedanken und Ideen vorbrachten, war für mich eine neue ungelante Welt, die ich mit kitzelnder Begier kennen zu lernen strebte. Deshalb suchte ich ihre Gesellschaft.

Die glaubten nicht an Gott, noch an den Teufel. Wenigstens wurden sie nicht müde, das zu versichern. Sie hatten die Lehren der Naturwissenschaften, der Entwicklungsgeschichte durchaus studiert, mit heißem Bemühen, und mit dem begeistertsten Eifer, der uns jungen Leuten eigen ist, wenn wir lehren, was wir selbst eben erst lernten, führten sie mich ein in das Reich, das mein Auge nie geschaut hatte.

Es war ihnen ein grausames Vergnügen, alles, was mir erhaben dünkte, in den Staub zu zerren. Meinen Kinderglauben unterzogen sie ihrer zersetzenden Kritik, die vor nichts Heiligem Halt machte.

Das that mir weh und zog mich doch wieder zu ihnen hin, weil er mir so ganz neu und interessant war. Sie imponierten mir, weil sie so unendlich viel mehr zu wissen schienen, als ich mit meinem beschränkten Gesichtskreis.

Einmal gestand ich ihnen, welche Gewissensbisse ich zu überstehen gehabt hätte, ehe ich ein frischer, fröhlicher Zecher geworden war.

Natürlich lachten sie mich aus. Aber dann begannen sie ihre Belehrungen. Die Asefe wäre eine Erfindung des Mittelalters und eine Sünde gegen die Natur. Der moderne Mensch handle wahrhaft sittlich, wenn er alle seine Fähigkeiten bethätige, wenn er sich auslebe, auch im Genießen, auch in der Liebe.

Anfangs begriff ich sie nicht. Allmählich erst dämmerte mir ein Verständnis auf, und dann tauchte plötzlich die Frage in mir auf, ob mein Vater sich wohl ausgelebt hatte.

Die alte, göttliche Weltanschauung, die man in mir ausgerichtet hatte, stieß aller Orten hart und rauh mit der Wirklichkeit zusammen, und bei jedem Stoß zitterte das ganze Gebäude wie ein Schiff, das auf steinigem Boden ausläuft.

Alles begann in mir zu arbeiten und zu gähren. Ich fiel von einer Stimmung in die andere. Augenblicke mystischer Schwärmerei wechselten mit solchen trotzigen Zweifeln.

Das war die Zeit, wo ich sie kennen lernte.“

Er schwieg und atmete tief auf wie in einem schweren Seufzer. Mit den Mittelfingern der linken Hand strich er sich mehrmals über die Stirn bis in die Schläfe hinein, als ob er ein Schmerzgefühl dort niederdrücken wollte.

Die Dauen auf der Galerie reckten sich die Hälse aus.

Er beachtete es nicht. Einen Augenblick starrte er mit weit geöffneten, glänzenden Augen in die leere Luft. Dann riß er sich gewaltsam zusammen und fuhr fort:

„Ich will alles sagen, alles. Sie ist tot und mir ist der Tod gewiß. Auf wen sollte ich Rücksicht nehmen?! Uns beide ging es ja nur an.

Es war ein Junitag. Die Rosen blühten und die Linden.

Als ich in das Weinrestaurant auf der Leipzigerstraße trat, in dem ich Mittag zu essen pflegte, saß an meinem Tisch schon eine Dame. Ich begrüßte sie flüchtig und nahm meinen gewöhnlichen Platz ein.

Anfangs beachtete ich sie nicht, dann bemerkte ich, wie schön sie war mit dem vollen, aschblonden Haar, das in wirrem Gelock auf die weiße

Stirn herniederfiel, und den großen, brannen Augen unter den hochgewölbten Brauen. Ihre Züge erinnerten mich sofort an einen Junotopf im alten Museum, nur daß die Strenge des Profils durch ein Lächeln, das hin und wieder über das Gesicht huschte und zwei Grübchen in die Wangen grub, freundlich gemildert wurde.

Über dem gemeinsamen Salzuapfe kamen wir ins Gespräch. Wir haben später noch oft mit Lachen dieses prosaischen Anknüpfungspunktes gedacht.

Sie sprach lebhaft und unterhaltend.

Wir verließen das Restaurant zusammen, und als ich mich an der Thür von ihr verabschieden wollte, sagte sie leicht hin:

„Man sollte den schönen Tag zu einem Spaziergang benutzen. Ich wäre heute zu allem fähig.“

Daß sie so deutlich hatte werden müssen! Aber ich war damals eben noch zu dumm in solchen Dingen.

Ich nahm einen Wagen, und wir fuhren durch den grüneuden Tiergarten nach Hubertus hinaus.

Man konnte sich mit ihr sehr wohl sehen lassen. Sie trug ein einfaches, schwarzes Kleid, das ihr bei ihrer großen, schlanken Figur und den vollen Formen sehr gut stand, dazu ein hellblaues Hütlein. Eine goldene Brosche und ein Armband waren der ganze Schmuck. Am Halse war sie ein ganz klein wenig gepudert, sonst konnte ich keine kosmetischen Mittel an ihr entdecken. Sie machte durchaus den Eindruck einer Dame. Ich glaube, ich könnte sie heute noch malen, so deutlich steht dies erste Bild vor meinen Augen. Was sie sagte, zeugte von Mutterwitz und leidlicher Bildung.

Wir verlebten einen vergnügten Nachmittag, sie hatte mich natürlich bald durchschaut und amüsierte sich köstlich. Ich zerbrach mir den Kopf, wer sie wohl sein möchte; sie danach zu fragen, war ich zu schüchtern.

Abends nach Schluß des Wintergartens wünschte sie nach Hause zu fahren. Ich fragte nach ihrer Adresse, um sie dem Kutscher zu geben. Sie nannte eine Straße im Norden, und als sie bemerkte, daß ich Anstalten machte, mich zu verabschieden, sah sie mich einen Augenblick verwundert an. Dann fragte sie: Sie wollen mich nicht begleiten?

Ich dankte, weil ich im Westen wohnte, denn ich verstand sie einfach nicht.

Da lachte sie, und nahm mir das Versprechen ab, daß ich ihr schreiben würde.

Ich gab ihr das Versprechen — doch auf dem Wege nach Hause nahm ich mir fest vor, es nicht zu halten. Ich redete mich in einen moralischen Mater hinein über diesen Nachmittag. Was war dies Weib? Was konnte es anders sein, als — das Laster, das häßliche, abscheuliche, gemeine Laster — und ich bildete mir ein, daß sie mir widerlich sein müßte.

Aber so sehr ich auch dagegen kämpfte, immer wieder stieg das schöne bleiche Gesicht vor mir auf mit den großen, braunen Augen, ich sehnte mich nach ihr, wenn ich's mir auch nicht eingestand, und endlich schrieb ich doch.

Wir sahen uns wieder — öfter — und eines Tages hing ich in ihren Armen, und sie küßte mich, küßte mich auf den Mund mit langen, heißen, trunkenen Küßsen, als wollte sie mir die Seele von den Lippen saugen, küßte mich auf die Augen und die Stirn. Und in taumelnder Leidenschaft sank ich an sie, und preßte sie gegen meine Brust, und vergrub mein glühendes Gesicht in dem aschblonden, duftenden Haar, und küßte das Haar, bis ihre Zähne sich in meine Schulter krampften, und ihr zuckender Leib mein Herzblut trank.

Da wußte ich, was Liebe heißt, da lernte ich die Sünde kennen und da merkte ich, daß sie nicht häßlich und gemein und abscheulich war, wie der Superintendent gesagt hatte, sondern schön, so schön, so wunderbar schön.

Von diesem Augenblick an gehörte ich ihr, ganz, mit meinem Leibe und allen meinen Gedanken. Sie war ja das erste Weib, das ich liebte, liebte mit der heißen, lange zurückgedrängten Leidenschaft der Jugend. Und weil ich sie so liebte, vielleicht deshalb liebte sie mich wieder. — Das waren glückliche Stunden!

Ich war häufig bei ihr und wußte doch von ihr nichts als ihren Namen. Ich wollte auch nicht mehr erfahren. Ich ging ängstlich jeder Frage aus dem Wege, viel gutes konnte sie ja wohl nicht antworten, und sie sagte nichts. Ich fürchtete mich vor dem Wissen.

Und einmal erfuhr ich's doch, als ich sie in ihrer Wohnung allein erwartete, durch einen Schönmann, was sie war.

Was sie war, o du mein Gott, was sie war!

Ich hatte damals das dumpfe Gefühl, als hätte mich einer mit einem schweren, hölzernen Hammer zu Boden geschlagen.

Sie, der ich mein Alles gegeben hatte, sie war schlecht und niedrig — gerade sie —

Und all die „Sittlichkeit“, die man in mich hineingepreßt hatte, bäunte sich in mir empor.

So traf sie mich.

Ich weiß nicht mehr, was ich alles zu ihr gesagt habe, in Zorn und Mut und verzweifeltstem Schmerz, aber der Schluß war die vorwurfsvolle Frage: Warum hast du mir das nicht gesagt, du — —

Sie duckte sich zusammen unter meinen Worten wie ein kleiner Vogel und mit verzweifelter Stimme, aus der der ganze Jammer herausklang, rief sie:

Dir? — Dir sollt' ich das sagen! — Du bist ja der einzige Mann, vor dem ich mich schäme.

Da erfaßte mich ein unendliches Mitleid mit diesem Ehrgefühl der Schande, mit diesem Weibe, das es noch besaß. Sie ist nicht schlecht, tief eine Stimme in mir, nicht schlecht trotzdem, und die schwärmerischen Lehren der Jugendzeit fielen mir ein.

Du mußt sie retten, du mußt ihre Seele retten!

Dann war alles gut, dann brauchte ich sie auch nicht von mir zu stoßen.

Und ich sprach auf sie ein mit flammender Rede, daß ich sie emporheben wolle aus diesem elenden Dasein, daß sie ein neues Leben beginnen solle — noch viel mehr sagte ich — und ich weiß selbst nicht mehr, wie ich mir damals das alles dachte.

Sie nickte nur immer schweigend Zustimmung, dann flüsterte sie:

Wenn du das willst, will ich auch. Ich hab' dich ja lieb.

Und wieder küßte sie mich mit ihren Küßchen, die mir den Atem nahmen und den Verstand.

Ich zog zu ihr. Wir führten gemeinsame Wirtschaft. Es machte ihr sichtsliches Vergnügen, die Rolle der kleinen Frau zu spielen. Oft, wenn wir beieinander saßen, gestand sie mir unter Lachen, wie glücklich sie wäre. Nur wenn ich moralische Anwandlungen bekam und ihre Vergangenheit erwähnte und mit einer Bitte für alle Zukunft schloß, wurde sie unwirsch.

Laß doch den Unsinn, das ist ja vorbei.

Ich konnte mich nicht über sie beklagen. Sie war mir wirklich treu. Und ich bildete mir ein, daß ich sie rettete.“

Wieder holte er tief Atem und wieder fuhr er sich mit der Hand über die Stirn.

„Natürlich fanden sich Zwischenträger, durch welche die zu Hause die ganze Geschichte erfuhren.

Eines Tages erhielt ich einen langen Brief vom Superintendenten, worin viel von meinem Seelenheil die Rede war, mit der Aufforderung, nach Hause zu kommen.

Ich antwortete nicht, und vierzehn Tage später kam er in eigener Person mit einem Schreiben meiner Mutter, in dem sie mich beschwor, auf den väterlichen Freund zu hören. Er selbst wandte all die Mittel an, mit denen er früher auf mein jugendliches Gemüt so oft einen tiefen Eindruck gemacht hatte.

Aber ich war viel älter geworden in den zwei Jahren.

Alles, was er sagte, kam mir unendlich fade vor und abgeschmackt. Was galten mir noch die Strafen des Himmels und der Hölle!

Ich wußte nur das eine, daß ich sie liebte, und daß sie mich liebte, und daß ich sie nicht entbehren konnte.

Endlich reiste er unverrichteter Sache ab, nachdem er mich des öfteren

versichert, wenn ich jetzt unterginge, wäre es nicht seine Schuld. Aber der renige Sünder würde stets einen Platz bei ihm finden.

Nicht seine Schuld, daß ich mich nicht losreißen konnte!

Nicht seine Schuld!

Ein anderer in meiner Lage wäre vielleicht dem verständigen Räte des würdigen Mannes gefolgt, hätte vielleicht die ganze Liebesgeschichte als ein komisches Intermezzo betrachtet, hätte darauf gepiffen und den guten Sohn markiert.

Ich konnte das nicht. Ich hatte dem Mädchen aus übervollem, unerfahrenem Herzen mein Bestes gegeben, ich konnte nicht von ihr los.

Immer und immer hatte man mir gepredigt, die Sünde ist häßlich, die Sünde ist abjehulich und gemein. Warnung? Warum hatte man mir nicht gesagt, wie schön sie ist, wie entzückend schön. Warum hatte man mich nicht verständig sündigen gelehrt, warum immer dies eine übermenschliche Extrem?!

Hätte ich die Sünde gekannt, wie sie ist, sie hätte keine Macht über mich gewonnen. So war ich blind, ohne Blick und Verständnis für die Wirklichkeit in eine fremde Welt hineingetreten und irrte nun darin herum, taumelnd und trunken, wie einer, der zum erstenmal von ungekanntem, süßem Wein in gierigen, langen Zügen trank.

Nicht seine Schuld!

Bald darauf kam ein Brief von meiner Mutter. Sie beklagte es tief, daß ich trotz menschlicher und göttlicher Ermahnung meinen verworfenen Lebenswandel nicht ändern wollte. So lange ich noch mit jener Person Beziehungen unterhielte, wäre mir das Elternhaus verschlossen. Wer sich soweit mit Frauenzimmern vergessen könnte, wäre kein echter Edelmann.

Das Wort war mit Vorbedacht gewählt. Aber es verfehlte seine Wirkung.

Ein gewaltiger Trotz stieg in mir auf.

Meine ganze Jugend hindurch hatte ich gedurft als Edelmann, jetzt wollte ich genießen, mein Leben genießen, und sollte ich darüber aufhören, ein Edelmann zu sein.

Und das Bild des Vaters stieg vor mir auf.

Ob er wohl ein echter Edelmann war?! —

Als ich ihr den Brief zeigte, küßte sie mir den Zorn von der Stirn. Dann aber meinte sie, es wäre vielleicht besser gewesen, ich hätte auf den Superintendenten gehört.

Ich war erstaunt, bestürzt, verletzt.

Einmal wird es ja doch aus sein, sagte sie ruhig.

Damals verstand ich sie noch nicht, aber es war schon der Anfang vom Ende. —

Ich hatte ihr die Heimat geopfert. Jetzt hatte ich niemand mehr auf der weiten Welt, sie war meine Welt.

So kam der Winter ins Land.

Ich weiß nicht, wann in mir zum erstenmal der Argwohn aufstieg, daß ich sie langweile. Aber ich sah, daß ich sie langweilte, so sehr sie es auch leugnete.

Ich bereitete ihr allerhand Zerstreungen. Wir gingen viel zusammen aus. Aber das war es nicht. Ihr fehlte etwas.

Eines Abends traf ich sie am Arme eines Offiziers in Civil.

Meinen Vorwürfen gegenüber suchte sie die Geschichte als ein harmloses Zusammentreffen mit einem alten Bekannten darzustellen. Und ich glaubte ihr. Als ich sie öfter und mit anderen traf, mußte ich einsehen, daß sie mich betrog.

Es gab Scenen mit wüthenden Aufklagen, Bitten, Thränen und Versprechungen. Die ersten endeten mit jenen Küffen, durch die sie Macht über mich hatte.

Endlich empörte sich mein Stolz, ich trennte mich von ihr.

Ich wollte sie vergessen und wußte doch, daß ich es nicht konnte. Ich hatte sie noch nie so geliebt als damals, wo ich sie anderen nicht gönnte. Ich kürzte mich in rauschende Vergnügungen. Es half nichts.

Ich suchte Vergessenheit in den Armen anderer Mädchen. — Sie können ja alle nicht küffen!

Ich versuchte zu arbeiten. — Nichts!

Zuwer waren meine Gedanken bei ihr. Was thut sie jetzt, was treibt sie jetzt, denkt sie vielleicht doch noch an dich?!

Stundenlang stand ich an der nächsten Ecke, im Eis und Wintersturm, um zu sehen, wann sie ihre Wohnung verließ. Stundenlang folgte ich ihr durch Nebel und Schnee, stundenlang stand ich in der Kälte der Nacht an ihrer Thür, um in ohnmächtiger Wut abyzuziehen, wenn sie mit einem andern heimkam.

Dann wied ich sie und wollte mir Vergessenheit trinken. So wüßt ich's auch trieb, es nützte nichts. War der Rausch verflogen, tauchte das liebe, bleiche Gesicht wieder vor mir auf, mit den tiefen, braunen Augen.

Wochen hindurch trieb ich's so. Ich fühlte, daß ich dabei zugrunde gehen mußte, aber ich konnte es doch nicht lassen.

Schließlich sah ich ein, daß ich ein Ende machen mußte, so oder so, im Guten oder im Bösen, mit mir, — und mit ihr, mit ihr — denn sie trug die Schuld.

Und ich kaufte den Revolver.

Nur einmal wollte ich sie noch fragen, ich glaubte noch immer an sie.

Als ich bei ihr war, brach alles, was mich die ganze lange Zeit bewegt hatte, in wilder Leidenschaft hervor.

Sie antwortete sehr kühl. O, mir ist jedes dieser kühlen, schrecklichen Worte noch deutlich in der Erinnerung.

Das ist ja alles wahr, mein Junge. Ich habe dich damals sehr lieb gehabt. Du warst so jung und so unerfahren. Das reizte mich. Aber sieh — ich bin an die Abwechslung gewöhnt — ich brauche sie — ich kann ohne sie nicht leben — wenn du einmal kommst, will ich dich ja gern lieb haben, wie die anderen auch —

Weiter kam sie nicht. Eine furchtbare Wut stieg mir in die Kehle.

Hätte ich die Weiber gekannt, so hätte ich vielleicht gewußt, daß es so kommen mußte. Damals hörte ich nur die Gemeinheit, die nackte Gemeinheit.

Das war das Mädchen, dessen Seele ich hatte retten wollen, dem ich mein Alles gegeben, mein ganzes Sein. Und sie war dessen nicht wert! In ihr hatte ich mich auch verloren!

Meine Linke packte sie am Halse mit einem einzigen, mächtigen Griff, aus dem sie sich nicht zu befreien vermochte, mit der Rechten zog ich ruhig den Revolver hervor und schoß sie in die Schläfe — drei wohlgezielte Schüsse — schon beim ersten sank sie lautlos zusammen.

Als ich sie so vor mir liegen sah, die braunen Augen aufgeschlagen, die vollen Lippen wie zum Kusse halb geöffnet, da überkam mich eine fürchterliche, öde Verzweiflung.

Ich hatte sie erschlagen, die mir das Liebste war. Nun hatte ich keinen Menschen mehr, keinen einzigen.

Und das verzweifelte Wort zuckte mir durchs Hirn: vielleicht hast du ihr doch Unrecht gethan.

Ich nahm ihr bleiches Haupt auf meine Kniee und sah sie an. Lange saß ich so, mein armes, totes Lieb im Schoß, das so schön war, so schön und so schlecht — und je länger ich sie ansah, desto trostloser und verlassener fühlte ich mich. Ich wurde so müde, zum Sterben müde. Da fielen mir die zwei Schüsse ein, die noch im Revolver steckten. —

Vier Tage später erwachte ich im Krankenhaus. —

Das übrige wissen Sie. — —“

Er schwieg.

Unter den Richtern, wie auf den Tribünen wurde Bewegung laut.

Da erhob sich der Vorsitzende:

„Meine Herren Geschworenen! Ich habe den Angeklagten in seiner weit ausholenden Darstellung nicht unterbrochen, obwohl ich nicht öfter dazu versucht fühlte, weil ich glaubte, diese Erzählung würde eine größere Klar-

heit über den Fall verbreiten, als uns bisher zu Gebote stand. Ich glaube mich daran nicht getäuscht zu haben.“ Und nun begann er den Geschworenen die Rechtsbelehrung zu erteilen, welche Unterschiede das Strafgesetzbuch zwischen Mord und Totschlag macht.

Als er geendet hatte, zogen sich die Geschworenen zur Beratung zurück.

Nach einer guten halben Stunde lehrten sie zurück, und der Obmann verlas das Urteil:

„Entgegen dem ausdrücklichen Geständnis des Angeklagten, das durch seine Erzählung bedeutend an Glaubwürdigkeit verloren hätte, wäre der Gerichtshof der Ansicht, daß der Angeklagte die That nicht mit Überlegung ausgeführt hätte, und daß sich dieselbe somit nur als Totschlag darstellte. Zugleich wäre der Gerichtshof der Ansicht, daß dem Angeklagten mildernde Umstände zuzubilligen wären, weshalb auf Grund des § 213 auf 5 Jahre Gefängnis erkannt worden wäre.“

Der Staatsanwalt warf geräuschvoll seinen Federhalter auf den Tisch und lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

Der Angeklagte, welcher sich bei der Verkündigung des Urteils erhoben hatte, war freideweiß geworden.

Jetzt krampften sich beide Hände zum Herzen empor und aus der Kehle kam ein gurgelndes Stöhnen:

„Auch das noch, auch das noch!!“

Dann fiel er bewußtlos vornüber, daß der Kopf auf die Brüstung dumpf aufschlug.

Gerichtsbdiener sprangen hinzu und trugen ihn hinaus. —

Die Tribünen entleerten sich langsam. Die Damen waren in eifriger Unterhaltung.

Der kann lachen, so billig fortzukommen. —

Zum Tode ist viel interessanter. —

Der Bengel! Un so'n Frauzenzimmer sich so zu haben! —

Zwei Herren verließen die Galerie als letzte.

„Hören Sie, Doktor,“ sagte der eine, „wer war eigentlich heute der Ankläger, der Mann im schwarzen Talar, oder der auf der Bank, wo die armen Sünder sitzen?“

Der andere antwortete ihm nicht direkt.

„Ein Mörder aus guter Erziehung,“ murmelte er vor sich hin. — —



Betrachtungen über moderne Schauspielkunst.

Von Dr. Simon Moldauer.

(Wien.)

Wir haben in der letzten Zeit ebenso viele vergleichende Zusammenstellungen der beiden freunden Schauspielerinnen, Duse und Bernhardt, zu hören und zu lesen bekommen, als Klagen über die Zweck- und Erfolglosigkeit solcher Versuche. Nun, es mag wohl der Streit, ob die Italienerin oder die Französin „größer“ sei, in mancher Hinsicht mit Recht als ein müßiger erscheinen; keineswegs aber die Untersuchung, worin die Spielweisen der beiden größten Vertreterinnen der modernen italienischen und französischen Schauspielkunst sich von einander unterscheiden, und warum diese zwei Meisterinnen sich heute nicht eines gleich stürmischen, allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatten. Das eben ist ja die hohe Aufgabe der Kritik, die Erscheinungen, denen gegenüber das Publikum, nur seinem Instinkte folgend, sich beifällig oder mißfällig äußert, zu zergliedern, für sein unbestimmtes Gefühl Gründe zu suchen und das so gewonnene Resultat ihm selbst zu präsentieren.

Doch wir haben uns einer Ungenauigkeit schuldig gemacht. Wir sprachen oben von Duse und Bernhardt als den größten Vertreterinnen der „modernen“ italienischen und französischen Schauspielkunst. Das ist nicht ganz richtig. In dem verschiedenen Grade der „Modernität“ dieser beiden Schauspielerinnen beruht eben der gewaltige Unterschied ihrer Spielweisen. Frau Bernhardt ist nicht nur eine bedeutend ältere Frau, sondern auch eine bedeutend ältere Schauspielerin, und darum gehört auch ihre Kunst einer älteren Zeit an; die Kunst der Frau Duse hingegen gehört ebenso, wie diese selbst, ganz unserer Zeit, sie ist eine echte Finesidèle-Kunst.

Aber was heißt das: „Finesidèle-Kunst“?

Fin de siècle, dieses modernste aller Schlagwörter, das wir fast tautologisch als ein „Finesidèle-Schlagwort“ zu definieren versucht wären, hat in den wenigen Jahren seines Bestehens eine ganz erstaunliche Geschmeidigkeit bewährt. Alle Ereignisse, alle Zustände, alle Verhältnisse unseres Decenniums scheinen ihm von Haus aus verfallen zu sein — aber im Grunde ist es das vagste aller Schlagwörter, indem es alle Erscheinungen die irgendwie das Gepräge der Neuheit an sich tragen, umfaßt und eben nur diese Neuheit bezeichnen will. Und wenn wir meinten, die Kunst

der Duse ist eine echte Finessdele-Kunst, so konnten wir damit nichts anderes sagen, als daß sie gegenüber derjenigen der Französin etwas Neues aufweist, das in dem Geiste unserer Zeit seinen tiefen Grund hat.

Doch worin besteht dieses Neue? wird man fragen. Und wir antworten: In dem höheren Grade von Illusion.

Greifen wir ein wenig zurück zu den deutschen Klassikern. Ihre Ansichten über die Illusion sind bekannt und längst Gemeingut geworden. Die Illusion im Theater soll eine beschränkte sein, der Gedanke an Kunst in uns immer lebendig bleiben, und durch das Spiel nur eine Art bewußter Täuschung hervorgebracht werden. So wollte es Goethe haben, so wurde es von Schiller gehalten, so auch von allen Dichtern und Schauspielern bis auf unsere Tage, und bis auf unsere Tage galt der Satz:

„Die Kunst darf nie die Wirklichkeit erreichen;
Denn siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.“

Aber dieser Satz sollte nicht ewig unangefochten bleiben. Wir erlebten es ja selber, wie erst schwach und wenig beachtet, bald aber stärker und immer stärker der Ruf nach „Natürlichkeit“ erscholl, Natürlichkeit auf allen Gebieten der Kunst, Natürlichkeit in der Malerei, in der Poesie, in der dramatischen Darstellung. Was in den beiden ersten Künsten unter Natürlichkeit zu verstehen sei, darüber war man nicht uneins; wohl aber über deren Verechtigung. Anders, was den Begriff der Natürlichkeit in der Schauspielkunst betrifft. Da ist es nun allerdings keine neue Wahrheit mehr, daß dieser Begriff im Laufe der Zeit den mannigfachen Veränderungen unterliegt, dem Geiste der Zeit sich anschmiegt, so daß oft das, was unseren Vorfahren als das Natürlichste erschien, uns als höchste Unnatur abstößt. Was dieser Begriff aber heute umfasse, mit anderen Worten, welchen Begriffe das Wort „Natürlichkeit des Schauspielers“ heute entspreche, das ist noch nirgends scharf genug bestimmt worden.

Unlängst lasen wir in einem Feuilleton von Weilen (Neue Fr. Pr. 27. Sept. 1892): „Der Schauspieler hat nur eine Aufgabe: die Rolle im Sinne des Dichters zu gestalten. Seine Leistung wird dann eine natürliche heißen, wenn sie der Natur des dargestellten Kunstwerkes, nicht dem Begriffe der Natur, den er sich nach den jeweiligen Zeitanfichten zurechtgelegt, vollständig entspricht.“ Da ist nicht alles ganz richtig, und Weilen verbessert sich selbst, indem er dann weiter meint: „Selbsterständlich wird niemand fordern, daß heute Schiller und Goethe so gespielt werden müssen, wie es das Weimarer Theater vor hundert Jahren vorschrieb.“ Und er verbessert sich noch deutlicher, indem er am Schlusse seines Feuilletons von der „durchdringenden Erfassung jeder Rolle im Sinne der Dichtung“ (und nicht, wie früher, im Sinne des Dichters) als dem Charakteristikon eines

natürlichen Künstlers spricht. Der Schauspieler muß dem Zeitgeiste Rechnung tragen, sonst ist er eben unnatürlich; wie weit er aber darin gehen dürfe, muß allerdings, wie Weilen weiter richtig bemerkt, sein eigenes Kunstgefühl entscheiden. Ja, aber wann sagen wir, der Künstler hat die rechte Grenze gefunden, das rechte Maß eingehalten? Und wenn wir es schon sagen — es erübrigt noch immer eine andere große Frage: Welche Wirkung hat der Schauspieler auf den Zuschauer ehedem geübt, und welche Wirkung übt er auf ihn heute? Und ist diese Wirkung in allen Dramen, in allen Rollen ihrem Wesen nach die gleiche?

Diese Fragen sind aktuell; zumal seit dem Erscheinen der Frau Duse. Denn die Wirkung, welche ihr Spiel auf uns übte, war eine neue, ungewöhnliche. Urpöflich trat sie in unseren Mauern auf und eroberte sich im Sturm alle Herzen. Man wetteiferte im Rühmen und Preisen ihrer Kunst. Und was pries und rühmte man am meisten? Die „Natürlichkeit“ ihres Spiels. Und wollte damit sagen? Etwa daß sie auf der Bühne ganz so sprach und sich geberdete, wie man im Leben spricht und sich geberdet? Weit gefehlt. Solches ist aus tausend Gründen nicht möglich. Es gilt nur, den Schein zu wecken, daß dem so sei. Und der Duse gelingt dies allerdings in hohem Grade. Aber mit dieser „Natürlichkeit“ allein wäre noch nicht viel erreicht. Sonst müßten wir in ihrer, mit einer einzigen Ausnahme unzulänglichen Umgebung, die ja gerade in jenem Punkte sich ihr vollständig anpaßt, lauter Kunstkräfte ersten Ranges erblicken. Vielmehr hob man als glänzende Illustration ihrer „Natürlichkeit“ vor allem hervor, daß sie die ganze Gefühlswelt nicht vorzustellen, sondern in ihr aufzugehen schien; daß wir in ihrem alle Schminke entbehrenden Gesichte jede Gemütsbewegung klar und ungeschwächt sich spiegeln sahen, daß sie errödete und erblaßte, plötzliche Angst ihr Schweißtropfen auf die Stirne trieb, großer Schmerz ihr Thränen, wirkliche Thränen abpreßte — kurz, daß sie auf der Bühne nicht zu spielen, sondern zu leben schien.

Und Sarah Bernhardt? Wirkte auch sie auf uns so tief? Erweckte auch sie den Eindruck, als wäre ihr Spiel wirkliches Leben? Madame Bernhardt entwickelte in allen ihren Rollen eine schier unglaubliche Fülle von Kunst, Kunst in jedem Ton, Kunst in jeder Geberde, jeder Bewegung, Kunst im Weiten und Lachen, Kunst in Haltung und Gang. Aber — und in diesem Aber liegt der ungeheure Abstand zwischen den beiden Schauspielerinnen — während die Italienerin auch die Kunst besitzt, ihre eigene Kunst zu verbergen, konnten wir bei der Bernhardt nicht einen Augenblick vergessen, daß sie doch nur spiele, nur Kunst übe, wir sahen, wir hörten, wir fühlten nur Kunst. Ob sie die früh-

lichsten Luftspieltöne anschlug, die ernstesten tragischen Accente erklingen ließ, immer bewunderten wir vor allem ihre glänzende Technik und konnten ihr nicht jenen Beifall zollen, der ihr vor zehn und fünfzehn Jahren entgegenbröhnte. Frau Bernhardt scheint sich dessen wohl bewusst zu sein, daß es heute mehr als je gilt, Illusion im allerhöchsten Grade zu erwecken. Aber da ihre inneren Mittel nicht ausreichen, so nimmt sie mitunter auch zu rein äußeren ihre Zuflucht. Und gleichwie das moderne Virtuositentum der Malerei zur Steigerung der Illusion oft einen ganzen Dekorationsapparat aufbietet, wie wirkliche Bäume, Steine, Möbel, Uniformstücke usw. (man denke an die in den letzten Jahren so populär gewordenen französischen Rundgenäbe), so soll ja auch Frau Bernhardt als Cleopatra eine lebende Schlange auf die Bühne gebracht, in derselben Rolle mit allerhand in ägyptischen Königsgräbern gefundenen Schmucksachen sich beladen haben usw. — während Frau Duse allein ihre urgewaltige Individualität ins Feld stellt und ihre wunderbare Vereinerung des komischen und tragischen Elementes auf eine andere, tiefere Quelle zurückführt als die Technik, nämlich das Gemüt. Nur aus dieser Quelle schöpfend, konnte die Italienerin jene Höhe der Schauspielkunst erreichen, ja wir können sagen, die Schauspielkunst zu jener Höhe hinaufzuführen, auf der die Illusion in einem ungeahnten Grade die Herrschaft über den Zuschauer ergriff.

Es sind noch keine dreißig Jahre her, als der treffliche Röstcher in seiner „Kunst der dramatischen Darstellung“ schrieb: „Über das Blut hat die Seele keine Gewalt. Affektionen, welche sich nur physiologisch, d. h. in einer bestimmten Sphäre der Leiblichkeit offenbaren, fallen daher notwendig ganz außer dem Bereich der künstlerischen Darstellung, welche das schlechthin Willenlose und der Naturgewalt Anheimfallende ausschließt. So läßt sich die Thräne des Kammers weder zurückhalten, noch willkürlich hervorpresse. Daher diese Äußerung des Schmerzes nicht nur nicht vom Schauspieler gefordert werden kann, sondern uns auch, wenn wir sie wirklich an ihm wahrnehmen, die Gewißheit geben würde, daß der Affekt ihn unterjocht und aus dem Gebiete der Kunst in das der Natur zurückgeworfen habe.“ Wie naiv klingt uns das heute! Diese Thränen wurden ja der Duse so allgemein nachgerühmt; Röstcher hatte also von diesem unbestreitbaren Rechte des Schauspielers keine Ahnung!

Doch daraus soll dem ausgezeichneten Manne kein Vorwurf gemacht werden. Da er dem Fühlen seiner Zeit nicht vorausseilen konnte, konnte in ihm auch nicht ein Verlangen nach einer gesteigerten Illusion aufkommen. Erst in uns — *vers la fin du siècle* — machte sich eine Unzufriedenheit mit dem traditionellen Spiel geltend, die Sehnsucht nach einer Neuerung ward in uns lebendig, und wir riefen: mehr Na-

türlichkeit! — meinten aber: mehr Illusion! Lange blieben unsere Wünsche unbefriedigt. Da kam Frau Duse und gab uns, was wir eigentlich wollten, den höchsten Grad von Illusion!

Das Illusionsbedürfnis im Theater ist nicht immer gleich gewesen, sondern zu verschiedenen Zeiten verschieden. Bei den Griechen beschränkte schon die Maske die Illusion; auf Shakespeares Bühne wurden die Frauenrollen von Männern gespielt; die deutschen Klassiker forderten bewusste Illusion; wir wollen Illusion um jeden Preis. Die Italienerin lehrte uns, die fast unbewusste Illusion verlangen. Früher herrschte beim Zuschauer das Bewußtsein der Illusion vor, heute wollen wir, daß die Illusion selbst vorherrsche. Aber auch heute nicht überall. Höchste Illusion wünschen wir nur im modernen Drama, d. i. in demjenigen, welches in der Gegenwart spielt. Nicht aber im klassischen oder historischen Stück.

Denn — mit Recht oder Unrecht — in unserer Einbildung lebt die Welt der vergangenen Zeiten als eine ganz andere, wie die moderne. Wir sind geneigt, ihre Vertreter mit einer besonderen, altertümlichen Atmosphäre zu umgeben, ihnen mehr Ernst und Getragenheit, eine edlere, stil- und gehaltvollere Sprache, würdigere Geberden zu verleihen. Dort findet das Seelenleben nicht den schrankenlosen Ausdruck, der unsere Zeit kennzeichnet, sondern es wird bloß markiert, und über ein gewisses Maß, über einen gewissen Grad strebt kein Affekt hinaus. Dieser Antikisierungsprozeß wirkt in uns unansföhrlich, und so vergessen wir denn auch im Theater nicht einen Augenblick, daß wir nur eine eingebilbete Welt vor uns haben. Darum wäre das Bestreben des Schauspielers, uns hier dieselbe Art und denselben Grad von Illusion zu bieten wie im modernen Drama, ebenso verfehlt, wie vergeblich: das Resultat wäre vollständige Zerströbrung jeder Illusion. Vielmehr muß er den Zuschauer in jener Neigung unterstützen und zwar in der Weise, daß er die Personen von den Schladen des wirklichen Lebens befreit, sie in eine höhere, ideale Sphäre erhebt und dadurch unserer Zeit entrückt. Nur dann stellt sich bei uns im historischen Drama die Illusion ein, nur dann sagen wir, der Held dieses Dramas ist „natürlich“ gespielt worden, wenn der Schauspieler eben das, was uns als das Charakteristikum des modernen Menschen erscheint, abgestreift und insofern, sozusagen, einen unnatürlichen Menschen dargestellt hat.

Herrliche Beispiele hierfür bot uns das Gastspiel der Comédie Française im Ausstellungstheater. Bei den Vorstellungen „Mademoiselle de Belle-Isle“ und „Adrienne Lecouvreur“ war es uns, als hätte ein Zauberer die Schatten einer längst vergangenen Epoche heraufbeschworen, und vor unseren Augen schien sich auf dem Hintergrunde einer französischen Adelsgesellschaft ein Stück Rokokozeit zu wiederholen.

Aber diese Vorstellungen haben auf uns eine wesentlich andere Wirkung geübt, als wir sie im modernen Drama zu erfahren pflegen. Ihr Inhalt ging uns nicht an die Seele. Es blieb vielmehr das Ganze für uns bloß ein harmloses Spiel der Phantasie, an dem wir unsere Freude hatten. Aber für ein solches zeigt sich der Ernst unserer Zeit nicht immer empfänglich genug, und darum ist hier die Aufgabe des Schauspielers heute eine viel schwierigere, als in früheren, naiveren Zeiten, wo man sich noch z. B. an Raimunds Zauberdramen, die wir allerdings noch immer gerne lesen, allgemein begeisterte, während uns jetzt keines Schauspielers Kunst über die Unwahrscheinlichkeit und Unglaubhaftigkeit derselben hinwegzutäuschen vermag.

Aber auch das klassische Drama der Deutschen und Franzosen — die Erscheinung ist nicht wegzuleugnen — übt von der Bühne herab nicht mehr ganz dieselbe Wirkung, wie ehemals, während es, gelesen, uns jedesmal eine neue Seite tiefster Poesie enthüllt. Es wirkt heute überhaupt nur dann, wenn ein aus lauter hervorragenden Künstlern bestehendes Ensemble die ganze Darstellung mit dem idealen Geiste der klassischen Poesie durchdringt und von deren erhabener Höhe über unsere Phantasie eine vollkommene Herrschaft übt. Dabei sehen wir aber selbstverständlich von der naiven, noch nicht prüfungsreifen Jugend und der großen Menge ab und haben vornehmlich den bereits vom Kindesideel-Geiste angefressenen, feinschmeckenden Zuschauer im Auge.

Dieser stellt an die Schauspielkunst weit höhere Ansprüche, als es vor hundert Jahren geschah, und vielleicht — vergleichen kann man nie mit Bestimmtheit aussprechen — vielleicht würde Fräulein Barthe von der Comédie Française, nach klassischem Maßstab gemessen, in vielen Beziehungen eine Tragödin par excellence zu nennen sein. Die unnachahmliche Grazie der Bewegung, die gemessene Ruhe der Sprache, die Schönheit und Süße des Organs, die feine Dämpfung des Affektes: alle diese Vorzüge des klassischen Spiels haben wir an ihr in hohem Grade bewundert. Fräulein Barthe wurde auch allgemein gesehrt — so wie Frau Duse? Mit nichten. Umsoviel wärmer flogen unsere Herzen der Duse entgegen, als diese die Französin an Wärme des Spiels überragte. Etwas wie Reif — wir können nicht umhin, es auszusprechen — lag um Fräulein Barthes Gestalt gebreitet, ein gewisses Nolimetangers hielt uns in respektvoller Entfernung. Der traditionelle Formenzwang der Comédie Française schlug ihre lebenswürdige Individualität in Fesseln und veranlaßte sie sogar, als Abrienne Lecouvreur, wie Lessing, freilich in etwas andern Sinne, sagen würde, „anständig“ zu sterben, so daß neben unserm ästhetischen Vergnügen nie eine rechte, herzliche Freude über ihr Spiel auskommen wollte. Allerdings war

unser ästhetisches Vergnügen sehr groß. Riefen wir bei der Bernhardt ein über das andere Mal: welche Kunst! — hören wir bei der Duse nie auf, zu jubeln: wie wahr! — so konnten wir bei der Barthe tausendmal den Ausruf nicht unterdrücken: wie schön! Ein wenig mehr Wärme und Herzlichkeit, eine etwas schärfere Miuit, und wir würden in Fräulein Barthe die richtigste Repräsentantin klassischer Rollen erblicken. Richtiger noch als Frau Bernhardt, wiewohl diese ihre jüngere Landsmännin an Reichtum und Größe der Kunst weit übertrifft und als Phädra sogar eine ganz hervorragende Befähigung für klassische Rollen an den Tag gelegt hat. Wir wiederholen: die Kunst der Frau Bernhardt ist die weitaus höhere und bedeutendere; aber Frau Bernhardt weiß sich nur vermöge ihres allgemeinen schauspielerischen Genieums auch in das klassische Rollensach zu finden; Fräulein Barthe dagegen scheint schon von Natur für dieses prädestiniert zu sein, und wenn sie nicht die erste Vertreterin dieses Faches ist, so liegt dies bloß in einer gewissen Unzulänglichkeit ihrer Begabung, in ihren, nur einer Steigerung bedürftigen Ausdrucksmitteln, nicht aber etwa in der Unrichtigkeit ihrer Spielweise.

Weniger bedeutend erschien uns Fräulein Barthe als moderne Denise. Hier durfte der Affect nicht gedämpft, nicht jede weitgehende Gefühlsäußerung ängstlich vermieden werden. „Nur kein Ubereifer, nur kein Uebermaß,“ schien sich Fräulein Barthe stets zuzurufen, „sonst geht Anmut und Ebenmaß verloren.“ Frau Duse dagegen, die in dieser Rolle gewiß auch große Zurückhaltung bewies, lehrte dabei doch immer das Weib hervor. „Wie ich liebe, wie ich hasse, soll ich verhehlen, den Sturm meiner Seele soll ich verhüllen, meine Gefühle soll ich ersticken?“ Und sie hatte recht. Denn im modernen Drama sehen wir mit anderen Augen, hören wir mit anderen Ohren, als im klassischen. Während uns dieses nur allgemein menschliche Seelenzustände zeigt, die uns in unserer Ruhe belassen, reißt uns das moderne Drama zur lebhaftesten Teilnahme hin, da es uns unser eigenes Leben vorführt, unsere eigenen seelischen Angelegenheiten behandelt, so daß wir auf der Bühne nur den weiteren Faden, die Fortsetzung der Wirklichkeit zu finden gewohnt sind. Aber da wollen wir auch einen Schauspieler, der uns durch keine falsche Bewegung, durch keinen falschen Ton aus der Illusion reißt, sondern in unserer Seele stets verwandte Saiten erklingen läßt. Die Duse ist eine solche Künstlerin, deren Spiel Wirklichkeit zu sein scheint; das Wort des Dichters empfängt in der Tiefe ihrer Seele seine rechte Weihe, und von dort erst macht es, durch den symbolischen Ton durchgegeistigt, seinen Weg in unsere Seele. Es überrascht und entzückt uns zugleich, uns in ihr wiederzufinden, in ihrem seelenvollen Spiel unser eigenes Leben sich spiegeln zu sehen, und darum ist uns Frau Duse auch persönlich so sympathisch.

Ein so inniges persönliches Verhältnis zwischen Schauspieler und Publikum ist nur im modernen Drama möglich, denn dieses unterscheidet sich vom klassischen Drama ebenso wie der moderne Schauspieler vom klassischen Schauspieler. Wenn uns ein Wortspiel gestattet wäre: das klassische wie das historische Drama soll ein lebendiges Kunstwerk sein, das moderne ein künstlerisch gestaltetes Stück Leben, wie es uns etwa Verga und Duse in ihrer „Cavalleria“ bieten. Im ersteren ist unser Gefühl ein rein ästhetisches, künstlerisches; im letzteren überdies ein persönliches. Dort genießen wir bloß, hier leben wir mit. Darum vertragen wir dort nicht den hohen Grad von Illusion, den wir hier unbedingt verlangen. Allerdings kann aber heute auch jene bewußte Illusion nicht mit denselben Mitteln erreicht werden wie ehemals; denn der Schauspieler muß selbst die klassischen Rollen modernisieren — jedoch nur soweit, daß nicht dadurch der klassische Geist verloren gehe und ein Zwitterding zurückbleibe.

In diesem Punkte scheint die Schauspielkunst sich jetzt in einem Übergangsstadium zu befinden, und das alte, getragene Pathos mit der ebenso wenig natürlichen ton- und farblosen Sprechweise um die Herrschaft zu ringen — das juste milieu ist noch nicht gefunden. Und es giebt eine Partei, deren Herzenswunsch es wäre, das klassische Drama ganz von der Bühne verbannt zu wissen, nur weil es nicht „natürlich“ gesprochen und gespielt werden könne. Wir teilen diesen Wunsch nicht und hoffen vielmehr, die Schauspielkunst werde über kurz oder lang jene richtige Mitte finden. Nur darf kein noch so berühmter Schauspieler auf seinen erworbenen Ruhm pochen und sich gegen jede Neuerung sträuben. Sonst könnten wir es einmal erleben, daß das gebildete Publikum dem klassischen Drama den Rücken kehrt und sich ausschließlich dem modernen zuwendet, und wer weiß, ob wir dann nicht, zu spät bereuend, auf das ausgeführte klassische Drama wie auf ein verlornes Paradies zurückblicken müßten! Denn steht uns, den Kindern unsrer Zeit, wirklich die Entscheidung zu, ob das moderne Drama besser und berechtigter sei als das klassische? Und ist es denn wirklich ausgemacht, daß die unserem gesteigerten Illusionsbedürfnis Rechnung tragende Schauspielkunst der richtige Wertmesser für das Drama überhaupt ist?



Das Arbeiterinnenheim in München.

Bericht von Betty Naue.

(München.)

Obwohl der Frauenverein „Arbeiterinnenheim“ bereits drei Jahre besteht, begegnen wir doch noch vielfach der Frage, wozu er denn eigentlich gegründet wurde, und was das von ihm errichtete Arbeiterinnenheim bezweckt?

Nicht allein Damen, welche zum Eintritt in den Verein eingeladen werden, sondern auch viele von denen, für welche das Heim geschaffen wurde, stellen diese Frage. Die notwendige Folge von irrthümlichen Anschauungen in dieser Beziehung ist auf der einen Seite Gleichgültigkeit gegen die Bestrebungen des Vereins und Ablehnung der Teilnahme an denselben, auf der anderen Seite Mißtrauen oder Furcht, als bekümmere sich der Verein um Dinge, die ihn nichts angehen, oder als wolle er die moralische Freiheit derjenigen vernichten, welche sich dem Heim anvertrauen. Ich will versuchen, in möglichster Kürze jene Fragen zu beantworten.

Wie allbekannt sein dürfte, bewirkten in den letzten 50 Jahren Dampfkraft und Electricität einen gewaltigen Umschwung in der Produktion und im Verkehr. Mit dem Eintreten der Maschine in die Produktion war das frühere ruhige und gleichmäßige Schaffen zu Ende; es entstand nach und nach ein rastloses Hasten und Jagen, aber auch eine Steigerung der Ansprüche an das Leben. Die Verteuerung der Nahrungsmittel und der Wohnungen einerseits, die geringe Bezahlung der Arbeit andererseits beschwor einen Zustand herauf, der nicht mit Unrecht als „Kampf um das Dasein“ bezeichnet wird. In diesen Kampf wurde allmählich auch der größte Teil der Frauen und Mädchen hineingezogen; daß er für diese ungleich härter und gefährvoller ist, als für die Männer, begreifen wir alle.

Wenn in früheren Zeiten den männlichen Arbeitern die Zünfte und Innungen einen festen Zusammenhalt und damit Wahrung ihrer bürgerlichen und menschlichen Rechte, in jeglicher Drangsal Schutz und Hilfe gewährten, so haben in unserer Zeit wohlorganisierte Vereine aller Art diese Aufgabe übernommen. Sie bieten dem jungen Arbeiter nicht bloß mancherlei wertvolle Hilfe für das materielle Leben, sondern auch Fortbildung, Belehrung und Erholung im geselligen Verkehr mit seinesgleichen und die größtmögliche Sicherung gegen sittlichen Verfall.

Die Frauenwelt in ihrer Gesamtheit, soweit sie auf den Erwerb angewiesen ist, hat bis jetzt noch wenig dergleichen aufzuweisen.

Es hat dies seinen Grund zum Teil darin, daß sie sich noch nicht mit den veränderten Verhältnissen, wie die Männerwelt, abgefunden und entsprechend eingerichtet hat.

Die Töchter der mittleren und höheren Stände hatten früher ihren Wirkungskreis fast ausschließlich in der Familie; das Elternhaus bot ihnen Schutz. Die auf den eigenen Erwerb angewiesenen Frauenspersonen traten in Dienst oder arbeiteten als Näherinnen, Putz- und Kleidermacherinnen in den Familien oder im elterlichen Hanse für dieselben. Diese Hausindustrie schuf einen freundlich teilnehmenden Verkehr der verschiedenen Klassen und Stände.

Seit einer Reihe von Jahren ist dies anders geworden. Der harte Kampf um das Dasein, der selbst den höheren Ständen sich mehr und mehr fühlbar macht, hat auch deren Töchter in die Notwendigkeit versetzt, das Vorurteil über Bord zu werfen, daß es eine Schande sei, Brot zu erwerben. So sehen wir heute Töchter der Aristokratie, des Beamten- und Bürgerstandes in höchst anerkennenswerter Weise bemüht, sich selbst eine Existenz zu begründen, wobei ihnen allerdings eine gute Erziehung und die erlangte Bildung wesentliche Förderung und Erleichterung gewähren.

Leider befinden sich jene breiten Schichten der weiblichen Bevölkerung, welche in einer mittleren Lebens- und Arbeitsphäre den unter den jetzigen Verhältnissen doppelt schweren Kampf um das Dasein zu bestehen haben, in einem in der That bemitleidenswerten Zustande. Selbst sind sie nicht in der Lage, sich diesen Zustand zu erleichtern, wie die männlichen Arbeiter durch ihre Vereine. In Fällen der Erwerbslosigkeit und gegenüber von mancherlei Unterdrückung und Willkür sind sie schutz-, wehr- und hilflos. Hungern, Dulden und Leiden, oder Versinken in den Abgrund des Lasters und der Verzweiflung war und ist das Los von vielen Tausenden deutscher Frauen und Mädchen!

Eine grelle Beleuchtung der Zustände in der weiblichen Arbeiterwelt enthielten die vom deutschen Reichsamt des Innern vor einigen Jahren veröffentlichten Ergebnisse der Ermittlungen, welche über die in den deutschen Großstädten bestehenden Lohnverhältnisse in der Wäsche- und Konfektionsbranche und den verwandten Geschäftszweigen angestellt worden waren und die materiellen und zum Teil auch die moralischen Zustände der dort beschäftigten Arbeiterinnen als geradezu entsetzlich erscheinen lassen. Weitere Enthüllungen brachte im Jahre 1889 eine Broschüre von Dr. Kuno Frankenstein. Die darin enthaltenen Schilderungen über die im größten Teil der weiblichen Arbeiterwelt herrschenden Zustände sind grauenerregender Art. Diesen gräßlichen Enthüllungen ließ Dr. Frankenstein die Auflage folgen, daß die besser situierten Frauen sich bisher gegenüber dem harten

Geschick derer, welche mit ihrer Hände Arbeit sich in ihren Dienst stellen, einer unverantwortlichen Teilnahmslosigkeit schuldig machten.

Dieser Vorwurf mag wohl an sich und im allgemeinen berechtigt sein. Aber woher sollten wir Frauen eine richtige Kenntnis der betrübenden Zustände in der weiblichen Arbeiterwelt haben? Die direkt für uns oder bei uns arbeitenden Frauen und Mädchen werden von allen humanen Frauen immer so bezahlt, daß ihnen eine menschenwürdige Lebensführung möglich ist. Wenn wir ferner in Geschäften Einkäufe an Wäsche und Kleidungsstücken machen, bezahlen wir Preise, die uns nicht im entferntesten ahnen lassen, daß die Arbeiterin für deren Anfertigung vom Geschäftsinhaber einen Lohn bezieht, bei dem sie hungern und frieren muß. Als nun aber, angeregt durch die Mitteilungen der reichsamtlichen Erhebungen und der auf denselben basierenden Broschüre von Dr. Frankenstein, mehrere hiesige Damen der dort geschilderten Lage der weiblichen Arbeiterwelt durch persönliche Umschau und Nachfrage auf den Grund sahen, fanden sie nicht nur jene Schilderungen im allgemeinen vollaus bestätigt, sondern im einzelnen noch vielfach übertroffen!

Sofort sagten sie sich: hier muß Wandel geschafft werden! Da an eine Selbsthilfe der Arbeiterinnen nicht zu denken ist, so tritt an die gebildeten Klassen und vor allem an die einsichtsvollen und warmherzigen Frauen die unabweisbare Pflicht heran, die alleinstehenden Frauen und Mädchen in ihrem harten Ringen zu stützen und jene Arbeitgeber, welche den Forderungen der Humanität und Moral nicht Rechnung tragen, an ihre Pflichten zu erinnern.

Um dies zu erzielen, wurde am 26. Mai 1889 im Festsaal der kgl. Akademie der Wissenschaften der Frauenverein „Arbeiterinnenheim“ gegründet. Bald darauf übergab eine Dame, welche die Kenntnis der Notlage unserer armen Mitschwester tief ergriffen hatte, der Vorstandschaft 5000 Mark mit der Bitte, sie nicht zu neunen, und fügte die Versicherung bei, daß sie weiter an unseren Bestrebungen teilnehmen werde, denn sie freue sich sehr, daß sich endlich gebildete Frauen zusammengefunden hätten, um schutz- und wehrlose Frauen und Mädchen zu stützen. Am 12. Januar 1891, als diese edle Dame fühlte, daß der unerbittliche Tod sie bald heimführen werde, machte sie noch eine Schenkung von 30000 Mark, um der Wirksamkeit des Vereins eine feste Grundlage zu geben.

Vier Wochen nach seiner Gründung eröffnete der Verein das erste Arbeiterinnenheim mit 35 Betten. Daß mehr als 600 Frauen sich nach und nach unseren Bestrebungen anschlossen, giebt ein vollgültiges Zeugnis dafür, wie kaum ein Hilferuf vergeblich an das Herz der Frauen gerichtet wird, und wie gerne sie stets mit Hand anlegen, wenn es gilt zu helfen.

Diese erfreuliche Erfahrung war auch im weiteren Verlauf bei Lösung der Aufgaben, welche das Arbeiterinnenheim übernommen hat, in reichlichem Maße zu machen. Diese Aufgaben sind aber nach den Vereinsstatuten folgende:

die Lage der Arbeiterinnen zu bessern, sie wirtschaftlich und sittlich zu heben;

alleinstehenden Frauen und Mädchen, welche als Ladnerinnen, Komptoiristinnen, Arbeiterinnen in der gesamten Bekleidungsindustrie, der Blumenfabrikation u. s. w., im fremden Brote stehen, gesunde, reinliche Schlafstätten, billige und nahrhafte Kost und ein Lokal zu bieten, in welchem sie ihre freien Stunden bei nützlicher Beschäftigung oder geselliger Unterhaltung zubringen können;

arbeitslos gewordenen Angehörigen der oben genannten oder der verwandten Kategorien für die Dauer ihrer Verdienstlosigkeit Unterkunft, Verpflegung und Beschäftigung so lange zu geben, bis sie wieder lohnende Arbeit finden;

allen von Lohnarbeit lebenden Frauen und Mädchen, die sich an den Verein wenden, Hilfe, Rat und Trost in schwierigen Lagen angebeihen zu lassen, insbesondere ihnen zu Broterwerb zu verhelfen.

Auf welche Weise und bis zu welchem Grade die in diesen Sätzen ausgesprochene Bestimmung des Arbeiterinnenheims bisher erreicht wurde, und wie ihre Erfüllung weiterhin gefördert werden soll, will ich in folgendem darzulegen versuchen.

Während den Dienstmädchen, welche fremd hieher kommen oder momentan stellenlos sind, in der „Marienanstalt“ und im „Maria Martha-Stift“ eine freundliche Herberge sich eröffnet, war jenen Mädchen, welche aus der Provinz sich hieher begaben, um ein Geschäft zu erlernen oder in ein solches einzutreten, bisher keine passende Unterkunft geboten. Die Schlafstellen, auf die sie zumeist angewiesen sind, weil zur Vestreitung eines Zimmers die Mittel nicht ausreichen, sind nur zu häufig licht- und lustlose Winkel mit erbärmlichen, oft nicht einmal reinlichen Lagerstätten. Die Wohnungen, welche diese Schlafstellen enthalten, sind gewöhnlich ohnehin schon mit Menschen vollgepfropft, oder befinden sich wohl gar in Häusern, in welchen die Unsitlichkeit ihr ruchloses Wesen treibt. Wenn nun ein unerfahrenes, mit den Verhältnissen der Großstadt unbekanntes, vielleicht schon von Natur leichtlebzig angelegtes Mädchen in eine solche Schlafstelle gerät, welche Gefahren drohen ihm da! Die Gewissenlosigkeit, die Habsucht auf die Unerfahrenheit oder Hilflosigkeit des Mädchens spekulierender Mietgeber oder die in den Abgrund des Lasters bereits versunkenen Mitbewohnerinnen ziehen es allmählich in ihr Netz, um es auf die schamloseste Weise auszubeuten,

und es unrettbar dem Verderben preiszugeben. Diesem Unheil zu wehren, ist eine der Hauptaufgaben des „Arbeiterinnenheims“, indem es seinen Schützlingen gute, reine Betten in gesunden, freundlichen Zimmern bietet.

Die alleinstehende Arbeiterin, die ihren ganzen Unterhalt selbst zu bestreiten hat, muß äußerst sparsam leben. Wohnung, Kleidung, Wäsche, Beiträge zur Kranken- und Invalidenkasse nehmen schon einen großen Teil der Einnahme weg, was bleibt da für des Leibes Nahrung? Und die Einnahme, wie kärglich ist sie in der Regel! Viele Mädchen verdienen trotz allem Fleiß täglich oft nicht mehr als 1,50—1 Mk. oder 80 Pfg., manche sogar — man sollte es nicht für möglich halten — noch weniger. Diese können, wenn sie brav bleiben und ihren Verpflichtungen nachkommen wollen, nur einmal des Tages Nahrung zu sich nehmen, und dann oft welche Nahrung! Woher sollen sie da zur Arbeit die nötige Kraft erhalten? Hier tritt nun wieder das Arbeiterinnenheim ein. Es reicht zu möglichst billigen Preisen schmackhaft zubereitete, hinlänglich nährnde Kost im wohlgelüfteten Speisesaal an appetitlich gedeckten Tischen. Zu weiterer Förderung des leiblichen Wohlbefindens durch Pflege der Keuschheit sind Bannen- und Brausebäder im Hause eingerichtet. Ein wichtiger Bestandteil der inneren Einrichtung ist endlich der Arbeitsaal; er steht, im Winter erwärmt und beleuchtet, den Bewohnerinnen des Heims den ganzen Tag über kostenlos offen.

Die schlimmste Lage für eine Arbeiterin, die verdienen muß, um leben zu können, und der in den seltensten Fällen ein Notpfennig zur Verfügung steht, ist eine, wenn auch nur vorübergehende Erwerbslosigkeit; sie überliefert zahllose Opfer der Schande, weil sich die Armen oft nicht mehr anders zu helfen wissen. Auch hier bietet das Arbeiterinnenheim kräftige Hilfe, indem es gegen angemessene Arbeitsleistung Wohnung und Verköstigung gewährt und damit vor Hunger und Kummer und vor Abwegen behütet.

Während die auf Stören arbeitenden Frauen und Mädchen im allgemeinen in keiner der hiesigen Krankenkassen aufgenommen werden, was gar manche schon in recht traurige Lage brachte, sind die Heimbewohnerinnen von dieser Sorge befreit, indem der Verein es erwirkte, daß den im Heim wohnenden Störrbeiterinnen, weil dasselbe als Arbeitgeber gilt, Aufnahme in der Ortskrankenkasse gesichert ist.

Da der Verein bestrebt ist, den im Heim Wohnenden die Familie, die die Eltern zu ersetzen, so gehen auch jene Zeiten des Jahres, welche in so viele unter der Last der Arbeit und der Sorge gebeugte Gemüter einen Strahl der Freude senken, nicht spurlos am Arbeiterinnenheim vorüber. Wenn seinen Schützlingen nach vollbrachter Tagesarbeit jeder Abend Ruhe und

Erholung im Kreise der Genossinnen bringt, so folgen für sie nach sauren Wochen frohe Feste, in dem Weihnachten, Neujahr, Karneval, Ostern und in der guten Jahreszeit hie und da ein gemeinsamer Spaziergang mancherlei Genüsse für Leib und Seele spenden.

Den in neuester Zeit für unsere Vereinsmitglieder eingerichteten Vortrags- und Unterhaltungsabenden sehen auch unsere Heimbewohnerinnen immer mit freudiger Erwartung entgegen. Diese Abende wirken nicht allein bildend und erziehlisch auf unsere Schützlinge, sondern sie gießen auch mit den heiteren Gaben der Dicht- und Tonkunst über die oft recht niederdrückende Prosa des alltäglichen Lebens und Schaffens einen nachhaltig verklärenden Schimmer der Poesie aus und nehmen manch herbe Verbitterung aus den Herzen.

Dies wäre Einiges von der Wirksamkeit, welche der Frauverein im Innern des Arbeiterinnenheims und für dessen Bewohnerinnen entfaltet, und die sich gewiß noch stärker entwickeln und befestigen wird, wenn seine Schützlinge im Laufe der Zeit gelernt haben werden, aus Liebe zur Sache zum Gedeihen des Ganzen selbst kräftig mitzuwirken, wenn sie Alle stets eingedenk sein werden, daß sie durch treue Pflichterfüllung sich und Anderen das Dasein erleichtern und verschönern.

Nun noch einige Worte über die Thätigkeit, welche unserem Frauenverein auch außerhalb dieses Hauses zufällt, und die wohl nicht minder bedeutend ist, als die innerhalb desselben zu entsaltende.

Im Laufe der 3 Jahre, in welchen der Verein besteht, kamen weit über 3000 Frauen und Mädchen in den verschiedensten Lagen und allen möglichen Anliegen, persönlich oder brieflich Rat und Hilfe suchend, zu uns. Die Einblicke, welche wir in Familienverhältnisse und in die Lebensführung vieler Frauen und Mädchen erhielten, waren so jammervoll, daß sie uns tief erschütterten.

Wie viel Leid erzählten uns die armen, von Verführern betrogenen, von den Eltern oft verstoßenen Mädchen, die von den Gatten oft böswillig verlassenen oder solche Frauen, welche bei längerer Krankheit des Mannes dessen Stelle als Ernährer der Kinder vertreten mußten! Wie viele arme Witwen kamen zu uns, welche bei langsamem Verdienst tagelang hungerten, um den Kindern ein Stückchen Brot reichen zu können! Vielen dieser Bedrängten konnte vom Verein in irgend einer Weise ganz oder doch teilweise geholfen werden, den Einen durch Zuweisung lohnender Arbeit, anderen durch unser persönliches Eingreifen zur Wiederherstellung des häuslichen Friedens, zur Ordnung zerrütteter Familienverhältnisse, wieder anderen durch teilnehmenden Rat, welcher das mit dem Scheitern bedrohte Lebensschifflein wieder in das richtige Fahrwasser lenkte. Es giebt sehr

viele Anliegen, die eine Frau, ein Mädchen nur wieder einem Frauenherzen anzuvertrauen vermag; findet in solchen Fällen die Bedrängte eine teilnehmende, werththätige Freundin, so ist sie vor dem Untergang gerettet.

Wie Manche eilt dem Abgrund zu,
 Noch fiel sie nicht hinein.
 Bedenk' es wohl: vielleicht kannst Du
 Ihr guter Engel sein!
 Sei stets bereit mit Mund und Hand,
 Bereit mit Rat und That,
 Die Schwester von des Abgrunds Rand
 Zu zieh'n, vom schlimmen Pfad.

Ich kann nicht verhehlen, daß in vielen der uns vorgekommenen Fälle die Hauptschuld an einer verfehlten Erziehung oder am gänzlichen Mangel einer Erziehung lag. Woher aber dieser Mangel?

Die männliche Jugend des Volkes wird nach der Entlassung aus der Schule in Lehrlings-, Jünglings-, Gefellen-, Handwerker- und ähnlichen Vereinen in den in der Schule erworbenen Kenntnissen fortgebildet und für's Leben erzogen. Wenn hingegen die Töchter des Volkes im 14.—16. Lebensjahre die Schule verlassen hat, kümmert sich, wenn nicht noch gewissenhafte Eltern über sie wachen, kein Verein, überhaupt Niemand mehr um sie. Die meisten Mädchen vergessen die in der Schule erlangten Kenntnisse, viele bis zu dem Grade, daß sie nicht einmal einen ordentlichen, fehlerfreien Brief schreiben können. Diese Unwissenheit in den notwendigsten Dingen ist es dann, welche die heranwachsenden Töchter des Volkes schußlos, die Frauen und Witwen rat- und hilflos macht, so daß sie der Unterdrückung und Willkür preisgegeben sind und ihr nur stilles Dulden und Tragen entgegensetzen können. Daß es neben ihren Pflichten auch für sie Gesetze und Rechte giebt, wissen die wenigsten von ihnen.

Andererseits führt der Umstand, daß die jungen Mädchen des Volkes nicht fortgebildet, belehrt und zu tüchtigen Arbeiterinnen, sorgsamem Müttern und verständigen Hausfrauen erzogen werden, welche den Verdienst des Mannes haushälterisch zu verwenden wissen, zu jener Lockerung, ja Zerrüttung des Familienlebens im Arbeiterstande, welche gegenwärtig so häufig und so schwer zu beklagen ist. Der Mann geht, verdrossen über die unerquicklichen Zustände zu Hause, seines Weges, um in der Kneipe Erholung und Erheiterung zu suchen. Er mag noch so viel verdienen, so reicht es in der Hand eines unverständigen Weibes doch nie. —

Diese traurigen Erfahrungen, welche wir an den bei uns Hilfe und Rat Suchenden zu Hunderten machten, befestigen in uns immer mehr die Überzeugung, wie dringend notwendig auch aus diesem Gesichtspunkt es ist, daß die gebildeten und besitzenden Frauen sich recht zahlreich und fest

zusammenschließen, um ihre im heißen Kampf um das Dasein ringenden Schwestern zu heben und zu stützen. Möge jede Frau ein offenes Auge für die Zustände in den untern Klassen der Frauenwelt haben!

Möchte doch ein kräftiges Zusammenwirken der Frauen den Beweis liefern, daß eine richtig organisierte, mit Einsicht und Liebe thätige Vereinigung zur Miesekraft wird, die selbst das unendlich Scheinende möglich machen kann.



„Baumeister Solness.“

Von Hedwig Lachmann.

(Berlin.)

Mit den neuen Rechten, die sich das Empfindungsleben in den Augen der modernen Kritik erwarb, hat die ethische Forderung viel von ihrer imperativen Gewalt eingebüßt, und ein Forum ist eröffnet, vor dem die Schwachen früherer Tage als Märtyrer ihrer eigenen quälerischen Wesensart erscheinen und einer vollständigen Freisprechung gewärtig sein dürfen. Ein Geist der Milde geht durch die Welt, der seinen Ursprung weniger dem erhöhten Mitleid, als der erweiterten Einsicht und nicht zum Mindesten einer analysierenden Selbstbetrachtung verdankt, die ihrerseits weit eher fatalistische Ergebung, als vorsätzlichen, sittlichen Eifer zur Folge hat. Vor dieser schlafferen moralischen Zustand hat sich ein eigentliches, seelisches Manco als Tugend erwiesen, in dieser lässiger regierten Monarchie ist ein neuer Adel emporgekommen — der rücksichtslos sich selbst behauptende Mensch hat den Ritterschlag empfangen. Betroßt könnte man die modernen Egoisten des Prinzips in die bereits vorhandene Kategorie einreihen, wenn nicht eine Abart von ihnen einen ergreifenden Zug des Leidens trüge, und eine tiefe Erkenntnis Ibsens mag es sein, daß er den von ihm selber ins Leben gestellten Ich-Menschen im Baumeister Solness einen Bruder zur Seite giebt, der gleichsam die Probe auf das Exempel macht, der in einer Person das Prinzip und dessen Widerlegung, den Willen und sein Hemmnis, den Gewaltthäter und den Warner, den Schuldigen und den Richter vereinigt.

Fast mit jedem Ibsen'schen Drama hebt sich aus einem verborgenen Reich eine mystische Kraft in unsere Welt, die Leben gewinnt, indem sie beim Namen genannt wird, zu der wir selbst längst in unbewußter Beziehung

gestanden. Im Baumeister Solneß ist es das Unmögliche. Er hat einmal das Unmögliche gethan. Über die Grenzen seines Vermögens hinaus eine That, die ihm in der Erinnerung als etwas Furchtbares und Übermensliches und zugleich als die flüchtige Erfüllung seiner höchsten Sehnsucht erscheint. Er hatte gebaut und gebaut, Häuser mit Türmen und Söllern, am liebsten Kirchen mit hohen Spitzen. Doch nie hatte er gewagt, an seinem Gebäude emporzustelgen, um es nach der Gepflogenheit seiner Kunst mit dem Kranz zu schmücken. Nur einmal, in Lysanger! Da war er ergriffen worden wie von einer tragenden Gewalt, und im Rausch des Selbstgefühls hatte er sich der Allmacht selber an die Seite gestellt und gerufen: „Du Mächtiger, von heute an will ich auch freier Baumeister sein. Auf meinem Gebiet. Wie du auf dem deinen. Nie mehr will ich Kirchen für dich bauen. Nur Heimstätten für Menschen.“ Wenn sich die Energien der Seele in eine That gipfeln, zu der sie mit unablässigen Mühen hingestrebt, nimmt ein Etwas, das wesenlos vor uns hergeglitten war, Gestalt an, und tritt als Realität in unser Leben. Es wird zu einem zweiten, neben uns herwandelnden Selbst und entreißt uns einen Teil unseres Willens und unserer freien Bestimmung. Die Erstellung des Turmes wird zur wegweisenden Macht im Leben des Baumeisters Solneß. Von der Zeit an baute er „Heimstätten für Menschen“ mit der Glut des Eiferers, mit der Gewaltthätigkeit des Usurpators. Niemand soll es ihm gleich, niemand nach thun; wer neben ihm steht, den stößt er bei Seite, wer aufstrebt, den drückt er nieder. Und er wird ein mächtiger Mann und das, was die Menschen einen „Glücklichen“ nennen. Doch er steht in sklavischem Verhältnis zu seiner vornehmsten That. Wie ein erzeuies Standbild ragt sie an seinem Wege, sichtbar für ihn bei jedem Ausblick. Wenn er es noch einmal könnte, noch einmal schwindelfrei dort oben stehen und Zwiesprach halten mit dem Höchsten! Wäre das nicht gleich einer Zustimmung, daß er auserkoren unter Vielen, daß er frei schalten dürfe in der Bethätigung seines Selbstes? Doch er wagt es nicht. Er weiß, jene Macht über den Giebeln stürzt die Verwegenen und Trotzigen und stürzt die Gewaltthätigen. Und selbst zu ebener Erde, auf den glatten Pfaden der Alltäglichkeit, ist er da sicher? Lauert nicht die „Wiedervergeltung“ auf ihn auch hier? Wird sich nicht die „Jugend“ wider ihn erheben und ihm das männliche „Platz, Platz!“ zurufen, mit dem er sie bisher aus dem Wege geräumt? — Konrad Ferd. Meyer erzählt uns von einer wunderbaren Frau im Süden. Ihr Angesicht war eines Engels Angesicht, ihr Lächeln ein Strahl des Tages, ihre Augen zwei klare Brunnen. Mitunter aber geschah es, daß aus deren feuchter Klarheit ein unheimliches Leuchten empor tauchte, daß die Lippen sich in kaltem Gelächte kräuselten und ihre weichen

Züge in Grauen erstarrten. Dann überkam sie ein böser Geist, und mit ihren zarten Händen verübte sie eine dunkle, blutige That. Doch aus den Tiefen ihrer Sünde hob sie sich jedesmal in neuer Reinheit und freute sich ihres schönen Daseins. Es war die Dame ohne Gewissen. Baumeister Solneß hat ein Gewissen. Das Begehren wird ihm zur bewußten Schuld, wenn durch zufällige oder verhängte Verkünpfungen das gewünschte Unrecht sich erfüllt. In der geheimnisvollen Übereinstimmung der äußeren Begebenheiten mit den Regungen unseres Willens mögen diese als Beschwörungsformeln erscheinen, die jene in ihren Bannkreis ziehen, oder, wie Baumeister Solneß sagt: Auf das beharrliche Aufen kommen die „Diener und Helfer“ herbei und unterwerfen sich dem Willen. Zwar für fremde Augen hebt sich auf den ersten Blick von der Ode seiner Lebensverhältnisse diese vermeintliche Schuld nur wie ein kleiner, dunkler Fleck von einer weiten, grauen Fläche ab. Die durch das Niederbrennen des alten Wohnhauses verursachte Krankheit seiner Frau, der bald darauf erfolgte Tod der neugeborenen Zwillinge, seiner Frau nie überwundener Gram, ihr sieches, dumpfes Dahinleben an seiner Seite, sein trostloses Heim, — und von ihm kein weiterer Anstoß zu all dem Unglück, als der halb kindliche, beharrliche Wunsch, an Stelle einer alten Baracke eine neue, freundliche Wohnstätte zu sehen! Und dennoch will er schuld sein an allem miteinander und ist es auch. Nicht an den Ereignissen, am unmittelbaren Ergebnis, nicht durch einen einzelnen Willensakt — aber schwächeren Kräften verschuldet, die er verbraucht hat für und durch seine stärkere Kraft. — Und das, was er solange gefürchtet hat, klopft nun an seine Thüre — die Jugend. Nicht in Gestalt ungeberdiger Prätendenten und Erbskämmerer, eher schmeichelnd, scheinbar schwach, aber entschieden, unabweisbar mit abgelauften Schuldschein: eine junge, wegelagernde Prinzessin will ihr versprochenes Königreich haben. Es brauche nicht eben Apfelsinia zu heißen, wie dies ausbedungen, auch Beschaffenheit und Lage sind ihr gleichgültig; es kann irgendwo in der Luft schweben, auf einem Stern vielleicht, nur über den König ist sie ganz mit sich im Reinen. Zehn Jahre sind es her. Just bei jener Kircheinweihung in Lysanger. Da war unter den weißgekleideten Ehrenjungfrauen ein halbwüchsiges Mädchen gewesen. Das hatte der Turmbesteigung mit brennendem Anteil beigewohnt, und wie es den Baumeister hoch oben auf der Spitze gesehen, da hatte es laut jubelt und gerufen: „Es lebe der Baumeister Solneß!“ Der war heruntergestiegen, hatte die Kleine geküßt und ihr versprochen, sie in zehn Jahren zu holen und ihr ein Königreich zu schenken. Die zehn Jahre sind um, und die Prinzessin verläßt Vater und Heimat, um ihr rechtmäßiges Eigentum in Besitz zu nehmen. Der Prinz aber hatte mittlerweile an anderes zu denken gehabt und über all den Wichtigkeiten war die kleine

Prinzessin ihm ganz aus dem Gedächtnis gekommen. Erst wie sie ihm haarklein den Vorgang schildert, erkennt er in ihr das „Teufelsmädel“ wieder, das sich damals so unflunig geberdet und ihn mit seinem Zuruf beinahe aus dem Gleichgewicht gebracht. Ja, er hatte sie vergessen, aber nun sie erscheint, weiß er, daß sie die Erfüllung ist.

Was der Anlage seines Charakters fehlt, um ihn zu einem freien und herrschenden zu machen, das eigentliche Grundgefühl der inneren Freiheit, das trägt Hülde in ihrer jungen Brust so sicher, so stolz, so ganz, als ob es sich von selbst verstünde, wie ein freies Kind der Wüste, das von Menschenfesslungen und -Pflichten unberührt ist. Sie hat ein „robustes“, ein ruhiges Gewissen. Eine, die aus vieljährigem Schlaf erwacht und in die Welt hinauswandert, um zu ergründen, ob die bunten Spiegelungen ihrer Träume auch wirklich sind, könnte nicht mit kindlicherer Dreistigkeit nach den Schätzen greifen, die sie locken, als sie es thut. Kein warmer Herzenszug der Weibeseele führt sie zu dem Baumeister, sie hat für ihn vorerst kein anderes Interesse, als etwa für einen Märchep Prinzen, den sie am liebsten im Kampf mit wilden Drachen und Tigern sähe, und auch ihren Vater verläßt sie ohne Wanken, mit dem Entschluß, nie wieder zu ihm zurückzukehren. Und doch ist in ihr eine Liebesfähigkeit, die wohl an der eigenen Kraftfülle zugrunde gehen könnte. Sie weiß nichts von Frauenrecht, sie kämpft nicht gegen eine veraltete Überlieferung, sie ist keine nach modernem Codex Emancipierte, sie weiß nur von einem nicht zu hemmenden Drang in ihrer Brust, eine Naturkraft ist sie, ein leuzjunger Ström, der kein Erbe übernimmt, sondern frei und wild aus seinem Quell hervorbriht und unbekümmert um den seichten Zufluß der kleineren Gefährten, allein der neuen Ferne entgegenbraust. Von ihr wird der schwache Mut des Baumeisters Solneß mitgerissen. In seinen Phantasieen wird er den Wikingern gleich, die raubten, plünderten und heimgekehrt sich ihrer schönen Beute freuten. Das Gespenst hat ihn freigegeben, er kennt die Furcht nicht mehr. Wieder baut er in Gedanken so hoch, so lustig, „Häuser mit Spitzen“, die in den Himmel ragen, und oben steht er schwindelfrei und hängt den Kranz um die Spitze. Wer durchmäße nicht gern die Höhe seines Vermögens! „Thun Sie das Unmögliche noch einmal, Baumeister — nur noch einmal!“ Und hernach, wenn wir uns hinaufgeschwungen bis zum Gipfel des Erreichbaren, haben wir da nicht mit dem Gefühl unserer Kraft eine ewige Sicherheit errungen, gelten da noch länger die Maße des Gewöhnlichen, müssen wir dann nicht Gesetze schaffen, gemäß unserer befreiten Natur? Wenn Baumeister Solneß heruntersteigen wird vom Turm, wird er Hülde küssen und sie werden mit einander ein Schloß bauen, ein hohes, hohes Schloß, „mit einer Grundmauer darunter“. Einen gewaltigen

Gefang hört Hilfe, wie der Baumeister zum zweiten Mal oben steht, zwischen Himmel und Erde. Das sind die Geister, die frohlocken, daß ein Sterblicher sich ihrer Macht zu nahe wagt. Er stürzt, er fällt, zerschmettert kommt er unten an — die Geister haben es nicht gewollt.

Im Baumeister Solness liegt keine Moral. Nirgends steht zwischen den Zeilen: Thut nach meinem Beispiel! Oder: ich sei euch ein warnendes Exempel! Diese Menschen sagen uns: Wir sind und wir haben uns nicht selber erschaffen. Aber über diesem Gefüge von Daseinstrieben und Menschenwillen waltet ein Unergründliches. Zwischen den undurchmessenen Ausdehnungen ihrer Höhe und Tiefe schwebt die Menschenseele unsicher, schwankend, und wehe, wenn sie hinangerät an das Unmögliche, das ihr Unmögliches.



Einige Gedanken über Ibsens neuestes Werk „Baumeister Solness“.*)

Von Alfred Schuler.

(München.)

Bei der Betrachtung des neuesten Werkes des großen nordischen Dichters taucht eine zu tiefem Nachdenken Veranlassung gebende merkwürdige Gestalt vor uns auf: Baumeister Solness, der Baumeister der neuen Zeit, die symbolische Gestalt einer Übergangsperiode, unserer Übergangsperiode, welche vom Alten sich lösend das Kommende vorbereitet und naturgemäß von der Bildfläche schwindet, wenn es da ist. An seiner Wiege saß die alte Zeit, die ihn geboren, an seiner Seite lebt die alte Zeit als seine Gattin. Solness, der gläubige Sohn gläubiger Eltern, baut in seiner frühen Periode Gotteshäuser „mit ehrlichem und warmem und Innigem Gemüt“;

*) Nicht nur weil wir in der „Gesellschaft“ gerne die verschiedensten Ansichten zu Worte kommen lassen, stellen wir diesen Artikel neben den vorübergehenden, sondern hauptsächlich auch deswegen, weil die hochinteressante symbolische Deutung der Hauptfiguren und der Haupthandlung des merkwürdigen Dramas die mehr referierende Arbeit H. Radmanns äußerst glücklich ergänzt und dadurch, daß sie uns einen Einblick in die innerste Gedantentwerfstätte des nordischen Dichters thun läßt, klar und deutlich zeigt, daß es sich bei den vielfachen, auf den ersten Blick absonderlich erscheinenden Wendungen dieser Dichtung keineswegs um „Altersschwulst“ handelt, wie hier und da behauptet worden.

Die Schriftleitung.

er lebt in dem alten Ahnenhause seines sanften Weibes, deren Herz an den verbliebenen Porträts und den alten seideneu Kleidern hängt, „die der Familie Gott weiß wie lange gehört hatten“, die noch als Gattin mit ihren neun Puppen spielt, welche sie wie Kinder liebt, und die ihre Zwillinge gleich den Puppen lieben wird, sie ausnähren wird mit ihrer Muttermilch als Puppen der alten Zeit. Ihre höchste Lebensaufgabe ist erstarrt in leblose Form: in die Erfüllung ihrer Pflicht, d. h. in die mechanische Beobachtung alles dessen, was Herkommen und Religion zur Pflicht gestempelt von alters her.

Da beginnt mitten im ruhenden Sumpfe des Alten der Gährungsprozess, der das Neue bereiten soll. Es erwacht in der Brust des Baumeisters sein Lebensberuf, es erwacht der vorwärts drängende und treibende „Unhold“ im Menschengeste, der das Kommende ermöglicht durch Vernichtung des Alten. Alle Kräfte der Seele des Meisters, „die Helfer und Diener“ werden lebendig und stählen seinen Willen, sodas er den Untergang des alten Heimes will, beharrlich und unerbittlich will, damit er sich ausschwingen könne „— als Baumeister“. Und siehe, das Außerordentliche tritt ein, nicht auf äußere Veranlassung seinerseits, aber gemäß seiner Absicht, und auf dem Brandschutte des Alten kommt er empor — der Baumeister. Aber dieser erste Schritt dem Kommenden entgegen ertötet die Lebenskraft des Alten, tötet auch das Glück, welches dem Begründer der Zukunft im Schoße der Vergangenheit erblüht war: Die Zwillinge sterben, da die Mutter durch den Schrecken der Brandnacht erkrankt, ihnen die Brust nicht mehr reichen kann, und sie selbst geneht: ein unfruchtbares Weib, das nunmehr als lebendige Leiche dem Leben ihres Mannes anklebt. Da heftet sich an den vorwärts dringenden Geist der Gährungszeit der Gedanke der Schuld, die in der Zerstörung des Alten begründet scheint und ihm, der selbst ein Kind der Vergangenheit, die Freude raubt am Schaffen.

Aber eine That bringt er hervor „hoch und frei“ unter der Notwendigkeit, eine negative That: Von Gott sagt er sich los, der das alte Glück in Trümmer gehen ließ, auf das der Baumeister nur sein Baumeister sei; er sagt sich los von den religiösen Phantasien der Vorzeit, welche die schwindelnden Türme schuf, hoch auf der Spitze des letzten Kirchturmes, den er baute, indem er nunmehr der realen Welt sich zuzuwenden gelobt, „Heimstätten zu bauen für Vater und Mutter und die ganze Kinderschar, damit sie sich freuten, dazusein in dieser Welt“; aber gerade dadurch wird er der Baumeister des Welteingestes, der durch diesen Schritt die neue Zukunft ermöglicht. Unten aber am Fuße des Turmes steht ein kleines, weißgekleidetes Mädchen auf den Gräbern der Vorzeit: Hilde, die Jugend, das Frührot des Künftigen, die triumphierend ihr Banner schwingt, vor

dessen Bewegung es dem Meister schwindelt, da ihr Sieg seinen Untergang bedeutet, der sein Gelübde wie Harfenton erklingt, die er durch diese That umarmt und küßt, und der er das „Königreich“ verspricht, „wenn sie groß geworden sei“, das Reich der Zukunft.

Solness arbeitet fort und mäht sich in trüber, geistiger Halbfreiheit: Er baut „Heimstätten für Menschen“ mit dem dunklen Gefühle, daß er dieser realen Form, auf welche sein destruktiver Geist zurückgreift, niemals den positiven Inhalt, eine neue Ideenwelt verleihen könne, neue himmelanstiegende Gedankentürme, daß diese das Wesen der Jugend ans mache, nach der er sich sehnt, und die er erwartet in Todesangst, welche „kommen und an seine Thüre pochen wird früher oder später“, welche durch ihn gereift seinen Platz einnehmen wird, wenn seine Aufgabe erfüllt. Die Gährungs epoche ist solange existent, als der Kampf des Losreisens vom Alten währt, als die Wunde blutet — „das kränklische Gewissen“ — in der Brust des Sohnes, dessen Beruf ist: seine Schuld, d. h. die Zermalmung des Vaterhauses, damit er an dem Neuen bauen könne auf zertrümmerten Menschenschicksalen öd und freudlos und heimatlos, denn die alte Heimat ist nicht mehr, und die neue wird durch seinen Untergang.

Aber der Baumeister herrscht mit uerbittlichem Willen, bis das Junge gezeitigt; mit unüberstehlicher Kraft zwingt er die jugendlichen Geister um sich; fucht er die Jugend, die er fürchtet, durch Jugend zu bannen: Ragnar durch Raja, den sich zu befreien strebenden Geist der Jugend mit dem ihm unbedingt ergebeneu, dienendeu, der sich auch von ihm lösen muß, sobald die Jugend als solche frei wird. „Die Jugend aber kommt“, sie kommt durch die erste, neue, positive That, durch die Arbeit Ragnars, des schuldlosen Schülers seines schuldgehemmten Meisters, der sich für geisteskrank zu halten beginnt, da die Verechtigung seines Geistes dem Ende zuneigt. Nun ist das neue Haus des Baumeisters „fast ganz fertig“, das in der Mitte des Alltagslebens den Turm trägt, vor welchem dem Erbauer schwindelt, in das er einziehen will mit der abgestorbeneu Zeit, von der er sich nicht zu trennen „getraut“, und der er „niemals mehr ein rechtes Heim aufbaut“. „Die Jugend kommt und pocht an die Thüre“, „Prinzessin Hilde“ kommt, „der anbrechende Tag“, „der Sonnenaufgang“, frisch und frei wie ein „Raubvogel“ vom Gebirge, wo sie mit dem Manne des Naturstudiums, dem Arzte getollt, und verlangt „ihr versprochenes Königreich“, der neu erwachte Gedanke kommt, „das Lustschloß“, einzuziehen in die für ihn bereitete reale Form, aufzusteigen auf der „Grundmauer“, die der Meister bereitet.

In den verödeten Kinderstuben der alten Welt träumt sie ihre wildphantastischen Jugendträume. Und nun schwindet die Epoche des Bereitens

durch Eintritt des Bereiteten. Es geht mit Baumeister Solueß zu Ende. Sein Wille erlischt; Hildens Wille tritt an die Stelle. Solueß muß Ragnar das Reisezeugnis schreiben: sein eigenes Todesurteil. Mehr und mehr lösen sich die Fesseln des Alten in der Brust des Meisters, mehr und mehr löst er sich auf in Hilde. Bis er unter ihrem Willen das für ihn Unmögliche thut, bis er den neuen Gedankenflug wagt, bis er zum zweitenmal einen schwindelnden Turm ersteigt, den Turm des von ihm errichteten Hauses, bis er das neue Gelübde vor Gott thut: Hilden anzugehören, „sie zu umschlingen mit den Armen und sie zu küssen viele, viele Male!“ — Aber in diesem Augenblick hat der Geist der Gährung sich völlig aufgelöst in das Neue. Die Mischung beider Welten ist die Substanz seines Wesens, das völlige Erlöschen des Alten sein Ende. Der Baumeister stürzt zu Füßen der in den Garten eindringenden Jüngerin und zerfummert im Steinbruch, aus dem er seine „Heimstätten“ gebaut: Die Form für den neuen Inhalt. „Der Baumeister ist tot.“ Wie Harseuton erklang der Jugend sein erster Schritt, der sie ermöglichte, wie Harseuton erklingt ihr der zweite, durch den sie zur Herrschaft gelangt. Und Hilde darf ihr Siegesbanner schwingen: „Mein — mein Baumeister“: denn ihr Königreich ist da.

* * *

Ferne liegt mir der Glaube, durch meine tastenden Worte die Gedankentiefe dieser Schöpfung in ihrem Umfang ergründet zu haben. Diese Zeilen wollen nichts, als zum Nachdenken mahnen, zu ernstem Nachdenken und zu vorsichtiger Kritik über diesen symbolisch zu verstehenden Stoff.



Luther und die Ehe,

Eine Verteidigung gegen Verleumdung von Oskar Panizza.

(München.)

Die von Herrn Dr. Karl Fey herausgegebene „Kirchliche Korrespondenz des Evangelischen Bundes“ bringt in Nr. 35 vom 1. November 1892 unter der Überschrift „Eine neue Lutherverleumdung“ einen anonymen Artikel, worin mir vorgeworfen wird, die in meinem Aufsatz „Prostitution“ (September-Heft der „Gesellschaft“) aufgestellte Behauptung: Luther habe wiederholt außerehelichen Geschlechts-Verkehr gepflogen und dies wiederholt

eingestanden, sei eine leichtfertige, aus Luthers Werken unbeweisbare Behauptung, und somit eine Verleumdung.*)

Ich bin kein Theologe; habe mich aber seit Jahren gern und oft mit den Werken Luthers beschäftigt, den ich als unsern größten deutschen Geisteshelden betrachte; der anonyme Einsender obiger „Korrespondenz“ irrt auch, wenn er meint, ich hätte im Hinblick auf Luther „natürlich aus zweiter Hand“ geschöpft; und er konnte diesen Irrtum leicht vermeiden, wenn er die halb-seiten-langen Citate in meinem Aufsatz „Prostitution“ genauer betrachtet hätte, wo ich ausdrücklich die Original-Ausgabe Luthers citiere. — Im folgenden gebe ich nun zunächst eine Anzahl von Stellen aus Luthers Werken, die der Leser für's erste nach Belieben bei sich plazieren und bewerten möge. — Wenn einige meiner Mitbewunderer Luthers der Meinung sind, die Herauskrantung dieser fast ausschließlich sexuellen Thesen aus den Werken Luthers — ein wenig appetitliches Gegenstück zu den Wittenberger Schloßthesen — wäre besser unterblieben, so mögen sie sich bei Herrn Dr. Fey und seinem Anonymus bedanken.

1) Die Thatsache, daß Luther am 13. Juni 1525 — 41 Jahre alt — sich mit seiner „Käthe“ verheiratet hat.

2) Daß Luther den von ihm citierten Spruch:

Nichts Liebets ist auff Erden
Deun Frauenlieb, wem's kann werden!

nach eigener Angabe von Frau Cotta, einer jungen adeligen Dame, die ihn mit 16 Jahren zu Eisenach in ihr Haus aufnahm, gehört haben will; welch letztere, wie Mathesius berichtet, zu ihrem jungen Pensionär eine

*) Der betreffende Artikel der „Kirchlichen Korrespondenz“ lautet:

„U. H. Eine neue Lutherverleumdung. In der Zeitschrift: „Gesellschaft“, Organ der Naturisten, laut Kürschner „realistisch, nationaldeutsch“, redigiert von Dr. W. G. Conrad, findet sich Jahrgang VIII 1892, Heft 9, S. 1159 ff. ein Aufsatz: Prostitution. Eine Gegenwartstudie von Oskar Panizza. S. 1177 steht folgender Satz:

„Hat nicht Luther — nicht einmal, sondern mehreremal — offen eingestanden, daß er — nicht einmal, sondern mehreremal — auferhehlichen Umgang gehabt?“

Herr Oskar Panizza hat seine Wissenschaft natürlich aus zweiter Hand, und es würde ihm wohl sehr schwer fallen, uns aus irgend einer Ausgabe von Luthers Werken oder Briefen die Belegstellen für seine leichtfertige Behauptung zu geben.

Leichter wird es ihm vielleicht werden, das jesuitische Nachwerk zu nennen, aus welchem er seine Weisheit bezogen hat.

Vielleicht kann er nicht einmal das. Ist auch nicht nötig. Für Lutherbeschimpfungen giebt es keinen § 108. Etwas ähnliches über die Trierer Rodteile — und der Staatsanwalt spricht mit Herrn Panizza sofort ein ernstes Wortlein.

Inzwischen wollen wir, damit nicht diese neueste Lutherverleumdung durch die ultramontanen und sozialdemokratischen Blätter läuft, Herrn Panizza über seine Be-

„sehnliche Zuneigung“ gefaßt hatte. Luther druckte später den Satz in seiner Bibelübersetzung beim 31. Kapitel der Sprüche Salomonis als Randbemerkung ab. (Luther, sämtliche Werke. Erlangen 1826—1868. Band 61, pag. 212. — Mathesius, J., Historien von des ehrwürdigen, teuren Mannes Gottes Lutheri . . . Nürnberg 1570. — Pistorius, J., Anatomiae Lutheri, pars I. Cöln 1595.)

3) Das die Häufigkeit des Geschlechtsgenusses regelnde

„In der Woche zwier
Schad't weder mir noch dir.“

wird ebenso auf Luther zurückgeführt (Erb, W., Krankheiten des Rückenmarks. I. pag. 148. Leipzig 1876), wie

4) das bekannte

„Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang,
Der bleib ein Narr sein Lebtag.“

(Büchmann, G., Geflügelte Worte. 17. Auflage, Berlin 1892, pag. 78.)

Rummehr zu den eigentlichen Citaten aus Luthers Werken (ich citiere, wo nicht ausdrücklich anders gesagt, die Jenaer Folio-Ausgabe von 1585):

5) „Eine Dirne kann eines Manns eben so wenig gerathen (entrather), als Essen, Trinken, Schlaffen und andere natürliche nottdurfft. Wiederumb auch also ein Mann kann eines Weibes nicht gerathen (entrather). Ursach ist die: Es ist eben so tieff eingepflanzet: der Natur Kinder zeugen als essen und trinken. Wer nun diesen wehren will und nicht lassen gehn, wie die Natur wil und mus, was thut der anders, denn daß er will wehren, daß Natur nicht Natur sey, daß Feuer nicht brenne, Wasser nicht netze . . .

hauptung zur Klarheit verhelfen. Aus drei Stellen — sage drei Stellen — hat die ultramontane Akerwissenschaft ähnliches herausgetüftelt.

Nur eine davon ist von Luther selbst und steht in einem lateinischen Brief an Spalatin. Sie kann dem Zusammenhang und den ganzen Verhältnissen nach nichts anderes heißen als: ich habe mich unendlich viel mit den Angelegenheiten der Weibsteute, der Unterbringung entflohener Nonnen u. s. w. abzugeben („qui totius de conjugio scribo et misceor feminis“). Es könnte freilich auch übersetzt werden: ich werde mit Frauen in Verbindung gebracht, indem das Gerücht mich bald diese, bald jene heiraten läßt. Das, was die Verleumder Luthers hieraus übersetzt haben, steht nicht in jenen Worten (misceor, Passiv nicht etwa Medium, kann gar nicht in jenem Sinne übersetzt werden). Von einem „mehrmaligen offenen Eingestehen“ ist also gar keine Rede.

Die anderen Stellen finden sich in den Tischreden wieder lateinisch. Da kommt ein „filium adulterum“ vor — im Originaldruck aber heißt's filium aliorum, und ans Luthers „mein Enderß“ (Luthers Neffe, der in seinem Hause erzogen wurde) ist der berühmte „filius“ Andreas geworden, an dem sich alte und neue Jesuiten als an einem vorehelichen Sohne Luthers ergötzt haben.

Über das griechische Wort, das Melancthon einmal, Luthers derbe Reden tadelnd,

Weiber, wo unwillige Keuschheit ist, da lasset die Natur ihr Werk nicht, das Fleisch samet sich, wie es Gott geschaffen hat; so gehn die Andern auch ihrer Natur nach; da hebt sich dann das fließen und die heinliche Sünd, und die S. Paulus nennet Unreinigkeit und Weichheit; und daß ich's grob heraus sage, umb der ellenden not willen: fleußet es nicht in das Fleisch, so fleußet es in das Hemdd!" (Band II, pag. 126.)

6) „Freilich ist's wahr, daß Der buben (huren) muß, der nicht Eulich wirdt; wie sollt's anders zugehn? Sintemal Gott Mann und Weib sich zu besamen und zu mehrn geschaffen hat." (Band II, pag. 156.)

7) „Einer kann ehe leiden Befegnuß und Bande, denn Brennen (Geilheit). Und dem die Gabe der Keuschheit nicht gegeben ist, der richtet mit Fasten, Raisteyen, Waschen und anderem, so dem Leib wehe thut, nichts auß, daß er Keusch bleibe. Mir ist's widerfahren: je mehr ich mich kasteyete und macerirte, und meinen Leib zemetete, je mehr ich braunte." (Tischreden' der gleichen Ausgabe, cap. 3, pag. 306.)

8) „Die arme Mäuch und Runnen müssen halten das nicht zu halten ist. Das ist ein kläglicher Jammer. Wie gar vil lieber trügen sie nun allen Unlust der Ehe, denn solch brennen. Diß sage ich nun von dem brennen, das die leiden, so da das Gelübde halten, welcher fast wenig sind. Denn das mehrer Theil leidet solch brennen nicht, und halten auch nicht." (Band II, pag. 282.)

9) „Wachset und mehret Euch! Diser Spruch ist ein Donnerschlag wider des Papsß Befehl. . . Die Natur in gemein muß ihren Gang haben und sich zichten. Darumb gilt kein Gelübde dawider nichts. Denn es ist stracks beschlossen, das Werk kan niemauds wehren, das Gott gemacht hat . . . Gelobe oder gelobe nicht, so kannstu dich nicht anders machen, denn wie dich Gott geschaffen hat. Du wollest oder wollest nicht, so mußt du thun, wie die

braucht, und dessen Leert nicht einmal seht, brauchen wir hier nicht zu handeln. Wir sehen einer neuen Untersuchung desselben von Seite des Herrn Oskar Panizza mit Ruhe entgegen.

So werden Lutherverleumdungen in die Welt gesetzt und — *semper aliquid haeret*. Wir nehmen an, daß es Herrn Panizza nur um eine Autorität für seine Behauptungen zu thun war und daß er Luther nicht verleunden wollte. Aber wir kennen die Leute von der ultramontanen Presse. Sie nehmen ihre Helfershelfer, wo sie dieselben finden, und auch eine Stimme aus dem Lager der sonst bitter gehaßten Naturalisten wird ihnen ein willkommener Bundesgenosse sein. Non olet!"

Wir glauben, unsern Lesern dieses documentum humane nicht vorenthalten zu dürfen. Übrigens erscheint dieser Artikel dem Herausgeber der Korrespondenz des evangelischen Bundes so wichtig oder so schön, daß er ihn im Januar nochmals zum Abdruck bringt. — Oder sollte es den geistlichen Herren vielleicht so sehr an Stoff gebrechen? —

Die Schriftleitung.

Natur ist; oder gehet doch andere Wege, daß solcher Jammer drauß volget, der nicht zu nennen ist.“ (Band IV, pag. 51.)

10) „Ein Weib ist ein freundlicher, holdseliger und kurzweiliger Gefell des Lebens. Es ist ein fein Spektakel zu sehen, und stehet den Weibern sehr wohl an, wenn sie die Hare zu ruck hangen lassen, oder zu Felde geschlagen haben. Item Brüste sind eines Weibes Schmuck, wenn sie ihre proportion haben; große und fleischliche Brüst sind nicht am besten, stehen auch nicht sonderlich wohl, verheissen viel und geben wenig. Aber Brüste, die voller Adern und Kernen sind, ob sie wohl klein, stehen wohl auch an kleinen Weibern.“ (Tischreden, gleiche Ausgabe; von der Schöpfung.)

11) „Doctor Martin Luther sagt weiter, da Einer bei ihm ein Kebsweib und Concubin hatte, und sie sagten eins dem andern trew und glauben zu, und hielten sich in ihrem Gewissen für rechte Eheleute: Das ist vor Gott ein rechte Ehe, und ob's wol ergerlich ist, doch schadet solch Ergerniß nicht.“ (Tischreden, gleiche Ausgabe; von Königen, Fürsten und Herrn.)

12) „Also gehet's, wenn man sich für Hurerey fürchtet, so muß man in stumme Sünde fallen.“ (Tischreden, gleiche Ausgabe; von Königen Fürsten und Herrn.)

13) Mit der Trennung der beiden Geschlechter in den Klöstern und sonstwo, meint Luther, „ist der Sachen nichts geholfen. Denn was hilft's mich, ob ich kein Weib sehe, höre oder greife und doch mein Herz voll Weiber sticht und mit Gedanken Tag und Nacht an Weibern hange, und schändlicher Ding denke, denn Jemand thun dürfte. Hanc ob causam puella habet vulvam, ut illi, qui sentit se virum, afferat remedia, ne pollutiones et adulteria oriantur.“ (Lauterbach, A., Tagebuch auf das Jahr 1538; die Hauptquelle der Tischreden Luthers, pag. 101.)

14) „Wer sich nicht findet geschickt zur Keuschheit, der thu bei Zeit darzu ein Knabe auf's längest, wenn er zwänzig, ein Weiblin umb funfzehn oder achtzehn Jahre.“ (Luthers vermischte Predigten, Band I. Frankfurt 1877, pag. 541.)

15) „Denn es ist nicht ein frei Willkörn oder Rath, sondern ein nöthig, natürlich Ding, daß Alles, was ein Mann ist, muß ein Weib haben, und was ein Weib ist, muß ein Mann haben.“ (Aui gleichen Ort, pag. 511.)

16) „Die Ehe und Hurerei sind einander so gleich, was das Werk belanget, daß man sie kaum unterscheiden kann; denn Beischlafen ist einerlei, Kinderzeugen ist einerlei.“ (Tischreden von Dr. Martin Luther. Meyers Volksbücher V, pag. 67.)

17) „Sankt Augustinus, nu ein alter Mann, klagt über die nächtigen Pollution. St. Hieronymus schlug seine Brust mit einem Steine, so heftig ward er angefochten; gleichwohl konnte er die Jungfrauen, so er zu Rom

am Tanz gesehen hatte, nicht aus dem Herzen schlagen. Franziskus machte Schneeballen, herzet und küßet sie, daß ihm die böse Lust vergehen sollte. St. Benediktus zog sich nackt aus und legt sich in die Dörner und zukratt den Ars ganz wohl. Bernhardus kasteiet sich und machte sein Leib so müde und uatt, daß ihm der Odem stank. Dieser Tentation aber von bösen Lüsten ist noch wohl zu rathen, wenn nur Jungstauen und Weiber vorhanden sind.“ (Am gleichen Ort, pag. 85 ff.)

18) „Ohne Sünde kanu man der Weiber nicht entrathen; man muß sie haben!“ (Am gleichen Ort, pag. 87.)

19) „Von einem jungen Gefellen nimmt mich's nicht wunder, denn wo Feuer und Stroh bei einander liegt, da ist's gar bald entbrannt.“ (Am gleichen Ort, pag. 101.)

20) „Wohlau, wenn man dies Geschlecht, das Weibervolk, nicht hätte, so siele die Haushaltung, und alles, was darzu gehöret, läge gar darnieder; darnach das weltliche Regiment, Städte und die Polizei. Summa, die Welt kann des Weibervolks nicht entbehren, da gleich die Männer selbs könnten Kinder tragen.“ (Am gleichen Ort, pag. 11.) —

Diese Citate ließen sich, jedes in seiner besonderen Nuance, in hunderterten von Beispielen vermehren. Aus diesen Zeugnissen geht mit Evidenz hervor, daß Luther seit frühester Jugend eine bis zur poetischen Begeisterung gehende Verehrung für Frauen hatte; daß er, wie er an Spalatin 1524 schrieb, „sein Fleisch und Geschlecht wohl spürete“; daß er alles Selbstkasteien und Abtöten des Fleisches verwarf, weil, wie er aus eigener Erfahrung wußte, es vergebens sei; daß er empfahl, daß Mädchen mit längstens 18, junge Leute mit 20, Jahren das andere Geschlecht aussuchen sollten, um schlümmern zu entgehen; daß er dies freilich in Form der Ehe vor sich gehen sehen möchte, die er nicht müde wird, vom allgemeinnützlichen wie poetischen Standpunkt aus als das Höchste zu preisen; daß er aber in ihr nicht das absolut Wesentliche sieht, zumal Hurerei physiologisch ja daselbe sei, und die Ehe, wie er an anderer Stelle sagt, „ein äußerlich leiblich Ding ist, wie andere weltliche Handthierung“; daß ihm vielmehr die Rettung des sexuellen Naturrechts des Menschen gegenüber der entzittlichenden Celibatsforderung des Papstes die Hauptsache bleibt; daß er hier Worte findet, wie sie ein moderner Hygieniker nicht besser stellen könnte; ja, daß er gegenüber diesem höchsten aller Naturrechte selbst das Concubinat für erträglich hält, und damit einen Weitblick offenbart, um den ihn mancher verbürrate Staatsminister von heute beneiden könnte; daß ferner Luther von den nackten Körperformen der Frauen wie von deren physiologischen Zuständen Kenntnisse besaß, wie sie nur durch persönliche Inaugenscheinahme und Erfahrung gewonnen werden konnten; daß schließlich Luther, der einer

freien, gesunden Sinnlichkeit das Wort redet und gebieterisch fordert, daß jeder Mann ein Weib, jedes Weib einen Mann haben müsse, selbst erst im 42. Lebensjahre heiratete, zu einer Zeit, wo die männliche Potenz ihren Kulminationspunkt bereits überschritten hat. —

Ich glaube nicht, daß ein vernünftiger Mensch mich deshalb verurteilen oder nur anklagen wird, wenn ich aus diesen Citaten den induktiven Beweis führe, daß Luther wiederholt außerehelichen Verkehr gepflogen und dies wiederholt eingestanden habe. Denn fast jedes der oben angeführten 20 Zeugnisse ist ein implicite-Beweis für dieses Faktum. Um so mehr, als man doch nicht von Luther erwarten konnte, daß er, wie ein Lebemann, eine Liste jener Frauen anlegen werde, von denen ihm das „größte Glück auf Erden“ geworden war; dies auch nicht deutsche Sitte ist. —

Die folgende Stelle also, wo ihm dieses Geständnis wirklich entschlüpft, ist nur eine Zugabe, sozusagen der letzte Tropfen am Eimer:

In einer Predigt „über den Ehestand“ sagt Luther, von der Keuschheit handelnd: „Es ist eine schändliche Ansehung, ich hab sie wohl erkannt, ich mein zwar, ihr sollt's auch wissen, o ich kenn sie wohl! Dann wenn das Bärnen (Brennen) wird, ich weiß wohl, wie es ist, und die Ansehung kompt, so ist das Aug schon blind Man weiß wohl, daß das jung Fleisch nit Friede hat. Ich hab von mir nit soviel, daß ich mich enthalten kann. Es haben ein Theil ganze Bücher davon geschrieben, auf daß sich einer euthalt; wie es ein solch unsauber Ding sei umb ein Weib und schlamig; aber dies reizt euen mehr an, u. s. w. . .“ (Dr. Martin Luthers vermischte Predigten, herausgegeben von Enders. Frankfurt 1817, pag. 156 ff.) Die Predigt ist aus dem Jahre 1519, sechs Jahre vor seiner Verheiratung. — Ich hoffe, das ist deutlich. —

Soweit das staubige Altenmaterial. Und nun noch ein freies Wort an Herrn Dr. Fey, seinen Anonymus und die Pietisten seines Schlags.

Für Euch ist Luther in erster Linie der kirchliche Reformator, der eine Gruppe dogmatischer Lehrsätze der schwülen, orientalisir-gesärbten Atmosphäre des päpstlichen Hofes entriß, und sie der deutschen Innerlichkeit gemäß ummodelte; der aus dem italienischen Herrgott voll Prunk und Firtlesanz einen deutschen Herrgott voll Liebe und Milde machte. Als solcher kommt er für uns nicht so sehr in Betracht. Was wir an Luther schätzen, ist die Vollkraft seines natürlichen Empfindens, die Wucht seines deutschen Wahrheitsdranges und die Kühnheit, mit der er den angefressenen und versaulten Thron päpstlich-romanischer Sensualitätsherrschaft umstürzte. Luther ist der Rousseau der Religion. Statt den Menschen an erstarre Dogmen anzuschmieden, führte er den Glauben zur Natur zurück. Auf keinem Gebiet hat Luther heftiger gekämpft als auf dem des katholisch-

kirchlichen Cölibatzwangs. Und wie überall, so gab er auch hier an seiner Person, an seinem Empfinden den Maßstab des Erlaubten, des Zulässigen. Es existieren gewiß an die 500 Stellen in Luthers Schriften, die — zwar nicht explicite — aber implicite den Beweis erbringen, daß Luther vor seiner im 42. Lebensjahr erfolgten Verhehlung sexuellen Verkehr unterhalten; daß er es that und unzählige Mal es ausgesprochen, ist für uns eine hohe Garantie der körperlichen und geistigen Gesundheit dieses Typus eines deutschen Mannes; daß er es that trotz aller entgegenstehenden Dogmen, Lehren und Grundsätze der äußerlich ehrbaren, innerlich durch und durch faulen katholischen Kirche, zeigt ihn uns als einen Helden, als einen sittlich starken Helden, der — ebenso wie bei seiner Verhehlung — den Mut hatte, das, was er lehrte, mit der That zu beweisen; der eben wegen dieser außerordentlichen psychischen und körperlichen Gesundheit, und des Mutes, auf ihr zu pochen, und auf Grund derselben sein Naturrecht zu fordern, uns geradezu als moderner Mensch erscheint, dessen auf dieses Kapitel bezügliche Aussprüche uns ein ungeheures Vertrauen in die Gesundheit auch seiner übrigen Thesen und Lehren, in sein ganzes Auftreten, einflößen. —

Daß Luther, seinem heftigen Naturell entsprechend und um der „stummen Sünde“ zu entgehen, that, was jeder andere gesunde Mann in diesem Fall ebenfalls thut, und den außerehelichen Verkehr aussuchte, das ist nicht verwunderlich. Verwunderlich ist, daß die moderne protestantische Theologie sich daran anklammert, und davon die welterschütternde Wirkung dieses unvergleichlichen Mannes abhängig sein läßt, anstatt diesen Punkt ganz fallen zu lassen. Luther würde dieser zimperlichen Pietisten lachen, wenn er sie hören könnte; ihrer, die von ihm nichts haben als das halbseidene Chorbemd; aber von seinem Herzen, seinem Fleisch, seinem gewaltigen Gedankengang und seiner unvergleichlichen Natürlichkeit keine Ahnung haben, geschweige sie selbst besitzen. Daß Ihr Pietisten es als etwas Naturwidriges, Niedriges und Gemeines auffaßt, wenn ein junger Mensch — heiße er Luther oder Goethe — in dem stürmischen Aufwallen seiner Frühlingszeit sich zum andern Geschlecht hinwendet; daß Ihr dieses ursprünglich reine, voll der höchsten Ideale pulsierende Empfinden mit dem Schmutz Eurer konstruirten Ehe, Eurer legalisirten Brunst, befleckt habt; daß Ihr das höchste Entzücken des Menschen mit dem Meltau Eures pietistischen Verfündigungs-Wahnsinns bedeckt und vergiftet habt, das ist das Merkwürdige und Verwunderliche. —

Schon einmal hat Euch Euer blinder, doktrinärer Starrsinn in eine schlimme Situation gebracht: Nach den neuesten Forschungen scheint es nicht mehr zweifelhaft, daß der mit apoplektischem Habitus auffallend behaftete

deutsche Reformator, der einem guten Trunk gern zugethan war, am Morgen des 18. Februar 1546, nachdem er noch am Abend im Freundeskreise in heiterster Stimmung gewesen, unter den Anzeichen der Erstickung tot im Bett gefunden wurde. Da dies im Verein mit dem gedunsenen, blauunterlaufenen Gesicht für die damalige abergläubige Welt soviel bedeuten konnte, als daß der Teufel Luthern den Kragen herumgedreht habe, und diese Deutung auf feindlicher, katholischer Seite sicher zu erwarten war, so verfaßten die 3 Prediger aus seiner Umgebung Aurifaber, Jonas und Coelius in bester Absicht einen lügenhaften Bericht, wonach Luther in feierlichem Bekenntnis auf seine Lehre gestorben sei. — Und heute müssen wir es uns gefallen lassen, daß von gegnerischer Seite der Spieß umgedreht wird, und uns von den Katholiken vordociert wird: Luther sei nicht nur nicht im Bekenntnis auf seine Lehre gestorben, und auch nicht plötzlich am Schlagfluß, sondern habe Selbstmord begangen, und der Teufel habe ihm wirklich das Genick herumgedreht. (Paul Majumke, Luthers Lebensende. 4. Aufl. Mainz 1890.) Worauf wieder die Protestanten — die kein gutes historisches Gewissen haben — Zetermordioh schrieten: als ob Luther nicht Luther wäre selbst für den Fall, daß er mit Selbstmord geendet hätte, was gänzlich unbewiesen ist; ja selbst für den Fall, daß ihn der Teufel geholt hätte, was noch weniger bewiesen ist. — So sicher Rousseau Rousseau war, auch wenn er selbst Hand an sich gelegt hat, was eine etwas besser gegründete Annahme ist. —

Und so treibt Ihr's auch heute noch. Nur habt Ihr Euch seit 1546 in die herzensöde Sippe der Pietisten verwandelt. Wie die adligen Klubs jetzt gegen Harnack zetern: Wenn Christus nicht vom heiligen Geiße aus Maria der Jungfrau geboren ist, sind wir und die christliche Religion nichts; — so ruft Ihr: Wenn Luther außerehelichen Verkehr gehabt, dann ist die Reformation nichts. — Nein! Christus war trotz menschlicher Abkunft, ja selbst, wenn jene alte von jüdischer Seite erfundene Märe wahr wäre, daß er der außereheliche Sohn eines römischen Soldaten gewesen, erst recht Christus. Und Luther war, auch wenn er, wie es zweifellos ist, vor seiner Ehe im 42. Lebensjahre der Frauen Gunst erfahren, erst recht Luther.

Und Ihr? Was seid Ihr? — Ein kurzfristiges, dünngeistiges, glashartes Geschlecht! Ihr seid nicht mehr die Speyrer Protestanten, die Wormser Verteidiger, die Augsburger Bekenner, sondern ein schwaches Epigonengeschlecht in Halbseide und Bässchen. —



Karl Stauffer-Bern.*)

Don Maurice Reinhold v. Stern.

(Zürich.)

Der Rektor Weitbrecht hat es zwar (in der „Neuen Zürcher Zeitung“) strengstens unterjagt, etwas über dieses Buch zu schreiben, da es pietätlos sei, Privatangelegenheiten Verstorbener an das Tageslicht zu zerren. Ich kann mich mit dieser Art „Pietät“, welche einem Wähenstuben-Philister wohl anstehen mag, leider nicht befreunden und bin so fegeerisch, zu behaupten, daß die Schicksale eines großen Künstlers überhaupt keine Privatangelegenheit à la Hinz oder Kunz, sondern im weitesten Sinne des Wortes eine öffentliche Angelegenheit sind. Das gilt natürlich erst recht, wo ein groß angelegtes Künstlerleben gewaltsam vernichtet worden ist. Es ist nichts anderes als das Bewußtsein höchster Verantwortlichkeit, was Otto Brahm die Feder in die Hand gedrückt hat und was auch mich dazu antreibt, frei und ohne Menschenfurcht von diesem Buche zu reden. Meine Ehrfurcht vor der Kunst, welche ein heiliges Geschenk Gottes ist, läßt alle kleinlichen Rücksichten zurücktreten.

Dieses Buch ist eine zermalmende, aber auch eine erhebende Tragödie; Warnung, Mahnung und Belehrung zugleich, predigt es die Notwendigkeit der Achtung des Sittengesetzes, aber auch gebieterisch der Achtung des Rechtes der Persönlichkeit. Es ist eine ganze Kette von Irrtum, Brutalität und Schuld, was das tragische Schicksal Karl Stauffers nach sich gezogen hat, und was die Schuld betrifft, so reicht sie über die direkt beteiligten Personen hinaus und bis in die Vergangenheit zurück. Stauffers Schuld ist zwar die am offensten zutage tretende, aber deswegen für einen ernsten Beurteiler noch lange nicht die schwerste und vor allem nicht die primäre. Was Stauffer zum Falle prädisponierte, war augenscheinlich weniger ein Charakterfehler, als jenes unselige Erbe des Blutes, welches zwar eine unerläßliche Vorbedingung des Künstlerischen, aber unglückseliger Weise auch eine furchtbare Gefahr für das sittliche Verhalten ist. Es ist eine phillistrische Gedankenlosigkeit, die Natur der Anlage und des Temperamentes bei der Beurteilung eines Menschen außer acht zu lassen. So sicher, als die Tugend eines temperamentlosen Philisters niedrig zu veranschlagen ist, ebenso sicher darf man den sittlichen Kampf und Sieg einer leidenschaftlichen

*) Karl Stauffer-Bern. Sein Leben. Seine Briefe. Seine Gedichte. Dargestellt von Otto Brahm. Nebst einem Selbstporträt des Künstlers und einem Brief von Gustav Freytag. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. 1892.

Künstlernatur als den großartigsten Triumph des Sittlichen im Menschen betrachten.

An sich betrachtet, erscheint das Verhalten Stauffers auf den ersten Blick unverantwortlich. Die mannigfachen ihm erwiesenen Wohlthaten lohnt er damit, daß er das Weib des Wohlthäters zum Ehebruch verleitet. Aber hier kann nicht nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, daß es die liebende Anteilnahme dieses Weibes an der Person Stauffers war, was die Gewährung und Annahme jener Wohlthaten bewirkte. Aus den Briefen geht klar hervor, daß hier jahrelang das heimliche Feuer einer zwar von dem Gesetz verbotenen, aber dennoch durch die heiligsten und reinsten Gefühle geweihten Liebe genährt worden ist. Auf der einen Seite das menschlich schöne und natürliche Bestreben der Frau, dem Geliebten ihres Herzens die Bahn zu den höchsten Zielen in der Kunst zu ebnen, auf der anderen Seite der rastlose und von Erfolg gekrönte Eifer des Mannes, das Vertrauen der Geliebten durch die That zu rechtfertigen. Der ganze von Otto Brahm veröffentlichte Briefwechsel der Beiden ist ein schönes und rührendes Dokument einer durch den gemeinsamen Sinn für das Ideale geadelten Leidenschaft.

Außere Umstände, welche zum Theil offenbar nicht einmal von Stauffer heraufbeschworen worden waren, besiegelten den Ehebruch. Unter gewöhnlichen Verhältnissen hätte derselbe im schlimmsten Falle eine Scheidungsklage zur Folge gehabt. Dem betrogenen Gatten wäre gesetzliche Satisfaktion zu teil geworden, sofern er es nicht vorgezogen hätte, sich auf ritterliche Art Genugthuung zu verschaffen, — und die Liebenden wären zwar der öffentlichen Achtung preisgegeben worden, aber sie hätten es immerhin noch in der Hand gehabt, durch treues Zueinanderhalten, durch ein Leben der Arbeit und des Ernstes ihren Fehltritt zu sühnen. Der Ehebruch ist zwar ein Verbrechen, aber nicht gerade ein todeswürdiges. Hat doch selbst unser Herr Jesus Christus der Ehebrecherin verziehen, unter der Bedingung, daß sie nicht mehr sündige! —

Aber „höhere“, d. h. mächtigere Interessen gaben den Ausschlag. Anstatt den gesetzlichen Weg einzuschlagen, hat man es vorgezogen, das Leben zweier hochbegabter, seltener Menschen durch Mittel der Intrigue zu vernichten. Die Art und Weise, wie man Stauffer durch das Irrenhaus und Gefängnis in den Tod gehehrt hat, ist ein europäischer Skandal, ein Hohn auf die Bildung, Humanität und Kunstliebe unseres Jahrhunderts. Die Zukunft wird nicht verfehlen, diese Barbarei für ewige Zeiten zu brandmarken, und neben dem Namen Karl Stauffer wird die Kunstgeschichte mit Abscheu einen anderen nennen. Das unerbittliche Fatum, welches vor den Fäden der Diplomatie nicht zurückweicht, hat übrigens in nicht mißzuverstehen-

der Weise durch den Mund eines souveränen Volkes bereits gesprochen, — und Volkes Stimme, Gottes Stimme!

Das größte Unrecht hat hier nicht der Mann, sondern das Weib begangen: Alles hätte noch gut werden können, wenn daselbe sich nicht dazu hätte verführen lassen, zur Rettung seiner Ehre vor der Welt den Geliebten und mit ihm das eigene Herz zu verleugnen. Das war eine schwere Verfündigung gegen den heiligen Geist der Liebe und Treue, der allein die Liebenden noch hätte retten können. Alles, nur nicht sich selbst verraten, denn Treue gegen sich selbst ist ein so köstlich Ding, daß es siebenundsiebenzig Sünden löschet. Nun, wir wollen mit der unglückseligen Frau nicht rechten; sie hat gebüßt durch ihren Tod und hat alles gut gemacht dadurch, daß sie noch im Sterben die Ehre des toten Geliebten rettete.

Denn eine glänzende Ehrenrettung Stauffers sind seine von Otto Brahm veröffentlichten Briefe an die Geliebte! Für jeden unbefangenen Beurteiler unterliegt es nicht mehr dem mindesten Zweifel, daß Stauffer sich nur im Wahnsinn mit Schuld beladen hat. Ein höherer Richter wird die beiden Verirrten, davon bin ich fest überzeugt, milder beurteilen, als Diejenigen, die sie in den Tod gehetzt haben.

Aber nicht nur ist das Brahm'sche Buch eminent verdienstvoll als Ehrenrettung eines hervorragenden schweizerischen Künstlers, sondern es hat auch eminenten kunsthistorischen Wert. Stauffers Briefe aus Italien sind eine reiche Fundgrube ästhetischer Belehrung und es wäre ein Kapitalverbrechen gewesen, sie der Welt zu unterschlagen. Meine Raumverhältnisse erlauben es mir leider nicht, schon heute auf den ästhetischen Inhalt dieser Briefe einzugehen. Sie sind nicht nur tiefgründig geistreich geschrieben, sondern sie bergen in sich ein ganzes ästhetisches Programm, welches vielleicht die Elemente der Regeneration der modernen Kunst enthält. Gleich weit entfernt von idealistischer Verklärungsucht wie von einseitiger Wirklichkeitsmeierei, verrät Stauffer jenen entschiedenen Zug zum Großen und über alle Wirklichkeit hinaus Wahren, der uns in die antike Welt zurückversetzt. Er verachtet, wie er sich selbst ausdrückt, den „Nebensachennaturalismus“ und fordert dafür den „Naturalismus der großen Erscheinung“. Darin hat er unstreitig recht. Die Kunst hat nicht nur die Aufgabe, eine Wirklichkeit, sondern in der Wirklichkeit auch eine Wahrheit zu geben. Je mehr dieselbe eine Wahrheit im höheren Sinne ist, umso weniger fällt sie mit der Wirklichkeit vollkommen zusammen. Dem Naturalismus fehlt es nicht an Wirklichkeitsinn, sondern an dem Sinn für Wahrheit, welcher die Seele der Kunst und des Lebens ist.

Aber nicht nur sind Stauffers Rom-Briefe außerordentlich belehrend für den Künstler und Kunstfreund, sondern sie legen auch ein beredtes

Zeugnis dafür ab, daß der Schreiber selbst ein echter Künstler war. Das bezeugt zunächst die edle, knappe, individuelle Ausdrucksweise, das bezeugt vor allem die wahrhaft rührende Bescheidenheit des Mannes überall da, wo es sich um rein sachliche Fragen der Kunst handelt. Diese Bescheidenheit der Objektivität und Liebe zur Sache pflegt eine der sichersten Garantien wahrer Künstlerschaft zu sein, ebenso wie die neidlose Anerkennung fremden Künstlerwertes, die sich bei Stauffer in erfreulicher Weise vorfindet. Ich erinnere hier nur an die enthusiastische Anerkennung Böcklins (Seite 119 und 120), mit welchem verglichen er sich, wie er überbescheiden behauptet, wie ein gutes preußisches Ordonnanzpferd einem Pegasus gegenüber annimmt. Dieselbe neidlose naive Anerkennung finden wir auf Seite 197 und ff., wo es von Klinger handelt. Überall begegnen wir dem feinsten und selbständigsten Urteil in Fragen der Kunst, und selbst der nicht selten zutage tretende Egoismus berührt nicht unangenehm; denn es ist der naive Egoismus des echten Künstlers, welcher ganz von seiner Kunst erfüllt ist.

Nachfolgende Stilprobe mag für den Schriftsteller Stauffer sprechen:

„Ein Mensch, der sich innerhalb seines Berufes und Ideenzirkels bewegt, wirkt immer proportioniert und natürlich und gibt zum Lachen nicht mehr Anlaß als der größte Geistesheld; nur wenn er für etwas anderes gelten will, als er wirklich ist, jagen seine Schellen an zu klingeln. So z. B. ein Parvenu ist an und für sich nichts weniger als etwas Komisches, erst die Eitelkeit macht ihn zum Narren. Eine der weitverbreitetsten Narrheiten hat aber entschieden die Langweile zur Welt gebracht, ich meine die, mit dem Reifebuche in der Hand den Kunstwerken der ganzen Welt nachzulaufen und davor Begeisterung oder gar Verständnis zu heucheln. Gewiß nicht vielen offenbart sich so rücksichtslos ein Teil der menschlichen Tragikomödie wie einem Künstler, der das reisende Publikum in den italienischen Sammlungen beobachtet. Unserer plagt sich sein ganzes Leben, zum Verständnis der Kunstwerke durchzudringen, nähert sich ihnen nur völlig gefammelt und in bester Stimmung und ist gezwungen, jedesmal Zeuge zu sein, wie vor jedem Kunstwerk die Komödie wieder losgeht: keiner, der der Pumme sein will, der weniger sieht oder empfindet als die andern, gerade wie bei Kaisers neuen Kleidern in Grimms Märchen. — Daß nicht alle Leute gleichmäßig empfinden und daß dem Einen ein Uhl, was dem Andern ein Nachtigall ist, erklärt sich hinlänglich aus der Verschiedenheit der Beschäftigung eines jeden, und niemand braucht sich deshalb zu genieren. Einem Berner Wehger ist der Ostermontags-Ochse, was mir z. B. der David von Donatello u. s. w., jeder secondo gusto, nur keine Affektion und keine Phrasen.“

Hat mich der Schriftsteller Stauffer gefesselt, so hat mich der Dichter Stauffer geradezu tief erschüttert, gleichmäßig den Menschen und den Dichter. Aus tiefstem Seelenweh heraus geboren, geschrieben im Gefängnis und im Irrenhause, sind Stauffers Gedichte so ziemlich das Unmittelbarste, was die moderne Lyrik überhaupt geschaffen hat. Das müssen gottvergessene Dichthäuter sein, welche durch diese schmerzgefättigte Poesie nicht bis in das Innerste ergriffen werden! Man höre:

„Und stirbst Du hin in Deines Wahnsinns Graus
So bau ich Dir ein schönes Totenhäus
Auf einem Berge in dem dunkeln Hain
Ich will im Tode auch noch bei Dir sein.

Und einen schönen Marmorarkophag
Den stell ich in den roten Rosenhag;
Und steigt der Mond am Berge still empor
Dann schwebst Du aus dem kühlen Grab hervor.

Und küssest mir das Herze lang und leis
Und von der Stirn den kalten Todesschweiß.
Und steigest wieder in Dein kühles Grab —
Doch sieh! Der schwere Stein, er ist gespalten

Und durch den engen Riß mit Sturmgewalten
Dringen der Liebe und der Kunst Gestalten!“

Ober:

„Und auf dem Berge an dem See
Sahst Du mir in die Augen
Und wo ich bin und wo ich geh
Im Thale oder auf der Höh’,
Die Welt will nimmer mir taugen;

Du hast gefangen die Geister mein
Und eingesperrt im Herzen.
O gib mir wieder die Geisterschaar
Damit ich werde was ich war
Ein Knabe mit frischen Augen.“

Bedenkt man, daß Stauffer mit seiner Freiheit und Gesundheit durch die furchtbare Katastrophe auch sein Talent verloren hatte, das Einzige, was ihm bis zum Verrat der Geliebten geblieben war, so wird man den Angstschrei in dem obigen Gedicht verstehen. Armer, verlassener und ver-ratener Mensch, mit dem Glauben an die Geliebte brach auch der Glaube an Dich selbst!

Zuweilen bäumt sich die Wut in dem Gefolterten auf:

„Ein Knäblein hat verloren
Feind Lieb so weiß und rot
Es geht ihm in den Ohren
Ihr Schrei und Todesnot.

Wart Lieb ich will Dich rächen
An Deinem Hentherpad
Und auf den Esel schlagen
Und nicht auf seinen Sad.“

Es gereicht mir zur Genugthuung, daß dieses Wort zur Wahrheit geworden ist. —

Ergreifend ist auch das folgende Gedicht:

„O Mutter laß es endlich, laß das Weinen!
Der Vater starb, doch ließ er mir den reinen
Den stolzen Sinn für Wahrheit und den feinen
Zur Lust und Leid und Klang. Siehst Du den kleinen
Lichtschimmer leuchten über den Gebeinen?

Es regt und webt, es trägt es schwebt, es lebet.
Es ist der Vater! — Sieh es winkt herüber
O bleibe bei uns! ach es geht vorüber. —

Der Kirchhof still in seinem Dämmer webet
Und Ruh und Todesfrieden weht darüber.
Doch in der Seele, Seele wird es trüber.

Leb wohl o Vater. Laß das Weinen Mutter.“

Mehr als subjektives Interesse bieten die nachfolgenden drei Gedichte:

„Lyrischer Dichter Herzen und Sachen
Mit ihren Seufzern und Weh und Achen —
Die Liebe ohne Lendenkraft
Hat nimmer mit Genuß verschafft. —
Zudem ist die Lyrik gar kein Retier
Wie ich an meiner eigenen seh
Sie kommt wie die Liebe und redet in Zungen
Küßt Dir den Mund, ist fortgesprungen!“

Sempre avanti!

„Und was ich seh und was ich dent und fühle
Das will sich mir zur Form, zur Form gestalten,
Mir ist als ob mich höhere Gewalten
Gerissen hätten aus dem Weltgewühle.

Und mitten zwischen zwei charmante Stühle
Plazier' ich Euch ihr Jungen und ihr Alten
Und gebet acht, denn nimmer wird ertalten
Das Feuer, was ich in dem Blute fühle.

So höret denn: Von Eurer Thorheit Schellen
Wir lange schon die Hornesadern schwellen.
Vom Juden bis herab zum Künstler

Seid Ihr doch meistens eitle Günstler.
Der Wald ist alt, man muß ihn nächstens fällen
Und neuen pflanzen an die alten Stellen.“

„Mit der Reime Klingelei
Tropen und Metaphern
Affonanz Allitorei,
Bleibt ihr dennoch Kaffern. —

Riesel's nicht vom Berg zu Thal
Die das Gletscherbächlein
Schmedt das Wasser, schmedt es schaal
Nach den sieben Schlein.“

Karl Stauffer ist nicht mehr; aber sein ernstes, ehrliches Wollen, sein Leiden und sein tragischer Untergang werden nicht fruchtlos bleiben, namentlich nicht für die Entwicklung der ästhetischen Volksbildung in der Schweiz. Otto Brahm aber gebührt für die Mannesthat der Herausgabe dieses Buches der Dank jedes fühlenden Menschen und vorab jedes Künstlers. In der Person Stauffers sind wir alle verletzt worden; seine Ehrenrettung durch Brahm ist eine Satisfaktion für uns Alle.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Carl Vieibtreus geschichtliches Schauspiel, in Berlin „Schicksal“, in Bremen „Napoleons Anfang“ (am zutreffendsten) und in München, wie es heißt, endgültig „Napoleon Bonaparte“ getauft (um auch im Titel sich als Seitenstück zu Heigels „Josephine Bonaparte“ auf dem Poffartschen Virtuosenpielplan zu kennzeichnen), hatte bei seiner hiesigen Erstaufführung im Hoftheater einen starken Erfolg.

Heid Napoleon wird bekanntlich in diesem Stück nicht bis zum Ende seiner weltgeschichtlichen Laufbahn vorgeführt. Der Dichter behandelt nur jenen Abschnitt, der zwischen dem Ausstehen des verabschiedeten Brigadegenerals in einer stürmischen Konventssitzung und seiner siegreichen Rückkehr aus Italien liegt, einschließlich seiner Bekanntschaft und überstürzten Vermählung mit Josephine Beauharnais, der einflußreichen Freundin des Konventspräsidenten Barras.

Es ist also eine Scenenreihe aus dem genialen Ausfluge des gewaltigen wälschen Strebers und abenteuernden Emporkömmlings. Die erste Hälfte ist reich an wirkungsvollen Ausritten in fester dramatischer Geschlossenheit, während die andere Hälfte sich mehr zerplittert in Kleinlichem und Feuilletonistischem, so daß nur die Ausstattungs-kunst mit allerlei militärischem Bumbum einen effektvollen Abschluß im Stile der älteren französischen Militärdramen herbeizuführen vermochte.

Der Verfall nach dem zweiten Akt war deshalb auch reich und echter, als das Klatschen und die Hervorrufe nach den übrigen Akten. Der Dichter mußte wiederholt vor der Rampe erscheinen. Das Haus war dicht besetzt, auch bei den folgenden Vorstellungen.

Alein nicht bloß seinem an sich ganz gewiß sehr interessanten Stücke hatte Vieibtreu in München den lebhaften Erfolg zu verdanken, sondern auch der eigentümlichen Fügung, welche die Erstaufführung des napoleonischen Schauspiels zeitlich mit der einem Sturze gleichenden plötzlichen Beurteilung des Generalintendanten v. Verfall und der Ernennung des erst seit einigen Monaten dem Schauspielerverbände der königlichen Hofbühne wieder angehörenden Herrn Poffart zum Intendanten-Stellvertreter zusammenfallen ließ.

Am Mittag wurde der Personenwechsel (der auch einen künstlerisch-ökonomischen Systemwechsel in der Leitung des Schauspiels und der Oper bedeuten soll) bekannt, und am Abend spielte Poffart als jugendlicher Napoleon dem Publikum die glänzend gelungene, sieggekürzte Emporkömmlingskomödie vor.

Eine große Zahl von Äußerungen und Redewendungen im Stücke wirkten geradezu wie ausgesuchte Anspielungen auf aktuelle Zustände, so daß jedesmal ein doppeldeutiges Weisälsagemurmeln durch das vollbesetzte Haus ging, wenn ein Dialogwort Napoleon-Poffarts die neue Situation besonders scharf traf.

Es wirkte wie eine Komödie in der Komödie, wenn z. B. Napoleon-Poffart überlegen ironisch bemerkte: „Man sieht es ja, ich sinke von Stufe zu Stufe“, oder wenn er sich Talleyrand gegenüber großsprecherisch aufstülpste und sich rühmte, daß er gar nicht daran denke, mit der errungenen Stellung sich zu begnügen, daß er es noch un-

endlich viel weiter bringen wolle, und Talleyrand bissig einfiel: „Ja, bis zum König von Jerusalem.“

Kurz, die Geschichte machte sich unter den sich geschaffenen Verhältnissen wie ein übermühtig geistreicher III des Herrn Poffart auf die Ereignisse hinter den Coulissen, eine Pikanterie des Zufalls, die dem Bleibtreuschon „Napoleon“ bei dem großen standaliebenden Haufen natürlich sehr zu statten kommen mußte. Feinere Liebhaber der Kunst mußten diesen Zufall, von dem einige behaupten, er sei Poffartsche Berechnung gewesen, im Interesse der Dichtung bedauern. Denn eine solche Vermischung des Dichterischen mit dem Komödiantischen ist nicht nach jedermanns Geschmack.

Gespielt wurde von allen Seiten sehr wader. Eigentlich jugendlich gab Poffart den Napoleon nicht. Poffart ist zu beleibt und seine Stimme entbehrt der Frische und Natürlichkeit für einen 27 jährigen militärischen Helden von süßlicher Fertigkeit, der einem begabten jungen Schauspieler von schlanker, zierlicher Gestalt besser liegen müßte, als einem altroutinierten Charakterspieler in den Fünßzigern. Auch weiß Poffart die verhaltene Leidenschaftlichkeit des Korps nicht darzustellen. Am besten gelangen ihm die kaltironischen und die explosiven Auftritte.



Dokumente zur Theatergeschichte.

Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ schreiben über den am 10. Januar 1892 eingeleiteten Personen- und Systemwechsel in der obersten Leitung des ersten Kunstinstituts des bayerischen Königreichs und der Hauptstadt München:

„Die Generalintendanten der k. Hoftheater. Wir geben lediglich die in allen eingeweihten Kreisen der Residenzstadt herrschende Stimmung wieder, wenn wir das Bedauern und Befremden zunächst über die Art aussprechen, welche gewählt wurde, um Herrn v. Perfall von der Leitung der k. Hofbühnen zu verabschieden. Wir haben uns niemals geheut, bedenklischen, vielleicht nebenbei durch finanzielle und andere Rücksichten mit bedingten Maßnahmen des Herrn v. Perfall entgegenzutreten. Will man aber dem fünfundzwanzigjährigen Wirken dieses Mannes gerecht werden, so muß man den ganzen langen Zeitraum seiner Thätigkeit ins Auge fassen und anerkennen, daß er sich einen weit über das Reichthum Münchens hinaus reichenden bedeutenden Ruf in der Theaterwelt und das Recht auf rücksichtsvolle Behandlung erworben hat. Die überraschende Wendung, welche in der Leitung der Münchener Hofbühnen eingetreten ist, wird daher schon mit Rücksicht auf den Namen des Herrn v. Perfall auch auswärts großes Aufsehen machen. Die allgemeine Verwunderung wird gesteigert, wenn man sich der ungünstigen finanziellen Verhältnisse erinnert, welche seit dem Hinscheiden König Ludwigs II. der Hoftheaterleitung auferlegt waren. Als am 10. November 1892 Herr v. Perfall angesichts seines Jubiläums seinen Posten zur allerhöchsten Verfügung stellte, wurde ihm durch den Hofrat Ritter v. Klug (seinen früheren Untergebenen!) der mündliche Bescheid, „daß Alles beim Alten bleiben solle“. Der Jubilar durfte daher wohl annehmen, daß man ihn mindestens bis zu seinem 70. Geburtstag (Januar 1894) in seiner Stellung belassen wolle, um ihn, in Anbetracht seiner Verdienste, der mit diesem Alter vernünftigen Begünstigungen theilhaftig werden zu lassen. Wie in eingeweihten Kreisen allgemein versichert wird, wurde dagegen Herr v. Perfall Samstag den 7. Januar durch den Hofmarschall v. Wallen (!) genötigt, um eine halbjährige Beurlaubung „aus Gesundheitsrücksichten“ einzukommen: Herr v. Perfall soll diesem Befehle nachgekommen sein, indem er das

Gesuch durch die „Aufregungen der letzten Zeit“ motivierte. In dem vom Kultusminister v. Müller (!) verfaßten Allerhöchsten Erlaß vom vorigen Dienstag den 10. Januar wurde das Gesuch des Herrn v. Perfall wegen seines „leidenden Gesundheitszustandes bewilligt“. Wir geben, wie gesagt, nur der öffentlichen Stimmung Ausdruck, wenn wir den, trotz unserer häufigen Gegnerschaft müssen wir es sagen, verdienten Leiter der kgl. Hofbühnen der Sympathie der Wohlmeinenden versichern. Denn allerdings scheint die Veranlassung zu seinem unfreiwilligen Urlaubsgesuch eine tieferliegende zu sein, scheint es sich um die definitive Ersetzung des Herrn v. Perfall durch Herrn Poffart zu handeln. Dieser Wechsel ist von prinzipieller Wichtigkeit, einmal wegen der Persönlichkeit und der künstlerischen Stellung des Berufenen, anderseits wegen dessen stattbekannten Beziehungen zu Herrn Hofrat v. Klug. Wir wollen uns heute, wo es sich zunächst um eine Sympathiebezeugung für Herrn v. Perfall handelt, über die große und prinzipielle Tragweite dieses Wechsels der Personen noch nicht eingehend aussprechen und nur andeuten, daß wir von dem Rechte, in dieser öffentlichen Angelegenheit der öffentlichen Meinung Ausdruck zu geben, Gebrauch zu machen uns verpflichtet fühlen. München hat allen Anlaß, die Augen aufzuthun und zur Wahrung seines künstlerischen Ranges gegen die engherzigen Pläne einer kurz-sichtigen Finanz- und Interessenpolitik Stellung zu nehmen. Es liegt etwas wie Gewitterschwüle in der winterlichen Atmosphäre unserer guten Stadt. Und es ist ein eigentümliches Verhängnis, daß in dieser, ohnehin mit politischen und sozialen Währungen gefahrdrohenden Zeit, durch eine kleine Zahl seit 1886 zielbewußt und rücksichtslos in den Vordergrund getretener Männer immer häufiger und immer deutlicher, ja in greifbarer Weise der mahnende Schatten des unglücklichsten Königs herausbeschworen wird. Ein Verhängnis nicht bloß für die herzoglichen Beziehungen zwischen dem Volke und dem Regenten! —“

Wie bekannt, war der jetzige Geh. Hofrat Ritter v. Klug bis zum Jahre 1885 als einfacher Herr Klug Hauptassistent im Hoftheater. Aus dieser Stellung wurde er als Kabinettssekretär in den Dienst des Königs Ludwig II. berufen. Unter seiner Mitwirkung fanden die letzten finanziellen Transaktionen des bedrängten Königs statt. So begann also Klug seine Hauptrolle, die ihn zu der heutigen machtvollen Stellung am bayerischen Hofe brachte, unmittelbar vor und nach der Königskatastrophe. Poffart ist sein Antimus aus alter Zeit. Beide sind von jeher dem Herrn von Perfall wenig geneigt gewesen.

Seit Jahren schon hat nicht mehr der Generalintendant v. Perfall als dienstlich hierzu berufene Hofcharge dem Prinzregenten in Theaterangelegenheiten regelmäßig Vortrag gehalten, sondern dies wurde seltsamerweise bejorgt von dem mit Geschäften überlasteten Geh. Hofrat v. Klug, Hofssekretär, Vorstand der I. Hofkasse, Administrator des Privatvermögens des Prinzregenten und des Familienfidelskommisses Königs Ludwig I.

* * *

In einem Artikel „Der Fall Perfall — nur ein Symptom“ schreiben die „Münchener Neuesten Nachrichten“:

„In einem Teil der bayerischen Presse werden die „Münchener Neuesten Nachrichten“ wegen der von ihnen gebrachten Mitteilungen über den „Fall Perfall“, und über das, was sich daran knüpfte, in der heftigsten Weise angegriffen. So weit diese Anzuspaltungen sich auf dem Boden persönlicher Verdächtigungen und Schmähungen bewegen, können wir sie mit der stillschweigenden Verachtung, die ihnen gebührt, über-

gehen. Sachlich wissen alle diese Angriffe gegen uns, die nach Stil wie Inhalt auf eine leicht kenntliche, gemeinschaftliche Quelle deuten, immer nur das Eine bejubeln, daß unsere Ausführungen ihre Spitze gegen Se. I. Hoheit den Prinz-Regenten richteten und sich aus dem Boden persönlichen Klatsches bewegten. Wir haben darauf zu erwidern, daß wir die prinzipiellen Gesichtspunkte, welche uns bei unserm Vorgehen leiteten, bereits zu Beginn unserer Aktion dargelegt haben. Es handelt sich für uns nicht um persönliche Gegnerschaft gegen einzelne Männer, noch viel weniger aber selbstverständlich um Angriffe gegen den Regenten; sondern es handelt sich für uns darum, Mißstände aufzudecken, deren Beseitigung gerade im Interesse der Krone, und mithin im Interesse des ganzen Landes gelegen ist.

Für diese Mißstände aber ist der „Fall Perfall“ von ungewöhnlich drastischer symptomatischer Bedeutung. Wenn es geschehen kann, daß in einem wichtigen Hofamte, das für die künstlerischen wie wirtschaftlichen Interessen der Landeshauptstadt und damit auch des ganzen Staates von höchster Bedeutung ist, durch Jahre hindurch nicht der verantwortliche Leiter, sondern irgend eine nicht an die Öffentlichkeit tretende Zwischenpersönlichkeit die entscheidende Rolle spielt, und daß der verdienstvolle Leiter dieses Hofamtes schließlich in einer Weise und unter Umständen vom Amte gedrückt wird, welche allgemeines Staunen und Kopfschütteln hervorgerufen haben, so ist es die Pflicht der Männer, welche es mit den Interessen der Allgemeinheit ernst meinen, und vor allem der Presse, dagegen Stellung zu nehmen. Das haben wir gethan.

Schon das, was wir bisher über die Art der Beurteilung des Herrn v. Perfall und die Beziehungen des Herrn Poffart zu Herrn Geh. Rat v. Klug gebracht, dürfte genügen, um dreierlei vollständig klarzustellen:

Erstens, daß in der Verwaltung wichtiger Hofämter, deren Ressort auch das öffentliche Interesse ganz direkt berührt, eine sehr bedauerliche Unsicherheit eingegriffen ist;

Zweitens, daß bei den nahen Beziehungen zwischen Hof und Staat diese Unsicherheit doppelt schwer auch auf dem Staatsbeamtenkörper lastet, weil gewissen Hofbeamten durch ihren direkten Verkehr mit dem Staatsoberhaupt, von der unverhältnismäßig reicheren Ausstattung mit Gnadenzeichen abgesehen, eine Art von Präponderanz zu teil wird;

Drittens, daß das Publikum — wir denken hier immer an den braven Steuerzahler und ehrlichen Patriot — wohl berechtigt ist, den Fall Klug-Poffart ein Symptom für jene Unsicherheit und die daraus sich ergebenden Konsequenzen anzusehen.

Um die letzteren zu illustrieren, haben wir notgedrungen auf ein Privatverhältnis — den gemeinsamen Willensbiss der genannten Herren und seine „Entfesselung“ — hinweisen müssen. Leider müssen wir die Besichtigung aussprechen, daß dies nicht die erste und letzte Illustration der Art bleiben wird. Aber, wie wir schon früher bemerkt haben: sogar der geringste Anschein solcher „Wadenhaftigkeit“ sollte vermieden werden, da schon durch die Möglichkeit der üblen Auslegung die öffentliche Meinung gekränkt, das Vertrauen untergraben und selbst der „Schein“ des bösen Weispiels von hundert geschäftigen Seelen — eskomptiert wird.

Leider ist es nun eine mit der Natur des Menschen nicht zu vereinbarende Zumutung, daß man die Übung jener vertrauenerweckenden Zurückhaltung lediglich als Ausfluß angeborener Beamtentugend von dem Einzelnen erwarte. Wäre Hr. v. Klug durch eine genaue Abgrenzung und Kontrolle seines Wirkungskreises verhindert gewesen, direkt in die Kompetenzen der höchsten verantwortlichen Hofchargen einzugreifen, und sich hierbei der Unterstützung einer höheren Hofcharge und eines außerhat

des Hofdienstes stehenden hohen Staatsbeamten zu erfreuen, so wäre ihm sowohl wie seinen Vorder- und Hintermännern die Erfahrung der letzten Tage vielleicht erspart geblieben.

Aber wir wiederholen es: die Affaire Perfall-Klug-Poffart ist nur ein Symptom für eine, von Jahr zu Jahr mehr sich festsetzende und um sich greifende Gespinntheit, zufällige Konstellationen der Günst und des Einflusses zur Bejeltigung alter Schutzwehren und alter Grundsätze zu benutzen. Wir bekämpfen prinzipiell nicht eine einzelne Person, sondern ein System; die Bekämpfung einzelner Personen und Aspirationen, gleichviel ob sie mehr auf dem Gebiete der Hof- oder der Staatsverwaltung oder außerhalb des Beamtenkörpers zu suchen sind, ist nur eine notwendige Konsequenz. In unserem Volke herrscht eben eine tiefe Abneigung gegen alles, was nach Geschäftshuberei und Liebedienerei aussieht.

Wir haben keinen anderen Beweggrund für unser Vorgehen in diesen Dingen, als die Rücksicht auf das öffentliche Interesse, welches nach unserer Überzeugung hierbei vorliegt.

Auf das Entschiedenste müssen wir uns dagegen verwahren, daß in all diesen Dingen der Regent selbst irgendwie in Frage komme. Wir sind mindestens ebenso loyale Staatsbürger und gute Unterthanen, wie unsere publizistischen Gegner, die den unwürdigen Kunstgriff anwenden, die allerhöchste Person in diese Debatte zu ziehen. An Treue zum Königshause, an Verehrung für die Krone und den Regenten lassen wir uns von niemandem übertreffen. Diesen Gefühlen haben wir stets Ausdruck gegeben und ihnen entsprechend gehandelt und wir werden fortfahren, dies zu thun. Gerade deshalb ist es seitens unserer Gegner eine bewußte Persiflage, daß sie die von uns im öffentlichen Interesse angegriffenen Personen durch die von uns verehrte Person des Regenten gleichsam decken, den Regenten gleichsam schützend als Schild vorziehen wollen.

Wohin läme man, wenn die Aufdeckung von Mißständen im Staatsleben als ein Angriff gegen das Staatsoberhaupt gedeutet werden dürfte? Der Prinz-Regent hat stets bewiesen, daß er Eines vor allem will: Recht und Gerechtigkeit. Wenn wir Dinge aufdecken und Zustände bekämpfen, die dem Rechte und der Gerechtigkeit nicht entsprechen, so sind wir überzeugt, nicht gegen den Landesherren, sondern durchaus in seinem Sinne zu handeln. Darum werden wir uns durch jenen unbegründeten Vorwurf nicht beirren lassen.“

* * *

Dokument zur Kunststadt- und ultramontanen Kritikstilgeschichte.

Eine andere Seite des Kunstlebens der bayerischen Hauptstadt beleuchtet das „Bayerische Vaterland“.

Es schreibt:

„München will eine Kunststadt sein. Aber dazu gehört doch in erster Linie, daß Künstler beschäftigt werden. Das geschieht indessen weder von Seite des Staates, noch der Stadt, noch der Kirche. Es ist immer nur eine kleine Clique, welche alles an sich zieht. Seidl, Seip, Miller heißt das Kleeblatt, welches allein beschäftigt wird und wobei immer Einer den Anderen empfiehlt. Bürgermeister Widenmayer ist der Unterhändler dieses Kleeblattes.

Als die Gemeinde die Kirchenbauzuschüsse gab, stellte Widenmayer seine diesbezüglichen Bedingungen, welche selber von kirchlicher Seite acceptiert wurden. Vertreter des Ordinariates war dabei der fattsam bekannte Dr. Ragerer, welcher alles ruiniert,

was in seine Hände kommt. Hätte man auf die gemeindlichen Kirchenbauzuschüsse verzichtet, so hätte erstens um die Hälfte billiger gebaut werden können, zweitens hätte man statt der abscheulichen — „Kunst“-Kirchen einfache, aber würdige Gotteshäuser erhalten. Für den Kunstgeschmack in München bedeutet die Frau Widenmayer den tiefsten Niedergang und Verfall. Es wundert uns nur, daß die wirklichen Künstler nicht schon längst den Wanderstab ergriffen haben, um der „Risser- und Bäcker-Zunft“ und ihren Trabanten den Platz allein zu lassen.

Wie es da zugeht, davon nur ein kleines Beispiel aus den jüngsten Wochen. Vor der neuen Lohelkirche wird ein Brunnen gebaut. Man sollte nun meinen, München besitze berühmte Bildhauer genug, um eine Konkurrenz für einen monumentalen Brunnen zu ermöglichen. O nein! Der Architekt Gabriel Seidl, einer der drei „Spezi“, erhielt die Aufgabe, den Brunnen herzustellen. Freund Seig hatte ihn besonders empfohlen und Widenmayer duldet keine Konkurrenz. Als im Gemeindefesttag eine Majorität für Ausschreibung einer Konkurrenz sich ergab, konstatierte ein weiterer Spezi und Vetter, der Kommerzienrat Sedlmayer, die Beschlußunfähigkeit, und verwies dann die weitere Beschlußfassung in die geheime Sitzung, wo Widenmayer und Sedlmayer den Auftrag für Gabriel Seidl „retteten“. Ein solches Treiben ist geradezu — unerträglich, wollen wir milde sagen. Auf ultramontaner Seite opponierte schließlich nur noch Dr. Kleitner gegen solches Klüppelwesen.

So geht es, wenn die katholischen Wähler immer nur Stipendiaten des Stadtbauamtes à la Heidenberg und Konjorten von Viehli wählen, die selbst bei jedem städtischen Baue den Rahm mitabschöpfen möchten und darum dem Widenmayerischen Künstlerlesblatt bei jeder Gelegenheit gefällig sein müssen. Seidl hatte nur eine Skizze, nicht einmal einen fertigen Plan des Brunnens eingereicht. „Es eilt sehr,“ hieß es wieder. Der Brunnen wird natürlich abermals romanisch. Die Seidlsche Skizze war abscheulich, die Ausführung wird sich dem Monumente in der Feldherrnhalle würdig an die Seite stellen. München wird wieder ein Puschwert mehr haben. Könnte der alte König Ludwig I. die heutige Verunstaltung Münchens durch die Risser- und Bäckerzunft sehen, er würde wohl vor Abscheu noch im Grabe sich umdrehen. Der Brunnen wird ausgeführt mit den Zinsen der Luipoldstiftung. Im Kuratorium dieser Stiftung sitzen natürlich wieder Widenmayer, Viehli, Heidenberg neben Risser, Seig u. Überall dieselbe Clique, dieselbe Geschäfts-, Vetter- und Basenschaft!

Einen besonderen Beweis gewaltiger Intelligenz und hohen Bürgerfinnes gaben jüngst die verschiedenen Sedlmayer von der Spatenbrauerei. Es handelte sich um die Verbreiterung der Marsstraße, welche als Zufahrt von dem neuen militärischen Stadtviertel am Marsfeld einmal von großer Bedeutung wird. Es tag Beschluß beider Kollegien und ministerielle Bestimmung der Baulinie vor, daß die Marsstraße auf 18 Meter Breite zu erweitern sei. Aber die vielfachen Millionäre der Spatenbrauerei wären „ruiniert“ worden, wenn das geschehen wäre. Sie hätten einen Teil der Kellereien verlegen müssen! Schreckliche Zumutung an Millionäre! Das ganze Rathaus wurde in Aufruhr gesetzt. Freund Widenmayer, Eckart und Genossen mußten „rettend“ eingreifen! Und richtig, Wagslstrat und Gemeindefesttag gaben sich mit einer Verbreiterung auf 12 Meter zufrieden, und die Spatenbrauerei ist vor offenbarem Ruine bewahrt!!

Früher hieß es: Noblesso oblige; heute übersetzt man das: Nur auf Kosten der Gesamtheit recht schmutzig sein. Das Widenmayerische Künstlerlesblatt und die — Noblesse der Spatenbrauerei öffnen die Thore für den Einzug der Sozialisten in das

Rathaus. Dann wird den Widenmaier die Nemesis erreichen und ihm das Schicksal des Hrn. v. Steinsdorf bereiten."

Dieser Artikel ist unwiderrprochen geblieben. Keiner der Beschuldigten hat das Wort zu seiner Entlastung genommen.

* * *

Dokument zur Kultusministeriellen Behandlung der Sezessionisten-geschichte, geschöpft aus dem Schlussartikel der Jahresausstellungsberichte von Dr. Julius Elias im „Kunstwart“. Wir wünschten, sämtliche ansässigeren Münchener Blätter druckten dieses bemerkenswerte Schriftstück an leitender Stelle nach.

Hier sein Wortlaut:

„Die Leistungen der Münchener Fortschrittler — eine stattliche Reihe, wie sie, von Paris abgesehen, keine Kunststadt der Welt aufzustellen vermag — kennzeichnen sich durch entschiedene und gleichmäßige Güte. Aber die rüstigen Künstler sind ja wohl nicht mehr „Münchener“ im lokalen Sinne des Wortes. Sie werden bald „Dresdener“ oder „Berliner“ sein. Seit ich die ersten Berichte schrieb, — niemandem zu Liebe und keinem zu Leide, — ist der Sezessionisten erzwungener Abfall vom alten deutschen Kunstcentrum erfolgt. Dafür mag sich das Land Bayern bei dem Kultusminister von Müller bedanken, der an der Wiege dieses Ereignisses gestanden hat. Er hat die Sezessionisten etwa so zum Bleiben genötigt, wie wenn man einen Gast dadurch zurückhalten sucht, daß man ihm den Stuhl unter dem Leide fortzieht. Es soll nicht davon gesprochen werden, wie dokumentarisch verbürgte Zusagen einfach nicht erfüllt worden, auch nicht davon, daß der letzte Regierungserlaß an die Sezessionisten in einem Tone gehalten war, der in Kunstfragen bisher noch nicht vernommen worden —. Der einzige mildernde Umstand, der das Vorgehen des Herrn von Müller begleitet, ist die vollendete, fast naive Unkenntnis in allen Verhältnissen und Ansprüchen der ersten Kunst. Des Kultusministers berühmter Vorgänger hat sich in der politischen Geschichte des Landes verewigt; ob Herr von Müller dieses Ziel erreichen wird, mag dahingestellt sein — kundige Leute aus Theben bezweifeln es; in der deutschen Kunstgeschichte aber wird er jedenfalls zu einer Stellung gelangen: ob man ihn darum beneiden kann, darüber werden seine Nachfahren einst am besten entscheiden. Trauchen wird überdies seine Handlungsweise kaum begriffen werden. Was haben die Sezessionisten denn verlangt? Ein eigenes Rißbüchlein in dem „Maspalaste“, auf den, außer dem König, der ihn besitz, keine Behörde, keine Institution, keine Vereinigung, kein einzelner Mensch irgend welchen begründeten und dauernden Anspruch hat. Nur dem Bittenden kann das Haus zu zeitweiliger Benutzung überlassen werden. Heute stellen dort die Gärtner aus, morgen die Obstzüchter, übermorgen die bildenden Künstler, und wenn eines Tages die ehrsame Kunst der Pelmsieder kommt als Petent, so wird man ihr den „Maspalast“ billiger Weise nicht verweigern können. Also auch die Münchener Künstlergenossenschaft, weder die ganze noch die dezimierte, sucht auf irgend welchem Sonderrechte. Nur wer dem Besitzer mißlieblich ist, darf auf ein Entgegenkommen nicht bauen. Wodurch aber hätten sich die Sezessionisten der Regierung mißlieblich gemacht? Dadurch, daß sie Talent haben? Freilich ein großes Unglück; dem ist aber nun einmal nicht abzuhelfen. Haben sie sich etwa gegen den Staat als solchen vergangen? Oder verlangen sie materielle Unterstützung, Medaillen u. s. w.? Keineswegs. Die „Münchener Künstlergenossenschaft“ ist kein staatliches Institut, sondern ein Produkt der Selbstverwaltung; die Regierung hat es immer abgelehnt, auf den administrativen Betrieb irgend wel-

chen Einfluß zu nehmen. Die Künstler sollten auf sich selbst stehen. Was dem Ganzen recht ist, das müßte den Teilen billig sein. Wenn das Kultusministerium eine Parteinahme für die „Genossenschaft“ ablehnte, warum nimmt sie Stellung gegen den „Verein bildender Künstler“?

Die Regierung war schlecht beraten, und das kann nicht ohne Folgen dieiben. Nicht ohne Folgen für die maßgebende Gewalt und für München. Ziehen die Sezessionisten auch jetzt ihres eigenen Weges, so will es uns doch bedünken, als ob über dieser tiefgreifenden Kunstfrage es noch längst nicht Abend geworden, als ob auf Münchener Boden selbst das gewagte Spiel noch lange nicht ausgespielt sei. Die Mittelmäßigkeit und ihre öffentlichen Organe mögen sich vorläufig ihres Triumphes freuen. Die Ernüchterung wird folgen. Schreibende Malerchen und malende Schreibchen, sowie geschäftstüchtige Kunsthändler*), die in ihren Ruhestunden Pamphlete fabrizieren, sind mit seltener Behendigkeit am Werke der Entstellung gewesen. Wenn das Wasser aufgewühlt wird, kommt das Gewürm des Grundes eine Strecke empor.“ —

*) Gemeint ist hier wohl in erster Linie der Bek- und Schwefelmeißler der in mangelfoller Folge erscheinenden *Hinterrevuenkunstzeitschrift* „Sobom und Somorra“ der schändlichen Kasch-Kasch von München.



Kritik.

Romane und Novellen.

Johannes Ziegler: Vom grünen Wasser. Seegeschichten und Schilderungen. Berlin, Pfeilstrüder, Verein der Bücherfreunde. — Nach meinem Empfinden das beste Buch, das der Verein bis jetzt seinen Mitgliedern geboten hat. Ziegler ist kein moderner Hysteriker, kein defadenter Unterleibsdichterting, kein schielender Wirklichkeitskopist. Er ist eine gesunde Mannsnatur voll schöpferischer Kraft und Tadulterlust. Auf das Technische giebt er wenig, vielleicht zu wenig. Freiheit ist auch in der Kunst nicht Tollheit, die sich über Plan, Ordnung und Folge mit Kapriolen hinwegsetzt. Aber es ist doch ein rechtes Lobfal, eine litterarisch vollwichtige Persönlichkeit zu finden, die von aller Künstelei und Effekthascherei so vieler Modernen absolut frei ist. „Vom grünen Wasser“ verdient die herzlichsten Empfehlungen. Ein erquickendes Buch. M. G. C.

Hermann Bahr, Russische Reise. Berlin. S. Fischer. — Das steht fest: Bahr ist Einer und in seiner Art ein Ganzer. Soviel auch in Motivwahl, Technik und modischer Sensation bei ihm aus allerlei fremden Quellen zusammengeronnen, künstlerische Einheit und individuelles Gepräge herzustellen, verlagst ihm die Kraft keinen Augenblick.

Er geht nicht mit dem Dupend, er läuft mit keiner Herde. Das ist eine unschätzbare Tugend. Hoffentlich hält er jäh aus, wenn die anderen eine Klique aus oder mit ihm machen wollen. Er wird ihnen entweichen mit der ihm eigenen Gewandtheit und Verwandlungsfähigkeit. Er wird plötzlich ein anderer sein — und den Kliquisten die lustigste Nase drehen. Zugend ein „kleines Fräulein“ wird ihm dabei Handreichung thun.

Kein notwendigeres und verdienstlicheres Werk ist jetzt in Deutschland auszurichten, als dem Herdengestirb das

Leben so sauer als möglich zu machen. Es ist ganz gleich, ob man als Schullehrer dem Gesangverein angehört, oder als klaffisch Vollgebildeter im Militärkasino des Beurlaubtenstandes in höherer Chineserei macht oder Skat brischt, ob man als ehrsamer Schlossermeister im Veteranenverein die jungfräuliche Fahne schwingt oder als Corpsbruder feudale Hurrahs brüllt und Pier säuft bis zur Bewußtlosigkeit, Geist und Größe mordendes Klikenwesen bleibt es immer und überall. Und damit marschieren wir als Kulturnation rückwärts; denn nicht die Herdenzahl macht ein Volk mächtig und weltgebietend — die Chinesen und die Deutschen hätten sich sonst schon längst in die Welt Herrschaft geteilt —, sondern die größte Zahl charakterstarker Individualitäten. So bestimmen auch nicht die eingeschworenen Vereinsobdichter und Vereinsmaler den literarischen und künstlerischen Rang eines Volkes, sondern die wildwüchsigen Talente, die auf Schuldogmen pfeifen und nicht von Vereinen und Bruderschaften wissen mögen, noch von modischen Oigertparteien, Männer, gleich groß an Geist, Gemüt und Kampfeslust.

Nichts Entmannenderes als die Kasernierung der Geister, die süßsame Einzäunung und Einpferchung, die Drillung und Disziplinierung der austretenden Talente. Das ist der Greuel aller Greuel, mir wenigstens.

Durch das, was man heute in Litteratur und Kunst „Moderne“ oder „Defandenee“ oder sonstwie mit einem nagelneuen Sammelnamen etikettiert, schlängelt sich in Deutschland schon wieder der verderbliche Klikengeist deutlich erkennbar. Und die wirklich talentvollen und starken Leute, zu nackter Natürlichkeit berufen, nehmen sich, vom Klikengeist angespöht, aus wie Indlaner, die zum erstennal eine Hofe anziehen.

Es giebt Skeptiker unter uns, die auch dem frischen und interessanten Naturbur-

schen Wahr die schöne Nacktheit bestreiten und bei weitem ihn nicht mehr so individuell finden wollen, wie seine erste Entwicklung versprach.

Der Vater der modernen Nervenschule war der aus Italien stammende Engländer Dante Gabriel Rossetti. Aus eigentümlich vierdimensionalen Gestesverhältnissen hervorgewachsen, wurde Rossetti der Erzeuger der modernen erotischen Nervendichtung. Da er in seiner Vielseitigkeit nicht bloß Dichter, sondern auch Maler und Illustrator war, so wirkte er zunächst auf die Männer vom Pinsel und Stift und wurde der große Prophet der modernen Präraphaeliten, deren mehr oder weniger differenzierte Abkömmlinge in der englischen und schottischen Abtheilung der Jahresausstellungen im Münchener Glaspalast zu sehen waren mit Werken, über die bekanntlich ein großes Geschrei der Jungen und Jüngsten sich erhob von sabelhaften Kunstschonbarungen allerneuesten Stils, vom Triumph der Yrilt in der Malerei, und dergleichen Taumelphrasen mehr, während die Alten und Ältesten spotteten und höhnten über den schottischen Unsinn, der ihnen soviel Nachdenken und Kopfschmerz verursachte. Kenner, die schon etwas bei den verschiedenen Völkerschaften herumgekommen und in den Evolutionen des Kunstgeistes bewandert waren, genossen still ihre Kennerschaft und lächelten über die Kapriolen der einen und die bedenklichen Gesichter der anderen.

Ich hatte die Gedichte Rossettis schon 1872 in Neapel in der Hand, und zwar in einer italienischen Übertragung, die dem Original manches von seinem wunderbaren Schmelz und Tiefsinn raubte.

Leider war in den siebziger Jahren in der deutschen Journalistik, die von der boruieretsten Gewöhnlichkeit oder vom akademischen und berlinerlich und wienerisch französelnden Zopf beherrscht wurde, gar keine Möglichkeit, auf die neue Richtung in England mit Nachdruck zu verweisen.

Rosssetti wurde also damals wenig oder nicht bei uns bekannt.

Dem deutschen Publikum der David Strauß und Genossen, die damals im Lande der Philister sogar als Schöngeister eine führende Rolle und allerlei erste Prehiviolinen spielten, war ein Rosssetti natürlich viel zu mystisch und ungeheuerlich. Sie verstanden ihn adsoiut nicht und liehen ihn daher links liegen. Und doch war das Ersehen Rosssettis eine ganz notwendige Reaktion der Natur und Natürlichkeit gegen die epigonenhafte Ede, die süßliche Platttheit, die romanisierende Höflichkeit und philisterhafte Klöbinnigkeit und Adgeschmachtetheit, womit die Kultur der sechziger, siebziger, bis herein in die Mitte der achtziger Jahre verdorben und vererelt war.

Wer das nicht mit erredt hat, findet sich schwer hinein und begreift darum auch unsere Wut und Leidenschaftlichkeit nicht, mit der wir vor zehn Jahren den Kampf gegen die scheußlich und unerträglich gemordene Philister-Wirtschaft in Kunst, Litteratur und Presse aufnehmen mußten.

Also Rosssetti brach nur an wenigen Orten durch, aber unter seinem Einflusse entstand eine Schule, welche mit genialer Beharrlichkeit der Gesellschaft ein neues Schönheitsgefühl einimpfte und ganz andere Kraft, Tiefe und Umfang der Empfindung von der Kunst forderte, als bei uns landesüblich war, wo z. B. ein hierlicher und oberflächlicher Novellist den biederen schweizerischen Meister Gottfried Keller als einen Renaissancemenschen und als den Shakespeare der Novelle proklamieren durfte, ohne ausgelacht zu werden. Keller und Shakespeare, die heutige Schweiz und die Welt der Renaissance!

Zunächst ging die neue Bewegung von England nach Paris hinüber, wo sie zwar den Felsen des Bolaschen Naturalismus nicht zu erschüttern vermochte, aber doch eine Menge Gläubige seiner Allgemeingültigkeit und Unsehbarkeit abspenstig

machte. Es zitterte und rieselte ein undefinierbares Etwas durch die französische Dichter- und Künstlerwelt; man wurde auf neue Sensationen aufmerksam und suchte neue Ausdrucksmittel und Formeln dafür in Worten, Farben und Tönen; Botticelli kam in die Mode, und Nervenpropheten standen auf, Halluzinierte wie Sor Beladan, und es geschahen Zeichen und Wunder in Prosa und Versen an allen Orten und Enden.

Und da der Teufel einmal in Frankreich los war, konnte es nicht ausbleiben, daß auch Deutschland angesteckt wurde. Denn den Deutschen geht immer erst das Licht auf und kommt der Mut, wenn's ihnen von den Franzosen vorgemacht wird, denn mit dem preußischen Drill und der preußischen Disziplin sind wir noch mehr an Initiativkraft und stolzer Energie und fröhlicher Selbständigkeit verarmt, wir defehlerwartenden, gehorsamen und ewig iernbegierigen Unterthanen des Reiches, das den „Rembrandt als Erzieher“ in fünfzig Auflagen hundertwürgte und ein kindlich frommes Gesicht dazu schnitt, Gott und den Engeln ein Wohlgefallen.

Also Deutschland wurde mit dem neuen Nervensensationsdajilus begnadet. Und der Schriftsteller, an dem die Infektion am ersten und kräftigsten wirkte, war Hermann Bahr, gedürtig aus Linz a. d. Donau. Aber wie bereits bemerkt, es giebt Skeptiker unter uns, denen nichts heilig ist, und die nicht anstehen zu behaupten, Bahrs Entwidlung habe nicht an individueller Stärke gewonnen, ja, es sei sogar die Kraft von ihm gewichen, etwas Eigenes zu sein, er sei der richtige moderne Nervenanstrevers-Splitalbruder auf der Marterbank importierter Sensationen. Und noch ein doshasterer Vergleich kam in Umlauf: Bahr hänge an seinen weichen Nervenständern Bartos, Vaudelaire und vielen anderen, wie ein Knopf an einem Fackschwanz.

In Parenthese: Eigentlich achten wir doch nur das Schöpferische in der Kul-

tur, nicht das Imitierende. Und wenn der Jünger seinen Meister in seinen Verzückungen noch übertrifft, bleibt er doch nur Nachäffer. Daher die obigen Reden.

Ich persönlich verharre bei meiner eingangs ausgesprochenen Meinung, füge aber mit kritischer Gewissenhaftigkeit folgendes bei:

Bahr hat in allen seinen Schriften, abgesehen von deren Durchschnittsgüte, oft außerordentlich wertvolle dichterische Momente. Er setzt manchmal einige breite Töne hin, und wir sehen ein Bild voll Ruhe und Größe. Dies gilt namentlich von der „Russischen Reise“ und dem Kerne derselben: dem Nervenroman mit dem kleinen Fräulein. Aber Bahr vermag sich nicht lange auf dieser Höhe zu halten, denn seine Eitelkeit verträgt es nicht, über der Kunst sich selbst zu vergessen. So sorgt er dafür, daß man auch in diesem pikanten Buche den Verfasser, in die Betrachtung Rußlands und in die Betrachtung seiner kleinen Freundin versinken, nicht überlasse. Er glaubt das am zuverlässigsten dadurch zu erreichen, daß er als literarisches „enfant terrible“ zu — Schotieren sucht, und zwar so oft als möglich, wobei es ihm freilich passiert, daß ihm nur das „enfant“ gelingt und die Eigenschaft „terrible“ verfehlt.

Zuweilen verfällt er auf einen noch tieferen Kniff und wird kommissvohageurlich anekdotenhaft, was sehr fatal wirkt. Zum Beispiel in der alten Nikolsch-Geschichte des nackten Kosaken mit der Dirne im Vorbell. Oder in der an sich ganz lustig erfundenen Diner-Skizze, die er mit dem „Noch noch“ schwächt, worauf eine vorfindstliche Klüberzählung folgt. Sollte es wirklich möglich sein, daß diese ehrwürdigen Schätze für Bahr neu wären? In welchem geistigen Unschuld-Atlabien mußte er dann bisher verweilt haben!

Trotz all, daß Bahr neben diesen terriblen Enfantaden Auffassungen gewisser Situationen zum besten giebt, die einen durchaus phylisterhaft kleinstädtischen Eindruck machen. Dinge, die für

einen vorgeschrittenen Kulturmenschen längst selbstverständlich geworden, Nervenreizungen, welche als acceptierte Gerichte zur alltäglichen geistigen Nahrung gehören, erscheinen ihm als etwas Aufregendes, kolossal Neues und Imponierendes. Er erinnert in solchem Falle an eine ältliche Dame, die einst in einer längeren Gesprächspause während der Table d'hôte seufzte: Ach, welch wunderbare Erfindung ist doch das Thermometer!

Schlimm wirt's, wenn Bahr um der Eindringlichkeit seiner Schilderung willen rührselig wird. Er reibt uns die Ohren mit wiederholten Adjektiven und Adverbien ein, um uns durch diese Wortmassagen empfindsam zu machen.

Beispiel: Entwurf eines Landschaftsbildes, einer Wiese. Sie ist „groß, weit, starr“, und ihr Gras ist „hoch, steil, steif“. Sie hat „die Farbe der Malven“.

Gut. Gegen diese Farbe ist nichts einzuwenden.

Aber nun fixiert uns Bahr und versichert uns wiederholt mit theatralischem Pathos à la Lewinski, daß das Gras malvenfarbig sei! Das ist ihm jedoch noch nicht genug. Mit gedrogener Stimme belehrt er uns, daß die Gräser die Farbe der Malve behalten! Dann schöpft er tief Atem und drückt die Augen zu und flüstert: „— und rings war die große, stumme Wiese, von der blassen Farbe der Malven“. — Zwischen den Gräsern soll ein Weib stehen „mit mildem, lächelndem Gesicht“. Die Idee ist hübsch und sinnig. Aber Bahr zittert für seinen Affekt und Effekt. Er thut ganz hysterisch und versichert uns: „sie lächelt bloß!“ — decit sich aber sofort noch hinzuhacken, wie ersterbend: „und sie lächelt bloß“.

Zawohl. Und man lächelt bloß und fragt sich, ob dies Affectation oder hysterische Impotenz sei. Das alles ist von der Tragik eines colorierten Modejournals in der Faschingszeit.

Offenbar wollte der Verfasser eine Art von „Sentimental Journey“ schreiben, denn

in seiner „Russischen Reise“ ist diutwenig vom eigentlichen Rußland. Und dieses wenige ist — was vom Überwinder des Naturalismus“ freilich nicht wundernehmen darf — kaum richtig gesehen. Dem Herrn Bahr aus Linz a. d. Donau erschien das Petersburger Leben in Überlebensgröße, still und steinern, das Volk stumpf und tierisch. Je nun, umgekehrt erscheint dem Russen, wie ich aus persönlicher Erfahrung weiß, das Leben einer deutschen Stadt kleinlich, verzettelt, vereinsmeierisch plappern, das Volk redselig und zerfahren — tout en détail. Das sind nur Reflexe der verschiedenen Gehirnspiegel.

Historisch feststehende Thatfachen hingegen dürfen nicht rein subjektiv behandelt werden. Und leider thut das Bahr.

Einige Beispiele aus der niedrigen Sphäre des Alltagslebens. Zum Beispiel die Kutscher.

Bahr sagt: „Diese Kutscher sind mervwürdige Gesellen. Ihr Schmutz und Elend ist unbeschreiblich, sie sind ganz vertiert. Rauffschellen und Fußtritte ertragen sie geduldig, sie sind es nicht anders gewöhnt. Wenn man ihnen zu wenig giebt, dann wagen sie kaum schüchtern zu murren, aber sie danken auch niemals, wenn man sie noch so reich beschenkt. Es ist nichts Menschliches an ihnen; sie unterscheiden sich in nichts von ihrem Tiere.“

Mein lieber Petersburger Freund, meine liebe kleinrussische Fürstin, meine liebe Moskauer Anastasia Masquina, meine liebe Kameradin Kiebnitoff (einst rue Daubigny 5, Paris) spricht, was ist Thatfache? Früher waren die Petersburger Kutscher derart zudringlich in der Jagd nach Kundtschaft, daß Frauen sich vor ihnen fürchteten, so daß die Polizei sie unter scharfe Kontrolle stellte. Bei großer Kälte führten sie oft wilde Tänze mit einander auf dem Trottoir auf. Wenn sie sich zu wenig bezahlt glaubten, waren sie und sind sie heute noch imstande, ihren Frärgast, laut auf ihre Rechte bestehend, bis in seine Wohnung zu verfolgen. Bei

reicher Belohnung reißten sie die Mähe vom Kopf und ihre Danksagungen mochten kein Ende nehmen. Schlecht behandelt, wissen sie sich wie die Kutscher jeder anderen europäischen Stadt zu wehren, und Grobheit pflegen sie redlich wie ihre Kollegen mit Grobheit zu vergelten. Fast jeder Petersburger Droßkutenkutscher hat einen Jüdling der Gardemarine oder des Pagen-corps ins Herz geschlossen. Für diesen jungen Kavaliere opfert er sich, er wartet stundenlang auf ihn bei bitterster Kälte, für ihn schlägt er die lohnendsten Passagiere aus. Er betrachtet ihn als seinen Protegé, und wird von ihm monatlich bezahlt — oder auch nicht.

Daß solche Menschen „nichts Menschliches an sich haben“ und sich „durch nichts von ihrem Tiere unterscheiden“, ist phrasenhafter Unsinn, verehrter Herrmann Bahr.

Die Schilderung des russischen Dinners ist pikant, aber — naiv. Linz a. d. Donau. Bahr erzählt, daß man von dem „Sarkuska“ schon vor Beginn des eigentlichen Essens „zum Plapsen voll“ sei. Zunächst heißt das Wort Sarkuska (zu deutsch: Voressen) und ist die Sitte, vor dem Diner appetitregende Kleinigkeiten zu reichen, durchaus nicht nur eine Eigentümlichkeit Rußlands. In London, Newyork, Mailand, Rom usw. hätte Herr Bahr bei opulenten Mahlzeiten den nämlichen Vorgang beobachten können. Man pflegt da von der einen oder anderen Vorspeise, von dem einen oder anderen Liqueur ein wenig zu sich zu nehmen. Wenn aber Bahr sich damit „zum Plapsen“ vollstopfte, so war das kein Privatvergnügen als Rieschschäfer Herrenmensch — oder das Resultat seiner Unerfahrenheit. Ganz ähnliches sah ich einmal in Italien. Bei einem großen Diner traf ich zwei alte Herren aus Dresden. Bei dem Voressen füllten sie sich bis zur Starre den Leib mit Salami, Schinken, Schnäpsen usw. Alle Weite wartete auf sie. Endlich wischten sie sich besriedigt den Mund. Man servierte nun die Suppe. Da sahen die alten Dres-

denen Knaben sich mitleidig an und seuzten: „Ach herrsch, ist das eine Kultur, sie servieren die Suppe zuletzt!“

Noch eins. Bahr irrt sich: es ist nicht Sitte in der guten russischen Gesellschaft, zwischen jedem Gang eines Diners Cigaretten zu rauchen. Bei einem Garçon-Diner en petit comité kann es als ausgesuchte Überschwenglichkeit ja vorkommen.

Punkt 0 Frauen. Der Russe teilt die Frauen in zwei Klassen: *Les forames honnêtes, et les autres.*

Offenbar kam Herr Bahr nur in Berührung mit *les autres*. Die Russin der guten Gesellschaft reitet, jagt, kauft Schlittschuhe, fährt ein physisch strammes Leben, ähnlich dem der englischen Aristokratie.

Bahr behauptet, daß die russische Frau stets in horizontaler Stellung zu finden sei. Das ist mehr als impertinent, wenn man bedenkt, daß der korrekte Russe wie der Franzose eine gewisse Gattung *Demimoude* „*Les horizontales*“ nennt. Übrigens —

Brechen wir ab. Denn wenn wir den Bahr'schen Reiseroman auf die Einzelheiten an seiner ethnologischen und kulturhistorischen Angaben prüfen wollten, wir fänden des Widerspruchs kein Ende.

Nun wird man sagen: „Seht, der Vögel! Was liegt bei einem Kunstwerk an historischer oder naturgeschichtlicher Genauigkeit! Lächerlicher Unverstand. Phantasie, Stimmung, Psychologie — namentlich Psychologie, Punktum!“

Gewiß, meine Herren. Nur steht die Sache so, daß wer im Kleinen nicht treu ist, der ist auch im Großen nicht zuverlässig, und wer im Äußerlichen fortwährend schief sieht und falsch hört, der soll mir nicht damit kommen, daß er im Intimen eine bewundernswerte Sicherheit habe, daß da alles echt und wahr sei zum Puzelbaumschlagen.

Wer nicht höher hinaus will, als frisch, frech und amüßant zu sein wie ein neuer Münchhausen, der kann's auch in der Kritik billiger haben. M. G. Conrad.

John Henry Mackay: Die Menschen der Ehe. Berlin, S. Fischer. — Eine blendende Tendenzdichtung, der Vortrag von einer Bornehmheit und Schönheit des Tones zum Entzücken. Tadel eine Kunst des Charakterisierens, die all die kleinen Mittelchen verschmätzt, wie sie durch die jüngste Berliner Schule in Ausnahme gekommen sind. Trotzdem wird es dem Dichter bei reiferen Lesern selten gelingen, sie für seine Tendenz einzufangen. Denn auch seine Repräsentanten der freien Liebe bergen ein ganzes Schlangennest tragischer Konflikte in sich, mag er noch so viele und bunte idealistische Schleier darüber werfen. Tie von Mackay versuchte freie Liebe hat nur einen Sinn, wenn sie ohne Folgen gedacht wird, als Selbstzweck des Gemüses. Er möge uns sein freies, genussgieriges Liebespärdchen wieder vorführen, wenn es 50 Jahre alt geworden ist und uns zeigen, was es für sich und die Menschheit an Glück ausgebracht hat und an Aussichten für ein geträumtes Adelsmenschenatum, und mit welchen Gefinnungen, Stimmungen und Kräften es dem Alter entgegenkämpft, dann wollen wir weiter davon reden. Au jour le jour, das ist so schnell gesagt wie gethan, aber bewiesen ist damit wenig oder nichts. Anarchismus hin, Anarchismus her. M. G. C.

Bergfeuer. Evangelische Erzählungen von M. G. Conrad. Erste Reihe, München, Kunst- und Verlagsanstalt von Dr. Albert u. Komp. Inhalt: Bergfeuer — Das Weib am Brunnen — Niemand kann zween Herren dienen — Der Träumer — Die Vermählung — Der Gastfreund — Lehrer und Priester. Die zweite Reihe „Der Übermensch“ und die dritte Reihe „Der Gott“ werden in kurzem erscheinen. Bruchstücke der dritten und vierten Erzählung wurden in dieser Zeitschrift veröffentlicht. Wir kommen auf dieses eigentümliche Werk zurück, sobald es in allen Teilen vollendet vorliegt, so daß sich Plan und Bauart des Ganzen, einer Art moderner Christologie, mit Sicherheit beurtei-

len läßt. In frommen Kreisen wird es viel böses Blut machen. X. Y. Z.

Willy Lentrod: Aus tödtlichen Schauern. Leipzig, W. Friedrich. — Fünf Stück Novellen und novellistischer Skizzen, frisch und munter, zuweilen mit einem allzu üppigen Aufwand an malenden Worten vorgetragen. Am meisten Eigenart zeigen die humoristischen Parteen. Das bekannte Pech mit der „großen Leidenschaft“ bildet überall das Grundmotiv.

Fritz Hammer.

Ernst Wechsler: Heimatszauber und andere Novellen. Leipzig, W. Friedrich. — Mit dem Bildnis des Verfassers geschmückt, macht das Buch einen freundlich vornehmen Eindruck. Über Wechsler's Erzählungskunst ist nichts Neues zu sagen, sie hat ihre alten Vorgänger, von der Kritik längst anerkannt, bewahrt, und sie sich zu Versuchen mit modischen Kniffen billiger Effekthascherei verführen zu lassen. Der Dichter ist kein Moderner im extremen Sinne des Wortes. Das alltäglichste Motiv entwickelt sich unter seiner Feder zu Glanz und Schönheit, ohne dadurch eine zu starke Einbuße an eindringlicher Wirklichkeitsdarstellung zu erleiden.

Fritz Hammer.

Lyrik.

Neue Gedichte von Paul Langty. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1. Hofbuchhändler, 1893. — Es fehlt heutzutage überall — auch auf litterarischem Gebiete — an der primitivsten Ehrlichkeit. Eine feige und feile Liebedienerei führt das schmachvolle Scepter, und man trifft nur selten Männer, welche den Mut haben, ihrer ehrlichen Meinung und Überzeugung frank und frei Ausdruck zu geben! Überall regiert die „Clique“, das „persönliche Moment“ entscheidet. . . . Deshalb findet sich auf kritischem Gebiete so selten eine feste Meinung vertreten. Alles ist meist von persönlichen Tüfteleien bestimmtes subjektives Freilicheren, aber kein ehrliches, freies Wort, keine martige, machtvolle Mannes-

Überzeugung im heiligen Dienst der Kunst kommt zu Wort und Ausdruck. So hat sich denn — angefichts dieser Verhältnisse — eine Reihe von seltsam isolierten Naturen im deutschen Dichterwald herangebildet, zu denen auch Paul Langty gehört. . . . Sein Buch „Abendröte“, voll glänzender, psychologischer Betrachtungen, durchströmt von dem wehmütigen Duft herbstlichen Pessimismus, konnte ich in diesem Blatte mit berechtigtem Enthusiasmus besprechen. Als Lyriker ist Langty zu reflexiv, zuviel grüblerische Philosophen-Natur. Seine leidgefälligen „Herbstblätter“ hatten mir schon verraten, daß er kein echter Lyriker sei. Trotzdem findet sich in diesem neuen Bande vieles Psychologisch-Interessante, die Sprache mahnt zuweilen an den von Goethe gefeierten unglücklichen Christian Günther. Jedenfalls sympathischen Gruß dem Einsiedler an der Riviera.

W. Arnt.

Schelmenlieder eines fahrenden Komödianten. Humoristische Dichtungen von Georg Kleinede. (Hamburg, 1893, Verlag von A. Goldschmidt.) — Wir betrachten es als unsere Pflicht, auf die Sammlung herrlicher Gedichte aufmerksam zu machen, in welcher Georg Kleinede, das beliebte Mitglied des Hamburger Thalia-Theaters, die Kinder seiner Muse endlich einem weiteren Publikum zugänglich gemacht hat. Der Autor zeigt sich uns als wahrer und edler Dichter, der Anklänge an Schffel und Heine nicht verkennen läßt, sich aber doch als originell schaffender Künstler insofern erweist, als seine Verse ungewollt aus seinem gemüthvollen und dabei schalkhaften Innern gleich einem frischen Waldesquell hervorsprudeln. Obwohl mit dem Ausdruck „Verleug unserer Litteratur“ bekanntlich soviel Mißbrauch getrieben wird, daß dieses Wort nahezu seinen Wert verloren hat, möchten wir es in seiner wahren und unverfälschten Bedeutung auf einige Gedichte des Kleinede'schen Buches anwenden, die durch ihre melodische Sprache, ihren hochpoetischen und dabei humorvollen Inhalt dem Besten zu-

gezählt werden müssen, was seit Jahren erschienen ist. Wir heben namentlich hervor: das „Einleitungsgedicht“, „Zwei Sonnen“, „Faust und Gretel“, welche sich durch geistvollen Humor auszeichnen, sowie die „Heidebilder“. Der Cylsus: „Von meiner Mittelmeerfahrt“, welcher 10 Nummern umfaßt, enthält das schönste Gedicht der Sammlung: „Arpad der Düst're“, das wir uns hier abdrucken nicht versagen können.

Arpad der Düst're.

„Hast nun gerahtet om Land genug,
Kuf in die Ferne mit raschem Flug.
Steht, mein Schifflein, gleich.“
Arpad der Düst're aus Ungarland
Aufgerichtet am Rasse Nord,
Bläht hinaus in die Weite.

Neh oft erbebt im Schiffschicksamer,
Komm nun zur Ruh, du dochendes Vetz,
Lebensverdrossen und müde!
Suchtest umsonst noch dem Frieden umher,
Such' ihn draußen auf weitem Meer —
Draußen im Meer ist der Friede!

Nächst du zur Heimat den Blick gebannt,
Schwindet im Nebel das leute Sild Land,
Weicht auch des Toseins Schimere!
Tausch du den Blick in der Wellen Grün,
Will es wie Hoffnung die Brust durchzeln,
Hoffnung ist draußen im Meere!

Spiegelt der südtliche Himmel sich
Dort in dem Meere, so prächtiglich
Nacht es in lieblicher Bläue!
So hat ihr Aug' mich einst angelacht,
Oh' ihr Berrort mich ums Glück gebracht!
Draußen im Meer ist die Treue!

Seht wie am westlichen Horizont
Vurpurn erglühend der Sonnendall thront,
Bald wird der Nacht er zum Raude;
Doch in die sinkende Nacht hinein
Wahnt uns zur Andacht sein Widerschein —
Draußen im Meer ist der Gloube!

Und auf des Meeres erglänzender Auz,
Vreißend die Wunder der großen Natur,
Falle voll Andacht die Händ' ich —
Siehe, da kräuselt ein nördlicher Wind,
Joch sich erbebend, die Finten geschwinde,
Draußen im Meer wird's lebendig.

Doch, bei des Sturmes Draußen und Weh'n
Aufgerichtet am Rasse zu sehn,
Wäre sürwahr ein Genieschick!
Arpad der Düst're aus Ungarland
Niedergerleht an der Reeling stand. —
Draußen im Meer ist sein Fröhlich.

Die Satklieber vermögen wir nicht zu würdigen, da insolge eines groben Fehlers in unserer Erziehung und die Kenntnis dieses Spieles mangelt, wie wir zu unserer Beschämung bekennen müssen.

Die Schelmenlieder eignen sich sehr gut zum Vortrag und können allen Freunden eines gefunden Humors aufs Wärmste empfohlen werden. Die Ausstattung ist eine geschmackvolle und das Buch eignet sich daher trefflich für Geschenke. Dem Autor rufen wir freudig zu: *Vivat sequens!* —gt.

Gedichte von P. R. Hofegger. Mit 18 Illustrationen. Wien, A. Hartleben. — Der metrisch gewordene Hofegger, zwölf Vogen Oktav stark und mit stimmungsvollen Bildern geschmückt, ist zwar kein welterschütterndes Ereignis, aber er darf sich sehen lassen. Ein großer Musiker ist er nicht, ein großer Farbenzauberer auch nicht, und um die Reutönerei hat er sich keine Verdienste erworben. Die Allergängigen und Allermödesten, die nur in Unerhörtheiten machen, werden den sterblichen Pyrschläger sehr von oben herab nehmen, wenn sie ihn überhaupt nehmen. Man kann's ihnen nicht verdenken. Der gute Hofegger ist eden so ganz und gar nicht defadent. Er hat so gemein gesunde Nerven und Nervenreize. Und seine Tugenden sind so gräßlich altmodisch: Schalkhaftigkeit, Lebensfreude, Kampfesmut, Innigkeit, Liebeshwürdigkeit, Treueherzigkeit. Nicht einmal den Atheisten versteht er zu heucheln. Und gar kein Talent zum Schauspielern hat er, dieser grundehrliche Kerl. Und das will doch noch ein Dichter sein — und ist's sogar? C.

Das Buch vom Kusse und vom Küssen. Eine Sammlung der schönsten Gedichte über den Kuf und das Küssen klassischer und zeitgenössischer Dichter. Leipzig, Karl Minde. 93 S.

Lieder vom Kuff. Ein Buch deutscher Liebeslyrik aus klassischer und moderner Zeit. Herausgegeben von Hugo Grothe. Darlányi. Leipzig, Max Erhardt.

Das Klüßen ist, richtig geübt, bekanntlich eine vortreffliche Sache. Dagegen ist das, was sich vom Klüßen singen und sagen läßt, von den Dichtern alter und neuer Zeit nicht immer gleich vortrefflich gemacht worden. Es ist also verdienstlich, wenn sich kuz- und kunstverständige Leute der Arbeit einer Sichtung und Sammlung des reichen Materials unterziehen. Das ist nun, wie oben zu sehen, von zwei Firmen gleichzeitig und gleichartig geschehen. Die Herrschaften versprachen sich offenbar nicht bloß ein gutes Vergnügen, sondern auch ein gutes Geschäft davon. Dochachtung. C.

Ludwig Scharf: Lieder eines Menschen. (Vergl. letztes Dezember- und Januarheft.) Lebenswürdig ist dieser Mensch nicht, edel, hilfreich und gut, wie er nach Goethe sein soll, auch nicht. Wenn er auf dem Titelblatte bekennet, daß er von allem Geschriebenen das liebe, was Einer mit seinem Blute schreibt, so kommt's doch immer auf die Beschaffenheit des Blutes auch ein wenig an.

Blutige Lieder sind's, die dieser Unglücks Mensch singt, aus Haß und Hohn, Gift und Galle reichlich gemengt. Unfischgrungen, unfischbeissen, unfischschlagen — Pech und Schwefel, das wäre sein Element, Oberschwefel von Sodom und Gomorrha sein natürliches Amt. Die moderne Welt mit ihrer heißen, regelrechten Arbeit ist ihm ein Zuchthaus. Er will nicht arbeiten, weder mit schwieriger Faust, noch mit wissenschaftlich diszipliniertem Hirn, er will in der Schenke sitzen, spielen, saufen, huren und dann, „ausgemergelt und entmarkt“, sich selbst und die Menschheit in Trümmer schlagen. Dieser Mensch sui generis sieht mit einer grotesken Selbstüberhebung alles Menschliche und Göttliche tief unter sich. Er ist sich der einzige Mensch auf der Höhe der Situation. Die übrigen gehören an den Laternenpfahl. Und so weiter in desfallsiger Höheit und Verkommenheit, in allen Hügen vom Dichter der perverfen Natur abgelaucht.

Was beabsichtigte Scharf mit dieser Bestie in Menschengestalt? Intellektuell und moralisch offenbar garnichts. Er wollte dieses böse und traurige Geschöpf sich in Liedern ausleben lassen. Und das hat er zum Teil mit großer Kunst und dichterischer Kraft zuwege gebracht. Die meisten Lieder wirken wie mit schlagender Überzeugungswucht. Das Scherusal wird in allen Fasern lebendig bis zum Unheimlichen, der Verbrechenertypus ist bis aufs Haar getroffen. Grandios natürlich, dieser moderne Quadratsump, der „jenseits von Gut und Böse“ sich auf Regimentsunkosten ausleben will als „Vollnatur“, die jeder Schranke spottet.

Ludwig Scharf hat mit genialem Geherblick die Stelle erdect, wo auch dieser Mensch sterblich ist — in der Liebe zur Mutter und in der Ehrfurcht vor der stummen Natur. Aber das sind nur flüchtige Momente, und darum hat er sie auch nur in wenigen Nummern festgehalten. Zu diesen gehört in erster Linie der wundervolle Gebetspsalm: „Ackertrume, Scholle der Erde, heilige, reine, wie ich dich liebe!“ (früher bereits in der „Gesellschaft“ abgedruckt), dann „In der Passionswoche“. Dagegen fallen aus dem Rahmen: „Das Niederwattdenkmal“ und „Adam - Don Juan“, denn sie haben nichts mit dem Menschentypus gemein, den uns der Dichter mit btütiger Wahrheit gezeichnet. Gehören also auch nicht in diese Sammlung.

Alles in allem, wenn man's richtig besieht, eine große schöpferische That. Nach dieser Kraftprobe darf die deutsche Dichtung von Ludwig Scharf noch Herrliches erwarten. Denn es ist zu vermuten, daß seinem mächtigen Talent auch noch andere Typen nahe liegen, als dieser „Mensch“.

M. G. C.

Albert Giraud: Pierrot Lunaire. Deutsch von Otto Erich Hartleben. Berlin, Verlag deutscher Phantasten. — Daß das höchst geschmackvoll ausgestattete Buch nur Übertragungen aus dem Französischen enthält, trünkt meinen deutschen Stolz nicht,

dem ich bin überzeugt, Hartleben hätte die Kraft besessen, auch die Originale selbst so meisterlich zu verfassen, wie er sie verdeutscht hat. Hartleben ist eine unserer allerstärksten modernen Begabungen in der Lyrik wie im Drama, wie seine „Ganna Jagert“ ausweist, das beste Stück, das die Moderne bis jetzt auf Berliner Boden gezeitigt.

Pierrot Lunaire ist die phantastische Laune und Anmut selbst, eine köstliche Blüte moderner künstlerischer Selbstverspottung im fideien Selbstgenuß, garniert mit jener humoristischen Wechmut, die zur besseren Verdauung unerlässlich. Neben Verlen edelster Kunst prunzt natürlich auch manches nur spielerisch gemachte Stück in diesen fünfzig reimlosen Dreistrophern mit der elegant durchgezogenen ersten Verdzeile in der Mitte und am Schluß. Der musikalische und koloristische Reiz ist einfach bestrickend, so durchsichtig auch die technischen Kniffe für den Kenner sind. Die Hegererei ist garnicht so groß. Aber die Nachahmer soll der Teufel holen.

M. G. C.

Dramen.

Eine feine, poetischerfüllte Arbeit ist der dramatische Einakter „Alkandis Lied“ von Arthur Schnitzler (Wien). Die gereimten Jamben setzen zu voller moderner Wirkung Schauspieler voraus von vollkommen reifer Natürlichkeit und Schlichtheit, fern aller konventionellen Pathetik und Theatralik. Den Inhalt des anmutigen Werdens bildet die Eifersucht auf einen toten Dichter!, durchaus neu nuanciert und höchst geistreich motiviert. Auf unseren von der Pest der Unnatur verunsteteten Bühnen und bei unserem verflachten Publikum wird eine erfolgreiche Aufführung allerdings schwer zu haben sein. — Bahrs Lustspiel „Die häusliche Frau“ (Berlin, S. Fischer) ist, abgesehen von dem daran verschwendeten Witz, schon technisch höchst ergötlich gemacht: Akt eins und zwei ein Stück, Akt drei und vier ein

anderes Stück, und zwar so, daß das zweite Stück das erste auf den Kopf stellt. Man kann jedoch auch im Spaß des Guten zu viel thun, und dann werden die Menschen wild und setzen den Spahmacher vor die Thür. C.

Moderne Teutonen. Schauspiel in vier Akten von Balis. (Berlin 1893. Bibliographisches Bureau.)

Eine Tendenzarbeit schlimmster Sorte. Das Stück soll demnächst am Alexanderplatz-Theater — einer der zwei Vorstadtbühnen unter der rührigen Direktion Jamsi — zur Aufführung kommen. . . . Das Bibliographische Bureau in Berlin verfolgt neuerdings so ausgeprägt „jüdischschuppentruppenmäßige“ Tendenzen, daß man unwillkürlich stupig wird. Das Bureau, welches neben dem Buchverlage auch in Diamanten, alten Bronzen und Bildern „macht“ (!) und ein Netz von Agenturen spinnenartig auswirft (z. B. in Frankfurt a. M. Bär & Co.), hat da wieder mal ein famoscs litterarisches Kutusdel ausgebrütet im Sinne der Tendenzen der „Alliance Israélite“. Endesunterzeichneter ist wahrlich kein Radau-Antisemit, verzichtet überhaupt auf diesen fragwürdigen Ehrentitel, aber er kennt das „außerwähite Volk“, speziell auch die höchstgefährliche Sorte der modernen Reformjuden, aus deren Kreisen der Verfasser des vorliegenden Dramas offenbar stammt. Das Stück ist — wiederholt sei es gesagt — politische Tendenz-mache schlimmster Art, in der Verbindung der Uherusker soll der Verein „deutscher Studenten“ lächerlich gemacht werden, die Affaire Ahlwardt spielt hinein, Stöcker wird ironisch der „Luther dieses Jahrhunderts“ genannt u. s. w. Solchen Leuten, wie dem Herrn Balis, kann im Interesse der Literatur nicht energisch genug auf die Finger geklopft werden.

W. A.—t.

„Der Arbeiterkaiser“, Trauerspiel von Fr. Dukmeier (E. Knebel, Berlin).

Mit einem weniger anspruchsvollen Titel hätte der Verfasser geringen Ansprüchen

genügen können. Man ist ja förmlich gezwungen, hinter diesem tendenziösen Titel ein modernes, soziale Probleme zu lösen versuchendes Werk zu suchen. Und was findet man? Ein Personenverzeichnis mit dem großen Peter von Rußland und all denen, die ihrer Zeit russische Geschichte gemacht haben.

Einigermassen getrübt durch das Motto: „Darum rede ich zu ihnen durch Gleichnisse, denn mit sehenden Augen sehen sie nicht und mit hörenden Ohren hören sie nicht, denn sie verstehen es nicht,“ geht man an die Lektüre des Buches, die glücklicherweise nicht von langer Dauer ist, denn der Verfasser beschränkte sich einer lobenswerten Kürze. Diese Kürze ist noch das Beste an dem Drama, denn wir finden in demselben alle Vorurteile, die man im Publikum gegen — historische Trauerspiele hegt, begründet.

Der „Arbeiterkaiser“ heißt es, ein — historisches Trauerspiel ist es.

— a —

Enzlo (sie umarmend):

Lah den schönen Veid umschlingen,
Nur für einen Augenblick
Lah mich, süße Maid, erringen
Jenes heil' ersehnte Glück.

(Sie küßend):

Einem Kuß von Deinen Lippen,
Seligkeit, die ich empfand!
Lah mich von dem Tranke nippen,
Den der Himmel mir gesandt!

Knecht:

Deinen Wunsch muß ich erdienen;
Mühsal, Innig, süßer Hauch,
Ewig soll die Liebe währen,
Selig, ja, das bin ich auch.

Enzlo (sie an sich ziehend):

Wenn wir innig uns umfassen,
Fest vereint in Sympathie,
Wächst ich nimmer von Dir lassen
Süße, traute Harmonie!

Und weißt du auch, geneigte Leserin, wo diese schönen Verse geschrieben stehen? Nein? So sag' ich's dir:

Auf Seite 17 des Trauerspiels „König Enzlo“ (Mährisch-Litau, Julius Kitzl, 1893) von Moriz Ritter von Gutmann, Verfasser der Tragödie „Konradin,

der letzte Hohenstaufe“ und der Gedichte „Tönende Saiten“.

Er giebt nicht Ruh, er giebt nicht Ruh, unser Hauto-finance-Poet giebt nicht Ruh, und er hat's doch wahrhaftig nicht nötig. — Aber! Fui Teibel! Was bin ich doch für ein Materialist! Muß man denn immer nur ums Geld der schönen Poesie huldigen??

Unser Hauto-finance-Poet macht's da freilich viel klüger, nämlich umgekehrt: er muß das Geld hergeben, um der schönen Poesie huldigen zu können, er huldigt ihr für's Geld, und, da er uns in feinen „Gedichten“ (siehe Oktoberheft 1892) angezeigt hat, daß er die Absicht habe, „ihr ewig treu zu sein“ und „ihr sein Leben zu weihen“, so steht für das Vermögen des Hauses Gutmann etwas sehr schlimmes zu befürchten.

Ja, solch ideale Jünglinge lasse ich mir gefallen! Andere Herrchen dieser Façon verlieren ihr Geld durch Spiel und Weiber, Gutmann durchs Dichten. Wie anders möchten doch viele Dichter, die mit Entbehrung ringen müssen, fortkommen, wenn ihnen die Summen zur Verfügung ständen, die unser Sonntagnachmittagspoet durch Umschweifen in Verse mit der Zeit verschleudert!

Karl Kraus.

Soziale Litteratur.

Dreieinhalb Monate Fabrikarbeiterin. Eine praktische Studie von Frau Dr. Minna Bettstein-Welst. Berlin, deutsche Christenlerngesellschaft.

Das Kellnerinnen-Elend in Berlin. Von Karl Schneidt. Berlin, Moderner Verlag.

Sagt, wenn ich diese Schriften empfehlen soll? Unserer Obrigkeit, die uns von Gott verordnet? Unter deren kluger und gütiger Fürsorge und Oberaufsicht ja alles geworden, wie es geworden ist? Die bedarf der Wissenschaft von außen nicht, sie sieht selbst an der Quelle aller Erkenntnis, sie hat eigentypig und eigenhändig an allem staatlich und gesellschaftlich Gewordenen mitgearbeitet. Und wäre ihr

die Geschichte am Ende über den obrigkeitlichen Kopf gewachsen und die obrigkeitlichen Hände griffen in die Luft oder wo andershin, wo nichts Nützliches und Zweckmäßiges zu erhaschen ist, so hilft auch die Wissenschaft nichts mehr. — Oder soll ich diese Schriften der hohen, mittleren und niederen Geistlichkeit, den Priestern der sämtlichen staatlich anerkannten Konfessionen und Sekten empfehlen, damit sie dieselben am Sonntag von allen Kanzeln verlesen und zum Predigtthema nehmen an den hohen Festtagen? — Oder den vornehmen Damen des Adels und des Geldadelsbürgertums? — Oder dem Generalkstab der großen deutschen Reichsarmee? — Überall bekäme ich diese Schriften mit Protest zurück. Sagt mir, bitte, wem ich sie mit Erfolg empfehlen soll! Es stehen so furchtbare Wahrheiten auf jeder Seite, wer hat Augen und Ohren, ein Herz und Gewissen dafür? Jedes Blatt ist ein Blut- und Thränengetränktes Dokument aus der unendlichen Leidensgeschichte der Armen, Elenden und in Not Verkommenen, wer ist geschickt, daraus die rechten Entschlüsse zu ziehen und in die rechten Thaten umzusetzen? Soll ich mich am Ende gar an die Volksvertreter im deutschen Reichstage wenden? Aber das Volk hat bis jetzt ja gar keine Vertreter, sondern nur die Parteien haben solche, und die treiben Partei, aber nicht Volkspolitik. Ich bin ratlos. Gebe ich sie den Publizisten, die machen schwungvolle Leitartikel darüber, die heute gedruckt, morgen vergessen sind. Die Dichter dichten — und der Kartten bleibt im Pred. Donnerwetter! M. G. C.

Vermischte Schriften.

Die Schäden der Zeit. Unsere Schulmeister. Verlag von Gustav Körner. Leipzig. 1892. — Ein albernnes Machwerk! Auf dem Titelblatt ist ein großer Krebs abgebildet. Darunter steht die Aufschrift: Nunquam retrorsus! Das ganze Buch ist, wie eine hebräische Bibel,

von hinten nach vorn gedruckt, jedoch so, daß die Rückseite ober, besser gesagt, Vorderseite eines jeden Blattes leer bleibt, jedenfalls nur, damit der gedankenarme Verfasser, mit seinen 36 Seiten Geschwätz eine Broschüre von 5 Bogen zusammenstopfeln konnte. Die 36. Seite enthält nichts weiter als die beiden Goethe'schen Verse:

„Das wollt euch nicht behagen;

Ihr habt das Recht, gestutzt vort zu sagen.“

Ich erlaube mir, von diesem Rechte hiermit Gebrauch zu machen. Hätte ein hinterpommerscher Junker diese niederträchtigen Schimpfereien über unseren gesamten Lehrerstand zu Papier gebracht, so wäre kein Wort darüber zu verlieren. Die Bauernhuden, die, nach Rißt duftend, auf das Seminar kommen, um dort zu hochmütigen Alledwifflern und religionslosen Spöttern geduldet zu werden, kennt man ja aus den Reichstagsreden unserer Konservativen zur Genüge. Wenn aber einer, der für Trennung von Kirche und Schule zu schwärmen vorgeht, diese junkerlichen Albernheiten nachplappernd, unsere Lehrer für alle Sünden unserer forrumpierten Gesellschaft verantwortlich macht, so gehört er einfach ins Karrenhaus. Ich bin gewiß der Letzte, der unsere heutige Jugend-erziehung für vollkommen hält; im Gegenteil, ich möchte sie zum größten Teil in Grund und Boden hinein verdammen. Aber was können unsere Lehrer dafür? Sie haben als Staatsdiener die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, die ihnen anvertrauten Menschenkinder nach vorgefertigten Recepten zu gehoramen Untertanen heranzudrillen. Weh dem Schulmeister, der bloß Menschen formen wollte! Seine Stelle würde bald durch einen verständnisvolleren Pädagogen ersetzt. Wer das aber weiß und dennoch die gesamte Lehrerschaft in so gemeiner Weise beschimpft, wie der Verfasser dieses Krebsbuches, der beweist nur, daß er nicht den Mut hat, sich mit seinen Klagen an die richtige Adresse zu wenden. Gebt unsern Lehrern mehr Freiheit,

reißt ihnen die Zwangsjade des alleinseligmachenden Militär- und Kapitalstaates vom Leibe, und ihr werdet ein blaues Wunder an ihnen erleben! E. St.

Briefe Thomas Carlyles an Barnhagen von Ense aus den Jahren 1837 bis 1857. Übersetzt und herausgegeben von Richard Preuß. Berlin, Gebr. Paetel. — Zu den wenigen Romanen und Engländern, deren Empfinden und Fühlen dem Deutschen an Tiefe und Eigenart nahe oder gleich kommt, gehört in erster Linie Thomas Carlyle. Er hat deutsches Wesen liebevoll-kongential aufgefahrt und unsern Schiller und Goethe verstanden, wie nur die besten Deutschen selbst. Zeugnis davon legen seine Schriften über Gegenstände aus der deutschen Litteratur ab, sowie namentlich sein Briefwechsel mit Goethe. Jetzt liegt ein zweiter Briefwechsel vor, der mit Barnhagen von Ense. Richard Preuß hat ihn übersetzt und erläutert. Er umfaßt 20 Jahre und zwar gerade die Entstehungszeit von Carlyles Geschichte Friedrichs des Großen. Barnhagen stand dem englischen Freunde mit litterarischen Rathweisen, Büchern und Karten helfend zur Seite, erlebte aber die Vollenbung des Werkes nicht mehr. Was uns an den Briefen besonders wichtig erscheint, ist, daß sich in ihnen der Charakter des Verfassers klar und deutlich abspiegelt. Sein Grundzug ist Einfachheit, Ruhe, Stille, Schweigsamkeit, im Gegensatz zu der Geschwätzigkeit und Geselligkeitsucht der meisten unbedeutenden Menschen, namentlich der Franzosen. Alleinsein mit dem stummen Weltall, um den ewigen Stimmen darin zu lauschen, auf daß die Wirbelwinde stauenden irdischen Unsinnens sich von Zeit zu Zeit ein wenig zu Boden senken mögen — das ist ein Haupterforderniß nicht nur für den großen, sondern für jeden Menschen oder sollte es wenigstens sein. Unsere gesellschaftliche Zeit könnte in der Beziehung viel von Carlyle lernen. Das Unternehmen des Herausgebers verdient Anerkennung. Dr. W.

Konrad Fischer, Geschichte des deutschen Volksschullehrerstandes. Hannover. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). — Der 2. (Schluß-)Band dieses trefflichen Werkes liegt vor uns. Das Buch ist durchaus kein pädagogisches, sondern ein soziales, und als solches verdient es die Beachtung der weitesten Kreise. Der vorliegende Band giebt die Schilderung des Lehrerstandes im 19. Jahrhundert, also in einer Zeit, wo er sich aus der tiefsten Erniedrigung schon herausgearbeitet hat, sich als Stand zu konsolidieren beginnt. Der Volksschullehrerstand während der französischen, während der Freiheitskriege — an dem mehr Lehrer teilnehmen wollten, als zugelassen werden konnten — die Theilnahme an den politischen Wirren des Jahres 1848, die Reaktion, die Hebung des Standes seit 1866 — alles dies zieht an unserem Auge vorüber und zeigt die Fortschritte, die dieser wichtige, viel unterschätzte Stand gemacht hat. Er zeigt zugleich, wie viel noch für ihn übrig bleibt, nicht bloß in materieller Hinsicht, sondern auch vor allem an innerem, geistigem Wachstum, wozu eine tiefere Vorbildung die erste Bedingung ist. Das Werk kann allen denen empfohlen werden, die Interesse an der Kenntnis der deutschen Kulturgeschichte nehmen; ein gut Teil davon spiegelt der Volksschulerstand wieder. Je tiefer er steht, um so tiefer das allgemeine Niveau des Volkes; je höher er steigt, um so bessere Aussichten für die Zukunft der Nation. Dr. E. W.

Französische Litteratur.

Der jungbelgische Naturalist Honry Kistomaeckers hat sich durch seinen Erstlingsroman „Lit do Cabot“, den ich seiner Zeit an dieser Stelle anzeigte, in vortrefflichster Weise in die Litteratur eingeführt. Die realistischen Bilder aus dem Leben des Komödiantenvolks, die uns dort entrollt wurden, zeigten in Auffassung und Ausführung ein so ungewöhnliches Können, daß man von der

Weiterentwickelung dieses kräftigen Talents, das sich hier in so auffälliger Weise offenbarte, das Beste erhoffen durfte. Leider ist der Wechsel, den der Verfasser des „Lit de Cabot“ auf die Zukunft zog, vor der Hand wenigstens noch uneingelöst geblieben, denn der neue Roman, der unter dem Titel „. . . Mon Amant!“ jüngst bei Flammarion in Paris erschienen ist, bleibt nicht nur hinter dem oben erwähnten Erstling um ein gewaltiges Stück zurück, sondern ist auch an sich betrachtet ein Wert, an dem wohl niemand eine rechte Freude haben wird. Ristmaeckers versucht sich in „Mon Amant“ mit wenig Glück auf dem gespannten Drahtseil der manieriertesten Fin-do-sicelo-Lustspringerel, und es spricht nur für die Kraft und Eigenart seines Talentcs, daß dieser Versuch gar so kläglich ausgefallen ist. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn der Autor diesmal die seiner psychologischen Experimentierarbeit nichts anderes zuwege gebracht hat, als ein gewähltes und herzlich langweiliges Buch, über das man am besten zur Tagesordnung übergeht. Hoffentlich bewirkt der Mißerfolg das eine Gute, daß sich Ristmaeckers wieder auf den Weg zurückfindet, den er in „Lit de Cabot“ so verheißungsvoll betreten hat.

Nach der gewaltigen Enttäuschung, die einem Ristmaeckers „Mon Amant“ bereitet hat, ist man doppelt dankbar, ein Buch wie Hector Malots Roman „Zyto“ (Paris, Dentu) in die Hände zu bekommen. Malot will nichts mehr als ein guter Unterhaltungsschriftsteller sein, er kennt die Grenzen seines Talents und hütet sich in weiser Selbstkenntnis, sein Ziel zu hoch zu stecken. Das kleine Gebiet, das er als Romancier kultiviert, ist ihm dafür aber um so bekannter. So zeigt sein fruchtbares Schriftstellerisches Wirken eine seltene Regelmäßigkeit: er hat uns zwar noch nie durch phänomenale Leistungen überrascht, hat uns andererseits aber auch noch nichts geboten, was unter

dem Durchschnittsniveau der guten Unterhaltungslitteratur zurückgelassen wäre. Der vorliegende Roman gehört mit zum Reifsten und Besten, was der schaffensfreudige Autor bisher publiziert. Der klare Aufbau, die sorgsame Entwicklung und die spannende Führung der Erzählung zeigen die geschickte Hand des erfahrenen Routiniere, während die treffliche, lebenswahre Charakteristik der Heldin wie der übrigen Figuren des Romans und die feine psychologische Motivierung den ernststrebenden Künstler erkennen lassen. Kurz, man hat es in Malots „Zyte“ — der prächtig ausgestattete Band ist von jemandem mit hübschen Bildern geschmückt worden — mit einem Buche zu thun, das allen Ansprüchen aufs Beste gerecht wird.

Die allbekannte, durch Wohlfelicität wie treffliche Stoffwahl gleich ausgezeichnete Romanbibliothek „Auteurs Célèbres“ (Paris, Flammarion) enthält in den leptonter erschienenen Bänden (vol. 226—32): G. de Peyrebrune, „Jean Bernard“ — Oscar Môtérier, „Myrrha-Maria“ — Courteline, „Les Facéties de Jean de la Butte“ — Boussonard, „Chasseurs canadiens“ — Yves Guyot, „Un Fou“ — Alexandre Dumas, „Marie Stuart“ — Tancrède Martel, „La Parpaillette“.

Die mit der oben erwähnten Bibliothek erfolgreich konkurrierende Sammlung von modernen französischen Romanen, die bei Dentu in Paris unter dem Titel „Les Maitres du Roman“ fortlaufend erscheint, bringt in den neuerdings zur Ausgabe gelangten Bänden (69—73): Catusle Mondès et Richard Lesclide, „Veritables Mémoires de Casigliostro“ — Mélandri, „La Gouvernante“ — Camille Lemonnier, „Un Malo“ — Xavier de Montépin, „La Maitresse du Mari“ und Gourdon de Genouillac, „L'homme au nez coupé“.

Unter den Prachtwerken, die uns die vorjährige Weihnachtszeit gebracht, muß

mit besonderer Auszeichnung des prächtigen Buches gedacht werden, das John Grand-Carteret unter dem Titel „XIX^e Siècle“ bei Didot in Paris herausgegeben hat. Der geistvolle Schriftsteller, dessen Werke sich mit Recht allgemeinsten Beliebtheit erfreuen, giebt uns hier in übersichtlicher Darstellung eine Geschichte der kulturellen Entwicklung Frankreichs im Laufe unseres Jahrhunderts. Einen eigenartigen Reiz erhält die Grand-Carteretsche Schilderung durch die fortgesetzte vergleichende Betrachtung der Verhältnisse am Beginn und Ende des Jahrhunderts, eine Betrachtung, die sich auf alle Äußerungen des geistigen Lebens erstreckt. Wir erhalten so ein bis ins kleinste Detail getreu gemaltes Bild der verschiedenen Phasen, die die französische Kulturgeschichte im Stufengange einer hundertjährigen Entwicklung durchlaufen hat. Grand-Carterets „XIX. Siècle“ enthält das Resultat umfassender, emsiger Quellenforschungen, ganz spezielles Lob verdienen die klare Anordnung des überreichen Materials und die sprühende Art, mit der der Autor seinen Stoff behandelt. Der ebenso reiche wie glänzende Illustrations Schmuck, der dem umfangreichen Bande beigegeben ist, steht hinter dem trefflichen Text nicht zurück. Grand-Carteret hat mit feinstem künstlerischen Takt aus der Fülle des in Betracht kommenden Materials dasjenige ausgewählt, das von bleibendem Wert und zugleich von charakteristischer Bedeutung ist. Die typographische Ausführung dieser Bilder, die die Anschaulichkeit des Textes in wünschenswerter Weise erhöhen, ist ebenso tadellos wie die übrige Ausstattung, die die Verlagsabhandlung dem Buche gegeben hat.

„Claudius Bombarnac“, der neueste, von Benett illustrierte Roman des nimmer rastenden Jules Verne (Paris, Heybel), enthält das Reisetagebuch eines Reporters, der im Auftrage seines Blattes von Tiflis nach Peking reist, um über die Wunderwelt, die die transasiatische Bahn dem

Verkehr erschlossen hat, zu berichten. Was die Schilderung von Land und Leuten anbelangt, so bewegt sich Verne hier ganz auf dem Boden der nächstern That sachen, freilich hält er sich dafür in der eigentlichen Erzählung, die an abenteuerlichen Verwickelungen nichts zu wünschen übrig läßt, wieder schadlos. Das dürfte aber gerade nach dem Geschmack der jugendlichen Leser sein, die ja das Hauptkontingent der Verne-Gemeinde bilden. — Von anderen Werken der Extraneelitteratur für die reifere, französisch lesende Jugend nenne ich noch als besonders gelungen die wissenschaftliche Münchhausiade, die der bekannte Jugenddichtsteller G. Le Fauro unter dem Titel „Les Robinsons lunaires“ bei Dentu in Paris veröffentlichte. Fernand Fau hat den elegant ausgestatteten Band mit zahlreichen hübschen Bildern geschmückt.

Die „Bibliothèque de l'Art“ in Paris hat ihre bestbekannte Kollektion der „Artistes célèbres“ um eine neue, bedeutungsvolle Monographie vermehrt, die unter dem Titel „Les Hâtes“ jüngst zur Ausgabe gelangte. C. Gabillot, ein Kunstforscher von bewährtem Ruf, unterzieht hier die künstlerische Thätigkeit der Hâtes, besonders diejenige J. B. Hâtes, eines der besten Maler des 18. Jahrhunderts, einer eingehenden kritischen Untersuchung. Nahe an 200 Illustrationen, die die Hauptwerke des Meisters in vollendeter künstlerischer Reproduktion zur Anschauung bringen, bilden die wertvolle Beigabe der interessantesten kunsthistorischen Arbeit.

Sehr lesend- und beachtenswerte kritische Studien veröffentlichte Edmo Champion in seinem bei Flammarion in Paris erschienenen Buche „Voltaire“. An der Hand einer kleinen Zahl von charakteristischen Beispielen beweist der Autor, daß sich in Voltaires Schriften noch ein reicher Schatz von Belehrung birgt, der bisher noch so gut wie unbeobachtet geblieben ist. Champion wendet sich weiterhin gegen die Ausleger Voltaires, deren

Forschungen zum großen Teil auf falschen Voraussetzungen beruhen und daher einer Korrektur bedürftig sind.

Der berühmte Karikaturist Caran d'Ache macht sich in seinem neuesten humoristischen Bilderbuch „Le Carnet de chèques“ (Paris, Plon) in gelungenster Weise über den Panamastandal und die Helden desselben lustig. Zu den Wenigen, die die geheimnisvollen Chèques mit eigenen Augen gesehen haben, scheint auch Caran d'Ache zu gehören. Er hält mit seiner Wissenschaft nicht hinter dem Berg, sondern präsentiert die ominösen Papiere in einem veritablen Chèqebuch dem großen Publikum. Caran d'Aches hübsches Chèqebüchlein wird sich bald in aller Hand befinden und allgemeine Heiterkeit erregen.

Die von Plon, Rourit & Cie. in Paris herausgegebene „Revue hebdomadaire“ hat sich in den wenigen Monaten ihres Bestehens die Sympathien des gebildeten Lesepublikums im Sturm erobert. Die ebenso gediegene wie inhalts- und abwechslungsreiche Wochenchrift muß heute an erster Stelle genannt werden, wenn von der französischen Zeitschriftenliteratur die Rede ist. Ich habe die „Revue hebdomadaire“ bei ihrem Erscheinen gebührend hervorgehoben und will heute nur hinzufügen, daß die Wochenchrift die Versprechungen, die sie dem Leser in ihrem Programm machte, mehr als erfüllt hat. Die in letzter Zeit erschienenen Hefte — es gelangen allmonatlich vier bis fünf Hefte zur Ausgabe, die einen starken Band von 800 Oktavseiten bilden — enthalten an Romanen „Les Antibel“ von Emile Pouillon, „Sur le retour“ von Paul Margueritte, „La Cure do misère“ von François Coppée, „Un Coeur discret“ von Gustave Guiches, „Amour do Miss“ von Blaize und Novellen von Margueritte, Vinot, Gladès, Coppée, Krestowsky, Ed. Rod und a. u. Von dem nicht belletristischen Inhalt erwähne ich nur die „Mémoires d'un conserit do 1808“ von Gille, „Sensations d'Italie“

von Bourgot und das hochinteressante, anonym erschienene Stizzenbuch, das Heroé unter dem Titel „Un Anglais à Paris“ aus dem Englischen übersezte. Daneben bringt jedes Heft Gedichte und eine umfassende Übersicht über das Kunst- und Litteraturlieben der Gegenwart. Im Monat März beginnt die „Revue hebdomadaire“ mit der Veröffentlichung von Zolas neuem Roman „Le docteur Pascal“, welcher an dieser Stelle zum ersten Abdruck gelangt. Die trefflich geleitete Zeitschrift sei unseren Lesern nochmals bestens empfohlen. A. G—tze.

Papes et Paysans par Ardant Gabriel. (Paris, Gamme. 1892. 16. 266 S.) — Der Titel verspricht unermeslich viel, der Text hält unermeslich wenig. Eine Art von Bauernfängerei. Man glaubt, der Autor werde sich über das Verhältnis der Päpste zu den Landbewohnern der gesamten Kulturwelt verbreiten, findet aber, daß die ganze Geschichte ausschließlich die römischen Bauern angeht. Was die Pontifex für diese Gutes und Großes gethan haben, kann hier die Wit- und (ev.) die Nachwelt vertrauensvoll lesen, natürlich — sofern sie genug Lust und Mut (es gehört auch „Mut“ dazu!) besitzt. Ardant Gabriel widerlegt u. a. die landläufige Meinung, daß die Päpste die Campagna verwildern ließen und citirt Dekrete aus dem vatikanischen Archiv, vor allem Sixtus IV., Julius II., Clemens XIV. und VIII., Paul V., Benedikt XIV., Pius VI., VII. und IX., die das Gegenteil beweisen, oder richtiger: beweisen sollen. Wir erfahren da ausnehmend wunderbare Dinge, wahre Zauberstücke, die einem Erzebamoteur à la Boéca alle Ehre machen würden: im Sandbündren werden aus den aller-allergeräulichsten Eünden herrliche Paradiese, woegen das biblische nur eine elende Stämperei ist — ein „chargez passer“ genügt, und der altbackenste Erdboden verwandelt sich in eine ledere Zuckertorte — — kurz Dinge, von denen sich, um das schöne Citat noch ein-

mal zu nutzlichen: unsere Schulweisheit nichts träumen läßt! — Aber wo sind denn all die lieblichen Säckelchen? wird ein naives Menschentind fragen, man sieht ja nichts davon! — Ja, das ist's eben, trauter Schneef, wer klare Augen hat, wer ein „Angläubiger“ ist, der merkt nichts und schließlich: weißt du, die gottlose italienische Regierung des *re galantuomo*, sowie die seines Nachfolgers, diese liberalen Freimaurer, haben alles wieder vernichtet, auf den status quo gesetzt, um das Papsttum recht in Verruf zu bringen, und deshalb kannst du nichts von jenen Wörtern der Armida (oder vielleicht der Vanozza? Marozzia?) erbilden, mein gutes Herz! — O, die Dummheit ist groß auf Erden, noch größer aber die Kasführerei! — Eine Probe des Tones, in dem das Buch geschrieben ist: „Mehr als zwanzig Jahre hat der Papst keinen Einfluß auf Rom und die Umgebung. Und was haben während der ganzen Zeit jene gethan, die den Päpsten vorwarfen, daß selbe die römische *campagna* vernachlässigt? Sie ernannten einige Kommissionen — das wollen wir nicht bestreiten — aber jene Kommissionen haben bislang rein gar nichts vollführt!“ — Das genügt wohl. Trotz des zahlreichen — das wollen wir ebenfalls nicht bestreiten — „authentischen“ Materials ist das Werk nur mit großer Vorsicht aufzunehmen. Authentisch! — mein Gott, wie viel giebt's dieses Kraus, dem man nachher auf die Spur gekommen ist, mein lieber Vetter und mein Sohn!

Stauf von der March.

H. Dietz, *Les Littératures étrangères* (Paris, 1892) ist ein Werk, wie man es von der *grande nation*, qui *marché à la tête de la civilisation* (vergl. Panama) schon gewohnt ist: recht viel Phrasen, sehr wenig Tatsächliches, von Unregelmäßigkeiten ganz zu schweigen.

Jules Lemaitre sept seine *Impressions de théâtre* (sixième série. Paris, 1892) fort, welche aber je weiter, desto wertloser werden. Der französische

Kritiker P. Talon nennt die Abhandlungen dieses Bandes „ganz und gar banal“ (Polybiblion 10).

Über die interessante Erscheinung, daß viele französischen Schriftsteller aus rasenden Soulfüssen fromme Paulusse werden, referiert F. Klein in seinem lezenswerten Schriftchen *Le mouvement néo-chrétien dans la littérature contemporaine* (Paris, 1892). Von den hervorragenderen seien genannt: Bourget, Rod, Coppée, Vogüe und Leroy-Beaulieu. Allerdings wollen selbe nur halbe Paulusse sein, da sie die Dogmatik verschmähen und einzig an der Moral festhalten, in diese aber allerlei phantastische Elemente hineinmengen.

Monsignore D'Hulst läßt seine Abhandlungen in Buchform *Mélanges philosophiques* (XII und 524) erscheinen, worin er die philosophischen Nichtigungen der neuesten Zeit beurteilt; das letzte *Essay l'examen de conscience* de E. Renan beschäftigt sich mit dem Verfasser der *Vie de Jésus* in — wie sich denken läßt — sehr totschlägerischer Art und Weise. — Philosophische Melangen (so wird von uns Litterateuren der weiße Kaffee genannt) — was will man noch mehr?

Stauf von der March.

Englische Litteratur.

In Amerika hat das Schulwesen einen gewaltigen Aufschwung genommen. In manchen Beziehungen sind, sogar nach dem Urteil deutscher Sachkenner, amerikanische Schulen den deutschen überlegen. Doch ist im großen Ganzen Deutschland immer noch das Ideal, zu dem die Amerikaner hinaufblicken in Sachen des Schulwesens und der Wissenschaft. Auch in Amerika werden neuere Sprachen, besonders Deutsch, auch Französisch, immer mehr kultiviert und verdrängen dadurch die alten klassischen Studien einigermaßen. Dazu kommen die Naturwissenschaften mit ihren großen Ansprüchen an Zeit und Kraft, wodurch die

armen „Alten“ noch mehr in den Hintergrund gedrängt werden. Es ist auch an der Zeit. Besonders eigenartig haben sich in Amerika die Universitäten entwickelt. Es sind keine Staatsanstalten und vielfach nur Fachschulen erster Ordnung; aber sie saugen an, sich zu Organismen abzurunden. Groß ist die Zahl deutscher Dozenten oder in Deutschland ausgebildeter amerikanischer Gelehrter an diesen Universitäten. Deutsche Wissenschaft dominiert. Ganz praktisch ist die Einteilung der Studierenden in drei Arten: erstens die Nichtprofessionellen, die aber auch Grade erringen können; zweitens die Professionellen, also die Mediziner, Juristen, Theologen; und drittens die „Forscher“. Diese drei Arten sind nicht allzu mechanisch getrennt, aber doch von einander unterschieden. Wir in Deutschland würden flug daran thun, die Vorlesungen auf Universitäten in diese drei Arten zu teilen, in durchgreifenderer Weise, als dies bisher der Fall ist. Wie großartig die Stiftungen sind, mag man daraus entnehmen, daß allein in der letzten Woche des vergangenen Jahres drei amerikanische Universitäten drei große Stiftungen gemacht worden sind, zusammen im Betrage von anderthalb Millionen Dollars. Ein würdiges Seitenstück dazu ist das Geschenk, das der junge Vanderbilt dem New-Yorker Kunstverein gemacht hat in Gestalt eines hunderttausend Dollars werten Gebäudes für Kunstsammlungen. Also der ideale Sinn der germanischen Rasse, der die Welt allein noch retten wird vor dem Untergange, ist im so oft schon verführten Amerika noch lebendig genug. Und ist amerikanische Kunst und Litteratur auch noch nicht sehr entwickelt, so dürfen wir doch, vielleicht schon von der kommenden Generation, Großes erwarten auch auf diesen Gebieten. Das gesündeste Blut giebt eine Mischung aller edlen Rassen, mit viel germanischem Blut. Das hat auch der englischen Litteratur ihren eigentümlichen Charakter gegeben. Eine neue Zeitschrift über „Political Economy“, die aus dem Verlag der Universitätspresse von Chicago

hervorgeht, bringt eine Übersicht über das Studium der Nationalökonomie an allen Universitäten Amerikas. Interessant ist auch die Mitteilung, daß das Studium dieser Wissenschaft nach Form und Inhalt gewonnen hat, seit die „nationalökonomische Gesellschaft“ der Vereinigten Staaten sich von der sozialdemokratischen Kontrolle emancipiert hat. In Amerika wie auch in England bildet Nationalökonomie ein selbständiges Lehrfach selbst in jeder höheren Töchterschule; und bei uns — wer hat eine Ahnung von diesem Fach? Zeichen mehren sich jedoch in allen Kulturländern, daß die gebildeten Elemente anfangen, in unbefangener Weise die sozialen Probleme zu studieren. Das ist auch praktisch von enormer Tragweite. Originell ist eine andere neue Zeitschrift, die in New-York herauskommt, betitelt „Motherhood“, erscheint monatlich. Ein litterarisches Ereignis in der englischen Universitätspresse ist „The Stanford Dictionary of Anglicised Words and Phrases“, in Cambridge herausgenommen. Vor zehn Jahren hat nämlich ein Herr Stanfjord der Universität Cambridge die Summe von fünftausend Pfund Sterling geschenkt, um obiges Wörterbuch mit diesen Mitteln zu ermöglichen. Er selbst hatte bereits Material dafür gesammelt. Das Buch hat 800 Seiten und ist auf lange hinaus das klassische Werk für diesen Zweck, obwohl es natürlich auf den ersten Wurf nicht vollkommen werden konnte. Von deutschen modernern Worten ist in die englische Sprache übergegangen, ohne Änderung, das Wort: Privatdozent, Zeitgeist, Erdgeist, Ewigweibliches.

Dr. Adolf Brodbeck.

Der englische Roman der letzten Jahrzehnte ist meines Wissens durchaus Tendenzdichtung. Er will predigen, belehren, beweisen. In erster Linie ist er ein Werk der Moral, in zweiter Linie erst ein Werk der Kunst. Nicht aus der Phantasie ist er geboren, aus der sinnlichen Anschauung des Kunstgeistes, aus der Vision der schöp-

ferischen Seele, sondern aus irgend einer moralischen Überzeugung, die in der Masse der Dichtung sich Bahn brechen und Anhänger gewinnen will. Also nicht ein künstlerisches, sondern ein moralisches Ziel hat dem Autor vorgeschwebt. Und nun wurde flott drauflos geschrieben, übereifrig, begeistert — und die Quantität des Hervorgebrachten übertrug meist die Qualität. Natürlich sind in diesem enggesteckten Rahmen auch Werke geblieben, die künstlerisch bezaubern, weil die Brutwärme der ursprünglichen Idee und Tendenz stark genug war, dem phantasievollen Drumunddran Farbe und Glanz zu verleihen.

Zu diesen Werken, in welchen das Freidichtersche und Tendenzlosgezwollte in schöner Harmonie und inniger Wechselwirkung stehen, gehört die *Story of an African farm* von Ralph Iron, die jetzt in einer sehr guten deutschen Übertragung von Marie Schramm-Maedonald vorliegt unter dem Titel *Lyndall* (München, Fr. Bassermann). Ralph Iron ist der Schriftstellername für Olive Schreiner, Tochter eines deutschen protestantischen Missionars in Südafrika. Der Roman ist ausgezeichnet durch den wundervollen Stimmungsglanz, der namentlich über den Schilderungen aus dem Natur- und Volksleben wie heißer Sonnenflimmer schwebt. Die Einsamkeit und der Nihilismus der südafrikanischen Steppe kann nicht entzückender dargestellt werden. Und das Tendenzlose? Es fließt aus einem religiösen Problem: Wie ein Jüngling ohne äußere Bildung den Wonnen des Pantheismus oder Atheismus erliegt. Als Gegenstück geht die Heldin Lyndall an ihrem Trang nach äußeren Sensationen zugrunde. Alle Nebenfiguren sind von prachtvollem Realismus. Kurz, ein überaus anregendes und fesselndes Werk.

R. G. Conrad.

Portugiesische Litteratur.

„As Dissonancias“. — Es ist schon geraume Zeit vergangen, seitdem dieses

Buch von Thomaz Ribeiro erschienen ist. Die Gegenwart bietet den treffendsten Anhalt, um über daselbe zu sprechen. Als es veröffentlicht ward, standen wir am Anfang vom Ende, inzwischen hat der Zusammenbruch sich beschleunigt, — das Ende naht. Dieser Trauertou, dieser Schmerzenschrei widerklingt dumpf und todeschwer.

Der Dichter selbst las mir einige dieser Strophen vor, die von Leidenschaft, Traurigkeit und seinem Spott erzittern er las sie mir in jenem herrlichen Thal von Linda a Pastora und Carnaxide . . . entzückend und traurig. Die reizenden Thäler und lieblichen Landschaften bieten keine vollendete Schönheit ohne diesen Hauch von Schwermut und Poesie, oder sind wir es selbst, die wir sie durch den Schleier unserer innersten Empfindungen so sehen? Der Frühling hatte seinen grünen Mantel über die Liser geschlungen, die das flüchtigen Jamos umfassen, in den Gehägen zwitscherten die Vögelin und auf den Klabbatten entfalteten die Blumen ihre vielfarbigen Kronen. Die weißen Häuschen der drei malerischen Dörfer, Linda a Velha, Linda a Pastora und Carnaxide vereinten ihren helleren Ausdruck dem klaren süßlingfrischen Ton der Natur — — von ferne her umsäumt das blaue Band des Tajo den Horizont, dem Bilde eine unendliche Traurigkeit verleihend, wenigstens für mich. Seine Wasser scheinen in ihrem Lauf zum Weltmeere alle Freuden meines Lebens zu entführen, all das Vergangene mit seinen wunderbaren, nie wiederkehrenden Augenblicken, mit seinem süßen Weh, denn auch das Weh ist süß, wenn man es mit geliebten Wesen teilt. . . .

Thomaz Ribeiro trug seine Verse mit dem unwiderstehlichen Reiz seiner Stimme vor. Während ich ihm zuhörte, erinnerte ich mich derselben von Leidenschaft und Begeisterung erregten Stimme, als er von seinen heißen Wünschen, seinen Dichterträumen, seiner Vaterlandsliebe sprach. Jetzt brach seine Stimme in Thränen oder fiel in beißenden Spott. Disso-

nanz — nennt sich das Buch. Dissonanzen, weil ihm die abgestimmten hehren Glockentöne, die wohlklingenden Gleichklänge fehlen.

Ich bin weiler abgesehen mit meinen Ausführungen, als ich beabsichtigte; aber sie schließen eine Reihe gerechter Beobachtungen in sich. Es ist nicht immer die Form, welche Siegerin bleibt; über den Wert der Form entscheidet nur der Eindruck auf den Leser. Es kommt auf die poetische Stimmung an. Ist diese wahr und rein, so ist die einfachste Form, die sie klar zum Ausdruck bringt, vielleicht die angemessenste. Ich habe das oft gesagt und wiederhole es heute. Diese Wahrheit möge sich denjenigen vor Augen stellen, die ihre Zeit und ihre Talente verschwenden, indem sie künfteln und klagen und sich einbilden, daß die ganze Welt sich an ihrer Wacke erbane, während der Eindruck, den diese saden Verrentungen machen, nicht den engebegrenzten Kreis überschreitet, der Wohlgefallen an ihnen finden soll. . . . Der Dichter darf in Versen nur das suchen, was seiner Idee den reinsten Glanz giebt, alles übrige sind künstlerischen, Abgeschmacktheiten der Mode, die Gedankenarmut nicht verdecken.

Und was der Dichter zu sagen hat, sei es, daß er eine Empfindung ausdrücke, die im menschlichen Herzen ein Echo findet, ein persönliches Gefühl, das in anderen bewegten Seelen sich wiederpiegelt, eine soziale oder kosmopolitische Idee, welche die Bestrebungen eines Volkes oder die Entnützung der Menschheit darstellt, — dieser Dichter wird mit Begeisterung begrüßt, selbst dann, wenn sein Seelenzustand sich den seelischen Erregungen der Gesamtheit anschaut, und vorzugsweise, wenn die Note, die seine Lyra anstimmt, einen neuen Ton wahrhaft, dessen Welle Schwingungen macht, die bisher ungeahnt schlummerten. . . .

— — Sei es, was es wolle, etwas, das ein individuelles oder verallgemeinertes Gefühl ausdrücke, das den andern den Eindruck mittelst, den die Rätselfragen des Lebens in seiner Seele wahrhaften, die Gesellschaft, Philosophie oder Wissenschaft, Ideen-

ismus, Materialismus, Positivismus, Atheismus, immer wird er ein sympathisches Echo vernehmen, bewege und begeisterte Leser finden! Aber wenn er Verse macht, nur um seltsame Rhythmen zu suchen, überraschende Formeln, Seiltänzerstrophen, wird er immer überflüssig sein, ein Kunstspringer, der auf Augenblicke die Zuschauer unterhält — — und von den Lippen des andern hallt der verzweifelte Schrei unserer eigenen Schmerzen, unserer Herzensangst, unserer Verzweiflung.

Thomas Ribeiro war immer einer jener Dichter, die singen, was sie fühlen, die in die Verse die Harmonien ihrer Seele bannen. Wenn diese Seele heute auf Tiefste verounndet ist, wie die unsere von dem Elend der sozialen und politischen Krisis der ganzen Welt und der eigenen schrecklichen Krisis unserer Nation, so überfließen diese Empfindungen unaufhaltbar.

Wie sein Lied heftig und leidenschaftlich erzittert von den ruhmvollen Traditionen des Vaterlandes, das Weiten entdeckt und erobert hat . . . wie sein Herz sich auflehnt in den Strophen, die ihm der Niedergang, die Verderbtheit unserer Gesellschaft entlehnt. Wie er sich erzürnt über die falschen Ideen derer, die eine Lehre predigen, ohne sie zu verstehen, Skepticismen ohne Basis aufstellen, und wie sein Sarkasmus aus den eisernen Saiten seiner Leyer grollt, wenn vor seinen Augen die verkappten Gedanken sich abspielen, die niedrige und insane Komödie des falschen Patriotismus, die seit einem Jahre in Portugal gespielt wird. In jenem Bude weben von Anfang bis zu Ende Gefühle, die das Herz des Dichters bewegen, Leidenschaft, die in seinem Geiste gähren. . . . In jenen Versen pulsiert Leben, fließt Blut, jene Poesie hat Muskel und Fleisch, deswegen wird unser ganzes Sein erschüttert durch die Erregung, welche die Lippen des Dichters erzittern läßt.

Pinheiro Chagas.

Czechische Litteratur.

Růžena Jeřonská, Tři listy. (Prag, F. Šimáček, 1892). — Fr. oder Fr. Jeřonský besißt, wie dem Leser noch aus meinem früheren Referat erinnertlich sein dürfte, weder ein Talent ersten, noch auch zweiten Ranges. Trotzdem scheinen ihre Gedichtsammlungen zu reüssieren, da binnen kurzem so viele Bändchen das Licht der Öffentlichkeit erblickten. Hauptsächlich dürfte das „schöne“ Gedicht ein großes Kontingent zu ihrem Leserkreise stellen, zumal die Dichterin fast ausschließlich Liebeslieder schreibt, bald tief-empfundnen, bald wieder recht läppisch. Weichheit, Gemüthsinnigkeit — ich möchte sagen: konventionelle Glätte charakterisieren die meisten Produkte. Nichts Thatkräftiges, Packendes — lauter Treibhauspflanzen. Die sehr sticht dagegen die Energie des Vorliegenden ab. Eine ganz andere Persönlichkeit ist es, die da von dem Felden des Gedichtes sagt:

..... Er war ein Mitglied
Von jener Klasse, die im goldenen Stragen
Die Ruhmsucht hat und in der Uniform
Die Ehre.

Gegen das Sujet lehne sich allerdings sehr viel einwenden — es ist zu sentimental — aber diese Stelle zeigt, daß die Dichterin das Herz am rechten Fleck hat und sich von der ohnedies schon erschöpften erotischen Schmachthyrik losmacht, was gewiß im Interesse ihres Talentes ist. — Das zweite Büchlein „Konec idylly“ (ebda) enthält viel, bez. der Motive ziemlich einförmiges Liebesgeseusel. Hoffentlich hält die Dichterin, was sie im „Epilog“ verspricht: „Das war die Idylle.“ —

Dr. M. Kovár, Struny posvatno (Heiligste Saiten). — Gebete in Versen, einzelnes gelungen, das meiste aber in recht ausgeleiterten Gleisen, trotz des präventiv vorangestellten „Dr.“

J. S. Machar, Pěle-Mělo (Bursik & Kohout, Prag). — Die Empfindungen des Dichters kristallisieren sich, hingegen sind die Schimpfereien auf Kritik und Kritiker recht matt und schläfrig.

Übersetzungen: Calderon, Wunderth. Magus; Kieiland, Gift; derselbe, Fortuna; Smiles, Fundament des Wohlstandes; Rim, Über die Freiheit; Raupassant, Peter und Hanns; Jola, Gernival (Treibich); Mierkiewicz, Ballerod; Krišto, Kaiser Roland (3. Bruchstück); Jacobsen, Nyls Lynne; Sardou, Vaterland und M. v. Egiby, Ernste Gedanken (E. Balceet, Prag), über wela letztere der „berufene“ Kritiker der Prager belletristischen Monatschrift *Blasť* (Vaterland), hochw. Herr „Filip Konečný, ord. pred.“ (ordinis predicatorum = des Predigerordens = Dominikaner) sich folgendermaßen hören läßt*): „Ich glaube, daß dem Büchlein besser der Titel gepoßt hätte: *Gesährliche Gedanken über die Religion im allgemeinen und die geoffenbarte im besondern vom Freimaurer M. v. E.*“ — Na also, Herr von Egiby, jezo wissen Sie wenigstens, wer oder was Sie eigentlich sind. Ein Freimaurer! Prof! Wahlzeit! Vielleicht hegen Sie über das große „*“ = Nichts — wie es unser tapferer Conrad nennt — ebenso „ernste Gedanken“, als über das Dogma, aber (erklärt mir Gerinbur!) trotzdem gehören Sie zur Schutzgesellschaft. Kein Widerspruch! Hochw. Herr Filip Konečný ord. pred. sagt es, ein von der Lehranzahl aus Unschlbarer, und damit basta! Sie können überhaupt noch froh sein, daß Sie nicht mehr, z. B. ein von den Juden erkaufter Schmierag***) sind. Aber weiter „Das ganze Christen ist voll giftigen Stoffs; Unwahrheit über Unwahrheit, Vermutung über Vermutung — die bestehende Ordnung***) wird verworfen und etwas neues aufgebaut, etwas Liberal-Freimaurerisches.“ — Gratuliere, Herr von Egiby, zum Avancement, vom ordinären Freimaurer zum liberalen Freimaurer emporzurücken, das heißt schon

*) Mag zugleich als Probe Czech. (allerdings parteilicher) Kritik gelten. D. R.

**) So titulierte ein kirchliches Blatt den jüngst verstorbenen Grafen Wenau!

***) Schächer! wie er schon zu fröhlicheren Vertheil!

etwas! „Herr v. E. (der Autor des Pamphlets*) hat die Aufgabe der Kirche nicht in so weitem Sinne erfasst, als es nötig ist, ja nicht einmal im verengerten Sinne — „aneisern** und erleuchten***) — er anerkennt nicht die kirchliche Zulänglichkeit. — Wundern wir uns nicht darüber. Dieser Herr weiß nicht, was die Kirche ist.“ — So, Herr von Egidy? Wie können Sie sich demnach unterziehen, über derlei Dinge zu schreiben? Ohne kirchliche Aneisernung und Erleuchtung? Warum sind Sie nicht zuvor zu hochw. Herrn F. Konečný ord. präd. nach Prag gereist, der Sie gewiß eines Besseren belehrt hätte? Um? — „Zu glauben, daß Christus aus eine andere Art Mensch geworden, als die übrigen Menschen, sei unmöglich. Gleichfalls unmöglich zu glauben sei, daß der Tote wieder auferstehen könne, daß den Erstandenen ein Gewölke überschatte und in den Himmel trage. — Solche Vorstellungen hat der Herr Lieutenant von der Auferstehung der Toten und der Vergeltung der Menschen am jüngsten Tage! Wir verwundern uns nicht, denn wir wissen, daß er (Herr v. E.) Christum als ‚Gott‘ nicht anerkennt, welcher es (die Auferstehung) doch versprochen hat.“ — Merken Sie nun, Herr v. E., daß und wie weit Sie in der Kultur zurück sind? Was Sie für gräßlich-gottlose ‚Vorstellungen‘ von den letzten Dingen haben, Sie liberaler Freimaurer! Reissen Sie doch schnellstens nach Prag! — „Und so geht's weiter). Der Herr Autor behauptet um die Wette, negiert alles, beweist nichts und wagt es doch auf Seite 12

zu ‚erhärten‘: wer seine Abhandlung gelesen, verstanden und dann still und ernst überdacht habe, der werde an Christi Göttlichkeit glauben, ohne selbe je zu bezweifeln. Das ist doch eine Waghalzigkeit! Ohne Beweise, ja, ohne jede Wahrscheinlichkeit thut der Herr Lieutenant ein wahres Weltwunder; sagen wir ein wissenschaftliches Wunder; möge er aber nur nicht vergessen, daß er selber an Wunder nicht glaubt. Wir ‚behaupten‘ nicht, aber wir hatten dafür, daß seine Abhandlung den urteilsfähigen Leser davon überzeugen wird, wie unmöglich es auch jenen ist, den Glauben an die Göttlichkeit Jesu Christi zu stürzen, welche sich den Ungläubigen zu Führern anbieten und auf ihre Wissenschaft und ‚Redensproziß‘ hinweisen.“ — Da haben Sie es, Sie waghalziger ‚Führer der Ungläubigen‘! Sogar die ‚urteilsfähigen Leser‘ überzeugen Sie vom Gegenteil Ihrer ‚ernsten Gedanken‘! Aee, das ist ooch noch nich dajewesen, Moosje Kšippa! — Aber vorwärts, zum Schluß: „Es wäre unnötig, weitere ‚Forschungen und Überzeugungen‘ des Herrn Autors anzuführen. Selbe zu dertichtigen, ist ebensowenig nolwendig, da sie selbst, kaum geboren — elend zu Grunde gehen. Jedoch erachten wir für nötig, auf das Christliche aufmerksam zu machen, damit unsere Leser wachsam seien und gegnerische Aktionen ergreifen. Wider uns geschieht vieles und der wahren Freunde haben wir wenig!“ So des hochw. Herrn Filip Konečný ord. präd. ‚beruene Kritik‘. Es ist nur jammerschade, daß man die meisten Vögel schon am Gefieder kennt, lange, bevor sie noch den Schnabel zum Tirillieren geöffnet haben, und somit weiß, was man von ihnen halten soll. Jammerschade! Denn sonst wäre man versucht, die ‚leichtfertigen Gedanken über ein ehrliches Buch im allgemeinen und Egidy's im besonderen vom Ord. präd. F. K.‘ recht ernst zu nehmen, wie es auch die urteilsfähigen (!!) Leser der ‚Blat‘ wahrscheinlich thun werden, da selbe mehr oder weniger zur Klique der Unsehnbaren gehören und vor den

*) Was heißt Pamphlet? Schmähchrift — mer schmäh! aber? Herr von Egidy in seinem unparteiischen beachtenswerten Wert aber Herr Konečný in seiner parteiischen dümmlichen Kritik?

**) Druckfehler wahrscheinlich, sollte heißen „aneisern“ (vgl. die Thätigkeit d. hl. Ofischama).

***) Ebenso, sollte heißen: „verdunkeln“ (vgl. die Thätigkeit der Dunkelmänner).

†) Der frause Stil ist auf Rechnung des Herrn Autors ord. präd. zu setzen. Er erinnert lebhaft an die scholastischen Schulhundstellen. D. Ref.

liberalen Freimaurern einen heillosen Respekt haben. Freimaurer! Prrr, eine Gänsehaut läuft allen prädestinierten Schafen über den bigotten Rücken — Nachbarin, Eure Büttle her, die weil das Fläschchen nicht ausreicht, um den unbefangenen Deutschen die Augen zu verzapfen. Liberaler Freimaurer! ja, das ist das Zauberwort, vermittelst dessen man den Pöbel hypnotisiert, um ihn ganz gefügig zu machen. Vor einigen Jahrhunderten war es der Teufel, heute ist es der liberale Freimaurer.

Frägt nur den Herru 'Kultor' (klingt verteuflert veruodnt mit Auktionär) der 'samojen' — pardon, klassischen Kritik!, der Euch 'gegnerische Aktionen' anrät — der kennt ja seine Pappenheimer. —

Ach Gott, es hält sich so manches Dorf-
musikantchen für einen Virtuosen, während es doch nur ein ganz gemeiner Bierfiedler ist, — warum sollte sich ein Ord. praed. nicht für einen 'berufenen Kritiker' halten, indes er doch kaum einen urteilsfähigen Leser vorstellt?! Warum nicht, da gegen seinen Stand (sawohl 'Stand!'), vieles geschieht' und derselbe 'wenig wahre Freunde' — will heißen Sklaven — besitzt?!

Staus von der Marck.

Vermischtes.

Dr. Sturm in Berlin, der Begründer des Vereins für naturgemäße Erziehung und Entwicklung, versendet folgende zehn Fragen an das „aufgeklärte“ Jahrhundert:

1. Wenn beispielsweise ein Tenorist heutzutage das hohe B oder C singen kann, so wird er gleichsam mit Beifall überschüttet, wenn er sonst auch noch so gequatscht oder geistlos sänge; Tausende und Abertausende erntet er für dies blischen Fertigkeit, während unzählige Denker und intensive Geistesarbeiter am Hungertuche nagen. Ist diese Geringschätzung wahrer Geistesarbeit, diese Verohnung oberflächlichen Zirkusanzes ein Zeichen zunehmender Erkenntnis, wirklichen Kulturfortschrittes?

2. Es ist eine bekannte Tatsache, daß

ein sehr großer Teil der Besucher unserer sog. guten Konzerte nicht das geringste Verständnis von denselben hat, daß er lebiglich hingehört, um mit seiner Anwesenheit zu prahlen und sich gründlich zu langweilen. Spricht diese Heuchelei, dieser Selbstbetrug für die Steigerung geistlicher Schärfe und Klarheit in der modernen Welt?

3. Wenn man die Belustigungen vergleicht, bei denen die Menschen sich wirklich „gehen lassen“, so wird man finden, daß diejenigen Schauspieler, Komiker u. den meisten Beifall ernten, welche dem Zuschauer den dümmsten und albernsten Unsin vor-machen. Ist das der Beweis einer mehr und mehr sich vertiefenden Erkenntnis und dadurch eines zunehmend besser werdenden Geschmades?

4. Die persönliche Gesundheitspflege, das wichtigste aller Gebiete, steht heute noch in den Kinderschuhen. Die meisten haben kaum eine Ahnung von einer naturgemäßen Ernährung. In Hinsicht der Pflege der körperlichen Organe steht es nicht viel besser. Von einer Pflege der fünf Sinne ist überhaupt keine Rede. Beispielsweise wissen die meisten nicht einmal, daß man das Auge nicht bloß im Ertragen von immer mehr Licht, sondern auch darin üben müsse, daß es bei immer weniger Licht ebenso deutlich sehe, denn früher bei mehr; sie glauben sogar, die letztere Übungsart wäre stets mit Überanstrengung verknüpft und werfen sich deshalb der „Blindung“ ganz und gar in die Arme. Noch schlimmer steht es in geistlicher Beziehung. Hier ist das naturgemäße Maß zwischen Arbeit und Ruhe, zwischen gründlichem Sichausarbeiten und geeignetem Sichausruhen so gut wie unbekannt. Die Folge dieser im wachen Zustande steten, wenn auch geringwertigen Geistesarbeit ist die Überreizung und damit der Untergang des Gehirns und seiner Nerven, die zunehmende Entartung und Zerrüttung des Nervensystems der modernen Menschheit. Kann man diesen Zustand als Ausklärung oder Fortschritt ansprechen?

5. Der innere, seelische Mensch ist den meisten völlig fremd. Beouhufsten, Aufmerksamkeit, Gefühl, Denvermögen und dergleichen werden stets in der tollsten Weise miteinander verwechselt, obwohl deren Sachlage doch so einfach ist. Ist diese Unkenntnis, diese Gleichgültigkeit gegen die interessantesten und erhabensten Gebiete des menschlichen Lebens, diese geistige Bedürfnislosigkeit ein Zeichen des Kulturfortschrittes?

6. Die Cholera soll bekanntlich durch den Kommabacillus erzeugt werden. Doch kann diese Krankheit anerkanntermaßen nur entstehen, wenn eine gewisse „persönliche“ Disposition vorliegt. Unter letzteren haben wir aber nicht etwa bloß eine gewisse Schwäche der Verdauung, sondern eine eigenartige Zusammenfassung des Eiweiß- und Wasser-Verhältnisses des menschlichen Organismus zu verstehen, welches durch eine bestimmte Vernachlässigung der Körper- und Geistes- bezw. Nervenpflege zustande kommt und von gewissen Momenten des Ortes und der Zeit wesentlich begünstigt wird. In diesem disponierten Körper kann sich dann der Bacillus festsetzen. Denselben aber zur Cholerazeit aus der Welt, bezw. nur aus einer Gegend zu schaffen oder ihn von ihr fernzuhalten, ist absolut unmöglich, da der Bazillus auch durch Insekten, durch die Luft z. B. verschleppt werden kann. Große Massen desselben in den Ausleerungen der Kranken und dergleichen zu vernichten, ist gut, genügt aber nicht. — Ist es unter diesen Umständen nicht besser, durch eine rationelle, genügend vielseitige und intensive Organpflege den Menschen wirklich seuchenfest zu machen, statt sich lediglich auf die Desinfektion und einige zwar gut gemeinte, tatsächlich aber ungenügende und teilweise sogar falsche Ratsschläge in Bezug auf Lebensweise zu beschränken? Werden durch diese zuletzt geschilderte Handlungsweise nicht auch Millionen des Rationalwohlstandes aufs Spiel gesetzt?

7. „Wissen ist Macht.“ Dieser Spruch hat die moderne Menschheit schon dahin gebracht, auf das selbständige Beobachten

und Denken möglichst ganz zu verzichten und lediglich mehr fremdes Zeug auswendig zu lernen. Wissen kann aber doch nur dann eine Macht sein, wenn es durch selbständiges Beobachten und Denken erworben ist. Dadurch erhalten wir ja auch erst die Fähigkeit, fremdes Wissen, das zur Erweiterung des eigenen dienen soll, auf seinen wahren Wert und Gehalt zu prüfen. Nur es da nicht viel richtiger heißen: „Denken ist Macht“?

8. Jede Tätigkeit, die gesund ist, d. h. die Kraft unserer Organe fördert, macht Freude und weckt die Lust zur Wiederholung in entsprechender Zeit. Die moderne Welt beherrscht aber eine riesige Abneigung gegen alles selbständige, intensive Nachdenken, die Frucht der Vernachlässigung der Denksübung in der Jugend. Bücher, welche zum ersten Nachdenken anregen sollen, sind daher unbeliebt und vermodern in den Bibliotheken und Buchhandlungen. Auch die Zeitungen verbleiben sich meist denkantaugende Artikel mit dem Bemerten, daß ihre Leser lediglich mehr unterhalten sein wollen. Geistige Spielerei ist die Devise; die Menschen denken zwar über mehr Dinge nach denn früher, aber nur in ganz oberflächlicher Weise; und Romane, welche lediglich literarischen, jedes tieferen Nachdenkens baren Schund bieten oder Klatschgeschichten, werden getadelt verschlungen. Ist das ein Zeichen von Aufklärung und geistigem Fortschritt?

9. „Das Studium der Sprachen, namentlich der alten, schärfst den Geist.“ So sagen wenigstens die Philologen. Was ist aber Geist? Im weitesten Sinne: Die Beobachtung vermittelt der Sinne und das Nachdenken über die beobachteten Dinge. Letzteres besteht wieder aus dem Vergleich zweier Dinge (oder Ideen), der beliebigen Umstellung von Eigenschaften in der „Phantasie“, der Begriffsbildung und Schlußfolgerung; das Gedächtnis endlich ist die Wiederholung aller Vorstellungen und Gedanken. Beim Studium einer Sprache wird nun vorzugsweise nur das Gedächtnis in

Anspruch genommen, da man in der Hauptsache lediglich die Worte der einen Sprache für die der andern sehen lernt. Das eigentliche Denken ist blutwenig, wenigstens im Verhältnis zur naturgemäßen Erziehung. Die letztere verlangt doch vor allem die Entwicklung der Kraft und Gewandtheit unserer Sinne, also die Selbstständigkeit und zunehmende Schärfe des Beobachtungsvermögens, auf der allein das selbständige Denken sich aufbauen kann. Nur so gewinnen auch die geistigen Funktionen an Kraft, nur so werden sie fremdes Wissen richtig aufnehmen und verdauen. — Da aber der Hauptteil der modernen Bildung auf der gedankenarmen Sprachenlernung basiert, so muß es kommen, daß so viele Leute zwar zwei bis drei Sprachen sprechen, darin aber nur albernes, oberflächliches Zeug reden. Deshalb müssen auch so viele Philologen geistig unselbständig, in den praktischen Denken fordernden Fragen des Lebens unbeholfen sein, wenn sie nicht zufällig oder aus „praktischer Anlage“ Gelegenheit zu naturgemäßerer Entwicklung erhalten haben. Übrigens ist das Erlernen von Sprachen für natürlich gebildete Geister in den geeigneten Jahren und bei passendem System ganz unschwierig.

Wenn nun derart die schönsten Jahre der Entwicklung vergebend werden, um den Geist in den karmen Trill zumal aller Sprachen gleichsam zu erlöten, wenn auf diese Weise einem großen Teile der „Studierten“ die Lust zu intensiver, gesunder, kräftiger Geistesarbeit verleidet wird, muß eine solche Verbildung nicht sehr oft zur Berufschablone, zu Unfähigkeit in beruflicher wie sozialer Hinsicht führen, müssen solch arme Gehirne nicht das soziale Elend millionenfach vermehren, statt überall Glück und Segen zu stiften?

10. Verdient jener, der vorstehenden Fragen gleichgültig gegenübersteht, die Achtung anständiger Menschen? Und wenn sich viele, weil ungestört, in solchem Schlamme scheinbar wohl fühlen, hindert dies nicht jede tiefere Erkenntnis alles wirklichen Schö-

nen, Wahren und Edlen? Muß eine derartige Geistesarmut nicht die Menschen in physischem wie seelischem, individuellem wie sozialem Elend niederhalten, aus dem sie ja lediglich die schärfere Einsicht zu retten vermag? — U. A. W. 9.

Die gemeinnützige Monatschrift „Nordwest“, 1877 durch August und Mathilde Lammers in Bremen begründet, ist mit Januar 1893 an Dr. Wilhelm Bode in Hermsdorf b. Dresden übergegangen, der auch als Geschäftsführer des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke Nachfolger des verstorbenen A. Lammers geworden ist. Uns liegt das erste Heft unter der neuen Redaktion vor; es beginnt mit einer ausführlichen Biographie des früheren Herausgebers, der sein wohlgetroffenes Bild beigegeben ist. In der Abteilung „Tages- und Lebensfragen“ folgen Aufsätze, deren Verfasser den verschiedensten Parteien und Richtungen angehören (Pastor Cronmeyer „Eine Zuflucht für Elende“, „Die Volkstun!“ „Demokratie und Kunst“ etc.). Die weiteren Abteilungen des Blattes sollen Lebens- und Sittenschilderungen aus Vergangenheit und Gegenwart bringen, auch über die Ergebnisse der neuesten Statistik kurz berichten und Besprechungen aus der neuesten Litteratur bringen. Wir begrüßen den neuen Herausgeber und wünschen seinem verdienstlichen Unternehmen den besten Erfolg. C.

Pflege der deutschen Musik in Paris. In den Pariser Konzertprogrammen dieses Winters nimmt die deutsche Musik einen auffällig breiten Raum ein. So wurden in den Châtelet-Konzerten kürzlich die Schumannschen Symphonien in B-dur und C-dur und Sätze aus „Lohengrin“ und den „Meistersingern“ gespielt; Lamoureux brachte im Cirque d'Été die Es-dur-Symphonie von Schumann, Weber's Curvante-Luvertüre und Beethoven's neunte Symphonie, das Vorspiel und Isolde's Liebestod aus „Tristan und Isolde“, den Walkürenritt und einen der Festmärche.

Alle diese Werte machten auf das Publikum den größten Eindruck. Dann ging der Direktor der Pariser großen Oper nach München, um den Vorstellungen der „Waldsäule“ beizuwohnen, die er demnächst aufzuführen denkt.

Alle diese künstlerischen Völkerversehnungs-Bestrebungen durch edle internationale Kunstpflege hindern aber bei dem heutigen Indianerstandpunkte der sogenannten großen europäischen Politik die verehrlichen Kulturkationen nicht, jährlich Milliarden aus dem Schweiß und Blut des Volkes in Wundwaffen und neuen Kriegsrüstungen anzulegen und beim nächsten Anlaß die „Ghamade in eine Fanfare“ zu verwandeln, um Hunderttausende armer Menschen hängen und drücken abzuschlachten. Zur größten Ehre — wessen? C.

Über das Begabsche Wodell zum Rationaldenkmal giebt Vietich in der „Vossischen“ Kunde. Danach sollen im architektonischen Teile des Hauses aufgestellt werden „sehr wahrscheinlich“ die Statuen des Kronprinzen und Friedrich Karls, „wahrscheinlich“ Standbilder noch anderer deutscher Fürsten, „vielleicht“ Relief-Reiterbildnisse von Nolite und „trotz alledem“ von Bismarck, während die übrigen Feldherren und Staatsmänner nur Hermen dekämien. Die „Tägl. Rundschau.“ meint dazu: „Wir können nicht glauben, daß man die Hofrangordnung auch der Weltgeschichte und der Kunst aufzwingen will.“ Aber warum nicht? Und der „Kunstwart“ bemerkt: „Uns unferseits scheint für dieses Nationaldenkmal nach seiner Vorgeschichte nachgerade alles möglich, wenn es nur dem Begriffe eines echten Nationaldenkmals widerspricht.“ Uns anderen aber im Süden des Reiches ist diese ganze Berliner Denkmalmacherei bereits dermaßen verleidet, daß wir überhaupt kein kritisches Wort mehr daran verwenden mögen. C.

„Was hat die Sozialdemokratie mit der Kunst zu thun?“ fragt die Berliner „Bildhauer-Zeitung“ und antwortet darauf: „Genau soviel, wie das Volk in seinen

dreitenwerthätigen Schichten! Welche können einander nicht entbehren! Ohne ein wahrhaft lebendiges Volksleben, ohne Anteilnahme des Volkes an der Kunst giebt es keine echte Kunstblüte, trotz allem Nützentum, Akademien, Reisestipendien und Gönneranstrügen. Mögen die Künstler sich immer mehr auf ihr Volk besinnen! Noch heute gilt von aller Kunst das Wort Bürgers, des Sängers der Leonore, daß der Beifall des Volkes erst dem echten Kunstwerk den Stempel der Vollkommenheit aufprägt. Gebt dem Volke genügende Nahrung, Muse und Anleitung, damit aus den »Arbeitsstieren« Menschen, aus den »Händen« ganze Menschen mit klaren Köpfen und warmen Herzen und offenen gesunden Sinnen werden können; sie setzen nach den Wissenschaften wie nach den Künsten! Aber können sie eine Kunst lieben und freudig genießen, die sie nicht beachtet, wenn nicht gar verspottet, anseindet und von sich stößt? Nichts liegt der Sozialdemokratie ferner, als die Kunst zu verachten. Wohl ist ihr das Hemd, das tägliche Brot, näher als der Mod, der Schmund des Lebens, den die Künste bieten, aber kunstfeindlich, bilderstürmerisch ist sie nicht. Auch will sie nicht lediglich tendenziöse Kampfkunst um jeden Preis! Solange sie selbst freilich mit allen Mitteln, die der Niedertracht, Gemeinheit und brutalen Gewalt nicht ausgeschlossen, bekämpft wird, werden Bilder mit sozialen Sujets auch bis zu einem gewissen Grade immer Kampfbilder sein. Solange das Elend ein sozusagen programmmäßiger Bestandteil unseres sozialen Lebens ist, wird die nach Wahrheit strebende Kunst eben »Elendsmalerei« sein, wie man höhnisch gesagt hat von den Werken der Realisten und Naturalisten. Wollt ihr eine schöne Kunst, so schafft die adäquate Wirklichkeit, das soziale Elend ab! Und um wieviel größer und ehrenvoller ist der Ruhmestitel des Künstlers, Liebling seines Volkes, Apostel des Menschentums zu sein, als der: Geheimer großherzoglicher, fürstlicher, königlicher, kaiserlicher Kunstamernermedt! Daß

mit der Befreiung des Volkes, mit der Besserstellung der breiten Massen, Kunst und Künstler selbst mit aus einer Menge unwürdiger Ketten und Banden befreit werden, bedarf nicht des näheren Nachweises. Es genügt der einfache Hinweis auf die Scharen der Künstlerproletarier, welche unter dem Druck unserer elenden Staats- und Gesellschaftsverhältnisse verkrüppeln, verdorren, verkommen. Darum, all ihr Freunde von der Kunst und vom Kunstgewerbe, die ihr mit Meißel und Pinsel, mit Stift und Feder im Weingarten der Menschheit arbeitet, achtet euer Volk achtet die Arbeiter. Das Volk ist euer größter Mäzen, das Volk erleichtert die höchsten Aufnahmepreise. Und du, mein Volk der Arbeit, dich im Künstler deinen Bruder, deinen wirkungsmächtigsten Freund und Bundesgenossen und in seinem Tun -potenzierte Arbeit-, eine -soziale Funktion-, wie Psau des Künstlers Mäzen nennt." X.

Ein Konversations-Lexikon anzuzeigen, gehört zu dem mühseligsten Geschäft, das man einem Kritiker von Geschmack zumuten kann. Denn es giebt nichts Geschmackloseres, Ledermeres, Philistischerhafteres, als so ein Konversationslexikon — ein paar Duzend Bände, einer wie der andere, nach dem Alphabet, und vollgestopft mit hunderttausend Artikeln. Es ist ja ganz grauenhaft, wie viel Wissenswürdiges nach Ausweis eines Konversationslexikons im Gehirn der Menschheit spult. Scheußlich einfach, diese Unsumme Gesehtigkeit, wovon sicher die Hälfte Wüßsinn und Einklebung und blauer Dunst. Und alles das braucht man angeblich als Kulturmannsch. Man muß es uns nur recht plausibel zu machen wissen. Da ist der Brockhaus, der Pierer, der Meyer. Wenn ich mich für einen dieser Niesenwissenschaftsbüchcherfüller entscheiden soll, wähle ich den Meyer in seiner fünften, gänzlich neubearbeiteten und vermehrten Auflage. Er ist der verhältnismäßig billigste und appetitlichste. Ich bekomme schon Kopfweh, wenn ich nur ein Konversationslexikon an-

sehe. Aber den Meyer laß ich mir gefallen. M. G. C.

Da ist der Kollege Karl Schmemmann in Detroit, der hat den Karl Heizingen ins Herz geschlossen, wie kaum einen anderen aus dem deutschen Federheldengeschlecht, und thut für ihn, was er kann. Das weidhörnige, schwachnervige Geschlecht von heute thut sich freilich schwer mit den tabulalen Kernnaturen vom Schläge Heizingens. Einem lebendigen Leithammel, der recht Pöffen, Sprünge und Fogen machen kann, oder ihm das Blaue vom Himmel herunter verspricht, dem läuft's schon nach, aber mit einem unabhängigen Denker, der auf jede Parteiorthodoxie und Leithämmelei pfeift und überdies den Fehler hat, schon tot zu sein und nur noch als reiner Buchgeist zu leben, mit dem läßt sich's schwer ein. Ich meine aber, die heutigen Reichsdeutschen sollten einmal eine Probe auf ihr Gehirnsmalz machen und außer ihren Parteipapieren auch in dem alten Karl Heizingen lesen. Vielleicht machen sie da überraschende Entdeckungen. Die Ausgabe der Heizingenschen Schriften von Schmemann ist sehr handlich und billig. M. G. C.

Im Zeitalter, wo die Italienerin Eleonore Duse auch auf deutschen Bühnen die größten Triumphe feiert und durch ihre Erfolge allem Volk, das für die Kunst noch Sinn und Verständnis hat, verkündigt: Nur die schlichte, charakterisierende, maßgenreile, ehrliche und naturwahre Schauspielkunst ist echte Kunst, alles übrige was auf den Bühnen gemimt, agiert und deklamiert wird, ist Humbug und Asterkunst — in einem solchen Zeitalter mit einem „Katechismus der Mimik und Gebärdensprache“, wie dem von Karl Straup (Leipzig, J. J. Weber) auf dem Katheder zu erscheinen, mutet sehr karnevalesk an. Ist das nicht genau so ernsthaft zu nehmen, als etwa die „Anleitung, in zehn Minuten ein Wipbold zu werden“? Oder die „Anleitung, das Perpetuum mobile zu erfinden“? Keine

Erfindung, keine Wirkkraft, keine Kunst kann „erlernt“ oder lathischmüsdartig beigebracht werden. Nicht die Kunst muß einer haben, sondern die Kunst muß einen haben, d. h. sie muß in einem sein, und die Unterrichtung und Schulung kann nur dies im besten Fall zuwege bringen, daß sie die Kunst, die in einem Menschen steckt, entbindet und freimacht, damit sich ihr Wachstum entsalte. Um den Verstand dieser Entbinder und Freimacher zu schärfen, dazu wird ein Handbuch, wie das von Straup, nützliche Dienste leisten können. Für den ausübenden, freigewordenen Künstler sind solche Bücher vollkommen überflüssig. Auch ein Wort von Albrecht Dürer gehört hierher: „Alle Kunst steckt in der Natur, man muß sie nur herausreißen.“ Nur daraus kommt's an, auf das glückliche Herausreißen. Die Erfolge der großen Schauspielerin Duse können in Deutschland Gutes stiften, sofern sie den Glauben an das Kunstschulmeisterium nachhaltig zu erschüttern und dem besseren Publikum das letzte Restchen Freude an dem Virtuosenentum und aller einstudierten Kuffissenreiherei zu verwehren vermögen. M. G. C.

Als ich vor Jahren Marie Herzfeld in Wien „Schriftstellerin“ titulierte, erwiderte sie und protestierte in tiefster Bescheidenheit. Was hatte sie denn bis dahin gethan? Ein paar Feuilletons, ein paar kritische Aufsätze geschrieben. Aber wie geschrieben! Wie sie nur starke Geistigkeit, mit Phantasie gepaarter kritischer Tiefsinn und eigenartige stilistische Begabung zu schreiben vermögen. Und wie das talentvolle Frauenzimmerchen emsig weitermachte, da kam's ihr doch selber fast vor, als wäre sie zur Schriftstellerin geboren. Ihre Neigung führte sie zunächst zur nordischen Litteratur, hier bot sich ihr ein reiches Arbeitsfeld als Kritikerin und Nachschöpferin. Ihre Übertragungen norwegischer Romane und Novellen kamen bald in großen Ruf, denn

sie waren einfach musterhaft, und ihre kritischen Aufsätze gereichten den anspruchsvollsten Zeitschriften zur Zierde. Das nordische Schrifttum empfindet sie tiefer und kennt sie intimer, als die Mehrzahl der deutschen Kritischreiber. Daß sie nicht vor allem und ganz mit dem litterarischen Deutschthum sich beschäftigt, mag ich ihr nicht zum Vorwurf machen. Zudem weiß ich, daß sie trotz ihrer Vorliebe oder vielmehr kraft ihrer Vorliebe für den Norden eine lerndeutsche und stolz-deutsche Natur ist. Ihr Glaubensbekenntnis formelte sie mir einmal so: „Die Zukunft gehört nicht den Romanen und noch lange nicht den Slaven, sondern der germanischen Rasse, und vor allen den Deutschen — also glaube ich, Amen.“ Jetzt liegt ihr erstes Buch vor, 172 Seiten in vornehmer Ausstattung: „Menschen und Bücher“ (Wien, Leopold Weß). Litterarische Studien, neun an der Zahl, worunter die umfangreichste über Arne Garborg, die gedankenschwerste und mutigste über Fin-de-siècle. In einem kurzen Vorworte bemerkt sie: „Ich habe nichts versucht, als im Studium von Menschen und Büchern mich selbst zu begreifen, die Werte des Dichters aus seiner Persönlichkeit und diese wieder aus seiner Zeit. Für die absolute Ästhetik ist freilich damit nichts geleistet; doch ein Bild unserer Tage und all dessen, was sich im Grunde der modernen Seele regt, könnte in solch einem Buche wohl im Relief erscheinen. Und sollte die Darstellung dieser Regungen, Wünsche, Träume, — sollte das Überwiele, das man selbst so stark miterlebt hat und so aufrichtig durchempfunden, denn völlig wertlos sein?“ Ich werde mich hüten, dieser Frage eine andere Frage hinzuzufügen — und die Antwort mögen sich die Leser geben, die noch soviel Auszeichnung für sich selbst übrig haben, daß sie nach Marie Herzfeld's Buch greifen und es nicht eher weitergeben, als bis sie's zu Ende gelesen. M. G. C.

Berantwortliche Leitung: Hans Reitan in Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Weerane 1. 8.

Die
Gesellschaft



Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet und herausgegeben

von

M. G. Conrad.



Jahrgang 1893. Zweites Quartal.



Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich,

R. R. Hofbuchhändler.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Verdrow, W., Der Tolstoi'sche Zirkel	755
Vierbaum, Otto Julius, Die Groggesellschaft	606
Conrad, M. G., Marfyas! Offener Brief an Herrn Karl v. Chaler in Wien	405
Von der Kleinen und großen Komödie	541
Internationale Kritik?	677
Aus dem Münchener Kunstleben	498, 636, 786
Dichteraibum, Unser (mit Beiträgen von Wilhelm Arent, Hans Benzmann, Karl Bleibtreu, M. G. Conrad, Franz Evers, Gustav Falke, Georg Fuchs, Walter Harian, Emil Hauth, Friedrich Freiherr von Khaynach, Detlev Freiherr von Liliencron, Anton Lindner, Kari Maria, Heinz Oßser, Fritz Pichler, Arthur Pfungst, Heinrich von Reder, Jos. Schmid-Braunfels, Dr. Karl Schmidt, Gottlieb Steger, Maurice Reinhold von Stern, Edward Stilgebauer, Kari Streckler, Ludwig Thaden, Valentin Traudt, Wilhelm Walloth, Bruno Willie	434, 585, 703
Eiler, George, Aus dem Pariser Kunstleben	653, 792
Engeli-Günther, J., Am Ende des Jahrhunderts	688
Eulenstein, Bernhard, Henry Georges Grundwertsteuer	429
Falke, Gustav, Mein liebes Ich	570
Faßnerath, Johannes, Spaniens Nationaldichter Don José Zorrilla	491
Fischer, C., Gegen Panizzas „Prolegomena“	769
Franke, Ludwig, Aus dem Gymnasialrat	487
Gerlach, Hugo, Die Premiere von Otto Erich Hartlebens „Hanna Jagert“	650
Der heilige Ehestand	725
Gerster, Karl, Ein Dankschreiben an Professor Ludwig Büchner in Darmstadt	783
Hammer, Fritz, Der Bundschuh	459
Professor Delbrück und die Militärvorlage	609
Jesuitismus und Militarismus	679
Harian, Walter, Zwei Realisten	764
Hildebrandt, Martin, Berliner Theater	790
Kleinpaul, Rudolf, Am Kindlshreffer-Brunnen	480
Kraus, Kari, Zur Überwindung des Hermann Vahr	627
Über Prag nach Berlin (Theaterbrief)	647

Inhaltsverzeichnis.

Kritik: Romane und Novellen: S. 503, 657, 802. — Lyrik und Epos: S. 506, 662, 805. — Dramen: S. 510, 664, 806. — Kunstgeschichte: S. 513, 665. — Philosophie: S. 514. — Spiritismus: S. 515. — Vermischte Schriften: S. 518, 667. — Französische Litteratur: S. 670. — Englische Litteratur: S. 519, 807. — Holländische Litteratur: S. 523. — Spanische Litteratur: S. 809. — Dänische Litteratur: S. 525. — Serbische Litteratur: S. 528. Slovenische Litteratur: S. 530. — Polnische Litteratur: S. 810. — Vermischtes: S. 532, 672, 812.	
Kröger, Timm, Inwieweit ist Rechtskenntnis Erfordernis strafrechtlicher Verschuldung	469
Kienert, Luise, Das Freibad eines Vagabunden	454
Marlet, Mara Cop, Ein Blick	716
Merian, Hans, Der Bannerherr des schwedischen Realismus	462
Leoncavallo „Pagliacci“ und die modern-realistische Oper	734
Morgenstern, Gustav, Andere Kritiker	625
Ollendorff, Irene, Zwei weiße Frauen	598
Paul, Adolf, Strindbergs „Gläubiger“	465
Schoenlank, Bruno, Der Kampf gegen die Prostitution in der lox Heize	776
Schlüke, Dr. Karl, Falkes Mynheer der Tod und andere Gedichte	574
Seiling, Max, Die Regeneration des Menschengeschlechtes (II. Preis)	555
Solger, Heinrich, Was ist zur Verbesserung unserer Rasse zu thun? (I. Preis).	413
Troll-Borostjani, Irma von, Recht und Zweck der Strafe	613
Uhlmann-Bigterheide, Auck einer	593
Zoeller-Lionheart, C., Ihr Gewissen	448

Porträts:

August Strindberg.
Gustav Falke.
Ruggiero Leoncavallo.





August Strindberg.





Marsyas!

Offener Brief an Herrn Karl v. Thaler in Wien.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Sehr geehrter Herr! Gestatten Sie mir zunächst ein Bekenntnis: Ich habe Sie niemals gesehen, noch habe ich jemals eine Zeile von Ihren im Litteraturkalender ausgeführten Schriften gelesen. Ich weiß nur zufällig von Bekannten aus Wien, daß Sie Redakteur der „N. Fr. Presse“ sind und als solcher eine litterarische Rolle spielen, die von vielen guten Leuten, namentlich Wienern, für wichtig und einflußreich genommen wird. Ich gehöre nicht zu den regelmäßigen Lesern der „N. Fr. Presse“. Es vergehen Jahre, ohne daß mir eine Nummer unter die Augen kommt. Ich bin ein sehr mäßiger Zeitungsleser überhaupt. Ein einziges gutes Buch ist mir lieber, als hundert Zeitungen mit ihrem Durcheinander von Wahrem, Falschem und Erlogenen und ihren aufdringlichen bunten Nichtigkeiten.

So hat sich's gefügt, sehr geehrter Herr, daß ich auch von Ihren journalistischen Arbeiten bis vor kurzem noch keine Zeile gesehen hatte. — Bis vor kurzem.

Da fandte mir ein Bekannter einen Ausschnitt Ihrer Zeitung und zwar Ihr Feuilleton „Ein neuer Mufen-Almanach“.

Der Absender schrieb dazu: „Vielleicht finden Sie Gelegenheit, einzelne Abjäge dieser bezeichnenden Kritikleistung in der „Gesellschaft“ zur Diskussion zu stellen. Es sind Mugeheuerlichkeiten darin, so sehr das Ganze sich auch eines anständigen Tones befleißigt.“

Diese Beischrift enthielt für mich so wenig Aufregendes wie das Thema Ihres Feuilletons Verlorendes.

Ein Feuilleton über einen neuen Muses-Almanach! Und Ungeheuerlichkeiten! Das wird halt sein, dachte ich, wie man bei fröhlichen Gastmählern einen beliebten Witzlopf oder gefälligen Spaschnacker mit der Deutung der Tischkarte beauftragt — und dabei allerlei Dinge mitzuhören bekommt, die weder witzig noch spaßhaft sind.

Aber deswegen gleich Ungeheuerlichkeiten, wenn dem Redner die Zunge ausgleitet oder stolpert oder am unrechten Orte stecken bleibt? Man ruft Ah! oder denkt an irgend etwas recht Menschliches, bis der Tafel-Desmosthenes wieder genießbar geworden ist, nicht wahr?

Also für mich gar nichts Aufregendes oder auch nur Verlorendes, weder im Thema, noch in den avisierten Ungeheuerlichkeiten, nicht einmal in der Person des mir nur dem Namen nach bekannten Tafelbruders, der die Tischkarte des neuen Muses-Almanachs feuilletonistisch zu verarbeiten hatte.

Der neue Muses-Almanach selbst ist mir auch nicht so ans Herz gewachsen, daß sein kritisches Schicksal in der Tagespresse mich aus meiner Ruhe hätte aufschrecken können.

Ein Sammelbuch moderner deutscher Kunst und Dichtung von fünfzig und einigen Autoren wird jeder Kritik, auch der ritterlichsten und wohlwollendsten, immerhin genug der Angriffspunkte bieten — man weiß ja, wie in der Regel solche Anthologien zusammengbracht werden — und das Heil der modernen Geistesbewegung hängt wahrlich nicht davon ab, ob in einem Almanach die bedeutenden oder unbedeutenden Beiträge überwiegen oder ob die Rezensenten eine süße oder saure Miene dazu machen. Ich gebe sogar von vornherein zu, daß dieser erste Band des Bierbaum'schen Almanachs ein wenig lässig redigiert ist, daß er äußerlich schon viel zu viel Umfang hat, um lauter Perlen in seinem Gehäuse zu bergen.

Es ist daher auch nichts weniger als ein kritisches Kunststück, sich einige Duzend Beiträge herauszufuchen und daran vor einem gemischten Publikum — nicht vor einem Publikum von wirklichen Kennern, die sich kein X für ein U vornahmen lassen, mit imponierender Wichtigthuerei zu erweisen, daß, der vorgelegte Teil als Wertmaß für das Ganze genommen, das Ganze eine herzlich kümmerliche Kraftprobe der modernen schöpferischen Geister sei usw.

Nein, das ist nichts weniger als ein kritisches Kunst- und Heldenstück, das ist ein ganz ordinärer Rezensentenkniff, um Werke, die einem unbequem sind oder die man gar nicht versteht, weil sie weit über den eigenen Horizont hinausgehen und einer ganz neuen Fruchtzeit angehören, für die man schon zu alt, zu dumm und impotent geworden ist, der öffentlichen Geringschätzung preiszugeben.

Und ein solcher Regenfeutenkniff ist für den kritikerfahrenden Mann schaler und reizloser, als das plumpe Kunststückchen eines Jahrmarsztaubers.

Von einer Tageszeitung zu erwarten, daß sie unter dem Strich, im renommierten feuilletonistischen Cirkus, einmal eine ernsthafte, geist- und herzerfreuende Meisterleistung aus der hohen Schule ästhetischer Kunstkritik von einem geborenen Gentleman auf einem echten Vollblut vorreiten lasse, statt, wie meist üblich, die Litteratur- und Kunstkritik von beliebten geistreichen Clowns als komisches Intermezzo zu servieren, zur Erheiterung der süßen Plebs, — dazu habe ich keinen zureichenden Grund, selbst wenn die Zeitung „N. Fr. Presse“ heißt.

Aber „Ungeheuerlichkeiten“ kämen darin vor, ueben oder unter Befleißigung eines „anständigen Tones“, versicherte der Übersender.

Nun, Ungeheuerlichkeiten fordern ja, je nach ihrer Natur, nicht unbedingt Unanständigkeit im Ton. Man hat Beispiele, daß in Kirchen, Schulen, Amtsstuben, Parlamenten, Volksversammlungen, gelehrten Vereinen usw. Ungeheuerlichkeiten verzapft werden, die hinsichtlich der Anständigkeit des Tones nicht das Geringste zu wünschen übrig lassen.

Oder pflegen nur in der Presse die Ungeheuerlichkeiten auch gleich des Vorzugs der Unanständigkeit im Ton zu genießen? Gibt es da nicht vielmehr die abgefeimtesten Virtuosen in der Kunst, die widerlichste Lastermoral und die schlimmsten Hurengeschichten im sittsamlichsten Tone vorzutragen? Kennen wir nicht Buch- und Zeitungsschreiber, die im Rufe der patentesten Wohlansständigkeit einherwandeln und doch heimliche Giftmischer und iufame Gedankenfalschmünzer sind? Publizistische Lügenschmiede, die sich auf den Scheinlang der Wahrhaftigkeit verstehen, wie nur irgend ein Komödiant auf die Wirklichkeitsnachäufung? —

Summa: Sehr geehrter Herr v. Thaler, ich spürte keinerlei Zwang, mir Ihr Feuilleton über den neuen Rufenalmanach der Modernen schleunigst zu Gemüte zu führen.

Als ich es aber in einer müßigen Stunde, zwischen einem Kapitel aus Niehsches „Also sprach Zarathustra“ und einem Abschnitt aus dem Paulinischen Römerbriefe, endlich doch gelesen hatte, da schlug ich eilig Kürschners Litteraturkalender auf, um mich über Ihr Alter zu unterrichten, und als ich gefunden, daß Sie den Jahren nach ein sehr gefestigter Herr in der Reife und Fülle der Fünfsziger sind, beschloß ich, Ihnen diesen offenen Brief zu schreiben. Einen grünen Jüngling oder einem verdorrten Greis an Etabe gegenüber, möchte der eine wie der andere noch so eifrig das kritische Nichtbell schwingen, würde ich geschwiegen haben.

Wie gesagt, ich habe Sie niemals gesehen. Ich weiß nicht, ob Sie

Espuren der Degeneration an Ihrem Leibe tragen, oder ob Sie von Gesundheit strotzen, so daß man von Ihrem äußeren Menschen auf die Schönheit und Stärke Ihres inneren Menschen, von dem Leichnam auf die unsterbliche Seele schließen kann. Ich weiß nicht, ob Sie überzeugend geistesaristokratisch oder plebejisch aussehen, ob Sie so schön gebaut sind wie Ihre Ästhetik, ob Sie so sicher auf Ihrem Bein sind wie in Ihren kritischen Sprüchen, ob Ihr Gehaben und Ihre Mimik so gepflegt sind wie Ihre ideale Rhetorik und Ihre publizistische Moral.

Das alles weiß ich leider nicht. Ich weiß nur, was Sie schwarz auf weiß als Ausdruck Ihrer geistigen Stellung zu den Bestrebungen und Leistungen der Modernen, d. i. der jüngeren Generationen deutscher Dichter und Künstler, in die weite Öffentlichkeit hinausgegeben haben. Daran allein halte ich mich, indem ich Ihnen gegenüberrete.

Wären Sie bei der Stange geblieben, die Sie mit der Überschrift Ihres Feuilletons „Ein neuer Mufen-Almanach“ bezeichnet haben, hätten Sie die einzelnen Autoren kritisch durchgenommen und dann ein Schlusurteil über das Sammelbuch gesprochen, so würde ich die Feder vielleicht zu einer Antikritik, aber nicht zu einem offenen Brief angefaßt haben.

Aber Sie sind nicht bei der Stange geblieben. Sie haben sich auf das hohe Ross der Allgemeinheiten — und was für Allgemeinheiten! — geschwungen und von da eine Spruchweisheit losgelassen, für welche man Sie öffentlich zur Rechenschaft ziehen muß.

Also steigen Sie gefälligst einen Augenblick herab von Ihrem hohen Phrasengaul auf den einfältigen, ebenen Boden der Thatfachen und des schlichten Verstandes und stehen Sie uns Red' und Antwort in Namen der Wahrheit und der guten Sache, der wir nicht minder als Sie zu dienen berufen sind.

Ich sage wir. Denn Sie sprechen in der Einleitung Ihres Feuilletons auch nicht von diesem oder jenem, sondern summarisch von den „Aposteln der neuen Kunststrichtung“, von den „Modernen“ überhaupt. Zu diesen „Modernen“ in Kunst und Dichtung gehören, wie männiglich bekannt, nicht bloß ein beliebiger Hinz oder Kunz, die weiter es noch zu keinem Namen gebracht haben, sondern Männer wie Fritz v. Uhde, Detlev v. Lilencron, Hans Thoma, Bruno Wille, Frau v. Stuck, Arno Holz, Johannes Schlaf, Albert Keller, Gabriel Max, Richard Dehmel, Otto Erich Hartleben, Wilhelm Trübner, Ernst v. Wolzogen, Hermann Heiberg, Maurice v. Stern, Müller-Breslau, Hermann Bahr, Hugo Ernst Schmidt, John Henry Mackay, Bertha v. Suttner — die ja auch sämtlich mit künstlerischen und dichterischen Beiträgen in diesem neuen Mufen-Almanach vertreten sind — nebst vielen anderen.

Von diesen „Modernen“ verkündigen Sie nun, ohne jedweden Versuch einer Einschränkung oder auch nur den Schatten eines Beweises, mit weitgeöffnetem Mund und laut tönender Stimme:

„Es ist nicht richtig, wie Bierbaum behauptet, daß man die ‚Modernen‘ mit Schlagworten abtut.“

„Wenn sie zumeist unsauft behandelt werden, so ist ihr Auftreten schuld daran.“

„Das Mümchen Wunderholz ist ihnen ein erotisches Gewächs.“

„Sie verachten die gesamte deutsche Dichtung der Vergangenheit.“

„Die Hestigkeit, mit welcher sie alles angreifen, was vor ihnen geschaffen worden, wird nur von der Begeisterung übertroffen, die sie im gegenseitigen Lobe entwickeln.“

„Sie sind die Bilderstürmer, oder sagen wir lieber: die Nennmierfische der hentigen Litteratur. Dieser Typus ist, zumal wenn er in zahlreichen Exemplaren auftritt, nicht der angenehmste. Er hat einen herausfordernden Charakter und stößt darum häufig auf empfindliche Abwehr. Wenn ein junger Mensch in Gesellschaft das große Wort führt und seinen ledernen Schnabel zu weit aufstut, finden die älteren Leute häufig nicht den Gleichmut, ihn ganz unparteiisch zu behandeln.“

„Daher kommt es wohl, daß die moderne Dichterschule den Sammelnamen Naturalisten führt . . .“

Das alles behaupten Sie in dem Zusammenhange, wie sich hier die Sätze folgen. Und ein wenig später, nach einem Einschleibsel, worin Sie die eigentlichen Naturalisten von den Symbolisten sondern, fahren Sie fort:

„Beiden Richtungen gemeinsam sind die pessimistische Weltanschauung und das krampfhafteste Haschen nach Originalität.“

„Diese zwei Züge charakterisieren die ‚Modernen‘, ob sie nun wirkliche Begabung besitzen oder bloß Selbstbewußtsein mit Talentlosigkeit harmonisch verbinden.“

Und nachdem Sie ein Dutzend Mitarbeiter am Muses-Almanach mit allerhand Censuren und persönlichen Sprüchen bedacht haben, orakeln Sie wieder im hohen Tone der summarischen Kritik weiter:

„Für die wahre Farbe der Dinge sind sie blind.“

„Die Wahrheit suchen, die Lüge finden sie.“

„Es giebt nichts Unnatürlicheres, als den Naturalismus, denn an allem Guten und Schönen, das wirklich vorhanden ist in der Welt und in der Menschenseele, geht er achtlos vorüber, um irgend einen Schmutzleck liebevoll zu studieren.“

„Die Ausnahme macht er zur Regel, das Mißratene hegt und pflegt er.“

„Der Sprache sogar thut er Gewalt*), verdirbt den deutschen Stil und tollert die Grammatik, um zu dem neuen Inhalt auch eine neue Form zu finden.

„Daneben läuft, gleich dem Naturalismus von Frankreich eingeschmuggelt**) und trotz des scheinbaren Gegensatzes sein Ableger, die symbolistische, zu deutsch: überschnappte Gesellschaft einher, die im Nebel ihrer eigenen Unklarheit Gespenster sieht. Beide Richtungen***) sind auch in die bildende Kunst eingebrungen, und wie nahe sie sich berühren, wie sie fast in einander verschmelzen, das mag man an einigen der Bilder studieren, die dem *Musen-Almanach* als Schmuck beigegeben sind.“

Und am Schluß, sehr geehrter Herr, symbolisieren Sie den „Gesamteindruck“ in dem Wunsche, *Phöbus Apollo* möge sich doch wieder einmal eines gewissen *Marfyas* erinnern!

O Sie Unglücklicher, ist Ihnen während des Schreibens dieses Schlusssatzes nicht der Gedanke gekommen, daß *Marfyas* selbst auf Ihrem hohen Phrasengaul sitzen und Ihre eigene Gestalt angenommen haben könnte? Daß ein *Musenbegnadeter* nie und nimmer einen solchen strechen *Musinn* verüben dürfte, sondern nur ein armer Schächer, dem die grausamen Götter jedes Organ für edle Kritik — und namentlich für die wichtigste Form der Kritik, die Selbstkritik! — versagt? Daß jeder dieser Sätze ganz einfach wider die Naturgeschichte des Künstler- und Dichtertums streitet? Daß etwas so Vertrautes und Hirnverbranntes, außer in Irrenhäusern, gar nicht in der Wirklichkeit vorkommt?

Ja, das sind Sie, *Marfyas* unter den „Modernen“ — und da sei's Ihnen erlassen, uns *Neb'* und Antwort zu stehen, denn ein einziger Satz aus dem kritischen *Gallimathias*, den Sie in diesem Feuilleton verübt, genügt, Sie in den Augen aller unterrichteten und ernsthaft prüfenden Männer als einen traurigen Selbstschänder darzustellen, den man nicht erst an einer Fichte aufzuhängen braucht, um ihm zur Strafe seiner Überhebung die Haut über die Ohren zu ziehen.

Nämlich von all Ihren soeben citierten Lügen-Sätzen der monumentalste und groteskeste, dessen Ungeheuerlichkeit auch der *Arnst* im Geiste unter

*) Im guten alten Deutsch sagt man hier nicht „Gewalt thun“, sondern Gewalt an thun, Herr v. Thaler. Anmerk. d. Seper's.

**) Sie wollen wohl sagen: aus Frankreich eingeschmuggelt, Herr v. Thaler? Dem von würde hier nicht ein Orts-, sondern ein Personenverhältnis ansdrücken. Anmerk. d. Seper's.

***) Nichts für ungut, Herr v. Thaler, das ist weder elegantes noch korrektes Deutsch, den „Naturalismus“ mit einer „Gesellschaft“ zu verbinden und dann davon als von „Richtungen“ im Plural zu sprechen. Eine Gesellschaft hat gewöhnlich eine Richtung, aber die Gesellschaft selbst ist keine Richtung. Anmerk. d. Seper's.

Ihren Lesern mit Händen greifen kann: „Die Modernen verachten die gesamte deutsche Dichtung der Vergangenheit.“

Die Modernen verachten das Nibelungenlied, die Modernen verachten Walthar von der Vogelweide, die Modernen verachten Luther und Goethe wie sie Hans Sachs und die Sänger unserer unvergleichlichen deutschen Volkslieder verachten, sie verachten Bürger, sie verachten Freiligrath, sie verachten Theodor Storm und Friedrich Vischer, wie sie Gottfried Keller verachten — sie verachten alles in Bausch und Bogen, was es an Macht und Pracht, Saft und Kraft, Blüte und Herrlichkeit gegeben hat in der gesamten deutschen Dichtung, Amen.

Herrgott, müssen das schändliche Zbioten sein, diese Modernen!

Ja, mein sehr geehrter Herr, das ist genau so wahr, als wenn man behaupten wollte, auf die Autorität Ihres Marxas-Feuilletons hin: die gesamte Redaktion der „N. Fr. Presse“ und ihr ganzer Leserkreis spucken und pfeifen auf die gesamte deutsche Dichtung der Gegenwart und Zukunft.

„Die Modernen verachten die gesamte deutsche Dichtung der Vergangenheit!“ Die „gesamte“ — nicht etwa diejenige 3.—10. Rang, denen unsere Litterarhistoriker und Schnitzel-Forscher eine so inbrunstige Liebe widmen auf Regiments Unkosten! Aber das Gegenteil ist der Fall: wir sind die heißesten Bewunderer der wahrhaftigen Größen der Vergangenheit, der genialen Bahnbrecher, nur können wir kein solches Geschrei davon machen und nicht so viel Zeit auf diesen Kultus verwenden, wie es die offiziellen Litteraturgeschichtsmonopolisten mit ihren Gotterchen thun, denn wir müssen uns unserer eigenen Aufgabe zuwenden, den modernen Pfadfindern, den Herolden des Neuen!

Ja, mein sehr geehrter Herr, Sie sind groß im großen wie im kleinen, groß im allgemeinen wie im besondern. Da sagen Sie z. B. hinsichtlich meiner evangelischen Erzählung im Mufenalmanach: „Man sollte es nicht glauben, daß ein Schriftsteller von Talent und Bildung in derlei abenteuerliche Geschmacklosigkeit verfallen kann.“ Und was habe ich Unglaubliches verbrochen? Ich habe mit bewusster künstlerischer Absicht in meiner Erzählung von der Samariterin am Brunnen die Unterschiede der Zeit verwicht und uralte Dinge und Verhältnisse mit modernen Namen bezeichnet. Ich habe im klassischen Palästina von „Suggestion“, von „aristokratischen Cirkeln“, von „Kommerzientraten“ gesprochen, wie z. B. Rommsen in seiner römischen Geschichte bei den klassischen Römern von — Kaffeeschwestern, oder Heine in der Geschichte Christi vom — Stadtmagistrat von Jerusalem spricht. Und fände sich bei Rommsen und Heine und anderen klassischen Autoren, bei denen die gestrenge Kritik jetzt Kammerdienste verrichtet und ihnen voll Devotion die Ruhmes-Schleppe nachträgt, nichts ähnliches, würde

ich dennoch so frei gewesen sein zu schreiben, wie ich geschrieben habe, weil es dem kulturhistorischen Parallelismus entspricht, den ich in dieser symbolischen Evangelienbüchse darstellen wollte. Das ist für den modernen Marjyas an der schönen blauen Donau selbstverständlich eine „abenteuerliche Geschmacklosigkeit“, für die es für ihn nur eine Erklärung giebt (wörtlich): „Keiner der ‚Modernen‘ vermag den Damm zu brechen, der auf ihnen lastet.“

Eine enorm gefälschte Erklärung! Und voll Humor wie aus der Jobstade von Wilhelm Busch!

Nun sehen Sie einmal, Herr v. Thaler, welches Verhängnis über Ihnen waltet. Sie sind der würdige Kollege jenes andern Wiener Feuilletonisten, der ein Menschenalter hindurch in Ihrem Blatte den größten deutschen Künstler dieses Jahrhunderts, Richard Wagner, wie einen armseligen, lächerlichen Stümper behandelte. Sie kennen ihn doch wohl, diesen hanslickigen Beckmesser? Diesen traurigen Punktierer? Diesen absprecherischen Phrasendrescher von der alleinseligmachenden Tabulatur Gnaden? Sehen Sie sich doch einmal den genau an, diesen Pygmäen im Kampfe mit dem Riesen Wagner! Ist das nicht der helle Jammer? Unsommer, als er aus einem natürlichen Defekt vielleicht durchaus ehrlich ist! Wie er, so leben wahrscheinlich auch Sie des Glaubens, mit Ihrer Kritikasterei nicht nur glänzende Proben Ihres Talentes und Charakters vor aller Welt abzuliegen, sondern auch der Entwicklung des deutschen Geisteslebens einen wesentlichen Dienst zu leisten. Sie glauben wohl als Anwalt des deutschen Schrifttums zu handeln, wenn Sie über die Werke und Absichten der jungen litterarischen Generation wie ein Blinder über die Farben fabeln; Sie glauben ein Mehrer der Kunstverständigkeit und der Kunstfreude im Volke zu sein, wenn Sie den modernen Künstlernachwuchs in seiner Ehre kränken und seine Bestrebungen verächtlich und lächerlich machen.

Aber die Werke der Mißhandelten sind stärker, als Ihre Kritik. Und die allen Dingen innewohnende Gerechtigkeit hat es so geordnet, daß Sie als Marjyas Ihre Selbstschindung vollziehen, indem Sie die Modernen an Ihren löschpapiernen Pranger zu stellen wähen. —

Als einer der ältesten Vorkämpfer der Moderne in Deutschland fühle ich mich verpflichtet, Ihnen im Namen meiner Raueraden wie in meinem eigenen öffentlich zu bezeugen, daß Ihnen diese traurige Selbstschindung gelungen ist.

Hochachtung!

M. G. Conrad.

München, Frühlingsanfang 1893.



Was ist zur Verbesserung unserer Rasse zu thun?

Von Heinrich Solger.

(München.)

(Mit dem ersten Preise gekrönt.)

Nachdem uns die übertriebene Kultur eine Entartung herbeigeführt hat, die sich auf allen Lebensgebieten zeigt, müssen wir, um zu besseren Zuständen zu gelangen, den innigsten Anschluß an die hilfreiche Mutter Natur erstreben. Dazu gehört aber vor allem, daß uns der nötige Raum zur Entwicklung gegeben ist, daß wir vom nährenden Boden, der Grundlage unseres Daseins, nicht abgedrängt sind. Wir werden deshalb die Auslieferung großer Bodenflächen an Einzelne bekämpfen und überhaupt dafür eintreten, daß in den Kulturländern die Frage des Bodenbesitzes einmal gründlich erörtert und gelöst werde. Wie notwendig das ist, mögen die folgenden Angaben zeigen.

Nach der landwirtschaftlichen Berufsstatistik vom Jahre 1882 haben wir in Deutschland 9814 Besitzungen, die je 200 bis 500 Hektar umfassen, 3629 mit je 500 bis 1000 Hektar und 515 über 1000 Hektar. Die Fürsten Jügger und Wied, Leiningen u. a., die als unsere 17 größten Grundbesitzer bekannt sind, haben zusammen 4615000 Hektar, d. h. mehr als ein Neuntel der in Aukbau genommenen Bodenfläche des deutschen Reiches, die ungefähr 40 Millionen Hektar umfaßt. Diesen ungeheuren Besitzungen gegenüber stehen 2323316 landwirtschaftliche Betriebe, die nicht einmal einen Hektar ihr eigen nennen, ferner 1719922 in der Größe von 1 bis 5 Hektar, 554174 von 5 bis 10 Hektar, u. s. f. Solche Zahlen sprechen eine ergreifende Sprache. Damit eine Bauernfamilie ihren notwendigen Unterhalt finde, braucht sie im südwestlichen Deutschland ungefähr 4 Hektar, im nordöstlichen sogar 6, und zu einem mäßigen Wohlstand gehören mindestens 10 Hektar. Von unseren Landwirten sind mehr als 3 Millionen genötigt, neben dem Feldbau noch eine industrielle oder sonstige Thätigkeit auszuüben. Man hat berechnet, daß 93 Prozent unseres Volkes ein jährliches Einkommen haben, das unter 1500 Mark bleibt. In Preußen waren nach der letzten mir bekannt gewordenen Statistik 21 Millionen Menschen, also bei 78 Prozent der Bevölkerung, die weniger als 900 Mark Jahreseinkommen für einen Hausstand erzielen, und darunter 7400000, deren Einnahme noch keine 420 Mark im Jahre beträgt. Ist es unter solchen Verhältnissen ein Wunder, daß sich überall Spuren der Entartung zeigen?

Zu britischen Reich ist der Gegensatz zwischen dem Riesenbesitz Einzelner und dem Massenelend noch größer als bei uns. Man kann geradezu sagen, daß sich dort der Boden in den Händen einiger Tausende befindet, während die Mehrzahl des Volkes in Pacht und Miete lebt. Wie dieses furchtbare Monopol benutzt wurde, das ist aus der Geschichte Irlands bekannt genug. Aber auch in Schottland und England sind schreckliche Thatfachen zu verzeichnen. Ein großer Teil dieser Länder ist in Wildparke umgewandelt worden, damit die Aristokraten sich belustigen können. Tausende von Menschen mußten deshalb die alten liebgewonnenen Heimstätten verlassen. Der Getreidebau ging so zurück, daß man auf die Zufuhr vom Ausland angewiesen ist. Man zählt allerdings 1000 Engländer, die mehr als je 5 Millionen Mk. besitzen und darunter solche mit ein paar hundert Millionen; aber diesen Reichen stehen Millionen von Armen gegenüber, die von der Hand in den Mund leben. In Irland starrt dem Reisenden überall das Gespenst des Hungers entgegen.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo den Germanen eine neue Welt eröffnet wurde, die Raum für alle bot, ist auch schon der größte Reichtum neben der größten Armut zu finden. Wer kennt nicht die Eisenbahn-Könige Gould (mit 1400 Millionen Mk.), Vanderbildt (mit 700 Millionen Mk.) u. a., die durch ihre Riesenmonopole das ganze wirtschaftliche Leben eines großen freien Volkes in unerhörter Weise beeinflussen? Und das Grundherrentum wächst in Nordamerika noch beständig. In Kalifornien besitzt eine einzige Viehpächter-Firma eine Million Morgen Landes. Die Hälfte des ganzen kalifornischen Staatsgebietes gehört 500 Leuten oder Firmen, u. s. f. Die ungeheure Steigerung der Bodenwerte ist nicht dem Volke, sondern wenigen Einzelnen zu gute gekommen. Und neben dem Fortschritt überall die Armut! Dr. A. S. Houghton schätzte in einem zu Cincinnati gehaltenen Vortrag die Anzahl der Arbeitslosen in den vereinigten Staaten gegenwärtig auf 2 Millionen und erklärte dies für die größte Gefahr, die den freien Institutionen des Landes droht, für die größte Schmach unserer gerühmten Civilisation.

In Frankreich sind ebenfalls bedenkliche Zustände zu finden. Die Familie Rothschild, deren Vermögen ungefähr 3000 Millionen Mk. beträgt, hat einen Grundbesitz von 200 000 Hektar. Von 14 Millionen Grundbesitz-tümern, die im Jahre 1886 in Frankreich bestanden, umfaßten 8,6 Millionen, das sind 61 Prozent, zusammen nur 2 574 000 Hektar, ungefähr 5 Prozent des ganzen steuerbaren Bodens; auf 49 000 Güter trafen dagegen 12 Mill. Hektar. F. Maurice giebt in seiner Schrift „Agrarreform und Elend in Frankreich“ eine Reihe von Mitteilungen, die den vielbesprochenen Reichtum des Landes in trüber Belenchtung zeigen.

Die Besitzverhältnisse in Italien, Osterreich-Ungarn u. s. f. brauchen wohl nicht eingehend erörtert zu werden. In Italien haben sich die Latifundien aus alter Zeit erhalten, und die Armut des Volkes ist allgemein bekannt. In Böhmen haben 16 Familien ein Zehntel des ganzen Landes im Besitz. „In Ungarn und Galizien herrschen noch schlimmere Zustände. Im armen Spanien, in den Balkanländern, in Rußland, überall bedrückt das Grundherrentum das Volk, saugt ihm das Blut aus.“

Das traurige Bild, das wir entwerfen mußten, wäre nicht vollständig, wenn wir vergäßen, daß neben den öffentlich bekannten Großgrundbesitzern noch die bestehen, die als Darleiher von Hypotheken in den Schuldbüchern eingetragen sind; denn Hypotheken sind nichts anderes als indirektes Grundeigentum. Im Jahre 1886/87 wurden auf den ländlichen Grundbesitz Deutschlands 624 Mill. M. Hypotheken eingetragen und nur 40 Mill. M. gelöst. Die Schulden, die auf dem deutschen Boden ruhen, werden so hoch geschätzt, daß ich mich scheue, die Zahl, die Milliarden umfasst, hier mitzuteilen. In Frankreich ist jeder Hektar des kleinen Grundbesitzes mit ungefähr 1200 Fr. belastet und erfordert die Verzinsung der Hypotheken, die auf dem Boden ruhen, ein Drittel des Ertragnisses. In Osterreich sind die Hypotheken von 1870 bis 1879 um 938 Mill. Gulden gewachsen. Ähnliche Zustände herrschen in anderen Ländern.

Beachten wir außer den Schulden, die unmittelbar auf dem Boden ruhen, noch die Gemeinde-, Kreis- und Staatsschulden, so eröffnet sich uns eine Zinsenlast, die ganz entsetzlich ist. So betragen z. B. die Schulden der Gemeinden Frankreichs, ohne Paris, im Jahre 1862: 341 Mill. Fr., im Jahre 1890: 1351 Mill.; Paris allein hatte im Jahre 1862: 342 Mill. Fr., im Jahre 1890: 1872 Mill. Schulden. Die hier beobachtete Neigung zum Wachstum finden wir auch bei den Staatsschulden. Ich gebe diese, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, für die Jahre 1866 und 1886 nebeneinander an: in Preußen 41 — 144 M., in Osterreich-Ungarn 149 — 199 M., in Frankreich 234 — 729 M., in Italien 162 — 354 M., in Rußland 49 — 78 M., in Spanien 201 — 307 M., in Portugal 208 — 410 M. u. s. f. Eine Abminderung des Schuldenstandes, die z. B. in Großbritannien eintrat, ist eine Seltenheit. Das deutsche Reich hat gegenwärtig, trotzdem es nur kurze Zeit besteht, 1600 Mill. M. Schulden, Preußen allein 6000 Mill., Osterreich-Ungarn 11000, Großbritannien 14000, Frankreich 25000, Italien 10000, Rußland 13000, Spanien 5000, Portugal 2500 Millionen Mark Schulden. Wenn die Völker so verschuldet sind, dann haben sie kein freies Dasein mehr und können leicht entarten.

Die Schulden, die unmittelbar auf dem Boden ruhen, die Hypotheken, sind die wichtigsten. Sie werden als sichere Kapitalanlagen von den reichen

Leuten benötigt, die nicht instande sind, ihre Renten zu verbrauchen. So wird der Zins zum Zinseszins, und es entsteht ein Tributrecht, dessen Folgen immer gefährlicher werden. „Die Schätzung, welche die jährlich in der ganzen civilisirten Welt nicht konsumierten und zinsbringend angelegten Beträge auf weitaus über 10 Milliarden Mk. annimmt, dürfte nicht übertrieben sein, und gewiß kommt mindestens die Hälfte dieses Zuwachses solchen zu gut, die sie nicht zur Erhöhung ihres Verbrauches verwenden. Hierdurch tritt ein, in Folge der neue Zinsen tragenden jährlich zurückgelegten Ersparnisse, ständig zunehmender Ausfall im nationalen und internationalen Güterverbrauch ein, den die verbrauchswilligen und -bedürftigen Volksmassen nicht ergänzen können, weil sie für einen immer größeren Teil der mit ihrer Arbeit erzeugten Tauschwerte die ständig zunehmenden Zins- und Grundrenten-Tributbeträge aufbringen müssen, deren Empfänger solche immer weniger zum Einkauf von Verbrauchsgütern verwenden. Infolgedessen werden die Arbeitsgelegenheiten immer schwieriger zu erlangen; der Kampf darum verschärft sich immer mehr und das sonst unbegreifliche Bild der zunehmenden Not und Arbeitslosigkeit bei immer schneller steigender Gütererzeugungsfähigkeit und also Überflußmöglichkeit findet seine Erklärung.“ (Flürscheim, der einzige Rettungsweg.)

Wir sehen klar, daß der Bodenbesitz, direkt und indirekt, einen ungeheuren Einfluß auf unser Leben hat und daß er von staatswegen zu ordnen ist. In manchen Ländern, z. B. in Großbritannien, wo sich der Boden in den Händen einiger Tausende befindet, mag die Verstaatlichung des Grundbesitzes ohne weiteres durchzuführen sein. In Deutschland und andern Ländern, wo eine großartige Zersplitterung des Bodens neben Kiesenbesitzungen vorhanden ist, genügt es vorerst, die Herrschaft der Kapitalisten über die Bodenwerte zu vernichten. Man wird zu diesem Zwecke eine allgemeine Schätzung der Grundrente vornehmen und dem Staate, den Kreisen und Gemeinden das Recht verleihen, den Grundbesitz zu dem einmal festgesetzten Werte zu übernehmen, sobald eine Änderung durch Todesfälle und s. f. eintritt. Darauf wird man Pfandbriefe mit mäßiger Verzinsung ausgeben und die sämtlichen Hypotheken zur Ablösung bringen. Den Anfang wird man da machen, wo es am nötigsten ist, bei der städtischen Grundrente, damit einmal die Bodenspekulation und der Baustellen-Wucher ein Ende nehme. Mit dem Besitze der Hypotheken erlangt die Staatsgewalt die Herrschaft über den Boden und kann diesen allmählich so verteilen, wie es die Bedürfnisse des Volkes erheischen.

Kommen dazu noch zweckmäßige Gesetze über Erbschaften, über stufenweise steigende Besteuerung des Einkommens und Vermögens und dergleichen mehr, so wird die gefährliche Macht der Geldfürsten verschwinden und das

System der Zinseszinsen aufhören. Der Zinsfuß wird sehr niedrig werden, denn der Staat kann die angekauften Hypotheken so verwalten, daß er an den dafür ausgegebenen Pfandbriefen einen Gewinn erzielt und diesen zur Abzahlung der Schulden benützt. Die Privatkapitalien, die von der sichern Anlage in Bodenwerten abgedrängt sind, werden der Industrie zu gute kommen und gegen kleine Verzinsung zu erhalten sein. Die Tributherrschaft, die von den Millionären ausgeübt wurde, ist dann untergraben. Der Wahnsinn, daß Gold und Silber, diese leblosen Dinge, sich wie Organismen vermehren, kann nicht länger auf Anerkennung hoffen. Die Mittel zum Leben, die sich jetzt in den Händen einer Minderzahl befinden, werden allen zugänglich sein. Die menschliche Arbeitskraft kann wieder ihren natürlichen Wert beanspruchen. Der Mehrverdienst der Volksmassen wird den Verbrauch erhöhen und so das Gedeihen der Industrie befördern. Der wilde Daseinskampf der Gegenwart verwandelt sich dann in friedlichen Wettstreit. Die Hauptursache der Entartung, die Verschlagnahme des Bodens, wird aufgehoben sein.

Die Reform des Bodenbesitzes soll zuerst die Städte treffen, weil hier die Zustände am ärgsten sind. Um sich davon zu überzeugen, lese man die, im Auftrag des Vereins für Sozialpolitik, bei Duncker & Humblot in Leipzig erschienene Veröffentlichung: „Die Wohnungsnot der ärmeren Klassen in deutschen Großstädten“. Der Verfasser nennt kleine Wohnungen solche, die höchstens zwei heizbare Zimmer haben, und bezeichnet als überfüllt die Wohnungen mit einem heizbaren Zimmer, die sechs oder mehr Personen, und die Wohnungen mit zwei heizbaren Zimmern, die zehn und mehr Personen ein Unterkommen gewähren. Nach diesem niedrigen Maßstab waren im Jahre 1880 in Berlin 11,5 Prozent aller kleinen Wohnungen überfüllt, in Hamburg 10,7 Proz., in Breslau 14,4 Proz., in Dresden 12,5 Proz., in Königsberg 22,5 Prozent! Dabei betragen die kleinen Wohnungen ungefähr 75 Prozent aller Wohnungen. Die Berichte aus anderen Ländern sind durchaus nicht günstiger. In Glasgow haben 125000 Einwohner nur ein Zimmer für die Familie. Im Ostende von London traf man 1887 bei einer Untersuchung der Wohnungsverhältnisse von 30000 Familien, daß 6000 davon nur ein Zimmer bewohnten und 1572 nur den Teil eines Zimmers. In New-York sind Mietkasernen, die in schrecklicher Weise überfüllt sind. Kurz: Das Wohnungselement der Großstädte ist unbeschreiblich.

Wo solche Zustände, wahre Brutstätten der Entartung, zu finden, da muß rasch und gründlich vorgegangen werden. Die Rücksicht auf den Privatbesitz kann um so weniger zur Geltung gelangen, als die Wertsteigerung des städtischen Bodens nicht von den Einzelnen, sondern von

der Gesamtheit hervorgerufen worden ist. „Was kann Robert Lenox dafür, daß der Grundwert seines New-Yorker Eigentums von 3000 Dollar (im Jahre 1817) auf 20 Millionen gestiegen ist? Nicht er, sondern die Millionen von Arbeitsbienen, welche dem freien Amerika zuströmten, von denen sich ein ansehnlicher Teil in New-York ansiedelte, um mit ihrer Thätigkeit und ihrem Gewerbefleiß die Stadt zu ihrer heutigen Größe zu erheben, haben diesen Wertzuwachs geschaffen.“ Es ist schwer zu begreifen, daß man in Loudon nicht an die Enteignung der städtischen Grundbesitzer denkt, die gleich dem Lord Portland mehrere Tausende von Mietverträgen abschließen und noch Prämien dafür erhalten, daß sie Häuser bauen lassen. In Deutschland haben sich Anhänger der verschiedensten politischen Parteien zu einem Bunde vereinigt, der für eine Reform des Bodenbesitzes eintritt und als nächstes Ziel „die Wegsteuerung des städtischen Grundrenten-Zuwachses“ ins Auge faßt. Dieser Bund verdient die größte Beachtung. Sobald die Wertsteigerung des Grundbesitzes nicht mehr dem Einzelnen zufällt, wird es den Städten leicht werden, neue Straßen und Vorstädte anzulegen und so einzurichten, daß sie allen Forderungen der Hygiene entsprechen. Die Bevölkerung der Großstädte wird Luft und Licht, diese ersten Bedingungen des Lebens, in reichem Maße finden. Das kommende Geschlecht wird gesünder und schöner sein.

Die Reform des Bodenbesitzes wird auch für die Landbevölkerung eine neue Zeit eröffnen. Frei vom Druck der Hypotheken-Besitzer und Wucherer aller Art, wird sie die mäßigen Ansprüche des Staates gern leisten und auf vielen Gebieten die nötigen Fortschritte machen. Das fürchtbare System der Gutszertrümmerung muß ebenso verschwinden, wie das Anwachsen der herrschaftlichen Besitzungen. Die Landwirtschaft soll der Industrie nicht mehr nachstehen. Die reichlicher fließenden Mittel werden den Bauernstand veranlassen, die Gesetze der Gesundheitslehre in höherem Grade als seither zu beachten. Die Wohnungen auf dem Lande werden vernünftiger gebaut werden. Die traurige Thatsache, daß in Frankreich 219 270 Bauernhäuser sind, welche nicht das geringste Fenster besitzen, wird man später mit höchstem Erstaunen vernehmen. Der Zug des Landvolkes nach den Städten wird sich vermindern. In Frankreich sind von 1831 bis 1881 bei 6 Millionen Bauern in die Stadt gezogen. Nach der Volkszählung von 1890 betrug die Einwohnerzahl des deutschen Reiches 49 428 000 und davon waren 10 502 000, d. h. 21 Prozent in 150 Städten, die mehr als 20 000 Einwohner haben. Auch in andern Staaten ist der Andrang der Landbevölkerung zu den Städten bemerkbar. Dies ist schon deshalb zu beklagen, weil der Landbau zurückgeblieben ist und die Wohnungsnot in den Städten zugenommen hat. Man muß aber noch beherzigen, daß die mittlere Lebensdauer

der Städter nur 38 Jahre beträgt, während die der Landleute 55 Jahre umfaßt, daß also im allgemeinen Interesse das Leben auf dem Lande nur empfehlenswert ist. Wir können ruhig behaupten, daß ohne das Zufließen der Landbevölkerung die Städte nicht gewachsen, sondern zurückgegangen wären.

Schaffen wir bessere Zustände auf dem Lande, so werden wir bald sehen, daß hier die Sehnsucht nach der Stadt verschwindet. Die kernhaften Bauern, die sich allen Hindernissen zum Trotz gesund erhalten haben, sollen auf ihrem angestammten Boden bleiben, wo die starken Wurzeln unserer Kraft sind. An sie denken wir zuerst, wenn wir die Hoffnung hegen, ein besseres Geschlecht zu erziehen. Schützen wir daher den Bauernstand, und dulden wir nicht, daß der heilige Boden des Vaterlandes wie ein beliebig vermehrbares Gut verschächert werde. Und tritt die Frage heran, ob nicht der Überschuß der ländlichen Bevölkerung eine Kolonisation in fremden Erdteilen als nötig erscheinen läßt, dann sollen wir die Auswanderer beraten und leiten. Die Kolonial-Vereine können sich ein unsterbliches Verdienst erwerben, wenn sie für Ackerbau-Kolonien sorgen, wo unsere Landsleute ruhig zu leben vermögen. Man braucht nicht gerade an ferne Länder in Amerika zu denken; es findet sich im nahen Syrien und Kleinasien noch unbenutztes Land genug, das Millionen ernähren könnte. Eine Hauptaufgabe ist es freilich, die Ausgewanderten in Fühlung mit der Heimat zu erhalten. Geschieht das, so kann die Kolonisation zur Auffrischung der Kulturvölker im alten Europa dienen. Zu einer gesunden Entwicklung gehört immer ein Raum, wo sich die Organismen voll entfalten können, und deshalb ist hier bei der Frage, wie unsere Rasse zu verbessern sei, der Grund und Boden zuerst besprochen worden.

* * *

Die Kulturvölker würden kaum so entartet sein, wie wir es zu beklagen haben, wenn nicht im Brennpunkt des Daseins, im Geschlechtsleben, ein Leiden um sich gegriffen hätte, das nicht schrecklich genug geschildert werden kann. „Was sind alle, auch die tödlichsten Gifte in Absicht auf die Menschheit im ganzen gegen das venerische? Dieses allein vergiftet die Quelle des Lebens selbst, tötet und verdirbt die Menschenjaat schon im Werden und wirkt also selbst auf die künftigen Generationen ein.“ Gegen diese furchtbare Verseuchung unseres Geschlechtes müssen die strengsten Maßregeln ergriffen werden. Die Prostitution, die sich als unaustrittbar erwiesen hat, ist nach den Erfahrungen der Ärzte, nicht nach den Wünschen frommer Laien zu beurteilen. Von neuen Schriften darüber sei hier erwähnt: „Die Gefahren der Prostitution und ihre gesetzliche Be-

kämpfung.“ Gutachten des Sanitätsrates an die Regierung des Kantons Zürich, verfaßt von Dr. C. Zehnder in Zürich und Dr. E. Müller in Winterthur; Verlag von A. Müller in Zürich, 1891. Die Behörden thun viel, um dem Verderben zu wehren. Aber ihre Bestrebungen sind allein nicht ausreichend und müssen darum von allen Seiten unterstützt werden. Es ist zunächst eine heilige Pflicht der Eltern, ihren herangewachsenen Kindern die nötige Belehrung und Warnung zu erteilen. Der Vater soll dem Sohn, die Mutter soll der Tochter den hohen Wert einer gesunden Geschlechtsentwicklung erklären und dabei nicht bloß die Fehltritte besprechen, die im Verkehr der beiden Geschlechter vorkommen, sondern auch das Laster der Onanie, das in unsern Tagen viel weiter verbreitet ist, als man gewöhnlich ahnt, und eine entsetzliche Entartung herbeiführt. Wo die mündliche Belehrung nicht gut möglich ist oder als unzulänglich erscheint, sollen Schriften benützt werden, doch nur solche, die von maßgebenden Personen empfohlen sind.

Es ist merkwürdig, daß die Geschlechtsverhältnisse nicht mehr geachtet werden. Als ich zum ersten Male die Ausführungen Darwin über geschlechtliche Zuchtwahl las, vernahm ich mit Staunen, was die Natur alles anbietet, um die Fortpflanzung zu einem Hebel des Fortschritts zu machen, und welch ungeheuren Einfluß eine Änderung des Geschlechtslebens hat. Warum, dachte ich, lernen wir Menschen so wenig von der Natur? Wie selten denkt man bei einer Heirat an das Nächstliegende, die Abstammung und die Gesundheit des Paares! Wie viele sind durch Vererbung belastet! Wie viele haben sich ruiniert, bevor sie zur Ehe gelangen! Und welche Sünden kommen in dieser selbst noch vor! Wenn Dr. Damin die unnatürliche Sinnlichkeit mit ihren Folgen „die Krankheit der Welt“ nennt und als die Hauptquelle der allgemeinen Entartung bezeichnet, so mag sein Ausspruch so manchem als zu hart erscheinen; es muß aber jedenfalls zugegeben werden, daß die geschlechtlichen Ausschweifungen den Kernpunkt des Lebens berühren und daß sie schon ganzen Völkerschaften den Untergang bereitet haben. Die Männer, die gleich Maategazza den Mut besitzen, geschlechtliche Fragen offen zu besprechen, verdienen unsere Anerkennung. Die Begründung gesunder Ehen ist so wichtig, daß sie ohne Rücksicht auf Empfindlichkeit erörtert werden darf. Die Heiraten zwischen nahen Verwandten, von Lungenleidenden, Epileptischen u. s. f. müssen verhindert werden. In zweifelhaften Fällen hat der Amtsarzt ein Urteil abzugeben. Die Hauptsache ist aber, daß das Volk erfährt, welche Heiraten zu vermeiden und welche zu begünstigen sind. Daß z. B. eine Kreuzung der Stämme, ein Auffrischen der Ortsbevölkerung durch fremdes Blut sehr vorteilhaft ist, sollte längst und überall bekannt sein.

Wo es sich um das Geschlechtsleben handelt, müssen wir unsere Hoffnung, daß es besser werde, besonders auf die Frauenwelt setzen. Es fehlt auch nicht an Schriften, die sich an sie wenden. Wir werden aber die großen Schwierigkeiten, die uns hier begegnen, erst dann überwinden, wenn wir weibliche Ärzte schaffen. Diese können den Frauen und Jungfrauen gegenüber ganz anders auftreten als die männlichen Ärzte. Sie werden „Daseinstretten erhellen und Lebensqualen beseitigen, die ohne sie für immer dunkel bleiben oder als schwer empfundene Last weiter geschleppt werden müßten;“ sie werden auch das große Problem der Übervölkerung wenigstens für die einzelne Familie zu einer befriedigenden Lösung bringen. Es ist ein Unrecht, die Frauen vom Studium der Medizin fernzuhalten. Die Notrufe, die aus Frauenkreisen in die Öffentlichkeit gelangen, sind so ergreifend, daß sie nicht unbeachtet bleiben können. Welch eine hohe Aufgabe die weiblichen Ärzte im Orient erhalten, soll nur nebenher bemerkt sein. Die Ausschreibungen der österreichischen Behörden in Bosnien, daß Frauen als Ärzte gesucht werden, sagen mehr als viele Erörterungen. Wenn wir einmal weibliche Ärzte haben, dann wird die Frauenwelt zu vielen Lebensfragen eine andere Stellung nehmen. Die Forderungen der Hygiene werden leichter zur Verwirklichung gelangen als jetzt. Die Pflege der Kinder und der ganzen Familie wird besser sein. Selbst auf dem Gebiete der Kleidung dürfen wir bedeutende Reformen erwarten. Denn die weiblichen Ärzte werden ihre Schwestern wohl zu überreden wissen, sie werden bald die anerkannten Vertreterinnen ihres Geschlechtes sein und die so lebhaft besprochene Emanzipation der Frauen in den richtigen Grenzen sicherstellen.

Trotz der weiblichen Konkurrenz wird den Ärzten noch Arbeit genug übrig bleiben. Unsere Zustände verlangen unbedingt, daß die Zahl der Amtsärzte bedeutend vermehrt werde. Die Kosten dürfen dabei kein Hindernis sein. Wo es möglich ist, einen Priester zu erhalten, da wird man auch einen Arzt bezahlen können. Die Amtsärzte sollen die Aufsicht über die Gesundheitsämter führen, die überall zu errichten sind. Sie sollen alles beachten, was mit der Gesundheitspflege zusammenhängt. Die Reinhaltung der Luft, dieses unentbehrlichsten Lebensmittels, ist in erster Reihe ins Auge zu fassen, damit die Lungenschwindsucht, die zu den ärgsten Volkskrankheiten gehört, eingeschränkt werde. In allen Räumen, wo sich eine größere Zahl von Menschen versammelt, muß die nötige Lüftung stattfinden. Dies hat besonders in Wirtshäusern zu geschehen, wo viel Tabak geraucht wird. Für Fabriken sind eigene Vorschriften zu erlassen. Alle Gewerbebetriebe, welche die Luft durch Rauch, Staub, scharfe Gerüche usw. verderben, haben gewisse Vorsichtsmaßregeln zu beachten. Die

Reinigung der Straßen und Höfe muß mit aller Kraft durchgesetzt werden.

Der Einfluß der Gesundheitsämter soll sich auch auf die Wohnhäuser erstrecken. So gut wir Kommissionen zur Feuerbeschau haben, die unsere Wohnungen betrachten, gerade so gut können wir Vertretern der Gesundheitspflege das Recht erteilen, die einzelnen Häuser zu besuchen und geeignete Anträge zu stellen. Die Übelstände, die mit der früheren Art des Städtebaues verbunden waren, müssen bei der Anlage neuer Stadtteile vermieden werden. Statt der engen Gassen, wo ein Haus dem andern die Luft verpestet, soll man weite Straßen mit offenem Hausystem errichten. Die Sorge für gesunde Arbeiterwohnungen ist Gemeinden und Vereinen dringend zu empfehlen. Für Kanalisation und Wasserleitung muß überall gewirkt werden. Die Gewohnheit unserer Vorfahren, sich fleißig zu baden, ist durch Errichtung von billigen Volksbädern neu zu beleben und zu befestigen. Die Aufsicht über den Verkauf von Lebensmitteln muß aufs gewissenhafteste erfolgen.

Der Wirkungskreis der Amtsärzte soll auch ein Gebiet umfassen, wo sie bis heute nur selten gehört worden sind: die Schule. Wenn der Staat den allgemeinen Schulzwang aufrecht hält, so hat er die Pflicht, die Gesundheit der Schulkinder zu schützen. Er darf vor allem den Eintritt in die Schule nicht zu bald verlangen. Da nach wissenschaftlichen Beobachtungen das Hirn der Kleinen gewöhnlich erst mit dem vollendeten siebenten Lebensjahre soweit entwickelt ist, daß es eine größere Anstrengung verträgt, so muß man das System bekämpfen, das die Jugend schon mit dem sechsten Lebensjahr oder gar noch früher an die Schule bannet. Wer nicht imstande ist, seine Kinder bis zur Erreichung des siebenten Jahres zu Hause zu behalten, der möge sie in Kindergärten oder ähnliche Anstalten schicken, die von den Gemeinden in der Weise zu errichten sind, daß sie unentgeltlich oder mit geringen Kosten benützt werden können.

Sobald das Kind in die Schule eingetreten ist, steht es unter der Aufsicht und dem Schutze des Amtsarztes. Die Schuleinrichtungen sollen den Forderungen der Hygiene vollauf entsprechen und ein Muster für das ganze Leben sein. Die Gesundheitslehre gehört zu den Unterrichtsgegenständen, die in der ersten Reihe stehen. Sie bietet dem Lehrer und den Schülern nicht mehr Schwierigkeiten, als andere Fächer und ist in verschiedenen Büchern aufs beste dargestellt worden. Vernünftiges Turnen, wobei das Schwimmen nicht zu vergessen, Spiele, Spaziergänge, Abhalten mancher Unterrichtsstunden im Freien, die Einrichtung von Schulbädern u. a. wird dazu beitragen, die Sorge für ein gesundes Dasein zu wecken und zu erhalten.

Eine Überbürdung der Jugend darf in keinem Lehrfache gebildet werden. Das Auswendiglernen, das besonders beim Religionsunterrichte vorkommt, ist auf ein erträgliches Maß zurückzuführen. Besser noch wäre es, den konfessionellen Lehrstoff ganz aus der Schule zu verbannen, wie es in Frankreich und anderen Ländern geschieht. Nachdem kürzlich, beim Kampf um das preussische Volksschulgesetz, ein Theologe erklärt hat, daß sich die Volksschule beim Religionsunterricht auf die biblische Geschichte beschränken möge, wird es wohl gestattet sein, auch diese noch der Kirche zu überweisen und so die Schule von einer großen Last zu befreien. Daß man in allen Lehrfächern anschaulich unterrichte und das System der Hausaufgaben verlasse, gehört auch zu den Forderungen der Schulhygiene. Die oft beklagte Kurzsichtigkeit und gekrümmte Haltung der Schulkinder muß von den Amtsärzten aufs eifrigste bekämpft werden. Die körperlich und geistig hervorragenden Schüler und Schülerinnen möge man, ohne die übrigen zu vernachlässigen, besonders ins Auge fassen und in jeder Beziehung fördern. Dadurch läßt sich eine Auslese im Sinne Darwins begünstigen und ein kräftigeres Geschlecht begründen.

Die Mittelschulen, denen die besten Schüler der Volksschulen zufließen, sind leider nicht so beschaffen, daß sie die Blüte der Nationen zur herrlichen Entfaltung bringen können. Welch eine Qual wird da mit dem vorzeitigen Lernen der alten Sprachen verursacht! Vergebens haben sich Reformvereine gebildet, um eine Entlastung der studierenden Jugend zu bewirken. Die Gymnasien sind ihres Ursprungs so wenig eingedenk, daß sie die Körperpflege auffallend vernachlässigen, den Unterricht in der Gesundheitslehre gewöhnlich gar nicht kennen und das Heer der Kurzsichtigen in schrecklicher Weise vermehren. Diese traurigen Thatsachen müssen von den Volksvertretern und den Eltern solange besprochen werden, bis eine durchgreifende Schulreform ins Leben tritt. Gerade die Jünglinge, die einst im Staatswesen zu Macht und Einfluß gelangen, sollten mit Eifer für die gesunde Entwicklung des Volkes erfüllt und so erzogen werden, daß sie ein tiefes Verständnis für alle Fragen der Hygiene erlangten. Wenn das geschähe, würden sie auch als Studenten der Hochschulen vernünftiger als jetzt leben und handeln. Die englische Sitte, gewissen Turnspielen den Rang von Lehrgegenständen zu verleihen, muß nachdrücklich empfohlen werden.

Die höheren Mädchenschulen lassen ebenfalls viel zu wünschen übrig. Wie selten wird hier gelehrt, was den künftigen Hausfrauen so nützlich wäre! Die Kenntnis vom Bau und Leben des menschlichen Körpers, die Erhaltung der Gesundheit durch zweckmäßige Nahrung, Kleidung und Wohnung, die Erziehung der Kinder, die Führung des Haushaltes u. dgl., das sind Aufgaben, die in den Mädchenschulen behandelt werden sollten. Dr. Erismanu

sagt in seiner Gesundheitslehre: „Wir brauchen kräftige und intelligente Arbeiter, gesunde Staatsbürger. Die Frau muß und kann dazu beitragen, dieses Ziel zu erreichen; sie muß aus ihrem Pflanzenleben, aus ihrem engen Geschäftskreise heraustreten, und es ist Sache der Männer, sie hierin zu unterstützen. Mit einer gründlichen Reform der Mädchenschulen und der weiblichen Erziehung überhaupt muß der Anfang hiezu gemacht werden.“ Man beschränke doch in den höheren Töchterschulen das Erlernen fremder Sprachen und all den Puz der feinen Bildung auf das Nötigste und errichte für jene Mädchen, die studieren wollen, besondere Klassen, wo sie sich ernsthaft zum Eintritt in die Hochschulen vorbereiten können. Man merke überhaupt auf die Stimmen der Ärzte, die in jedem Schulaussichtsrat vertreten sein müssen; dann wird es gewiß überall besser werden.

Die an manchen Orten gemachten Versuche, die Mädchenschulen mit Koch- und Haushaltungsschulen zu verbinden, erscheinen höchst beachtenswert. Wenn zu der Belehrung über den Einfluß und den Preis der einzelnen Nahrungsmittel noch die Anleitung zu ihrem Zubereiten und Aufbewahren kommt, so ist zu erwarten, daß unsere Ernährung und damit unsere ganze Lebenshaltung gehoben werde. Die Speisen, die von den Schülerinnen hergestellt worden sind, lassen sich in den Schulen selbst, zur Unterstützung armer Kinder, oder in Volksküchen verwenden. Wie notwendig die Sorge für die Nahrung der bedürftigen Massen ist, hat sich an vielen Orten gezeigt. „Es wäre an der Zeit, einzusehen, daß die Organe der Selbstverwaltung eine hohe soziale Aufgabe haben, und daß es ihre Pflicht ist, den Bedürfnissen derjenigen Bevölkerungsklasse Rechnung zu tragen, welche zur Selbsthilfe weder Mittel, noch Gelegenheit hat, — um so mehr, wenn hiedurch die Interessen anderer Bevölkerungsklassen in keiner Weise beeinträchtigt, sondern, durch Hebung des allgemeinen Gesundheitszustandes, sogar gefördert werden.“

Der größere Einfluß, den wir dem Arzt im Leben wie in der Schule gewähren, wird sich als heilsam erweisen. Unser Geschlecht, das von Krankheiten aller Art heimgesucht ist, muß dem Arzt als dem berufenen Wegweiser zur Genesung folgen. Wenn die Jugend schon daran gewöhnt ist, in dem Arzt einen Freund zu sehen, dann wird auch die Familie ihn nicht bloß als Rothelfer, sondern als Gesundheitsrat ehren. Es muß immer mehr zum allgemeinen Bewußtsein kommen, daß es ebenso wichtig ist, Krankheiten vorzubeugen, als sie zu beseitigen. Der Arzt, der mit Rat und That zum Besten aller wirkt, nimmt eine wahrhaft priesterliche Stellung ein: er warnt die Unerfahrenen vor dem Verderben, er hilft den Armen, er führt die Kranken zu den uner schöpfl ichen Heilquellen der Natur.

* * *

Obgleich wir seither immer die Staatshilfe in Anspruch genommen haben, so wollen wir doch auf die Thätigkeit von Vereinen und Einzelnen durchaus nicht verzichten. Das Gebiet, das wir besprochen, ist so groß, daß es von vielen bearbeitet werden muß. Was ein einziger Mann zu leisten vermag, sehen wir an dem Harter Kneipp im bayrischen Schwaben. Er hat durch sein Beispiel und seine Aufmunterung die naturgemäße Lebensweise so gefördert, daß er ein Wohlthäter genannt zu werden verdient. Auf anderem Gebiete, auf dem der Kolonisation, ist die Thätigkeit des nordamerikanischen Ingenieurs Owen zu rühmen. Dieser hat in dem mexikanischen Küstenland Sinaloa die große Kolonie Topolobampo nach einem Genossenschafts-System gegründet, das so eigenartig und merkwürdig ist, daß es von den Sozialreformern der alten und neuen Welt beachtet wird. (Man vergl. die „Allgemeine Zeitung“ vom 17. September 1892, Beilage Nr. 259.) Diesen Namen ließen sich andere anschließen, die in einzelnen Kulturländern bekannt geworden sind.

Von Vereinen, die unsern Zwecken dienen, ist in Deutschland zuerst der Verein für öffentliche Gesundheitspflege zu nennen. Er umfaßt vortreffliche Männer und hat großartige Leistungen zu verzeichnen. Diese würden noch bedeutender sein, wenn er mit anderen Vereinen zusammenwirken könnte. Der Volksbildungsverein müßte dann die Hygiene mehr als jetzt beachten, und der Verein zur Massenvverbreitung guter Schriften, der seinen Sitz in Weimar hat, sollte nach dem Muster der Bibelgesellschaft in England wirken und Volksbücher verteilen, die gesundheitliche Fragen erörtern. Wie nötig das ist, mögen die folgenden Thatfachen bezeugen. In Deutschland werden jährlich 5000 Millionen Cigaretten geraucht. Nimmt man dazu den Verbrauch von Tabak beim Schnupfen usw., so erhält man eine Jahresausgabe von 300 Mill. Mk. Wäre dieses Geld, das rein vergeudet wird, nicht besser auf Wohnung und Kleidung zu verwenden? — Der Verbrauch von Bier, Wein und Branntwein verursacht in Deutschland eine jährliche Ausgabe von 2000 Mill. Mk., d. i. auf den Kopf der Bevölkerung 40 Mk. Was könnte mit einem Teile des Geldes für eine bessere Ernährung geschehen? — In Belgien ist das Branntweintrinken so verbreitet, daß auf den Kopf der Bevölkerung 11 1/2 Liter im Werte von 22 Frs. kommen, daß aber auch ein Fünftel aller Todesfälle dem übertriebenen Genuß von Branntwein zugeschrieben wird. Sind das nicht Zustände, die zur Bildung von Mäßigkeitsvereinen, zur Warnung durch Volkschriften usw. herausfordern?

Wenn man Preise für die besten Romane und Dramen ausschreibt, warum nicht auch Preise für Bücher, die eine vernünftige Lebensweise fördern? Und ist das Volk nicht dankbar für solche Bücher? Man

denke an den Einfluß der populären Schriften von Bock, Reclam, Ruckbaum („Eine kleine Hausapotheke“), Esmarck („Die erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen“), Brücke („Wie behütet man Leben und Gesundheit seiner Kinder?“), Ammon („Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege“) u. s. f.

Den Frauenvereinen ist eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Nachdem sie in Nordamerika zu großem Einfluß gelangt sind, treten sie auch bei uns auf und werden verschieden beurteilt. Am besten ist es wohl, sie auf den rechten Weg zu leiten. Neben der großen Frage, wieweit die Emanzipation der Frauen anzustreben, wird die Sorge für Arme und die Gesundheitspflege zu erörtern sein. Im geschlossenen Kreise können die Frauen alles sagen, was ihnen am Herzen liegt, und die heikelsten Dinge berühren. An die Vorträge von Ärzten und gebildeten Frauen werden sich Debatten anschließen. Man wird neue Bücher besprechen u. dgl. m. Wenn die rechten Leute an der Spitze stehen, so darf man getrost erwarten, daß die Frauenvereine viel Gutes wirken und dem Kulturleben eine Kraftentfaltung zuführen, die allzulange gefehlt hat.

Die Männer und Frauen, die durch ihre Stellung und ihren Eifer für die allgemeine Wohlfahrt dazu berufen sind, auf Schäden im Volksleben hinzuweisen und zeitgemäße Reformen zu empfehlen, sollten noch mehr als jetzt die Presse benutzen und für den Nachdruck der besten Aufsätze sorgen. Was von einzelnen Zeitschriften für die Gesundheitspflege geschehen ist, kann nicht genügen. Alle Zeitungen müssen veranlaßt werden, den Raum für nichtsagende Romane u. dgl. einzuschränken und öfters kleine oder große Artikel zur Förderung der Gesundheit und Schönheit zu bringen. Wenn erst unser Volk daran gewöhnt ist, in der Presse nicht bloß politische Nachrichten und allerlei Unterhaltung, sondern auch die Erörterung von hygienischen und anderen Lebensfragen zu finden, dann werden unsere Zustände klarer und besser werden.

An die Schriftsteller, die „führenden Geister“ der Nationen, wenden wir uns in der großen Sache, die wir vertreten, gewiß nicht vergebens. Sie stehen auf gleicher Höhe mit den Künstlern, denen der Dichter zuzuft: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben. Bewahret sie! Sie sinkt mit euch; mit euch wird sie sich heben.“ Die große Achtung, die das Volk allem Gedruckten entgegenbringt, muß allein schon ein Grund für die Schriftsteller sein, nur Wertvolles zu bieten. Wenn trotzdem viel Unnützes, Gefährliches und Verderbliches geschrieben wird, so trösten wir uns damit, daß es noch edle Schriftsteller giebt, die ähnlich den alten Propheten wirken; sie sind „Vorläufer der Erlösung, Tempelstürmer des Aberglaubens, Verkündiger der Wahrheit, die einst allen wird offenbar sein“, und erfüllen

uns mit der Hoffnung, daß der Menschheit eine glücklichere Zukunft beschieden ist. Wer kennt nicht Henry George, dessen Schriften von Amerika her nach Europa und Australien gekommen sind und trotz aller Irrtümer den großen Gedanken, daß eine Reform des Bodenbesitzes nötig ist, siegreich vertreten haben? Auch andere Nationen haben uns Herolde neuer Ideen geschenkt, und neben den Geistern, die überall bekannt werden, sind die Schriftsteller, die in kleineren Kreisen für das Gute wirken, durchaus nicht zu unterschätzen. Ein deutscher Volkschriftsteller, Rosegger, hat jüngst ermahnt, den Zug der armen Leute nach der Stadt dadurch auszugleichen, daß wohlhabende Bürger ihre Söhne zu Landwirten machen. Dieser Rat ist höchst beachtenswert. Die Landwirtschaft muß bei unsern Städtern, die gewöhnlich alle Handarbeit verachten, wieder zu Ehren kommen. Sie bietet besonders denen, die im Besitz von Kapital sind, neben dem Vorteil einer gesunden Beschäftigung noch die Möglichkeit, ein sicheres Dasein zu gründen. Die großen Städte haben uns großes Unglück gebracht. Draußen in der gesunden Landluft wird unser entartetes Geschlecht wieder ausblühen. Dem Antäus gleich werden wir durch die Berührung der schöpferischen Erde die verlorene Kraft wiedergewinnen. Am Herzen der Natur werden wir alles Leid vergessen und zufrieden und glücklich werden.

Zur Natur zurückkehren heißt bei unserer überspannten Kultur so viel, wie einer neuen Weltanschauung huldigen oder ein anderes Leben beginnen. Wir haben uns daran gewöhnt, alles Heil von den Fortschritten der Industrie zu erwarten und sehen mit Schrecken, daß uns die Grundlage zu jedem Aufschwung, die Körperkraft, abhanden gekommen ist. Die Maschinenthätigkeit unseres Zeitalters hat einen Teil der Kulturmenschheit in maschinenartige, verkümmerte Geschöpfe verwandelt. Die wilde Jagd nach allen möglichen Genüssen hat eine Nervosität erzeugt, die vielen das Dasein zur Hölle macht. Aus diesem traurigen Zustande können wir nur dadurch herauskommen, daß wir unser Leben einfacher und ruhiger gestalten, daß wir die Stimme der Natur beachten. Hören wir auf mit dem übermäßigen Genuß von Fleisch und Alkohol! Fragen wir nicht länger nach der Mode des Tages! Sorgen wir dagegen für gesunde Wohnungen und eine soziale Reform, die uns gestattet, an den Segnungen des heimatlichen Bodens teilzunehmen, häufiger als jetzt frische Luft zu schöpfen u. dgl. m. Bekämpfen wir die Lesewut und das Klavierglimper! Verbannen wir den Streit um Dinge, die unbeweisbar sind! Die Religion, die uns zur Nächstenliebe verpflichtet, wird nie verloren gehen; aber die Auserlichkeiten und Lehrgänge der einzelnen Konfessionen mögen sich ändern. Gedenken wir der schrecklichen Zeiten, in denen die Kulturvölker von Glaubenskriegen zerrissen wurden, und ver-

geßen wir nicht, daß damals der große Verfall unserer Kraft begonnen hat. Mit den Ausgaben, die wir einem fernen Jenseits opfern, könnten wir gar vielen Unglücklichen in nächster Nähe das Dasein erleichtern. Güten wir uns besonders davor, einen schroffen Gegensatz zwischen weltlichem und geistlichem Thun aufzustellen! Was ein finsterner Glaubenseifer dem Entwicklungsgang der Menschheit geschadet hat, ist noch zu wenig untersucht worden. Kehren wir zur Freudigkeit der Naturkinder zurück!

Mit der Freiheit in Glaubenssachen muß sich die im bürgerlichen Leben verbinden. Wie der Geist den Körper bauen hilft, so wird eine freie Entwicklung unseres nationalen Denkens jeden Einzelnen erfrischen und stärken. Die großen Feste, die wir feiern, können zur Hebung des Volksbewußtseins manches beitragen. Die Turnfeste sind besonders geeignet, die Freude an menschlicher Kraft und Schönheit zu beleben. Aber auch die Landes- und Gauveste, die gewöhnlich nach vollbrachter Ernte gehalten werden, sollten die volkstümlichen Wettkämpfe, Spiele u. dgl. nicht vergessen. Wenn einmal in den weitesten Kreisen die Überzeugung erwacht, daß Körperkraft und Gewandtheit in hohem Grade geschätzt werden, dann läßt sich erwarten, daß das Volk mehr als jetzt der Gesundheitspflege die verdiente Aufmerksamkeit schenkt.

Es muß überhaupt dahin kommen, daß alle Fragen, die sich auf die Verbesserung unserer Rasse beziehen, förmlich in Mode gebracht werden. Die höheren Stände müssen mit gutem Beispiel vorangehen. Wer nicht für den Aufenthalt in frischer Luft eingenommen ist, wer das Baden versäumt, wer im Essen und Trinken das rechte Maß überschreitet, der soll für einen Barbaren gehalten werden. Der Spott, den die unsinnigen Kleidermoden finden, soll jede Thorheit in der Lebensweise treffen. Die allgemeine Volksstimmung, die Sitte, muß sich aber besonders mächtig erweisen, wenn Fragen der Ehe vorliegen. Daß ein junger Mann ein altes Weib heiratet, um Vermögen zu erlangen, oder daß sich ein Mädchen mit einem hochbejahrten Manne verbindet, um versorgt zu sein, das sollte einen Sturm der Entrüstung hervorrufen, der vor jeder Nachahmung abschreckt. Dagegen sollten die Ehen, die von schönen Jungfrauen und Männern aus reiner Liebe geschlossen werden, die allgemeinste Freude erregen und zu Geschenken u. dgl. Anlaß geben. Die Sitte muß noch dahin führen, daß jeder Verstoß gegen die Gesetze der Gesundheitslehre als Sünde betrachtet wird, daß aber alle Unternehmungen, die zur Hebung der Volkskraft dienen, das höchste Lob erhalten. Nachdem man seither den Dichtern, die uns ins Reich der Träume führen, in erster Reihe Denkmäler gesetzt hat, wird man künftig auch den edlen Männern, die uns vor Entartung schützen, die größten Ehren erweisen. Es ist Zeit, daß die Menschen den

Kindheitszustand, wo die Phantasie das Zepter schwingt, verlassen und ins Mannesalter treten, wo die Vernunft die Herrschaft führt. Es ist höchste Zeit, das Wähnen mit dem Wissen zu vertauschen und aus dem Reich des Glaubens in das des Forschens zu gelangen.

Die große Aufgabe, die uns beschäftigt, ist auf engem Raum nur in den Grundzügen zu lösen. Wir verzichten auf weitere Ausführungen, die z. B. dem Militarismus, dem Kriege, den Seuchen usw. zu widmen wären, und glauben, daß die hier vorgeschlagenen Mittel und Wege zur Verbesserung unserer Rasse nicht ohne Erfolg sein werden. Gerechtigkeit im sozialen Leben, Gesundheitspflege, freiheitliche Entwicklung, mit einem Wort: reine Menschlichkeit wird uns vom Elend der Entartung erlösen und dem kommenden Geschlecht eine glückliche Zukunft eröffnen.



Henry Georges Grundwertsteuer (The single tax).

Ein Programmentwurf für die Anhänger seiner Lehre.

Von Bernhard Eulenstein.

(Berlin.)

Das sind die rechten Gesetze, die nicht ein Ideal voraussetzen, sondern was war, was ist und sein kann. E. v. Müller.

Gerechtigkeit! — nicht Mildeithigkeit!

Wir glauben, daß alle Menschen als gleichberechtigte Wesen geboren und von ihrem Schöpfer mit gewissen unüberäußerlichen Naturrechten ausgestattet sind.

Das erste und wichtigste aller Menschenrechte ist aber das Recht auf die zum Leben unbedingt notwendigen Elemente: auf Luft, Licht, Wasser und Erde.

Folglich halten wir alle Menschen, ohne Ausnahme, für gleichberechtigt auf die Nutznießung und den Genuß alles dessen, was Gott erschuf, — also: auf den Erdboden und seine Naturkräfte, auf seine Naturkräfte und seinen Wohnraum.

Darum sollte es Niemandem erlaubt sein, Naturelemente im Besitz zu behalten, ohne an die Gesamtheit eine angemessene Entschädigung für dieses Vorrecht zu entrichten.

Ein weiteres unveräußerliches Recht ist das Recht auf Eigentum. Gerechtes „Eigentum“ kann aber nur aus „eigen Thun“ entstehen.

Wir glauben daher, daß jeder einzelne Mensch ein naturgemäßes Eigentumsrecht auf alles hat, was seine Arbeit hervorbringt.

Darum sollten keine Steuern auf die Arbeit und die Arbeitserzeugnisse gelegt werden.

Wir glauben ferner, daß auch die Gesellschaft, als solche, ein rechtmäßiges Eigentumsrecht auf alle Werte hat, die sie durch ihr Dasein, durch ihr Wachstum und ihr „eigen Thun“ hervorbringt.

Darum sollte die Grundrente, — die sowohl durch die Bevölkerung und deren Zunahme, als auch durch gemeinnützige Einrichtungen und Bodenverbesserungen seitens des Staates oder der Gemeinde am Grund und Boden entsteht, — der Volksgemeinschaft zu gute kommen.

Denn nur die Gesellschaft produziert Rentenwerte, — der Einzelne kann nur Güter erzeugen.

Um diese Grundsätze zu verwirklichen, schlagen wir vor: alle Ausgaben des Staates und der Gemeinde durch eine einzige Steuer auf Grund- und Bodenwerte — die Bebauungs- und Bodenverbesserungswerte nicht mitgerechnet — aufzubringen, dagegen sämtliche anderen direkten und indirekten Steuern, Zölle und Abgaben aufzuheben.

Da nun vielfach heute noch eine kleine Steuer auf Grundwerte besteht, so könnte diese neue „Grundwertsteuer“ sehr leicht eingeführt werden, indem man jene alte Grundsteuer langsam (etwa um 5% der heute erzielbaren Grundrente per Jahr) erhöht und von den jetzigen Steuern eine nach der andern abschafft.

Die Einschätzung der Grund- und Bodenwerte könnte die Gemeindeverwaltung vornehmen, unter Hinzuziehung sachverständiger, ortskundiger und unparteiischer Bürger.

Der Ertrag dieser „Grundwertsteuer“ ließe sich zwischen dem Reich, den Staaten und den Gemeinden nach Prozenten leicht und gerecht verteilen.

Die von uns vorgeschlagene „Grundwertsteuer“ ist in Wirklichkeit weder eine Steuer auf Land, noch auf den Bodenertrag. Sie würde deshalb nicht auf die Bebauer und Benutzer des Bodens fallen und könnte niemals eine Steuer auf Arbeit werden.

Die Steuer soll vielmehr nur vom Landwert erhoben werden. Darum würde sie auch nicht auf alles Land fallen, sondern nur auf den wertvollen Boden, und auf diesen nicht im Verhältnis zu seiner Ausnutzung, sondern im Verhältnis zu seiner Rentenhöhe. (Was heute vielfach gleichbedeutend mit der Hypothekenzinshöhe sein dürfte.)

Sie wäre also die Abgabe, die der Bodenbenutzer heute dem Eigentümer entweder im Kaufpreis oder als Grundrente bezahlen muß, für die Erlaubnis, wertvolles Land bebauen zu dürfen.

Folglich wäre sie keine Steuer auf die Benutzung, noch auf die Bebauung und Verbesserung des Bodens, sondern auf das bloße Eigentumsrecht am nackten Grund und Boden, weil sie nur jenen Wert hinwegsteuert, der andernfalls vom Eigentümer und nicht vom Bebauer erhoben würde.

Bei der Einschätzung zu dieser „Grundwertsteuer“ würden daher alle Grundwerte, die von dem Einzelnen durch seine Verwertung, Bebauung oder Verbesserung geschaffen wurden, ausgeschlossen sein. Der hier allein in Betracht kommende Wert wäre jener Rentenwert, den der nackte Grund und Boden insolge seiner Lage, seiner natürlichen Eigenschaften und seiner von der Gesellschaft geschaffenen Vorzüge besitzt, und er müßte durch unparteiische, periodische Einschätzung (etwa alle fünf oder zehn Jahre) aufs neue festgestellt werden.

Ein seine Scholle selbst beackernder Bauer hätte alsdann nicht mehr zu bezahlen, wie ein Großgrundbesitzer, der ein ähnliches Stück Land brach liegen läßt, und ein Städter, der auf seinem Baugrund ein wertvolles Gebäude errichtet, würde nicht höher besteuert werden, als ein Bodenspekulant, der — zum Nachteil aller — ein ähnliches Baugrundstück der Bebauung vorenthält.

Kurzum, die „Grundwertsteuer“ würde alle Einwohner in gerechter Weise zur Steuerleistung heranziehen, nicht im Verhältnis zu dem, was sie sich erarbeiten und ersparen, sondern im Verhältnis zu dem Wert der natürlichen Vorteile und Annehmlichkeiten, der Wohnstätten und Arbeitsgelegenheiten, die sie im Besitz haben oder ausnutzen. Sie würde die Grundeigentümer zwingen, genau so viel für das — die Gesellschaft schädigende — unbenuzte oder nicht rationell benutzte Land zu bezahlen, wie für den — zum Wohle aller — in bester Benutzung befindlichen Grund und Boden.

Die Hypothekeneinhaber, die bei der allgemeinen großen Grund- und Bodenverschuldung heute schon den größeren Teil der Grundrente einziehen, müßten natürlich im genauen Verhältnis zur Höhe ihrer Grundwerte von der Steuer getroffen werden (so daß man unsere Steuer auch eine Grund- und Hypothekensteuer nennen könnte).

Darum müßte zuvor ein Gesetz über die Unkündbarkeit der Hypotheken und deren Eintragung im Grundbuch als fester untrennbarer Grundeigentumsanteil erlassen werden.

Die „Grundwertsteuer“ würde Folgendes bewirken:

1. Sie würde die Steuerlasten von den ackerbautreibenden Landesteilen, wo der Boden — jede Bebauung und Verbesserung abgerechnet — wenig oder keinen Wert hat, nach den Städten hin abwälzen, wo für leeren Baugrund oft ein Verkaufspreis von Millionen Mark per Morgen erzielt wird.
2. Sie würde die zahllosen anderen Steuern, Zölle und Abgaben überflüssig machen, das Heer der Steuer- und Zolleinnehmer verringern, die Staats- und Gemeindeverwaltung vereinfachen und deren Unkosten bedeutend vermindern.
3. Sie würde den Betrug, die Korruption und die großen Ungleichheiten — die bei allen gegenwärtigen Steuersystemen vorkommen — unmöglich machen, so daß es reichen Bürgern nicht mehr gelänge, gerechter Besteuerung zu entgehen, insofgedessen die Armen seither umsomehr bedrückt waren.
4. Da der Grund und Boden weder verborgen noch weggetragen werden kann, so ließe sich sein Wert mit größerer Leichtigkeit und Gewißheit feststellen, als der Wert aller anderen Güter und Einkommen. Die Steuer könnte deshalb genau und sicher eingezogen werden.
5. Die „Grundwertsteuer“ würde alle Zölle überflüssig machen und einen wahren Freihandel mit der ganzen Welt — wie er jetzt schon zwischen den Einzelstaaten des Reiches, zum Vorteil Aller, besteht — ermöglichen, und unser Volk in die Lage versetzen, durch einen freien Austausch der Güter aller Vorteile, die die Natur anderen Ländern gegeben, sowie der besonderen Geschicklichkeiten und Fähigkeiten anderer Völker teilhaftig zu werden.

Da alle Kulturvölker unserm Beispiele bald folgen müßten, so würde, durch einen unbeschränkten Welthandel, die höchste weltwirtschaftliche Arbeitsteilung erreicht und der Wohlstand aller Völker gehoben werden.

6. Die „Grundwertsteuer“ würde alle Naturmonopole und Preisringe (Kartelle, Trusts) usw. zerstören und die Bevorrückung verhindern, die aus der Schutzzöllnerei, aus Exportprämierung und durch Staatsunterstützung aller Art entstanden ist.
7. Sie würde das Reich, den Staat und die Gemeinde schuldenfrei machen und für alle Bedürfnisse des Gemeinwohls so reichliche Mittel liefern, daß jene nie wieder dem Privatwucher anheimzufallen brauchen.
8. Sie würde die wilde Börsenspekulation, die mit dem schwankenden Staatskredit und mit den Monopolrenten des Erdbodens (Kohlen- und Eisen-Bergwerks-Aktien zc. zc.) ihr Spiel treibt, besser und gründlicher lahm legen, als eine sogenannte „Börsensteuer“.

9. Alle Steuern auf die Arbeit würde sie abschaffen, die jetzt gewissermaßen als Straffsteuern von jedem erhoben werden, der ein Stück Boden beackert, ein Haus baut, eine Maschine in Betrieb setzt, eine Fabrik errichtet oder in irgend einer Weise den Wohlstand hebt.
10. Sie würde jedermann volle Freiheit verschaffen, seine Arbeit und sein Kapital zur Gütererzeugung oder zum Warenaustausch zu verwenden, ohne durch Straffsteuern und Beschränkungen aller Art daran gehindert zu werden, und sie würde jedem den vollen Ertragswert seiner Thätigkeit sichern.
11. Die „Grundwertsteuer“ würde auch — indem sie zu Gunsten des Gemeinwohls jenen Wert in Anspruch nimmt, der am Grund und Boden infolge des Wachstums der Volksgemeinschaft und der von ihr geschaffenen öffentlichen Einrichtungen entsteht — den Besitz von Land für den bloßen Eigentümer unrentabel machen, und er könnte nur dem wirklichen Bebauer und Benutzer Vorteil bringen. Es wäre den Bodenspekulanten und Monopolisten alsdann unmöglich, die natürlichen Arbeitsgelegenheiten, das natürliche Arbeitsmaterial, die Urstoffe und die Naturkräfte des Erdbodens, seinen Arbeits- und Wohnraum unbenuzt oder halbbenutzt im Besitz zu behalten, und dem Volke wäre das uner schöpfliche Arbeitsfeld der Erde freigegeben.
12. Sie würde den Heimatlosen Heimstätten gründen.
13. Sie würde allen Arbeitslosen Arbeit verschaffen: den arbeitswilligen Notleidenden und den arbeitscheuen Drohnen. Ersteren würde sie das Arbeitsmaterial des Erdbodens ganz erschließen, letzteren das arbeitslose Einkommen ganz entziehen.
14. Unverschuldete Armut würde verschwinden.
15. Die Löhne der Arbeiter und die Gehalte in allen Berufsarten, sowie der Verdienst auf allen Arbeitsgebieten würde bis zum vollen Ertragswert steigen.
16. Eine sogenannte „Überproduktion“ könnte solange nicht eintreten, bis alle menschlichen Bedürfnisse (die bekanntlich unbegrenzt sind) befriedigt wären.
17. Die Arbeit ersparenden Erfindungen könnten erst dann ein wirklicher Segen auch für die Arbeiter werden.
18. Die Reform würde eine so große Gütererzeugung und eine ebenso gerechte als gleichmäßige Verteilung des Wohlstandes herbeiführen, daß es für alle Menschen — ihrem Fleiße und ihren Fähigkeiten gemäß — genügendes Wohlleben, Muße und Anteil an den Ertragschaften einer steigenden Kultur geben müßte.

Henry Georges „Grundwertsteuer“ würde also die wirtschaftliche Gerechtigkeit wieder herstellen und somit die heutige soziale Frage lösen.

Was die übrigen Monopole, außer dem Landmonopol, anbetrifft — die nicht bereits Volkseigentum sind —, so glauben wir, daß nur da, wo freie Konkurrenz absolut unmöglich wird, — wie bei manchen öffentlichen Verkehrsanstalten, bei Wasser- und Gasversorgung und dergl. —, diese nach und nach zwar zu Staats- oder Gemeindeeigentum gemacht, aber im Interesse der Volksgemeinschaft verpachtet und kontrolliert und nur in dem Falle von ihr selbst betrieben werden sollten, wenn eine Verpachtung unmöglich wäre.

Denn wir halten sowohl den privaten als auch den Staatsmonopolbetrieb aus volkswirtschaftlichen und politischen Gründen für gemeinschädlich und glauben, daß — im monopolfreien Zustande — der freie Wettbewerb zur Gesundheit des Wirtschaftslebens ebenso unerläßlich sei, wie die freie Cirkulation des Blutes zur Gesundheit des Menschenlebens notwendig ist.

Zum völligen Verständnis des vorstehenden Reformprogrammes — nach Henry George — ist eine Vertiefung in seine Werke: „Fortschritt und Armut“, „Zur Erlösung aus sozialer Not“, „Schutz Zoll und Freihandel“ und „Soziale Probleme“ durchaus notwendig.



Unser Dichteralbum.

Vergessen!

Es brennt auf des Grabsteins Zierrat
Des Mittags goldne Glut,
Unter den staubigen Dolden
Ein kühler Schläfer ruht.

Der Hirt gebeugt auf dem Stabe
Die blasse Inschrift liest:
Wie um den schlummernden Jüngling
Die Chräne der Braut noch steigt.

Die Kämmer grasen weiter,
Alles glänzt und verstimmt —
Erdümrisch um des Vergessnen
Grab eine Biene summt.

Darmstadt.

Wilhelm Walloth.

Die Muschel.

Auf meinem gelben Bilderschrank
 Glänzt ihre Schale bunt und blank,
 Ein Zierrat meiner Musenhammer.
 Da hört sie nun mein Versgehämmer,
 Und wenn ich, Blut und Flammen schmier,
 Mein Geißprodukt laut deklamier,
 Summt meiner Seele O und Ach
 In ihrer Höhlung leise nach.
 Wie scholl in den gewundenen Gängen
 Es ehedem von andern Klängen.
 Das war ein Schall, das war ein Schwall!
 Was ist der zahme Widerhall,
 Den meine Lieder ihr entlocken.
 Oft kling's wie ferne, dumpfe Glocken

In meinen Dichtertraum hinein.
 Ich weiß, das muß die Muschel sein.
 Sie kann vergessen nicht das Meer,
 Den hohen Himmel drüber her,
 Den Sturm, den bärtigen Meeremann nicht
 Und nicht der Meerfrau süß Gesicht.
 Einmal, zur Nacht, fuhr aus dem Schlaf
 Erschreckt ich auf. Den Träumer traf
 Ein fremd Getöse, so wunderbar,
 Das wie durch einen Nebel kam,
 Wie Sehnsucht Klang's, wie Schmerz und
 Jörn,
 Und Klang wie ein Tritonenhorn.

Tempelhüterin.

Was hab ich dir zu danken,
 Daß du die grünen Ranken
 Des Glücks zu einem stillen Zelt mir
 biegst,
 Davor du ohne Klagen
 Getreu an allen Tagen
 Als meines Friedens wache Hüterin liegst.

Du hörst die leisen Klänge,
 Die heimlichen Gesänge,
 Und horchst mit einem halben Ohr hinein,
 Und durch des Vorhangs Falten,
 Den deine Hände halten,
 Dringt nicht des Tages frecher Lärm und
 Schein.

So läßt du mich gewähren,
 Und weißt den Gott zu ehren,
 Der herrisch dich von meiner Seite scheucht,
 Und träumst von Ruhmessternen,
 Und siehst in goldne Fernen
 Mit einem stillen, seligen Geleucht.

Nachts in der träumenden Stille.

Nachts in der träumenden Stille
 Kommen Gedanken gegangen,
 Nachts in der träumenden Stille
 Atmet, zittert ein Bangen,
 Nachts in der träumenden Stille,
 Ratlose, quälende Fragen.
 Weit über alles Sagen
 Kommen Gedanken gegangen,
 Atmet, zittert ein Bangen
 Nachts in der träumenden Stille.

Werschwiegen.

Eine liebliche Stunde
 Stand vor mir, den Finger am Munde.
 Große, klare Augen sagten
 Von Gedanken, die nicht hervor sich wagten.
 Rede nur, winkt ich, aber mit feinen

Mienen wußte sie zu verneinen.
 Stand nur immer und sah mich an,
 Eigen an,
 Mit dem Finger am Munde —
 Eine liebliche, märchenschöne Stunde.

Nachtfertigung.

Ich kann nicht tastend gehen
 Und prüfen Stein für Stein,
 Ich muß nach Sternen sehen
 Und ihrem hohen Schein.

So geh ich wie im Traume,
 Und irre tausendfach,
 Die Dornen zerren am Saume,
 Im Staube schleift er nach.

Und schleift er denn im Staube,
 Die Stirn umleuchtet doch
 Ein Kranz aus hellem Laube,
 Ein unberührter noch.

Daran könnt ihr nicht iangen
 Mit eurem kleinen Neid,
 Es sind die grünen Spangen
 Mein Stolz und Ehrenkleid.

Die trag ich bis ans Ende
 In steckenlosem Glanz
 Und leg in Götterhände
 Den unverkehrten Kranz.

Hamburg.

Gustav Falke.

Am Fels des Todes.

Im großen Meer, weltweit und erdenfern,
 Da ragt ein Stein schwarz-schaurig in die Küste,
 vom dunkelgrauen Himmel blinkt kein Stern,
 todschwanger dunsten rings die Moderdüfte.
 Es hallt kein Ton in diese bange Nacht,
 die kaum der nebelbleiche Mond durchleuchtet;
 das Meer steht still, die Wellen rollen sacht —
 der braune Ufersand wird kaum gefenchtet.

Zahllose Schädel, blaß und knochenfahl,
 umruhn den Fuß der schwarzen Feisenmauer,
 dicht Kopf an Kopf gedrängt, und grinsen sah
 in diese schattenschwere Nacht der Trauer. —
 Die ihr die weitvergesne Ode schuft,
 ihr dunklen Mächte, kann euch nichts erweichen! —
 Ein Flügel-schiag — der Totenvogel ruft —
 und wehrt den Schnabel an den Schädelleichen.

Steglich-Berlin.

Franz Evers.

Golgatha.

Seht ihr das Marterkreuz auf Golgatha?
 Seht ihr den bleichen, stummen Dulder hangen?
 Ergreift euch nicht ein heilig düstres Bangen? —
 Seht ihr das Marterkreuz auf Golgatha?

Seht ihr die rohe Menge ihm zu Füßen,
 Wie sie nichts hat, als kalten, bittern Hohn
 Für ihn, der Erde größten, besten Sohn? —
 Seht ihr die rohe Menge ihm zu Füßen?

Seht ihr die Priester dort so höhnisch lächeln,
 Und wie der Haß aus ihren Augen flammt?
 Zum Kreuz hat ihre Herrschsucht ihn verdammt. —
 Seht ihr die Priester dort so höhnisch lächeln? —

Seht hin nach Golgatha — und seht in unsre Zeit!
 Noch manches Kreuz wird heute aufgerichtet,
 Von Priesterherrschsucht mancher noch gerichtet. —
 Seht hin nach Golgatha — und seht in unsre Zeit!

Staffort b. Karlsruhe.

Emil Hauth.

Scharfreitagstraum.

Stirb nicht! — Stirb nicht, Jesus
 Christ! —

Es war ein Irrtum! — — —

O stirb nicht, Einsamer!

Harre, daß vom Kreuze ich dich löse! —

Siehe, ich stürme durch den Wald der
 Finsternis,

Und meine Seele leucht!

Sieh mich hasten!

Höre mein Schrei'n!

Siehe ich schreie vor Angst!

O stirb nicht, stirb nicht, Jesus Christ!

Ja, du schüttelst dein Haupt,

Blut umsprüht es. —

Schlag deine Zähne fest ins Leben!

Laß es nicht, bis ich hinangeflogen,

Bis Golgatha ich überwunden,

Bis deine Nägel ich gezogen!

Ich will vom Kreuze dich erlösen!

Hör mich! — Es war ein Irrtum!

O stirb nicht, stirb nicht, Jesus Christ! — — —

Da aus den Felsen ich gebrochen,

Die Gesellschaft. IX. 4.

Schweißgequält,
 Stockenden Herzens,
 Tief ich über die Heide des Berges
 Zu dem Einsamen,
 Zu dem erhöhten, gelblich schimmernden
 Leibe,
 In der schwarzen Erstarrung der Nacht.
 Und ich riß an dem Nagel
 In seinen Füßen. — — —

Von der geneigten Stirne
 Träufelte sein Blut,
 Brennende Tropfen,
 Mir auf das Haupt, —
 Und ich vernahm seine hastige Stimme:
 „Eile! — Eile!“ —

Da rüttelte ich wild
 Und wider an dem troh'gen Eisen,
 Und meiner Hände Blut
 Plätscherte mit dem seinen nieder,
 Und es knirschte das Kreuz
 Und ächzte im Gesein von Golgatha. — —
 Da schrie der Heiland auf,

Daß ich entsetzt den Nagel lieh
Und zitternd mich an seine Glieder schlang:
Sie waren kalt und — tot! —

Da trieb mich rasender Jörn,
Daß ich den Kreuzestamm ergriff,
Erschütterte mit wilder Kraft,
Und zerrie hin und her,
Aus den klemmenden Kiefern der Erde
ihn zu reißen —

München.

Sie lassen los — — das Kreuz erbebt — —
Und wankt — —
Nach vorwärts sinkt es —
Hinten hochauf wirbelt das Gestein —
Es stürzt, — — —
Donnernd hör ich seinen Fall erkrachen —
Da erwacht' ich:
Dampf vom Münster läuteten die Glocken.
— — — —

Georg Fuchs.

Schneetreiben.

Was zittert leise, tönt so weich,
Wie aus verfunkenem Märchenreich
Wehmüthige Lehenden?
Ob eine ferne Harfe klingt,
Gerührt von weißen Mädchenhänden?
Ob im Kamin aus Feuerbränden
Die flackerseele schwärmerisch singt?
Vielleicht auch sproßt das Schilf von Eis
Eispelnd an den Fensterscheiben;
Oder es läuten die weißen Glocken,
Die im Sturm vorübertreiben,
Wie kristallne feine Glocken.

Flodengewimmel, flodengewimmel,
Wolkig stöbernd vom bleiernen Himmel.
Wie umnebelt ergrauen im dichten
Körnergeriesel des forstes Fichten.
Wenn ein Schauer sie jach umflügelt,
Schütteln belastete Nadelloden
Stiebendes Schneegepuder zu Boden,
Wo es wogend an Stämmen sich hügelst...
Flodenzheere, flodenzheere,
Wollt ihr mit weißem, unendlichem Meere
Welken verschüttet?

Prickelnden Hornes schwirrt es und stirt es,
Wie mit Nadeln gewappnet flirt es
Mir an die Scheiben. Nun zottelt gar
Eine Riesendaunen-Schar
Gleich schwerfälligen Rittern
Zwischen des Kleinvolks hurtigem flittern.
Sögernd abwärts schaukeln sie.
Plötzlich rückwärts gaukeln sie,

Friedrichshagen b. Berlin.

Katlos, vor dem Streite stuhig —
Gleich Ameisen, die empört,
Weil ein Fuß sie aufgestört,
Durcheinander irren,
Halb scheu, halb truhig.

Mählich lichten sich die Kotten,
Müde taumeln, zage trotten
Legte Streiter. Und nun weiß ich,
Daß noch einmal aus dem Eis sich
Jugendschön ein Lenz wird schülen,
Um mit süßem Blütenfütter
Manch bethörtes Herz zu quülen.

Schrill und bitter
Ist das Harfenlied zersprungen
Und verklungen.
Droben aber im Wolkengrau
Schwebt märchenschön eine schlanke Frau,
Gekrönt mit blühendem Jackeneis.
Das Antlitz marmorweiß,
Die Augen vor Entsetzen weit,
Starrt sie auf den verlorenen Streit
Und birgt in Nebeln
Ihr schluchzendes Herzeleid.

Weine, ja weine,
Nährend schönes Weib! Auch meine
Seele schluchzte oft vor Weh:
Öde Welt, wann wird dir deine
Todesruh im Gletscherschreine
Unter bergehohem Schnee!

Bruno Wille.

Das Opfer des Baal.

Im Morgenfluge dämmert Heliopolis.
 Cymbelheller Ton
 Schwebt durch die Sonnenstadt
 Und küßt den Tempel des Baal,
 Träumend im Morgenduft.
 Schatten fliehn vor dem Licht
 Und die zarten Hände des Frührots
 Kränzen die Säulenflucht
 Mit schnell erbleichenden Rosen.
 Schwimmend im Duftviolett,
 Ein Traum in Linien,
 Dämmern die fernern Höhen.
 Da hallt durch die stummen Gassen
 Der schlafenden Sonnenstadt
 Schwebender Schritt.
 Der junge Priester des Baal,
 Weißgewandet, das Blondhaar
 Gefüßt von dem matten Glanz
 Der Sonne,
 Schreitet sinnend den Hügel hinan,
 Wo in wogendem Sonnenduft
 Die lichten Säulen ragen
 Des Sonnentempels.
 Da huscht aus einem der letzten Häuser
 der Stadt
 Lichtgekleidet ein süßes Frauenbild,
 Jung wie die Sonne, gebadet
 In reiner Glut. —
 „Mein Lieb, mein Leben!
 Verstummt vor der Schönheit
 Deiner schimmernden Sonnengestalt,
 Neig' ich, der Priester Baals,
 In Demut die Stirn. —
 Komm, lehn Dein heiliges Haupt
 An meine glühende Brust
 Und laß uns wandern,
 Schwebend in selger Umarmung,
 Ins Licht, ins Licht!“ — — —
 Da steht der gehörnte Gott
 Und starrt in die Sonnenglut.
 Durch die Säulen weht der Morgenhauch,
 Der träumende Bote des Lichtes,

Und klares Schweigen ruht auf dem Heiligum.
 „Es ruft der Gott. Hörst Du die Stimme
 Der Sehnsucht des Opfers?
 Laß uns zum Ruhme des Baal
 Streuen die Rosen der Liebe
 Als Opfer der dankenden Welt
 Blutend ins Altarlicht!
 Sei uns gnädig, o Baal!“ — — —
 Und schweigend und glutentflammt
 Opfert im Dampfe des Lichts
 Das verklärte Paar
 Die Erstlinge seiner Glut. — — —
 „Wo bin ich? Ist das die Welt,
 Wo im Rosenschein
 Die Sehnsucht ertrauf?
 Kalt gleißt im Gold der Gehörnte
 Und im Herzen, ach, regt sich das Weh.
 War es Licht, war es Feuer,
 Was meine Adern durchfrann? —
 Geliebter, Du blickst so bleich;
 Mein wirres Haar, die Glut meiner
 Wangen
 Predigt heimliche Sünde der Welt —
 Und drunten harret meiner die Geißel!
 O, nicht erwachen aus Licht!!
 O, nicht erwachen!!!
 Töte mich Sonnenbraut,
 Du mein Geliebter,
 Und führe mit mir in das ewige Licht!“ —
 Da lächelt Baal, längst schon der süßen
 Opfer entwöhnt.
 Und ein Messer bligt in das Licht.
 Aber Rosenblätter und Stein
 Hinflickert das junge Blut
 In die Sonne.
 Und frei im Lichte des Baal,
 Hingestreckt auf den Stein,
 Zwischen tönenden Säulen
 Des Sonnentempels,
 Gefüßt vom barmherzigen Gott,
 Ruht das tote Paar.

Zürich.

Maurice von Stern.

Der Alchymist. *)

Es strahlt der Riesensaal im Dresd'ner Schloß
 Im Glanz der sieben Leuchter aus Kristall.
 Ein Meer von Licht den weiten Raum umfloß,
 Zu feiern galt's den frohen Karneval;
 Und durch die Pforten Masken ohne Zahl
 Zum feste eilten hin, in buntem Flitter;
 Die Menge wuchs und wuchs; es schien der Saal
 Zu klein fürwahr; man drängte sich am Gitter,
 Wo die Trabanten wachten in der Enge,
 Daß kein Verweg'ner sich zum Hofe dränge.

Wohl kam das Volk zum Fest; jedoch verstoßen
 Die Menge sich ins Ohr die Botschaft raunte,
 Der Schwedenkönig dringe vor aus Polen
 Mit seinem mächt'gen Heer; und Jeder staunte,
 Als an der Spitze seines Hofes erschien
 Der starke Kurfürst, frohgemut und heiter,
 Als gäb' es keine Sorgen mehr für ihn,
 Als tobe jener wilde Krieg nicht weiter,
 Der so viel Elend brachte, Leid und Schmach;
 Der Krieg, durch den das Land zusammenbrach.

Der Kurfürst kam zum Fest, wie einst im Glück;
 Er trug den prächt'gen Schmuck aus Diamanten,
 Die funkelnd warfen buntes Licht zurück —
 Fünftausend Flammen dort im Saale brannten.
 Den Hof begrüßend, der im Kreise stand,
 Trat er herein mit fröhlicher Geberde,
 Und einem Jüngling reichte er die Hand.
 Wer war es, den der Herr vor Allen ehrte?
 Vor jenen Helden, die für ihn gestritten,
 Den Männern, die so viel für ihn gelitten?

Wer ist der Jüngling? flog es durch die Reih'n;
 Wer ist der Jüngling? flüsterten die Frauen,
 Und alle Augen sah'n auf ihn allein,
 Den Einen, der so herrlich anzuschauen.
 Wer war der schöne Fremdling? Reich umwallt
 Erschien sein edles bleiches Angesicht
 Von gold'nen Locken; stolz war die Gestalt,
 Sein Blick ein Strahl, der aus den Wolken bricht.
 Er trug das Kleid, das ihm der Kurfürst gnädig
 Zum Fest gesandt: Ein Edler von Venedig.

*) Zehnter Gesang aus dem demnächst erscheinenden zweiten Teil der epischen Dichtung „Eusebius“.
 (Siehe „Weitschaft“ Jahrg. 1890 Heft V, Jahrg. 1892 Heft V und Jahrg. 1893 Heft I.)

Der Tanz begann, der Kurfürst gab das Zeichen,
 Ein Jeder mit der Maske sich verhüllte,
 Die Paare drehten sich im muntern Reigen,
 Und frohes Treiben bald den Saal erfüllte.
 Doch ob die Menge auch im Takte tanzte,
 Allüberall die Frage wiederkehrte,
 Die sich durch alle Gänge weiterpflanzte:
 „Wer ist der Jüngling, den der Herrscher ehrte?“
 Und endlich ward des Rätsels Lösung kund, —
 Und — Kaslaris — geht es von Mund zu Mund.

Es hemmt der Jüngling seinen Schritt und lauscht;
 Ein Jeder flüsternd seinen Namen nannte,
 Er fühlte sich befestigt und berauscht
 Von seinem Glücke, das ihn übermannte.
 Er war's, von dem die schönen Frauen hier
 Im Saale sprachen leise, mit glüh'nden Wangen —
 Drang auch der Name Kaslaris zu ihr,
 Zu der ihn trieb sein sehnendes Verlangen,
 Und deren Bild er tief im Busen trug,
 Zu ihr, der wild sein Herz entgegenschlug?

Ihm war, als müßt' er sich'n den frohen Kreis,
 Aus dem er trauernd sich verstoßen glaubte —
 Er harrte aus auf seines Herrn Geheiß,
 Doch dieses Sehnen ihm den Frieden raubte.
 „Warum hab' ich Dein dunkles Aug' geseh'n,
 „Gelauscht den Worten, die den Sinn berückten?
 „Gedächst' ich Deiner nicht, ich könnte seh'n
 „Ein Hochbeglückter unter den Beglückten —
 „Und doch, was wäre ohne Dich mein Leben,
 „Du schöne Fee, der ich mich hab' ergeben?“

Er starrete unbeweglich in die Flammen,
 Derweil er traurig in Gedanken stand,
 Doch plötzlich zuckte er bestürzt zusammen,
 Als ihn berührte eine kleine Hand.
 „„So ernst, mein Ritter, willst Du nicht zum Tanz?“
 „„Hörst Du nicht die Musik, die lockend klingt?““
 Da strahlt sein Auge hell, in neuem Glanz,
 Ein Freudenschrei sich seiner Brust entringt,
 Er kann die Größe seines Glückes nicht fassen —
 „Du hast mich lange, lange warten lassen.
 „Ich hab' den Tanz gestoh'n und die Musik;
 „Was soll mir all' das Glück, das um mich lacht?
 „Ich sehnte mich nach Dir, nach Deinem Blick,
 „Hab' ich doch immer nur an Dich gedacht!
 „Es ist so einsam hier, wo Du nicht weilest,

„Was soll die Menge mir, in meiner Qual?
 „Ich bin allein, wenn Du von dannen eilest,
 „Was sind mir Alle in dem weiten Saal?
 „Was ist die Ehre, die der Herr mir gab?
 „Was ist die Welt mir, wenn ich Dich nicht hab'?

„Enthülle mir Dein schönes Angesicht!
 „Leg' Deine Maske ab, daß ich Dich sehe,
 „So wie Dein Bild zu meiner Seele spricht;
 „Erlöse mich aus meinem bitterm Wehel
 „Laß' uns dem tosenden Gewühl' entinnen,
 „Was soll die Pracht uns, die das Volk berauscht?
 „Du kennst das Schloß, o führe uns von binnen,
 „Dorthin, wo niemand unsern Worten lauscht.
 „O stille meine namenlose Pein,
 „Ich wäre doch so gern mit Dir allein!“

Aurora senkte ihren Blick und schwieg,
 Es ward ihr bang in seinem Zauberkreise,
 Sie fühlte, wie ein heißer Blutstrom stieg
 Aus ihrem Herzen auf, und seufzte leise.
 Ihr war, als ob sie liebend folgen müßte
 Dem Alchymisten, der jetzt vor ihr stand,
 Ihr war, als ob der süßne Jüngling wüßte,
 Warum erzitt're ihre weiße Hand.
 Sie sprach: „„Es neigt mein Ohr sich Deinem Fleh'n,
 „„Du sollst das Schloß, das wunderreiche, seh'n.““

Und durch die Gänge schritten sie dahin,
 Er hielt sie liebeatmend fest umfassen
 Und sah die Pracht an sich vorüber zieh'n,
 Im Kerzenschein die weiten Räume prangen.
 Er fühlte sich so namenlos beglückt,
 In ihrer Näh' verstummen seine Klagen,
 Er sah sich in ein Märchenschloß entrückt,
 Und dachte an die Helden alter Sagen,
 Die ihre Herzenskönigin befreien
 Aus tiefem Jammer und aus schweren Leiden.

Wie schön sie war in ihrem blonden Haar,
 Das flutend auf den Nacken niederwallte,
 Wie leuchtete ihr dunkles Augenpaar!
 Sie glich der Gemse auf der Bergeshalde,
 Sie glich der Rose, die im Garten steht,
 Die wachgeküßt ein Strahl der Sonne kaum;
 Sie glich der Tanne, die der Wind umweht,
 Derweil sie zitternd träumt den Lebenstraum.
 Und hingerissen jetzt der Jüngling stand
 Im Dämmerlicht, und faßte ihre Hand.

„Laß' uns hier ruh'n, ich hab' genug geschaut!
 „Was frag' ich nach den Prunkgemächern hier?
 „In meinem armen Herzen ruft es laut:
 „Mein höchstes Glück, — ich find' es nur bei Dir.“
 Er preßt sie ungestüm an seine Brust,
 Umschlingt sie wild mit seinen starken Armen,
 Und küßt sie glutentflammt voll Liebeslust —
 Jedoch Aurora stehend ruft: „„Erbarmen!““
 Derweil sie seinen Küffen sich entwindet.
 „„Wir sind verloren, wenn man uns hier findet.““

„„Kennst Du im Schloß die tausend Späher nicht,
 „„Die Dir und Deinem jungen Glücke grollen?
 „„Weißt Du nicht, wie die Lästertünge spricht?
 „„Kennst Du die Weider nicht, die ränkevollen?
 „„Den Herrn nicht, der mir seine Liebe schenkt,
 „„Der fürchtbar ist in seiner Herrschermacht,
 „„Der mitleidlos den Frevler niedersentt
 „„In Kerkermauern und in Grabesnacht?““
 Der Jüngling spricht: „„Mich schrecket nicht das Grab,
 „Was ist mein Leben, wenn ich Dich nicht hab'?“

„Und wenn er sein nennt alle Macht auf Erden,
 „Ein Herrscher, wie die Welt noch keinen sah,
 „So mußt Du Holde doch mein eigen werden,
 „Ich fühl's im Herzen, denn ich lieb' Dich ja!
 „Wie haß' ich ihn, der auf dem Throne prangt,
 „Der Wasser spottend, die vernichtend schwallen,
 „Der sich den Starken nennt und frech verlangt,
 „Daß Andere sein Reich erretten sollen!
 „Aurora, stünd' er Deinem Herzen nah',
 „Ich müßt' ihn töten, denn ich lieb' Dich ja!

„Es ward so viel ihm vom Geschick gegeben,
 „Er selbst vermag nicht seinen Glanz zu fassen,
 „Ihm sei vergönnt, sich siegreich zu erheben
 „Zum Sternenzelt, — nur Dich soll er mir lassen!
 „Sei stark und fürcht' Dich nicht; süß ist zu sterben,
 „Wenn fallend man das höchste Gut verteidigt,
 „Bleib' nicht bei ihm, das Schloß bringt Dir Verderben,
 „Fluch über ihn, der liebend Dich beleidigt!
 „Wärst Du der Griechin gleich, die juchzend starb
 „An Cyperus Küste, ew'gen Ruhm erwarb!

„Wohl mehr als hundert Jahre sind vergangen
 „Seitdem Nisofia fiel, das tief beklagte,
 „Um das die Türken mit den Christen rangen,
 „Die letzte Hochburg, die im Osten ragte.
 „Die Wälle sanken, von dem Türkenheer

„Nach heldenkühnem Widerstand erfürmt,
 „Die starke feste ward zum Trümmermeer,
 „Die Leichen lagen in der Stadt getürmt,
 „Und aus Venedig keine Flotte nahte —
 „Die Helden starben, keiner bat um Gnade.

„Die Sieger schleppten reiche Beute fort —
 „Um die gefang'nen Sklaven zu erwarten
 „Drei Schiffe auf des mächt'gen Sultans Wort
 „An Cyperns Küsten ungeduldig harrten.
 „Und tausend Mädchen, die dem Tod entrammen,
 „Die schönsten, die man auf der Insel fand,
 „Trieb eine Horde mittheillos von dannen
 „Hin zu den Schiffen, die am Meeresstrand
 „Die Segel hifften, Cyperns höchstes Gut
 „Dem Sultan darzubringen als Tribut.

„Da fühlten Alle die Entscheidung nah'n,
 „Und die Gefang'nen schrieten auf voll Jammer,
 „Als Glück und Ehre sie verloren sah'n;
 „Doch eine Griechin fand die Pulverkammer
 „Und sprengte kühn das Fahrzeug in die Luft,
 „Ihr Volk zu rächen herrlich und erhaben,
 „Die Feinde zu versenken in die Gruft,
 „Im tiefen Meer die Frevler zu begraben,
 „Die es gewagt, um schänden Lohnes willen,
 „Des gier'gen Sultans Lüfterheit zu stillen.

„Wie oft hab' ich der Griechin schon gedacht,
 „Die heldenkühn entronnen dem Verderben,
 „Süßwahr, Aurora, es giebt eine Macht,
 „Die unbarmherzig uns befehlt zu sterben!
 „So daß wir still uns dem Geschick ergeben,
 „Gehorsam dem vernichtenden Gebot,
 „Daß stolz wir werfen hin das kleine Leben
 „Und Rettung suchen bei dem großen Tod.
 „Ich fühl' es, seit ich Dir ins Aug' geseh'n —
 „Mit Dir vermöcht' ich in den Tod zu geh'n.“

Aurora lauschte bebend seiner Rede,
 Und sie erschrak vor jener rauhen Kraft,
 Mit der er trotzig, wildbegehrend stand
 Um ihre Günst, voll Liebesleidenschaft.
 Sie blickte zu ihm auf und schwieg beklommen,
 Er schien so groß, der ährend vor ihr stand,
 Sie hatte solche Worte nie vernommen
 Am Hof, wo Wahrheit keine Stätte fand;
 Ihr Sehnen wurde wach, das lang' geruht,
 Und sie umschlang ihn wild voll Liebesglut.

Ihr war, als könne dieser Mann erlösen
 Aus Seelenqualen und Gewissenspein,
 Ihr war, als werde frei sie von dem Bösen,
 Als werde sie an seinem Busen rein;
 Sie dachte an das Sterben, das er pries
 Inmitten nie geschauter Herrlichkeit,
 Und sprach: „„Dir ist der Tod das Paradies,
 „„Weil er Dir stets erschien so fremd und weit!
 „„Komm' mit, ich zeige Dir den Tod, den bittern,
 „„Vor dem die Menschen alle bang erzittern.““

Und sie durchschritt mit ihm die weiten Räume,
 Den weltberühmten Totentanz zu schauen,
 Jedoch der Jüngling dachte alter Träume
 Aus längstvergang'ner Zeit mit tiefem Grauen.
 Vor seinem Blick erschien Karnakas Bild,
 Er dachte an die Marmorsärge wieder,
 Die einst mit tiefem Grausen ihn erfüllt,
 Die schweigen hießen seine Kinderlieder
 Inmitten blütenreicher Frühlingspracht,
 Als vor ihm aufstieg Tod und Grabesnacht.

Und als er endlich vor dem Bildwerk stand,
 In dem des Künstlers Hand auf hoher Mauer
 Des Lebens Qual in kalten Stein gebannt --
 Da überkam ihn namenlose Trauer.

Und zu Aurora sprach er liebevoll:
 „Ich danke Dir, daß Du mich hergeleitet,
 „Vor diesem Bilde schwindet jeder Groll;
 „Was ist der Mensch, den Menschenfuss beneidet?
 „Es zieht der Tod voran mit stolzem Schritt,
 „Die Pfeife tönt und Alle ziehen mit!

„Siehst Du die Schnur, die um den Tod sich windet?
 „Der Papst hat sie erfaßt und waukt von dannen,
 „Der mächt'ge Papst, der Alles löst und bindet,
 „Und nicht vermag des Pfeifers Macht zu bannen!
 „Und die Prälaten folgen ihm behende,
 „Es fragt ihr matter Blick so klagend bang:
 „Du troh'ger Spielmann, bringst Du uns das Ende?
 „Was kündet Deiner schrillen Pfeife Klang?
 „Wohin der Weg? Ist unser Ziel so weit?
 „Geh't's in die Hölle, in die Seligkeit?

„Vorbei! Es zieht die Klerisei hinan!
 „Ein anderes Gerippe führt die Laien:
 „Sie nah'n vom Kaiser bis zum Bettelmann,
 „Für Keinen hat der grimme Tod Verzeihen!
 „Er ruft den Drescher von der Tenne fort,

„Die Bauersfrau vom Markt, das Kind vom Spiele,
 „Er nimmt dem Geizhals seinen goldnen Hort,
 „Er denkt an Alle, und es sind so Viele!
 „Siehst Du, wie seine scharfe Sense mäht!
 „Was ist der Mensch, der sich zum Gotte bläht?
 „Du schweigst, Aurora! ach, wenn ich Dich sehe,
 „Denk ich an Sonnenlicht und Frühlingszeit,
 „Und d'rum ergreift mein Herz ein tiefes Wehe,
 „Vor diesem Sinnbild der Vergänglichkeit.
 „Küßt dies' Gerippe ohne Fleisch und Blut,
 „Das kalt mich anstarrt, ein Medusenbild?
 „Küßt Deiner Augen wilde Feuernlut?
 „Küßt Deine Brust, die liebeatmend schwillt?
 „Was ist die Wonne, die Dein Antlitz kündet,
 „Was ist die höchste Lust, wenn Alles schwindet?
 „Will mich der Tod aus Deinen Armen reißen,
 „Um mich zu schleudern in die düst're Nacht?
 „Aurora, komm', laß' uns die Sonne preisen,
 „Solange uns das warme Leben lacht.
 „Es lüget nicht, Dein Auge ist zu klar,
 „Dein Odem lockt mich zu gewaltig wild,
 „Ich fühl' es tief, es ist das Leben wahr!
 „Fahr' hin, du moderduft'ges Totenbild,
 „Du sollst mich nicht gespensterhaft umschweben,
 „Ich schlend're Dich hinab, denn ich will leben.“

Frankfurt a. M.

Arthur Pfungst.

Zum Distanzritt Wien-Berlin.

Was sucht Ihr denn, Ihr armen, großen Kinder!
 Was thut Ihr so enttäuscht und entsezt!?
 Weil da 'n paar parfümierte Pferdeschinder
 Dummdreist ein Duzend Rosse tot gehezt?
 Der Hunnensport ist eine alte Mode!
 Hetzt doch dies Geld- und Gold- und Wurmgelichter
 Den armen Mann und Deutschlands beste Dichter,
 Solang es biedre Deutsche giebt, zu Tode!
 Euch scheinen, — na, ich will nicht weiter schelten —
 Arabiens Vollbluthengste mehr zu gelten! . .

Bekehrung?

(Dem Sänger des „Allegenden Holländers“ von 1893.)

Was? singst auch Du von rümmischen Orkanen,
 Meerjungfer Du im Zuckerwassersee!
 Na, . . wirst Du, Dichtermaid, gar zum Titanen
 In Deinem Süßholzschlößchen an der Spree!?

Ach nee, — es hüpfen Deine Prachtsgürchen
 Schon wieder ihre Klimperpolonaise! . .
 Tu find's ja doch nur Kurleikonsttürchen
 In einer Sauce à la Hollandaise!

Wien.

Anton Lindner.

Epigramme.

Jugend?

Dem jungen Herrscher rufen sie Hurrah!
 Mir scheint, er kommt dem Mittelalter nah.

Das Bildungschaf.

Nicht Amt und Brot bekommst du, lernst du nicht
 Auf's Haar, wie Cicero, wie Plato spricht;
 Verächtlich bleibst du, jeder Bildung bar,
 So du nicht silvoll haufest ganz und gar.
 Für welchen Frevel solch ein Fluch dich traf,
 Sag mir, geplagtes deutsches Bildungschaf.

Rom.

Wie sicher Roma stets der Menschheit Bestes traf!
 Ihr Ideal war erst der Wolf, nachher das Schaf.

Recht.

Was ist Recht? Ein Müßiggänger zieht mir übers Ohr das Fell,
 Schändet mir mein Weib, erschlägt mich, wenn er Lust hat, im Duell.

Perfölkömmnung.

Völköer hetzt er gegen Völköer, der moderne Attila,
 Aber Blut vergießt er nimmer, dazu sind Maschinen da.

Hannover.

Dr. Karl Schmidt.



Ihr Gewissen.

.Stimmungsbild von C. Zoeller-Lionheart.

(Berlin.)

Die Äquinoktialstürme waren verrauscht. Einem verendeten Ungetüm gleich lag das Meer so still, so unbewegtstill, daß sich große lichte Flächen auf dem rosig angehauchten Silberpanzer zeigten. Ein riesiger Feuerball sank die Sonne allmählich ins Meer.

Hart am Uferrand stand ein junges, blondes Weib. Die hohle Hand hatte es schützend über die Augen gebreitet und spähte hinaus in die Wasserwüste, an der einzelne Segel vom lichten Horizont sich abhoben.

Kräftig hauchte die Brise die frische Wange an und spielte in dem blonden Kraushaar um die harmonische Stirn. Die junge Frau strich geistesabwesend die wirren Strähne von den Augen fort. Sie achtete dessen kaum, daß die Flut allmählich zu ihrem Fuß in hellen Wellchen heranspielte, die braunen Seetangestons mit Seifenschaum tränkend, und durchsichtige, bunteädrte Gallerttiere auf den weißen Ufersand hebend. Sie hatte nur Augen für das Segel, das sich von der Reihe der andern löste und schnell näher kam.

In ihre Wangen stieg helle Röte und ihr Atem ging schnell je mehr das einzelne Boot sich dem Lande näherte.

„Ge, ward mie Noricht bringen,“ entschuldigte sie vor sich selbst die zitternde Ungebuld, mit der sie der Landung entgegen sah.

Jetzt konnte man deutlich die Einzelgestalt im Boot schon erkennen, da sie aufrecht stand, um die Segel einzuraffen.

Eine hohe, kräftige Seemannsfigur, breit in den Schultern, stämmig im Wuchs, wie sie eisensfest nun im schwankenden Fahrzeug steht, den Lederhut noch mehr von der gebräunten Stirn in den rötlichen Nacken schiebend, um den lichtblondes Haar krauß. Nun packen die starken Hände die Riemen, und kräftig legt sich der Oberkörper beim Rudern aus.

Ob er erst zu Haus anlegen wird und später? — — — —
Nein, er hält gerad auf die kleine Bucht zu, die als schmaler Wasserarm ihr Anwesen von dem der übrigen derartig trennt, daß sie wie auf einer Insel lebt.

„Nabend och Carry,“ grüßt die sonore Stimme schon von weitem, und ihre Fingernägel schließen sich fest in die Handflächen, als wolle sie dem wallenden Blut so Stillstand gebieten, ihr nicht in lohender Blut bis unter die Haarwellen zu steigen.

Nun hält er am schmalen Anlegesteg, um den die unterseeische Vegetation grüne, seinsedrige Rankenzweige legt, und die durchsichtige Flut kristallklar spielt. Die derbe Hand reicht er ihr freimütig zu, und schwingt sich aus dem Boot auf die Plante, während er schon den Strick um den hochragenden Pfosten windet.

„Bist Du blieben?“ fragt sie bekümmert, und er erwidert gemüthlich-arglos in seinem breiten, holsteinschen Platt: „Na, einen Bissen hätt' ich mir wohl für Dich verdient, Carry. Mein Mutting ist wohl schon schlafen gegangen, ist mit den Lerchen auf und mit den Hühnern zu Bette, und was Dein Großvatting is, der kömmt heut doch nicht nach Hause, sollt ich Dir sagen, weil der Fang heut Nacht besonders gut ist, und Du möchst mir man sein Teil geben, von wegen meines Unherlaufens in der Stadt, um was von der Germania zu erkundigen, wobei ich das Essen vergessen habe.“ —

„Nun?“ fragte sie gedehnt. Sie schämte sich vor sich selbst, daß sie die Nachfrage schier vergessen, als sie in die feurigen Blauaugen des jungen Matrosen sah.

„All right,“ nickte er seelenruhig: „Ist in einen Teisun geraten, bei dem sie Havarie erlitten, und weit abgetrieben. Die Mannschaft ist aber gerettet und wird von der Möve, die sie ausgenommen, unterwegs wo abgesetzt. Geduld wirst Du wohl etwas haben müssen, bis Dein Mann wieder da ist,“ schloß er mit einem schlaun Augenzwinkern.

„Bah,“ machte sie wegwerfend, und stieg ihm zur Seite die Düne in die Höh', auf der ihr einsames Häuschen stand.

„Wann fährst Du?“ fragte sie mit Herzklopfen, als sie zusammen eintraten.

„Morgen,“ entgegnete er gleichmütig. „Der Cyclop sticht nächste Woche in See.“ —

Sie nickte. Es war ihr, als würde ihr eine Last von der Brust genommen.

Sie traten in die saubere Küche, in der das blizblank geschneerte Messing und Kupfer wie Gold funkelte.

„Setz Dich, Hannes, sollst gleich zu essen haben,“ lud sie ihn kurz ein, indem sie mit der Schürze über den schneeweißgeschneerten Tisch und Holzstuhl wischte, und dann die weißbäuchigen Schollen in Mehl zu kehren begann.

Er hatte von der Aufforderung nur teilweise Gebrauch gemacht, indem er sich auf die Tischkante dicht am Herd setzte, die Beine in hohen Wasserstiefeln baumeln ließ, und vergnüglich zusah, wie die rote Herdflamme phantastisch das üppig schlante Weib umlohte, und ihre stinken Hände die appetitlich dufteuden Bratfische in der Pfanne kehrten.

„So meint ich einstens,“ sprach er mit einer gemüthlichen Anwandlung, „würdest Du bei mir hausen.“

„Das ist wohl lange her,“ entgegnete sie scharf. „Nachher hast höher hinaus wollen.“

Er lachte kurz: „Meinst mit der schwarzäugigen Kapitänswitwe? Ne, Du, küssen und Polka tanzen, ja warum nicht, aber heiraten? Ne — da hätt' man sich den lebennigen Drachen ja selbst ins Haus gesetzt. Danke vielmals, die hätte ein Duzend Ersakmann verbraucht, während man auf See war. Ne, Carry, denn kennst Du meinen Vatter sin Söhn nicht, min Fruh möt anners utsehen, als de Hechs mit de „Glugsogen“. Min Fruh möt so sinn wie Dau.“

Zum Glück nahm Carry die Pfanne jetzt vom Feuer, und keiner hätte sagen können, ob es die Herdglut oder die innere sei, die ihr hübsches Gesicht dunkelrot färbte.

„Na,“ vollendete er phlegmatisch, „Du häst of nicht töwen möcht, bit ich et ton Stürmann bröcht hev, un Du häst of en ganz goden Mann, blot en beten zu old vor Di. Wo is Din Jung?“

„Elöpt,“ sagte sie kurz, und würgte dabei was in der Kehle nieder. Dann that sie die goldbraunen Schollen auf ein geblümtes Irdengeschirr und die Pellkartoffeln auf ein zweites. Er griff hinein und drückte mit zwei Fingern das schneeweiße Mehl aus einer geplatzen Kartoffel heraus.

„Die hast Du wohl selbst gepflanzt?“ meinte er mit Anerkennung und aß mit rüstigem Appetit, während sie den Kornbranntwein aus weitbauchiger Flasche ihm ins Schnapsglas goß und, den Ellbogen ans die Tischkante stützend, befriedigt ihm zuschaute.

Mit Verdauungsbehagen streckte er alsdann die strammen Beine, in englischen Lederhosen, von sich, und lehnte den breiten Rücken an den Stuhl.

„Was bist Du für 'ne Frau, so 'ne recht reinliche, adrette“ schmunzelte er billigend, sich an den Rückenwänden umsehend, und dann die blauen Augen auf ihre drall- und nett-bekleidete Gestalt heftend. „Wenn ich Dein Mann wär — — — — —“

Dabei griffen seine großen Tagen schon über den Tisch fort nach den Händen der Frau.

„Ich blieb keine zwei Jahr weg, wenn ich soviel übrig hätt wie der Klas ich“ Sein Blick versank in den durstigen Augen der jungen Frau, deren Finger in seinen Griff flogen.

„Carry, ich glaub, Du hast den Dlerichs bloß genommen, weil ich's damals 'nen bißchen stark mit der verliebten Burmestern trieb, was Mädel?“ frug er plötzlich heilsehend mit dem Selbstgefühl des fischer-dörflichen Adonis und Don Juan.

Die blonden Wimpern verschleierten ihm den Blick. Die Hände zuckten noch stärker mit unwilligem Ruck, als hätten sie sich trotzig befreien wollen. Er aber hielt fest, so fest, daß ihre Füße allmählich den Halt verloren, und sie langsam um die Tischkante herumgezogen ward bis dicht, dicht zu ihm. Eine Sekunde ließ er sie fahren, um dann wie mit Raubtierfängen ihre beiden Schultern zu umkrallen.

„Nun sag mir ins Gesicht, daß es nicht wahr ist,“ triumphierte er mitleidslos. Seine kräftige Brust weitete sich, seine Rüstern blähten sich leidenschaftlich.

„Laß mich los,“ wehrte sie sich.

„Kiel mi an,“ gebot er herrlich.

Sie gehorchte widerstrebend.

„Nu seg noch, dat Du mi nich lieden kannst,“ sprach er wie der Vogelfänger auf das in seiner Hand ängstlich zappelnde Vöglein mit lächelnder Grausamkeit ein. „Na, raff Diene Tatelask in, wie Du willst. Helsen doht's die doch nich. Wenn son richtigen, kräftigen Sturmwind blost, denn geht et doch tun Düwel. Na son mächtigen Wind is de Lew von son Kiel wie id en bün. Schäm die nich, oll lütt Dirn, ich hev schou aunere rumkrägt als die — — —“

„Blot tom Vergnügen,“ setzte er begütigend hinzu, da sie unwillig auffuhr und den Kopf stolz in den Nacken warf. „Dir aber mußt ich's doch mal sagen, ehe ich davon fahre, daß es mir ordentlich einen Stoß gab, als Du den ollen Dierichs nahmst, und daß ich deshalb die drei Jahr nicht wieder auf unsere Insel gekommen bin, weil ich ihm's nicht gönnte, dem ollen brummigen Klas Abendsseggen, der kein zwei Wort zwischen den Zähnen rauskriegt, son frisches, verteuftelt hübsches Weib wie Dich.“

„Laß mich los,“ rief sie angstvoll. Aller Trost war dahin. Sie hatte Furcht vor den lachenden Blauaugen mit ihrem sieghaften Blick.

Er lachte. „Süst de, süst de,“ triumphierte er, als sie sich in seinem derben Griff nutzlos wand und drehte. „Jck holl wiß.“

Es entspann sich ein Ringen zwischen Weib und Mann, von dem sich nicht mehr unterscheiden ließ, ob Liebe oder Haß sie anfeuerten.

Sehnen und Muskeln gestählt in täglichem Kampf mit den Elementen, spannten sich ihr zu übermenschlicher Anstrengung. Bei ihm war's im Anfang das Löwenhafte, großmütige Schonen untergeordneter Kräfte, mit dem er lachend jeden Schlag mit vorgehaltenem, rechtem Arm parierte; während er mit dem linken sie festhielt. Dann aber kam's über ihn wie zornmütiger Rausch. Seine Kampfeslust entzündete sich an ihrer wachsenden Stärke. Er vergaß das Weib. Er erblickte in ihr nur noch den siegestrunkenen Gegner, der mit einem wohlgezielten Faustschlag mitten ins Gesicht sich losgerungen.

Die ganze elementare Roheit der Naturkinder brach durch. Mit einem Wutgeschrei warf er sich auf das leuchtende Weib. Arme und Beine umpackten sie mit eisernen Klammern. Schwer ließ er sich auf den krachenden Stuhl fallen, und riß sie mit sich nieder auf seine Knie.

„So! so! so!“ brach es stöhnend aus ihm hervor.

Kuß auf Kuß schauerte nieder auf ihr flammendes Gesicht. Sein Mund erstickte ihre lallenden Lippen. Die Besinnung schwand ihm und ihr, während seine Hände sie zu erdrücken drohten in wahnsinniger Leidenschaft.

Immer mehr dämmerte der Abend herein, dunkler wird's in der Hütte. Nur die unbedeckte Herdflamme züngelt blutrot auf und spiegelt sich an der weißgetünchten Rückenwand. Phantastisch strecken und recken sich die Schatten des verschlungenen Menschenpaares oben an der Decke und verzerrten sich zu gespenstischen Dimensionen.

Sie sehen's nicht in ihrem wilden Rausch; sie hören das leise Knarren der Kammerthür nicht. Sie bemerken's nicht, wie auf allen Bieren sich etwas mit ruderndem Arm schnell auf sie zu bewegt und da niederhockt. Ein kleines Menschene Exemplar im roten Flausnachtrock mit rosigen, nackten Beinchen und dicken Füßchen, das jetzt mit hellem Krähen die große Zehe in das offene Mäulchen zu bringen versucht und kläglich aufstreift, als der Versuch mißlingt.

Sie fahren schreckhaft empor, Brust an Brust gedrängt und Mund von Mund lösend. Das Kind hockt gerade ihnen zu Füßen. Die undurchsichtigen, schwarzen Kirschenaugen sind ernsthaft und unablässig auf das schuldige Paar geheftet, als sähe es die beiden mit seinem großoffenen starren Blick durch und durch.

Ein Frösteln überläuft die Frau von Kopf bis Fuß. Ein lähmendes Entsetzen hält sie noch auf den Knien des Mannes. Das Kind starrt sie immerfort reglos mit den schrecklichen Augen an, die rund und undurchsichtig, wie Schattenmorellen, genau die seines Vaters sind.

Nun hebt es das fette Patsthändchen und zeigt mit ausgestrecktem Finger wie anklagend auf den stürmischen Eindringling.

Den überläuft's mit einer Gänsehaut abergläubischen Grauens, wie er es nie im Tosen der Elemente noch kennen lernte. Er giebt der Frauengestalt, die er noch eben begehrlieh umfangen hielt, einen leisen Fingerdruck, daß sie von ihm allmählich heruntergleitet bis zu ihrem unschuldigen Kinde hin und da sprachlos in die Knie bricht.

Mit gespreizten Beinen und vorgebeugtem Oberkörper staunt er sich den wunderfamen kleinen Mahner in zwölfter Stunde an mit seinem nackten Sperlingsköpfschen, auf dem kaum erst ein weißlicher Haarstaum spricht, der plattgedrückten Nase und den übermächtigen, runden Augen, die ihm den Anglißschweiß durch ihr stieres Angloßen auspressen.

„Na, laß man,“ wehrt er sich gegen diese schrecklichen Gewissensaugen, die ihn durch den ganzen Raum verfolgen, da er nun schwerfällig aufsteht und die Peise, die ihm am Jackenknopf hängt, mit einem Spahn am Herd in Brand setzen will. „Begehrt nicht Deines Nächsten Weib, Vieh, Magd und alles, was fein ist,“ klingt's ihm durch die Seele, da er die Hand eben nach dem vollen Tabaksbeutel strecken will, der an der Wand baumelt. Wie verbrannt zieht er die Finger wieder zurück.

Der selbstbewusste, ungeschlachte Gefelle ist vor dem winzigen Menschenexemplar — der Miniaturausgabe des braven Kameraden, der ihm so manchen Freundschaftsdienst erzeigt — merkwürdig zusammengeschrumpft und kleinlaut geworden.

„Nichts für ungut, Carry, war man Spaß,“ möchte er jetzt begütigend einlenken, da er ihr versöhnlich die breite Tasse hinhält. Sie wendet den Kopf fort. „Geh,“ gebietet sie heiser. —

„Willst mir nicht ein gut Wort auf die lange Fahrt mitgeben,“ bittet er demüthig und gedrückt.

„Mag uns Gott vergeben,“ ist ihre einzige gepreßte Antwort.

Da möcht er nach dem Patschchen des Kindes greifen. Sie wehrt's ihm aber streng und stolz.

„Rühr mir's nicht an mit Deinem unheiligen Munde,“ lohen ihre drohenden Augen.

Er schreitet hinaus, und das Kind lacht, jauchzt und kräht wie im Triumph ihm nach: „Pap! pap! pap! Pa!“ —

Phosphorisch leuchtend, da er den Kahn löst und von dannen rudert, glänzt im Abdämmern das weite Meer, und über ihm funkeln die ewigen Sterne.

Wie befreit atmet er auf aus tiefster Brust.

Gott sei Dank! sein Gewissen blieb rein, furchtlos kann er zurückkommen, mutig darf er den Augen wieder begegnen, die eine böse That verhinderten.



Das Freibad eines Vagabunden.

Eine Strandskizze, erzählt von Luise Eienert.

(Alt-Landsberg.)

In der neuerbauten, hübschen Strandhalle eines Ostseebades wurde konzertiert. Eine große Anzahl von Kurgästen war hier versammelt. Die Damen hatten elegante, meist helle Sommertoiletten gemacht, und die Herren waren just nach Laune entweder in Salongewändern oder in bequemen Touristenanzügen erschienen. Man plauderte, scherzte und lachte miteinander und war dem Himmel innig dankbar, daß er mit heiter blauem Auge aus der Höhe herablächelte.

Ja wirklich, Petrus hatte ein Einsehen gehabt und nach der sütmischen, regnerischen Nacht und dem ebenso unfreundlichen Vormittage unerwartet die liebe Sonne scheinen lassen.

Recht behaglich saß es sich in der offenen Halle: Marquisen schützten vor den allzu warm brennenden Sonnenstrahlen, Kellner eilten auf einen Wink mit den gewünschten Erfrischungen herbei, und die See schickte ihre köstlich kühlen Brisen herüber — mit einem Worte, die allgemeine Stimmung in der Gesellschaft war die denkbar angenehmste.

Am Straude war es heut fast leer. Auf der Düne erschien jetzt eine männliche Gestalt. Man sah es aus den ersten Blick, daß der Mann als Kurgast hier nicht weilte. Sein sadenscheiniger Rock, die in die Höhe gestreiften Beinkleider, das Känzlel auf dem Rücken mit den darauf festgebundenen Stiefeln ließen in dem Ankömmlinge einen reisenden Handwerker erkennen. Er war auf seiner Morgenwanderung heut bis auf die Haut durchnäßt worden, und später hatte die Sonne in gewohnter Güte seine Kleider auf dem Leibe getrocknet. Von dem letzten Laufen über die Dünen war dem Burschen warm geworden. Er zog ein rotbuntes, baumwollenes Taschentuch hervor und trocknete sich die feuchte Stirn. Dann schaute er um sich.

Wie die Brust ihm sich weitete, wie entzückt sein Auge über die unendlichen Wassermassen schweifte, welche wie im Kampfe mit unsichtbaren Mächten sich emporbäumten und wild rauschend und grollend zurückfielen. Die See rauschte dem Wanderer einen Willkommengruß zu. Der schlächte Mensch verstand ihn. Auf dem jungen Männerantlitze, das um den Mund und die Augen jene Spuren zeigte, welche Entbehrungen des Leibes oder

seelisches Leid hineinzeichnen, lag jetzt friedevoller Ernst. Lange stand der wandermüde Gesell in andachtsvoller Betrachtung.

Eine Möwe flog auf, des Mannes Auge folgte ihrem leichten Fluge. Er atmete auf, tief, tief. Nichts mehr von Ermattung fühlte er jetzt; die alte Spannkraft war in seine Glieder zurückgekehrt.

Wie ist die Erde so schön, für alle Menschen gleich schön, dachte der Wandersmann.

Heiß brannte die Sonne auf seinen unbedeckten Scheitel herab, doch das kühle, klare Wasser der See raunte ihm zu: „Komm zu mir, erfrische dich, komm schnell!“

Ja, in dem großen, gewaltigen Wasser, in der See möchte er baden. Eine Lust mußte es sein, eine Wonne, seine Glieder in derselben unterzutauchen und seine Kraft gegen die brandenden Wogen zu erproben.

Er blickte rechts und links um sich. Kein Mensch war zu sehen.

Der Bursche ließ sein Bündel auf die Dünen gleiten, lief hastigen Schrittes hinunter, warf rasch die Kleider vom Leibe und sprang mit einem nur halb unterdrückten Jubelruf in die See. Mit machtvollen Stößen schwamm er ein tüchtiges Stück in diese hinein. Fröhlich aufjauchzend warf er jeder neuen Welle sich entgegen und schwamm mit kühnem Wagemute weiter und weiter in die See hinein. Wie wohligh dem jungen Gesellen in dem kühlen Elemente wurde und wie glücklich und weitvergnessen er sich darin fühlte, das stand auf seinem ehrlichen Gesichte, leuchtete aus seinen hellen Augen. Ganz und voll gab er dem Reize des langentbehrten Genusses sich hin. Er vergaß, daß er ab und zu hatte zurückpähen, daß er nur wenige Minuten im Wasser hatte verweilen wollen.

Die Seejungfrau in ihrer verführerischen Schöne war dem jungen Gesellen erschienen und hatte ihn mit ihren weißen Armen umschlungen und in ihrem Reiche festgehalten.

Armer, lustberauschter Thor, weißt Du nicht, daß kein Sterblicher ungestraft unter Palmen wandeln und kein Mensch, selbst ein Handwerksbursche nicht, zu willkürlicher Stunde in einem Seebade ein Bad nehmen darf?

Die Badesommission schreitet in solchen Fällen meist sofort ein und straft derartige Vergehen gegen die Ordnung und den Anstand unnachsichtlich.

Diesmal sah „die Gestrenge und Gefürchtete“ das Argerniß nicht selbst, sondern ein Herrlein mit verlebten Zügen und dünnen Beinen entdeckte vermittelst seines Fernglases den schwimmenden Übelthäter. Er war von der bodenlosen Frechheit und Schamlosigkeit des hier öffentlich badenden Individuums in allen Grundfesten seines reinen Gemütes derartig er-

schüttelt, daß er in seiner Entrüstung die mit ihm lustwandelnde Gesellschaft auf den sauberen Patron im Wasser aufmerksam machte.

Das war mehr als unvorsichtig gehandelt, denn in der Gesellschaft des tugendhaften Herrn besand sich auch seine junge, hübsche Gemahlin. Voll Abscheu schauten alle einen Moment lang auf das zu ihren Füßen liegende Häufchen Kleider, die abgestreifte, dürstige Hülle jenes Badenden, und dann — natürlich mit noch gesteigertem Abscheu und wahrer sittlicher Entrüstung auf den Frevler selbst. Leider war trotz Vincenez und langgestielter Lorgnon's von dem Schwimmer nichts weiter sichtbar, als ein wohlgeformter, blonder Kopf, ein junges, blühendes Antlitz, die muskulösen Arme und bei Wendungen ein breiter, kraftvoll gebauter Nacken.

Alles andere verhüllte schamhaft die ewige See.

Nein, es war gräßlich! Gott, wie gemein! So etwas hatte man wirklich noch nicht erlebt — so etwas ausgesucht scandalöses — und ein Neuling war man im Leben doch gerade nicht mehr.

Deshalb stockte auch der Fuß so mancher Dame und wollte seine junge Herrin nicht weiter tragen.

Natürlich nur deshalb.

Plötzlich bemerkte der Schwimmer die Herren und Damen auf dem Strandwege und empfand, daß er der Gegenstand des Interesses all jener bewaffneten und unbewaffneten Augen sei. Er tauchte lange.

Als er wieder an der Oberfläche des Wassers erschien, sah er die Gruppe noch an derselben Stelle am Ufer stehen.

Er schwamm nochmals ein Stück weiter in die See hinein, annehmend, die feinen Herrschaften würden ihre Strandpromenade fortsetzen.

Er sah sich jedoch in seinem Denken getäuscht. Denn als er sich umwendete, standen die Kurgäste noch genau wie vorher und beobachteten ihn.

Die Situation begann dem Badenden jetzt unbehaglich zu werden.

Beim ersten Erblicken der feingekleideten Herrschaften hatte er, besonders da er unter denselben Damen gewahrte, bei sich gedacht, man würde weiter gehen und ihm Gelegenheit geben, ungesehen aus dem Wasser zu entschlüpfen und seinen adamischen Menschen mit den am Strande liegenden Kleidern aufzubessern.

Statt dessen blieben die vornehmen Damen und Herren wie angewurzelt stehen.

Was dachten sie sich eigentlich dabei? Wolten sie ihn zwingen im Wasser zu bleiben? Nun, eine Weile hielt er es schon noch aus, aber was sollte dann werden?

Die ersten Frostschauer begannen seinen kräftigen Körper jetzt zu durchrieseln. Er schwamm, um warm zu bleiben noch weiter, jedoch war die

Brandung so stark, daß er seine Kraft erlahmen fühlte. Er mußte zurück, es galt kein Besinnen. Jede Rücksichtnahme auf die am Strande ihn wie ein wildes Tier angaffende Menge mußte, wollte er sein Leben nicht gefährden, jetzt schwinden.

So schwamm der Bursche zurück.

Man hatte inzwischen über die Tollkühnheit, bei einem starken Wellengange, wie es der heutige war, so weit in die See hinauszuschwimmen, die Köpfe geschüttelt und dabei Bemerkungen nicht sehr menschenfreundlicher Art untereinander ausgetauscht.

Als der junge Mann eine ganz ungewöhnliche Kraft und Kühnheit in dem trügerischen Elemente entwickelte, wuchs bei dem zarten Geschlecht das Interesse an dem niegesehenen Schauspiel, es regte sich etwas wie Mitgefühl für den jungen, hübschen Mann, von welchem man leider nur immer das Haupt, die Arme und den Nacken sah. Die Lippen sprachen vernichtende Urteile über den unverantwortlichen Leichtsinns des frechen Menschen, doch die Augen ruhten mit unverkennbarer Bewunderung auf dem kühnen Schwimmer.

„Er kommt nicht zurück,“ sagte eine schöne Seele; sie seufzte sehr gefühlvoll und fuhr dann mit bedeckter Stimme fort:

„Ich sehe es im voraus, daß wir ein Unglück erleben.“

Die Kassandra im hochmodernen Gewande hatte sich nur in der Art des geahnten Unglücks geirrt. Denn jetzt erblickten ihre Augen den nackten Oberkörper des jungen Mannes. Derselbe stand auf einer Sandbank und sah fragend zu der Gesellschaft hinüber.

„Dieser Mensch besitzt wirklich weder Scham, noch ein Fünkchen Bildung,“ bemerkte die hübsche, junge Frau verächtlich zu ihrem Gatten. „Der ist unverschämt genug und kommt völlig unbelkleidet aus dem Wasser heraus. Aber freilich, wo soll bei einem solchen Vagabunden das rechte Taltgefühl herkommen? Wirklich sein organisierte Naturen müssen von einem derartigen unerhörten Treiben abgestoßen werden. Die unteren Schichten des Volkes sind in der That roher, als ich es für möglich gehalten hätte.“

Die vornehme Dame hatte ganz merkwürdigerweise das jetzt Kommende richtig erraten. Trotzdem schickte weder sie selbst, noch die Gesellschaft, in der sie sich befand, in dem Augenblick der vorausgesehenen Gefahr sich an, dieser aus dem Wege zu gehen. Jedenfalls versprach das Schauspiel so interessant zu werden, daß man den sicherlich höchst sensationellen Schluß um keinen Preis versäumen wollte.

Der Badende war jetzt auch zum Schluß gekommen. Die vornehmen Leute standen noch immer wie angewurzelt am Strande; mochten sie. Der Bursche konnte auf ihr Weitergehen nicht länger harren.

Er hatte sich in dem flachen Wasser auf den Bauch gelegt und mit Händen und Füßen bis nahe an den Strand sich vorgeschoben; das Zittern, das jetzt allen sichtbar seinen Körper schüttelte, sagte so deutlich wie seine bittenden Blicke: „Geht fort, schnell fort von hier — sonst —.“

Die gebildeten Herrschaften verstanden wohl verschiedene neue und alte Sprachen, aber diese stumme und doch berebte Sprache war ihnen fremd. Vielleicht war sie den „fein organisierten Seelen“ von der Natur als Nützgift für das Leben nicht gespendet worden.

Der Bagabund im Wasser war so naiv, daß er glaubte, was in der augenblicklichen Lage für Beteiligte und Unbeteiligte zu thun sei, müsse jeder Mensch fühlen. Schnell gelangte er zur Erkenntnis seines Irrtums und erhob sich mit gesenktem, tief erblaßtem Antlitz. Als der vor Frost erschauernde Bursche mit einigen großen Sprüngen an dem gebildeten Zuschauerkreis vorüber auf sein Bündelchen Zeug zuhastete, schien der letztere ob des Anblickes der nackten, formenschönen Gestalt des jungen Mannes, wie einst das Weib Loths, zur Salzsäule erstarrten zu wollen.

Rasch ergriff der junge Gesell seinen Anzug, schlug voll Haß den Rock um seine Hüften, eilte den Dünen zu und verschwand hinter denselben.

Die Komödie schien zu Ende, denn der Vorhang war gefallen. Jetzt regte sich auch das geehrte Publikum.

Die Damen schrieen entsetzt auf, bedeckten mit den dustigen Spitzen-taschentüchern die armen Augen, welche so etwas unerhört Schamloses in nächster Nähe hatten sehen müssen.

Die Herren aus der großen Welt schickten über eine solche noch nie dagewesene Frechheit und Gemeinheit wahre Salven von Schimpfworten, die ihrer Entrüstung Ausdruck gaben, hinter den Missethäter her.

Ob sie ihn erreichten?

Sichernd hatte die lose Lust, das leichte Element, sie auf ihre Fittiche gehoben und gleich darauf achtlos der See zugeworfen. Diese rauschte ergrimmt hoch auf und schleuderte grollend das widerwillig Empfangene auf das Land zurück. Aber es war vernichtet, zerschellt für alle Zeit.

Nach wenigen Minuten erschien der Bursche vollständig angekleidet, das leichte Mäntelchen auf dem Rücken, den Hut in der Hand noch einmal auf der Düne und schaute mit heiter strahlendem Auge auf die wogende, majestätisch schöne See.

Der kleine, entnerote Herr mit den dünnen Beinen, der Gemahl der taktvollen Sprecherin von vorher, gewahrte des Gefellen Erscheinen zuerst; krebsrot vor Entrüstung über die neue Frechheit des bodenlos unverschämten und rohen Menschen, drohte er ihm mit hoch empor gehobenem Arme mit seinem zierlichen Spazierstöckchen.

Der Handwerksbursche übersah glücklicherweise die Drohung. Über die kleinen Menschen hinweg und sich selbst entrückt, empfand er erschauernd die Größe und Erhabenheit der Allmacht.

Bevor der Mann zum Weiterwandern durch die kleinliche Welt seinen Hut aufsetzte, nahm er mit einem letzten Blick bewegten und dankbaren Herzens Abschied von der See.



Der Bundschuh.

Von Frik Hammer.

(München.)

Papstjubiläum! So etwas soll heutzutage auch noch ein weltbewegendes Ereignis sein. Und wenn sämtliche Fürsten der Welt ihre Generale als Gratulanten in den Vatikan schicken — Klingklang Gloria! — der Geist der Weltentwicklung wird auch nicht um eines Haares Stärke dadurch beeinflusst. Das Volk hat keinen Pfifferling davon.

Zeremonien — Ingerlichkeiten — Sprüche — Lust — Schall und Rauch. Höchstens, daß der ernste, nachdenkliche Mensch sich an Einiges erinnert, was die Kehrseite der römischen Jubelmedaille bildet. Zum Beispiel an dies:

Erasmus schrieb zu Luthers Zeiten an seinen Freund, den Papst Adrian: „Die Welt wird unter Zeremonien ertränkt. Erbärmliche Mönche regieren uns und trachten zu ihrem eigenen Vorteil die Gewissen der Menschen zu verwirren. Dogma wird auf Dogma gehäuft. Die Bischöfe sind Tyrannen geworden, die päpstlichen Kommissare sind Schurken, Luther ist ein Werkzeug Gottes, und ich werde ihn aus solchen (dogmatischen) Gründen nicht angreifen.“

Erasmus gab alsdann seinen englischen Gömmern und Freunden (ich citiere nach dem englischen Autor J. A. Froude „Zeiten des Erasmus und Luther“) den Rat: „Haltet die Eiferer auf beiden Seiten nieder. Stellt Leute auf die Kanzeln, welche die dogmatische Wortstreiterei in den Hundestall jagen und dafür gute Sitten und echte Frömmigkeit hochhalten. Lehrt in euren Schulen nichts, als was auf die Pflichten der Liebe und des Lebens Bezug hat. Straft diejenigen, die den Frieden brechen, sonst aber niemanden um seiner religiösen Anschauungen willen. Und

wenn die neuen Lehren Wurzel gefaßt haben, so gewährt Gewissensfreiheit!“

Und jetzt hat uns die Weisheit derer, die die Völker im Namen Gottes regieren, wieder glücklich dahingebracht, daß wir Zeiten entgegengehen, die ganz verwünscht jenen ähneln, wo das deutsche Volk in einen Kampf einreten mußte, der es in sich selbst schwächte und zerfleischte.

Man hißte solange heilige Röcke und heilige Fahnen, bis das geknechtete und ausgepreßte Landvolk den Bundschuh auf den Spieß steckte und in den Bauernkrieg marschierte. Das waren die fürchterlichen Folgen des römischen Rechtes, das sich eng mit römischen Kirchenlehren verband und in Toga und Talar durch die deutschen Lande verwüstend schritt und den Arm der Ritter und später die Heerscharen romanischer und kaiserlicher Majestät für sich bewaffnete zum Ruine des alten deutschen Reiches. Deutschen Volkes blutiger Protest gegen die entsetzliche Herrschaft römischen Rechts und römischer Dogmen, römischer Richter und römischer Pfaffen — das war der Bauernkrieg.

Und heute? Was geschieht heute für die unter der Zinsknechtschaft und dogmatischer Gehirnüberfütterung erliegenden Bauern? Wird die Not der Landwirtschaft durch neue Militärvorlagen beseitigt? Wird der Bauernstand kampffähiger in der wütenden Konkurrenz, aufgeklärt über die Verhältnisse des Weltmarktes, entschlußbereiter in den entscheidenden Wirtschaftsfragen, wenn seine Schulen dem Geistlichen überantwortet und die nachwachsenden Geschlechter statt zu national-ökonomischer Erkenntnis zu dogmatisch-bornierter Jenseitigkeit und Kirchenzahntheit und sogen. Strenggläubigkeit erzogen werden?

Aber, um bei dem Nächsten zu bleiben: Geht es mit dem staatlich geheiligten Apparat des alten Wirtschaftssystems überhaupt noch? Glaubt der Staat die Flutwelle ländlicher Notempfindung und landwirtschaftlicher Unzufriedenheit dadurch abzdämmen, daß er immer mehr Kasernen baut und Exerzierplätze anlegt und die gesamte Volksmannschaft in die Uniform steckt? Glaubt er überhaupt als Militärstaat den täglich sich häufenden Kulturproblemen noch gewachsen zu sein?

Und wenn der Staat in der breitesten und wichtigsten Schicht des Volkes, bei den Bauern, Glauben und Vertrauen verliert, was dann? Wenn das Mißtrauen in den guten Willen und die ausreichende Fähigkeit des Staates in nationalen Lebensfragen allgemein zum Ausbruch kommt?

Daß man dem Volke fortgesetzt neue Lasten aufbürdet, ist wenigstens kein Erweis dafür, daß man am rechten Orte die Zeichen der Zeit recht zu deuten versteht.

Die Versammlung des Bundes der Landwirte, die großartigste Kund-

gebung, die die Reichshauptstadt seit dem Bestande des Reiches gesehen, sollte endlich doch den Herrschaften die Augen öffnen und ihnen den Wahnbenehmen, daß man in der modernen Welt mit Mittelalterlichkeiten und feudalkriegerischen Velleitäten noch etwas Heilvolles auszurichten vermöchte.

Die Regierung ist verloren, die sich die modernen Verhältnisse und Forderungen über den Kopf wachsen läßt und glaubt, mit Zerschmettern und Zermalmen schließlich wieder alles ins Geleise zu bringen. — Wider die Naturgewalt der Dinge giebt's kein fürstliches *Suprema lex regis voluntas*. Was für eine altmodische, dumme Wirtschaft ist doch dieses aufgeblasene Wesen der sogenannten großen Politik! Eine große Gefahr ist sie und eine große Geldverschwendung. Denn wir sehen es ja deutlich aus den ewigen unsinnigen Kriegsrüstungen in Europa, daß diese große Politik nichts fertig bringt als Spannung und Mißtrauen und Haß zwischen den Völkern und die Aufmerksamkeit auf Dinge lenkt, die kein Pfund Lumpen wert sind, während jedes Volk und jede Regierung und jeder Fürst daheim genug zu thun hätte in praktischer Arbeit, statt dem Nachbarn fortwährend in den Topf zu gucken. Kriege sind und bleiben Verbrechen in alle Ewigkeit vor dem Richterstuhle der Vernunft wie der Nächstenliebe, wenn sie auch noch so sehr als Gottes Ordnung gepriesen werden von den Leuten, die dabei ihren Schnitt machen.

Das ist ein ganz ander Ding, wenn die Bauern, die großen und die kleinen, einmal wild werden, weil sie buchstäblich um das Land kämpfen müssen, das unter der tollen Wirtschaft der altmodischen Politik zugrunde gehen muß, wenn nicht bald ein Kegel vorgeschoben wird.

Nicht der Pantoffel des Papstes, nicht die Wappenschilder der Dynastien werden das Feldzeichen in den Kämpfen der Zukunft sein, sondern der Bundschuh der Bauern. Denn die Frage nach dem Sein oder Nichtsein eines Volkes hat nichts mit der Religion und nichts mit der Politik im alten Sinne zu schaffen, sondern mit dem Wohl und Wehe der Landwirtschaft. Ist das Land, d. h. der Grund und Boden ruiniert, dann ist eben das Volk auch fertig, und ist das Land, d. h. der Grund und Boden, nur noch das Ausbeutungsobjekt weniger, statt das Gut und Besitztum der breiten Volksmassen oder noch besser: das Allgemeinut des gesamten Volkes zu sein, so fliegt die gesante moderne Kultur in die Luft. —

Der Ruf, der längst durch Wissenschaft und Kunst erbraust: „Zurück zur Natur!“ er wird bald auch mit Sturmesgewalt durch die Politik der Völker hallen.



Der Bannerherr des schwedischen Realismus.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Haß und Verfolgung, Schmähungen und Kränkungen aller Art waren von jeher das Los der wahren Poeten und Propheten. Das ist heutzutage um kein Haar anders oder besser geworden als im grauen Altertum oder im finsternen Mittelalter. Unsere vielgepriesene Kultur hat daran gar nichts zu ändern vermocht. „Ja, wenn wir zu unserer Väter Zeiten gelebet hätten“ — so schreien auch wir mit den Pharisäern des Evangeliums — „wir hätten nicht schuld sein wollen am Blute der Propheten“ — und dabei geht das Pfählen, Schinden und Kreuzigen der Geistesheroen lustig seinen altgewohnten Gang, ganz genau so wie vor Zeiten und nur mit dem einen Unterschiede, daß die „humane“ Gegenwart statt der roh-zutäppischen Verfolgungsmittel jener „barbarischen“ Zeiten die verfeinerten Methoden der hinterrücks einherziehenden Verleumdung, des raffinierten Totschweigens, der Arbeits- und Nahrungsentziehung und der hinterlistigen Unterbindung jeder freien Lebensbethätigung in Anwendung zu bringen liebt. Ja, wir leben in einer aufgeklärten Zeit, wir besitzen alle irdentlichen Freiheiten — sämmtliche staatlich und verfassungsmäßig garantiert in fast allen Kulturländern — da giebt es Redefreiheit, Glaubensfreiheit, Gewissensfreiheit, Gedankenfreiheit, Pressfreiheit und Gott weiß was für andere schöne Freiheiten noch, die gelten aber wohlverstanden nur so lange, als man sie „nicht mißbraucht“ — und mißbraucht werden sie bekannlich immer dann, wenn man sie ausnahmsweise einmal wirklich zur Anwendung bringen will. Da könnte einem, wenn man sich für die alte „rohe“, oder für die neue „humane“ Poeten- und Prophetenschinderei nach eigenem Belieben entscheiden dürfte, wirklich die Wahl recht schwer fallen, welcher der beiden lieblichen Methoden die Krone zu erteilen wäre. Ich glaube wahrhaftig, ich würde mich für das finstere Mittelalter erklären. Das Verbrannt-, Gespießt- und Gebratenwerden war doch noch weit effektvoller und poetischer als unser faug- und klangloses Verkommen und Verhungern. Wenn deun schon einmal verfolgt und geschunden werden muß, so betreibe man die Sache wenigstens offen, am Tage und unter Gottes freiem Himmel. Aber unsere hysterische Zeit verträgt das nicht mehr; auch haben unsere Ordnungsstützen und Schönheitswächter viel zu schwache Nerven! Oder sollten wir vielleicht bei diesen Dingen nicht mehr das gute „robuste“ Gewissen haben, dessen sich das Mittelalter bei ähnlichen Gelegenheiten erfreute? — — —

Haß und Verfolgung, Schmähungen und Kränkungen aller Art hatte und hat auch der Mann zu erdulden, dessen Bild an der Spitze dieses Heftes steht, — August Strindberg. Er ist ein Dichter und trägt als solcher die Dornenkrone des Genies. Und was noch weit schlimmer ist: er ist ein Dichter, der überall und unerbittlich die Wahrheit sagt. Kann man sich da verwundern, daß er die Entrüstung aller Rückwärtser, aller Moralpaffen, aller Angelpeter und Anstandsseren auf sich lud und den Staub der heimatlichen Erde von seinen Füßen schütteln mußte. In Dänemark, Frankreich, der Schweiz, Deutschland hielt er sich auf; aber wie hätte er, der, nach Ola Hansons Ausspruch, vom ganzen „jungen Schweden“ der ausgeprägteste Schwede ist, in der Verbannung Wurzel fassen können? Mehr als jeder andere Künstler ist der Dichter auf den Nährboden der Heimat angewiesen. Was soll er im fremden Lande, das seine Art nicht kennt, das seine Sprache nicht versteht? Seit einiger Zeit lebt Strindberg in Berlin, in hartem Kampf mit Not und Elend, — und er ist, man darf es wohl sagen, Schwedens größter lebender Dichter!

August Strindberg hat den schwedischen Realismus geschaffen. Ähnlich wie bei uns herrschte auch in Skandinavien vor den siebziger Jahren jene Ode und Leere auf poetischem Gebiet, die unter romantischem oder idealistischem Formalismus Impotenz und Gedankenarmut zu verbergen bemüht war. Selbst der als Lyriker unstrittig bedeutende Graf Karl Snoilsky ist kein Neutöner, sondern ein aristokratischer Meister der Form, der sich an den großen älteren Dichtern seines Vaterlandes und an Goethe gebildet hat. Strindbergs 1872 erschienenes Drama „Meister Olof“ war der erste Weckruf der neuen Zeit. Er ging ungehört und unverstanden vorüber. Im Jahre 1879 aber veröffentlichte Strindberg sein „Rotes Zimmer“, und dieses Buch, das alle Zeitbestrebungen, alle Zustände und Gesellschaftschichten mit seiner scharfen, rücksichtslosen Satire geißelte, schlug wie eine Bombe ein. Neben der beißenden Satire enthält das „Rote Zimmer“ aber auch Scenen und Schilderungen, die von einer ganz außergewöhnlichen dichterischen Gestaltungskraft zeugen. Es bildet einen Grenz- und Markstein in der neuen schwedischen Litteratur, ähnlich wie in unserem Schrifttum Bleibtreus „Schlechte Gesellschaft“ und Contrads Münchener Novellen.

Strindberg war in Schweden der erste, der seine Gestalten in echt moderner Weise psychologisch zu vertiefen suchte; er war der erste, der die naturalistische Schilderung und das unsere Tage bewegende soziale Element in die Litteratur seines Volkes einführte. Dies zeigt sich besonders in seinen Dramen, in denen er nicht nur unerbittlich die letzten Konsequenzen zieht und die psychologische Charakterisierung bis zum Peinlichen und Unheimlichen treibt, sondern auch nach ganz neuen Formen und Ausdrucks-

mitteln sucht. Er tritt völlig unbefangen an die gewagtesten Probleme heran, die er in knapper, schlagender Weise, gleichsam mit souveräner Selbstverständlichkeit löst. Stoffe wie die im „Vater“, in den „Kameraden“, in „Fräulein Julie“ und in „Gläubiger“ behandelten, können nur von einem ganz überlegenen Geist und von einem sehr großen Künstler in der Weise bewältigt werden, wie sie Strindberg bewältigt hat.

Strindberg ist aber außerdem noch ein Volkschriftsteller, wie es wenige giebt. Dies beweisen seine Erzählungen aus dem Volksleben: „Die Leute von Hemjö“ und „Schärenvolksleben“. In derben, holzschnittartigen Zügen werden uns da die Bewohner der Stockholmer Schären vorgeführt. Manchmal erzählt er mit einer gewissen Trockenheit, die beinahe an Jeremias Gotthelf erinnert, danu aber weiß er wieder so prächtige, farbenfrische Naturschilderungen hervorzuzaubern, daß man den frischen Duft des leuzgrünen Waldes zu riechen, das Brausen der Stürme zu hören und die behaglich-dumpfige Atmosphäre der winterlichen Stube zu fühlen vermeint.

Auch eine „Freie Bühne“ — eine „Versuchsbühne“, wie er sie nannte — suchte Strindberg für die skandinavische Dramatik zu gründen. Am 10. März 1889 gab diese Versuchsbühne in Kopenhagen ihre erste und — letzte Vorstellung. Das Unternehmen scheiterte, wie so manches ähnliche, an mangelndem Interesse, an ungenügenden Hilfsmitteln. Die heutige Kulturmenscheit hat eben für alles Zeit und Geld, nur nicht für die höchsten kulturellen Bestrebungen des Dichters.

Es ist nicht der Zweck dieser wenigen Zeilen, die Werke des schwedischen Dichters zu analysieren und sein Schaffen näher zu beleuchten; dazu findet sich vielleicht später einmal Gelegenheit. Für heute wollen wir deutschen Realisten dem auf deutscher Erde weilenden Bannerträger des schwedischen Realismus nur ein herzliches „Grüß Gott!“ und „Glück auf!“ zurufen. Wir haben alle denselben Kampf zu kämpfen, im Norden und im Süden, im Osten und im Westen, den Kampf gegen das Alte, Morische und Zerfallende, den Kampf für neue Wahrheit und neue Schönheit, — und siehe, schon glühen die Bergespitzen, schon dringt die Sonne aus den Rebellen hervor, bald muß sie hell erstrahlen und uns leuchten zum Sieg. —



Strindbergs „Gläubiger“.

Von Adolf Paul.

(Berlin.)

Sie war sehr sonderbar, die Stimmung an jenem Sonntagvormittag im Berliner Residenztheater.

Den lieben Ehemännern konnte man es ansehen, wie gut es ihnen schmeckte, jenen Weibertypus auf der Bühne lebendig warm serviert zu kriegen; jedem brachte dieses Kunstfrühstück wenigstens etwas von den Eigentümlichkeiten seiner teuren Gattin, — mehr als einer suchte sich da gute Schlagwörter aus zum gelegentlichen Gebrauch in häuslichen Scenen, und alle glaubten sie natürlich der Stärkere zu sein von jenen beiden Männern, die da oben um die Krone der Schöpfung kämpften.

Aber aus den Mienen ihrer Frau zu konstatieren, daß die lieben Gatten meistens von dem schwachen Typus waren, — von jenem, der sich Führer glaubt, aber geführt wird, und den Irrtum garnicht oder erst zu spät entdeckt.

Denn die lieben Frauen sahen da und lächelten. Man konnte sich ja nicht betroffen zeigen, und das Argernis, von dem süßen Machtgeheimnis den Schleier gerissen zu sehen, war ja doch recht schmeichelhaft. Vielleicht verbargen sie auch eine leise Furcht, daß den Männern die Lektion zu gut bekommen möchte, — daß sie gelernt haben könnten: — „anbeten“, das ist Sklave sein, und sich beherrschen lassen sei des Mannes unwürdig, der, als die höhere Lebensform, der Herrscher sein soll. —

Doch was sie auch gefühlt oder gedacht haben mögen, im Augenblick standen sie alle im Banne des Genies, das die handelnden Personen und deren Worte und Bewegungen lenkte. Vor ihm, dem Dichter, waren sie alle schwach — gegen den überstürzenden Strom dieser Gedanken gab es keinen Widerstand, umfoweniger, als die Mitgerissenen gar nicht zur Erkenntnis der Tragweite jenes Dramas gelangten.

Dann und wann ging eine Bewegung wie ein Seufzer über die Versammlung, und als der Vorhang fiel und der Sturm der Hände losbrach, blieb es schwer zu sagen, war's Entzücken oder Angst. Keiner dachte in dem Augenblick an „Männer-“ oder „Frauenrechte“, oder gab sich philosophischen Betrachtungen über diese oder jene Frage hin, alle waren sie nur von einem gewaltigen, rein elementaren Gefühl ergriffen, das sich ausleben, sich austoben mußte. — Erst in den Wandelgängen erholten sich die betäubten Geister und legten sich allmählich die Kritik über das Geschaute zurecht. —

Das Stück spielt in einem Badeorte, den Thekla und ihr Mann jeden Sommer besuchen. In diesen Badeorte hatte die Frau die Fliederwochen mit ihrem ersten Gatten verlebt, hier hatte sie ihren jetzigen Mann kennen gelernt, und hier hofft sie wohl auch noch einen künftigen zu erobern. Sie gehört, wie sie selbst erkennt, zu denen, die nun einmal nicht nur Einen lieben können. —

Der erste ist ihr wirklicher Mann gewesen — ihr Herr, — er hatte ihr viel zu geben gehabt, und viel hatte sie von ihm empfangen müssen. Aber ihr war unbehaglich im Besitze des Empfangenen, solange der Geber noch an ihrer Seite lebte. Sie konnte sich eben danu nicht voll als Besitzerin der geschenkten Reichthümer fühlen. — Darum hin zu einem anderen, einem der schwächer war als jener! — So war sie also — d. h. sie und was sie, von dem Seelenleben des ersten Mannes in sich aufgenommen hatte, dem zweiten an erprobten Mitteln für das Handwerk des Lebens zwiefach überlegen. Und da dieser erste, mächtigere, nun wieder kam und willig ihre Lebenskapitalien aus den eigenen vermehrte — nahm sie und nahm, bis sie beinahe sein ganzes Kapital in sich aufgenommen hatte und Besitzerin von allem geworden. Und er gab und gab, wie es nur ein Verliebter kann, — seinen kaum erworbenen Künstler Ruf — seine Ideen — seine Arbeitslust und Lebenskraft — alles gab er ihr; sie aber, indem sie geschickt seine Verliebtheit unterhielt, konnte wie ein Vampyr ihn aussaugen, bis sie schließlich die allein verehrte oder gar gefürchtete Trägerin seines Namens wurde, den er nunmehr nur noch zu zeichnen brauchte. Er aber ward lächerlich und krank bis zum Tode.

Doch fühlt sie sich noch als Schuldnerin — sie hat ein Conto zu begleichen, das sie los werden muß, und sie fühlt sich bald fähig dazu; ihr gesammeltes Vermögen macht sie übermütig. Vor „der Welt“ ist sie ja schon mächtiger als jener, der noch in ihr spuckt, und ihre Eigenliebe verträgt sich nicht mit dem Bewußtsein, daß sie eigentlich immer noch in seiner Schuld stehe. Sie schreibt ein Buch, worin sie ihn als „Idioten“ darstellt und seiner Macht entkleidet, und liefert dadurch „der Welt“ den erwünschten Beweis, daß er ihr nichts habe geben können.

Dadurch aber hat sie ihn, den herrischen Menschen, in seinen empfindlichsten Gefühlen verletzt — in der Eigenliebe. Und das wird niemals verziehen; das verträgt trotz allem, was man davon gedichtet hat, kein Mann, und wäre er noch so gut bewandert in der Veröhnungslehre des Christentums.

Jetzt wird der Geber zum Gläubiger, der nicht duldet, daß mit seinem Kapital geschachert wird. Er kommt und treibt es ein; — und nun heißt es Zahlung oder Bankerott.

Strindberg ist ein Dichter — und wie jeder echter Dichter giebt er in seinem Werke vor allem sich selbst, sein inneres und äußeres Leben, wie es sich in die Außenwelt vertieft und sie durch unzählige feine Wurzeln in sich aufzunehmen vermag, um es uns dann wieder in den Prachtblumen seiner Dichtung zu zeigen. Die Liebe: — das Verhältnis des Mannes zum Weibe und beider zum Kinde — dies ewige Rätsel aller Dichter und Deuter scheint ihm in den alten Nebeln zu versumpfen, und in diese Nebel schleudert er die Blitze seiner Perfölichkeit. Ihm ist die Liebe ein ewiger, nie ruhender Ringkampf zwischen den beiden Geschlechtern, und da er ein Mann ist, kämpft er auf des Mannes Seite.

„Sei der stärkere Geist — dann bist du der höhere Geist, der Dauer verspricht!“ — „Mann, sei Herrscher, dies ist dein Anteil an der Lebensarbeit, und du wirst zugrunde gehen, wenn du dich beherrschen läßt!“

Ihm ist die Liebe ein einziges großes Jugato, in dem die Liebenden vergebens umeinander nach dem Gleichklang jagen, — wo der Mann die Frage stellt und das Weib die Antwort giebt, — wo dux und comes, Führer und Gefährte, Frage und Antwort einander bestimmen, — sich suchen, — sich finden, um wieder durch die Tonwelt zu fliehen, — ohne je einander zu greifen, ohne einander entfliehen, ohne einander entbehren zu können, — bis sie sich schließlich auflösen — verfliegend über jenem immer gleichen ewigen Orgelpunkt der Strindberg'schen Dichtung: — „sei der Stärkere, wer nicht untergehen will!“ —

Das ist die Liebe seines Gläubigers. Das Weib lieben heißt ihm mit dem Weibe, mit dem eignen Willen, um die Macht ringen von Tag zu Tag, lieben heißt, den Weibervergötterer, den bewußt ergebenen Teil des Ichs in sich überwinden und den „Gläubiger“, den bewußt gebeuden, und deshalb nicht untergebenen Teil in sich zur Reife bringen. Die beiden Männertypen in „Gläubiger“: Adolf und Gustav, sie sind beide einer und derselbe — zwei verschiedene Perioden eines und desselben Lebens — die beiden einfachsten Formeln, in die der liebende Mann sich bringen läßt; — und nur ein Mann, der selber so gelitten, der ein unerhört entwickeltes Geföhlleben dem Weibe gegenüber hat, konnte diesen Formeln Leben verleihen.

Die beiden Männer in den „Gläubigern“ zeigen uns gleichsam den Janusstopf des Dichters, die beiden Pole seines Lebens: — den freien Mann, der über dem Geschlechte steht, und den Skaven, der zu tief in dem Weibe seiner Liebe wurzelt, als daß er sich aus eigener Kraft befreien könnte.

Und wie nun der Zufall Gustav, den herrischen Gläubiger, zu diesem tranken, nervösen, halb epileptischen Skaven führt, um ihm unter der

Masken der Freundschaft alles, was das Leben noch für ihn bedeutet, wegzunehmen, den Glauben an sich, an sein Talent, an seine Kunst, an seine Frau und an ihr ganzes Geschlecht; so kämpft auch in dem Manne, der sich erst allmählich seiner Götzendienerei bewußt wird, der Sklave mit dem werdenden freien Manne, bis ihm endlich selbst vor der letzten Ausflucht seines Aberglaubens ekelt, daß er nur ihr Unterthan, weiß ihm so gefällig, weil er selbst es will. Denn noch war niemand Herrscher dadurch, daß er sich aus „freiem Willen“ einem anderen unterthan erklärte!

Und wie die beiden schließlich mit der gemeinsamen Frau Abrechnung halten, wie der aus „freiem Willen“ untergebene Adolfs darauf eingeht, ihr allerunterthänigst eine Falle zu stellen, in der er selber nur der unbewußte Köder ist im Dienste des Rächers, so lebt in dem Manne, der seine Triebe zu prüfen beginnt, auch in den Stunden der Verehrung das Mißtrauen des Richters, und er wird seinem Weibe Köder und Falle zugleich, bis ihm infolge der sich häufenden Beweise die Augen schließlich ausgehen und er sich nur als ihr Richter fühlt — mit voller Überlegung den Freiheitskampf führt und dann auch gewinnt. Dann sieht er endlich ein, daß er der Herr sein muß, und konnte er dies auch nur dadurch erreichen, daß er seine Geschenke als Darlehen betrachtet und sich selbst als Gläubiger.

Freilich ist das Weib, das eine Mannesseele derartig zu spalten vermag, kein Durchschnittsweib. Ob das Urbild vielleicht dem Dichter in der Wirklichkeit begegnet oder nicht — ob es möglich ist, daß die Eigenschaften dieser Thekla in einem Weibe vereinigt sein können oder nicht, das sind Fragen, die nur solche beschäftigen, die die Hauptfrage dieses Dramas nicht beantworten wollen oder können, und die nicht gern zugeben möchten, daß diese Thekla als eine Repräsentantin ihres ganzen Geschlechtes dasteht, so wie es der Dichter gefannt und gesehen.

Die „Gläubiger“ geben uns die neue Entwicklungsphase der alten Tannhäuserlegende. Noch immer steigt der Ritter in den Venusberg, aber wenn er dann wieder daraus hervorstiegt, dann pilgert er keineswegs nach Rom, um sich in die Rückzugslosigkeit atavistischer Traditionen und das tote Ideal der „reinen Liebe“ reuefchlaß hineinzukompromißlern, — sondern dieser moderne Tannhäuser steht aufrecht vor seiner Venus, die ihn gefangen hielt, erlöst sich als sein eigener heiliger Vater und stellt sich ihr als Gläubiger seines Himmels vor — vielleicht um bald darauf in einem andern Venusberge in Gefangenschaft zu geraten, aber nicht wie sein alter Vorgänger aus Verzweiflung, sondern als ein Herr der freien Triebe, der untergeht, nur weil er noch nicht gelernt hat zum zweiten Male Gläubiger zu sein.

Zu dieser Stufe wird aber Tannhäuser einmal emporsteigen, wenn wir auch warten müssen, bis uns ein kommender Dichter davon erzählt.

Seien wir damit zufrieden, daß uns Strindberg den Weg zu dieser einen neuen Entwicklungsstufe der Männlichkeit gezeigt hat. Denn er hat als Erster der Dichtung und der Kultur den Typus des seiner Geistesherrlichkeit bewußten Mannes gegeben.

Dieser Typus kann wohl manchem, der noch selbst im Venusberge gefangen liegt, als Verbrechertypus in die Augen stechen; aber einige giebt es wohl schon, denen er eine Zukunftshoffnung — wenn nicht mehr — geworden.



Inwieweit ist Rechtskenntnis Erfordernis strafrechtlicher Verschuldung.

Von Timm Kröger.

(Ziel.)

Es kann als Eigentümlichkeit einer zum Teil überwundenen Periode wissenschaftlichen Denkens angesehen werden, Ergebnisse einer Betrachtung in Regeln zusammenzufassen, die sich dem Gedächtnis leicht einprägen, daher den Wert eines stets bereiten Hilfsmittels praktischen Erkennens zu besitzen scheinen. Und in der That: von welchem Werte würde es sein, gäbe es solch echte, vollwichtige, courante Münze im Gebiet des Erkennens! Leider aber entbehren die landläufigen Regeln jene Eigenschaften so sehr, daß ihre Unechtheit wunderbarerweise auch in eine Regel gebracht ist, aus deren Sinnlosigkeit nur das zu entnehmen ist, — daß es überhaupt keine zuverlässige Regel giebt.

Wir denken an den berühmten Satz „Ausnahmen bestätigen die Regel“. Würden Ausnahmen die Regel bestätigen, so wären viele Ausnahmen ebenso viele Bestätigungen, die völlige Aufhebung mithin ihre höchste Bestätigung. Das Unglück, das derartige Regeln verursachen, ist am erheblichsten, wenn sie die Schranken des Amtsgeheimnisses, womit jede Wissenstechnik sich umgiebt, durchbrechen und in die breiten Schichten der Nichtwissenden hinabsichern. Denn, während der Techniker die landläufige Regel doch als das erkennt, was sie ist, nämlich als die praktische Unterstellung einer Reihe von Fällen unter ein tiefer liegendes Grundprinzip, als Schöpfung eines dem bloßen Auge nicht erkennbaren Wurzelsatzes, ist der Laie geneigt, sie für die Quelle selbst zu crachten. Indem er kein Be-

denken empfindet, sie strupellos anzuwenden, wird ihm die bescheidene Wahrheit, die der Regel zum Grunde liegt, so ziemlich in das Gegenteil verkehrt.

Wir würden es nicht für notwendig halten, diese Gemeinplätze zu wiederholen, wenn nicht gerade die Rechtswissenschaft sich den Laien in einer Reihe solcher Irrlehren darstellte. Aber: auf keinem Gebiete hat die mißverständene Regel eine gleich große Herrschaft, — selbstverständlich, denn das Recht greift brutal in unser Leben ein, und den Folgen eines Rechtsfahes sind wir alle unterworfen; die Not des Augenblickes zwingt selbst den behaglichsten Philister, sich von den Geheimnissen der Ispriester des Rechts anzueignen, was nur immer in die Masse dringt. Von Herzen froh über die vermeintliche Bereicherung seines Wissens, prägt er seinem Gedächtnis die erhaschte, goldene Regel ein, ahnungslos, daß er seinen weit zuverlässigeren Rechtsinstinkt diesem trügerischen Wegzeiger opfert.

Der Rechtsirrtum ist nicht zu beachten —: Das ist auch eine Regel, deren Gold wir für unecht erkennen müssen. Es erregt schon unser Mißtrauen, daß in Laienkreisen die Zahl ihrer Anhänger nur so lange eine ungemessene ist, als die Betrachtung, losgelöst von Einzelfällen, sich auf rein theoretische Erwägungen beschränkt, indessen bedenklich zusammenschrumpft, wenn es sich um praktische Anwendung der Regel handelt, wenn also die Laientheoretiker als Schöffen, als Geschworene an der Anwendung des Rechts teilnehmen, oder wenn gar auf der Anklagebank die Regel sie bedroht. Zumal bei dem, einer strafbaren Handlung Angeschuldigten, der für recht und erlaubt hielt, was er that, bäumt sich das Bewußtsein der Schuldlosigkeit gegen jene Regel auf. Bei rein abstrakter Betrachtung dagegen scheint nichts selbstverständlicher, als daß die Anwendung des Strafgesetzes nicht durch die Rechtskenntnis des Übertreters bedingt sein könne. Es könnte keine Ordnung im Staate bestehen — folgert man —, wenn das Gesetz nicht kraft eigener Bestimmung die Strafe der Begehung mit derjenigen Handlung verknüpfte, die es verbieten will. Der Laie bemerkt kaum, daß er Zubeweisendes als bewiesene Voraussetzung nimmt, und der Einwand, es sei eben die Frage, ob das Gesetz nicht nach Maßgabe eigener Absicht auf den gutgläubigen Rechtsunkundigen nicht angewendet sein will, wird in den meisten Fällen kein Verständnis finden. Die Sicherheit des Staats, der Rechtsordnung wird als praktisches Postulat der Strafrechtspolitik hingestellt, und dem Hinweis, daß nach der täglichen Erfahrung jene Rechtsgüter nicht von der Bestrafung eines Thuns, das sich rein äußerlich als verbotene Handlung darstellt, abhängig sei, wird er wenig Gehör schenken. Und doch dürfen die Gegner jener brutalen Theorie mit Recht für sich auführen, daß die Funktion des Gesetzes ebensosehr in der

Wiederherstellung der Rechtsgüter, in der Ausgleichung durch Schadensersatz, wie in der Verhängung einer Strafe beruhe, und daß ein den Strafgesetzen objektiv widersprechendes Thun des Wahnsinnigen, das zufällige Herbeiführen einer Rechtsverletzung, unbefritten nach eigener Absicht des Gesetzgeber straflos ist, ja, daß in den allermeisten Fällen die fahrlässige Begehung einer Handlung, die, wenn vorsätzlich begangen, strafbar wäre, gar nicht, auch nicht als Fahrlässigkeitsvergehen bestraft wird. Alles dies, unbeschadet der ungehinderten Fortdauer des Staats und der Rechtsordnung!

Weshalb sollte das Gesetz, der Staat selbst, es wohl so bestimmt haben? Sicherlich deshalb, weil diejenige Verschuldung mangelt, die das Gesetz selbst zu seiner Anwendung fordert, so daß es sich nur fragen kann, ob die zur Anwendung des Strafgesetzes notwendige subjektive Verschuldung ganz oder, inwieweit durch Rechtskenntnis bedingt ist.

Von diesem Gesichtspunkte aus allein hat die Frage, ob der Rechtsirrtum im Strafrecht schadet, einen vernünftigen Sinn, und fast empörend klingt ihm gegenüber der landläufige Einwand: das Recht müsse, solle und könne jeder kennen. In der Regel fühlt man nicht, welche verschiedenen Fälle man in einen Drei zusammenzieht, und wie sehr man sich mit den praktischen Erfahrungen des Lebens in Widerspruch setzt.

Will man sagen: es ist die Pflicht jedes Staatsbürgers, sich mit dem Recht bekannt zu machen, und wenn jemand dieser Pflicht nicht nachkommt, so liegt hierin diejenige Verschuldung, die die Anwendung des Strafgesetzes rechtfertige, so ist der Einwand schon deshalb hinfällig, weil das Recht — leider — so ungewiß ist, daß fast jeder Rechtsatz bestritten erscheint. Wenn es dem Juristen nach einem mehrjährigen Universitätsstudium und nach einer langjährigen praktischen Beschäftigung mit der Anwendung des Rechts nur unvollkommen gelingt, wenn die Instanzen der mit gelehrten Richtern besetzten Gerichte häufig entgegengesetzter Ansicht darüber sind, was Rechtens sei, so läßt sich nicht die Behauptung aufrecht halten, daß das Recht von Jedem gekannt werden könne. Und ferner: selbst eine verschuldete Unkenntnis ist immer noch ein Nichtwissen. Dem von dem Gesetz geforderten rechtswidrigen Vorsatz kann man doch unmöglich die Fahrlässigkeit in Beziehung auf Gesetzeskenntnis gleichstellen, unmöglich darf man sagen, daß sich der vorsätzlich mit der Rechtsordnung in Widerspruch setzt, der die von ihm verletzte Norm dieser Rechtsordnung (wenn auch verschuldeterweise) nicht kennt. Wenn im allgemeinen die Frage aufgeworfen wird — beurteilt Best (Grundzüge des englischen Beweisrechts) —, was ist die größtmögliche Ungerechtfertigkeit? so würde vielleicht geantwortet werden müssen: einen Menschen wegen Übertretung des Gesetzes bestrafen, dessen Dasein er gar nicht kennt.

Man pflegt ferner die Schwierigkeiten des Beweises, (also in einer nur dem materiellen Recht angehörigen Frage ein prozessualisches Problem) entgegenzuhalten. Wie soll der Richter — so ruft man mit Besorgnis um den Staat aus — wie soll man dem Verbrecher beweisen, daß er das Gesetz gekannt hat? Und ferner: Widerspricht nicht jede von dem Gesetz bei Strafe verbotene Handlung auch der Moral? Darf jemand, der von der Immoralität seiner Handlung überzeugt war, behaupten, daß er aus Rechtsunkenntnis gefehlt habe, und nicht bestraft werden könne?

Der letzte Einwurf, der alle Streitfragen unsers Themas in sich verschließt, wird uns noch näher beschäftigen. Die Beweisfrage können wir dagegen billig auf sich beruhen lassen, da es absolut nicht einzusehen ist, weshalb die Feststellung eines Schuldbewußtseins der von allen Regeln befreiten, lediglich und allein auf die Überzeugung der Richter gestellten freien Beweis-theorie im Einzelfalle größere Schwierigkeiten bereiten sollte, als jeder andere Thatumstand des inneren Bewußtseins.

Das Bewußtsein der Pflichtwidrigkeit ist die unerläßliche Bedingung für jede strafbare Verfehlung. Das folgt aus dem Wesen der Schuld. Sie ist die Verletzung einer Norm, die für den Handelnden verbindlich ist. Und zwar die Verletzung der Norm mit Kenntnis derselben. Dies gilt auch von den Fahrlässigkeitsvergehen. Der Fahrlässige denkt entweder an den eingetretenen rechtsverletzenden Erfolg seiner Handlung, hofft aber auf dessen Nichteintritt (Leichtfertigkeit), oder er hat der Vorstellung eines Schadens zwar nicht Raum gegeben, aber doch gegen die Norm, welche ihn zur Umsicht in allen Lebenslagen verpflichtet, gefehlt (Unvorsichtigkeit). Das Bewußtsein der Pflichtwidrigkeit ist in beiden Fällen vorhanden. Wie entsteht das Bewußtsein der Pflicht? Wir sagen: die Pflicht ist die uns von dem Gewissen vorgehaltene Schranke des unsrem natürlichen Bedürfnis entspringenden Handelns.

Jede Handlung hat ihre Quelle in dem Bedürfnis des handelnden Subjekts; alles Handeln ist auf die Befriedigung dieses Bedürfnisses gerichtet. Das Empfinden des Bedürfnisses bildet den Beweggrund alles Handelns. Absolute Bedürfnislosigkeit ist absolute Ruhe. Wenn wir ein Bedürfnis fühlen, so erhebt sich in unserer Vorstellung das Bild eines Zustandes, in welchem wir die Befriedigung des von uns gefühlten Bedürfnisses erkennen. Auf die Verwirklichung dieses Zustandes richten wir unser Wollen.

Nach dem Vorgange der Strafrechtslehrer nennen wir diesen auf die Erreichung jenes vorgestellten Zustandes gerichteten Willen Absicht, im

Gegensatz zu dem Beweggrund, als welchen wir uns das empfundene Bedürfnis dienen lassen.

Für den Willenden erübrigt es, die Mittel und Wege zu erwägen, welche zur Verwirklichung seiner Absicht dienlich erscheinen. Indem wir unsern Willen auf bestimmte Mittel fixieren, entschließen wir uns, dieselbe durch Entfaltung unseres Willens in der Außenwelt in Anwendung zu bringen. Das ist der Vorsatz.

Es kann vor dem Richterstuhl der Moral eine erlaubte Handlung sittlich verwerflich sein, weil der Beweggrund ein unsittlicher ist. Das Recht, welches es nur mit den äußeren Lebensverhältnissen zu thun hat, sieht in der Regel ab, von einer Würdigung des Beweggrundes, wenn es sich um die Frage handelt, ob eine Handlung bei Strafe verboten ist oder nicht. Es zieht nur den als Vorsatz greifbar in der Außenwelt hervortretenden Willen vor sein Forum. Absicht und Beweggrund, die bei Zumessung der Strafe so erheblich ins Gewicht fallen, werden von dem Gesetz nur in wenigen Fällen als Begriffsmerkmale einer strafbaren Handlung berücksichtigt.

Jeder Thäter schöpft den Beweggrund seines Handelns aus seinem eigenen Bedürfnis. Fremde Bedürfnisse können ihm Anregung nur insoweit erteilen, als sie in ihm selbst das Bedürfnis, fremden Bedürfnissen abzu-
zuhelfen, hervorrufen, mithin durch das Mittel seines eigenen Empfindens. Der Thäter erhebt das fremde Bedürfnis zu seinem eigenen. Insoweit ist jedes Handeln egoistischer Natur, das reine Mitleid menschlicher Herzengüte, das rein ideale sittliche Streben nach einem Gott wohlgefälligen Lebenswandel so gut, wie die Gier des Geizhalses, irdische Schätze zu sammeln. Alles Handeln ist egoistisch; es kann naturgemäß keine andere Beweggründe geben, als egoistische, d. h. als solche, die auf Bedürfnissen unserer eigenen Seele beruhen.

Die Moral stellt an uns die Anforderung, die in unserer Empfindung auftauchenden Motive nach dem Pflichtgebot zu sichten und zu wägen. Und unser Strafgesetzbuch geht gleichfalls von der Anschauung aus, daß der Mensch seinen Willen frei bestimmen kann. Die auf uns einstürmenden Anreize zu Handlungen (so wird angenommen) wirken auf uns nicht mit der Kraft elementarer Gewalt ein. Wir besitzen die Fähigkeit, das Bedürfnis zum Beweggrund unsers Handelns zu erheben oder es zu unterdrücken. Die Art und Weise, die Kraft und Schwäche, wie der Handelnde den Anreizen zur Thätigkeit gegenüber sich verhält, nennen wir seinen Charakter. Die Verantwortlichkeit, welche das Strafgesetz dem handelnden Rechtssubjekt auferlegt, ist eine doppelte. Da ist zunächst die Verantwortlichkeit für den eigenen Charakter, begründet auf der Anschauung, daß jeder

Mensch frei geboren, daher auch in der Lage sei, sich seinen Charakter selbst anzueignen. Sodann die Verantwortlichkeit für die einzelne Handlung auf Grund der Annahme, daß der „homo sapiens“ die Fähigkeit besitze, selbst dann noch den Anreiz zu einer pflichtwidrigen Handlung zu unterdrücken, wenn er die Gelegenheit, sich einen guten Charakter anzueignen, unbenutzt gelassen hat.

Diese Lehren werden — wie bekannt — von den Theoretikern der Willensunfreiheit bestritten. Und in der That ist zugegeben, daß eine außerhalb der natürlichen Anlage befindliche, auf einer freien Willensthätigkeit beruhende Quelle der Charakteraneignung nicht nachgewiesen ist. Auch ist das Problem einer doppelten Schuld, die in der Aneignung eines fehlerhaften Charakters und in der einzelnen That bestehende, nicht gelöst. Es entspricht vielmehr der natürlichen Auffassung, daß die Schuld des Thäters entweder nur in der Charakteraneignung, oder in der einzelnen Handlung bestehen kann. Und, wenn die Schuld des Thäters in der zeitlich zurückliegenden Aneignung seines Charakters besteht, wird er dann nicht, falls er einer bestimmten That angeklagt ist, wegen eines Vorgangs beschuldigt und bestraft, bei dem ihn keine Schuld mehr trifft. Und ferner: der natürliche Zusammenhang der Dinge erleidet, wenn der Mensch frei handelt, in seinem freien Willen eine Unterbrechung. Der physische Prozeß, der in ihm die Bedürfnisse in der Seele belebt, endigt in seiner Willensfreiheit; diese ist die neue und selbständige Ursache eines neuen Vorganges. Sollte man da nicht erwarten durch die Statistik bestätigt zu sehen, daß unsere Handlungen eine von ihren natürlichen Anlässen losgelöste, selbständige Ursache in unserm freien Belieben besitzen. Jeder weiß, daß diese Voraussetzung nicht begründet ist. Die Statistik der freien Willenshandlungen zeigt vielmehr, anstatt der zu erwartenden Willkür des freien Beliebens eine gleich große Beständigkeit und Gesetzmäßigkeit, wie die äußeren Vorgänge der natürlichen Welt. Unsere Unabhängigkeit von den äußeren Anlässen und Vorbedingungen unsers Handelns tritt nirgends hervor. Diesen Zeugnissen für die Willensunfreiheit tritt als Gegenzeuge unser eigenes Bewußtsein scheinbar siegreich entgegen. Wir tragen in uns selbst die täglich (vermeintlich) durch die Erfahrung bestätigte Gewißheit, daß wir jede Handlung ausführen, sie auch nicht ausführen können, ganz, wie es unserm souveränen Ich beliebt. Es fragt sich nur, ob dieser Zeuge ein unverdächtiger ist.

Der Zweck unsers Aufsatzes erfordert weder, noch auch gestattet er ein weiteres Eingehen auf die niemals auszuschöpfende Frage nach der Willensfreiheit. Wir müssen auch dem Aurreize widerstehen, der Philosophie der Mystik, die die Menschwerdung mit der Aneignung des uns angeborenen Charakters auf einen freien Willensakt unsers eigentlichen Ichs zurückführt,

weiter nachzugehen. An der Lösung jener Fragen wird sich die Menschheit vergeblich verzehren. Für das geltende Recht ist ihre Entscheidung nicht nötig, weil, selbst wenn eine Willensfreiheit nicht besteht, dessenungeachtet das Strafgesetz mit all seiner vermeintlichen Ungerechtigkeit gelten bleibt, da dann auch der Erlaß des Strafgesetzes, die ganze Strafrechtspflege als vermeintliche menschliche Willenshandlungen der Menschen unfrei, daher notwendig wären. Es kann notwendig und auch gerecht sein, in der Beschränkung unserer irdischen Erscheinung eine Schuld anzunehmen, die vielleicht nicht in ihr, sondern vor aller Erfahrung begründet worden, vielleicht nicht einmal transcendental vorhanden ist. Steht doch auch die Sonne fest in einfacher Aendrehung in der Mitte der Welt nach den kosmischen Erscheinungen ihres Herrschaftsgebiets, während im Weltall ihr und allen Weltkörpern ihres Systems eine fortschreitende Bewegung durch den unendlichen Raum des Weltalls zugeschrieben wird.

Außer Strafgesetz beruht auf der Annahme, daß der Mensch einen freien Willen besitzt. Er ist frei, d. h. in der Tiefe seiner eigenen Seele besitzt er die Kraft zum selbständigen Abwägen der ihn treffenden Anreize zum Handeln; — er ist verantwortlich, d. h. er vermag zu erkennen, ob seine frei gewollten Handlungen einer ihn verbindenden Norm (der Pflicht) widersprechen. Wenn wir nun fragen, aus welcher Quelle die Pflichtnorm fließt, und von wem sie uns vor Augen gehalten wird, so nennen wir das Gewissen. Soll aber das Gewissen ein stets bereiter Mahner und Lehrer der Pflicht sein, so muß ihm ein von dem irdischen Willen unabhängiges Sein beiwohnen, es muß sich mit der Macht des Instinkts auch bei demjenigen Thäter bemerkbar machen, dessen Verstand und Neigung auf die Ermittlung der ihn verbindenden Pflichtnorm nicht gerichtet ist. Das Gewissen muß daher den unbewußten Geistesthätigkeiten zugerechnet werden, und, wie alle Äußerungen des Instinkts, der Individualität seines Trägers entsprechend, eines feststehenden Inhalts entbehren.

Was ist das Gewissen? Vielleicht der von unsern Voreltern ererbte Schatz moralischer Reize, die sich als geeignet herausgestellt haben, zur Erhaltung der Person im Kampf ums Dasein und in der natürlichen Auslese, vielleicht die höhere Intelligenz unserer transcendentalen Wesenshälfte. Jedenfalls erhält die Pflichtnorm, wenn sie auf dem Gewissen beruht, einen relativen, von der Persönlichkeit des Thäters abhängigen Inhalt. Sie ist subjektiv, wie der Maßstab, nach welchem sie sich bestimmt. Für das Verhältnis des Trägers zu anderen ergibt die einfache Vorstellung dessen, was ihm selbst angenehm und was unangenehm erscheint, den unfehlbaren Gradmesser seiner subjektiven Pflicht: Was du nicht willst, das man dir thu', das füge keinem andern zu. Die Empfindung des Angenehmen und Unangenehmen ist aber eine individuelle. Was wir immer als unsere Befugnis, andern gegenüber,

als unser Recht nach Maßgabe der bestehenden staatlichen Ordnung erkennen, das lehrt uns das Gebot der Pflicht auch unsern Nächsten gegenüber achten. „Handlungen, die Du für Deine Rechtsgüter gefährlich, für Deinen Frieden und für Deine Ruhe störend erachtest, solche Handlungen sollst Du auch bei Deinen Mitbürgern unterlassen.“ Das ist die natürliche, keiner Erklärung bedürftige Sprache der Pflicht. Schwieriger ist es festzustellen, welche Pflichten das Gewissen den einzelnen Personen in Beziehung auf solche Angelegenheiten vorschreibt, die zur Abgrenzung der Rechtsbefugnisse der einzelnen Staatsbürger nicht dienen, auch nicht auf die Persönlichkeit des Staates als solche bezogen werden können, und wo dessenungeachtet das Gewissen eine Schranke unsers Beliebens fordert. Wir denken hauptsächlich an Scham und Sittlichkeit. Hier sind die Schwankungen größer, als auf dem Gebiete des Rechts. Die Wirkung und Belebung der Instinkte, der Scham, Ansichten und Ton der Umgebung, das Maß der geselligen Bildung, Kenntnis der Gesetze, der Konvenienz: das alles bildet Faktoren, die bei der Frage, ob auch hier das Gewissen dem Thäter die verletzte Pflichtnorm vorhielt, Berücksichtigung fordern.

Die staatliche Ordnung stellt in gleicher Weise, wie die Moral, die Güter der Unverletzlichkeit der Rechtsphäre, der Sicherheit und Ruhe, der Sittlichkeit unter den Schutz der Pflichtnormen. Die Strafe stellt sich als Sühne für den Bruch der Rechtsordnung dar (Prinzip der Gerechtigkeit), sie bildet aber auch neben der Zwangsdurchführung des Staatswillens einen Schutz gegen zukünftige Verletzungen der staatlichen Ordnung, indem sie einerseits durch das Hervorrufen der Furcht vor dem Strafmaß ein Gegengewicht gegenüber dem Beweggrund zum Verbrechen gewährt (Prinzip der Prävention), andererseits das Pflichtbewußtsein bei den Mitgliedern der Rechtsordnung schärft (Prinzip der Erziehung).

Wo immer der Staat den Übergriff in die Rechtsphäre eines andern straft, setzt er diese Strafe für eine solche Handlung fest, welche begangen ist, obgleich der Thäter wußte, daß der ihm von dem Staat gewährleistete Kreis seiner Befugnisse ihn zu dieser Handlung nicht berechtige. Die That wird an sich von ihrer moralischen Qualität losgelöst, der Zusammenhang mit der Moralphlicht ist nur insofern vorhanden, als letztere uns die Verletzung fremder Rechte im allgemeinen verbietet. Im übrigen kommt es auf die Moralität oder Immoralität an sich nicht an. Weder unterbleibt die Bestrafung, wenn der Thäter sich durch ein Moralgebot zur Vollziehung einer Handlung verpflichtet fühlt, die von ihm als formalen Rechten widerstreitend erkannt ist, noch auch wird ein unmoralischer Gebrauch von Befugnissen bestraft, die nach dem formalen Recht begründet sind.

Das bewusste Übergreifen in den Kreis fremder, dem Verletzten von der äußeren staatlichen Rechtsordnung gewährten Befugnisse: das ist der Grund der Strafe bei den eine eigentliche Rechtsverletzung darstellenden Straftathaten. Es folgt hieraus, daß das Vorhandensein des verletzten Rechts äußeres Merkmal des Delikts, das Wissen dieses Rechts dessen inneres Thatbestandsmoment bildet, daß jedes Nichtwissen und Falschwissen in Ansehung dieses Punktes das Vorhandensein des für das fragliche Vergehen gesetzlich erforderlichen Vorfases ausschließt. Davon geht auch unser Strafgesetzbuch aus. Dieser Satz erstreut sich allgemeiner Anerkennung der Kriminalisten. Man hat dies, um die goldene Regel, daß der Rechtsirrtum nicht schade, zu retten, so ausgedrückt: „Der Irrtum über civilrechtliche Befugnisse und über Rechtsätze des Civilrechts wirke in Beziehung auf das Strafgesetz, wie ein faktischer Irrtum. Diese Formulierung ist aber falsch. Der Rechtsirrtum dieser Gattung schließt das Vorhandensein einer strafbaren Handlung aus, weil die Widerrechtlichkeit ein Thatbestandsmerkmal darstellt. Er bezieht sich nicht allein auf Sätze des bürgerlichen Rechts, sondern auch auf Vorschriften des öffentlichen Rechts, in allen denjenigen Fällen wo das bewusste Zuwiderhandeln gegen Befugnisse öffentlicher Gewalten geahndet werden soll. Wenn der Thäter aus Civilrechtsirrtum die entwendete Sache nicht für eine fremde, sondern für seine eigene ansah, so liegt kein Diebstahl vor. Der Jagdberechtigte, welcher aus Rechtsirrtum die zahme, im Privateigenthum stehende Feldtaube seinem Occupationsrecht unterliegend glaubte, begeht mit deren Bemächtigung keine strafbare Eigentumsverletzung. Der Beamte, welcher sich aus einem das öffentliche Recht betreffenden Irrtum für berechtigt erachtete, eine Verhaftung vorzunehmen, die objectiv unberechtigt war, begeht kein Amtsdelikt und consequenterweise sollte (was freilich bestritten ist) kein Widerstand gegen die Staatsgewalt angenommen werden, wenn der Thäter den Beamten bezüglich der von ihm vorgenommenen Amtshandlung nicht für zuständig, die Ausübung des Amtes also für nicht rechtmäßig ansah. Das Bewußtsein der Widerrechtlichkeit ist aber nicht immer und nicht einmal regelmäßig mit dem Bewußtsein der Strafbarkeit identisch. Denn nicht alle Rechtsverletzungen, sondern nur gewisse (— die im Strafgesetzbuch ausgeführten —) sind unter Strafe gestellt. Der Thäter kann wissen, daß er wider eine rechtliche Befugnis handelt, ohne zu ahnen, daß er sich strafbar macht. Es kann aber nach unsern Darlegungen bei dem Thäter nicht auf die Kenntniss ankommen, daß der Staat die von ihm begangene Widerrechtlichkeit mit Strafe bedrohte, es genügt, daß er bewußterweise eine Widerrechtlichkeit beging.

Entsprechend ist das bei unsittlichen und gefährlichen Handlungen

zu erfordernde Bewußtsein des Thäters, daß er eine unsittliche oder gefährliche That begehe, nicht gleichwertig mit dem Wissen, daß er sich durch sein Thun strafbar mache. Ersteres Wissen ist zur Verschuldung erforderlich, die Kenntnis des Strafgesetzes selbst nicht notwendig, und jene allein unterfällt den Grundsätzen der Zurechnung einer Strafthat.

Es wird nun (zumal von Binding) behauptet, daß jede Handlung dem Thäter, auch ohne das Bewußtsein der Strafbarkeit, zugerechnet werden müsse, wenn die Handlung die Deliktsqualität an sich trägt, d. h. in den Kreis derjenigen Pflichtwidrigkeiten fällt, welche der Staat nach seiner historischen und sittlichen Bestimmung strafen dürfe. Und das ganze Gebiet der Widerrechtlichkeiten, des bürgerlichen und öffentlichen Unrechts, des unsittlichen und gefährlichen Verhaltens wird für das natürliche Deliktsgebiet reklamiert. Binding betrachtet alle diese Handlungen als durch natürliche Normen, gleichviel, ob sie geschrieben oder ungeschrieben sind, verboten, das Strafgesetz schaffe nicht die Verbotsnorm, sondern füge ihr nur die Strafsetzung hinzu. Indem Binding hiernach zur strafrechtlichen Verschuldung das Bewußtsein der Verbotswidrigkeit erfordert, das sich etwa mit dem von uns dargelegten Bewußtsein der Widerrechtlichkeit, Unsittlichkeit und Gefährlichkeit deckt, hält er dadurch die Anforderungen für das Schuldbewußtsein eines mit Strafe zu belegenden Thäters für erschöpft. Es fragt sich aber, ob nicht als weiteres generelles Erfordernis der inneren Thatbestandsmerkmale das Bewußtsein der Strafwürdigkeit aufzustellen ist. Und dafür müssen wir uns entscheiden.

Die Binding'sche Theorie wäre richtig, wenn die Funktion des Rechts ausschließlich oder auch nur vorzugsweise in der Strafandrohung bestände, wenn jede widerrechtliche, gefährliche und unsittliche Handlung bestraft werden müßte. Die Erfahrung lehrt, daß das nicht der Fall ist, und unser Gefühl sagt uns, daß andernfalls eine unerträgliche Lage für die Staatsbürger geschaffen würde. Der Staat ist die Zwangsanstalt für das geordnete Zusammenleben der einzelnen Mitglieder einer Nation, keine Moralanstalt, und wird diesen Zwang in den Dienst der Moral nicht weiter stellen, als zu seinem eigenen Bestande und zur Erfüllung der Kulturaufgaben nötig ist. Die historische Erfahrung lehrt daher auch, daß der Staat nur solche Handlungen bestraft, die die Grundbedingungen des Zusammenlebens innerhalb seiner Rechtsgemeinschaft antasten. Die Fortbildung des Strafrechts besteht ebendeshalb in Gelegenheitsgesetzen. Der moderne Staat hat die Tendenz, immer weitere Gebiete der Moral als den Grundlagen seiner Existenz angehörig zu reklamieren, und der Staatsbürger selbst wandelt seinen Instinkt mit der veränderten Rechtsauffassung desjenigen Staates und derjenigen Gesellschaft, womit er durch tausend Bande verknüpft ist.

Einen feststehenden Inhalt hat jedoch dies instinktive Bewußtsein nicht, und im Resultat kommen wir daher darauf zurück, daß für das Gefühl, ob eine Handlung mit diesen Grundlagen im Widerspruch stehe, jeder Teilhaber einer Rechtsgemeinschaft den Stadtmesser in seiner eigenen Brust trage. Eine Kenntnis des Strafgesetzes wird niemand erfordern, aber die Empfindung müssen wir, wenn anders die Strafe nicht als etwas Unverdientes, daher als ein Unrecht dem Thäter entgegentreten soll, verlangen, die Empfindung des Thäters, daß die Handlung fremdem Recht, der Sittlichkeit oder der Sicherheit in dem Maße widerspreche, daß sie eine kriminelle Strafe verdiene. Wir gelangen daher zu dem Bewußtsein der Strafwürdigkeit als dem Erfordernis strafrechtlicher Verschuldung.

Es giebt aber eine Klasse von strafbaren Handlungen, die sich dem von uns gewonnenen Grundsatz schwer unterordnen. In dem sogen. Polizeistrafrecht sehen wir eine Reihe von Handlungen unter Strafe gestellt, die sich nur gezwungenerweise den Rechtsverletzungen, gefährlichen und unsittlichen Handlungen zuzählen lassen. Diese polizeilichen Strafbestimmungen dienen bald allgemeinen staatlichen Zwecken (z. B. der Führung öffentlicher Register), die nur denjenigen bekannt sind, welche diese Kenntnis aus positiver Belehrung oder aus der zufälligen Erfahrung entnommen haben. Oder sie haben freilich ihre Quelle in der Fürsorge des Staats, Widerrechtlichkeiten, Unsittlichkeiten oder Gefahren zu verhüten; der Zusammenhang mit diesen Grundlagen alles Unrechts ist aber ohne Hinweis und Belehrung für den Handelnden nicht erkennbar. Oder endlich, die Strafvorschriften dienen dazu, den öffentlichen Kassen Einnahmen (Steuern, Stempel, Zölle) zu sichern, deren Berechtigung ausschließlich aus positiver Gesetzesbestimmung ihre Entstehung ableitet.

Dieses Polizeistrafrecht deckt sich aber nicht etwa mit den technisch als Übertretungen bezeichneten geringeren Straftaten. Wenn letztere eine Widerrechtlichkeit im natürlichen Sinne (Entwendung von Eßwaren, Futterdiebstahl) enthalten oder eine Unsittlichkeit oder eine Gefährlichkeit, so gehören sie nicht zum Polizeirecht. Polizeilicher Natur in unserm Sinne sind vielmehr ohne Rücksicht auf die Höhe der angedrohten Strafe, alle diejenigen Handlungen, deren Verbotswidrigkeit wir aus unserm moralischen Pflichtbewußtsein nicht schöpfen können. Die rechtliche Verschuldung besteht daher allein in dem Ungehorsam gegen die von dem Staat geschaffene Norm, setzt also deren Kenntnis voraus. Auf den Grund dieser Norm kommt es nicht an, denn die vom Staate geschaffene positive Satzung verpflichtet uns selbst da, wo das Gewissen an sich nicht verpflichtet. Auf Grundlage des Satzes, daß es eine von dem materiellen Inhalt unabhängige Gewissensvorschrift ist, den Anordnungen der Obrigkeit Folge zu leisten,

wird die der Moral an sich fremde Norm zu einem Moralgebot erhoben. Das Bewußtsein der Pflichtwidrigkeit aber kann erst mit der Kenntnis der Satzung selbst in uns entstehen.

Wie verhalten sich Theorie und Praxis zu der von uns vorgetragenen Ansicht? Die Antwort kann nur eine ausweichende sein. Wir befinden uns im Stadium des Experimentierens. Für die Ungewißheit aller Rechtsfäge ist nichts bezeichnender, als die Ungewißheit der hier in Betracht kommenden Rechtsnormen, die doch bestimmt sind, das Gebiet des Rechts der menschlichen Innerlichkeit gegenüber abzugrenzen. Die Praktiker fordern zwar das Bewußtsein der Normwidrigkeit, sie sind aber zugleich geneigt, das Vorhandensein dieses Bewußtseins in allen Fällen mittelst einer Vermutung, deren Widerlegung sie nicht zulassen, zu fingieren. Im Resultat kommt das dann auf eine Vereinnahmung des Erfordernisses selbst hinaus. Das Reichsgericht ist zu einer klaren unzweideutigen und einwandsfreien Stellung diesen Fragen gegenüber noch nicht gelangt. Wir beabsichtigten nicht einen für den unmittelbaren praktischen Gebrauch bestimmten Wegweiser und Ratgeber zu verfassen, wir wollten vielmehr Nichtjuristen auf Fragen aufmerksam machen, die, wenn sie auch der wegen ihrer Trockenheit so verschrienen Jurisprudenz angehören, dessenungeachtet für alle Gebildeten Interesse haben dürften. Wir verzichteten sowohl auf die Vorführung praktischer Beispiele, wie auf eine Berichterstattung über ergangene Urteile. Aber, wenn wir hoffen dürfen, daß der eine oder andere Leser im praktischen Gebrauchsfall, als Schöffe oder Geschworne, sich unserer Darlegungen erinnerte, so wäre der Zweck dieses Aufsatzes erreicht.



Am Kindlifresser - Brunnen.

Von Rudolf Kleinpaul.

(Leipzig - Gohlis.)

Schlaf, Kindlein, schlaf!
 Deine Mutter ist ein Schaf,
 Dein Vater ist ein Hühnemann,
 Der die Kinder fressen kann
 (Altes, vielstach abänderndes Ammenlied.)

Unter den zahlreichen schönen Brunnen des diesseitigen Verona, den Härenbrunnen, den Justitiabrunnen, den Mosesbrunnen, den Schützenbrunnen, den Dudelsackpfeiserbrunnen, befindet sich auch ein Kindlifresserbrunnen. Auf dem Kornhausplatze, neben dem Zeitglockenturme steht er,

der Popanz, der Oger, der Bugemann, der die Kinder fressen kann; eine Schöpfung der Renaissance und wohl nichts weiter als ein Saturn in Schweizer Kostüm. Ein Bübli hat er im Maule, ein paar andere Kindli hat er zur Reserve in der Tasche, noch weiteren Vorrat in seinem Gürtel stecken. Die kommen alle dran, die werden alle gefressen; unten tummelt sich die obligate gewappnete Bärenschar. Nehut euch in acht, Kindli, geht nicht zu nahe heran! — Wer weiß, langt einmal der Popelmann von seinem Postament herunter und frist euch auch — verschlingt euch wie eine Auster, wie der Vogel Strauß die jungen Enten, welche die Mutter spazieren führt.

Die groteske Figur! — Just wie der einäugige Riese Polyphem, der einst in Fausts Auditorium erschien und gar nicht wieder fortzubringen war. Der Doktor las eben über Homer und machte sich das Vergnügen, seinen Schülern die antiken Helden persönlich vorzuführen und sie nebst der schönen Helena nach Wittenberg zu citieren. Da schwebte Agamemnon in voller Rüstung wie ein Schattenbild vorüber, da traten Hector und Achilles, Ulysses und Diomedes ans Katheder, die ganze Iliade stellte sich ein — zuletzt wollte der Doktor die Zungen ein bißchen zu fürchten machen, noch ein Klöpflein, und mit einem ungeheuren Saße sprang der riesige Cyclope durch die offene Thüre in den Hörsaal. Er hatte einen langen, zottigen, roten Bart, ein zappelndes, bereits halbverschlungenes Kindli hing ihm eben noch mit dem einen Schenkel zum Maule heraus, und war, wie Augenzeugen versichern, grausam und erschrecklich anzusehn. Es standen ihnen allen die Haare zu Berge, Faust lachte sich in sein Häuschen. Das heißt, er wollte sich ausschütten vor Lachen. Eigentlich frist ein Cyclope keine Kindli, sondern Mannli, womöglich den schlauen Ulysses und seine Stippstaff selbst, wie der Menschenfresser in der dritten Reise des arabischen Seefahrers, die mit dem neunten Buche der Odysee fast wörtlich übereinstimmt.

Auch die fünfte Reise Sindbads, wo er einen alten Kannibalen huckepack tragen muß und nicht los wird, bis er ihn endlich betrunken macht und erschlägt, erinnert an die Erzählung des Odyseus; und endlich findet sich die Höhle des Cyclopen mit allem Zubehör, mit den Schafen, dem Wein, den Spießen in Tausend und eine Nacht noch ein drittes Mal, in der Geschichte des Prinzen Seif Almuluk und der Tochter des Geisterkönigs wieder: hier ist es Saïd, der das alte Laster blendet und umbringt.

Giebt es nicht noch einen modernen Kindlifresser, der sich mit dem Berner Original vergleichen ließe? — Einen tüchtigen. Dieser steinerne Kannibale könnte das Bild eines Kollegen im Thüringer Walde sein. Just wie Jannickel aus Eichelborn! Der Kuhhirt, der vor hundert Jahren ein Mädchen und einen Handwerksburschen auffraß! — Ja, liebe Kindli, in

Thüringen, im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach hat er gehaust, es ist nicht so lange her. In unserer Sommerfrische, in Verla an der Elm, kann man die Menschengebeine und die Schädel noch frisch herumliegen sehen, frischer als in den Höhlen Siziliens; im Meran Thüringens ist die Fabel vom Werwolf wahr geworden. Davon laßt ihr euch nichts träumen, wenn ihr bei Schloß Kobberg im Walde schläft oder von der Polka kommend Pilze sucht.

Es ist mir, als ob's gestern gewesen wäre. Gestern, Kindli, könnt mir's glauben, gestern bei dem Saft der Trauben, stellt euch mein Entsetzen für! — kam der Buhemann zu mir. Unter den Pappeln, die Goethe gepflanzt hat, an der Karl-August-Quelle kam er zu mir, ich kann's euch schriftlich geben. Was ich so von ungefähr in einer ehrwürdigen Innungslade von den Exekutionen, so allhier in Verla geschehen — von der alten Glasern, die einem neunjährigen Mädchen den Bösen Feind in einem gestrickten Handschuh zugebracht, so aber durch die damaligen Priester mit der Hilfe Gottes und fleißigem Gebet wieder von ihr getrieben worden — der Scheiterhaufen ist auf dem Bröslingsberge, zwischen Bergern und dem Hohen Wege zum Herenberge hinaus errichtet und hier die alte Glasern verbrannt worden am Margaretentage des Jahres 1673 — ihr Wohnhaus war über dem Wasser, nicht weit von der Kohlstatt an der Elm, und wurde dieser Ort, wo die Hege gewohnt, hernach von denen Leuten die Drachenburg zugenannt. . . . Jesus Maria und Joseph, da kam er angewackelt, der Kindliretzer, der Junge-Leutefresser. „Im Jahre des Herrn 1772 den 3. April,“ so lautete es wörtlich, „ist Johann Nikolaus Goldschmidt“ — daß das Ungeheuer auch gerade Goldschmidt geheißen hat — „also Goldschmidt, ein Rühhirt aus Eichelborn ist 1772 allhier in Verla zur gefänglichen Haft gebracht worden, weil er einem Mädchen von elf Jahren, einzige Tochter einer Wüfran zu Eichelborn, in seinem Hause die Kehle abgesehritten und mit dem Beile vollends totgeschlagen, den Körper entkleidet und in lauter Kochstücke zerhackt, sich auch ein Stück davon gelockt und gegessen. Selbiger hat im Verhör gestanden, wie er auch einen Handwerksburschen auf dem Felde erschlagen, ins Holz geschleppt und des Abends in einer Kerre Holz stückweise nach Hause getragen. Es wurde ihm nach eingeholtem Urtheil das Rad zuerkannt, welches auch den 24. Juli 1772 unter Zuschauung vieler tausend Menschen an ihm vollzogen worden. Gott behüte alle und jede Christen vor bösen Thaten, damit sie nicht den gleichen Lohn bekommen!“ —

Ja, meldet eine alte Chronik des Städtchens über das seltsame Vorkommis, „in eben diesem Jahre (1772) erlebten wir ein sehr trauriges Exempel. Hannickel Goldschmidt, der in Eichelborn Gutmann war, erschlug

an einem Bußtag einen Handwerksburschen, als er ihm auf dem Felde begegnete, teilte ihn und nahm jeden Tag bei dem Eintreiben des Viehs ein Stück davon in einer Welle Holz mit sich nach Hause, welches er kochte und davon aß. Da es aber zu riechen begann, fütterte er damit seinen Hund, schlachtete alsdann denselben und fraß ihn auch. Einige Zeit darauf bekommt er Appetit nach jungem Menschenfleisch; er wählte also, seinen grausamen Hunger zu stillen, ein artig Kind, wie er mit selbst gesagt, daß er vor anderen dieses (10—11jährige) Mägblein immer lieb gehabt hätte. Dieses locket er, indem es aus der Schule geht, zu sich, zeigt ihm unter anderem auch seine Stubenuhr, und indem das Mägblein darnach sieht, nimmt er es bei den Haaren und schneidet ihm den Hals entzwei, schlachtet es hierauf ordentlich aus, wie ein Fleischer sein Fleisch in Stücke haut, und nachdem er diese schreckliche That verrichtet, so kocht er davon und isst. Allein wie konnte die Rache Gottes hierzu stillschweigen? Das Mägblein wurde gesucht, aber nicht gefunden. Endlich sieht eine ihm gegenüberwohnende Bauersfrau, daß sich Goldschmidt unter (während) der Kirche gar sehr beschäftigt und immer etwas verdeckt aus seinem Hause in einen daran liegenden Keller trägt, dabei sie auch gewahr wird, wie ein Zipfel von des ermordeten Mägbleins Rock unter dem feiuigen hervorguckt; da sie denn solches anzeigt, worauf der Mörder sogleich eingesezt wurde. Man fand nun das zerhackte Mägblein, welches in einem Sacke hiehergebracht wurde, und sahe es fast nicht für Menschenfleisch an, so reinlich und kochstückchenartig hatte es der Mörder zerhackt. Der Mörder gestand bald seine bösen Thaten und wurde darauf lebendig von unten hinauf gerädert."

An den Menschenfresser von Verka! — Wenn es im Jahre 1772 schon Postkarten gegeben hätte, wäre vielleicht so eine gekommen. In Wien schreiben sie solche Karten; vor kurzem (1891) verklagte die Bedienerin Fanny Strobl das Dienstmädchen Marie Wirzer, weil besagte Wirzer eine offene Korrespondenzkarte nach der andern an die Menschenfresserin Fanny Strobl, an die Trud Fanny Strobl, an die Hexe Fanny Strobl adressierte. Eine dieser Karten lautete wörtlich: „Du Blutsaugerin, Du hast mich schon ganz ausgefogen, ich habe nichts mehr als die Haut; jede Nacht fährst Du durch den Rauchfang!“ — Die Schreiberin dieser Karten erzählte nun in der Verhandlung dem Richter, daß die Privatklägerin ihr keine Ruhe lasse, sie von jedem Dienstplatze wegbringe und sie selbst während der Nacht besuche. Richter: „Während der Nacht? Erklären Sie sich doch deutlicher.“ — Angeklagte: „So eine Trud kommt wie ein Wind über die Menschen und betäubt sie. Wenn der Mensch zu sich kommen und ausrufen kann: „Jesus, Maria und Joseph!“ dann läßt sie nach. Die Frau (mit dem Finger auf die Privatklägerin weisend) ist eine solche Trud.

Sie vertreibt mich aus jedem Posten, so daß ich nirgends länger als drei Wochen bleiben kann. Gegen 12 Uhr, wenn ich im Bette liege, kommt sie unter dem Bette hervor, setzt sich auf mich und saugt mir das Blut aus! Ich bin schon so matt, daß ich gar nicht mehr arbeiten kann. Früher war ich stark und gesund, jetzt bin ich ganz mager, weil sie mir schon alles Blut ausgefogen hat!“ Eine Stimme aus dem Zuschauerraume: „Dös is auch wahr! Sie soll ihr a Ruh lassen. I hab' selber g'hehn, daß s' auf der Brust an ganz roten Fleck g'habt hat und am Arm is sie so zerbissen, daß man urndltl' die Zähn' sieht!“ Es war eine Frau, die dies ausrief.

Also wollen wir's jetzt nachholen und am Rindlifresserbrunnen eine Postkarte nach Verta ablassen — nach Verta, wo nach der unmaßgeblichen Meinung eines jungen böhmischen Kurgastes, des talentvollen Freiherrn von Prochaska alle sieben Todsünden im Schwange gehn. Ja, wer soll denn die Karte schreiben? Ich? Oder Du? Ein anderer Christenmensch? Wer soll sie schreiben, wer darf sie schreiben? Welcher ist unter euch ohne Sünde? —

Wer kann mit Gewißheit behaupten, daß er in seinem Leben noch nie vom Menschen gegessen habe? — Von den Verfälschungen des Fleisches, durch die einer gelegentlich ohne seine Schuld zum Menschenfresser werden kann, will ich gar nicht reden. In Europa laufen bisweilen Schauernären von Fleischern, die Menschen verwursten, um — diese Anklage ist alt; schon in Tausend und eine Nacht wird der vierte Bruder des Barbiers, ein Metzger beschuldigt, Menschenfleisch für Schafffleisch zu verschleißen. Wie schon manche Rage für einen Hasen, manche Hammelleule für eine Neuleule gegessen worden ist, so würde man den Menschen, wenn er gerade vorgefetzt würde, nicht gleich riechen. Selbst die Götter sind ja ihrerzeit auf den Leim gegangen, als ihnen Tantalus Plops mit saurem Rahm austischte, wenigstens Demeter, die ruhig das eine Schulterblatt abknappelte, ließ sich täuschen; der Neger Harpagus, der von Minyages so fürchtbar gestraft und an der königlichen Tafel mit seinem eigenen gebratenen Sohne bewirtet ward, meinte auf eine diesbezügliche Frage, es schmecke prachtvoll. Ebenso Hypesios, dessen Mahlzeit sprichwörtlich und für die christlichen Liebesmähler vorbildlich geworden ist; erst als die Köpfe, die Armechen und die Beinchen hereingebracht und dem Vater hingeworfen wurden, merkte er den Braten, wie man zu sagen pflegt: er fluchte dem Hause des Tantalus, und Helios blickte weg. Aber solche betrügerische Manipulationen, solche verhängnisvolle Irrtümer, denen sogar ein armer Vater zum Opfer fällt, meine ich hier nicht.

Ich meine was in der Urzeit wirklich als Sitte bestanden hat und noch gegenwärtig in Rudimenten fortlebt. Unsere Väter waren Rindlifresser wie der am Berner Brunnen — die Arier, die Semiten waren es — die Australier, die Bewohner der Markesas- und der Marshallinseln sind's, so-

weit man den Berichten trauen darf; gewesen, sind es heute noch — die Tötung und die Verpeisung der Brut scheint eine ziemlich allgemeine Maßregel der Naturvölker zu sein, wie es die vieler Tiere ist. Sichten wir einmal unsere Freunde, die guten alten Griechen, wie der Herr das Haus Israel mit einem Siebe sichten lassen will; da der Berner Kindliffresser eine Renaissance des alten Kronos-Saturnus sein soll, liegen sie uns am nächsten. Dem Publikum eines Aeschylus flößte der Gedanke, daß ein Vater die eignen Kinder auffressen könne, Grauen ein, selbst wo es wie bei Thyestes unwissentlich geschah; so vollständig war den damaligen Griechen der Instinkt des Gottes abhanden gekommen, von dem die Sage ging, daß er alle seine Kinder gleich nach der Geburt verschlungen habe. In ihren Märchen wird der Menschheit ein Spiegel vorgehalten, in ihnen erblickt sie sich selbst, wie sie einst gewesen ist; und die Mythen sind Märchen, die von den verewigten, in Himmelsferne gerückten Ahnen eines Volks erzählen. So ist Kronos in Griechenland der göttliche Repräsentant eines vorhellenischen Volkstums, das von Zeus verdrängt wird. Den Zeus, den jüngsten Sohn, hat die Mutter gerettet, indem sie den Vater täuschte und ihn statt des Säuglings einen Stein in Windeln vorhielt; diesen Stein, den Kronos nachmals gleich seinen übrigen Rangen wieder von sich geben mußte, einen Fetisch des Zeus, sah Pausanias in Delphi. Das ist ganz und gar die Art der Katzen und der Hunde, auch hier pflegt der Vater die Kinder aufzufressen, damit die Mutter recht bald wieder brünstig werde, auch hier schützt die Mutter ihr Geheiß vor dem blutdürstigen Vater, wenn sie auch nicht dieselbe List braucht wie eine Rhea. Auch die Schweine fressen ihre Jungen. Beiläufig sind gerade diejenigen Vögel, die man am häufigsten der Lieblosigkeit zeihet, die Rabenväter gegen ihre Jungen gar nicht grausam. Kronos war dagegen ein Rabenvater, wie er im Buche steht, der Typus einer Zeit, in welcher die Sonne ihr Aufsiß noch nicht abwandte und ihr Wagen noch nicht entgleiste, wenn ein Vater seine Kindli fraß. Das ereignete sich erst später in der Ära Zeus, in dieser wäre Kronos ein Unmensch gewesen, wenn er nicht ein Gott gewesen wäre.

Dieselbe Entwicklung haben alle Kulturvölker durchgemacht, alle haben sie Märchen, wo die Wölfe die Kottkappchen und die alten Hexen die Hänsel und Gretel fressen, wenigstens fressen wollen, indem man bei uns die Märchen nicht den Erwachsenen, sondern den Kindern zu erzählen pflegt. Im Orient steckt man dem Cyclopen einen ganzen Mann, im Abendlande nur ein zappelndes Kind ins Maul. Man muß sich vorstellen, daß Kannibalismus, Kindertötung und Kinderfresserei für die Erinnerung in eins zusammengefloßen sind und daß alle drei Formen der Anthropophagie einerseits durch religiöse Riten, anderseits durch die Gewohnheit wacherhalten werden: geliebte Personen vor Liebe aufzufressen. Eine junge Frau erzählt des Mor-

gens ihrem Manne, während sie sich die Strümpfe anzieht, einen sonderbaren Traum. Sie habe zu Mittag kochen wollen und nicht gewußt was. Alles mögliche habe sie vorgeschlagen, Macaroni, Leipziger Allerlei, Hammelfleisch, Schweinstnöckelchen mit Klößen und Meerrettig — er aber beharrlich dazu geschwiegen. Endlich habe ihr nichts mehr einfallen wollen, jetzt weiß ich wirklich nichts mehr, habe sie gesagt; „doch warte, da denke ich eben dran, ich habe oben auf dem Boden eine Großmutter im Salz liegen; sie wird aber noch zäh sein.“ Wie viele alte Großmütter haben wir im Salze!

Die hohe Kultur scheint die Instinkte, die unnennbaren Begierden der Urzeit wiederzubeleben, sie bringt in ihren großen Städten neue Kindlifresser hervor und Nester der alten ans Tageslicht. Die junge Frau macht's noch besser, das Kindli frisst die Großmutter auf! — was auch nicht ganz unerhört ist, wie Lippert in seiner Kulturgeschichte zeigt (I, 234). Man erinnert sich an die Schiffbrüchigen der „Thetis“ und an den neuseeländischen Fluß: Grabe deines Vaters Gebeine aus zur Suppe! Schmore deinen Großvater und seine Hirnschale sei dein Imbiß! —

Favete Linguis. Ich will nur noch auf die Pariser Kindlifresser kommen. Am Bohnentönigsfeste wird bekanntlich ein Kuchen mit einer Bohne drin gebacken, der Kuchen ausgeteilt und wer die Bohne erwischt, gekrönt. In Deutschland herrscht diese Sitte auch, und hier in Leipzig giebt es etwas ähnliches bei der sogenannten Brautschokolade oder dem Bohnenkaffee: da wird eine Kaffeebohne oder eine gewöhnliche weiße Bohne in den Kuchen hineingebacken und die Dame, welche die Bohne findet, ist die nächste Braut. Der Bohnenkönig behält seine Würde bis zum nächsten Jahre, wo er dann das Fest geben und einen neuen Kuchen backen lassen muß; dabei wird natürlich Sekt und Burgunder nicht gespart. Man besteigt den Thron nicht für die Langeweile, die Sache ist etwas kostspielig, und deshalb kommt es wohl vor, daß der glückliche Finder Bohne und Anwartschaft verschluckt. Um diese Hinterziehung zu verhüten, haben die Franzosen anstatt der Bohne ein Püppchen von Porzellan, einen sogenannten *Bébé* eingeführt. Umsonst, auch das Baby verschwindet mitunter spurlos, wie ein Tropfen im Weltmeer, von dem er sich nie getrennt hat. Das Kindli wird gefressen.



Aus dem Gymnasiarchat.

Beobachtungen und Vorschläge von Ludwig Frank.

(Nonnenwirt i. Baden.)

I.

Die Schülerverbindungen.

In einem kürzlich erschienenen Buche erzählt Beauval „Memoiren eines Corpssennälers“. — Wehmütig-behaglich versetzt er sich zurück in die Tage seiner Schülerzeit, hängt den Mitgliedern der geheimen Gymnasiastenverbindung „Brunsviga“ ein romantisches Mäntelchen um, umgiebt selbst die verdorbenen und verkommenen Gymnasiastengesichter, die uns aus manchen Seiten des Wertchens entgegengrinsen, mit einem Heiligenchein, — kurz, stellt uns die Pennälerverbindungen als höchst unschuldige, unschädliche, ja liebenswürdige Jugendeselei dar. —

Der preussische Kultusminister hingegen bestimmt, die erwischten Teilnehmer an einer geheimen Gymnasiastenvereinigung sollen aus ihrer Anstalt ausgewiesen, an keiner andern des Königreichs mehr angenommen werden, d. h. er bedroht sie mit der vollständigen Vernichtung ihrer Existenz: er betrachtet die „Corpssennäler“ als Verbrecher. —

Hat Beauval recht? — Hat der Kultusminister recht? Oder keiner von beiden? Sehen wir:

Warum entstehen Schülerverbindungen? — Den Gymnasiasten bis zu den obersten Klassen ist der Wirtshausbesuch ganz oder beinahe ganz untersagt. Die sechzehnjährigen Handlungslehrlinge können ihre Schoppen trinken, wo und wann sie wollen. — „Was haben diese vor uns voraus?“ fragen sich die Primaner. „Erstens, daß sie vier Jahre jünger sind, als wir; zweitens, daß sie in Untertertia sitzen geblieben und dann ausgetreten sind. Kommt daher ihre Reise?“ — Es gährt in den jungen Köpfen. An einem freien Nachmittag ruft irgend Einer, dessen Bruder Burschenschaftler oder Corpssstudent ist, fünf Gleichgesinnte auf seine Bude, verschließt sorgfältig die Thür, verhängt die Fenster und fordert nach einer erzürnten Philippika gegen die Tyrannei der Lehrer, nach begeistertem Appell an Freiheits- und Ehrgefühl auf zur Gründung einer — Burschenschaft. In unsern Gymnasiasten — zu ihrer Ehre sei's gesagt — steckt noch immer ein gesunder Kern. Wer einmal gesehen hat, wie die bloßen Worte Freiheit, Recht, Ehre, Vaterland sie entflammen können, denkt unwillkürlich an die halbvergessenen Sängler des „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus“. — Die Gründer reichen einander die Hände in feierlichem Schwur, nie von

einander zu lassen, das Geheimnis ihres Bundes streng zu wahren, — stets für Freiheit und Ehre (!) einzutreten. Das Wirtshausverbot ist die Mutter, der Trieb, studentische Sitten nachzuahmen, der Vater des jetzt geborenen illegalen Kindes „Burschenschaft Germania“. Daß man dem Kinde seine Herkunft am Gesichte ablesen kann, dafür sorgen die Statuten der „Burschenschaft“, ein wunderliches Gemisch von halbgekanntem studentischem Formelwesen, schülerhaften Troß- und Widerspruchsthesen und jugendlichen Schwärmgeistereien.

Bezeichnend ist § 1: Zweck der Verbindung. Der Wahrheit gemäß müßte als dieser Zweck angegeben sein: „gemeinsam heimlich Bier zu trinken, sowie farbige Bänder und Mützen zu tragen“. Statt dessen lautet der Paragraph überall: „Zur Pflege treuer, aufrichtiger Freundschaft z. z.“ — Den Bundesbrüdern ist es, im Gegensatz zu vielen studentischen Verbindungen, mit der Freundschaft wirklich ernst. In der süddeutschen Universitätsstadt Fr. wurde eine Gymnastistenverbindung entdeckt. Dem Senior, einer armen Witwe Sohn, drohte die Ausweisung. Da erboten sich acht seiner Kommilitonen, für ihn die Strafe zu tragen. — Im übrigen ist es rührend, wie ernsthaft die Leutchen sich bemühen, den Couleurstudenten zu kopieren, und ihn ohne Wissen karrikieren. Wie gewissenhaft berufen sie ihre A. C. (allgemeinen Konvente), ihre B. C. (Burschenschaftskonvente), ihre F. C. (Fuchsenkonvente), ihre C. C. (Chargiertentkonvente)! Wie sorgfältig wird der „Cirkel“ in alle Bücher, auf die unvermeidlichen langen Rauchpfeifen, selbst auf die Fingernägel gemalt! — Sie haben gehört, daß die Studenten Kartelle schließen. „Das können wir auch!“ So werden oft zwischen den Verbindungen von fünf bis sechs Gymnasien Kartelle geschlossen mit häufig wiederkehrenden Kartelltagen, — um zu pauken? Nein, das wäre zu gefährlich —, um Bier zu trinken, oder, wie dies offiziell ausgedrückt wird: „um treue Freundschaft zu schließen und begießen“. — Vor einiger Zeit hörte ich sogar, es solle in nächster Zeit ein „allgemeiner Delegiertentag der deutschen Pennälerverbindungen“ stattfinden. Warum denn nicht? — Man wird dort ebenso schöne Reden halten, wie auf allerlei andern „Tagen“ (auch wenn der Regierungsvertreter fehlt), und das ist wenn nicht der einzige Zweck, so doch das alleinige Resultat.

„Beauval hat doch recht,“ wird jetzt mancher Leser sagen. „Was ist das mehr, als unschuldige Spielerei? Sie trinken heimlich einen Schoppen und legen Bänder dazu an, und wenn in der Geschichtsstunde der Namen „Germania“ genannt wird, stoßen sie sich unter den Bänken mit den Füßen voll kindlicher Freude, etwas zu wissen, was dem Lehrer unbekannt ist.“ — Gut, die Sache ist vielleicht unschuldig, ob aber auch unschädlich?

Zu Chargierten werden in der Regel die stärksten Trinker gewählt;

der Ehrgeiz des geringsten Fuchseins geht aber dahin, einst dieser Ehre wert befunden zu werden: deshalb wird das Trinken ein Sport, dessen Wirkung an vielen dieser in voller Entwicklung begriffenen jungen Leute leicht erkennbar ist: aufgedunsene, verfettete Körper, verfaulende, geistiger Arbeit unfähige Gehirne. —

Dazu kommt, daß die Nachahmung des studentischen Fakentums Geld, sehr viel Geld erfordert. Nun werden aber gerade arme Schüler leicht durch die lockenden Paragraphen von treuer, aufopfernder Freundschaft angezogen; sie stürzen sich in Schulden und verkommen zu Duzenden.

Von Übel ist ferner, daß das Phrasentum in bedenklicher Weise gepflegt wird, womit es doch noch Zeit hätte bis zur Hochschule.

Endlich werden die Couleurpennäler mit Notwendigkeit systematische Lügner: sie belügen ihre Lehrer, ihre Eltern, sich selbst. Sich selbst, denn ein Paragraph ihrer Statuten lautet: „Wird ein Mitglied auf Ehrenwort gefragt, ob es einer Pennälerverbindung angehört, so ist in eben dem Augenblick die Vereinigung aufgelöst, — er kann also mit gutem Gewissen „Nein“ antworten. Das sind spitzfindige Sophistereien. Vieles sei der Jugend nachgesehen; nur beschämt ihr die Verlockung zur Lüge; denn diese ist die jede gesunde Regung überwuchernde und erstickende Giftpflanze. — Welche weiteren Folgen für das Universitätsstudium und die spätere Beamtenschaft sich hieraus ergeben, möge nur angedeutet bleiben. —

Wie aber dem Übel abhelfen? — Durch Gewaltakte, wie sie der Kultusminister vorschlägt? — Wie wenig kennt er den Charakter des Gymnasialisten! Maßregelungen werden den Couleurpennälern nur die Märtyrerkronen auf die jungen Häupter drücken und die Pennälerverbindungen verdreifachen. Nein! Man beseitige einfach die Vorbedingung zur Entstehung der Verbindungen, das ist das absolute Wirtshausverbot, und lenke den Nachahmungstrieb der Gymnasialisten in vernünftige Bahnen.

Man ermächtige, ja man veranlasse die Schüler der oberen Klassen zur Gründung von Vereinen mit praktischem Zweck, etwa zu wöchentlichen Zusammenkünften mit literarischen Vorträgen und Diskussion. Damit würde den geheimen Verbindungen der Boden entzogen und der Affecttrieb, mit dem man einmal bei menschlichen Dingen rechnen muß, befriedigt. In einem literarischen Verein geht andererseits die Chargiertenwahl von ganz andren Gesichtspunkten aus, als in einem Geheimaufbund; deshalb werden sich die jungen Leute auch auf andrem Gebiete, als dort, nämlich auf dem des Wissens, sich auszuzeichnen suchen. — Auch wird der Gymnasialunterricht durch die Pflege des freien Vortrags ergänzt werden. — Endlich dürfen wir nicht vergessen, daß viele unsrer „Gymnasialrathen“ die schönsten Werke der Litteratur nur als grammatikalische Übungsbücher betrachten und

dadurch Homer und Sophokles, Horaz und Thukydides, selbst Lessing und Goethe den Schülern oft für immer ungenießbar machen. Vielleicht hätte etwas mehr Selbständigkeit die Wirkung, in unsern Gymnasiasten das beinahe erstorbene Interesse für das deutsche Schrifttum neu zu wecken, damit unsere Autoren nicht mehr einzig für die Frauen- und Mädchenwelt arbeiten müssen, nicht mehr einzig nach weiblichem Geschmacke sich zu richten haben. —

Will man hingegen durchaus fortfahren, die Gymnasiasten bis zur Universität als Wickelkinder zu behandeln, jeden Gehversuch mit der Peitsche zu bestrafen, so erscheint nur das Eine merkwürdig, wie nach Erlangung des Reifezeugnisses der Schüler über Nacht geradezu zum vollberechtigten Staatsbürger werden kann, zu einem Politiker, auf dessen Meinung gerade hochgestellte Herren Wert legen oder wenigstens Wert zu legen sich stellen. —

II.

Vom Turnen.

Betrachtet die Gymnasiasten! — Zu zwei Dritteln sind es engbrüstige, hochaufgeschossene Jungen. — Wie oft schon wurde durch Ärzte darauf hingewiesen, daß Turnen in einer geschlossenen Halle nur die Muskeln stärke, hingegen auf die für Sitzmenschen so nöthige Ausweitung der Brust beinahe keinen Einfluß übe! — In jedem Gymnasium wäre es möglich, während des Sommers die Leibesübungen im Freien vorzunehmen. —

Trotzdem — wo geschieht es? Beinahe nirgends. Warum nicht? Weil es so einfach und vernünftig wäre.

III.

Das Gymnasium und die deutsche Litteratur.

Die Litteratur nach Goethe existiert für den deutschen Unterricht nicht. — So ist es leicht erklärlich, wie ein Staatsanwalt, der über moderne Schriftwerke zu Gericht sitzt, von einem gewissen Friedrich Heibel keine Ahnung hat. — „Aber wir haben ja kaum Zeit, die Werke der Goetheschen Blüteperiode durchzunehmen,“ greinen die Philologen. „Gernach, meine Herren, das ist nicht wahr! — Da wird in bairischen Gymnasien (jedenfalls auch anderwärts) beinahe ein ganzes Jahr zur Lectüre des Nibelungenliedes verwendet. — Rechtfertigt wirklich der Wert dieses warmblütigen, aber holperigen Gedichts einen solchen Zeitaufwand? — Ihr antwortet selbstverständlich mit einem erheuchelten „ja“ und findet nebenbei in der deutschen Stunde Gelegenheit, den schrecklichen Jüngstdeutschen eins zu versetzen (gelesen habt ihr sie natürlich nie). — Auf eine Änderung hoffe ich nicht; wozu hat der Deutsche seine Zipfelfappe?



Spaniens Nationaldichter Don José Zorrilla.

Don Johannes Fastenrath.

(Köln.)

Der unnachahmliche spanische Dichter, der sich in Harmonieen berauscht und eine niegelante Fülle des Wohllauts über die spanische Poesie ergossen, der, groß in jeder Dichtungsart, ganz Spanien durch sein beschreibendes Talent, durch seine Natürlichkeit, durch die Flüssigkeit seiner Strophen, durch seine Anmut im Ausdruck, durch seine Phantasie und seine Beherrschung der Form, durch seine Kraft, durch sein lebhaftes Kolorit und den Reichthum seiner Reime, durch den wunderbaren Klang und die Macht seiner Stimme bezauberte und von jedem Spanier als der treueste Vertreter des nationalen Genius, als der am meisten spanische Dichter aller Zeiten geliebt und bewundert wurde, als der Sänger von Legenden und von Thaten, deren Ruhm selbst die Helden der Ilias in Schatten stellen, José Zorrilla ist in Madrid in der Nacht vom 22. auf den 23. Januar entschlafen und hat das Geheimnis seiner Meisterschaft mit ins Grab genommen. Er hätte so gerne von der Torre de la Vela in seinem theuern Granada den Sprung in die Ewigkeit gethan, er hätte so gern gehabt, daß sein geliebter Luis Seco de Lucena, der granadabegeisterte Redakteur des „Defensor“, durch dessen Bemühungen er im Palaste Karls V. in der Stadt der Alhambra feierlich zum Dichter gekrönt worden, ihn auch ins Leichentuch hülle. Das Schicksal hat es anders beschlossen: er sollte die Stadt seiner schönsten Dichterträume nicht mehr sehen, die Stadt, deren Erinnerung ihn immer erfrischte und in seinem Gram noch beglückte und in deren Anblick versunken er freudig sterben wollte. Ach, keine Flügel trugen ihn zu den Gipfeln, wo unterm Schnee die frische Knospe blüht und wo den Felsen Myrthe und Orange krönen. Aber aus Granada sandten ihm die Arbeiter, die bei seiner Dichterkrönung einen Kranz zu seinen Füßen gelegt, weinend den letzten Gruß. Und er selbst, als hätte er Abschied nehmen wollen von den schönsten Städten seines Vaterlandes, besang noch in den letzten Jahren Sevilla und Alicante. Jetzt wiederholen die Granadiner mit Schmerzen das Lebewohl, das er an seinem Krönungstage der Stadt zurief, deren Mauer ein Liebesbett, deren vega einem farbengesichtten maurischen Schawl gleicht und deren Thürme Palmen sind, an denen der reiche Schawl hängt. Damals sang der greise Dichter:

Gott zählte meine Stunden: schon kühl' ich um mich wehen
Des Todes Hauch, bereitet muß schon das Grab ich sehen,
Sehn wie das Alter zitternd die Kräfte mir zerstört.

Sein ungewisses Dunkel läßt meinen Geist vergehen,
 Weöffnet seh' die Pforte der Ewigkeit ich stehen,
 Und seht zum letzten Male ihr meine Stimme hört.

Leb' wohl, o Stadt, du heil'ge, der tönte meine Laute!
 Lebt wohl, ihr Dorfer alle, die kamt zu hören mich;
 Lebt wohl, ihr tapfern Söhne, die stolz Granada schaute;
 Lebt wohl, ihr frohen Töchter, Granada, o du traute!
 Der aus dem Nichts gekommen, zum Nichts kehrt der Ergraute.
 Es geht, daß Gott mich richte, mein altes Lied und ich.

Mit welcher Freude habe ich im Auftrage des Liceo de Granada die deutschen Dichter eingeladen, an der Krönung Zorrillas hulbigend teilzunehmen und die Stadt mit dem blauen Himmel und der herrlichen vega zu schauen, die so oft den großen Sänger begeistert! Heute aber, da die Leyer gebrochen, an der jede Saite zum Ruhm des Vaterlandes klang, tönt durch ganz Spanien der Ruf: „Mögen alle unsere Kanonen widerhallen, alle unsere Glocken ertönen, alle Fahnen den Flor der Trauer tragen, mögen alle unsere Dichter endlose Klagen singen, mögen die Blumen unserer Fluren auf seinen Leib und die Segnungen unserer Lippen auf sein Gedächtnis fallen!“

Mögen Blumen auf das Grab des Dichters auch die Strophen sein, die er seinem Granada gewidmet, die heute nicht nur jeder Granadinern, sondern jeder Spanier singt und die in deutschem Klange lauten:

Wer Granada nicht gesehen,
 Dich, die ruht auf Rosen immer;
 Wer gesehn nicht deinen Schimmer,
 Kennet Licht und Freude nicht.
 Wer in deinen Prachtmoscheen
 Kniel' und wohnt' in deiner Feste,
 Hat besucht schon die Paläste
 Voll von Edens Zauberlicht.

Als des Paradieses Garten
 Bist du Schönste mir erschienen,
 Den mit Händen von Jasminen
 Eine Himmelschurt pfllegt.
 Sonnen uns bei dir erwarten,
 Im Gebirg vor deinen Thoren
 Wird der holde Tag geboren,
 Gut für dich die Sonne hegt.

Vöglein, die in ihrem Singen
 Und im Klagen nie verstummen,
 Trillern zu der Bienen Summen,
 Die bereiten Honigseim,

Und es ruhn die müden Schwingen
 Schwalben aus in deinen Weiden,
 Wenn von dir sie wieder scheiden
 In ihr afrikanisch Heim.

O Alhambra, goldne Bierde,
 Räucherfah der Sultaninnen!
 Die arab'schen Fenster drümen
 Sind des goldnen Lichtes Thor.
 Und es legt sich voll Begierde
 Dir der Orient zu Füßen,
 Andalusien muß dich grüßen,
 Kennt dich sein in stolzem Chor!

Zwischen Lilien schlecht verhüllet
 Sendet dir Generalise,
 Nur von Lieb' für dich erfüllt,
 Durch die Lüfte süßen Ruß,
 Wie ihn die Undine sendet,
 Wie wenn's aus dem Kahn sie tiefe,
 Fliehend noch zu dem gewendet,
 Per am Ufer bleiben muß.

Er ist hoch, so daß ich glaube,
 Daß er auf den Hügel schnelle
 Sich empor schwang wie die Taube,
 Die von der Cypresse fliegt;
 Aber wenn das Aug' erkennt,
 Daß er sich von dort nicht trennet,
 Scheint er ihm gleich der Gazelle,
 Die in einem Saatsfeld liegt.

Die durchbroch'nen Peristyle,
 Die Gemächer, die von Golde,
 Und die Gärten, drinnen holde
 Lüfte wehen lebensfrisch,

Dienen Sympfen zum Nipfe,
 Die, sich wiegend dort auf Rosen,
 Frei und froh ihr Liebeslofen
 Singen göttlichzauberlich.

Labyrinth, der Lust zum Preise,
 Drin die Freude lächelt heiter,
 Du bist eine Himmelsleiter,
 Bist des Paradieses Thor.
 Liebe schrieb in deinem Kreise
 Ihre göttliche Historie,
 Huris in des Himmels Glorie
 Tragen sie den Frommen vor.

Laßt mich euch singen von der Mauren Eden
 Und von dem Zauberichsosse der Ahnare,
 Und laßt mich von dem Labyrinth euch reden
 Der blüh'nden Gärten und der Alcazare:
 Sie haben es gefärbt in blut'gen Fehden,
 Doch strahlt die Liebe drin, die wunderbare,
 Daß selbst der wild'sten Blume Duft verstehen,
 Das Kleinste voll der schönsten Poesieen!

Ihr sollt von Perlenmuschel Vogen sehen,
 Darüber balsambuft'ge Gärten schweben
 Mit Cedern, die bei Sykomoren stehen,
 Und Tannen, von der Palmen Hier umgeben;
 Indessen Lüfte von Plataneu wehen,
 Seht duftlos ihr die Pappel dicht daneben;
 Die Kloe schaut ihr zwischen Rosenzweigen
 Und blühende Limonen zwischen Feigen.

Für dieser Purpurrosen holdes Prangen
 Würd' seine gern Alexandria reichen;
 Vor diesen Mädchen mit den braunen Wangen
 Muß selbst Circaffiens Frauenschöne weichen,
 Und neidisch möchte Cyperns Thur verlangen
 Nach diesem Saft der Reben ohnegleichen,
 Nach dieser Wälder Frische selbst Aulonien,
 Nach dieser Gärten Krone Babylonien.

Granada, die geküßt vom Sonnenstrahle,
 Des Boabdil Geliebte, Lain der Haine,
 Der unter Schnee erblühet, Nardenschale,
 Der Tauben Nest, der herrlichste der Steine,
 Der ohne Licht glänzt wunderrein im Saale,
 Du Eden zwischen Felsen, Einzigeine,
 Du Schein der Hoffnung, goldner Traum des Mohren,
 Der ihn beglückt noch als er dich verloren!

Hier bin ich: da zu dir mein Aug' ich richte,
 Entblüh' mein Haupt ich, da ich dich jetzt nenne.
 O sieh' mich knie'n vor deinem Angesichte,
 Da ich in Andachtsglut für dich entbrenne.
 Als der Verehrung Zoll nimm die Gedichte,
 Wenn deine Größe sie für wert erkenne.
 Granada, du die Schönste von den Schönen,
 Schenk' einen Blick mir bei des Liebes Tönen!

Und Gott gefall' es, daß mein liebend Singen
 Rög' über Bergeshöh'n und über Meere
 Des Windes Säuseln zur Alhambra bringen,
 Daß schöner'n Klang er meinem Lied besichere,
 Und möcht' es deinen Beifall sich erringen,
 Daß deine Huld mir einen Lohn gewähre:
 Du meiner Liebe Blume, laß beim Sterben
 Mich unter deinen Blumen Grab erwerben!

Zorrilla hat für die Ewigkeit die Dichtung „Granada“ geschaffen und wie ein Barde des Mittelalters hat der Dichter der Cantos del Trovador, der Dichter von Margarita la Tornera, El capitán Montoya und A buen juez mejor castigo die Sagen und Legenden gesungen, in denen man Rossgegestamp und Schwerteklirren, Kriegshymnen und religiöse Gebete hört, Fahnen wehen und Helme und Kreuze glänzen sieht. Und er hat in seinem Don Juan Tenorio und in seiner Doña Inés zwei Gestalten geschaffen, die in der spanischen Poesie und im spanischen Volke ewig leben werden: es giebt keinen Spanier, der sich nicht dem Tenorio verwandt fühlte, keine Spanierin, die sich nicht der Doña Inés de Ulloa ähnlich glaubte. Der Spanier kann sich Allerseelen ohne Aufführung des Don Juan Tenorio gar nicht vorstellen. Es wird immer der größte Dichterruhm Zorrillas bleiben, daß er die spanische Jugend durch seine vaterländischen Dichtungen das Vaterland lieben lehrte und daß er in der ganzen spanischen Welt den glühenden Geist der spanischen Klasse wieder ansachte.

Aber der von seinem Volke vergötterte, von der Königin und Damen der spanischen Aristokratie bis an sein Ende liebevoll unterstützte und mit einer Staatspension bedachte Poet war bei all seinem Ruhme, dem in Spanien nur der eines Cervantes gleichkam, dennoch nicht glücklich. Er fühlte sich nur wie ein dürres Blatt, das der Wind mit sich fortträgt, und verglich sich dem gebrechlichen Rahne, der ein Spiel der Wellen ist. Seine Recuerdos del Tiempo viejo erfüllen die Seele mit Trauer, und mit Schmerz lesen wir auch die letzten Zeilen, die er am 5. Januar dieses Jahres schon angefaßt der Ewigkeit seinem Freunde Luis Seco de Lucena schrieb:

„Der menschliche Ruhm und insbesondere die litterarische Berühmtheit sind die größte Strafe, die Gott dem Menschen geben kann, wenn er ihm zugleich nicht ebensoviel Eitelkeit wie Ruhm giebt. Mir ist der Ruhm zum Unglück meines Lebens geworden.“

In Madrid im fünften Stockwerk des Hauses der Calle de Santa Teresa, Numero 2 und 4, wohnte der Dichter mit seiner fast erblindeten Gattin. Und hier ist er auch gestorben. Eine Geschwulst am Kopfe machte es ihm unmöglich, in den letzten Monaten auszugehen, so daß er sich zu seinem großen Bedauern während des Centenario de Colón von allen Festakten fernhalten mußte.

Geboren am 17. Februar 1817 in Valladolid als ein treuer Sohn Castiliens, in dem jedes Dorf ein Kreuz besitzt und jeder Hügel eine Kapelle trägt, verdankte José Zorrilla seine Erziehung den Jesuiten, die ihn im Seminar der Adligen in Madrid unterrichteten und die ersten Verse des Dichters hörten, denen später ganz Spanien und Amerika lauschte. Mit Leib und Seele spanischer Romantiker wie seine nachmaligen Freunde Harzenbusch, Garcia Gutierrez, Espronceda, Escofura u. a., entfloß er dem elterlichen Hause und den Hörsälen der Jurisprudenz in Toledo, um auf einer Galeere nach Madrid zu fahren und ganz seinen Phantasieen zu leben. Hier stürzte er sich in den Kampf mit dem Elend und, fieberhaftester Thätigkeit sich hingebend, schrieb er in drei Jahren acht Bände Poesien. Unter seinen Dramen ragen außer Don Juan Tenorio El Zapatero y el Rey und Traidor inconfeso y mártir hervor. In Madrid trat er in die Redaktion des „Tribuno“, und als eines Tags alle Redakteure desselben nach den Philippinen transportiert werden sollten, gelang es ihm, aus einem Balkon auf die Straße zu springen und einen Zigeuner zu treffen, der ihm verpflichtet war und der ihm jetzt den Dank dadurch abtrug, daß er ihn als Zigeuner verkleidet mit seiner Bande fortziehen ließ.

1845 kam der Dichter nach Granada, das er dann mit goldener Leier besang. In Paris schloß er Freundschaft mit Alexandre Dumas père, Georges Sand, de Musset, Théophile Gautier u. a. Als Maximilian Kaiser von Mexiko war, wurde Zorrilla Direktor des mexikanischen Nationaltheaters und dem Gefangenen von Cuercétaro und seiner unglücklichen Witwe der Kaiserin Charlotte widmete er das Gedicht Miramar:

O du Schloß von Miramar,
Schloß, aus welchem immerdar
Schaut die Burgfrau nach dem Strande,
Ob nicht ihr Geliebter lande,
Der ihr Ein und Alles war.

Deine arme Herrin mahne,
Daß sie vom Balkone gehe,
Daß sie schließ' die Persiane,
Daß von heut' an sie im Bahne
Nie mehr nach dem Meere sehe.

Sag', daß nichts zu hoffen mehr
Als allein des Himmels Gnade;
Sag', den sie erharrt, daß er
Aus der Erde seine Wade
Und kein Schiff fand auf dem Meer;

Und wenn selbst kein Grab ihm werde
Ach von der entmenschten Herde,
Daß sie ihn nicht suchen geh',
Nicht lebendig auf der See
Und nicht tot unter der Erde.

Doch daß seine Ehr' blieb ganz:
Lieder dort in Kron' und Glanz
Wollt' er sein getödet gar,
Als einzulehen ohne Kranz,
Ohne Kron' in Miramar!

O du Schloß, du Schloß voll Leid,
Drin wie in des Kerkers Bann
Bahnsinn weint im Krongelschmied',
Schloß heiß' jetzt der Bitterkeit,
Schloß des Maximilian!

Die Rückkehr Jorrillas nach Spanien gestaltete sich zum herrlichsten Triumphzuge. Den Zaragozanern, die ihn geehrt, rief der Dichter zu:

O Jugend Kragons, ich finde heut'
Im Busen, den ich fühl' vor Sonne beben,
Für diese Ehre, die die Lieb' mir deut,
Zu klein das Herz und viel zu kurz das Leben!

* * *

Die Welt hört' ich den Schöpfer offenbaren,
Der Glaube gab mir ein die Poesien;
Ein Kind sang ich, verlassend meine Laren,
Froh meinen Glauben, der mir Kraft verliehen,
Ob von Paris zu Maurenaduaeren,
Ob ich vom Nordstrand modt' zum Südstrand ziehen:
Nur ein verlor'ner Vogel sing' ich, fahr' ich
Dahin, ich weiß nichts, bin nichts und nichts war ich!

Ein Pelikan bin ich, der ohne Nest
Und nur noch schlecht des Lebens Sturm erduldet,
Ein Phönix, der sich schon dem Tode schuldet
Und sterbend noch ein Lied erkönen läßt.

Aber die poetische Kraft des Dichters hatte nachgelassen. Sein Eid hat nicht die Frische seiner Jugendlieder. Das Unglück seines Lebens verfolgte ihn immer. Was dies gewesen, habe ich schon vor einem Vierteljahrhundert in dem Gedicht geschildert:

José Jorrilla sucht die Gebeine seines Valeró.

Meine Eltern ruhen sie:
In den Friedhof will ich treten,
Will an ihrem Grabe beten,
Ehe über's Meer ich zieh'.

Keinen Herd, nicht Hab und Gut
Ließen sterbend sie dem Sohn.
Ich will bau'n ein Pantheon
Ihnen als des Schlummers Hut.

Als der Tod sie mir genommen,
Hört' ich nicht ihr lezt Ahe.
O, wo ist ihr Grab? Ich seh'
Nichts. . . Wie ist mein Herz betommen!

Und ich frag' den Guardian,
Der schier alt ist achtzig Jahre.
Mir zu Berge steh'n die Haare:
Grabesmähre spricht der Mann:

„Umgegraben hat mein Spaten
So vielmal schon ihr Gehirn,
Daß in diesem Berg allein
Gott weiß, wa sie hingerraten.“ —

Brachst du ihre Gruft auf? — „Ich
That's, da's mich dein Vater hieß.“ —
Er? — „Du weißt's nicht?“ — „Nein, doch dies
Laß mich wissen. — „Hör!“ — „Sa sprich.“ —

Geist, der jeßa du in Frieden
Schlummerst in der Ewigkeit,
Schau' nie das tiefe Leid,
Das du meiner Brust beschieden!

Andere Gedanken sassen
Kann ich nicht, nicht anders stehen:
Nie laß Gott das Weh dich sehen,
Das du hier jurückgelassen!

In der Jugend seht' ich arg,
Fehlend that ich weße dir;
Aber du, du läßt jezt mir
Deinen Staub selbst nicht im Sarg.

Bitterkeit schuf solche Klust,
Vater, zwischen dir und mir,
Daß du mir vermachtest schier
Deinen Zorn noch in der Gruft!

Gutgethan ist, was gethan!
Vater, sprich' auch Gott zu Dir
Wie jezt ich: Was du an mir
Thatest, du thatst recht daran!

Ruhm und Geld gab mir das Glück,
Das mir über Bitten half:
Als ich dir bot Ruhm und Geld,
Wandtest du von mir den Blid.

Sa dein Haß die Dichtkunst traf,
Daß du selbst verwarfst den Stein,
Daß nicht drauf geschrieben sein
Wöcht' von mir ein Epitaph!

Mög' versucht die Dichtkunst sein,
Die mir diesen Staß versezt!
Wieht's ein Wesen noch, das schägt
Jeßa die Gedächte mein?

Wächt's noch eine Seele geben,
Welche mich beneiden wallt'
Um des Namens Hilttergold,
Als lebt' ich ein Ruhmedleben?

Al', die ihr nur sucht zu glänzen,
Eine Rache ich mir gönnte:
Wenn ich nur mal krönen könnte
Euch mit meinen Dornenkränzen!

D, daß nie ein Weh so groh
Wie jezt meines euch ergreife:
Zwischen Rauch und Dunst nur schweife
Ich ein Paria vaterlos!

Gutgethan ist, was gethan!
Vater, sprich' auch Gott zu dir
Wie jezt ich: Was du an mir
Thatest, du thatst recht daran!

Zorrilla, der berühmte und doch so tief unglückliche Poet, war mehr als ein Dichter, mehr als ein berühmter Name, er war die Verkörperung Spaniens, das ihn seinen Dichter ohnegleichen nennt und weinend und stolz zugleich ihn zur letzten Ruhestätte begleitet. Wer sollte ein Volk nicht lieben und hochschätzen, das so seinen Dichter ehrt?

Um die teure Leiche streiten sich Valladolid und Madrid, der Geist des verbliebenen Sängers aber bleibt allen!



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Die Komödie in der Komödie fährt fort, die hiesige Presse in einer Weise zu beschäftigen, daß vor lauter Erörterungen der Personenfrage selten die sachlichen Gesichtspunkte zu ihrem Rechte gelangen.

Zweifellos befindet sich das Kunstleben der bayerischen Hauptstadt wie auf dem Gebiete der bildenden, so jetzt auch der darstellenden Künste in einer heftigen Krise.

Ob gerade der Schauspielvirtuose Poffart künstlerisch und verwaltungstechnisch das Zeug dazu hat, als stellvertretender Leiter des gesamten k. Hoftheater- und Opernwesens die in den letzten Jahren immer schärfer heroorgetretenen Schäden im hiesigen Bühnenbetrieb zu beseitigen, muß abgewartet werden. Daß er sich vor vielen Jahren einmal nicht ohne Geschick als Schauspieldirector versuchte, beweist nichts für die heutigen Verhältnisse. Moralisch intakt und künstlerisch unantastbar ist er übrigens bekanntlich damals nicht aus seiner Direktorstellung geschieden.

Der kleine, am Königs Hofe jetzt so einflußreiche Kreis, der den Freiherrn v. Persfall beseitigen und Herrn Poffart endgültig an dessen Stelle bringen möchte, pocht auch nicht auf Herrn Poffarts sittliche und künstlerische Größe, sondern auf die Versprechungen, die er als vertrautester Freund des Hof-Finanzmanns Ritter v. Klug giebt, „die künstlerische Höhe des Theaterinstituts mit der finanziellen Lage ins Gleichgewicht zu bringen.“

Wenn es in der Kunstwirtschaft mit dem Sparen allein gethan wäre, so ließe sich wohl nichts dagegen sagen, Herrn Poffart als Vertreter eines neuen künstlerischen Sparsystems an die leitende Stelle im bayerischen Hof- und Nationaltheater gehoben zu sehen, gleichsam als die künstlerische Verkörperung des Willens des Hof-Finanzmanns und ehemaligen Hoftheaterkassierers v. Klug.

Alein was sich von der ernsthaften Kunstkritik in den letzten Jahren dem bayerischen Hof- und Nationaltheater vorwerfen ließ, war nicht dessen Luxus an unangemessener Prachtentfaltung und übermäßig kostspieligen Ausstattungsexperimenten, sondern vielmehr die Art und Weise, wie der Spielplan gestaltet, die Rollenbesetzung vollzogen und namentlich einigen zu überwiegendem Einflusse gelangten Mitgliedern zu Liebe, die ihre besondere Stärke in flacher französischer Salonkomödienpielerei suchten, der geistige und künstlerische Wert in Auswahl und Besetzung der Stücke systematisch herabgedrückt wurde.

Nicht nur daß im Schauspiel wie in der Oper hervorragende und verdienstvolle ältere Mitglieder wenig und schlecht beschäftigt oder ganz zum Ausscheiden veranlaßt wurden (wie Frau Emilie Herzog, jetzt in Berlin, oder Herr Bonn, jetzt in Wien), auch die neugewonnenen Kräfte ließen meist eine ungeschickte Hand oder ein unglückliches System der hiermit beauftragten Organe erkennen. Damit wurde auch das früher mit Recht berühmte Zusammenspiel der Münchener Bühnenaufführungen in eine bedenkliche Ungleichwertigkeit gebracht.

In der Oper wie im Schauspiel tauchten ganz talentschwache neue Mitglieder auf, die nach kurzer Frist wieder unruhiglich verschwanden, um Andern Platz zu machen.

Allerdings war diese Wechselmethode mit wertlosen Kräften vom finanziellen Standpunkt nicht weniger verwerflich, als vom künstlerischen.

Die auffallende Bevorzugung ausländischer Autoren von fragwürdiger Güte war gleichfalls zu einer Gepllogenheit geworden, welche einem deutschen Hof- und Nationaltheater sicherlich nicht zum Lobe gereichen konnte. Lassen wir hierfür einige Zahlen als unanfechtbare Zeugen sprechen. Nach Ausweis des Münchener Hoftheater-Almanachs (herausgegeben von dem Inspizienten H. Hagen) wurde im Jahre 1892 im Königlichen Residenztheater an 159 Abenden gespielt. Durchschnittlich der vierte Abend gehörte immer einem Franzosen. Von sämtlichen im Residenztheater gespielten in- und ausländischen Autoren erhielt Sardou (!) die höchste Zahl von Vorstellungen: 18! Eines seiner dümmsten und unwahrsten Nachwerke, wie eine vor 22 Jahren verfaßte plumpe Satire auf Gambetta, der „Rabagas“, wurde allein an 10 Abenden vorgeführt.

Wer in aller Welt konnte 1892 in einer deutschen Kunststadt ein Interesse daran haben, eine veraltete französische Komödie mit solcher Auszeichnung zu behandeln und damit den deutschen Autoren Lust und Licht zu nehmen? Natürlich nur diejenigen Mitspieler, die in dem Stücke für sich bequeme Effektrollen fanden und kraft ihres persönlichen Einflusses auf die Theaterleitung dessen Annahme durchsetzten. So wurde aus persönlichen Mitspieler- und Regisseur-Interessen vielfach an dem Blühen und Gedeihen eines ersten deutschen Hoftheaters und der deutschen Bühnendichtung gesündigt — und die mit Geschäften überlastete Oberleitung schien nichts davon zu merken.

Es ist zweifellos, daß eine entiafete Generalintendanz in allen diesen Punkten schärfer zusehen und strammer eingreifen könnte. Denn an gutem Willen hat es auch dem Herrn. v. Perfall vermutlich niemals gefehlt, sondern nur an Kraft und Zeit, seinen Mitarbeitern in den untergeordneten Organen beharrlich und rücksichtslos auf die Finger zu sehen. Ob nun Herr Bossart über die Fähigkeiten verfügt, diese Aufgabe in ihrem vollen Umfange zu erfüllen, wird sich bei der ihm übertragenen halbjährigen Verweisung der Generalintendanz erweisen müssen. Dies allein interessiert die Kunstfreunde in erster Linie, nicht seine Kunststücke und seine Findigkeit als theatralischer Spormeister und Finanzgenie.

* * *

Das lyrische Drama „Die Trojaner in Karthago“, Dichtung und Musik von Hektor Berlioz, zum ersten Mal vor Jahrzehnten in Paris, dann vor einigen Jahren in Karlsruhe gegeben, hat am 29. Januar auch an der hiesigen Hofoper seine Erstaufführung erlebt mit einem starken Erfolge für die zwei Hauptdarsteller (Fräulein Fernina als Dido, Herr Bogi als Aeneas) und mit einem mäßigen Erfolge für das Werk selbst.

Dasſelbe hat leider den Fehler, daß der magere, reizlose Stoff (das bekannnte kurze Liebesabenteuer Didos mit dem flüchtigen trojanischen Heldenpapa) jeder dramatischen Spannung entbehrt, um für fünf ziemlich lange Akte zu fesseln.

Die durchaus interessante Musik enthält im Einzelnen, namentlich im 2., 4. und 5. Akt sehr viel melodisch Gefälliges, Liebenswürdigen und durch eine sehr klangschöne, vornehme Orchestrierung Ausgezeichnetes, dafür fehlt es ihr durchaus an dramatischer Größe und Wucht.

* * *

Im K. Residenztheater wurden am 2. Februar drei Einakter von Münchener Dichtern zum ersten Male aufgeführt.

Nr. 1: „Die Frauen Salonas“, Trauerspiel von Hermann Lingg. Diolettian, vormals römischer Kaiser, lebt in seiner Heimat Salonas, still und zurückgezogen, das beschauliche Dasein eines Weisen. Sein Nachfolger auf dem römischen Thron fordert seinen Tod durch Selbstmord. Der Todesbote wird von Frauen Salonas, die gerade ein patriotisches Gedendfest begehen, ermordet. Hierauf entleibt sich auch der alte Diolettian.

Nr. 2: „Zwischen Lipp' und Bechersrand“, Trauerspiel von Paul Heyse. Eine halbe Stunde vor Antritt der Hochzeitsreise erfährt die junge Frau, daß ihr Gatte, Regierungsassessor Berg, vor zwölf Jahren Ehebruch mit ihrer eigenen Mutter begangen, mit ihrem Vater sich duellirt hat usw. — und vergiftet sich.

Nr. 3: „Das Portrait der Pompadour“, Lustspiel von Gottfried Böhm. Eine Maleranedote vom Hofe Louis XV. in gereimten Versen.

Nr. 1 ist streng nach der akademischen Schablone gearbeitet, voll Prunk und Pracht der Rhetorik und tiefend von weisheitsvollen Sentenzen. Nr. 2 französisirt mit grellen Übertreibungseffekten, ist aber nur eine Kette von Unwahrscheinlichkeiten. Nr. 3 kommt über die Dürftigkeit des Stoffes nur durch eine überaus reiche und elegante Plauderkunst hinweg.

Alle drei Nummern wurden sehr gut gespielt und vom Publikum mit verschwenderischem Beifall ausgezeichnet.

* * *

Während der wegen angeblichen Gesundheitsmangels unfreiwillig beurlaubte Generalintendant Freiherr von Persall frisch und frühlich spazieren geht oder mit vergnügtem Schmunzeln künstlerische und litterarische und selbst Hof-Välle besucht, und sein Nachfolger, der „Verweser“ der Generalintendantur, Herr Possart, in Düsseldorf seinen Gastspielverpflichtungen nachkommt, erfreut der reisende Bühnenvirtuose Friedrich Hase das Publikum des Münchener Hof- und Nationaltheaters mit den nämlichen Kunststücken, die er bereits im vorigen Jahre im Gärtnerplatztheater zum Besten gab.

Bel allem Beifall, den der berühmte Gast der Münchener auch diesmal in dem vornehmeren Hause gefunden, hat sich's aber an seinem letzten Einakterabend („Eine Bekehrung“ von Charles de Couren, „Eine Partie Piquet“ von Journier und „Wiener in Paris“ von Holtei) doch ereignet, daß einem Teil des Publikums diese Art von Kunstspiege zu dumm wurde und kräftiges Pischen auf den Stehplätzen der akademischen Jugend den Schlußbeifall wacker unterbrach.

Viel genießbarer war Hase für unseren deutschen Geschmack als Königs lieutenant in dem stark verblühenen gleichnamigen Stück von Gupfrow.

Wie leicht that man sich doch zu den Zeiten Gupfrows und Laubes mit dem historischen Charakterstück, wie billig richtete sich eine solche Literaturkomödie zu! Dieser Gupfrow'sche „Königs lieutenant“ wie die Laube'schen „Karlsschüler“ sind doch von einer rührenden Flachheit.

Keiner unserer Modernen würde sich eine so bequeme Arbeit gestatten, wie unsere Vorfahren vor vierzig Jahren. Die Theaterdichtung hat seitdem ganz riesige Fortschritte gemacht, viel riesigere, als die Schauspielkunst. Der alte Virtuose Hase übertrug an Geist und Eleganz denn doch um Haupteslänge die modernen Schauspieler, die uns ein ähnliches Repertoire vormimen. Als Marinelli hingegen (in „Emilia Galotti“) ist er gegen Possart, den wir kurz zuvor in dieser Rolle sahen, merklich abgefallen,

nicht aus Ungulänglichkeit seiner schauspielerischen Mittel — hierin nimmt's Hase noch mit jedem Konkurrenten auf — sondern aus allerlei kleinen Irrtümern in der Auffassung des Charakters.

* * *

Im Gärtnerplatz-Theater wurde am 18. Februar Gerhart Hauptmann's Tragi-komödie „Kollege Crampton“ mit Herrn Ritterwurzer in der Titelrolle zum ersten Male gespielt.

Es war zu erwarten, daß Ritterwurzer eine höchst persönliche Schöpfung bieten würde, die in manchen nicht unwesentlichen Punkten von der Darstellung dieser Rolle durch die Herren Engels in Berlin und Sonnenthal in Wien abweichen mußte. Immerhin war man erstaunt, daß sich Herr Ritterwurzer auch am Texte des Dichters vergriff und namentlich am Schlusse Fußfäße beliedte, die den Charakter des Helben, wenn auch nur leise, veränderten. Abgesehen davon war Ritterwurzer's Leistung überaus fesselnd. Seine Mitspieler waren durchweg sehr tüchtig, namentlich Fräui. Birth als Gertrud.

Die Haltung des Publikums dem Hauptmann'schen Stück gegenüber ließ nichts zu wünschen übrig. Es hat die Probe auf die Stärke seiner Nerven und die Stärke seiner Hochachtung vor der modernen Kunst mit Auszeichnung bestanden.

Der Leitung des Gärtnerplatztheaters gebührt großes Lob, daß sie Gerhart Hauptmann in München eine so glänzende Einführung bereitet hat.

Nicht minderes Lob für die Aufführung des naturalistischen Sensationsstückes „Der Totschläger“ nach dem bekannten Zola'schen Roman. Wiederum Erweis von der glücklichen Wendung im Geschmack des Publikums. Vor zehn Jahren wäre dieses Stück in München unmöglich gewesen. Heute wurde es mit Beifall überschüttet, der allerdings zum größten Teil der geradezu wunderbar künstlerisch vollendeten Ausführung und Inszenierung galt.

Ritterwurzer als Coupeau zeigte seine Kunst in ihrem vollen Glanze. Im Idyllischen (die liebliche Szene mit Weib und Kind in der Mittagspause auf dem Bauplätze!) wie im Schreckhaft Tragischen (Säuerwahnssinn und Sterbeszene!) entfaltete er eine Größe des schauspielerischen Könnens, die ihn in die erste Reihe der Meister aller Zeiten stellt. Und, was nicht weniger erstaunlich, seine Mitspieler konnten sich mit Ehren neben ihm sehen lassen und halfen ein Ensemble schaffen, das dem Gärtnerplatztheater zu hoher Ehre gereicht. Mit Auszeichnung muß vor allen Fräulein Paula Birth als Gertrude genannt werden. Die junge Dame entwickelte sich in der glücklichsten Weise. Sie wird einmal eine Herde unseres modernen realistischen Theaters werden.

* * *

Im 1. Residenztheater hat „Meister Balzer“ von Ernst v. Wildenbruch bei seiner Erstaufführung kein besseres Schicksal erfahren, als vor Monaten in Berlin, trotzdem die Leitung ihre besten Kräfte aufgeboden und die Regie nichts zum Gelingen des Werkes versäumt hatte. Herr Schneider als Balzer, Frau Dahn-Hausmann als sein Weib und Frau Conrad-Ramlo als Fadrikmädchen Rätze schufen unübertreffliche Charakterfiguren, die übrigen Mitwirkenden schlossen sich diesen großen Künstlern würdig an. Aber sie vermochten das Wildenbruch'sche Werk nicht zu retten. Die ersten beiden Akte hielten sich ganz gut, mit dem dritten war der Untergang eingeleitet, mit dem vierten vollendet. Schade! Schade darum, weil in diesem Drama wahrhaftig einige Ansätze zu sozialer Lebenszeichnung sind, die künstlerisch uns den größten Respekt ab-

nötigen. Aber diese Ansätze bleiben eben Ansätze, und schließlich verfinstert alles in berlinerbauer Pseudodichterei, die nicht realistisch und nicht romantisch ist — kurz, es ist ein Jammer, daß einem Willenbruch ordentlich leid thut.

* * *

Die akademisch-dramatische Vereinigung bereitet für die allernächste Zeit eine Auf-
führung der „Gespensker“ von Ibsen auf der Vereinsbühne im Orpheum vor. Da-
gegen scheint der von der k. Hofbühne längst zur Aufführung angenommene „Bau-
meister Solnek“ auf die lange Bank geschoben, wenn nicht ganz abgesetzt zu sein.
Was man dem „Meister Balzer“ gethan, sollte man doch auch einem „Baumeister
Solnek“ nicht vorenthalten.

* * *

Die musikalische Akademie hat in ihrem 5. und 6. Winterkonzert sehr wert-
volle Werke würdig zur Aufführung gebracht, darunter zum erstenmal eine Symphonie
von Anton Bruckner (D-moll, Richard Wagner gewidmet). Der Wiener Meister hat
sich bekanntlich hohe Ziele gesteckt. Aber er sucht sie mehr, angereizt durch außer-
ordentliche Vorbilder, kraft seines Willens und einer gewandten Technik, als durch
eigengestaltende Innerlichkeit einer frei überströmenden Phantasie zu erreichen. Daher
das Gewalttame und Abgriffene, das erzwungene Anlaufnehmen und immer wieder
Anlaufnehmen in seinen großen Sätzen. Er unterbricht seine schönsten Melodien durch
allerlei orchestrales Lärmwerk, statt sie ruhig-natürlich auszuwachsen zu lassen. Die Be-
stimmtheit organischen Gestaltens scheint ihm versagt. Seine Wucht verirrt sich zum
blinden Dreinsfahren, zu einem martervollen Ungeflüm, das vergeblich nach einem
tieferen Sinn für den ungeheuren Aufwand an Lautmaterial sucht.

* * *

Unendlich viel Schönes hat uns der Kunstverein in den letzten Wintermonaten
gebracht.

Alte und neue Meister wetteiferten, und ihr Bestes zu zeigen. Grünher (Kloster-
legebahn, Fächer) Gabriel Max (In memoriam für Hamburg, Verkündigung Maria)
Hans Thoma und Gustav Schindler der (beide mit reichen Kollektionen) zogen vor
unsern Bänden vorüber mit Werken, wie sie einer reifen, in sich gefestigten Meisterschaft
entspringen. Immer neue Überraschungen, auch in der Technik, weiß in scharf uner-
schöpflicher Fülle Hans Thoma uns vorzuzaubern. Auch die Jungen blicken mit Stolz
und Freude auf diesen großen Maler-Poeten.

Die Jungen! Sie haben sich, zum Schrecken der Gebundenen in dem Herrn, wieder
in genial zuangoloser Weise mit den tollsten Farben- und Gedankenlaunen vorgestellt.
So namentlich E. M. Strahmann in einer großen Sammlung von Karikaturen und
symbolischen Kapricios, die ein ungewöhnliches Interesse erregten. Einige dieser
Kapricios, z. B. „Der Sieger“, „Der Tyrann“, „Vor der Taufe“, „Die Kritik“ sind
scarpierende Phantasiestücke eines tief sinnigen Denkers, dem die Kunst mehr ist als ein
Amüsament für anspruchslose Gemüter. Strahmann zeigt nicht nur etwas, was
den strengsten Geschmack befriedigt, er sagt auch etwas, das einem lange im Kopfe
nachgeht. Er ist ein rücksichtsloser Satyrer, ein feinempfindender Fabulist, ein poesie-
erfüllter Träumer. Und seine Hand gehorcht mit verwogener Trefflichkeit seiner
Phantasie.

Und Theodor Thomas Heine! Die Philister über dir, Simson! Oder noch besser, gleich ins Irrenhaus mit ihm. Seine „Exekution“ mit dem unabsehbaren, von schwarzen Schwänen wimmelndem See war ein rechtes Festen für die armen alten Kunstheiligen. — Aber ein fabelhafter Kömmer ist er doch, und in allen Sätteln der Technik gerecht. Eine Individualität von einer enormen Beweglichkeit und Verwandlungsfähigkeit.

Der wissen will, wie reich gerade unsere Jungen an typischen Sonderlingen von herzerstreichender Künstlerkraft sind, der muß sich solche Ausstellungen ansehen.



Kritik.

Romane und Novellen.

„Der lebendige Heiland“ wird sich eine Reihe evangelischer Erzählungen betiteln, von denen das erste Heft unter dem Sondertitel „Vergfeuer“ soeben bei Dr. E. Albert & Cie. in München erschienen ist. Der Verfasser Dr. Conrad versucht das Missieu des Nazareners mit den Mitteln moderner Erzählungskunst darzustellen und die ersten Entwicklungskämpfe Jesu mit sich selbst und seiner Umgebung dem Leser menschlich nahe zu bringen, mit voller Ausnutzung der dichterischen Freiheit der theologischen Archäologie gegenüber. Soweit werden auch Durchschnittsleser das Buch annähernd verstehen. Die anderen Leser aber, die mit Dichtern umzugehen veranlagt und ausgebildet sind, werden im „Vergfeuer“ noch sehr viel anderes entdecken. Schon in den äußeren Linien: Das Vergfeuer lodert am Abend, nicht das Morgen-, das Abendrot giebt seine Glaubens- und Hoffnungsgluten über die Welt — dann kommt die Nacht, und Judas Ischariot eilt an sein Werk. Und so weiter. Diese kurze Anzeige soll kein Kommentar der symbolischen Dichtung sein. Das demnächst erscheinende zweite Heft führt den Sondertitel „Der Übermensch“, das dritte Heft „Der Gott“.

—*—
Ernst Wechsler, Heimatzauber und andere Novellen. (Leipzig, B.

Friedrich.) — Nachdem man sich durch so und so viel Bände Novellen und Skizzen, die auf vier Seiten die schwierigsten sozialen und psychologischen Probleme zu lösen versuchen, mühsam hindurchgearbeitet hat, ist es ein wirklicher Genuß, einmal wieder auf ein Buch zu stoßen, das man ruhig und ohne die obligate Nervenauflagerung lesen kann. Wechsler bietet hier eine Reihe von Geschichten, mitten aus dem Leben herausgegriffen, Schilderungen von Begebenheiten, denen man glaubt, daß sie sich wirklich so zugetragen haben, wie sie der Autor wiedergibt, einfach und schlicht, ohne romantische Übertreibung und ohne gesuchten, gekünstelten Realismus. Der Hauptreiz des Buches besteht in der dichten Abwechslung. Wenn sie nicht in einem Bände vereinigt wären und unter gemeinsamer Flagge segelten, würde man gar nicht glauben, daß all diese Novellen von einem Verfasser herrühren. Hier ein Stück modernen Lebens in seiner ganzen Tragik, wie die kleine Skizze „Seine Braut“, dort ein pikant-humoristisches Hörtörchen, wie die „Geschichte einer verfehlten Ritterlichkeit“, dann wieder jener Leberecht-Hühnchen-Humor, wie in der ganz reizend geschriebenen Erzählung „Emils erstes Liebesabenteuer“ und dazwischen zur Abwechslung eine Geschichte aus der guten alten Zeit „Die singende Glocke“, in freu kopiertem Chronikstil. Bei der Verschiedenartig-

keit der Geschmacksrichtung des lesenden Publikums ist es ein Kunststück, ein Buch zu schreiben, das allgemein befriedigt. Wechsler hat dieses Kunststück fertig gebracht. Manchem mag diese, manchem jene Geschichte besser gefallen, aber unterhaltend sind sie alle, unterhaltend im besseren Sinne des Wortes. Denn über den gewöhnlichen Begriff der Unterhaltungsliteratur gehen die Wechsler'schen Novellen weit hinaus. Alles in allem: ein ganz prächtiges Buch! Paul Kaché.

Bereits einmal habe ich in diesen Blättern (Augustheft 1892) auf Rudolf Heinrich Greinz als talentvollen Schilderer des tirolischen Volkes aufmerksam gemacht. Sein neuestes Werk, die tiroler Bauerngeschichte „Veni“ (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer) zeigt sein Können in günstigstem Lichte. Die mannigfachen Charakterzüge des Tirolers werden uns in treu gezeichneten Gestalten vorgeführt; so der Hochmildeufel des Großbauern, der Aberglaube, die Habsucht und auch der köstliche ursprüngliche Humor, der sich mit einem Leisen, wenn auch wehmütigen Lächeln über die schwierigsten Situationen hin ausstülzt. Greinz ist diesmal keinem Schatten aus dem Wege gegangen, alles ist schlicht und wahr erzählt. Ein paar Ungereimtheiten hätten allerdings wegblassen können. Wenn z. B. die Scene in der Friedhofstapelle an das Kammerfenster verlegt worden wäre, so hätte diese selbst, sowie das Folgende nur an Realität gewinnen können. Doch das sind Einzelheiten, Kleinigkeiten, und ich will doch vom Totalindruck sprechen. Der ist ein sehr guter. Jetzt, da einer der besten Volkskünstler, Kofegger, seine Landleute mehr und mehr vergiftet und philosophisch wird, thut ein junger Nachwuchs auf diesem Gebiete schon not. Ich glaube nicht zu viel gesagt zu haben, wenn ich die Meinung ausspreche, daß auf Greinz und Arthur Kleitner, dessen „Eckalmer“ mir unvergesslich sind, unsere Hoffnung für die Zukunft ruht.

Karl Wienstein.

Dr. Boisgilbert (Ignatius Donnelly). Caesars Säule. Ein Roman aus dem 20. Jahrhundert. Deutsch von B. Katscher. (Zerb. v. Kleinmayr, Klagenfurt.)

Eine Utopie natürlich! Während aber Bekanntheit von einem Zustand besser sozialer Ordnung träumt, malt Boisgilbert die Zukunft mit blutigen Farben auf trostlos grauem Grund. In der Vorrede — die, nebstbei gesagt, das Beste an dem ganzen Buche ist — giebt der Verfasser den Zweck seines Romans an. Er soll ein Rufer in der Wüste, eine Warnung für die habgierigen Plutokraten sein, er soll zeigen, wohin die gegenwärtigen sozialen Verhältnisse möglicherweise führen können, wenn nicht zur rechten Zeit Abhilfe geschaffen wird, wenn nicht bald die ungeheure Kluft, welche zwischen Arm und Reich gähnt, überbrückt wird durch eine allumfassende Menschenliebe.

Die Tendenz ist also garnicht schlecht und der Stoff könnte in einem echten Dichter gewiß auch Leben von dämonischer Gewalt gewinnen. Das Unvermögen Boisgilberts aber mußte den ganzen Apparat der alten Ritterschaudergeschichten in Thätigkeit setzen, um einen Roman zu schaffen, der modern sein soll. Ich sage ausdrücklich „sein soll“, denn trotz aller Telephone, lenkbaren Luftschiffe, magnetischen Lichter, und, weiß Gott! was noch anderen modernen Dingen, gehört diese Geschichte doch zu den Nachwerken ältesten Kalibers (Grausliches Verlag, Urfahr b. Linz): Versuchsversuche, Seelenverkauf, Flucht, Gift, vergifteter Dolch, und zum Schluß die Massenermordung einer Viertelmillion von Anhängern der Plutokraten durch die über die ganze Welt verbreitete „Brüderschaft der Vernichtung“. Hieraus werden die Leichen übereinander gestapelt, mit Cement übergoßen und der babylonische Turm der Zukunft, „Caesars Säule“, benannt nach dem Führer der Brüderschaft, ist fertig, als ein himmelauftragendes Denkmal der Vernichtung der Kultur. Ganz zum Schluß bringen sich die Mitglieder

der Bruderschaft selber um, und nur von einigen Überlebenden wird eine neue Weltära begonnen, die mit dem Leben à la Steinzeit anfängt. Das Ganze spielt in Amerika: es wird uns aber angedeutet, daß es im alten Europa und auf der ganzen übrigen Erde nicht anders zugeht.

Von psychologischer Charakterzeichnung keine Idee; die Personen sind fast alle herrliche Ideale von Bestialität. Nur ein paar sind von so himmelblauem Idealismus, so echte Tugendbolde aus der Fabrik Marlitt & Co., daß sie mit Recht den grauenhaften Sühnetag überleben und die ganze Kultur auf einem Lustballon in das afrikanische Paradies Uganda retten, wo sie einen Musterstaat gründen.

Der Roman ist in der funkelnelneuen Form von Briefen abgefaßt, die Gabriel Weltstein seinem Bruder nach Uganda schreibt. Zu verwundern ist nur, daß dieser Herr Gabriel, der zugleich eine Hauptperson des Romans ist, bei der Unsumme von Erlebnissen und Geschehnissen, die ihm der Aufenthalt in der Millionenstadt New-York bringt, noch Zeit findet, so kasterlange Briefe zu schreiben. Doch wie einer mit einer Kugel im Genick noch lange spricht, so ist bei Herrn Boisgildert auch dies möglich.

Wir bleibt nichts mehr zu sagen übrig. Die paar Weizenkörner aus diesem riesigen Spreuhausen hervorzuheben, wird sich niemand bemühen. Wenn nicht das ganze Buch als Werk stumpfsinnigster Spekulation aufgefaßt werden muß, so muß doch gesagt werden, daß das Mittelbild mit den Unterdrückten nicht berechtigt oder verlangt, derartigen Schund zu schreiben.

Wie ganz anders stellt sich ein zweites Buch dar, das denselben Stoff behandelt: *Mono tokel!* von Arnold v. d. Passer. Dieses Buch ist als 6. Nummer der im Dezemberheft des abgelaufenen Jahrgangs der Gesellschaft angekündigten „Kleinen Studien“ (Verlag von Bodo Baumeister, Erfurt u. Leipzig) erschienen. Es ist eigentlich eine geharnischte Epistel an Herrn

Eugen Richter, den Sozialistenfresser par excellence, und — ich citiere den Verfasser — es hat seinen Zweck erfüllt, wenn es nur ein paar Wegner der Sozialdemokratie zum Nachdenken bringt.

Möge mir gestattet sein, den Inhalt kurz anzuführen: In Thomadville, der Metropole des Freilandstaates, wird im Jahre 2398 das fünfshundertjährige Jubiläum der Gründung dieses ausgezeichneten Gemeinwesens gefeiert und eine Flotte bricht auf, um Europa, mit dem man allen Verkehr abgedrochen hatte, zu zeigen, was aus dem einst verlassenen Unternehmen geworden sei. Der Versuch richtet sich hauptsächlich gegen Deutschland. In Hamburg landet die Flotte. Statt der reichen Handelsstadt findet sie aber einen wilden Ruinenkomplex von vertierten Menschen bewohnt. Eine Expedition durchzieht nun Deutschland von Norden nach Süden und findet das einst so blühende Land in eine einzige Wüste verwandelt. In Südbayern wird durch den Marsch in unwegsamen Urwäldern und stete Angriffe der vertierten Menschen die Expedition zerstreut und Wille, ein Offizier, wird an den Kümmerssee verschlagen, wo er bei einem Pfahldauer, dessen Tochterlein er später als Frau nach Freiland führt, Unterkunft findet. Dieser hat ein von einem Ahnen geschriebenes Buch, in dem der Untergang Deutschlands geschildert ist. — Damit ist der Verfasser bei seinem eigentlichen Thema angelangt, das nun den übrigen Teil des Buches füllt. Ich enthalte mich hierüber näherer Mitteilungen, denn kurz läßt sich der Inhalt der nächsten Kapitel nicht anführen und eine weitere Ausarbeitung wäre ein schlechter Dienst, den man dem ohnehin nicht umfangreichen Buch erwiese. Ich sage nur, daß es eindringlich und überzeugend geschrieben ist und nicht nur einen echten Freund des Volkes und somit des Vaterlandes verrät, sondern auch einen Dichter bekundet. Letzteres beweisen manche Stellen: so z. B. die düstere Schilderung der Ruinenstadt Hamburg und die ergreifende Scene, wo

die Tiermenschen von Weimar vor dem zu einem Fetisch herabgesunkenen Goethe-Schiller-Monument knien. — „Meno tokel!“ ist eines der interessantesten Bücher, die ich seit langer Zeit gelesen habe. Möge sein geringer Preis, 70 Pfg., dazu beitragen, daß es eine weite, weite Verbreitung findet.

Karl Vienenstein.

Lyrik.

E. Hirnndo, Chiemsee-Lieder. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. — Der Dichter arbeitet in Schaffels Manier. Episches und Lyrisches geht durcheinander; bald sprudelnd rhapsodisch, bald feuilletonistisch fabulierend reißt sich Vers an Vers mit anmutiger Gewandtheit. Aber doch nicht stark genug in bildkräftiger Anschaulichkeit, als daß nicht in dieser romantischen Wandeldecoration von Römern und Hunnen, Pfaffen, Nonnen und Landknechtsleuten einem modernen Leser der Verdacht aufsteige, der Dichter sei doch kein ganzer Kerl, wüß' er sonst, dem Gegenwartsleben sich entfremdend, in seiner Schaffelschen Nachdichterei mit der Vergangenheit sich mühen? Archäologische Kenntnis ist da, Phantasie und poetisches Geschick — aber mit alledem kommt der Mann doch nicht über das portische Kunstgewerbe zur freien, großen Kunst der Dichtung. C.

Maurice Reinhold von Stern, Ausgewählte Gedichte. Dresden und Leipzig, C. Neumanns Verlag. — Vorliegendes Buch ist das vollendetste dichterische Produkt unseres absterbenden Jahrhunderts und sein Autor einer der bedeutendsten zeitgenössischen Dichter (will heißen: lyrischen Dichter) — in diesen einen Satz könnte ich mein Reserat zusammenfassen, wofern ich nicht fürchtete, dem Werke damit eher zu schaden, als zu nützen. Laut diversen kritischen Stimmen ist ja jede 2. Gedichtsammlung, ob auch in Wirklichkeit zum Einstampfen viel zu schlecht, „vollendet“ und — last not least — empfehlenswert, und deren Ergenger, wie natürlich: ein

„Sänger von Gottes Gnaden“ oder — noch gefühlvoller — ein „echter Sohn Apolls“, dem seine Kollegen kaum an die Knöchel hinanreichen; insulgedessen würde der gegen die Kritik mißtraulich gewordene Leser auch über mein Gesamturteil die Pfählen zuden und sagen: Glaub's sehr gern — kenne die Pappenheimer. Freilich wird es einem schwer über solch ein Prachtbuch zu schreiben; die Schönheiten desselben dem Publikum recht vor's Auge zu rücken — dazu müßte man wohl Sterns großes Talent besitzen, mit dem üblichen Kritik-Beißbrauch ist hier blutwenig gethan, ebenso wenig mit etwaigen Proben, außer man würde den ca. 300 Seiten umfassenden Band total auschreiben, was wieder nicht gut angeht — — kurz: das muß jeder selber lesen, selber fühlen . . . die Kritik kann höchstens ein paar Fingerzeige geben. . . .

Sterns Poesie ist vom Scheitel bis zur Sohle ursprünglich, immediat. In der gegenwärtigen, oder exakter: in der gesamten deutschen Literatur giebt es kaum einen Lyriker, der ihm auch nur von ferne ähnelte: Selbst Julius Hart, der Sängler von „Sanskara“ und „homo sum“, welcher — hauptsächlich im ditheambischen Cyklus „Rosenzeit“ — Stern in der poetischen Durchdringung des Stoffes am nächsten kommt, kann auf vollständige Parität keinen Anspruch machen, da seinen Dichtungen das unjagbare Nir, die Plastik der Landschaftlich-psychischen Stimmungsmaterie, oder, um mich einer treffenderen Bezeichnung (von W. Ludwigs) zu bedienen: die „zitternde Poesie“ im ganzen und großen doch mangelt. Man lese Sterns „Traumfahrt“ (S. 9) und man wird mir recht geben.

„In Palmabartische dulden müß die Rosen,
Ein toller Müß, ein märchenhafter Klang!
Und leise kält, ein Kiesel und ein Rosen,
Der Wundstein ant die Turme vom Bojanz.“

Hat man in diesen herrlichen vier Versen nicht ein vollständiges Bild, eine konkrete Vorstellung von der gepriesenen „Wunderstadt am goldnen Horn“? oder (S. 188, „Morgen in Konstantinopel“):

„Die feinen Sonnenstrahlen flütern
Sankt über hohle Dächer her;
Es geht ein leises Moranblättern
Wie Traumwind durch das Häusermeer.“

Ist das nicht poetisch, nicht plastisch? Reicht das nicht „freie souveräne Kraft“, wirkliche Dicht-Kunst? — „dunstgetränkt und rosenüberhäutet“ nennt Stern einmal die Welt des Dichters, mit noch größerem Rechte kann man seine Poesie so bezeichnen. Auch die prachtvolle Wendung: „wie wenn Gold in Luft zerrinnt“, mittelst deren er das Zerfließen der Morgenröte charakterisiert, paßt auf seine Verse vorzüglich. Wahrhaftig Orgien in der Naturschönheit! Herr von Sosnowski, der trockenste aller trockenen Poesiephilister, wird da immenses Material zum Tabak haben. Gratuliere! Insbesondere mache ich ihn auf die wundervollen Verse („Andacht am Meer“, S. 54) aufmerksam:

„Ein im Schlaf verfunken Löwe
Sonnensüßend träumt die Welt.“

und („Schattenbild“):

„Durch taubeperrte Rosen taucht die Nacht“.

— Ich würde nicht müde, stundenlang fort zu zitieren, wenn mir Raum zu Gebote stünde, zumal ich noch aus keinem Buche so viel Genuß, so viel Erhebung geschöpft habe, als aus dem vorliegenden, und es uns heutzutage an genialen, wahren Dichtern allenthalben not thut. In Hinsicht auf das Stoffliche wandelt Stern fast ausnahmslos die alten Bahnen, seine Poesie läßt sich kumulativ als Mondscheinpoesie und deskriptive Naturmalerei definieren, indes würde man ihm großes Unrecht zufügen, wenn man ihn mit dem Heerhaufen unserer vergangenen und gegenwärtigen Mondbedichter zusammenwürfe. Diesen ist es lediglich Zweck, Stern aber lediglich Mittel zum Zweck, er verhält sich demnach zu dieser Klasse, wie etwa Wagner zu einem Meyerman. —

Daß ein Dichter, wie Stern, der Sänger der hinreißenden „Proletarierlieder“, in landschaftlich-psychischer Lyrik nicht gänzlich aufgeht, ist selbstverständlich. Dazu hat er unserer Zeit viel zu tief in das sieberische

Kuge geblickt, dazu besitzt er ein zu großes Herz, ein zu edles Empfinden. Beispiel S. 56, „Neuland“:

„Von Ebnal herab ins Land
Steigt auf basaltinen Stufen,
Die neuen Tafeln in der Hand
Der Metter, den wir rufen.
Er bringt uns Liebe, Glück und Brot,
Und sprengt des Himmels Forten;
Die Tafeln glühen im Morgenrot
In goldenen Gottesworten.“

Weiters der Hymnus „Pflingten“, die ergreifende „Vision im Felde“, das jauchzende Auferstehungslied „Der Zukunft Tag“ oder endlich das die 4 Hauptfraktionen der Gegenwart ausgezeichnet charakterisierende „die apokalyptischen Reiter“ u. a. Wahrhaftig, der Dichter ist „ein Herold seiner Zeit“ und sein „Lieben und sein Hassen ist nur Barmherzigkeit.“ Die subjektive Lyrik, d. h. jene Lyrik, welche sich mit dem Verhältnis des Dichters zu seiner Außenwelt beschäftigt, ist ebenfalls mit wertvollen Beiträgen vertreten.

Besonders ist es das schwertscharfe, stolzbescheidene Gedicht „Mein Stolz“ mit der großzügigen Schlusftrophe (S. 220):

„Der goldne Lorbeer schmückt gemeine Stirnen
Und tief im Stund schüchzt die Poesie;
Im Wettbewerb mit anschliefenden Pirnen
Süßl um den Lohn die goldne Koterie.
Die Feder knirscht, es klumpern die Moneten
Und, besorriert, verkauft sich das Gedicht —
Ihr Herrn der Mode, schändliche Poeten,
Ich sag' es stolz, nein, ich beneid' euch nicht!“

Tann „Reichtum“, „Lorbeerbaum und Bettelstab“, „Frühritt um die Freiheit“, „Subjektive Wahrheit“, „Tugend und Sünde“ u. a. Den Noblesse-Oblige-Mögen ruft der Dichter ein treffliches Wort zu:

„Noblesse oblige, der Abel verpflichtet,
Das klankend-stotze Wort gefäll mir nicht —
Rein, umgekehrt! Es adelt uns die Pflicht!“

Wie hoch er diese Pflicht anschlügt, zeigt der Achtzeiler „Standeserhöhung“:

„Der Rittersgans ist nun entschunden
Und es verankt des Namens Schein —
Der Stolz entwach, es naht der Friede
Und froh, daß ich ein Bürger bin,
Leg' ich mein Wappen, abetmüde,
In all dem andern Wunder hin.“

Brav und edel gesprochen, wie ein echter Edelmann! — Etern ist aber noch mehr als Bürger und Edelmann, er ist ein tüchtiger Radikaler. Beweis S. 293 „Radikalatur“:

„Mittel giebt's auf Erden
Gegen jede Pein,
Lazt uns besser werden,
Oleich wird's besser sein!“

Ist das nicht ein schöner Radikalismus, wie er uns not thut? Was will dagegen das ganze Töhuwabohu der sog. Radikalen bedeuten? — — Obwohl ich noch lange nicht zu Ende bin, muß ich hier — einzig und allein des Raumes wegen — schließen. Mein Gesamturteil habe ich Eingang's zusammengesagt. Einzelne Inzurrechtigkeiten, wie z. B. Platen, Anhäufung von gleichklingenden Umlauten, was mir insolge meiner jahrelangen Beschäftigung mit Platen empfindlich ins Ohr gefallen ist, können selbst nicht beeinflussten. Nur noch das eine: Wenn du, lieber Leser, dir dieses Buch kaufst, und ich rate dir dazu aus's Wärmste, da eine Seite desselben mehr wert ist, als ein Halsbuckel „empfehlenswerter Festgeschenke à la Wolff's „Feierleispoterei“ oder ähnlicher Gartenlaubedichter — wenn du es also kaufst, so hast du dir damit ein glänzendes Werk zu eigen gemacht und wenn du es nur einmal mit voller Inbrunst gelesen, so wirst du wissen, was Poesie ist. Aber glaube mir, du wirst es nicht ein mal lesen — du wirst es tagtäglich zur Hand nehmen, gerade so, wie ich, um deine Seele in diesem Ocean von Dufst und Klang, von Schönheit und Größe, reinzubaden, und mit mir ausrufen: Dieses Buch hat der Genius der Dichtkunst selber dem Dichter eingegeben; — nur eingegeben? — nein! der Genius selbst hat es geschrieben

Stauf von der Mark.

Eines der bedeutendsten modernen Bücher sind Otto Ernst's „Neue Gedichte“. (Hamburg, Conrad Koch.) — Ein „ganz patenter“ Kerl! Große Gedanken und mächtige Gefühle bringt da ein Forntalent ersten Ranges zum Aus-

druck. Otto Ernst versteht es, grandiose Zeitgemälde von hinreißender, loderbender Tragik zu entwerfen. Den stärksten Eindruck in dieser Hinsicht machten auf mich „Ein Besuch“ und das feinerzeit im „Magazin“ veröffentlichte „Sibirien“. Schon wie es beginnt:

„Achrien! — Phantasie, leg' dich auf's Ohr
Und schlafe! Keine Meistrin Wirklichkeit
Wischt Tränen, Blut und Rot auf der Palette
Und malt mit schonungslosem Pinsel uns
Ein Bild, vor dem ein heil'res Aug' erblühet,
Ein Bild, vor welchem Teufel selbst erscharren
In Graun und Mitleid. — — —“

Welch Bilderreichtum! Diese schwingvolle Rhetorik, die dabei doch nie in Bombast verfällt! In den wenigen Zeilen diese Phantastik, die nach den fernsten Fernen um Bilder ausgreift, die dann trotzdem nie gesucht klingen! Wie ein Stück Shakespeare muteten mich diese Zeilen an, wie ein Stück Shakespeare, wenn nach gesättigter Tragik die schöne, überschauende Rhetorik anhebt, die der Leiden gedenkt und des gestoffenen Blutes.

Otto Ernst bringt auch prächtige vollstümliche Lieder, seltene Bilder seiner, jubtlier Stimmungen.

Nicht länger verweile ich beim Lyriker und Dichtermaler Otto Ernst. Er ist groß.

Wichtiger ist mir der Satiriker. Der ist womöglich noch größer. Ja, ich zaudere keinen Augenblick, Ernst den großartigsten Satirenschreiber des heutigen Deutschland zu nennen. Die armen Köpfe, Bourgeois, Philister, Moralisten, Antisemiten, Pfaffen, Literaturprofessoren, Streber, Chauvinisten, Ausländer, Lokalpatrioten, „nationalen“ Dichter und, wie sie alle heißen, die gesuchten Prügelobjekte unserer modernen Satiriker! Ein, zwei Liebe — psutsch! tot ist die Pflanze! Kurz macht er's ab und seine Peitsche thut weh.

Von größeren Satiren nenne ich die „Epistel an meinen Freund, den Schriftsteller“, die dem mit äpfendem Humor getränkten Lissencron'schen „An meinen Freund, den Dichter“ zur Seite

gestellt werden kann, und die brillante Parodie auf gewisse „Lyriker“, die die Moderne gepachtet zu haben meinen, wenn sie den schieflichsten Freirehythmenquart*) produzieren.

Seine Aphorismen sind durchaus wahr und durchaus geistprühend.

Von genialen kleineren Satiren und Epigrammen erwähne ich „Die beiden Hähne“, die auch die Perle des Modernen Rufenalmanachs 1893 sind, „Arbeiterschutz“, die Verse über die Bundumpoesie von Wildenbruch, „Moralisten im Parlamente“:

Wie schön, wenn vom Glanze der Tugend umstrahlt,
In großen Jordan, ihr tiefsten der Kenner,
Des Arbeiters zuchtlose Liebe uns malt!
Dabt ihr in der Jugend als Lebensmänner
Doch frei nicht geliebt — sondern glänzend bezahlt.

Die Lektüre des Otto Ernst'schen Buches war für mich ein Ereignis, so gut wie mir das Hauptmann'sche Weberdrama oder ein Gedichtbuch von Lillien-eron, von Hendell oder Busse ein Ereignis ist. Karl Kraus.

Aus meinem Liederbuch. Von Karl Hendell. Verlag von Dr. E. Kober u. Co., München. — Karl Hendell in Grad und weißer Weste! Ich mußte lächeln, als ich den Prachtband betrachtete, zu dessen würdiger Ausstattung der vielseitige Verleger alle Stille der Vergangenheit zusammengetrommelt hat. Der zartgrüne Damast-Einband und das zierlich geblüimte Vorschappapier in Folio, in der unteren Ecke des Deckels ein modern-japanesisches Blütenzweigchen, wie es aus den Einbänden der Heiberg'schen Romane prangt, das Titelblatt, prächtig in schwarz und rot ausgeführt, in der strengen Gotik der Wiffalen des 15. Jahrhunderts, und inmitten dieser Stillfülle mein lieber Karl Hendell mit dem jungfräulichen Herzen und dem trostigen Liedermond, der sich den Teufel um die Stillsexereien der heutigen

Perücken kümmert, sondern einfach draufloslingt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Doch wer weiß, wofür der Mummenschanz gut ist? Vielleicht werden jetzt endlich die hochweisen Kunstrichter unserer Tagesblätter auch zu der erfreulichen Erkenntnis kommen, daß Hendell wirklich ein Dichter ersten Ranges ist? Er hat es ihnen diesmal ausnahmsweise leicht gemacht. Er schont sie, wo es nur immer geht, in ihren philiströsen Vorurteilen; er politisiert nicht, steckt nicht die rote Fahne zum Fenster heraus und verleiht nirgends die Anstandsregeln. Nicht, daß er sich bekehrt hätte! Nein, es sind ja lauter alte Bekannte, die sich uns hier im Festgewande vorstellen. Es sind die frischen Liebeslieder, die bald led wie Spapen zwitschern, bald brünstig wie Tureltauben girren, bald weich wie Nachtigallen klingen; es sind die herrlichen Stimmungsbilder, aus deren vollen Rhythmen uns der taufreische Hauch des Frühlingsmorgens und die heiße Schwüle der Sommernacht entgegenweht; es sind die schmerzenden Klänge, die lachenden Augen, die melancholischen Seufzer, die schwertropfenden Thränen, die Hendell in den „Stropfen“, in den „Amfetrusen“, im „Diorama“, in der „Truppenachtigall“ in duntem Durcheinander zwischen die schwerflirrenden und höhnlachenden Kampfgesänge der Zeit hineingestreut hatte. Ich brauche also darüber kein Wort zu verlieren. Denn was Hendell ist und kann, wissen die Leser der „Gesellschaft“ schon seit Jahren. Vielleicht lohnt es sich aber doch, an dieser Stelle einmal zu den Perücken zu reden und sie zu ditten, diesen kastrierten Hendell mit rechter Andacht zu lesen. Ich bin nämlich noch nicht so sehr von der Dummheit der Menschen überzeugt, daß ich nicht glaube, es könnte bei der Lektüre dieser Gedichte vielleicht sogar dem einen oder dem anderen Philister der Gedanke dämmern, daß das, was er jetzt lese, wirklich Poesie sei. Und darum sei gesagt, du „stilvoller“ Eindand! Was keiner Kritik, was keiner Kampfschrift geüngen ist, du wirst es erreichen. Karl Hendell wird

*) Die Freirehythmenstroph sollte man doch den großen Künstlern überlassen. Wer nicht ein Willencron ist, lasse es lieber ganz bleiben.

seinen Ruhm im deutschen Vaterlande dem — Buchbinder verdanken!

Doch Spaß bei Seite! Ich selbst habe beim Lesen dieser Sammlung meine ganz besondere Freude gehabt. Ich sah nämlich, daß Hensell, was ich bisher an ihm vermisse, auch Selbstkritik zu üben versteht. Die Spreu — und es war viel Spreu in der bisher veröffentlichten Liebes- und Naturlyrik — hat er mit seiner gesunden, kräftigen Lunge sorggeblasen, der Weizen ist gelieben. Hoffentlich schenkt er uns bald eine ebenso gründlich gesichtete Sammlung seiner politischen Gedichte. Er könnte seinen Freunden keinen größeren Gefallen, seinen Feindern keinen größeren Ärger bereiten.

Edgar Steiger.

Unsere Dichter in Wort und Bild. Band II. Herausgegeben von Robert Clausner. (Leipzig, Verlagsbuchhandlung von R. Clausner. 1893.)

Das seuchenhafte Auftreten der Anthologitis wurde kürzlich an dieser Stelle konstatiert. Die Krankheit grassiert in der That schrecklich; drei lyrische Sammelwerke in letzter Zeit. Das vorliegende ist das vierte und schon werden wieder zwei neue, nämlich von Uhlmann-Bigterheide und eine Satirenanthologie von Kraus und Lindner angekündigt. „Unsere Dichter in Wort und Bild“ zeichnen sich durch eine sehr luxuriöse Ausstattung und schlechte, verwaschene Bilder vor ähnlichen Erscheinungen aus. Inhaltlich steht diese Anthologie nicht hinter ihren Vorgängerinnen zurück; die Verse sind nämlich zum größten Teile miserabel, so echte Schulmeisterpoesie, verdorrt, fast- und kraftlos. Die Leute, wie Maurice v. Stern, Stauf v. d. March und einige andere in diese Gesellschaft gekommen sind, ist mir nicht recht begreiflich; aber was that nicht alles die Eitelkeit! Man ist ein frischer junger Mann und möchte sich auch einmal nicht nur „in Wort“, sondern auch „in Bild“ bewundern lassen; das „Bild“ ist natürlich die Hauptsache. Herr Clausner hat sich durch die Herausgabe dieses Buches ein doppeltes Verdienst er-

worden, nämlich erstens um seinen Weidbeutel, und zweitens hat er die Eitelkeit gewisser grüner Jungen (es giebt auch solche mit grauen Haaren) befriedigt. Wer dabei leer ausgeht ist natürlich — die deutsche Literatur. Aber das ist ja Nebensache! Auffallend groß ist die Zahl der Druckfehler; namentlich das Autorenverzeichnis wimmelt davon. Den Herren Uhlmann-Bigterheide, Kraus und Lindner aber rate ich, nehmen Sie sich an Herrn Clausner ein Beispiel und machen Sie's besser! Jos. Schmid-Braunfels.

Dramen.

Im Verlag des Bibliographischen Bureau's zu Berlin erscheint eine Sammelausgabe der Dramen von August Strindberg. Es liegen uns die ersten Bändchen (à 1 M.) vor: I. Gläubiger, II. Das Band — Herbstzeichen, drei Einakter, die durch ihre Erstaufführung in einer Berliner Morgenvorstellung bereits kritische Besprechung in den verbreitetsten Blättern gefunden haben. Kein denkender Kunstfreund wird sich einer kritischen Formel unterwerfen, er wird vielmehr in ein persönliches Empfindungsverhältnis mit dem hervorragenden schwedischen Dichter zu gelangen suchen. Und dazu bietet die Lektüre dieser billigen Sammelausgabe erwünschte Gelegenheit. Für zartbefaltete Gemüter sei darauf aufmerksam gemacht, daß Strindberg nichts weniger als ein Dichter Frauenlob, daß er überhaupt kein Dichter nach ihrem mimmiglichen Herzen ist. Man braucht aber auch nicht gleich über Kannibalismus zu schreien, wenn eine Hure psychologisch abgethan wird. C.

Ein Stück des geharnischten Dichtergenius Grabbe silt die Bretter, die — angeblich — die Welt bedeuten, hergerichtet und ausgeführt zu sehen, war längst ein *plura desiderium* meines sonst sehr beschiedenen Fleischklumpens, Herz genannt, ja ich legte einige Zeit hindurch höchstselbst den verwegenen Gedanken, einen oder den anderen Stahlernigen der Grabbeschen

Tafelrunde für die „Defakenzler“ zu erziehen. — Daß jene ungechliffenen Poltergeister einer „Erziehung“ bedürfen, steht ja fest — doch gab ich das bald auf, da ich mir die hierzu nötigen Fertigkeiten nicht antraute — heute bin ich anderer Meinung, das macht die Anschaffung eines soliden Rotstiftes (Creta Polycolor): zum Streichen, eines „litt. Schneiders“ (System Anton Lindner): zum Verseinrenten und endlich zweier Kleinlexika (Steputat und Brodhaus), um die obligaten Aktklusreimden leichter herzustellen. Mehr braucht es nicht, wie vorliegendes Büchlein beweist: Herzog Theodor von Gothland. Tragödie in 5 Akten von Ch. D. Grabbe. Für die Bühne bearbeitet von Konrad Löwe. (Zum ersten Male aufgeführt am 9. Februar 1892 am Deutschen Volkstheater in Wien.) Wien und Leipzig 1893, Verlag von J. Eisenstein & Comp. Sie sehn verwundert drein, meine Herrschaften: Grabbes Gothland, von dem Gott heisst: es gleicht einem Zug angefetteter Galeerenklaven, von denen jedem der Stempel des Bagno eingeprägt ist, Grabbes Gothland, gegen das Schillers Räuber nur ein Sodawasserbrausen sind, Grabbes Gothland, das dickleibigste Drama unserer Litteratur, ja vielleicht der Weltlitteratur überhaupt — dieses ungeheuerlichste Produkt menschlicher Phantasie: für die Bühne, für unsere höhere Töchterbühne, auf der, mit Graf Platen zu reden: „fast nur schäb'ge Kater schleichen und miau'n“ — — bearbeitet. Ja, ja Faktum: bearbeitet, wirklich, wahrhaftig: de-ar—dei—tet!! Ein echtes, rechtes Heldentück, Ottavio! 300 Seiten in 80 zu destillieren — keine Kleinigkeit! Es ist nur gut, daß der Vater des Kindes, das man so orthopädisch behandelt hat, längst dort wohnt, von wannen keine Wiederkehr — unselbbar würde ihn diese Kur (erinnert in vielfacher Beziehung an die des Pflarrers Kneipp, so z. B. hat sie mit ihr das viele Wasser gemein) dahin expediert haben! — Aber Spaß beiseite und Ernst in der Mitte: sehn wir uns mal die Gebrüder

Gothland näher an. Der von Grabbe gezeugte ist gute 30 Fuß hoch — ein Prachtexemplar von „langer Kerl“, Rede vom Wirbel bis zur Zehe, jede Muskel voll dämonischer Kraft, jede Ader voll titanischem Trop, jeder Blick eine Feuersbrunst, jedes Wort ein Donnererschlag und jede Bewegung ein Schwertschlag — kurzum, einer von jenen Udermenschen, wie sie uns aus verstaubten und wurmzerfressenen Chronikblättern entgegenstarren, daß es unserer Schulweisheit sofort das Wasser verschlägt. Grabbes Erstgeborener draucht sich nur ein wenig zu schnäuzen und die ganze Million der jüngstlichen und zimperlichen Geh. Kommerzienrat S. v. Kohn'schen Sippe fällt aus einer Ohnmacht in die andere. Und nun sein Namensbruder, der Löwische Gothland! Auch ein Prachtexemplar, aber ein brotschieretes! Zwerghaft, verwachsen, dafür aber entseßlich salbenern*), sein, bis über die Ohren moralisch, jeder Zoll ein gebildeter Halbaff, wie jener ein roher Gangdarbar, — in einem Theewassergürtel mit litterarischen Waffeln würde er sich bei Gott nicht übel ausnehmen und wohl bald „Rode“ werden. Stellenweise ist er heroisch, d. h. es kommt einem vor, als ob einer von unseren geschniegelten und gebügelten, demonolitten und pomadedustigen (Tust??) Herren Lieutenants, pardon Vaterlandsverteidiger die imposante Rüstung eines richtigen Eisendickers aus dem X. oder XI. Jahrhunderte angelegt hätte, und darin mühsam auf allen Vieren einhertrübe, heroische Expektorationen irgend eines zeitgenössischen Zambenmalträtieters mit Emphase deklamierend. Für die Bühne bearbeitet — ja, ja, das Bearbeiten! Dem entseßelten Löwen, der vor Freiheitsdurst brüht (Fuller, Grabbes Leben), trat man resolut auf den Schwanz, daß er sich flugs in einen ruppigen Hauskater verwandelte. Selbstverständlich nahm ein hochwürdiges k. k. priv. Kaspirierinstitut,

*) Ist das ein Wort?! — Gewiß, man jagt doch auch Löwern, warum nicht salbenern?

vulgo Censur geheißten, nicht unwichtigen Teil an diesem lobenswerten Geschäfte. Nun, der derbe Unflut Gotthand versträgt's eher, als der feine — Russotte! — Die zur Entwicklung des Gotthand'schen Charakters nötigen Szenen (I. 2, 3; II. 2) sind demnach entweder ganz abgeschoben oder doch verbalhornt worden, daß einem das Herz weh thut. Ebenso erging es den ersten Szenen des III. und IV. Aktes, besonders letztere (IV. 1), die den großartigen Traum des Herzogs (Parallele: Traumgesticht Franz Moors) schildert, hat durchgreifende Zuschustering erfahren. Der Traum ist ganz pensioniert worden — wir leben ja in keiner Traumzeit mehr! Verdoa unterzog sich mehrmonatlichen Waschungen, denn er sieht jetzt wie ein neugeborenes Kind aus — aller Schmutz, alles Scheußliche ist verschwunden, ein lieber Kerl mit einem Worte; es wundert mich nur, daß er trotz des Dampfbads seine schwarze Farbe behalten hat. Gänzlich unmotiviert! Und dann die Umgehung der Worte! So sagt z. B. Grabbes Mohr:

Ich war von Afrika, dem Reich der Sonne,
Gen Aßen geschifft —,

Löwes Mohrlein aber:

Ich war von Afrika, dem Reich des Lichtes,
Gen Aßen geschifft —.

's is halt a gebildeter Mensch! — Wahrscheinlich fiel Herrn Löwe grade der Ausdruck „Kirchenlicht“ ein, und wollte er hiermit leise andeuten, daß dieser sein Verdoa ein kultivierter Neger ist. Noch ein Exempel: Grabbes „Gotthand“:

Gewiegt von Jwelet zwischen Ida' und Himmel
Wach' ich mich gestern Abends auf —

Löwes Gotthand:

Befreit von mächtig-Isobernen Gefühlen
Wach' ich mich gestern Abends auf den Weg —

Mancher dürfte das für eine Kleinigkeit halten, es ist aber mehr eine: Fleckhaftigkeit gegen den toten Dichter, ein banausisches Bessermachenwollen — kurzum eine: Verhöhnung! Und solcher Stellen giebt es massenhaft! Mehr noch: Herr Löwe schiebt unbegründeter Weise Personen ein, so erzählt der vom Diener Gotthands (Grabbe)

zum Burgvogt avancierte Koll einen Sohn „Gamar“, welcher sich mit seinem Vater in die Rolle兄弟lich teilt. Es ist auch so einsam kinderlos zu sein, nicht wahr liebster Koll? — Weiter läßt uns Herr Löwe Proben seiner eigenen Dichtung hören (S. 2), die sich freilich in dieser Umgebung sehr gut anläßt. — Für die Bühne bearbeitet“ — ha, ha! — Ich verkenne keineswegs die enormen Schwierigkeiten, die sich einer richtigen Bearbeitung entgegenstemmen und bin weit entfernt Herrn Löwes Werk in Rausch und Hogen abzuurteilen, im Gegenteil, es freut mich, daß man endlich daran geht, einen der urwüchsigsten, gewaltigsten unseres Dichterpantheons zu Ehren zu bringen — ich breche nur über die Art und Weise, wie es geschieht, den Stab und glaube, daß mir alle Billigdenkenden recht geben werden. So entfremdet man nur den Dichter dem Publikum. Warum Gotthand bühnensfähig machen? Warum gerade dieses über alles Darstellbare weit hinaus greifende Übermenschendrama? Vermag es wohl den Intentionen seines Autors genau zu entsprechen, gesetzt, die Bühnensfähigmachung (man verzeihe das absonderliche Wort!) gelänge? Ich glaube kaum! Warum also diesen Gotthand? Wenn es schon von vornherein ein bühnenunmögliches Stück Grabbes sein mußte, das man einrenten wollte, warum nicht „Hannibal“, oder gar das epigrammatische Drama „Die Hermannschlacht“? — Aber werden wir ernst: hat denn Grabbe kein Drama geschrieben, das nur weniger Streichungen bedarf, um vollkommen bühnengerecht zu sein und Erfolg zu erzielen? Wirklich nicht? Keinen „Kaiser Friedrich Barbarossa“, keinen „Kaiser Heinrich VI.“, keinen „Marius und Sulla“? Das sind wertvolle, historische, wirklich historische Dramen, ausgezeichnete Charakterstücke, wie solche nur ein Shakespeare geschrieben hat. Weshalb haben Sie diese nicht „bearbeitet“, Herr Löwe? — Die Antwort ist intimer Natur, nicht wahr? Grabbes „Gotthand“ sollte, wie damals

verlautet hat, in der Theater- und Musikausstellung (wenig glorreichen Andenkens) aufgeführt werden, Herr v. Bulowicz, der Regent des „Deutschen (?) Volkstheater“, aber ist ein Schlauchperl ersten Ranges, er spielte das Präventre und that sich die Ehre an, den in der Bibliothek ruhig-schlummernden Grabbe im voraus aufzuwecken, wahrscheinlich damit derselbe nicht gar zu schlaftrunken wäre, wenn er in der Ausstellung gebraucht würde. — Hinc illae causae! — Herr Löwe that dann das feine und die Censur das ihrige, d. h. der Hofstift der Censur. Es sah auch danach aus. Zur Aufführung brauchte man 2 1/2 Stunden, also just soviel als zu der schätzigsten Schätznhande oder Blumen-thaleis. Noch einmal 2 1/2 Stunden für einen „Gothland“! Die Darstellung war, wie Freund Schmid-Braunsfels sich auszudrücken beliebt: etwas schlechter als mittelmäßig. Die Schauspieler thaten zwar das Kreuzmögliche, aber was half's, da die Auswabung von staatswegen das Unmögliche geleistet hatte? Nach den drei üblichen Schaupstellungen erhielt Se. Hoheit der Herr Herzog Theobar van Gothland den blauen Bogen. — Ruh in Frieden, Vielgeprüfter, Verstückelter und das ewige Licht leuchte dir. Amen!

Stauf von der March.

Kunstgeschichte.

Wir wollen nicht versäumen, unsere Leser auf die im Kunstverlage von G. Hirth in München erscheinende „Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert“ von Richard Muther aufmerksam zu machen und damit den eindringlichen Hinweis zu verbinden, daß in diesem Werke die moderne Kunst in ihrem tiefsten und umfassendsten Sinne zum erstenmale auch von einem wahrhaft modern empfindenden Kunstgelehrten dargestellt wird, also aus dem Geiste und Gefühle der Erscheinung selbst heraus das Wesen derselben ergründet werden

fall, während seither die Geschichtschreiber ihren berichtigten objectiven Standpunkt ausspielten, um ihren persönlich engen Sinn und Geist in die Erscheinung hinein zu interpretieren und diese dadurch zu verewaltigen und zu verfälschen. Das Muther'sche Werk erscheint lieferungsweise in 3 Bänden und wird in 10 Lieferungen (à 4 M.) mit etwa 120 Druckbogen und über 1000 vorzüglichen Illustrationen vollständig sein. Soeben ist die 1. Lieferung erschienen. Besprechung folgt.

M. G. C.

„Donatello, eine evolutionsistische Untersuchung auf kunsthistorischem Gebiet, von Willy Pastor“. (Wieschen, 1882, Verlag von E. Trendmann.) — Wie bereits der Titel andeutet, ist der Inhalt der vorliegenden Schrift nicht lediglich kunsthistorischer Natur. Pastor schildert seinen Helden nicht als bloßer Kunstkenner, sondern als Psychologe: er zeigt ihn als den Träger einer Idee. Was ihn beim „Fall Donatello“ interessiert, das ist weniger der eigentliche Bildhauer als vielmehr die besondere Persönlichkeit, der charakteristische Vertreter jener großen Epoche, „in der das hinsichtliche Mittelalter den letzten Waffengang mit dem neuen Geiste wagte“. Durch die Entwicklung der Werke Donatello's hindurch glebt uns der Verfasser einen Ausblick auf die Entwicklung der Frührenaissance; hinter dieser selbst aber sehen wir als Hintergrund eine Untersuchung über die Entwicklungsgeese der Kunst überhaupt.

Man sieht, es sind durchaus neue Bahnen, die Pastor einschlägt, Bahnen, deren Richtung nach durch keine landesfärdlich geheiligten Wegweiser bestimmt ist. Diese Thatsache hat ihre guten, aber auch ihre schlechten Seiten. Man ist wohl sicher, immer neue Gegenden und Ausichten zu finden und empfindet nie jene Langeweile, die uns bei Pflichtgängen auf längstbekannten ausgetretenen Pfaden so treulich begleitet. Aber man ist nicht immer sicher, den besten Weg, die kürzeste Richtung zu

treffen. Bei kleinen Hindernissen machen wir oft große Umwege, und hinterher erst merken wir, wie bald das eigentliche Ziel zu erreichen war, wie nahe der richtige Weg lag. — Auf solch einen Umweg scheint mir Pastor im zweiten Kapitel seiner Schrift geraten zu sein. Donatello wird hier mit seinem Wort erwähnt, der ganze Abschnitt ist der Untersuchung über die allgemeinen Entwicklungsgesetze der Kunst gewidmet. Sollte es nicht besser gewesen sein, alle diese Thatsachen und Betrachtungen der Erzählung selbst einzuflechten? Diese ganze Darstellung soll doch bloß einen stimmungsvollen Hintergrund abgeben. Indem Pastor dieses Kapitel von den übrigen so scharf trennt, giebt er uns ein Schauspiel nach Art der bekannten Nebelbilder, die zunächst irgend eine Landschaft an die Wand malen, und erst nachträglich, wenn der Zuschauer sich ganz in die Hintergrundslandschaft versenkt hat, den Vordergrund mit der eigentlichen Handlung bringen. Sollte außerdem das Ziel dieses zweiten Kapitels nicht schneller erreichbar gewesen sein? Pastor führt uns da durch Gegenden, wo wir bald philosophische, bald anatomische und physiologische, bald kunst- und kulturgeschichtliche Ausblicke finden. Alle Achtung vor den gesunden Veinen, die solche langen Wege aushalten; aber uns wäre, offen gestanden, ein kürzerer Spaziergang und ein längerer Aufenthalt am Ziele lieber gewesen.

Doeh wie gesagt, das sind Mängel, die vielleicht nicht zu vermeiden waren. Seien wir Pastor dankbar, daß er uns überhaupt auf eine neue Richtung aufmerksam gemacht hat. Daß das der Fall ist, daß der Verfasser dieser Schrift in der That neue Töne angeschlagen hat, daß er ein Schriftsteller von originalem Geiste und selbständiger Auffassung ist, das wird niemand leugnen können, der die von ihm entwickelten Gedanken ernstlich nachdenkt. Und das ist ja vielleicht auch etwas wert.

Hugo Grothe-Harkányi.

Philosophische Litteratur.

Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. Zugleich als Repetitorium für Studierende, Kandidaten und Doktoranden, sowie zum Selbstunterricht. Von Dr. Max Brasch, Leipzig. Druck und Verlag der Kossberg'schen Buchhandlung. 1893. S. 440 und XIV.

Dr. Brasch gehört unzweifelhaft jetzt zu den produktivsten philosophischen Autoren in Deutschland. Aber seine Auffassung und Behandlung der Geschichte der Philosophie ist durchaus eigenartig und neu: er schreibt meist die Kulturgeschichte der Philosophie, d. h. er begnügt sich nicht mit dem abstrakten Gedankengehalt irgend eines Systems, irgend einer Weltanschauung, sondern er sieht die letztere im Zusammenhang mit der Litteratur, Kunst, Religion und Kultur einer Zeit. Ihm erwachsen die philosophischen Ideen eines Jahrhunderts aus dem Wechselspiel aller Kultureinflüsse einer Geschichtsepoke. Zudem er so jede Idee in ihrem Zeitzusammenhange mit allen ihren Wurzeln, Blättern, Blüten und Früchten erfasst, gewinnt er die Möglichkeit einer bis dahin wenig oder nicht getamnten kulturhistorischen Behandlung der philosophischen Systeme, eine Methode, welche ebenso neu als fruchtbar ist. In diesem Geiste sind alle Werke (und es ist dieses schon eine recht stattliche Reihe von Bänden!) dieses Gelehrten gehalten, der überdies den Vorzug hat, nicht für die Kunstgelehrten, sondern, wie Brasch sich auszudrücken pflegt, für die „Gebildeten der Nation“ schreibt. Es ist kein gelehrtes Kauderwelsch, sondern eine klare, bei alledem gehaltvolle, vielfach geistreich und anziehend geschriebene Prosa, die man in diesen Büchern findet. Dabei verfährt der Verfasser — was durch den Charakter und den Inhalt der Philosophie schon sich von selbst verbietet — niemals in jenes leichte Popularisierungs-Genre, das wir jetzt in anderen wissenschaftlichen Gebieten, z. B. in der Geschichte und in der Naturforschung überwuchern sehen. Niemand hat einen

größeren Respekt vor der unerschöpflichen Tiefe seiner Wissenschaft wie Brasch, der oft betont, daß die Philosophie vermöge der abstrakten, begrifflichen, rein geistigen Natur ihres Inhalts, der sich jeder bildlichen Bezeichnung entzieht, überhaupt nicht popularisiert werden kann. „Nur selne Metaphern in der Philosophie,“ ruft er aus, „sonst verfallen wir jenem unleidlichen Zwittergeschlecht der poetischen Prosa, die auf diesem Gebiete in besonderer Weise sinnverwirrend und geschmackverderbend wirkt.“ . . .

Das vorliegende neueste Werk unseres Autors zeigt seinen Zweck durch den Titel an: es ist wesentlich für Studierende bestimmt. Dem entspricht auch die knappe, gebrängte, aber durchweg durchsichtige Diction des Buches, dessen Inhalt überall aus den ersten Quellen geschöpft wird. Dieser letztere Punkt ist so konsequent durchgeführt, wie in keinem anderen uns bekannten derartigen „Lehrbuch“. Und daß die Citate aus den Werken der großen Denker des Mittelalters, des Mittelalters und der Neuzeit nicht in Übersetzungen, sondern durchweg in der Ursprache, als in griechischer, lateinischer, französischer, englischer, italienischer (z. B. bei Giordano Bruno) Sprache angeführt sind, dürfte im Interesse des gründlichen Studiums der Geschichte der Philosophie, insbesondere für akademische Kreise, dieses Lehr- und Handbuch besonders wertvoll machen. — Herr Dr. Brasch hat die „altmodische“ Gewohnheit, jedes seiner Bücher einem Freunde zu widmen. Dieses Mal ist es der greise Professor Michelet in Berlin, der „letzte Hegelianer“, dem das Buch zu seinem 91. Geburtstag gewidmet ist. Einem würdigeren als diesem „ältesten aller lebenden deutschen Philosophen“ konnte das Werk nicht dediziert werden. — Das Werk verdient übrigens auch außerhalb der akademischen Kreise, d. h. für alle diejenigen, welche die Philosophie nicht bloß offiziell, d. h. eines Examens oder eines Amtes wegen, sondern auch um ihrer selbst willen studieren, höchste Beachtung. L. O. . . .

Spiritismus.

Karl Du Prel und der Kampf um die transcendente Weltanschauung. — Auch der gänzlich Unbetheilte und ruhig Beiseitestehende muß die Thatfache konstatieren, daß der Spiritismus immer weitere Kreise zieht, und immer bedeutendere Köpfe zu seinen Anschauungen bekehrt. Wir nennen in der Überschrift den Spiritismus transcendente Weltanschauung, weil es sich darum eigentlich handelt, und weil dies der tiefere psychische Kern ist. Ob ich in einer spiritistischen Sitzung überzeugt werde, oder nicht leugnen kann, daß ein Tisch sich gehoben, daß eine Hand mich berührt, daß ein Laut gehört wurde, der mit unserer irdischen Erfahrung unvereinbar ist, kann nicht das Entscheidende sein. Das wurzelt im Intellekt, wie irgend ein malabaritisches Kunststück, das wir auch nicht erklären können, und ist am nächsten Tage vergessen. Entscheidend für die Annahme und tiefere Umgestaltung derartiger Phänomene in transcendentaler Richtung ist die Disposition unseres Gemüths. Ähnlich, wie man heute das Zustandekommen einer Infektionskrankheit dahin definiert, daß außer dem äußeren Keim, dem Erreger, auch noch eine persönliche, innerliche Disposition dazu gehört, so ist es auch mit dem Umsichgreifen geistiger Plathesen. Und in diesem Sinne meinen wir es, wenn wir sagen: Der Spiritismus ergreift immer weitere Kreise. Ein großer Teil der Gemüther, besonders unter den Gebildeten, ist für die Aufnahme nicht nur spiritistischer Lehren, sondern für irgend eine Form transcendentaler Weltanschauung günstig gestimmt. „Geistler-Gesellschaften“ und „Tanzwütige“ wie im Mittelalter und in der Zeit religiöser Wirren sind heute nicht mehr möglich. Aber psychische Weiselung und schmerzhaft spirituelle Exercitien sind Dinge, für die heute viele parat sind. Seien wir offen: Das Christentum ist für die große Masse definitiv verloren. Für die

Gebildeten war es schon durch David Friedrich Strauß verloren. Für das intellektuelle Proletariat ist es durch die Sozialdemokratie verloren gegangen. Und seit Egidy und Harnad glauben auch die Pfarrer und Pfarrertöchter nicht mehr daran. Was jetzt geht, ist nur noch der tote Gang der Maschine, deren Schwungrad in zu langer und heftiger Bewegung war, um mit einemmal still zu stehen. Außer einer Gruppe alter Weiber, denen es zu gönnen ist, und einer Gruppe Bureaukraten, die zu debauern sind, ist die Welt heute materialistisch. Und der ruhig die Geschichte der Religionen überblickende wird dies einfach als ein Faktum hinnehmen. Das christliche Ferment, eine ganz neue Sorte unter den religiösen Virusen, eine Art indischer Haschisch, welches den Besitzer zu Selbstqualen und Thränen treibt, hat wahrhaftig lange genug die Völker des Abendlandes — 2000 Jahre lang — in Beschlag gehalten, sie vollständig durchseucht, von Grund aus verändert, und schließlich immun gemacht. Das christliche Ferment ist uns durch Gehirn und Adern, durch Muskel und Knochen gegangen, und schließlich ging nichts mehr hinein. Ältere unter uns wohnende Stämme mit gelber Gesichtsfarbe waren überhaupt für dieses Ferment nicht zu haben. Und innerlich lachten sie, wenn sie unser blutrünstiges Wehagen, unsere Zerknirschung und unsere triste Weltanschauung beobachteten. — Jetzt aber sind wir für dieses auf die Thränenröhren wirkende Haschisch alle immun geworden. — Und jetzt, nachdem eine enorme Zahl unter den Gebildeten seit sehr langer Zeit schon sich dem absolut religionslosen, a priori-freien, a posteriori-undefürmerten, gänzlich seelenlosen Materialismus hingegeben, kommt die Reaktion. Und diese Gruppe von Gebildeten verlangt jetzt nach neuen Fermenten, nach seelischer Beschäftigung, nach geistlichen Exerzitien, nach Tanqualen. — Und unter diesen sind es die ethischen Gesellschaften, ist es der

Hypnotismus in seiner rätselhaften Form, ist es der auf rein transcendentaler Basis ruhende Spiritismus, ist es der mit diesem vielfach verwandte, grundsätzlich erd-abgekehrte Buddhismus, ist es das Neue und Stupende der Riepsche'schen Gedankenrichtung, ist es der in der modernen Hereditätslehre stehende Fatalismus und vieles andere, welches uns einladet und uns eine mehr weniger in der Richtung des Transcendentalen liegende Weltanschauung geben will. —

Zu den vorstehenden Zeilen regten uns zwei Christen an, die in jüngster Zeit erschienen, und von denen das eine entschieden an die große Masse der Gebildeten in gedachter Richtung sich wendet. Wir meinen: Karl Du Prel, Das Rätsel des Menschen. Reclam'sche Universalsbibliothek. 1892. Es heißt, daß es die bestgehende Nummer dieses billigen und populären Verlags-Unternehmens sei. Wir wissen darüber nichts bestimmtes; aber was wir wissen, ist, daß niemals ein so schwieriger Stoff, wie der Beweisversuch, daß es außer unserer irdischen Persönlichkeit noch einen überirdischen Komplement giebt, um den wir uns zu kümmern haben, mit solcher Deutlichkeit, solcher Ruhe und Anspruchslosigkeit vorgetragen wurde, wie in diesem unscheinbaren Heftchen. Und jedem, Freund oder Feind, Interessent oder Indifferent, der sich in Sachen des Spiritismus, der sich in der Frage der Annahme eines „transcendentalen Subjekts“ rasch orientieren will, können wir dieses bequem in die Rodtasche sich sühende Büchlein nur dringend empfehlen. Wer Fokusfokus oder Zauderfüßlein erwartet, wird sich getäuscht sehen. Wer mit dem glatten Schild des Skepticismus gegen die einfache Prosa dieses Werkchens gefeit zu sein glaubt, wird bald mit Verwunderung bemerken, daß sein Schild in Trümmer geht. — Andererseits wird auch der wohlwollendste und objektivste Leser bei gewissen Stellen den Kopf schütteln. Und der naturwissenschaftlich Gerüstete wird die Begründung in

vielem zu rasch und zu wenig gründlich finden. — Aber fortgehen wird keiner von dem Bücklein, wie er gekommen ist. Und umgehen läßt es sich auch nicht. — Wie gesagt, nicht darum handelt es sich im Spiritismus, ob einer ein bestimmtes, unseren bisherigen physikalischen Gesetzen widerstrebendes Phänomen anerkennt, und von hier aus deduktiv ein Verstandes-system aufbaut, sondern darum, ob dieses oder jenes Ereignis, eine Gedankenwerknüpfung, ein privates Erlebnis — und dazu bedarf es keiner mediumistischen Seancen — induktiv in dem Gemüt eines dazu Veranlagten eine Empfindungskette auslöst, einen Impuls frei macht, der gedieherisch über das irdische Tagesleben hinausverlangt, und kreatürlich ein transcedentales Reich sich schafft, von dem es ganz einerlei ist, ob Nüchterne an es glauben oder nicht. — Wer abergläubisch ist, wer Ahnungen hat — und selbst erleuchtete Geister des Kepler konnten sich davon nicht frei machen —, wer seinen Zwangsgedanken folgt, wer auf Inspirationen wartet, wer an Prädestination glaubt, und das gesamte Weibervolk sind im Grunde ihres Herzens echte und wahre Spiritisten. Der Spiritismus ist kein philosophisches System, sondern ein Credo; er umfaßt eine stille Gemeinde, nicht die Staatskirche. —

Die zweite Schrift, von der wir oben sprachen, ist die soeben erschienene Nr. I. der „*Psychischen Studien*“, 1893, herausgegeben von Askafow, die fast ganz von einem Referat Du Prels eingenommen wird, in einer Sache, die in den letzten Monaten gespielt, und die in der europäischen Presse einiges Aufsehen erregt hat. Im Oktober vergangenen Jahres fanden in Mailand unter Leitung von Askafow, Du Prel und einigen anderen überzeugten Spiritisten in Anwesenheit von Chiaparelli, dem berühmten Astronomen, Lombroso, dem bekannten Psychiater, sowie Richet von Paris, mehrere Sitzungen mit dem italienischen, weiblichen Medium Eusapia Paladino statt. Es waren

die denkbar strengsten Cauteilen in Anwendung gebracht. Es fanden Dunkel-sitzungen, wie solche bei gedämpftem Tageslicht, statt. Auf die Einzelheiten derselben können wir hier nicht eingehen. Es genügt zu sagen, daß, von einzelnen Mifflungenen und dem Einwand Junggläubigen abgesehen, das meiste Ereignisse waren, die vor unseren physikalischen Erfahrungen nicht bestehen können, und mit unserem irdischen Causal-nexus unvereinbar sind. Wie üblich, wurde am Schluß der viele Tage fortgesetzten Sitzungen ein Protokoll aufgenommen, welches von den Anwesenden unterschrieben wurde. Lombroso, dessen öffentlicher Uebertritt zum Spiritismus vor Jahren großes Aufsehen gemacht, unterschrieb nicht, weil er nicht bei allen Sitzungen gegenwärtig war. Richet, einer der hervorragenden französischen Forscher auf psychologischem Gebiet, unterschrieb nicht, weil er, als nicht überzeugter Spiritist, die Schlußfolgerungen des Protokolls nicht teilen konnte. Ein italienischer Korrespondent hatte aus Versehen die Unterschrift der beiden Herren gemeldet, was um so eher zu entschuldigen war, als die genannten Herren thätigen, hervortragenden Anteil an den Sitzungen genommen, und eigens deshalb nach Mailand gereist waren. Als nun die Nichtunterschrift Richets bekannt wurde, schlugen die jüngeren Vertreter der französischen psychologischen Schule in Deutschland Lärm und erklärten, der Name ihres Meisters sei mißbräuchlich und in doloser Absicht verwandt worden. Hier-auf Briefwechsel zwischen Du Prel und Richet. Und aus diesem zeigen nun die folgenden Passus — abgesehen von einem kompletten Telementi an die jungen Herren — wie merkwürdig nüchtern die mediumistischen Phänomene einen reinen Verstandes-menschen, wie Richet, lassen, und wie haar-scharf sein Gedanken-schiff an den Klippen des Spiritismus vorübersegelt (oder vorübersegeln glaubt): „Im Grunde glaube ich wohl, daß alle die Phänomene, die wir in Mailand ge-

sehen haben, echt sind. Ich werde alles thun, um Untersuchungen dieser Art fortzusetzen, welche ohne Zweifel zu den interessantesten Dingen gehören, die man auf dieser Erde studieren kann. Was ich gesehen habe, ist ganz außerordentlich, und eine mechanische, normale Erklärung, wie auch die Hypothese eines Betruges, durch den wir alle getäuscht worden wären, erscheinen mir, offen gestanden, als absurd. Aber das Gegenteil, d. h. die Existenz, sei es von Geistern, sei es einer Kraft, die den Naturforschern aller Zeiten entgangen wäre, ist wohl auch absurd. Was kann man angesichts dessen anderes thun, als mit seinem Urtheil zurückhalten, warten und weiter experimentieren? Meine Konklusion ist also: Ich weiß nicht." — Mit diesem Grundakord möchten auch wir diese Zeiten schließen: Ein so exakter, für die Sache interessierter, mit seinen Forschungen nicht daranrührender Kopf, wie Richet, sieht in Mailand die außerordentlichsten, aller irdischen Erfahrung spottenden Phänomene, giebt sie zu, schließt jeden Betrug aus, und geht, kühl bis ans Herz hinan, hinweg, und sagt: Geister anzunehmen ist absurd; wir müssen weiterexperimentieren, um die Sache auf natürliche Weise zu erklären. — Und ein anderer, sagen wir ein Robalis, ein Jean Paul, ein Lavater, ein Gadrieli Max macht auf einem Spaziergang meditierend, eine kurze Erfahrung, eine Gedankenverknüpfung, und ist von diesem Moment an in seinem Innern überzeugter Spiritist, glaubt fest an eine transcendente Macht, heiße er sie nun „Genius“, oder wie nur immer; ohne je mediumistische Erscheinungen gesehen zu haben, oder nach ihnen zu verlangen. Hier liegt der springende Punkt! Wer am Spiritismus erkranken will, muß es von innen heraus, durch „inneres Selbstverbrennen“, wie es der Buddhismus nennt; äußeres Eintrichtern hilft nichts. —

Panizza.

Vermischte Schriften.

Die Theaterstücke der Weltliteratur ihrem Inhalte nach wiedergegeben. (Berlin 1892, Alfred H. Fried & Comp.) — Der abgedrohtene Gemeinplatz: die Sache hat ihre Licht- und Schattenseiten, findet wohl auf nichts bessere Anwendung, als auf vorliegendes Unternehmen. Den einen Teil des p. t. Publikums werden die zahlreichen Inhaltsangaben zur Lectüre der einzelnen Tramen anspornen, den andern — und ich fürchte den weitaus größeren — zum Litteratur-Banausen machen. Um völlige Anerkennung zu verdienen, dazu ist das Buch viel zu lächerhaft oder besser: schlecht redigiert. So z. B. fehlen Anzengrubers beste Werke („Reineidbauer“, „Stahl und Stein“), Viehtreus „Weltgericht“, „Der Erbe“ (vertreten ist nur „Schicksal“, „Voh!“ „Schuldig“ (schon Anfang 1891 erschienen!). Lope de Vega hätte eine bessere Auswahl verdient („Der Stern von Sevilla“ anstatt des saden „Die Sklavin ihres Geliebten“), gleiches gilt von Echegaray und Corneille („Wahnsinn oder Heiligkeit?“ und „Ed“). Durch gänzliche Abwesenheit glänzen: Grabbe, Lillencron, Brachlitz u. a. Idem dagegen ist vollständig vertreten, ebenso dankenswerth die modernen Dramatiker Hauptmann und Sudermann. Daß Dinge, wie Benedix' „Demosthenes Haupt“; Birck-Pfeiffers „Der Glöckner von Notre-dame“; Ganghofer u. Comp. „Hochzeit von Balani“; Dehse's „Prinzessin Saska“; Wartenegg's „Ring des Osterdingen“ u. ä. Schnurpfeiserien Aufnahme gefunden haben, ist sehr, sehr bedauerlich. Ein Autorenverzeichnis, das doch hier sehr vorzuziehen ist, fehlt selbstverständlich. Der Stil ist mehr als halbbrecherisch und gemahnt lebhaft an die schriftlichen Enunciationen eines K.-B.-Schüpen. — Die nächsten Bände (!!) sollen Inhaltsangaben von Opern, Romanen, Epen, didakt. Werken und — mir verschlägt es das Wasser! — Gedichten bringen. Es wird mit der Zeit doch noch

so weit kommen, daß die p. t. Autoren nur Inhaltsangaben ihrer Werke anzufertigen brauchen. — Gott besser's!

Stauf von der March.

Die Heilkräfte des Hypnotismus, der Stativolence und des Magnetismus. Ausbringend verwertet an der Hand des Laien von Hans Arnold. (Verlag von Max Spohr in Leipzig. Preis 1,80 Mark. 95 Seiten.) — Das markt-schreierische Aussehen des Titelblattes ließ mich von vornherein vermuten, daß dasselbe eine schlechte Ware bede, aber ich wurde trotzdem noch enttäuscht, denn die Qualität des Gebotenen übertraf selbst meine pessimistischen Erwartungen. Der Verfasser hat die Absicht, den Laien über die therapeutische Verwertung des Hypnotismus, der Stativolence und des Magnetismus zu belehren. Ganz abgesehen davon, daß die Existenz des tierischen Magnetismus noch lange keine feststehende Thatsache ist, wie Herr Arnold annimmt (viele Autoren, z. B. Dr. Roll, führen denselben auf den Hypnotismus zurück), bin ich inniglich überzeugt, daß ein wirklicher Vale auf diesen Wissensgebieten aus den läppiischen Hofus-potusrezeptchen des Herrn Verfassers nichts, aber rein garnichts lernen kann, und ein Sachverständiger hinwieder wird sich diesen Schwefel höflichst verbieten. Daß Herr Arnold eingehende Studien gemacht hat, läßt sich nicht leugnen; namentlich das vorzügliche Werk „Der Hypnotismus“ von Dr. Roll ist ausgiebig „denüht“. Man kann also durchaus nicht behaupten, daß in dem Büchlein alles schlecht sei, im Gegenteil, es findet sich manches gute darin, aber das ist abgeschrieben; das übrige ist Herrn Arnolds geistiges Eigentum.

Josef Schmid-Braunfels.

Englische Litteratur.

„Echoes of Old County Life. By J. K. Fowler“ ist ein interessantes Buch; abgesehen davon, daß es in hübschem Plauderton geschrieben ist, hat es auch

einen kulturgeschichtlichen Wert. Es sei gestattet, daraus eine Probe zu nehmen. Es ist in sich eine kleine Geschichte; der Titel mag lauten: „Lord Disraelis platonische Liebe mit substantiellem Hintergrund“. Die Geschichte ist folgende: Um den Bortwurf, er sei ein Abenteuerer, zum Schweigen zu bringen, kaufte Disraeli, noch ehe er irgend berühmt war, ein Landgut, so ziemlich ohne Geld. Seine Schriften hatten ihm etwas eingebracht, seine Frau war eine sparfame Hauswästerin; irgendwie klappte er £ 15,000 zusammen und ließ sich weitere £ 20,000. Er fuhr fort, Romane zu schreiben und erhielt von Freunden und Fremden zahlreiche Glückwunschschriften zu seinen Erfolgen; darunter auch regelmäßig von einer ihm völlig unbekanntem Dame, in der Nähe von Torquay. Die Briefe dieser Dame waren ganz enthusiastisch für den Schriftsteller und Politiker Disraeli. Er machte sich nicht viel daraus; es konnte ja irgend ein dummer Badfisch sein. Zufällig jedoch fügte es sich, daß Disraeli mit seiner Frau in die Nähe von Torquay reisen mußte. Da fiel ihm ein, daß in dieser Gegend seine platonische Liebhaberin wohne; er suchte sie auf, und sie entpuppte sich als — eine ehrbare ältere Dame namens Miss Williams, die in guten Verhältnissen lebte auf ihrem Landgute. Die gute Frau, also genauer, das gute Fräulein war außer sich vor Glück: das kühnste Ziel ihrer Träume, ein Besuch von ihrem Abgott, war Wirklichkeit geworden! Herr Disraeli seinerseits war so angenehm berührt, daß er längere Zeit dort blieb, bei der berühmten englischen Gastfreundschaft etwas durchaus natürliches; er wiederholte auch öfter seine Besuche. Nach London zurückgekehrt, schickte er ihr eine Sammlung aller seiner bisherigen Bücher, und bei jeder neuen Novelle war sie die erste, der er ein Exemplar schickte. Einige Jahre nachher starb die lebenswürdige Dame und hinterließ ihr gesamtes Vermögen im Betrage von mehr als £ 40,000, also von mehr als 800,000 Mark, ihrem Seelen-

bräutigam. Damit konnte Disraeli sein ganzes Landgut abbezahlen und hatte noch mehr als genug bar Geld in der Hand. Auf Disraelis Landgut Hughenden ward Miss Williams, die edle Seele, begraben. Eine Gruft umschleust die Gebeine des berühmten Schriftstellers und noch berühmteren Staatsmannes, die Gebeine seiner Frau und seiner platonischen Verehrerin. — Weil ich nun schon einmal am Nährjamen bin, so will ich gleich hier einen rührenden jungen Lyriker erwähnen, der in England gut gefällt. Sein Name ist Norman K. Gale; sein neuestes Buch ist betitelt: „A Country Muse“, eine Land-Muse. Er ist ein christlicher Theokrat in englischem Gewande. Der normale Engländer ist fromm; aber es ist nicht die dogmatische Seite, es ist die Poesie des Gemüths, die in der Religion ihm so angeht; und darin ist er dem Deutschen verwandt. Der normale Engländer liebt aber auch das Land; und England ist ein schönes Land mit seinem wunderbar tausendfachen Grün, dem duftigen weissen Nebel, mit den traumlichen Landschaften, den freien Parks. Gale glaubt an die heilige Natur; er glaubt auch, daß innige Hingabe an diese Natur uns heilen kann. In ergreifender Einfachheit spricht der Dichter sein Glaubensbekenntnis aus in dem kurzen Liede, das ich am besten ganz hersehe, und das also lautet:

The Country Faith.

Here is the country's heart
Where the grass is green
Life is the same sweet life
As it e'er hath been.

Trust in a God still lives,
And the bell at morn.
Flows with a thought of God
O'er the rising corn.

God comes down in the rain,
And the crop grows tall —
This is the country faith,
And the best of all!

Für die des Englischen weniger Kundigen versuche ich hier eine möglichst getreue Übersetzung, indem ich zugleich die des Eng-

lischen Kundigen bitte, nur das englische Original zu lesen. Also:

Des Landmanns Glaube.

Hier ist der Landschaft Herz,
Wo das Gras ist grün;
Sich mag das Leben hier
Zeit Urzeiten blihn.

Glauben an Gott noch lebt,
Morgens lodert
Fulet, gewandt zu Gott,
Iber Korn und Mohn.

Gott naht uns in dem Tau:
Iud das Korn schreit hoch —
Dies ist des Landmanns Glaub',
Und der beste noch.

Dr. Adolj Brodbeck.

„An American Monte Christo.“
By Julian Hawthorne (London, Alten and Co., 1892), ist die Geschichte eines jungen Mannes, namens Keppel Tarle, welcher fälschlich des Mordes von Harry Trent, einem New-Yorker Diamantenhändler, angeklagt ist. Nach dem Tode des Mörders entdeckt man, daß eine Witwe aus New-Orleans, Mrs. Sally Matshin, mit dem Ermordeten seit vielen Jahren heimlich vermählt gewesen ist, und dieselbe nimmt als seine Witwe von all seinem Eigentum Besitz. Die von Keppel Tarle geliebte Olympia Raven und ihre Mutter, Mrs. Raven, waren seit längerer Zeit unter Harry Trents Schutz und werden durch seinen Tod in die äußerste Dürftigkeit gestürzt. Olympia glaubt fest an die Unschuld ihres Geliebten, welcher verhaftet und auf zwingende Verdachtsgründe hin für überwiesen erachtet und nach Sing-Sing dem „Newgate“ des Staates New-York, abgeführt werden soll. Auf der Reise dorthin passiert ein Eisenbahnunglück, dem alle Mitreisende außer dem Helden zum Opfer fallen. Keppel entledigt sich seiner Handschellen und legt sie einem der Getödeten an, der ihm sehr ähnlich sieht. Er macht sich dann auf die Wanderung und kommt an ein hausfälliges Haus, in welchem er einen mit dem gelben Fieber Befallenen im Sterben findet und mit Staunen aus

den Phantasien desselben entnimmt, daß das Haus einen von dem verstorbenen französischen Kaiser gesendeten Schatz birgt, den derselbe zur Vorsorge in der Verahnung seines Sturzes in Sicherheit bringen wollte. Der Kranke erliegt dem gelben Fieber, Keppel Darke annektiert den Schatz, verschwindet auf zwei Jahre und kehrt dann unter dem angenommenen Namen eines Grafen v. Lisle nach New-York zurück. Hier trifft er seine alte Geliebte, welche dem Manne, den sie im Zuge nach Sing-Sing getödtet glaubt, noch ein treues Andenken bewahrt; doch wollen wir den Gang der Handlung nicht weiter verraten, natürlich ist es die Hauptaufgabe des Autors, den wirklichen Mörder zu entdecken und zu überführen, womit der Held imstande ist, seine alte Stelle in der Welt und in dem Herzen des geliebten Weibes wieder einzunehmen. Julian Hawthornes Name hat in der amerikanischen Litteratur einen guten Klang und ein neues Werk seiner Feder verfehlt nicht, Interesse zu erregen. „Ein amerikanischer Monte Christo“ desist allerdings sehr viel seine Züge, erreicht jedoch im ganzen das Niveau seiner früheren Leistungen nicht. Der Roman gehört dem sensationellen Genre an, äußerst spannend, der Idee nach an den einst ganz New-York in Aufregung versenkenden sog. Nathan-Word erinnernd, dessen Thäter niemals entdeckt und von dem der Schleier des Geheimnisses überhaupt niemals gelüftet worden ist. Anstatt aber in diesem neuen Werk die Ausföhrung in der genialen Weise von Edgar Poes „Marie Roget“ induktiv zu geben, macht der Verfasser den Fehler, die Ereignisse der Handlung nicht eng genug zu verbinden und zusammenzufassen und sie zu jäh auf fremden Boden überzuführen. Kaum ist der Held, Harry Trent, in New-York ermordet, so sind wir urplötzlich von dort nach Paris veretzt und machen dort eine Scene in den Tuilleries mit zwischen dem verstorbenen Kaiser, seinen Adjutanten, Generalen und Vertrauten, welche besser an den Anfang des Werks verlegt worden

wäre, da die Diamanten im Werte von 20 Millionen Pfund Sterling allem Anschein nach die eigentliche Ursache des Verbrechens waren; durch eine solche Folge würde das Unglaubliche eher glaubhaft geworden sein. Es ist bei den jetzigen Schriftstellern Mode geworden, berühmte Zeitereignisse zu Romanen zu verarbeiten, aber es ist immer ein eigen Ding, da die Wahrheit, welche in der realen Welt herrscht, bei einem Werke der Phantasie oder Kunst manchmal durchaus nicht am Platze ist und demselben häufig den einheitlichen Charakter raubt. Zudem hat Hawthorne Keppel Darkes Aufregung, da man ihn für den Mörder nimmt, keineswegs genügend motiviert; er hat auch übersehen, daß es höchst unwahrscheinlich ist, daß, zumal nach Poes noch im frischesten Andenken stehender berühmter Starabde, vor 20 Jahren in Amerika auch nicht ein Einziger hätte im Stande gewesen sein sollen, eine Geheimschrift zu entziffern; ferner ist es jedenfalls kein Zeichen besonderer Sorgfalt, wenn man einmal jemand als Baron und zehn Zeilen weiter unten als Grafen bezeichnet; auch finden sich zahlreiche nachlässige Konstruktionen und andere Seltsamkeiten, so unter anderem, wenn von Olympia erzählt wird: „Sie war (an ihrem Hochzeitstage!) so aufgeregt, daß sie auf ihren Wagen zu warten vergaß und zu Fuß zur Kirche ging.“ Man denke: eine Frau und noch dazu eine Amerikanerin! Und wenn sie auch drei Jahre auf die Hochzeit gewartet hatte, so war diese Eile denn doch sehr unähnlich der Enoch Ardens, welcher, nachdem er sein ganzes Leben hindurch gewartet hatte, auch noch ein wenig länger warten konnte. Und doch soll er darum nicht weniger heiß und tief geliebt haben!

„Infelix“ by Lady Duntze (Lond. 1892), ist als Geschichte aus der Gesellschaft bezeichnet und unterscheidet sich auch nicht besonders von der landläufigen Romangattung, vielleicht mit der Ausnahme, daß, wo die gewöhnliche Erzählung eine Ent- und Verwicklung aufweist, hier von einer

solchen überhaupt nicht die Rede ist. Das Buch, vermutlich das Werk einer Novize, ist eindändig, der nicht läbel, wenn auch durchaus konventionell geschilderten Charaktere sind nur wenige. Es ist die alte Geschichte von dem armen Mädchen, das ohne Liebe einen reichen Mann heiratet. Als bald zeigt sich der beliebte Freund des Gatten (wie bei der Dulda, doch ohne deren Kühnheit). Zetta, die Heldin, ohne Liebe zu ihrem Gatten, welcher sie ebenfalls zu vernachlässigen beginnt und in alte Universitätsgewohnheiten zurückfällt, verliebt sich naturgemäß in Euthbert Ehre, ihres Gatten besten Freund. Nachdem sie ihm zuerst als Geist in der Ahnengalerie erschienen, hol sie eine seltsame Zusammenkunft mit ihm in einem „holländischen Garten“. Zetta kommt und setzt sich auf die Bank, „eine schöne, erröthende Statue“. Euthbert sucht sie sanft an sich zu ziehen, doch sie widersteht, und da er sie zum Sigen nötigt mit dem Bemerken, daß seine Zeit kurz bemessen sei, da um 2 sein Zug gehe, so hätte sie ihn wohl zurückhalten mögen, jedoch wenn sie auch gern auf allen Komfort verzichtet hätte um feinetwillen, zu einem so grausamen Unrecht kann sie sich doch nicht entschließen. Dieses Scheiden aber ist nur für kurze Zeit, bald aber, nachdem inzwischen ihr Kind gestorben, was zu einer pathetischen Sterbefcene Anlaß giebt, scheiden sie beide in rührendster Weise auf Nimmerwiedersehen. „Sie lässen einen Kuß, nicht aus Leidenschaft, sondern zu freundschaftlichem Lebenswohl.“ Zetta war eine große Natur, sie wollte nicht dem Laster, dem niedrigen Laster des 19. Jahrhunderts verfallen! Wohl ihr!

„One way of Love“ by Constance Smith (Lond., Hurst and Blackett, 1892, 3 Bde.) ist eine tüchtige Erzählung alten Schlages, zunächst in dem Sinne, daß die Verfasserin schreibt, weil sie glaubt, etwas zu sagen zu haben, dann, weil sie dies „etwas“ wirklich ungewöhnlich gut sagt. Miss Constance Smith ist gutbekannt durch

ihre früheren Werke und besonders durch „Paul Wentworths Neue“. So sehr sich der neue Roman von dem älteren unterscheidet, so ist er, was die sorgfältige Arbeit und das treffliche Englisch anbelangt, seinen Vorgängern gewachsen. Wir wollen den zahlreichen Lesern nicht durch Entwicklung der Handlung das Vergnügen der Spannung rauben. Einige Fehler und einige verkehrte Charakterzüge finden sich, doch ist Allison hübsch gezeichnet, ebenso Dr. Thornhill und Mr. Wainland, weniger gelungen erscheint Herbert Earle.

„Miss Blanchard of Chicago“ by Albert Kovill-Davies (E. O. White & Co., 1892) ist ein äußerst interessantes, mit großer Lebendigkeit und glänzendem Kolorit geschriebenes Buch. Diese seine Charakteristik der Amerikaner, welche mit einer oder zwei Ausnahmen wirklich echte Amerikaner sind, findet man bei nur wenigen englischen Schriftstellern. Die Geschichte ist eigentlich außerordentlich einfach. Sie behandelt nämlich die Abenteuer eines jungen Engländers, dessen grausamer Onkel und Wächter ihn zu den nordamerikanischen Wüsten sendet, um dort sein Glück zu suchen. Sobald Mr. Kovill-Davies seine Geschichte einfach erzählt, ist sie prächtig und hat Leben, Bewegung und Farbe, während ihm die Analysen nach Mr. Paul Bourget's weit weniger gelingen. Die Charakterzeichnung muß als vorzüglich anerkannt werden, besonders Miss Blanchard aus Chicago ist ein reizendes Porträt, höchst natürlich und ansprechend auch in ihren reinen Amerikanern. Eine treffliche Studie ist auch ihr Vater, treu nach dem Leben, ein echter Amerikaner und self-made-man, der selbst sein Vermögen erwarb und sich vom armen Schlafwagen-Kondukteur durch eigene Kraft zum Botschaftsfürsten von Chicago aufschwang. Allen, die Amerika und die Amerikaner kennen lernen möchten, wie sie sich amerikanischen Augen darstellen, soll dies interessante Buch lebhaft empfohlen sein.

Dr. Karl Biefendahl.

Holländische Litteratur.

Taco H. de Beer, *Geschiedenis der Nederlandsche Letteren 1880 bis 1890.* (Stullenburg, Blom & Clivierse.) — Eine Geschichte des niederländischen Schrifttums während der letzten zehn Jahre! Ich habe selten ein Buch mit so großen Erwartungen zur Hand genommen, wie das vorliegende und bin fast noch niemals so arg enttäuscht worden, wie diesmal. Der Verfasser erklärt in der Vorrede, daß das Werkchen eine erweiterte Umarbeitung einer für das Meyersche Konversationslexikon geschriebenen Übersicht über die holländische Litteratur des letzten Decenniums sei, und das erklärt und entschuldigt vieles. Es ist die richtige Lexikonsarbeit, eine bunte Zusammenstellung von Namen, Titeln und Daten, eine Art Nachschlagebuch für den mit der neueren holländischen Litteratur bereits Vertrauten, aber keine „Geschichte“. Um eine solche zu schreiben, darf man kein solch ausgesprochener Gegner der modernen Richtung sein, wie es Taco H. de Beer nun einmal ist, trotzdem er uns in der Vorrede seiner vollständigen Objektivität versichert. Für diese „Objektivität“ sind gleich die ersten Zeilen ein treffender Beweis. „Die Geschichte unsrer Litteratur während des abgelaufenen Decenniums ist in der That ganz geeignet, um denjenigen, der es ernst mit der Litteratur meint, trübe zu stimmen.“ Also Herr Taco H. de Beer! Wenn ich ein Buch über dasselbe Thema zu schreiben hätte, würde ich gerade das Entgegengesetzte behaupten. Es sind das eben Ansichtssachen, über die zu streiten vollständig nutzlos ist; ich verzichte deshalb auch darauf für meine Behauptung Beweise zu bringen, ich müßte nur wiederholen, was ich an dieser Stelle bereits mehr als einmal ausgesprochen habe, und das ewige Wiederläuen ist eben keine verlockende Sache, wenn man nicht zu der betreffenden Tiergattung gehört, denen dies ein besonderes Vergnügen bereitet.

Für mich persönlich sehr interessant war eine Bemerkung, die sich Herr Taco H. de Beer auf S. 70 seines Buches leistet. Dort heißt es bei Anführung meiner Übersetzung von Couperus' „Noodlot“ wörtlich: „Dr. Paul Rache übersetzte Noodlot ins Deutsche und erklärte in der Vorrede, daß nach Bondel fast nichts geschrieben worden ist, bis de Nieuwe Gids erschien!“ Ich habe daraufhin meine Einleitung zu dem Couperus'schen Roman noch einmal genau durchgelesen und es ist mir unbegreiflich, wie man aus meiner mehr zufälligen als beabsichtigten kurzen Erwähnung des Nieuwe Gids eine solch unsinnige Behauptung aufstellen kann, wie Herr Taco H. de Beer sie mir in seinem Buche unterschiebt. Mit seiner Meinung, ich wollte mich zum Apostel des Nieuwe Gids aufwerfen, steht Herr Taco H. de Beer allerdings nicht allein da. Der „Nederlandsche Spectator“ secundiert ihm hierin vortrefflich. Aus meiner Einleitung zu Couperus glaubte das genannte Blatt zu derselben Ansicht kommen zu müssen, die von Herrn Taco H. de Beer offen ausgesprochen ist — eine Ansicht, die mir, frei herausgesagt, durchaus nicht angenehm war. In einem kurz darauf folgenden Vorwort zu van Eedens „Kleinem Johannes“ suchte ich deshalb meinen Standpunkt zu der holländischen Litteratur ausführlicher darzustellen, und ich glaube deutlich genug gezeigt zu haben, daß mich der Vorwurf der Einseitigkeit nicht trifft und daß ich mich bei meinen Beurteilungen der neueren holländischen Schriftwerke den Teufel um Richtung, Schule und Klauenwirtschaft lehre. Aber man kanns den Leuten nie recht machen und dem „Spectator“ zumal nicht, wie aus der Besprechung meiner Einleitung zu van Eeden ersichtlich ist. Den Vorwurf eines Nieuwe-Gids-Apostels kann man nicht mehr machen, man erkennt an, daß ich ältere Namen, wie Multatuli, Vosmaer und Vusken-Suet erwähnt habe, regt sich aber darüber auf, daß ich sie „Vorläufer“ der neuen Richtung nannte und fährt dann fort: „Warum

werden denn auch nicht Namen wie Hildebrand und Potgieter genannt, die man vergeblich in dem Vornooite sucht? Die Bezeichnung „Vorkläufer“ ist doch dehnbar genug!“

Nein, verehrter Spectator, die Bezeichnung „Vorkläufer“ ist nicht dehnbar genug! Multatuli, Busken-Huet und Vosmaer stehen mit der neuen Richtung in Verbindung, Hildebrand nicht, und da es mir darauf ankam, eine Übersicht über die Entwicklung der neuen Richtung zu geben, nicht aber eine Übersicht über die holländische Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts, mußte der Name Hildebrand, wie der so vieler anderer, wegfallen. Hierin eine Richtachtung Hildebrands zu erblicken, dessen „Camera“, wie an dieser Stelle bereits ausgesprochen, auch ich als eines der lebenswüchdigen Bücher der Weltlitteratur schätze, ist ein Kunststück, wie es eben nur der „Niederländische Spectator“ fertig bringen kann. Und was die Wänselbüchsen bei dem Worte „Vorkläufer“ anlangen, so scheint der betreffende Herr Rezensent des Spectator den Sinn des Wortes nicht zu fassen. Ich rate ihm, seine deutschen Studien etwas zu vervollkommen, er wird dann finden, daß in dem Worte durchaus nicht die Herabsetzung und Geringschätzung enthalten ist, die er der Bezeichnung beizulegen beliebt. Wer sich über Beets, Potgieter u. a. unterrichten will, dem bietet Hellwald-Schneiders treffliche Litteraturgeschichte (Leipzig, W. Friedrich) ausgiebige Gelegenheit dazu. Ich wiederhole hier nochmals, daß ich es als meine Aufgabe erachte, für die gegenwärtige Litteratur Hollands in Deutschland Interesse zu erwecken, und da gerade in den letzten Jahren die holländische Litteratur Schöpfungen hervorgebracht hat, welche mehr als die Produkte der früheren Perioden geeignet sind, dem holländischen Schrifttum die Beachtung des Auslandes zu sichern und ihm das Odium der Langenweile, unter dem es bisher allgemein zu leiden hatte, zu nehmen, so ist es natürlich, daß

ich meine Aufmerksamkeit in erster Linie auf die von modernen Ideen getragenen Schriftwerke lenke. Es ist merkwürdig, daß man in Holland den modernen Bestrebungen der ausländischen Litteratur solch reges Interesse entgegenbringt und für die gleichen Bestrebungen im eignen Lande so wenig Sinn hat. Hoffentlich ist die Zeit nicht allzufern, wo man auch in der Heimat Wynheers mit dem alten Jopf bricht! Vielleicht erlebe ich es auch noch, daß sich selbst der „Niederländische Spectator“ bekehrt und meinen Bemühungen um das Bekanntwerden der holländischen Litteratur in Deutschland ein klein wenig Anerkennung zollt. In der festen Zuversicht, daß es auch einst noch in Holland Tag wird, tröste ich mich über die mancherlei Philisterhaftigkeiten und werde unbeirrt in meiner Aufgabe fortfahren, auch wenn dieselbe in Anbetracht der Verständnislosigkeit, die mir von vielen Seiten in Holland entgegengebracht wird, gegenwärtig wahrlich nicht eine angenehme ist.

Da ich nun doch einmal sehr ins Persönliche hineingeraten bin, will ich meinem Herzen auch gleich noch in einer dritten Sache Lust machen. Erschien da in „Elseviers Geïllustreerd Maandschrift“, der vornehmsten holländischen Monatschrift dieses Genres, vor einiger Zeit ein Artikel, in dem auf die vermeintliche Ähnlichkeit von van Cedeus „Kleinem Johannes“ mit der Märchenzählung von E. T. A. Hoffmann „Das fremde Kind“ hingewiesen wurde. Bevor er sich in seine Untersuchung einläßt, ruft der Artikelschreiber von Elsevier bathetisch aus: „Wenn diese Ähnlichkeit vorhanden wäre, was würde die Welt zu einem deutschen Doktor sagen, der van Cedeus Werk in der deutschen Übersetzung in den Himmel hob und nicht bemerkte, daß er es mit einer Nachahmung Hoffmanns zu thun hat?“, um dann zum Schlusse an seine Betrachtungen die geistreiche Wendung zu heften: „O Rache über Rache!“

Um mich möglichst kurz zu fassen: Die

Welt würde sich durchaus nicht so sehr aufregen, wie es der holländische Artikelschreiber annimmt. Die deutsche Litteratur ist nun einmal ein wenig umfangreicher, als die holländische und es ist deshalb selbst „einem deutschen Doktor“ nicht zuzumuten, daß er alles gelesen hat. Nun ist aber der gute E. T. A. Hoffmann einer meiner Lieblingschriftsteller und ich würde sicherlich eine diesbezügliche Bemerkung gemacht haben, wenn die Ähnlichkeit zwischen Hoffmann und van Eeden nicht eine solche zufällige und rein äußerliche wäre, daß ich jede Auseinandersetzung hierüber als vollständig unnütz erachte.

Wenn sich schließlich der Artikelschreiber von Elzevier, ebenso wie an anderer Stelle der *Nederlandsche Spectator*, darüber auslassen, daß ich den „Kleinen Johannes“ als ein Werk der neuen Richtung bezeichnet habe, so weise ich auf das Aprilheft der „Gesellschaft“ vom vergangenen Jahre hin, woselbst ich bei der Anzeige des Werkes wörtlich gesagt habe: „Modern in unserm Sinne ist der „Kleine Johannes“ nun durchaus nicht, wie ja der Ausdruck modern, auf die holländische Litteratur angewendet, überhaupt eine gesonderte Bedeutung hat.“ Wie bereits bemerkt, sind diese Zeilen mehrere Monate vor dem Erscheinen meiner Einleitungen zu *Couperus* und van Eeden geschrieben, die Bekehrungen von Elzevier und *Spectator*, daß der „Kleine Johannes“ eigentlich gar nicht modern — im allgemeinen Sinne — sei, kommen demnach einige Posttage zu spät. Für Holland ist und bleibt der „Kleine Johannes“ ein modernes Werk, ebenso wie z. B. Helene Swarth für Holland modern ist, im Gegensatz zu Mathilde Rambong, die das altväterliche Holland vertritt. Holland hat eben zu lange im Winterstahl gelegen und der Übergang zu dem neuen Leben geschieht viel zu unermittelt und schnell, um die Bezeichnungen „alte Richtung“ und „neue Richtung“ in Bezug auf Holland mit derselben Begrenzung anzuwenden, wie auf die andern Länder. In Deutschland würde

deshalb kein Mensch Helene Swarth zu den „Modernen“ rechnen, sie wäre bei uns vollständig alte Richtung und Hilda Nam würde uns insofgedessen annuten, wie eine Neuedition aus dem 17. Jahrhundert. Folglich: „Der „Kleine Johannes“ ist das erste größere Prosawerk der neuen Richtung in den Niederlanden.“ *Quod erat demonstrandum.*

So, meine Herren holländischen Kritiker! Falls Ihnen meine Logik nicht ganz einleuchten sollte — u. A. w. g.

Paul Rade.

Dänische Litteratur.

B. F. Rist, *Efter Dybbøl*. (Kopenhagen, P. O. Schibye, 1892.)

H. Pontoppidan, *Det forjættede Land*. (Esbena.)

Svend Trøst, *Unge Viser*. (Kopenhagen, J. O. Schibye, 1892.)

S. Schandorph, *Poet og Junker*. (Kopenhagen, Bydendal, 1892.)

Als ich im November vorigen Jahres mißmutig meinen Bericht über dänische Litteratur abschloß, hatte ich keine Ahnung, daß wenige Wochen später mehrere hochbedeutende Arbeiten vorliegen würden: drei Prosawerke und ein Band Lyrik.

S. Schandorph, um mit dem ältesten zu beginnen, ist ein fertiger Mann. Er hat eine lange Bahn hinter sich und gehört zu den „Meistern“, das will sagen, wenn man ein neues Buch von ihm in die Hand bekommt, dann weiß man, daß es „ein Schandorph“ ist. Er ist unter den dänischen Dichtern der, der am sichersten auf der Mutter Erde steht, mag er seine Stoffe aus dem dänischen Leben holen oder aus dem französischen und italienischen. Seine Bücher sind echt. Das neue Buch behandelt das Leben *Miseris*. Es schildert die rastlose Arbeit des Mannes an sich selbst, das eifrige Bemühen des Junkers, ein italienischer Dichter zu werden. Der Stoff ist etwas spröde. Man kann sich nicht leicht für die Hauptperson

ermühen, diesen Pferde- und Frauenbezwinger, der sich fast pedantisch zum Dichter ausbilden will. Es wäre vielleicht auch die Bezeichnung Roman besser unterblieben; denn unter der Hand hat Schandorff mehr ein Zeitbild gegeben. Ob es echt ist, mag und kann ich nicht entscheiden, aber das Gefühl, einen sichern Führer zu haben, hat man auf jeder Seite. Besonders muß auf die Schilderung der katholischen Geistlichkeit hingewiesen werden; man merkt, daß die würdigen Herren mit ganz besonderer Lust vorgestellt werden, mit einem lächelnden Schmunzeln um den Lippen, das versteht und versteht.

Riß's Buch ist wie das Pontoppidans eine Fortsetzung. Es ist sehr lose komponiert. Die einzelnen Teile sind nur leicht nebeneinandergestellt und noch leichter mit dem „Kreuzen von 1884“ verknüpft. Es sind Stimmungsbilder aus dem Kriegsjahre nach der Räumung der Düppeler Schanzen. Aber diese einzelnen Schilderungen tragen ein so scharfes Wirklichkeitsgepräge, daß das Buch zu den bedeutendsten Erscheinungen der letzten beiden Jahre gerechnet werden muß. Da ist die Liebesgeschichte zwischen einem jungen Leutnant und einer lebenslustigen jungen Hauptmannsfrau in zartester und sicherster Weise ausgeführt, in einem Stil, klar wie ein leuchtender Frühlingstag. Dann ein paar Briefe eines Offiziers an seine Verlobte. Da heißt es einmal: „Kannst Du Dich an das Gedicht von Ali Bei erinnern, der selbst im Kampfe von seiner Geliebten träumt —

Während er die Frankenköpfe
Dugendweis herunterläßt
Lächelt er wie ein Verliebter,
Ja, er lächelt laut und jählich. — —

— ja, und ich, der doch alles Deutsche verschworen hat, und alles was aus Deutschland kommt; — aber so will auch ich mich schloßen: lächelnd bei dem Gedanken an Dich. — Ach, nun bring ich Dich zum Weinen, aber weine Du nur in Deinem kleinen Bette, — es wird die Zeit kommen, wo

wir uns lachend in den Armen liegen. Ja, fürchte nur nichts für mich, ich fühle das Blut der ganzen Jugend des Landes in meinen Adern rollen, — um zu fallen bin ich zu stark — Du nennst mich ja auch Deinen großen Bären — ich denke jeden Abend daran, wenn er am Himmel herausgezogen kommt — und dann starren wir uns an, wir beiden Bären, und denken an Dich, unsere kleine Marie. — Ach, ich thue ja gar nichts anders. Die große Sünde hab ich auf meinem Gewissen (aber sie drückt mich gar nicht), daß ich mehr an Dich denke als an all das Elend um mich her — ja sogar mehr als an das arme Land. Alles ist mir nichts gegen Dich — meine Gedanken und Träume schweben zwischen weißen Armen und roten Lippen — bei Dir — bei Dir. Thue ich damit unrecht? Was sagst Du, meine liebe Marie? — — So der Mann. Und die Braut, die den Verlobten verloren, schreit auf: „Ich kümmere mich um nichts andres, und alles andre ist mir völlig gleichgültig. Was geht es mich an: Krieg und Frieden, Verwandte und Freunde und die Menschen sonst, Gesunde und Kranke — was gehn sie mich an?“ Auf diesen paar Seiten sind die Schreden des Krieges ergreifender geschildert als in dem großen Romane Bertha v. Suttner's. Anderwärts wird die Verzweiflung über das Elend des Vaterlands ohne jeden Chauvinismus und daher auf das mächtigste dargestellt. Mit verzweifelt fasschem Haß singt nach der Besetzung von Ais der allzeit lustige und spöttische Leutnant von Kadon das Heineke Lied von den beiden Grenadiern: „Wir nannten Dänemark unsre Mutter, nun können wir's unser Grab nennen.“ Vielleicht wird die jetzt gegen den Willen des Volkes aufgeführte Festung Kopenhagen der Nagel zum Sarge.

Im Gegensatz zu Riß's Buche hängt „Das verheißne Land“ Pontoppidans engste mit seinem Vorgänger zusammen; ja, es ist vielleicht kein Vorteil, daß es einzeln erschienen ist. Über dem ganzen

Buche liegt etwas Schlaffes. Der Mann, der sich mit aller Kraft seiner Begeisterung der Volksbewegung angeschlossen, verläßt seinen Wirkungskreis und kehrt resigniert nach der Stadt zurück, das innige Verhältnis zu der Bauerntochter, die er in sein Pfarrhaus genommen, löst sich auf Das fruchtbarere Verständnis zwischen Stadt- und Landvolk erweist sich als nicht durchführbar. Eine politische Bewegung, die die größten Hoffnungen erweckt, verläuft im Sande. Kein Ausblick auf Heil und Rettung. Und ein jeder trägt geduldig das Kreuz, das ihm Gott und die Obrigkeit auferlegt. Das Buch ist symbolisch für die Entwicklung des dänischen Nationallebens. — Im Verlauf des Romans konzentriert sich das Interesse immer mehr um Hansine. Hier hat Pontoppidan eine reinweg prächtige Gestalt geschaffen und mit den einfachsten Mitteln geschildert. Sie fühlt zuerst, wie das Verhältnis zum Manne sich lösen muß, und starbt in der Resignation einer gesunden Natur, bewegt sie selber den Mann dazu, sich einen Wirkungskreis in der Hauptstadt zu schaffen. Sie fühlt deutlich, als Mann und Kinder scheinbar auf nur kurze Zeit sich von ihr trennen, daß die Trennung dauernd ist und sein muß. Sie steht auf dem Hügel in der Nähe des Pfarrhofes und sieht den Reisenden nach. Sie winkt mit den Tüchern. „Aber die Gestalt oben auf dem Hügel rührte sich nicht, . . . sie bekamen keine Antwort auf ihr „Aus Wiedersehen!“ — Von dem „verheißenen Lande“ gilt daselbe wie von „Rud“. Es wird nur in Dänemark bis ins innerste verstanden werden. Aber auch für den Fremden bleibt genug. Eine gute Uebersetzung beider Bücher wäre dringend zu wünschen.

Aus ganz anderer Stimmung herausgedoren sind die „jungen Lieder“ Svend Trøst, d. h. Holger Drachmanns. Da ist nicht von Resignation die Rede. Frisch zugegriffen und das Leben verarbeitet. Spott für den Philister. Hohn für die elenden Politiker. Jung, das ist die Devise.

Jung in Spott und Hohn, jung in der Liebe, jung vorwärtsstrebend in der Politik. Es ist, als ob der Kufenthal in Deutschland Hoiger Drachmann verjüngt hätte. Vielleicht ist hier die Umwandlung zum Proletarierdichter geschehen, als den er sich in der Schlussabteilung „Proletarier“ vorstellt. „Rottet euch zusammen, rottet euch zusammen!“ ist eines der schwungvollsten sozialdemokratischen Lieder, die ich gelesen. — Die polemischen Gedichte behagen mir weniger. Da fehlt die schlagende Kürze. — Verten in der Sammlung sind „September“ und „Kleine Liederlieder“. — Vielleicht magt sich einer, der den Reim in der Gewalt hat, an eine Uebersetzung. Leicht ist die Glätte und Eleganz des Originals freilich nicht zu erreichen.

G. Morgenstern.

• • •

Henrik Jäger, Henrik Jbsen og hans værker. (Christiania og Kjøbenhavn, Albert Cammermeyers Forlag. 1892.)

Herr Jäger ist lgi. Jbsenscher Hofhistoriograph. Er teilt im Vorwort mit, daß Jbsen eine Korrektur gelesen, damit Mißverständnisse und Versehen vermieden würden. Mit allzugroßen Erwartungen darf man aber nicht an die Lektüre herangehen. Jäger hält sich immer hübsch an der Oberfläche. Denen, die Jbsens Werke selber nicht lesen wollen, aber gern wissen möchten, was denn eigentlich in seinen Büchern steht, kann das Buch empfohlen werden. Das Verständnis des Dichters fördert diese Journalistenarbeit nicht. — Herr Jäger entschuldigt seine Oberflächlichkeit mit dem Sage: „Die Aufgabe eines modernen Kritikers ist zu verstehen und seine Kunst zu erklären — nichts weiter.“ Das war freilich auch die Aufgabe der alten Kritik, nur daß sie sich damit, und mit Recht, nicht zufrieden gab. Wir verlangen von einem ordentlichen Kritiker auch eine Wertschätzung. Wir müssen von einem Kritiker Jbsens verlangen, daß er uns zeigt, welche neuen Momente Jbsen der

Poesie zugeführt, welche neuen Ausblicke er eröffnet hat, mit einem Worte, welchen Wert Ibsens Wirksamkeit für die Entfaltung der Poesie in Stoff und Form gehabt hat. Wer immer nur genießt und immer nur erklärt und vor lauter Modernsein das Urtheil verlernt hat, der mag sich eine Zipselmütze auf sein modernes Haupt setzen; denn er gehört zur schrecklichsten Menschenklasse: dem modernen Philistertum. G. Morgenstern.

Serbische Litteratur.

Von diesem Zweige der slavischen Litteratur weiß man bei uns so immens wenig, daß gar mancher Leser beim Erschauen der Überschrift verwundert sagen wird: Ja, haben denn die Serben auch eine Litteratur? Wenn es hoch kommt, erinnert man sich vielleicht in aller Eile an die schalkhaft-garten Volkslieder, die uns die gelehrte Talvy (Lulze von Jacob) so vortrefflich verdolmetscht hat — aber damit ist's auch „alle“. Die Heldendichtungen: Car Lazar und Marko Kraljević*) kennt niemand, obwohl sie sich den besten Volkschöpfungen aller Zeiten an die Seite stellen dürfen.

Der Schwerpunkt der serbischen Litteratur liegt in der Volksdichtung; die Kunstdichtung (nebenbei: ein ekelhaftes Wort, klingt wie „Kunstschlosserei“) ist auch zum meist nichts anderes, als von der berühmten Gedankenbläse angekränkelte Nationaldichtung. Eine kurze Übersicht der bemerkenswertesten serbischen Dichter wird nicht ohne Interesse sein. Die weltaus größte Anzahl brachte das XV. und XVI. Jahrhundert hervor, so Hanibal Lucić (1480—1525) [artempfundene Liebeslieder an ‚Milica‘, ein nationales Drama: ‚Robinja‘, ohne Kraft], Mavro Petrančić (1500) [liebliche religiöse Lieder, Mythen: Čista Susana, die keusche Susanne. — Uskrnuće Isusovo, Mar-

ter Jesu. —], Gučetić († 1525) [satirisch-humoristische Gedichte: Dervišiada, Derwiſchiade], Peter Peštović († 1572) [philosophische Gedichte] und Flora Cuceri (geb. 1555) [wichtige Epigramme]. Im XVII. Jahrhundert wurden massenhaft fremdsprachige Werke — meist Mittlassisches — übersezt. Dinko Ranjini († 1687) machte seine Landsleute mit Moschos, Philemon, Tibull, Propert und Martial, Dinko Blatarić († 1610) mit Sophokles (Elektra) und Tasso (Aminta); vorzügliche Übertragung), Joann Gundulić († 1638) mit dem besetzten Jerusalem bekannt. Legenannter schrieb auch ein Epos in 20 Gesängen, „Osman“, worin er sich sehr oft an Tasso anlehnt. Junius Polnotić (1606—1657) machte sich durch ein religiöses Epos „Kristiada“ berühmt, in seinen zahlreichen historischen Dramen benützte er fremde (lateinische) Muster. Sammelpunkt dieser Talente war Ragusa. — In der Mitte des XVIII. Jahrhunderts macht sich zu gunsten der Volkssprache eine große Bewegung gegen das Kirchenlavische bemerkbar. Besonders thätig in dieser Hinsicht waren: Gjorgjić (geb. 1675) [Liebeslieder, „Saltjer slovinski — Falterübersezung]. Doſithej Obradović (1739—1811), der erste, der die Volkssprache rein geschrieben hat. Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts herrschte das Serbische unbeschränkt in der Litteratur. Hand in Hand damit ging die Übersetzungsthätigkeit eines J. Sorloević († 1771) [Montesquien's l'esprit des lois, Molière, Ovid und Metastasio]. P. Berić (Wieland's Agathon), Jovan Žirković (Herder's Palmbblätter) u. Erwähnung verdienen auch die Gedichte des serbischen Franzosen Marc Bruère Dérivaux (Marco Bruerović, † 1774). Großer Verdienst um die Erhaltung der alten Volkslieder erwarb sich Bul Stjepanović Karadžić (geb. 1787). Bisher lebten diese wertvollen Dokumente der Volkskraft nur in der Tradition fort — er war es, der sie durch Niederschrift für die kommenden Ge-

*) Sprich Kraljević; ö = ich.

schlechter figierte. — Durch Erfindungsgabe und glatte Form ragen Simeon Mitutinovič und J. S. Popovič hervor. Ersterer (geb. 1791, † 1847) schrieb epische und lyrische Gedichte (Srbjanka) in der Art der Volksdichtung und versuchte sich auch mit ziemlichem Glück im Drama (Obilič, Karadjordje, Dika Crnogorska), während letztgenannter (1806 bis 1856) fast ausschließlich das dramatische Gebiet pflegte (Svetislav i Mileva, Miloš Obilič, Ajduci, Skonderbeg, Lachan) und zwar, wie man aus dem Titel erzieht, in historisch-nationaler Richtung. Von den eilfertigen Slickern sind „Svetislav“ und „Lachan“ die weitest gelungensten.

Einen großen literarischen Aufschwung zeigen die letzten 40 Jahre. Freilich die wissenschaftlichen Werke sind, bei Licht besehen, nichts mehr und nichts weniger als Compilationen oder Abschriften aus fremdsprachigen Litteraturen, auch stofflich bewegt sich die Dichtung noch zwischen den alten Polen: Liebe und Vaterland oder Gott und Natur, doch steht bei der Jugend des Volkes zu hoffen, daß die Zukunft manches ändern wird. — Zu den besten serbischen Dichtern der Gegenwart gehörte ohne Zweifel der Bladyša von Montenegro, Peter Petrovič Njegoš. Sein Lehrer war der oben genannte Mitutinovič. Schöne Gedanken in edler Form, zumeist von nationalem Feuer durchpulst, finden wir sowohl in der ersten Sammlung Luča mikrokozma, wie im letzten Gedichtbuche: Gorski vilenac. Ähnliches gilt von dem Heldengedichte: Kuca Džurisića i Čardak Aleksića. Das Drama Lažni Car Stjepan Mali enthält wohl einzelne gelungene Scenen, ist aber im großen und ganzen recht schülerhaft. Ljub Nenadovič entnimmt seine Stoffe ebenfalls den Kämpfen gegen die Türken (Slobodijadae, epische Gedichte in 10 Ges.), er ist ein Meister im Kolorit; das Drama „Napoleon“ bedeutet nach keiner Richtung hin etwas.

Überhaupt scheint es, als ob dieses Gebiet den serbischen Dichtern so gut wie verschlossen wäre. Seine Helden scharf zu charakterisieren, deren Handlungen zu begründen, den Stoff dramatisch zu gruppieren, das ist bis jetzt fast jedem ver sagt geblieben. Dramatische Epen — nichts anderes. (M. Nikolič, Kratjevič Marko; Arapin; Dragutin kralj srbski. — Zovan Subbotič, Vladislav; Zvonimir; Semanja. — Matia Ban, Dobroslav; Mejrjm [preisgetrünt]). Zu erwähnen ist noch J. Zilij: Rovič mit seinen zwei farbenglutigen Heldengedichten: Lazarica und Smart Cara Stjepana i Cara Uroša (der Tod des Jaren Stephan und des Jaren Uroš). Aus der Schar der Lyriker ragen hervor Miloš Popovič (Mač i pero. 1846. — Schuort und Feder) und Milica Stojadinovičova (U Fruškogori. — Bei der Fruškogora), insbesondere schreibt letztere warmempfundene Lieder in entzündender Form.

Aus den ältesten Erscheinungen greife ich heraus: Pjesme Aleksa R. Santića. U Mostaru (Lieder von Neg. R. Schantitsch. — Mostar. — Patriotische Gedichte und Liebeslieder, hie und da einsförmig), Pesme Josipa Berse. U Zadru (Lieder von Josef Berse. Zara. — 272 S. Das Alpha und Omega dieser Sammlung ist das Meer. Hier ist der Dichter in seinem Element, hier gelingt es ihm, den Leser mächtig mit fortzureißen; Blut der Sprache, Bildersfülle und formelle Eleganz zeichnen die Gedichte aus — sobald aber Berse anderes zu schildern versucht, wird er matt, ungenießbar. — Manches hier erinnert an unseren lieben Heine), Majske noći. Pesme Andro Gavrilovića. V Beogradu. (Mahnächte. Lieder von Andreas Gavrilowitsch. In Belgrad. 143 S. — Jedenfalls das bedeutendste Dichterverk des zeitgenössischen Serbien. Formell sowohl, als inhaltlich über jeden Tadel erhaben.)

Nach langem Schweigen meldet sich der alte, erprobte Sänger Jovan Zilij, um

hinter seinen drei Söhnen und gleichfalls trefflichen Dichtern Milutin, Dragutin und Bojislav nicht ganz zurückzubleiben. Das Buch ist „Dahiro“ betitelt und enthält Produkte von wahrhaft orientalischer Phantasie, zarte Liebeslieder, dazwischen rauhe Trompetenlänge und wieder Hirten-schalmel'n und betaufenden Rosenduft. . .
Stauf von der March.

Slovenische Litteratur.

Die Litteratur der Slovenen hat erst Mitte dieses Jahrhunderts halbwegs Bemerkenswertes hervorzubringen begonnen. Eine Menge ungünstiger Faktoren, als nationale Kämpfe, brutale Gegenreformation bewirkten, daß die Volkskraft gänzlich von diesem Gebiete abgelenkt wurde und zwecklos zerstückelte. Von alten Litteraturdenkmälern, wie solche in größerer oder geringerer Anzahl ein jedes europäische Volk aufweisen kann, findet sich bei den Slovenen nichts vor. Der Untergang derselben fand entweder auf natürlichem Wege statt oder durch den Fanatismus bez. die Unwissenheit des Klerus. Letzterem war ja bis ins XVI. Jahrhundert hinein die Volkssprache zum größten Teile noch ein spanisches Dorf! Erst von da ab (1550) begann die nationale Erweckung, und zwar ist es ein Deutscher, der Kanonikus Primus Truber (1508—1586), welcher in dieser Beziehung eifrig wirkt. Gerade damals drang Luthers Lehre sieggewaltig durch die Welt, auch Truber ergriff die Bewegung, so daß er gar bald zu den „Reformierten“ zählte. Infolgedessen sah er sich genötigt, Krain zu verlassen und seinen Aufenthalt in Kempten (Württemberg) zu nehmen. Dasselbst begann er das Matthäus-Evangelium, Luthers Hauspostille, den Psalter u. a. ins Slovenische zu übertragen. Freilich können diese Übertragungen keinerlei Anspruch auf Mustergültigkeit erheben; dem Autor mangelte vielsach eine tiefere Kenntnis des Slovenischen. — Der eigentliche Columbus dieser Sprache ist Adam Bo-

horič, der im Auftrage der krainischen Landstände eine kurze Grammatik verfaßte; seine Orthographie ist heute noch maßgebend. Nach Bohoritschs Regeln übertrag Dalmatin die Bibel (1554) und der Bischof Chroň, wissens den Protestantismus mit der Wurzel auszurotten, die Episteln und Evangelien nach der Vulgata. Mit Beginn des XVII. Jahrhunderts trat die Gegenreformation mit all ihrer brutalen Entschiedenheit auf. Am 8. August 1600 verbrannte die Gesellschaft Jesu in Graz 10 000 protestantische Bücher, einen weiteren Scheiterhaufen zündeten sie am 23. Dezember desselben Jahres zur größeren Ehre Gottes in Raibach an, am 9. Januar 1601 noch fernere drei Wagen voll. Diese litt.-rel. Hinrichtungen wiederholten sich selbstverständlich, und was in der Stände-Bibliothek erhalten blieb, gab der „große“ Kaiser Ferdinand II. den Jesuiten preis. . . . So wurde die ganze derzeitige Litteratur der Slovenen ausgerottet und Trubers, Bohoritschs und Dalmatins segensreiches Werk vernichtet, denn die ehrenwerten Väter Jesu kümmerten sich fernerehin keinen Pfifferling um die Volkssprache, da sie bei den von Deutschen, Ungarn und Italienern umschlossenen Slovenen keine große Gefahr für den Katholizismus sahen, hingegen pflegten sie z. B. in Kroatien und Dalmatien bis zum letzten Augenblicke ihres dortigen Aufenthaltes die nationale Sprache, fortwährend die griechische Kirche fürchtend. Die Periode von 1600 bis gegen 1780 ist ganz unfruchtbar an litterarischer Ausbeute. Einem Mönche Markus Pöhlín (1735 bis 1801) gehört das Verdienst, die Sprache gewedt zu haben. Er schrieb u. a. eine Grammatik. Ihm folgte G. Japel (1774) mit Übertragungen der Bibel, dann des Mendelssohn, Kleist, Hagedorn, Metastasio u. a., sowie eigenen Gedichten. Ant. Vinhart (1758—1795) übersetzte Baumarchals mariago da sigaro und war auf dem Felde des Lustspiels thätig. Lavoslav Volkmar (1741—1816) dichtete im Volkston; seine Lieder werden noch heute um

Opatija herum gesungen. Der bedeutendste Dichter jener Zeit ist Valentin Vodnik (1758 bei Laibach geb., † 1819), leider gebricht es ihm an rechter Formgebung. 1817 trat Franz Preschörn (1800—1849) mit einer Gedichtsammlung auf, die ihn mit einem Schlage zum hervorragendsten Dichter seiner Nation machte. Preschörn ist vor allem Lyriker; die epischen Dichtungen, die er geschrieben, fallen vielfach ins Affektirte, obwohl sich darunter manches recht Schöne findet. In seinen Liedern schließt er sich ziemlich eng an den Volkston, weshalb sie wohl auch so großen Beifall gefunden haben. Übrigens hat er auch schöne Stangen, Terzinen, Redondillen, Ghafelen u. ä., vor allem aber herrliche Sonette geschrieben. Meisterhaft ist seine Übertragung der Bürgerlichen Ballade „Lenore“. Preschörn war ein großer Freund der deutschen Literatur, trotz seines glühenden Nationalbewußtseins. Noch mehr: er war ein edler Charakter, denn seine Begeisterung für die Mutter Slavia war rein, frei von allem Haß und jener zügellosen Wut, wie solche den Tschechen Kollár, den „Narren“, wie ihn Scherr bezeichnend nennt, zeitweilig verblendet hat. Er wußte, was er dem großen deutschen Geiste, der sich eine ganze Welt unterworfen, ehe noch die Slaven auf dem Horizont erschienen waren, was er dem deutschen Volke schulde und war, wie es jeder echte Mann sein soll, dankbar, von Herzen dankbar dafür, ganz entgegen jenem wütenden Fanatiker Kollár, der sich sein bißchen Bildung auf einer deutschen Hochschule (Leipzig) geholt und dann wie ein stumpfnüstiger Kalb auf alles Deutsche mit allem Geißer überspie. Bei Preschörn ist es starke, natürliche Liebe zu seinem Volk, bei Kollár unnatürliche, tierische Brunst! — In einem deutsch-geschriebenen Sonette legte Preschörn seinen Standpunkt klar:

Nicht glaubet, daß ich Euch deshalb verdomme,
Daß dankbar der Germania ihr gemogen,
Nur daß sie wird der Mutter vorgesogen,
Daß ich's, was in mir wech des Jornes komme. —

Goldene Worte, die sich so mancher panslavistische Scribler und Volksverhörer hinter die Löffel schreiben sollte. Unser Anastasius Grün hat dem schönen Charakter des Dichters in einem tiefempfindenen Nachruf ein wohlverdientes Denkmal gesetzt und E. Samhaber über sein Leben ein hübsches Büchlein „Preschörnkänge“ (Laibach 1840) geschrieben.

Ant. Stomžel übertrug Schillers Glode in trefflicher Weise; überhaupt ward unserem Schiller sehr liebevolle Pflege bei den Slovenen zu teil. Von den Männern, die sich um die Volksbildung und Verbreitung der slovenischen Sprache unverweilliche Verdienste erworben haben, sind zu nennen: Dr. Bleiwets, M. Bertovec, M. Majar, Davarin Terstenjak, Hieinger und Fr. Rilkošič, der größte Slavist; ferner die Dichter Ivan Veselkosešič, Miroslav Vilhar, Podgoršek, Levstik, B. Jarnik (Humorist), Lovro Toman und Josipina Turnograjska, die einzige slovenische Schriftstellerin. Die Volkslieder sammelte Stanko Vraz (Narodno pisani ilirske).

Zum Schluß meines Referats, das auf Gründlichkeit selbstverständlich keinen Anspruch macht, erwähne ich noch die jüngst erschienene Gedichtsammlung: Luči (Lichterchen), Spisal Anton Funtel (herausgegeben von A. F.), Celje, Dr. Fribar (Gilli Dr. Fribar). Der Dichter ist in seinem Vaterlande als Übersetzer von Baumbachs Platorog rühmlichst bekannt; vorliegendes dürfte seine beste lyrische Gabe sein. Inhalt des Epus ist folgender: In einer wundervollen Nacht erhebt sich der Erzähler auf den Flügeln der Phantasie zum Himmel, von wo aus er die Erde betrachtet. Tausend und abertausend Lichterchen blinken und fladern, hier in einer ärmlichen Hütte, wo ein Mädchen arbeitet, um ihre alte Mutter zu erhalten, dort bei einem Toten, den ein Weib betrauert, hier wieder in einem seehaften Palast, in dem sich ein Geldproß seinem Vergnügen hingiebt zc. zc. Über jedes Lichterchen reflektiert der Dichter

in geistreicher Weise. Formell sind die Gedichte ebenfalls ganz tadellos. Bemerkenswert ist, daß Funfel sehr oft skeptisch wird.

Anderer beliebte Dichter der Slovenen sind gegenwärtig: Gregorčič, Stritar, Kstercov und Cimprman.

Staaf von der Mark.

Vermischtes.

„Karl Bleibtreu. Einzeitgenössisches Dichterbild“ nennt sich ein Artikel in der „Pfälzischen Presse von Adolph Fröhlich (2. und 3. Dezember 1892), welcher, lesenswert und geistvoll, zum Nachdenken anregt. Der Verfasser, offenbar in keiner Verbindung mit litterarischen Eliquen, nur von eigener redlicher Befinnung getrieben und angefeuert, besleißigt sich größter Unparteilichkeit. Weit entfernt, einen Bleibtreu-Bewunderer à outrance vorzustellen, tadelt er vielmehr manches nicht ohne Schärfe, so z. B. in längerem Abschnitt Bleibtreus Lyrik, die er gründlich und vollständig gelesen zu haben scheint. Mit Recht erteilt er hier den „Kosmischen Liedern“ den Preis, stellt aber natürlich den Dramatiker hoch darüber. Man müsse zum größten Bühnenmeister Schiller zurückgehen, „um solche Leistungen erreicht oder übertroffen zu sehen“. Nur will dem Kritiker das Salonstück „Der Erbe“ nicht behagen. Doch habe Bleibtreu teilweise noch Größeres geschaffen, „geradezu Mustergültiges, Klassisches“ in den Schlachtbildern, in denen sich „wunderbarer Stimmungszauber mit greißlbarer Anschaulichkeit geschuldeter Landschaftsbilder, dramatische Bewegtheit der Darstellung und geniales Verständnis der militärischen wie der seelischen Vorgänge zu Werken von plastischer Anschaulichkeit und großer kompositioneller Geschlossenheit verbinden“. Zeit und Menschen werden „in einer gleichsam mit dem Geist getränkten Sprache wiedergegeben“. Über den strategisch-taktischen Wert erlaubt sich der Kritiker natürlich kein Urteil: „Es genüge die Versicherung eines uns bekannten

hohen Offiziers, daß auf Grund der entwickelten kriegerischen Kenntnisse dem Verfasser jederzeit die Führung eines Armeekorps anvertraut werden könne“. (Dies dürfte doch wohl noch mehr auf die jüngsten, Fröhlich unbekanntem Werke „Der Imperator“ und die vierbändige „Geschichte der Europäischen Kriege“ passen.) In der neuesten Schlachtdildsammlung „Heroica“ habe übrigens wiederum „der unermüdlische Dichter“ ganz neue Ausblicke eröffnet. — Unter den übrigen epischen Werken Bleibtreus schätzt Fröhlich die Novellen „Aus Norwegens Hochlanden“ am höchsten, die „sich den besten Schöpfungen deutscher Erzählungskunst ebenbürtig anreihen“. Dagegen vermag er nicht „das begeisterte Urteil mancher Kritiker über die Novellen „Schlechte Gesellschaft zu teilen“. Das ist ein Urteil, das uns sehr stußen macht und nachdenklich stimmt. Ein Kritiker von solcher Reife und Unparteilichkeit, mit einem Sinn fürs Heroische und dramatisch Bewegte, der die Schlachtenbilder „zu den besten Darstellungen der Weltliteratur“ rechnet, fühlt keinerlei Befriedigung an der „schwärmischen“ Atmosphäre geschlechtlicher Leidenschaft in diesen Novellen. Und so mag es noch vielen anderen gehen und man erkennt hieran die Gefahren der Velsseitigkeit, trotz Goethes Vers: „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen.“ Wir sind nun freilich der Ansicht, daß jene verhältnismäßig Wenigen den reifsten Geschmack verraten, die in der That in diesen „Bleibtreus schlechten Gesellschafts-Novellen“ — so konstruierte kürzlich ein dummer Junge im „Berliner Tageblatt“ den Ausdruck „Schlechte Gesellschafts-Novellen“ — die stärkste Probe seines Dichtertums schäpen, trotz aller Mängel im Einzelnen. Denn solche Kleinigkeitsdurchsiefbung ist nur Sache kleiner Gehirne und hat daher auch den reifen Kritiker Fröhlich durchaus nicht gebindert, das größere korrespondierende Werk, d. h. den Roman „Größenswahn“, mit vollem Verständnis zu genießen. Er sagt: das sei „als Ganzes

betrachtet ein Werk von imponierender Kraftfülle und weitestem gedanklichen Gesichtskreis, das wir nicht ansetzen für das bedeutendste dichterische Erzeugnis im letzten Viertel dieses Jahrhunderts zu erklären". Fröhlich verbreitet sich nun geistreich und verständnisvoll über den Inhalt des weiteren, hebt die „wahrhaft erschütternden und weisevollen" Schlußkapitel hervor und schließt: „Dem imponierenden Gesamteindrucke gegenüber sind alle Ausstellungen im Einzelnen, wie ungleichmäßige Behandlung mancher Teile, unmdtige Einschübe und hier und da stilistische Flüchtigkeiten, einfach ohne Belang. „Größenwahn" ist die bedeutendste epische Leistung im letzten Viertel dieses Jahrhunderts." Der Verfasser wiederholt also dies Urteil zweimal, um mit Nachdruck zu zeigen, daß er es reiflich erwogen hat. Ein gleiches Urteil fällten übrigens in ihren Bleibtreu-Essays Kaberlin, Plenhart, Karl Busse, welcher letzterer — sonst ganz von Leizners Urteil beeinflusst — Nyxler übrigens auch der „Schlechten Gesellschaft" gerecht wird, die er als Meisterwerke bezeichnet. Einiges Unverständnis für beide Werke zeigten Merlan und Steiger in ihren sonst so prächtigen Broschüren, indem sie das „Genie" anerkannten, aber die „Zerfahrenheit" bedauerten. Denn ein genau prüfender Analytiker dürfte finden, daß diese Werke nur so und nicht anders geschrieben werden konnten. So urteilt auch Wiesendahl in seinen überaus treffenden Ausführungen über diesen Teil Bleibtreuschen Schaffens. Die Kopien französischer Schule, welche der neueste Berlin-Wiener Naturalismus zutage förderte, sind nur blasse krankhafte Schemen. Der Einzige, bei dem sonst noch die Erotik eine tiefpoetische Gewalt äußert, ist Conrad. Vergleicht man die süßeste Trivialität, gemischt mit ekelhaftem Schmutz, dieser heute „tonangebenden" Elianengrößen, so merkt man so recht, daß es all diesen Leuten nicht mal um den „Realismus" geschlechtlicher Brunstpoesie zu thun ist, sondern nur

um ihre persönlichen Geschöftchen. Denn alles das, was sie angeblich machen möchten, ist längst in jener Bleibtreuschen Erotikpoesie vorweggenommen, auf welche ihre impotente Naseweisheit herabzuschauen sich erlüht. Wo haben sie je die verzehrende Glut der sinnlichen Ekstase so grell und kraftvoll ausgelodert? Und der flache Symbolismus und die psychologische Tüftelei sollten hier erst lernen an dem Kampf des Tierischen mit sentimentalen Aspirationen. Allerdings werden, wie D. J. Vierbaum schrieb, „künftige Geschlechter nicht begreifen", daß solche „unerreichten" Werke von einer erbärmlichen literarischen Gegenwart noch immer nicht verstanden wurden. Noch unglaublicher aber wird es einer solchen etwalgan Zukunft dünken, daß die nänliche Dichtung „Größenwahn", welche ein so unbefangener fremder Beurteiler für die bedeutendste der Gegenwart hält, von einem Schöffengericht, dessen einer Beisitzer der seither mit vier Jahren Gefängnis bestrafte Bankier Raab war, im Jahre des Heils 1888 für eine „Schmähschrift" erklärt und „bestraft" werden konnte. Freilich ohne daß einer der Richter es für nötig hielt, das Buch überhaupt zu lesen!! Dieser Rechtsbruch wird dadurch etwas entschuldigt, daß das hohe Gericht die Anklage Leizners auf „Schmähschrift" nicht in Zweifel zog. Man soll auf die eindringliche Frage des Richters, ob denn wirklich „Größenwahn" gar keinen künstlerischen Wert besitze, geantwortet haben: „Einen ganz minimalen." Und dann hinterher das nichts-würdige Benehmen der Presse, die sich eigens Schmähschriften leistete. Psi! — Jedenfalls aber dürfte man Fröhlich recht geben, wenn er sich entrüstet über die billigen Triumphhe jener gewissen findigen Talente gegenüber dem in Bleibtreu erkannten „unerchöpslichen Reichthum an neuen Anschauungen und Gedanken, meisterlichen Schöpfungen in jeder Art dichterischer und schriftstellerischer Betätigung". Unser Kritiker wendet sich ziemlich scharf gegen

die „Revolution der Litteratur“ und ähnliche Polemiken, spricht aber den Dichter gänzlich frei von der falschen Beschuldigung der Unschärfheit und betont, daß Lob und Tadel relativ seien, einzelne Makel das große Gesamtbild nicht schädigen können. Fröhlich äußert sich nun noch ziemlich ausführlich über die litterarhistorischen, geschichtlichen, sozialpolitischen Arbeiten, womit er nur zum Teil übereinstimmen könne, doch liegt der Zweifel nahe, ob er sie alle gelesen hat, und schließt mit der Ausführung, daß alle jene Erfolge, die der Tag gezeitigt, auch mit dem Tage vergehen werden. „Wenn aber ein künftiges Geschlecht, vorurteilsfreier als die Gegenwart, den Ertrag unserer Zeit an originalen dichterischen Ingenien prüfen wird“, dann werde man Bleibtreu als den Ersten von Allen „freudig anerkennen“. Ob die Prophezeiung recht behält? X.

Als ich in Bremen bei Aufführung meines Rapokondramas mich aufhielt, wurde mir auf einem Diner ein junger Mann vorgestellt, Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes, der sich der Dichtkunst befleißigte. Er schien mir gemüthlich und intellektuell wohlbeanlagt, und ich dachte mit Heine: „O, wie ist es hoch erfreulich, solchen Jüngling noch zu finden!“ Allein, bald fiel mir auf, daß dieser noch ziemlich jugendliche Anfänger recht seltsame Begriffe von Wertverhältnissen und Rangstellungen in unserer neuesten Litteratur zu hegen schien. Ich forschte nach der Ursache, und siehe da, ich fand sie in einem dickleibigen Compendium, der 2. Auflage einer deutschen Litteraturgeschichte von Herrn Otto v. Leizner. Dieser mich eigenartig berührende Autor-Name vermehrte meine Neugierde und der wohlwollende junge Mann bereitete mich auch auf schwere Prüfung vor. „Es ist hart!“ meinte er mit wohlthuendem Mitleid, „Er wirft Sie zu den Toten!“ Ich warf zwar hin, daß aus bekannten Gründen der christliche Herr v. Leizner am besten thue, wenn er über mich einfach den Mund hielte. Doch wußte ich ja aus Erfahrung, daß er diese Ent-

haltbarkeit nicht mal in seinem eigenen Blättchen übte. Ich las also die Leiznerschen Urtheile über die Jüngstdeutschen mit hanger Ahnung. Ich wurde nicht geäufcht. Da er offenbar kein anderes Bildniß aufstreifen konnte, zierte unser Litterarhistoriker sein Werk mit einem Conterfei des großen Arno Holz. Der dazu gehörige sehr magere Text steht freilich mit solcher Auszeichnung in beträchtlichem Widerspruch. Doch Konsequenz war ja niemals Leizners Sache. Über Sudermann geht er ziemlich flüchtig hinweg und meint, dessen Romane hätten mehr Wert als seine beiden Bühnenstücke. Von Hauptmann aber weißt er, daß derselbe einst noch ganz anderen Bahnen sich zuwenden werde. Wie gnädig! Im vollen Glanze aber erstrahlt die christliche Milde unseres Leizner, wenn er von Conrad vermeldet, der Tod habe denselben uns glücklicherweise entzissen, da er zweifellos in irrsinnige Geistesumnachtung verfallen sein würde. Trefflicher! Und mit welcher weisen und gerechten Unparteilichkeit er nun seinem Herzen gegen mich Lust macht! Klingt es nicht rührend, wenn er erzählt, mein „ursprünglich reichbeanlagter und edelangelegter Geist“ habe sich selbst „um die Gesundheit betrogen“! Was er damit sagen will, weiß er wohl selber nicht. Denn seine schon 1886 aufgetauchte und hier wieder aufgewärmte Phrasen, daß ich mehr mit dem Kopf als mit dem Herzen arbeite (klingt köstlich im Munde eines „modern“ gebildeten Mannes, diese Altertumsflöstel „Herz“!), ist doch gar zu dürftig. Aber Beweise, lieber Herr, Beweise! Sollte man es für möglich halten, daß L. von meinen sämtlichen Werken nichts zu nennen weiß, als „Größenwahn“ und „Propaganda der That“? Und dabei kennt er meine andern Prosawerke ganz genau, da er darüber Rezensionen schrieb. Was er von meiner Lyrik freundlich und unfreundlich hält, ist schon deshalb belanglos, weil er nur das „Lyrische Tagebuch“ kennt. Meine Dramen, über die er geradezu en bloc abspricht, dabei aber die Einzel-

helten rühmt, hat er vermutlich überhaupt nicht gelesen. „Einige kleinere Schlachtenbilder“ erwähnt er so nebenbei. Da enthält z. B. „Friedrich bei Collin“ 270 Seiten, wahrscheinlich mehr als Herr Veigner in seinem ganzen Leben an produktiver Prosa schrieb! Das Schönste sparte ich mir aber zum Schlusse auf. Den Roman „Größenwahn“ verurteilt er nämlich, wie nur ein Unmensch ihm das verübeln könnte, geistlich aber weisevoll, daß er viel hohe Gedanken und echtes Nationalgefühl aufweise. So? Und wer hat seiner Zeit die literarische Unwissenheit eines Schöffengerichts zu der Brandmarkung „Schmähschrift“ gemißbraucht? K. Bl.

Osar Panizza's freie Auslassungen in diesen Blättern über „Prostitution“, „Luther und die Ehe“ usw. haben uns manchen herben Vorwurf zugezogen, namentlich von Seite des älteren Jungfrauenums. Da wollen wir uns nun doch mit einem kleinen Exzerpt aus Shakespeares „Ende gut, Alles gut“ verantworten, das wir hiermit allen Konnen und solchen, die es werden wollen, in Ehrerbietung widmen. Also schreibt der große William über das Jungferntum: „Läßt sich denn ein vernünftiger Grund im Naturrecht nachweisen, das Jungfrauentum zu bewahren? Verlust des Jungfrauenums ist vielmehr verständige Zunahme; und noch nie ward eine Jungfrau geboren, daß nicht vorher ein Jungfrauentum verloren ward. . . . Die Partei des Jungfrauenums nehmen, heißt, seine Mutter anklagen; welches offenbare Empörung wäre. Einer, der sich aufhängt, ist wie solch eine Jungfrau; das Jungfrauentum gleicht einem Selbstmörder, und sollte an der Geerstraße begraben werden, fern von aller geweihten Erde, wie ein tollkühner Frevler gegen die Natur. Das Jungfrauentum brüht Grillen, wie ein Käse Maden, geht sich ab bis auf die Kinde, und stirbt, indem sich's von seinem eignen Eingeweide nährt. Außerdem ist das Jungfrauentum wunderbar, stolz, untätig, aus Selbstliebe

zusammengesetzt, welches die verpönte Sünde in den zehn Geboten ist. Behalter's nicht; ihr könnt gar nicht anders, als dabei verlieren. Lebt es aus, im Lauf eines Jahrs habt ihr Zwei für Eins; das ist ein hübscher Zins, und das Kapital hat nicht sehr dadurch abgenommen.“ C.

Der Christ im Zeitalter der Maschine. Unter dieser Überschrift brachte die Zeitschrift „Christliche Welt“ einen Aufsatz, in welchem die Kernwahrheiten des Sozialismus den gläubigen Christen in sehr anschaulicher Weise vermittelt werden. Wir geben einen Teil daraus zur Probe in wörtlichem Abdruck:

„Es ist bittere Wahrheit, daß das Elend im Zeitalter der Maschine zum Himmel schreit. Wenn auch Minister den Notstand nicht anerkennen, wir sind von ihm umgeben. Der Schrei, der aus der Tiefe herausklingt, ist nicht etwa bloß Echo von Agitationsreden. Nein, es ist wahr, daß wir ein gequältes Volk sind um die Maschinen lagern sehen. Wie paßt das nun zur Begeisterung? Wie paßt das zu dem Sage, daß die Maschine eine gute Gabe ist vom Vater des Lichts? Ist Gottes Gnade die Ursache der Übel? Das sei ferne! Gottes Gabe ist gut, aber die Menschen haben noch nicht gelernt, sie zu gebrauchen. Die Kinder Gottes wissen noch nicht, wie sie mit dem neuen Niesenwerkzeug umgehen sollen. Das ist ein Hauptteil dessen, was man soziale Frage nennt.

Gott giebt niemals Gaben ohne Aufgaben. Auch in den Gebrauch des Feuers, des Eisens, des Ackers mußten sich die Menschen langsam und mühsam hineinfinden. Gottes Gaben haben immer etwas von der rätselhaften Größe, die Gott selbst hat. Sie entschleiern sich in ihrer Tragweite und in ihren Forderungen erst nach und nach. Wir leben in den Tagen, wo man eben beginnt, die Augen dafür aufzumachen, was Gott mit der Maschine uns gab: ein Zeitalter mit neuen Formen des Lebens.

Vielleicht dient es zur Klarheit in dieser Richtung, wenn wir uns im Geiste zu einem Gerichtshof versammeln, vor dem die Maschine verklagt wird. Natürlich soll sie sich verteidigen dürfen. Tretet vor, die Ihr klagen wollt!

Der Industriearbeiter tritt ein und sagt (nicht jeder seiner Genossen würde daselbe sagen), er sagt: Die Maschine ist mein Tyrann. In einerlei Arbeit bin ich tagaus tagein an sie geschmiedet, sie raubt mir alle Freiheit. Ich bin nichts als selber ein Maschinenteil.

Die Maschine antwortet: Bin ich daran schuld, daß Du keinen freien Tag hast, bin ich etwa daran schuld, wenn Du keine Zeit hast für Deine Kinder? Ich bin zufrieden, wenn Du acht Stunden an mir stehst, halte Dich an die, die Dich länger an mich fesseln! Ich habe Euch die Arbeit zehnfach erleichtert, nun aber ist es an Euch, sie Euch auch unter einander leicht zu machen.

Der Handwerker tritt vor den Gerichtshof, und da er die Maschine erblickt, wird er zornig und böse. Du hast mich zertreten! Ich war geachtet und begütet, da hast Du mir das Brot aus den Fingern genommen, Du hast mich zum Lohndiener gemacht. Ich war wie einer, der neben dem Eisenbahnzuge herlaufen soll. Ich bin gerannt, was ich konnte, schließlich bin ich doch matt und halb tot auf dem Bahndamm liegen geblieben.

Die Maschine antwortet: Sag' selber, ist es nicht Unverständnis, neben dem Zuge herlaufen zu wollen? Setze Dich doch in den Zug!

Ich kann nicht.

Du allein kannst nicht. Aber es ist auch nicht recht, wenn Du auf Deinem Schemel sitzen bleibst, und von dort aus verlangst, die Welt solle um Dich herum drehen, wie sie ist. Je schneller Du Dich in das neue Zeitalter hineinfindest, desto besser für Dich. Vereineige Dich mit Deinen Brüdern nicht zu einer Innung „selbständiger“ Meister, sondern zu einer Ge-

nossenschaft mit Großbetrieb. Ist dazu Euer gemeinsamer Kredit zu gering, so agitiert für die Hilfe der Kommunen und Kreisverbände!

Es ist die alte Sache: Die Menschen sind noch nicht für die Maschine eingerichtet.

Der Arbeitslose erzählt: Ich konnte und ich wollte arbeiten. Da kam eine neue Maschine und machte mich überzählig. Ich wurde entlassen, ging auf die „Walze“, verbummelte und bin heute nicht mehr sehr zu brauchen. Aber unser sind mehr als hunderttausend.

Die Maschine antwortet: Der Schein ist gegen mich. Arbeiterentlassungen wegen neuer Maschinen kommen überall vor. Eine Schuhmachermaschine macht fünf Arbeiter brotlos. Aber hoher Gerichtshof, gestalte mir eine wichtige Frage.

Wir gestatten die Frage.

Die Frage lautet: Gibt es nicht noch viele Menschen, die barfuß gehen, weil sie keine Schuhe haben? Gibt es nicht noch Menschen, die Tricotwaren brauchen könnten oder Bettstellen oder Hsen oder Bilder oder sonst etwas?

Ja, diese gibt es.

Für alle diese, sagt die Maschine, wollte ich schaffen. Warum darf ich denn nicht? Warum laßt Ihr die Arbeitslosen nicht alle an mir arbeiten, bis jeder Mangel gedeckt ist?

Warum? Wer soll denn die Ware bezahlen?

Also dort liegt die Schwierigkeit, spricht die Maschine; dann bin ich gerechtfertigt. Eure Geldverhältnisse sind noch nicht eingerichtet für das Zeitalter der Maschinen. Es ist eine Einrichtungsfrage. — —

So führt eine Besprechung über die Maschine mitten hinein in die sozialpolitische Arbeit. Diese Arbeit ist als solche christliche Arbeit, sobald man den Vorderfuß zugiebt: Die Maschine ist eine Gottesgabe. Man kann nicht sagen: Gott gab die Maschine, aber um die Folgen dieser Tatsache brauche ich mich als Christ nicht zu kümmern.

Die Besprechung zeigte ferner, daß die christlich-soziale Arbeit, sie begünne an diesem oder jenem Ende, schließlich zur Behandlung der Eigentumsfrage gedrängt wird. Es ist nicht möglich, um eine klare Stellung zu Kapital und Geld auf die Dauer herumzukommen. Es giebt Leute, die glauben, der christliche Sozialismus sei ein Sozialismus, der das Kapital in Ruhe ließe. Wir bitten diese Leute, sich die soziale Frage von der Maschine nochmals durchzudenken. Entweder die Maschine muß weichen, oder die heutige Geldverteilung. Welches von beiden wird wohl Gottes Wille sein?

Daß in diesen letzten Sätzen Stoff zu mehr als einem weltren Artikel verborgen liegt, wissen wir. Heute aber können wir ihnen nicht weiter nachgehen. Wir schließen mit dem Worte der Bitte, die für das Zeitalter der Maschine doppelt inhaltreich zu werden beginnt:

Dein Reich komme!"

Ist das nicht eine bezeichnende Probe von dem Gedankenumschwung, der sich durch den unausgesprochenen Wachstumsdruck des modernen Geistes jetzt auch in der christgläubigen Welt vollzieht? Wenn die Leiter der alten Dogmenkirchen mehr wirtschaftliche Bildung, schlagfertige Kritik und sittliche Energie besäßen, hätten sie längst ihren Vorteil in der modernen Bewegung wahrgenommen und ihre Segel nach dem neuen Winde gestellt. Aber die verschiedenen Steuermänner im „Schifflein Christi“ kommen nicht los vom Ewiggestrigen und nach einer Drehung nach vorn machen sie zwei Drehungen rückwärts. Mit diesen Leuten ist nicht zu wollen. M. G. C.

Im Jahre 1612 erschien in Nürnberg Henzners großes Reisewerk mit dem Titel „Itinerarium Germaniae, Galliae, Angliae, Italiae“. Eine englische Übersetzung gab Forae Walpole im Jahre 1757 heraus, eine deutsche scheint nicht zu existieren. Jedenfalls darf das, was Henzner über den Hof der Königin Elisabeth schreibt, auf allgemeines Interesse An-

spruch erheben. — In einem Sonntagsmorgen im Jahre 1598 begaben sich der junge deutsche Edelmann und sein Reisebegleiter (der Verfasser des vorliegenden Buches) nach Greenwich, um der englischen Königin ihre Aufwartung zu machen.

Im Empfangssaal des Schlosses, zu dem die Fremden auf Veranlassung des Oberhofmarschalls Zutritt erlangten, fanden sie die höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträger des Reiches versammelt, die gekommen waren, um ihrer Geleiterin auf ihrem Wege zur Schloßkapelle ihre Huldigungen darzubringen.

Der königliche Zug war von außerordentlichem Glanz. Voran schritten zahlreiche prächtig gekleidete Grafen und Barone, dann kam der Kanzler, der die Staatsfiegel in einer roteniden Börse trug, während ihm zur Seite das königliche Szepter und das königliche Schwert getragen wurden. Hinter ihrem Kanzler schritt Elisabeth selbst einher, mit majestätischer Würde, wie Henzner schreibt.

Sie zählte damals fünfundsiebzig Jahre. Ihr Gesicht war länglich und voller Falten, in ihren kleinen dunklen Augen lag ein freundlicher Ausdruck, ihre Zähne waren schwarz. Sie trug falsches rotes Haar und auf dem Haupte eine goldene Krone. Sie war an jenem Sonntagmorgen in ein weißes Gewand mit erbsengroßen Perlen eingefasstes Gewand gekleidet, das den Busen völlig entblößt zeigte (*postore orat nuda, quod virginittatis apud Anglos nobiles signum est*). Über ihre Schultern waltete ein schwarzseidener, mit Silberfäden durchzogener Mantel; eine Hofdame trug ihre sehr lange Schleppe.

„Und wie sie in solcher Pracht dahinschritt,“ liest man in der Schilderung des deutschen Reisenden, „sprach sie sehr herablassend bald zu diesem, bald zu jenem, ob es nun ein fremder Gesandter oder jemand war, der sich in anderer Eigenschaft eingefunden hatte, in französischer, italienischer und englischer Sprache; außerdem beherrscht sie neben ihrer großen Kenntnis

im Griechischen und Lateinischen auch die spanische, schottische und holländische Sprache. Jeder, der das Wort an sie richtet, kniet nieder; hin und wieder hebt sie einen Knieenden mit ihrer Hand empor. In unserer Gegenwart überreichte ihr ein böhmischer Edelmann namens Slawata ein Schreiben, und nachdem sie ihren Handschuh abgezogen hatte, hielt sie ihm ihre rechte Hand, die von Edelsteinen erstrahlte, als Zeichen besonderer Günst zum Auf entgegen. Und wohin auch immer sie ihr Gesicht wandte, während sie dann weiter schritt, fielen alle auf die Knie nieder.“

Eine Schar weißgekleideter Hoffräulein, die sich nach dem Urteil Hengners durch große Schönheit auszeichneten, folgte der Königin, während zu ihrer Seite fünfzig Männer mit vergoldeten Schlachtrüsten einhergingen.

Auf ihrem Gange zur Kapelle wurden ihr Bittschriften überreicht, und jedes Mal, wenn sie eine solche in Empfang nahm, erscholl der Ruf: „Lang lebe Königin Elisabeth!“ den sie mit den Worten: „Ich danke Euch, meine guten Leute!“ erwiderte.

Der königliche Gottesdienst dauerte kaum eine halbe Stunde, die unsere Landleute benutzten, um den Vorbereitungen zur Tafel beizuwohnen, und die Schilderung, die Hengner davon entwirft, läßt mit der obenerwähnten Thatsache des Niederknieens vor der Königin keinen Zweifel darüber zu, daß damals der englische Hof von keinem anderen der Christenheit an knechtischer Unterwürfigkeit betroffen wurde. Zunächst betraten zwei Edelleute den Speisesaal und breiteten, nachdem sie dreimal mit allen Zeichen der tiefsten Ehrfurcht niedergekniet waren, das Tischtuch auf der Tafel aus. Bevor sie sich entfernten, knieten sie noch einmal nieder. Dann erschienen zwei andere, von denen der eine einen Heroldstab, der andere ein Salzfaß, einen Teller und Brot trug. Auch sie knieten nieder, und ebenso zwei Hofdamen, die ihnen folgten. Die eine, in weiße Seide gekleidet, rieb die Teller mit Brot und Salz ab,

während die andere, mit einem Vorschneidmesser in der Hand, das Hereinragen der Speisen erwartete.

Die Diener, denen diese Aufgabe zufiel, waren in rote Scharlachlivree, mit einer goldenen Rose auf dem Rücken, gekleidet. Vierundzwanzig folgten hintereinander, jeder mit einer vergoldeten Schüssel in der Hand, die sie einem Edelmann überreichten, der sie auf die Tafel stellte. Die Dame mit dem Vorschneidmesser nahm dann von jeder Schüssel einen Bissen und führte ihn demjenigen Diener, der sie heringetragen hatte, zum Munde, damit die Königin vor Vergiftung sicher sei.

Und während diese Vorbereitungen zur Tafel getroffen wurden, schallte der Speisesaal wieder von Trompetenklangen und dröhnendem Kesselpaukenlärm. Schließlich erschienen eine Anzahl unvermählter Hofdamen, hoben die Schüsseln mit ehrfurchtsvoller Feierlichkeit von der Tafel und trugen sie nach dem Speisezimmer der Königin, die sich nach Belieben von den Gerichten bedienen ließ, worauf diese wieder nach dem Speisesaal zurückgetragen wurden, um an der allgemeinen Hoftafel Verwendung zu finden. X. Y. Z.

Die Zeitschrift „Aus fremden Bungen“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) will bekanntlich ein Spiegelbild der modernen Weltliteratur geben; es ist daher selbstverständlich, daß neben den hervorragenden französischen Autoren auch ein Öhnet zu Worte kommt. Sein neuester Roman: „Nimrod und Compagnie“, mit dem der dritte Jahrgang eröffnet wird, behandelt die Judenfrage und „festelt“ durch bewegte Handlung und ansprechende „schöne“ Form. Künstlerische Bedeutung hat er so wenig als die übrigen Öhnet'schen „betriebs“ Nachwerke. Ihm an schließt sich ein Roman von Bret Harte: „Gressy“, der auf dem ureigensten Gebiet des amerikanischen Autors, im Westen der Vereinigten Staaten, auf der Grenze zwischen Civilisation und Wildnis, spielt. Im Gegensatz zu diesem Bilde einer urwüch-

sigen, kraftvollen Kultur- und Menschenwelt steht „Abendliches Opfer“ von P. Boborykin, ein Memoirenroman, der ein Stück der noch halb barbarisch rohen, halb übercivilisierten Petersburger Gesellschaft satirisch wiedergibt. Die Novellen: „Für künftige Generationen“ von Sigiömund Justh, „Der Siebente“ von Emile Seipgens und „Das geheime Duell“ von Domenico Ciampoli, welche die bisher erschienenen drei Hefte des neuen Jahrgangs enthalten, zeichnen sich durch künstlerische Abrundung und fein abgetönte Stimmungsmalerei aus. Die Rubrik „Von Diesem und Jenem“ ist erweitert worden und bringt eine Fülle unterhaltender Notizen. Wir empfehlen daher „Aus fremden Zungen“ als eine unserer eigenartigsten Zeitschriften, die uns nicht leicht ein anderes Kulturvoll, durch Stolz und kraftvolles Beharren bei seiner Eigenart vom deutschen unterschieden, nachahmen wird. Was unser Philister am einheimischen Autor verdammt, das findet er am ausländischen entzückend. Da unser Volk bei aller Prunkerei mit Militarismus und anderer Reiches Herrlichkeit zu neun Zehnteln aus patentierten Bildungsphilistern besteht, die von echter vaterländischer Kunst und Dichtung keinen Dunst haben, dafür aber vor welschen Darbietungen bewundernd auf dem Bauche liegen, so entsprechen Zeitschriften wie „Aus fremden Zungen“ einem nie hinreichend zu befriedigenden „tiefgeföhnten“ Bedürfnis. XYZ.

Eine „Freie literarische Gesellschaft“ hat sich November 1892 zu Bräun konstituiert. Der Verein bezweckt Förderung seiner Mitglieder durch Besprechungen, Bezug lit. Zeitschriften, Veröffentlichung von Schriftl. Arbeiten, Vorträge, sowie durch Herausgabe eines Literaturblattes. Wirkliche Mitglieder können nur jüngere Schriftsteller werden; Jahresbeitrag: 6 fl. ö. W. — Beitragende Mitglieder hingegen alle jurist. Personen, von denen eine Förderung der Vereinszwecke zu gewärtigen ist; Jahresbeitrag: mindestens 3 fl. ö. W. Hauptversammlung alljährlich im letzten

viertel des Kalenderjahres. — Gottlob, man beginnt sich zu rühren! —

Das Glend der deutschen Schauspieler. Von Otto Wickers von Gogh. (Jülich, E. Schmidt.) — Wer nur ein wenig den Weg, den die Geschichte des deutschen Theaters zurückgelegt, verfolgt hat, der wird sich der Einsicht nicht verschlossen haben, daß es an der Zeit ist, wenn hier einmal mit eisernem Besen kehraus gemacht wird. Kein Stand, keine Klasse ist inwendig so zerfressen und hohl, trotz der gleichnerischen äußeren Fülle, wie der Schauspielerstand. Tausend Mittel sind schon angewandt ohne Erfolg. — es blieb Alles beim Alten. Jetzt unternimmt es Otto Wickers von Gogh, der bekanntlich kein Blatt vor den Mund nimmt, das einzig rationelle Mittel zu zeigen, das helfen kann — die Selbsthilfe der Schauspieler. Um sie selbständig zu machen, zeigt er ihnen den Abgrund, an dem sie und mit ihnen die deutschen Bühnen stehen, er will sie aufrütteln und sie werden ihn hören, denn er spricht aus vollem Herzen. Daß auch die feile Theaterpresse, die schon so unendlich viel Schaden angerichtet hat, in dem Buche ziemlich unsanft bei den Ohren genommen wird, ist gewiß kein Grund für die Ehrlichen, die es mit der Schauspielkunst ernst meinen, dem Verfasser zu grollen. X.

Ausruf. Nachdem vor wenigen Monaten auch Adolfs Stöbers klangreiche Sängerkörpe für immer verstummt ist, hat sich in Elßaß ein aus einheimischen und altdeutschen Literaturfreunden zusammengejetes Comité gebildet, welches in Straßburg die Errichtung eines Denkmals zu ermöglichen bestrebt ist, daß dem ehrenden Andenken des Dichters-Dreigestirns Ehrenfried, August und Adolfs Stöber geweiht sein soll. Es wird die Anlage eines monumentalen Brunnens mit den Reliefbildern der drei Poeten geplant, und einstweilen ist als Standort der „Kinderspielplatz“ in Aussicht genommen. Die Comitéliste enthält die Namen hervorragender

Vertreter der Regierung und der Wissenschaft, sowie die der bekanntesten lebenden Schriftsteller der Baskgaulande.

Da nun sowohl von Ehrenfried Stöder (1770 — 1835) als auch von dessen beiden Söhnen August (1808 — 1884) und Adolf (1810 — 1892) zur Zeit der französischen Herrschaft im Elsaß für die Aufrechterhaltung deutschen Wesens und deutscher Sitte in Wort und Schrift manche Lange gebrochen und von dem Brüderpaar auch nach 1870 keine Gelegenheit versäumt wurde, der grollenden Pseudowohnerschaft der neudeutschen Südwestgaue Liebe und Versöhnung zu predigen, und da ferner die drei Dichter zu unsern besten Dyrkern gerechnet werden dürfen, so ist anzunehmen, daß man überall im Reiche und ganz besonders in den deutschen Schriftstellerkreisen gern die Gelegenheit benutzen wird, den Gefühlen der Verehrung und Dankbarkeit für diese wackern und muthaften Kämpfer durch die Beisteuer eines Echersteins zu dem für das Denkmal bestimmten Baufond sichtbaren Ausdruck zu verleihen; auch die kleinste Gabe wird vom Comité mit Dank entgegengenommen.

In der Hoffnung, daß diesen Zeilen der erwünschte Erfolg nicht fehlen wird, erklärt sich zur Annahme von Beitragsendungen bereit

Christian Schmitt,
Straßburg i. E. (Schlößgasse 7),
Comité-Mitglied.

Im neuen Burgtheater. Unter diesem Titel veröffentlicht die Litterarische Anstalt August Schulze in Leipzig, die schon mit den 3 Hefen „Freie Kritik“ genug schönes Papier verbordnen hat, und die man längst wegen konsequenter unnüher Vergeudung der Arbeitskraft des Capers zur Verantwortung ziehen sollte,

soeben eine Sammähschrift gegen Dr. Burdhard, den Direktor unseres Burgtheaters.

Über diese „kritischen Streiflichter“ selbst würde ich kein Wort verloren haben, denn sie sind nicht mehr und nicht weniger als eine Phrasologie des gesamten superklugen Regensentenkaudernwelsches, welches wir von Ludwig Scheidel und Kansarten ohne dies reichlich genug aufgetischt bekommen. Auch möchte ich für Dr. Burdhard durchaus keine Lange einlegen.

Aber nach der, die Sippchaft der heutigen Pamphletisten so recht charakterisierenden Weise verschweigt auch dieses Basquill den Namen seines Verfassers.

Die Anonymität und Pseudonymität mag ihre Berechtigung dort finden, wo ein dummdreistes Regensentenwichtlein in seiner Einfalt durchbohrendem Gefühle die leicht begreifliche Scheu empfindet, seinen Namen durch Unterzeichnung seines Gesudels zu verunglimpsfen. Wo man sie aber zu öffentlichen Angriffen und Streifchriften mißbraucht, dort wird sie zur niederrächtigsten Feigheit, deren sich ein Schriftsteller schuldig machen kann. Sachverhältnis und kritische Urteilsfähigkeit kann man nicht von jedermann verlangen, wohl aber, daß jeder, der glaubt, er habe etwas zu sagen, offen und ehrlich für seine Überzeugung eintrete. Jemandem von hinten einen Stoß in den Rücken zu versetzen und sich dann unter den Tisch zu verziehen — das ist eben Schuljungen-courage. —

Im übrigen verweise ich den anannmen Autor auf Schopenhauer, Parerga und Paralipomena, II. Band, Kapitel 23, § 289, dort mag er sich selbst die Ehrentitel, die ihm gebühren, herauslesen.

Franz Waisdauer.

Wir bitten sämtliche Manuscript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft“:

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Cilo in Weimere 1. 8.



Gustav Falke.



Von der kleinen und grossen Komödie.

Stimmungsbilder von M. G. Conrad.

(München.)



Angst bin ich Zeuge eines bemerkenswerten Gespräches zweier Reichsbürger gewesen.

Folgendes ist mir davon treu im Gedächtnis geblieben.

* * *

— Der Staat! Der Staat!

— Gehen Sie mir doch mit dem Staat! Das ist eine überlieferte Einrichtung, die dem gehört, der sie am besten für seine Privat- und Staudesinteressen auszubeuten versteht.

— Aber bester Herr, der Staat ist doch für das Volk da, verstehen Sie mich? Ganz zunächst für das Volk.

— Natürlich, für das Volk, das heisst, damit das Volk den Staat erhalte, das heisst, damit das Volk diejenigen erhalte, die den Staat für ihren Privatvorteil ausbeuten.

— Wenn das Volk sich diese Ausplünderung gefallen läßt.

— Es läßt sie sich gefallen. Man spielt ihm die Komödie des Gemeinwohls, des allgemeinen Nutzens vor. Und das Volk ist entzückt von der Komödie. Es wäre nicht das Volk, wär's nicht entzückt. Es ist immer entzückt. Sogar, wenn man ihm das Fell über die Ohren zieht. Nur muß man dazu Orgelspiele, damit es die Ohren voll frommer Musik hat. Da ist es hypnotisiert. Dieser wünschenswerte Zustand der Hypnose, das ermöglicht eben die große Komödie.

— Ich und Sie — Pardon! — Sie und ich, wir gehören doch auch zum Volk?

— Sozusagen, ja. Leider. Es ist dafür gesorgt, daß auch derjenige, der hinter die Kulisse gesehen und den Kummel kennen gelernt hat, auch so thun muß, als halte er die ganze Geschichte für eine höchst ernsthafte, äußerst notwendige und heilsame Einrichtung. Für etwas von Gott Verordnetes, wie's in der geheiligten Bonzensprache heißt.

— Wieso dafür gesorgt? Sind Sie nicht ein freier Mann? Garantiert Ihnen die Verfassung nicht das Recht, Ihre Überzeugung in Wort und Schrift frei zu verkündigen?

— Gewiß. Diese Garantie hat nur den kleinen Fehler, daß sie auch ein wesentlicher Bestandteil der großen Komödie ist. Wer Vorgesetzter hat, ist niemals ein freier Mann. Und in einem Militärreich, zu dem sich unser Staat mit Gotteshilfe ausgewachsen hat, hat jeder gesunde Mann seinen Vorgesetzten.

— Also wäre auch die Militärorganisation, wie sie sich sämtliche moderne Staaten gegeben haben, abzuweisen?

— Unbedingt, sofern sie ein System der moralischen und materiellen Selbstknechtung ist.

— Selbstknechtung ist ein starkes Wort für einen Zustand, zu dem wir offenbar auf dem Wege der Kulturentwicklung gekommen.

— Die Sache ist noch viel stärker, als der Ausdruck dafür. Entwicklung? Freilich. Kropf, Buckel, Leibschaden, Schwindsucht, Gehirnweichung — alles ist Entwicklung. Ist damit Krankhaftes, Gefährvolles, Unerträgliches gerechtfertigt, daß Sie es als ein Ergebnis der Entwicklung heranstreichen?

— Keineswegs. Was besteht ist wert, daß es zugrunde geht, sagt ein großer Dichter. Das wird wohl auch vom Militarismus mit den Kröpfen, Buckeln, Leibschäden usw. gelten. Auf der nächsten Stufe der Entwicklung wird er ein ganz anderes Gesicht haben —

— Ein noch viel schöneres! Ich danke.

— Sie scherzen. Der Militärstaat ist einmal ein Kulturprodukt, das steht fest. Und als solches erfüllt er zugleich spezifische Kulturaufgaben.

— Bravo, Lobredner! Ich stelle ihm nur eine einzige nützliche Aufgabe: sich selbst zu überwinden, sich selbst unmöglich zu machen und an seinem eigenen Widerstium zugrunde zu gehen. Und dann kann die Komödie mit neuen Stichworten, mit neuen Dekorationen und Kostümen wieder weiterspielen.

— Keiner anderen Aufgabe wär' Ihr moderner Militärstaat gewachsen, Sie Schwarzseher?

— Nein, keiner. Der moderne Militärstaat ist keiner einzigen Kulturthat großen Stils gewachsen. Seiner Natur nach muß er alles an sich reißen und in sich verschlingen, er kann gar nicht anders. Allem Lebendigen und Blutvollen ist er ein Vampyr. Nichts Selbstherrliches kann neben ihm bestehen. Er macht sich alles unterthan. Religion, Recht, Sittlichkeit, Wissenschaft, Kunst, Dichtung — im Militärstaat wird ihr Umfang und ihre Art nicht durch die ihnen selbst innewohnenden Gesetze bestimmt, sondern durch das bon plaisir der Militärgewaltigen. Was sich dagegen wehrt, wird beiseite gestossen, niedergetreten. Alle Würde, alle Lust, alles Licht, alle Mittel zur Entfaltung ihres Daseins werden ihnen genommen, sofern sie sich nicht fügen. Und schließlich bleibt thatsächlich nichts mehr für sie übrig — und das Volk — das Volk! das Volk!! — merkt gar nicht, daß es nicht mehr die Religion, das Recht, die Sittlichkeit, die Wissenschaft, die Kunst, die Dichtung hat, sondern nur deren Surrogate. Das ist die Komödie in der Komödie, daß sie sich nun allesamt betrügen und zwar im besten Glauben, daß gar kein Betrug dahinter sei. Daß alles mit rechten Dingen zugehe! Daß alles vollendet und wunderschön sei! Daß das Staatsleben endlich seine glänzende Höhe erreicht habe! Daß die Menschheit sich gar nichts Besseres wünschen könne —

— Und wer das Gegenteil behaupte, ein Narr oder Verbrecher sei? Nein, mein Bester, auf diesen Riesenschwindel fällt kein Volk herein, das deutsche am allerlehten.

— Das Volk! Das deutsche Volk! Gehen Sie mir doch mit dem deutschen Volk! Das kommt gleich nach dem chinesischen. Dem kann man nachgerade alles bieten. Ein Volk, das großpreussisches Reich und partikularistische Kleinstaaterlei so harmonisch verbindet, das sich vorrenommiern läßt, nur Gott und sonst nichts in der Welt zu fürchten und sich von jedem Unteroffizier und Nachtwächter bis aufs Blut skianieren läßt, ein Volk, bei dem Bureaunkratismus, Kastengeist, Polizei, Titelsucht und andere schöne Siebensachen diese ungeheure Rolle spielen, ein Volk, so dienstbeflissen und knechtselig — — — Nein, hören Sie 'mal, kommen Sie mir nicht mit dem heutigen deutschen Volk. Eigentlich giebt's das gar nicht. Im sogenannten deutschen Reich giebt's kein Volk, sondern nur Einwohner, Unterthanen, „Seelen“. Ein Volk, ein wirkliches Volk, das kommt erst zustande durch seinen Willen zur Macht, durch den gewaltigen Zug seiner Lebensenergie ins Große, durch das Zusammengehen einer möglichst hohen Zahl von Persönlichkeiten, die für sich selbst etwas bedeuten, die heldenhaft sich auf sich selbst stellen, die nicht bloß Befehle annehmen, sondern Befehle geben, die einen richtig gewachsenen, stolzen, unbeugbaren Charakter haben, nicht einen solchen, der äußerlich aufgepuppt wird durch Titel,

Stellung, Auszeichnung, gnädige und huldvolle „Ernennung“. Ein Volk, dessen Geist sich ausprägt in einer Fülle von eigenartigen Schöpfungen, ein Volk, dessen Herz und Phantasie in seiner Kunst und Dichtung sich täglich stärker und frischer offenbart, ein Volk, das auf seine nationalen Geistesthaten hält und sie tonangebend macht in der Welt — nicht ein Kopistenvolk, ein Übersetzungsvolk, ein Nachahmungsvolk, ein Maskenvolk, das seine einheimischen Dichter und Denker und Künstler ignoriert, verhöhnt, verlacht, im Glend verkommen läßt. Sehen Sie sich doch einmal um, wie es in dem glorreichen Reich seit 1870 mit unserer nationalen Kunst- und Litteraturpflege bestellt ist, betrachten Sie sich einmal unser nationales Theater! Und dazu unsere Tagespresse, diese weltberühmte deutsche Tagespresse, die an Platttheit, Geistlosigkeit, Borniertheit, Parteilichkeit, Kalt- und Kleinsinnigkeit, Heuchelei, Philistertum, Kriecherei, Renommisterei, Idealllosigkeit nicht ihresgleichen hat — —

— Mein Gott, das ist ja richtig, daß in einem Militärreich die Pflege der geistigen Interessen etwas zu kurz kommt. Daß aber gerade unser Volk, das Sie so ungebührlich scharf kritisieren, noch Sinn für geistige Güter hat, beweisen die vielen Vereine, die zur Erhaltung und Vermehrung unseres idealen Besitzstandes gegründet werden.

— Ja, wahrhaftig, die Vereine! Sogar für die Erhaltung seines Deutschtums muß der Deutsche Vereine gründen, denn sein Staat, seine Diplomaten und Politiker und sein herrliches Kriegsheer bringen das allein nicht fertig. Nicht einmal die Muttersprache hätte ein genügend verbürgtes Leben ohne einen deutschen Sprachverein. Weil der Staat seine Riesensummen für andere Dinge verbraucht, muß sich der Deutsche noch Extrasteuern freiwillig auferlegen, um vereinsmäßig seine Litteratur, seine Kunst, sein Theater usw. zu schützen, da sie sonst verkümmern müßten. Ja, er muß vereinsmäßig den kunstfeindlichen Prinzipien und Praktiken der staatlichen Kulturpolizei entgegenwirken und z. B. „Freie Bühnen“ und „Freie litterarische Gesellschaften“ gründen, damit Zensur und Polizeiverbote nicht alle junge Schöpferkraft lähmen — — Das ist die geistige Freiheit und Größe im deutschen Reich, das ist unser patentierter Idealismus von staatswegen, daß man noch froh sein muß, wenn die private Kunstpflege hinter dem Rücken des Staates polizeilich geduldet wird und auf Vereinsbühnen Stücke gespielt werden dürfen, die auf öffentlichen Theatern, die mit Staats- und Gemeindeunterstützung arbeiten, verboten sind.

— Darin muß ich Ihnen leider recht geben. In der neuesten Nummer des „Kunstwart“ von Ferdinand Avenarius werden diese bösen Zustände herb kritisiert. Hier, da, lesen Sie: „Zusammenfassend bei unserem Theaterwesen ist alle Betonung ‚idealer Kunstpflege‘ von Seiten des

Staates bestenfalls nicht viel mehr als eine im Selbstbetrug als wahr empfundene Redensart. Kürzlich wandten sich Kunstakademiker an den Intendanten eines großen deutschen Hoftheaters mit der Bitte, auch ihnen, wie den Herren Kadetten, ein paar Eintrittsplätze billiger abzulassen — sie thaten das mit dem Hinweis auf die Eigenschaft des Theaters als Bildungsstätte. Der Herr Intendant der gefeierten Bühne schlug ihr Gesuch mit der Begründung ab: das Theater sei ja gar keine Bildungsstätte, sondern eine Vergnügungsanstalt. Der Mann war ehrlich; machten die übrigen Großen in diesem Reich aus ihrem Herzen keine Mördergruben, sie würden ziemlich dasselbe sagen. Was die verschiedenen Höfe ihren Hoftheatern beisteuern, es wird als Repräsentationskosten gebucht. Je besser die betreffenden Bühnen also „repräsentieren“, je mehr handeln sie in dem Sinne, in dem ihr Zuschuß gegeben wird. Große Opern in prunkvoller Ausstattung, Ballets mit recht viel elektrischem Licht und recht viel guten Weimpaaren, von den Mimen möglichst viel „Sterne“, von den Sängern womöglich welche mit tadellosem hohen C, das „repräsentiert“ am besten. Nach solchen Grundsätzen also werden, sehr wenige Ausnahmen abgerechnet, unsere „ersten Bühnen“ geleitet. Von ihrer „Lugustkunst“ ist keine Erfrischung des deutschen Theaterlebens zu erhoffen. Und die „minderen“ Bühnen? Lieber Gott, die sind ganz in den Kampf ums Dasein hineingestellt; Geschäft, Geschäft, Geschäft — was soll denn sonst ihre Lösung sein?“ Und so weiter.

— Das steht alles in dem zahmen Dresdener „Kunstwart“? Hochachtung. Zwischen den Zeilen wird aber ein ehrlicher Kenner der Verhältnisse noch mehr herauslesen dürfen. Die armen Komödianten und noch mehr die Komödiantinnen an den größeren und kleineren Theatern, welche Paschahwirtschaft müssen sie sich oft von ihren Direktoren in unserem sittsamen Deutschland gefallen lassen! Und sie sind einfach wehrlos, diese weißen Sklaven der Kunst. Beim geringsten Aufmucken werden sie auf die Gasse geworfen. Da macht man jetzt eine Lex Heinzo gegen die Dichter und Künstler, warum nicht auch gegen diejenigen Theaterdirektoren, die z. B. die Rollen neuer Stücke — im Bett verteilen, die nicht nur das Talent, sondern auch den Leib ihrer Schauspielerinnen fordern und die „Priesterinnen der Kunst“ zwingen, Huren zu werden? Mit solchen Mitteln läßt der Staat die „ästhetische Erziehung der Nation“ durch die Schaubühne — eine „moralische Anstalt“ nach Schiller! — betreiben. Komödie, Komödie, Komödie, wohin man blickt. Und da fordern Sie, daß ich vor Ihrem Staatsbegriffe, wie er sich in Wirklichkeit darstellt, Achtung habe? Oder daß ich ein Volk als Bannerträger humaner Kultur preise, das so wenig auf das Echte und Rechte hält? Oder daß ich vor

der Herrlichkeit Ihres modernen Militärreichs den Hut ziehe? Oder daß ich Ihre Politik in mein Gebet einschließe? Ein Donnerwetter soll dreinschlagen!

— Darauf soll's auch mir nicht ankommen. Liegt das Donnerwetter auf dem Wege der natürlichen Entwicklung, so werden wir sicher das Donnerwetter haben und es wird uns als Luftreinigung gut thun. Im übrigen, glaub' ich, wird auch dieses Elementarereignis wenig an den Grundlagen unserer staatlichen und sozialen Ordnung verändern. Unser Volk und unser Staat sind geworden wie sie kraft ihrer Natur werden mußten. Da ist nichts Willkürliches daran, Verehrtester. Diesen Trost wenigstens bietet uns die moderne Wissenschaft. —

— Wissenschaft nennt sich das? Ich nenn's den Fatalismus der Impotenten und rechne darauf, daß einmal ein Geschlecht von Starken und Lebkraftigen erstehet, das eure Komödianterei inklusive eurer Wissenschaftlichkeit über den Haufen rennt. Dann werde ich im Grabe noch meinen frohen Tag haben, und aus meinen eigenen Knochen will ich dem neuen tapferen Geschlecht Ehrensäulen errichten.

— Diese Ehrensäulen dürften nicht sehr zahlreich und großartig ausfallen.

— Neben euren preussisch-deutschen Reichsdenkmälern werden sie sich immerhin sehen lassen können. Denn was in diesem Punkte heute in Deutschland geleistet wird, das ist der Gipfel aller Komödie, mit Ihrer gütigen Erlaubnis.

— Wieso?

— Stellen Sie sich so unwissend oder ist Ihnen die neueste Berliner Denkmalsgeschichte, die wieder ein erbauliches Schauspiel von deutschem Mannesstolz vor Königsthronen bietet, auch nur ein liebliches Entwicklungsprodukt? Dieser Erweis erbärmlicher Gefinnung? Diese Feigheit der Reichswedler, die sich keine eigene Meinung mehr zu haben getrauen und darum ihren parlamentarischen Auftrag, den sie vom Volk in der Denkmalsfrage erhalten hatten, faust in Unterthänigkeit ersterbend abshoben und in kaiserliches Belieben legten, um sich ein neues höfisches Ehrenkleid für ihre Unschuld zu weben, mit dem goldenen Sprüchlein: Kaisers Wille, Volkes Wille?

— Ich verstehe wahrhaftig nicht.

— Dann soll Ihnen Cornelius Gurllitt mit seiner Satyre in der „Gegenwart“ zuhülfe kommen.

— Legen Sie los!

— „Ich möchte unsern Parlamentariern vorschlagen,“ sagt Gurllitt unter anderem, „eine Lex Boese, Begas oder Calandrelli auszuarbeiten, ein Gesetz über die Aufstellung von Denkmälern an öffentlichen Orten. Es wäre

das dümmste Gesetz noch lange nicht, das sie gemacht und vorgeschlagen haben.“

Dann fährt der Satyriker fort:

„Ich habe mir erzählen lassen, irgendwo in einem Schuppen stehe eine große Bronzestatue des Prinzen Friedrich Karl, die von einem Komitee von Kanzleiräten und Landwehrleutenants für Steglitz bestellt worden war. Dort sieht noch ein Bretterzaun, hinter dem das Postament versteckt sein soll — gesehen habe ich es nicht. Schon waren die Jungfrauen von Steglitz und ihre weißen Kleider frisch gewaschen, als Befehl von oben kam, die öffentlichen Behörden dürften sich an der Enthüllung nicht beteiligen, da der Prinz zu Pferde dargestellt sei und in Preußen nur Könige auf Bronzepferden reiten dürften — so erzählt man sich wenigstens.“

Ich überlegte mir, daß ich zwar einen Prinz Eugen und Prinz Karl in Wien, einen heiligen Georg, eine Amazone und einen Pantherötter in Berlin zu Pferde kenne — aber keinen Feldherrn, Staatsmann, Dichter oder Bankier. Also scheint doch schon ein Gesetz zu bestehen, nach dem selbst die Prinzen, sowie sie in Bronze gekleidet sind, zu Fuße zu gehen haben.

Und dann fiel mir ein zweiter Fall ein. Wir haben vor einigen Jahren Geld gesammelt, um dem Fürsten Bismarck ein Denkmal zu setzen — es kam eine Million zusammen, es gab also die Nation ein Votum ab, welches sehr vernehmlich für entschiedene Durchführung des Unternehmens sich aussprach. Wo ist nun diese Million? Gewiß ist sie bombensicher angelegt und würde selbst der knifflichste Rat der Oberrechnungskammer keinen Pfennig als vergeudet nachweisen können.

Aber die Nation gab das Geld nicht her, um ein Kapital zinsbar anzulegen. Sie gab es, um ihre Verehrung für Bismarck zu zeigen; sie wollte »demonstrieren«, um das Vielen verständlichere Fremdwort zu gebrauchen.

Warum aber erfüllt das Komitee nicht diese Aufgabe, warum haben wir noch keine Skizzen, keine Vorschläge, wohin das Denkmal kommen soll, wie es gestaltet werden soll?

Weil ein Bismarckdenkmal angeblich dem Kaiser nicht angenehm sei. Ich möchte nun wissen, ob nach dieser Richtung der Kaiser um seine Meinung angegangen worden ist, in offener Anfrage; oder ob die Nation nur deshalb um ihre Absicht zu Ehren Bismarcks gebracht wird, weil es jenen Herren an der Spitze des Komitees nicht paßt, den Kaiser in heikler Angelegenheit zu fragen.

Und dann: Ob es nötig sei, den Kaiser zu fragen! Denn — das

haben wir ja nun zur Genüge erfahren — der Monarch hat die Eigenschaft zu antworten. Und mit einer ausgesprochenen Meinung muß gerechnet werden.

Eudlich schwebt mir die Frage auf der Zunge: Wenn nun das Unglück Männern die Verwaltung jener Million in die Hände gäbe, welche nicht den Mut hätten, das zu thun, was die Schenker der Million beabsichtigten — welche Mittel haben dann die Schenker, um jene Herren zu zwingen, ihr Amt niederzulegen, und auf welche Weise ist es möglich, der Nation Einfluß auf die Gestaltung eines Denkmals zu gewähren?

Es giebt Leute, die über Willkür schreien, weil der Kaiser der einzige Mann unter den vielen, die dem Geschlecht der Komitemitglieder angehören und doch über Kunstfachen bei uns entscheiden — mir aber scheint jenes passive Vorgehen des Komités außerordentlich viel willkürlicher, und auf dieses möchte ich die Aufmerksamkeit der Volksvertreter lenken. Denn auf der einen Seite geschieht etwas, was wohl nicht allen gefällt, aber doch die erstrebte Absicht durchführt. Auf der anderen Seite wird dem ausgesprochenen Willen derjenigen, welche ihr Geld gaben, nicht sein Recht gewährt.

Daher möchte ich ein Gesetz über die öffentlichen Denkmäler, ein Gesetz, welches zunächst entscheidet, wer Denkmäler zu setzen habe! Wohl jede Genossenschaft, jeder Einzelne, die das Geld dazu haben. Ich darf als freier Bürger doch nicht gehindert werden, ein Denkmal meinem Schuster zu setzen, und doch wohl auch ein solches zu Pferde!

Weiter ein Gesetz, das entscheidet, wohin Denkmäler gesetzt werden dürfen: Auf öffentliche Plätze nur dann, wenn sie kein Ärgernis bereiten. Ich brauche nicht zu dulden, daß man mir eine Stadt verkele, indem man dort eine Büste Eugen Richters an einen öffentlichen Lustort stellt!

Dann, wem die Denkmäler zu setzen sind: Von Staats wegen keinem, als dem Fürsten, aus Volksmitteln jedem, für den die Mittel aufkommen. Ich weiß wohl, was ich hiermit sage. Wir werden bald alle Parkanlagen voll Kommerzienräte haben, nach diesem Gesetz. Aber das schadet wenig, wenn nur § 2 gut formuliert ist. Wen würde es stören, wenn in Berlin C eine Allee aus Börseauerstatuen gebildet würde? Ich fürchte auch nicht, daß die Mehrzahl als Reiter erscheinen will — im Gegenteil, die Herme wird in Aufnahme kommen, da gerade Bauch und Beine an der Börse sich meist nicht zur Idealgestaltung entfalten.

Dann ein Gesetz darüber, wie die Denkmalgelder zu verwalten sind: Laßt vor der Sammlung der Gelder eine Konkurrenz ausschreiben und stellt unter jedes Projekt einen Sammelkasten. In welchem das meiste Geld liegt — das soll errichtet werden! Also Volks-Jury auf demokratisch-pluto-

kräftiger Basis — durchs Volk fürs Volk! Dies als Lockspeise für die Fortschrittspartei. Wer das meiste Geld hat, ist am meisten das Volk! So ist die Wahl des Künstlers auf ein Plebiszit der Geldbeutel gestellt, mithin ist auch für völlige Gerechtigkeit gesorgt. Wer die lieben alten Tafelauffätze von zehn Meter Höhe immer aufs Neue vorbringt, die das „Volk“ liebt, der wird die Krone des Ruhmes und den Lohn des Auftrages heimtragen. „Verrücktes“ wird nicht gebudet — den Witz des Geistes kann sich ein Einzelner gestatten, aber das Volk will eine angenehme Mittelmäßigkeit.

Und nun noch, wie soll das Denkmal gestaltet sein: Freiheit dem Künstler! Einen Clown mag er auf dem Kopf stehend und einen Oberbürgermeister knieend darstellen — wie es der Beruf mit sich bringt. Die Mitglieder der Berliner Denkmalkomitées aber auf dem Bauche liegend.“

— Sehr gut! Köstlich!

* * *

— Die Herren lachen, das freut mich, sagte die hinzutretende Hausfrau. Darf ich fragen, was die Herren so nunter stimmt?

— Die große und die kleine Komödie unseres öffentlichen Lebens im preussisch-deutschen Reich, gnädige Frau.

— Ach! Mein Mann behauptet immer, daß der gebildete Mann, der sich um öffentliche Angelegenheiten kümmere, in Deutschland das Lachen verlerne.

— Stimmt, meine Liebe. Wir sind wirklich auf dem besten Wege, das mißmutigste Volk in Europa zu werden.

— Der Grund ist nicht unschwer zu finden, gnädige Frau. Das Echte und Rechte verstümmt niemals. Selbst wenn es einem momentan übel bekommt, vermag es doch die Ruhe des Gewissens und die Heiterkeit des Geistes nicht zu stören. Das Unrechte jedoch und das Unrechthe in Permanenz erklärt, zur politischen Lebensmaxime erhoben, da hört der Spaß auf. Das ist eine Komödie, die das Lachen verbietet.

— Die leidige Politik, meine Herren, mit ihren ewigen kleinlichen Partei- und Personenfragen! Und wir Frauen sind als kleinlich verrufen! Seltsam. Uns dünkt, daß vielmehr allem, was die Männer heute im öffentlichen Leben zuwege bringen, jeder Zug ins Große, wahrhaft Mänuhliche und Heldenhafte fehle. Man rügt so gern die Berstellungskunst der Frauen und rühmt die Geradheit der Männer. Ich habe gefunden, daß eine große Zahl von Männern, die in unserer Stadt

und wohl auch im Lande und im Reiche eine öffentliche Rolle spielen, dieses Vorzugs in einem sehr unrühmlichen Grade entbehren.

— Sie spielen eben ihre Rolle, d. h. sie sind Komödianten. Das ist ja meine Klage. Sie scheinen etwas zu sein, und sind in Wahrheit etwas anderes. So sind wir in der Politik in lauter Widersinnigkeiten und Gegensätzlichkeiten hineingekommen, in ein System der Doppeltätigkeit, das grauenvoll wirkt und einem ehrlichen Menschen alle Teilnahme am öffentlichen Leben verleidet. Man empfindet es geradezu als ein Gebot der Selbstahtung, der moralischen Reinlichkeit, sich von der heutigen Parteipolitik und ihren schmutzigen Mächenschaften fern zu halten. Die Jesuiten hat man aus dem Reiche verbannt, aber der Geist des Jesuitismus hat das ganze Reichsleben durchseucht, vom geringsten Streber von der Gasse bis hinauf zum hohen Adel. Von sittlichen Aufgaben und Forderungen in der Politik reden zu wollen, wäre einfach Thorheit. So gründlich sind wir auf dem Hund. Und das nennt sich auch noch deutsch! Und renommiert: Herr, wir danken dir, daß wir nicht sind wie diese Franzosen oder Italiener —!

— Wir Frauen, soweit wir ab und zu einen Blick auf die politische Bühne thun, durchschauen freilich nicht alles. Nur das unbehagliche Gefühl empfinden wir, daß die Dinge nicht sind wie sie sein sollen. Oft schämen wir uns sogar der Schwächen und Unzulänglichkeiten des starken Geschlechts. Wahrhaftig, das politische Käufe- und Intriguenspiel könnte nicht schlimmer sein, wenn lauter Weiber und alte Jungfern die Geschichte machten. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich mich „unweiblich“ ausdrücke. Aber das ist meine Empfindung.

— Zum Beispiel der Gegensatz zwischen Reichspolitik und preussischer Politik! Sie sind eine kluge, resolute Frau und man kann in Ihrer Gegenwart davon reden, ohne befürchten zu müssen, daß man Sie damit langweile. Über dieses Thema hat jüngst die „Kölnische Zeitung“, die sonst meine Sympathien nicht hat, einen bemerkenswerten Aufsatz gebracht. Das Blatt unterwirft zunächst die Haltung der Konservativen in der überaus wichtigen preussischen Wahlgesetzreformfrage einer heftigen Beurteilung. Anfänglich, so erzählt die „Köln. Ztg.“, hätte die Absicht bestanden, ein neues Wahlgesetz mit Ausschluß des Zentrums zu Stande zu bringen. Je drei Delegierte der drei Fraktionen, der Nationalliberalen, der Freikonservativen und der Konservativen, hätten in zwei Sitzungen mit einander verhandelt, und dabei wäre die sachliche Übereinstimmung der genannten Fraktionen festgestellt worden. Da seien ganz unvermuthet die Vertreter der Konservativen von diesem dem Kartell zustimmenden Standpunkt zurückgetreten und zwar, wie in Abgeordnetenkreisen auf das Bestimmteste erzählt

wird, auf die direkte Einwirkung des Ministers Miquel hin. Durch dieses neue, von den vereinigten Kleriko-Feudalen gutgeheißene Wahlgesetz sei die Rheinprovinz, Westfalen, Schlesien der Herrschaft der Ultramontanen endgiltig unterworfen. Mit großer Entrüstung verlangt die „Kölnische Zeitung“ eine nähere Aufklärung über diese höchst seltsamen Vorgänge. Hält der Finanzminister Dr. Miquel an diesem Standpunkte fest, setzt er seinen Einfluß durch, um diese Beschlüsse zum Gesetze zu erheben, dann würde es ein einfaches Gebot der Selbstachtung sein, daß die Mittelparteien dieses Vorgehen mit dem Rufe beantworten: „Hinweg mit ihm!“ Die Nationalliberalen müßten aber ihre Stellung zu der preußischen Regierung einer Revision unterziehen, „wenn die preussische Regierung zu dieser rohen Vergewaltigung ihre Zustimmung gäbe.“ Die „Kölnische Zeitung“ rät den Nationalliberalen, der Regierung gegenüber eine schärfere Tonart anzuschlagen und ihr dadurch zum Bewußtsein zu bringen, daß sie einen zwischen der Reichspolitik und der preussischen Politik unhaltbaren Gegensatz geschaffen habe. Man kann nicht in Preußen aus Liebe zu der ultramontanen Modefarbe die Mittelparteien mit ausgedehntem Raffinement vor den Kopf stoßen, während man im Reich die Mittelparteien und die Konservativen zum Kampf für die Militärvorlage und gegen das Zentrum anruft. Hier zeigt sich, daß die höheren Interessen, welche der Reichskanzler Graf Caprivi zu vertreten hat, in einen unveröhnlichen Widerspruch zu den Machenschaften stehen, die von unterrichteten Kreisen dem Finanzminister Dr. Miquel zugeschrieben werden. Es ist unvermeidlich, daß der Reichskanzler bei dem preussischen Ministerpräsidenten diese Gesichtspunkte einer nationalen und staaterhaltenden Politik gegenüber dem ultramontanen Strebertum und seinen Begünstigern geltend macht.“ Dieser Artikel gewinnt noch an Interesse, wenn man erwägt, daß im selben Grade, wie die Angriffe der nationalliberalen Blätter sich steigern, die Anerkennung wächst, die Dr. Miquel bei den Konservativen findet.

Ein weiterer heftiger Angriff der „Köln. Ztg.“ auf Dr. Miquel weist darauf hin, daß eine Reichstagsauflösung eine Kraftprobe ersten Ranges sei. Die Mittelparteien könnten aber nur für klare Ziele der Regierung in den Kampf ziehen, allein im preussischen Abgeordnetenhaus trieben die Deutschkonservativen unter den Auspizien des Finanzministers ein verwerfliches Ränkespiel mit dem Zentrum und übten in Sachen der Wahlreform schändlichen Verrat an den Mittelparteien. . . „Wir müssen wissen, woran wir angeht, der Gefahren, mit denen der Ultramontanismus das deutsche Geistesleben bedroht, bei den Konservativen und bei der Regierung sind, wenn wir uns für die Militärvorlage in das Kampf-

gewählt stürzen sollen. Der Reichskanzler Graf Caprivi hat also ein klares und dringendes Interesse daran, ein Hänkepiel, welches auch seine Pläne gefährdet, durch ein schleuniges und kraftvolles Eingreifen zu durchkreuzen. Er muß der preußischen Regierung einleuchtend darlegen, daß die Lage, welche die Ultramontanen und Konservativen durch ihren Pakt in Sachen der Wahlreform schaffen, für ihn vollständig unannehmbar ist. Läßt er die preußische Regierung auf ihren bisherigen clerikal-konservativen Wegen gemächlich weiterwandeln, so hat er die Schlacht verloren, bevor er sie noch eröffnet hat.“ Das rheinische Blatt erklärt ferner, es seien die Besprechungen, welche im Abgeordnetenhaus mit den Vertretern der Konservativen, Freikonservativen und Nationalliberalen stattfanden, um das preußische Wahlgesetz von den durch die Zentrumsparthei hineingebrachten Bestimmungen zu befreien, daran gescheitert, daß die Konservativen auf Betreiben des Dr. Miquel hin, der es vorziehe, seine Gesetzgebung mit den Ultramontanen zu machen, ihre Zustimmung verweigert hätten.

— Wenn die Zustände im führenden preußischen Staat derart verrottet sind, wie soll uns dann im Reich Heil erblühen, das in allen Stücken nach preußischem Muster regiert wird?

— Die jesuitische Demagogie wird von Preußen aus nach und nach auch die übrigen deutschen Länder in ihr verderbliches Netz ziehen. Zunächst fängt sie den Adel für ihre Zwecke ein, auch den protestantischen. Der Kirchenhistoriker Professor Rippold schlägt bereits Alarm in seinem jüngst erschienenen Buch „Der christliche Adel deutscher Nation, ein Rückblick und Ausblick auf seine Vergangenheit und Zukunft, mit besonderer Beziehung auf die deutsche Adelsgenossenschaft und das Adelsblatt.“ Den ersten Teil dieser Schrift bildet ein Sendschreiben an den Grafen Wilko von Winzingerode-Bodenstein, den Vorsitzenden des Evangelischen Bundes, „eine zunächst rein persönlich gehaltene Denkschrift“, der zweite Teil befaßt sich hauptsächlich mit dem „Adelsblatt“, dem Organ der deutschen Adelsgenossenschaft. Rippold glaubt in diesem Buche den Nachweis liefern zu können, daß die internationale jesuitische Demagogie den evangelischen deutschen Adel mit Hilfe des genannten Organs in ihre Interessensphäre systematisch hineinzuziehen versuche. Wie viel daran nun sogenannte Jesuitenriechelei ist, oder durchweg thatsächlichen Untergrund hat, können wir freilich nicht untersuchen. Auf alle Fälle ist die Blütenlese, welche der Verfasser der Schrift aus den letzten Jahrgängen des „Adelsblattes“ veranstaltet, sehr bemerkenswert und bedarf keiner kritischen Beleuchtung. Rippold beginnt mit der Stellungnahme des „Adelsblattes“ zur Jesuitenfrage:

„Viele Millionen deutscher Reichsbürger, schreibt das Blatt, erkennen

in den Orden ein unveräußerliches Erbteil ihrer Kirche, erkennen ganz besonders in dem bestgehaßten Orden der Gesellschaft Jesu eine der schneidigsten Waffen gegenüber der Notlage der Zeit. Wir unsererseits glauben auch, daß dieser Not gegenüber alle Lieblings-Vorurteile schweigen müssen, daß man herzlich froh sein sollte, in den Orden dem Einfluß auf die Massen im Sinne des positiven Christentums und des Königtums von Gottes Gnaden neue Bahnbrecher zu gewinnen. Wenn zahlreiche hervorragende Standesgenossen es sich allzeit zur höchsten Ehre angerechnet, den Vätern der Gesellschaft Jesu zugezählt zu werden, dann sollte, so meinen wir, solche Thatsache allein den standesbewußten Edelmann davor bewahren, den Stab über eine geistliche Gemeinschaft zu brechen, der man im Grunde genommen doch nur erhöhten Eifer, Thatkraft und Geschick für die Sache, die sie für die rechte hält, vorwerfen kann.“

Wie für die Jesuiten, soll der evangelische Adel auch für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes eintreten, fordert das Adelsblatt. „Was wir nun von unseren nichtkatholischen Standesgenossen hoffen und erwarten, das ist nicht, daß sie in dieser Frage etwa die Initiative ergreifen sollen, sondern nur daß sie, im Fall dieselbe in irgend einer Form direkt an sie herantraten sollte, und dies wird gewiß über kurz oder lang ganz von selbst geschehen, sich nicht scheuen möchten, offen Farbe zu bekennen und waffenbrüderlich ihren katholischen Standesgenossen zur Seite zu treten . . . Der evangelische Teil der Christenheit muß den katholischen Teil (ebenso wie umgekehrt) in allen berechtigten und legitimen Forderungen unterstützen. Zu diesen berechtigten und legitimen Forderungen gehört auch die, dem Papste die ihm geraubte weltliche Macht wiederzugeben.“

An einer andern Stelle heißt es: „Außer den kirchlichen Gründen bestehen aber noch andere Beweggründe, welche den Edelleuten den Kampf für das Apostolikum zur unabweisbaren Pflicht machen: die Sicherheit der Dynastien und das eigene Standesinteresse. Wenn erst die Grundlagen des Christentums gelockert und beseitigt sind, dann hat auch der Königsthron seinen festen Halt verloren; ist erst Christus abgesetzt, dann wird auch sehr bald der König entthront. Das ist noch immer so gewesen. Denn, wenn das Volk sich erst der Majestät Christi nicht mehr beugen will, dann erkennt es erst recht die Autorität des irdischen Königs nicht mehr an. Schon als Royalist darf daher der Edelmann nicht an den Grundfesten unseres Glaubens rütteln lassen. Aber auch Standesrücksichten verlangen das gebieterisch. Das Apostolikum ist der gemeinfame Glaubensgrund des ganzen deutschen Adels, das feste Band, das Nord und Süd umschlingt, das uns Edelleute unlösbar an einander fettet und uns eint. Es ist das gemeinfame Banner, um das wir uns scharen

zum Kampf für unsern gemeinsamen Herrn Jesus Christus gegen die gemeinsamen Feinde des Christentums überhaupt, der richtigste Anknüpfungspunkt für eine bereinstige Wiedervereinigung, und es ist auch, last not least, die gemeinsame Basis des Zusammenwirkens in der deutschen Adels-Genossenschaft. So haben wir Edelleute die dreifache Pflicht, als Christen, als Royalisten und als Aristokraten, bis aufs Blut zu kämpfen für das heilige Apostolikum.“

Und nun bitte ich Sie, gnädige Frau, sind Fragen des Volksebens und der Religion jemals gemeiner, egoistischer — und zugleich komödiantischer aufgefaßt worden, als es in diesem „Organ der Adelsgenossenschaft“ geschieht? Wenn das ein Edelmann fertig bringt, was will man dann einem gewöhnlichen, streberhaften, habgierigen Schnusfinken noch übelnehmen?

— Und das alles gehört heute zum wesentlichen Bestand unserer offiziellen deutschen Reichspolitik? Da fragt man freilich: Wie wird die Komödie enden?

— Es könnte auch die Frage aufgeworfen werden, ob das Sammelstück von Staatsformen, das sich in dem Begriff deutsches Reich und deutsche Regierung verquickt, für unser Volk und unsere Zeit tauglich, ob unser Konstitutionalismus vernünftig geordnet sei?

— Entwicklungsergebnisse!

— Sehen Sie mir doch mit diesem Schlagwort, Verehrtester!

— Ich bin als Frau nicht befähigt, in den Streit der Männer einzugreifen. Nur das fühle ich als Mutter, der Zustand des deutschen Reiches läßt schrecklich viel zu wünschen übrig. Nur mit banger Sorge sehe ich dem Zeitpunkt entgegen, wo meine Söhne in die Armee eintreten müssen. Mehr als für das Glück, fürchte ich für den Charakter meiner Söhne. Unserem privaten wie öffentlichen Leben ist mehr und mehr die starke Einheit einer edlen nationalen Grundanschauung abhanden gekommen.

— Verzeihung, gnädige Frau, haben wir nie gehabt. Wir sind nie ein Volk gewesen mit einem machtvollen nationalen Grundgedanken, mit einem weltbezwingenden Selbstbewußtsein unserer Eigenart. Ganze Haufen von Wirrköpfen, Haufen von Philistern, Haufen von Strebern, ein Heer von Beamten und Bureaukraten, ein Heer von Knechten, ein Heer von Ministern und Fürsten und Halbgöttern, eine Legion von Priestern, Zeichen-
deutern, Nachwächtern, Gauklern — das alles soll durch die einfache That-
sache militärischer Siege über ein Nachbarvolk plötzlich zu einem vernünftigen Reich, zu einer entwicklungsfähigen Volkseinheit geworden sein, in der's ein besserer Kulturmensch mit Vergnügen aushalten kann?

— Aber Wert oder Unwert unserer gegenwärtigen Staats- und Reichsverfassung läßt sich wohl streiten, verehrter Herr, aber solange Sie

sich weigern, sich auf naturwissenschaftlichen Boden zu stellen und den Gang der Entwicklung — —

— Gnädige Frau, ich beschwöre Sie, entziehen Sie Ihrem Gatten das Wort. Sein naiver Entwicklungsglaube fängt an, mir unheimlich auf die Nerven zu gehen. Aus Unnatur hat sich niemals Natur entwickelt, und wo nichts ist, hat nicht nur der Kaiser, sondern auch die Entwicklung das Recht verloren. Komödie, Komödie, Komödie, Wahn, Wahn, Wahn.

— Das ist der Nihilismus der Verzweiflung.

— Verehrte Herren, der Thee ist serviert.



Die Regeneration des Menschengeschlechtes.

Don Max Seiling.

(Helsingfors.)

(Mit dem zweiten Preise gekrönt.)

Wenn schon die im Nachfolgenden entwickelten Grundsätze den herrschenden Anschauungen in vieler Beziehung schnurstracks entgegenstehen, muß ich der Stimme meines Gewissens dennoch folgen und die Gelegenheit zur Aussprache in einer so wichtigen Angelegenheit ergreifen.

Zuvörderst ist vom philosophischen Standpunkte aus daran zu erinnern, daß die Entartung unserer Rasse nichts weniger als eine Zufälligkeit ist, die sich ohne große Anstrengungen aus der Welt schaffen ließe, wenn nur diese oder jene Ratschläge befolgt würden, sondern daß das Decadence-Elend der Gegenwart ein Glied in der Kette der sich mit absoluter Notwendigkeit vollziehenden Menschheitsbewegung bildet. Von berufener Seite ist schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß die Decadence eine Folge der Civilisation sei und daß diese, wie es Mainländer sehr überzeugend dargethan, schließlich sogar eine tötende Wirkung habe. In der That giebt es ja Erscheinungen, welche selbst von den blindesten Anbetern dieser unserer Civilisation nicht abgeleugnet werden können, z. B. die Ruhelosigkeit und Nervosität, wie sie einerseits von der modernen Politik, andererseits von der ungeheuren Entwicklung der Industrie und des Verkehrs wesens hervorgerufen werden.

Die Einsicht in die Notwendigkeit alles Geschehens braucht uns nun aber keineswegs einem thatlosen Quietismus zuzuführen. Denn mit der-

selben Notwendigkeit, mit welcher eine auf bestimmte Weise geartete Civilisation den Verfall der Menschheit beschleunigen würde, entstehen in einzelnen Köpfen zuerst Zweifel über die Richtigkeit der von der Civilisation eingeschlagenen Wege und später die feste Überzeugung, daß die Früchte der gedachten Civilisation vielfach als verdorbene anzusehen sind. Ebenso notwendig geschehen alsdann die gemachten Gegenanstrengungen, sei es, um die schließlich doch eintretende Entartung des Menschengeschlechtes zu verzögern, oder aber um die Menschheit einer Wiebergeburt, einer glücklicheren Zukunft entgegenzuführen. Rimmermehr dürfen wir daher an der Zukunft der Menschheit verzweifeln und nichts darf uns abhalten, unsere besten Kräfte für die Heilung der Kulturkrankheiten einzusetzen.

In dem Preisausschreiben, dem dieser Aufsatz seine Entstehung verdankt, wird insbesondere auf die psycho-physiologische Entartung unseres Geschlechtes als auf eine Hauptursache unserer trostlosen sozialen und politischen Zustände hingewiesen. Um hier Besserung zu schaffen, muß sowohl die Lebensführung des Einzelnen, als auch die der Gesellschaft einer gründlichen Reformation unterzogen werden.

Der oberste Grundsatz, nach welchem meines Erachtens die Lebensführung des Einzelnen verbessert werden muß, ist das Juvenal'sche *mens sana in corpore sano*. Zweifelslosne ist ein gesunder Körper die Grundbedingung für ein normales Geistes- und Gemüthsleben; andererseits muß gerade an der Hebung des Gesundheitszustandes vor allem gearbeitet werden, weil ein vollkommen gesunder Mensch in unseren Tagen kaum mehr anzutreffen ist. Unter einem solchen verstehe ich Denjenigen, der wenigstens 100 Jahre alt wird und eines natürlichen Todes, nämlich an Altersschwäche, nicht an einer Krankheit stirbt. Nach Buffon könnte der Mensch sogar 150 (nach Hufeland 200) Jahre alt werden, wenn er vernünftig leben würde. Buffon und andere Forscher haben beobachtet, daß bei den meisten Tiergeschlechtern die Wachstumsperiode und das Lebensalter in einer bestimmten Beziehung stehen, daß nämlich letzteres gewöhnlich 7 Mal so lange währt als erstere. Nimmt man beim Menschen 21 Jahre als Dauer der Wachstumsperiode an, so kommt man ungefähr auf 150 Lebensjahre. Statt dessen sind wir mit dem immer weiter heruntergehenden Durchschnitts-Lebensalter bald bei 30 angekommen und haben unter 3000 Menschen nur einen 90jährigen aufzuweisen. Sehr bezeichnend ist es auch, daß man dem Menschen, im Gegensatz zum ausgewachsenen Tiere, sein Lebensalter ziemlich leicht ansieht, weil er eben, kaum nachdem er jung war, schon zu altern anfängt, so daß die wichtigste Lebensperiode, die Stillstandsperiode, bei ihm die kürzeste ist, während es doch gerade umgekehrt sein sollte.

Kein Wunder! Wie verläuft denn, vom gesundheitlichen Standpunkte aus betrachtet, das Leben des typischen Kulturmenschen? Von einem kranken Vater gezeugt, wird er von einer kranken Mutter empfangen. Über die Motive zum Begattungsakt giebt uns Schillers Franz Moor eine sehr lehrreiche Aufklärung; ich will hier nur eines erwähnen und mich dabei gelinde ausdrücken: das Angeheitertsein des Vaters. Schon im Mutterleibe beginnt die Schädigung des neuen Lebens durch die Fortsetzung des geschlechtlichen Verkehrs während der Schwangerschaft, durch das Schnürcn und die verkehrte Lebensweise der Mutter, welche Umstände überdies die Geburt erschweren. Ins Leben getreten, wird der neue Weltbürger statt an der Mutterbrust mit künstlicher Nahrung gesütert. Alsobald erfolgt die von unabsehbaren Wirkungen begleitete Impfsvergiftung, der sich in gelegentlichen Krankheitsfällen — und Kinderkrankheiten sollen sich ja angeblich gar nicht vermeiden lassen — Medizinvergiftungen anschließen. Schon im zarten Alter wird der kindliche Magen an die sogenannte kräftigende, in Wahrheit aber die Gesundheit zerstörende Diät gewöhnt: an den reichlichen Fleischgenuß, an Alkohol und scharfe Gewürze, an Kaffee und Thee. Die nächste Folge dieser reizenden Lebensweise ist die erschreckend weiterverbreitete Onanie, die in späteren Jahren von allzu häufiger natürlicher Geschlechtsbefriedigung abgelöst wird. In Wohn- und Schlafräumen, wie auch in der Schule, die noch so manche andere Sünde auf ihrem Kerbholz hat, muß das heranwachsende Kind schlechte, verdorbene Luft atmen. Und um sich gegen die reine Luft, dieses köstliche Element, möglichst abzuschließen, steckt sich der Junge, noch ehe er hinter den Ohren trocken geworden, ein vergiftendes „Cigarro in das tierische Maul“ (Schopenhauer). Nicht viel später beginnt das abscheuliche Saufen, das nebst dem endlosen Kartenspielen den Körper nebenbei noch zu unnatürlich langem Sitzen verurteilt. Beim erwachsenen Menschen endlich leidet der Gesundheitszustand überdies sehr häufig unter einem viel zu anstrengenden Berufe, sowie unter Familiensorgen; beides Folgen der schweren Krankheit, an welcher der Gesellschaftskörper darniederliegt. Bei der überwiegenden Mehrzahl aber, deren Magen von Überfütterung und deren Leben von verweichlichendem Luxus verschont bleibt, wird der Körper um so empfindlicher von der Armut gequält.

Und alle diese Mißhandlungen des Körpers sollten ohne wesentlichen Einfluß auf das Gemüths- und Geistesleben sein? — Immermehr!

Die Mittel zur Abhilfe sind mit dem eben Gesagten schon angedeutet. Sie bestehen in der Vermeidung alles dessen, was den menschlichen Organismus früher oder später zu Grunde richten muß.

Gesunde Eltern können wir natürlich nicht mit einem Male hervorzubringen. Sie werden sich allmählich von selbst finden, wenn wir erst für

die Gesundheit unserer Kinder gesorgt haben. Machen wir den Anfang damit, daß wir aufhören, die gedeihliche Entwicklung unserer Kinder schon im Mutterleibe zu stören. Im Gegensatz zur ganzen Tierwelt, in welcher das Männchen vom Weibchen nach erfolgter Empfängnis nicht mehr angenommen wird, setzt der Mensch den geschlechtlichen Verkehr auch während der Schwangerschaft des Weibes fort und legt damit, abgesehen von der Hauptsache, von der Schädigung der Leibesfrucht, den Grund zu den verhängnisvollen hysterischen Erkrankungen des weiblichen Geschlechtes. Der Coitus hat keinen Selbstzweck, sondern er ist lediglich das Mittel zur Fortpflanzung. Ist diese durch stattgehabte Empfängnis gesichert, dann hat der Geschlechtsverkehr aufzuhören. Nur der von einem übermäßig starken Geschlechtstrieb ganz blind gemachte Kulturmensch kann und will diesen Sachverhalt nicht einsehen. Jener starke Trieb aber ist durchaus kein unweibliches Übel und nichts von der menschlichen Natur Unzertrennliches, sondern er ist die Folge einer arg verkehrten Lebensweise. Natürlich trägt diese auch die Hauptschuld an den übrigen geschlechtlichen Verirrungen, von der Onanie bis zu den scheußlichsten Unnatürlichkeiten, wie man sie etwa in Krafft-Ebing's „psychopathia sexualis“ beschrieben findet. Ein vollkommen gesunder, naturgemäß lebender Mensch wird im Stande sein, den Geschlechtstrieb unter die Herrschaft seiner Vernunft zu stellen. Er wird denselben, falls er es aus irgend einem Grunde für gut findet, überhaupt nicht zu befriedigen brauchen, und zwar ohne deshalb an Pollutionen zu leiden, die unter allen Umständen als eine krankhafte Erscheinung anzusehen sind. Denu zur Erhaltung der Gesundheit ist die Geschlechtsbefriedigung keineswegs notwendig. Der Entwicklung und dem Zustande des Geistes aber kommt Enthaltfamkeit zu gute, weil das ins Blut resorbierte Sperma die konzentrierteste menschliche Kraft ist und weil die vom Geschlechtstrieb ohnehin schon beherrschte Gehirnthätigkeit auch von der Beschaffenheit des Blutes abhängt.

Worin besteht nun eine naturgemäße Lebensweise? Vor allem in einer richtigen, am liebsten möchte ich sagen: in einer vegetarischen Diät. Aber leider ist unser Geschlecht zu sehr degeneriert, d. h. sein Charakter zu erbärmlich und seine Verdauungswerkzeuge zu sehr geschwächt, als daß man ihn so etwas, wie die Annahme des Vegetarismus zumuten dürfte. Es ist hier nicht thunlich, die zahlreichen Gründe, die zur Annahme dieses herrlichen Lebensprinzips förnlich zwingen, näher zu erörtern. Man überzeuge sich mit Hilfe der leichtzugänglichen vegetarischen Litteratur, daß dieses Lebensprinzip nichts weniger als eine Narrheit, daß es vielmehr in Übereinstimmung mit den Aussprüchen großer Männer aller Zeiten, von jedem Standpunkte aus, der dabei in Betracht kommen kann — sei es der

hygienische, der anatomische, der moralische, der ästhetische, der eudämonistische oder der sozial-ökonomische — der einzig richtige ist. Es ist nicht das geringste Verdienst Richard Wagners, ausdrücklich darauf hingewiesen zu haben, daß eine wahre Regeneration des menschlichen Geschlechtes ihren Ausgang vom vegetarischen Gedanken nehmen müsse. Übrigens ist es nur eine Frage der Zeit, wann sich die Menschheit ganz ernstlich mit der Bedeutung des Vegetarismus wird beschäftigen müssen. Denn, wie es z. B. von Carey und neuerdings in Beletoffs Schrift, „die Ernährung des Menschen in der Gegenwart und in der Zukunft“ ausgeführt wurde, die beständige Vermehrung des Menschengeschlechtes hat den Rückgang der Tierwelt zur unausbleiblichen Folge, d. h. die Menschen müssen früher oder später, wohl oder übel, Vegetarier werden. Dem steht auf lange Zeit hinaus nichts im Wege, da dasselbe Land 10 Mal soviel Vegetarier als Fleischnesser ernähren kann. Und daß man als Vegetarier überhaupt existieren kann, beweist schon jetzt der größere Teil der Menschheit, indem er thatsächlich vegetarisch lebt.

Mit dem obersten vegetarischen Grundsatz, nichts vom toten Tiere zu essen, werden wir, wie schon angedeutet, unserer erwachsenen Generation kaum kommen dürfen; es könnte ihr dabei noch elender zu Mute werden. Wer etwa hieraus auf das Verkehrte des Vegetarismus schließen wollte, wäre daran zu erinnern, daß man ebenso gut die körperliche Arbeit für einen Unsinn erklären könnte, weil sie ein gelehrter Stubenhocker mit seinen verkümmerten Muskeln nicht verrichten kann. Gestatten wir also bis auf weiteres die Fleischnahrung, jedoch mit der Einschränkung, daß diese täglich höchstens ein Mal und, weil sie erhitend wirkt, nie des Abends genossen werde. Dagegen könnten die übrigen vegetarischen Diätregeln sofort bei Jedermann zur Anwendung kommen: Die Enthaltung von sämtlichen alkoholischen und narkotischen Getränken (Bier, Wein und Schnaps; Kaffee und Thee), die Vermeidung aller scharfen Gewürze, namentlich des Pfeffers und des Senfes, die thunlichste Einschränkung des Genusses von Salz, Zucker und Essig.

Wie viel wäre schon gewonnen, wenn man wenigstens den verderblichen Alkoholgenuß aufgeben wollte! Englische Ärzte nehmen an, daß ungefähr die Hälfte aller Erkrankungen durch den Alkohol verursacht werde. In Deutschland sind mehr als $\frac{1}{4}$ aller Selbstmörder, mehr als $\frac{1}{3}$ aller Geisteskranken und 41 Prozent aller Verbrecher Opfer des Alkohols. Auch die Armenanstalten können uns über die Folgen des Alkoholgenusses ein trauriges Lied singen. Daß die Wassertrinker durchschnittlich ein viel höheres Lebensalter erreichen als diejenigen, welche gewohnheitsmäßig geistige Getränke genießen, ist durch die Statistik der Lebensversicherungsgeellschaften

bereits erwiesen. Sehr schwer wiegt auch der Umstand, daß durch das angeblich gemüthliche Kneipen das Familienleben, dieser Grundpfeiler einer gesunden Gesellschaftsordnung, untergraben wird. Nicht genug können die widerlichen Saufereien unserer studirenden Jugend verdammt werden. Zänkerische Philister sind günstigen Falles das Resultat dieses stumpf-sinnig machenden Kneipens. Ich kann es nicht bleiben lassen, bei dieser Gelegenheit eine Sache zur Sprache zu bringen, die zwar von sehr untergeordneter Bedeutung, aber außerordentlich bezeichnend für das Gedankenleben des deutschen Studenten ist. Es ist der in Deutschland jetzt allwärts gehörte, von den Studenten aufgebrachte Gruß „Mahlzeit“, der Gipfelpunkt aller Gedankenlosigkeit und Versinnpelung. Nicht etwa, daß man nur vor und nach Tisch das „gesegnete Mahlzeit“ zu „Mahlzeit“ abkürzt, was allenfalls noch auf den Faulheitskarren geladen werden könnte; nein, statt jedes anderen Grußes und zu jeder Tages- und Nachtzeit wird „Mahlzeit“ gebrüllt, eine Abgeschmacktheit sondergleichen, die eine offenbare Folge des verdummenden Biertrinkens ist! — Es ist eine Schande für Deutschland, daß die Temperenzbewegung im Gegensatz zu anderen Ländern, wie Amerika, England, Schweiz, Skandinavien und Finnland, noch so geringe Fortschritte aufzuweisen hat. Bei uns finden sich nämlich kaum so viele einzelne Enthaltsame, wie in jenen Ländern hunderttausende.

Bei der Erziehung der künftigen Generation könnte das gemäßigte vegetarische Prinzip, das den Gebrauch von Milch, Butter und Eiern zuläßt, grundsätzlich zur Anwendung kommen. Mit der Zeit könnte, resp. muß natürlich auch auf diese tierischen Produkte verzichtet werden. Denn der Mensch ist nun einmal von Natur ein Fruchtfresser und nicht, wie das Schwein, ein Allesfresser.

In Zusammenhang mit einer vernünftigen Diät stehen auch gewisse, vom modernen Geschlechte wiederum nur zu wenig befolgte Esregeln: man esse langsam, laue gründlich, esse nicht zu heiß und verzehre vorzugsweise feste Nahrung, weil flüssige den Stoffwechsel verzögert. Man esse nicht zu oft, nicht zu viel (besonders des Abends) und nicht zu vielerlei. Unserer grundverlehrten Art zu essen, namentlich bei festlichen Gelegenheiten, hält es sogar Nietzsche, der übrigens kein Vegetarier, nicht unter seiner Würde, einen scharfen Aphorismus zu widmen („Morgenröte“, S. 192). Er verdiente in extenso hierhergesetzt zu werden, wenn es der Raum erlaubte. Ein Hauptsatz daraus sei aber democh angeführt: „Pui, welche Künste und Bücher werden der Nachtsich solcher Mahlzeiten sein!“ Wird man beim Lesen dieses Satzes nicht sofort an ein anderes Wort Nietzsches erinnert, das er mit Bezug auf eine moderne Richtung in der Litteratur fallen ließ: „Die Freude zu stinken“?

In der That, die Ernährungsfrage ist vielleicht die wichtigste aller Fragen. Nicht umsonst heißt es: Der Mensch ist was er ißt. Nicht mit Unrecht sagte Friedrich der Große, daß alle Kultur vom menschlichen Magen ausgehe. Und nichts weniger als Scherz ist die Behauptung, daß es bei der Entstehung philosophischer Systeme ganz auf die Verdaunungsverhältnisse ihres Schöpfers ankomme. Sicherlich hat wenigstens bei manchem Pessimisten der Welterschmerz seinen Sitz im Unterleibe. Und in dieser wichtigen Angelegenheit tappt man, abgesehen von dem klaren und einfachen Principe des Vegetarismus, noch so sehr im Dunkeln, daß Virchow, einer der ersten Vertreter der medizinischen Wissenschaft, deren Aufgabe doch vor allem die Lösung dieses Problemes sein sollte, behaupten konnte, es gäbe noch keine wissenschaftliche Diätetik! Dies ist um so merkwürdiger, als derselbe große Gelehrte gelegentlich auch äußerte, es käme vielmehr darauf an, die Krankheiten zu verhüten, als sie zu heilen; denn dies sei in den meisten Fällen doch nicht möglich. Daß aber bei der Verhütung der Krankheiten eine richtige Diät der Hauptfaktor ist, wird wohl kaum von Jemand bestritten werden. Demnach hätten wir auf's Eifrigste darnach zu streben, daß die Leistungen der ärztlichen Wissenschaft, die eben trotz der oft gerühmten Fortschritte derselben doch noch herzlich gering sind, ganz wesentlich erhöht werden. Und dafür gäbe es ein ebenso einfaches als wirksames Mittel: die Verstaatlichung der Ärzte! Man stelle die Ärzte als vom Staate besoldete Beamte an, deren Aufgabe es ist, für die Förderung und Unterhaltung des Gesundheitszustandes der Staatsbürger zu sorgen. Ohne den einzelnen Vertretern des ärztlichen Berufes zu nahe zu treten, läßt sich im Hinblick auf den grenzenlosen Egoismus der menschlichen Natur doch wohl behaupten, daß die Ärzte bei der gegenwärtigen Ordnung der Dinge, bei welcher sie um so besser honoriert werden, je mehr Menschen krank sind, für den Gesundheitszustand ihrer Mitmenschen weniger interessiert sind als bei der eben vorgeschlagenen Reform. Nach einer solchen radikalen Veränderung der Stellung des ärztlichen Standes würde es sich bald erweisen, welches die für den Menschen zuträglichste Diät ist. —

Zu einer naturgemäßen Lebensweise gehören jedoch außer einer richtigen Diät noch andere Dinge, die im folgenden kurz besprochen werden mögen. Zwei wesentliche Bedingungen für das Gedeihen des menschlichen Organismus sind Licht und Luft. Man wohne in sonnigen, freundlichen Zimmern und sorge zu jeder Zeit, bei Tag und bei Nacht, für frische Luft. Diese wahren Lebenselemente, Licht und Luft, sind in unseren Großstädten mit ihren öden Mietkasernen freilich oft nicht leicht zu haben. Am besten wäre es ja, die Großstädte mit ihren vielen Krankheits- und Lasterherden überhaupt zu verlassen. Allein daran ist nicht zu denken, die Entstehung

und Ausbreitung der Großstädte liegt nun einmal im Gange unserer Zeit, sie ist in mancher Beziehung eine wirklich nicht zu umgehende Notwendigkeit. Gerade deshalb müßte aber umso energischer für die Regelung der Wohnungsverhältnisse gesorgt werden, die gegenwärtig, namentlich was das Proletariat betrifft, geradezu schaudererregende Zustände geseitigt haben. Die Wohnungsfrage bildet übrigens einen Teil der sozialen Frage, auf die ich weiter unten zu sprechen komme.

Auf grobe, unverantwortliche Weise wird der Forderung von reiner Luft durch die Unsitte des Tabakrauchens entgegengearbeitet. Mit Recht nennt F. Paulsen das Rauchen eine Barbarei, deren wir uns vor dem ungebildeten Mittelalter zu schämen haben. Das Bedenklichste an der Sache ist aber die Nikotinvergiftung, insbesondere die Schädigung der Nerven. In Frankreich hat man statistisch erwiesen, daß das Rauchen in genauer Beziehung zum Wahnsinn steht. Darnach kann man mit Bestimmtheit annehmen, daß die nicht wahnsinnigen Raucher, da sie gewöhnlich auch Trinker sind, einen mehr oder weniger verdunkelten, trüben Geist haben. So nimmt denn auch Tolstoi keinen Anstand, die Betäubung durch Tabak und Alkohol dafür verantwortlich zu machen, daß die Menschheit bei ihrer Kulturarbeit stecken geblieben zu sein scheint: Das in Tabak- und Alkoholdunst gehüllte Gehirn ist unfähig geworden, das, was zu unserem Heile vor allem Not thut, zu erkennen.

Das körperliche Wohlbefinden verlangt ferner eine gehörige Hautpflege, die es sowohl auf Reinlichkeit, als auf Abhärtung abzusehen hat.

Auch auf eine zweckmäßige, keineswegs zu warme und nirgends schnürende oder pressende Bekleidung kommt es an.

Endlich spielt das richtige Verhältnis zwischen Ruhe und Bewegung eine wichtige Rolle. Bezüglich der Nachtruhe ist nach dem Grundsatz „frühe nieder und frühe auf“ zu verfahren. Zur Erzielung von genügender Bewegung müssen die Spaziergänge durch Gymnastik ergänzt werden.

In Krankheitsfällen dürfen keine, die Krankheits Symptome unterdrückenden Medizinische genossen oder sonst wie appliziert, sondern es muß nach den Lehren der sogenannten Naturheilkunde verfahren werden, die mit Hilfe ihrer physikalisch-diätetischen Heilfaktoren darauf ausgeht, die Krankheitsursachen zu entfernen. Diese sind lediglich in der durch die falsche Lebensweise herbeigeführten Verunreinigung des Körpers, nicht aber in den unglückseligen Bacillen zu suchen, welche, wenn es auf sie allein ankäme, die Menschheit schon längst ausgerottet hätten.

Als Hauptmaßregel zur Erzeugung eines gesunden Geschlechtes sei noch die Abschaffung der Schutzpockenimpfung hervorgehoben, deren Nutzlosigkeit von vielen Ärzten zugegeben und deren Schädlichkeit am besten durch die

Massenpetitionen an den deutschen Reichstag erwiesen wird. Von den bei jedem Impftermine feuchenartig auftretenden Todesfällen abgesehen, sind namentlich die mittelbaren Folgen der Impfung als ganz entsehrliche zu bezeichnen: Strophulose, Syphilis, Tuberkulose, Diphtheritis und Milchsarmut der Mütter müssen grofenteils auf die Impfung zurüdgeführt werden, insoferne der vergiftete Körper nicht mehr kräftig genug ist, die betreffenden Krankheitsstoffe auszuschleiden. Wenn sich nicht alle Ärzte gegen den Impf- aberglauben aussprechen, so möge man wiederum bedenken, daß der ärztliche Stand in Deutschland viele Millionen Mark (wenn ich nicht irre, 30) an Impfsporteln einheimst. Auch in diesem Falle, sowie überhaupt bezüglich der Verbreitung der von der offiziellen Wissenschaft zur Zeit aus guten Gründen noch hart bedrängten Naturheilkunde würde eine Verstaatlichung der Ärzte raschen und heilsamen Wandel schaffen.

Der Umstand, daß wenigstens neun Zehntel unseres Lebensglückes von der Gesundheit abhängen, ist am Ende auch schon Grund genug, um dem leiblichen Wohle die größte Sorgfalt zu widmen.

Auf diese Weise wäre also der „psychisch-physiologischen Entartung“ unseres Geschlechtes vor allen Dingen indirekt, d. h. durch Hebung des Gesundheitszustandes entgegen zu treten. Gleichzeitig müssen aber direkte Eingriffe erfolgen, wenn schon sie weniger wichtig sind als die indirekten. Denn von der Regelung des Geschlechtslebens und des Verdauungsvorganges hängt beispielsweise — um es nochmals zu betonen — unendlich viel mehr ab, als etwa von dem Umstände, ob und wie auf den Schulen die alten Sprachen getrieben werden.

Einen sicherlich sehr erfolgreichen Vorschlag zur Erlangung eines echten Adels macht einmal Schopenhauer, indem er, anknüpfend an seine Lehre, daß der Charakter vom Vater und der Intellekt von der Mutter ererbt wird, die „Vermählung der edelmütigsten Männer mit den klügsten und geistreichsten Weibern“ empfiehlt. Erscheint nun der Gedanke, alle Spitzbuben zu kastrieren und alle dummen Gänse ins Kloster zu schicken, allerdings etwas utopisch, so könnte der eben erwähnte Vorschlag immerhin bei mancher Eheschließung zum Nutzen des künftigen Geschlechtes beherzigt werden. Jedenfalls sollte darnach gestrebt werden, daß für die Ehe persönliche Vorzüge, sowie Neigungen und Abneigungen das Übergewicht über die Besitzinteressen erhalten. Des Weiteren müßte nicht nur die Eingehung, sondern auch die Scheidung der Ehe, die eigentlich eine unnatürliche Institution ist, wenn sie auch als Kulturfaktor noch so unentbehrlich sein mag, — thunlichst freigestellt werden, damit wir möglichst viele harmonisch veranlagte „Kinder der Liebe“ erhalten, im Vergleich mit welchen die Kinder aus Vernunftstehen stets irgendwie verflümmert sind. Eine allgemeinere Pflege solcher Sitten

setzt nicht am wenigsten voraus, daß die Stellung der Frauen, sowohl was Bildung, als was materielle Unabhängigkeit betrifft, ganz wesentlich verbessert werde. Mit diesen Forderungen haben wir übrigens wieder das Gebiet der sozialen Frage betreten. — Noch sei bemerkt, daß die Beschaffenheit des künftigen Geschlechtes von etwa stattgehabter Rassenkreuzung abhängt. Über diesen Punkt scheinen jedoch die Ansichten sehr geteilt zu sein. Nach den eingehenden Studien des Grafen Gobineau („Essai sur l'inégalité des races humaines“) wäre gerade die Rassenmischung die Hauptursache der Degeneration des Menschengeschlechtes. Hingegen können durch geeignete Blutmischung innerhalb derselben Klasse ausgemergelte Geschlechter sehr wohl wieder lebensfähig gemacht werden.

Den eigentlichen unmittelbaren Einfluß auf die Verbesserung des Menschenmaterials hat nun aber die Erziehung. Sehr bezeichnend für die bisherige Verlethrtheit des Erziehungswesens ist es, daß mancher große Mann, wie z. B. Richard Wagner, es als ein Glück gepriesen, nicht erzogen worden zu sein. Da die so wichtige, weil grundlegende Erziehungsarbeit in der frühesten Jugend der Kinder hauptsächlich den Frauen zufällt, versteht es sich, daß diese vor allem selbst erzogen werden müssen. Die Stellung der Frauen kann gar nicht hoch genug gedacht werden; daher die Emanzipation derselben im besten Sinne auch aus diesem Grunde nach Kräften zu unterstützen ist. Mit zunehmendem Alter des Kindes hat der Anteil des Vaters an der Erziehung immer roger zu werden. Freilich ist die Bedingung hierfür, daß er, abgesehen von seiner eigenen Erziehung, die dazu nötige Zeit und Lust hat, daß nicht, wie es heutzutage nur zu oft der Fall, seine ganze Kraft unter der Veruslast erlahmt. Damit werden wir jedoch neuerdings in das Bereich der sozialen Frage gedrängt. Ehe diese gelöst ist, kann in den breiten Volksschichten weder von Erziehung, noch überhaupt von Familienleben die Rede sein.

Das von den Eltern begonnene Erziehungswerk hat von den öffentlichen Bildungsanstalten fortgesetzt und vollendet zu werden. In wie hohem Grade diese reformbedürftig sind, zeigt die geistige Zerfahrenheit, Unklarheit, Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit unserer sogenannten gebildeten Klassen. Trotz übermäßiger Anstrengungen besitzt der junge Mensch, nachdem er nahezu 20 Jahre auf niederen und höheren Schulbänken zugebracht, weder eine echte allgemeine Bildung, noch genügende Welt- und Lebenskenntnis, noch ist er zu dem zu ergreifenden Berufe gehörig vorbereitet. Die Überfütterung mit wüstem Durcheinander erzeugt nicht selten sogar Ekel an allem besseren Wissen. Das immer flacher machende Zeitungslesen bildet schließlich die einzige geistige Beschäftigung der meisten Menschen.

In Anbetracht der Unmöglichkeit, an dieser Stelle ein ins einzelne gehendes Erziehungsprogramm geben zu können, muß ich mich darauf beschränken, die mir am wichtigsten dünkenden Grundsätze zu erwähnen.

Bezüglich der Erziehung des Charakters, der freilich nur innerhalb gewisser Grenzen umgebildet werden kann, sei hier lediglich auf den einen Hauptpunkt aufmerksam gemacht, daß man mit Rücksicht auf die Affennatur des Menschen jederzeit mit guten Beispiele vorzugehen hat. Vor allen Dingen müssen Enthaltbarkeit und Selbstbeherrschung geübt werden, welche Tugenden uns wieder an die vegetarische Lebensweise gemahnen, da sie ohne dieselbe unmöglich zu voller Blüte gelangen können.

Der oberste Grundsatz bei der Erziehung des Geistes bestehe darin, daß in jeder Sache die Anschauung dem Begriffe vorhergehe, ferner der engere Begriff dem weiteren. Demnach sollte man die natürliche Reihenfolge der Erkenntnisse zu erforschen suchen, um dann methodisch die Kinder mit den Dingen und Verhältnissen der Welt bekannt zu machen. Mit Recht bemerkt Schopenhauer, daß der Haug der Kinder, sich mit Worten zu begnügen und diese auswendig zu lernen, statt die Sache verstehen zu wollen, nachher bleibt und macht, daß das Wissen vieler Gelehrten ein bloßer Wortkram ist. Aus der angegebenen Regel folgt ohne weiteres, daß man die Kinder von allen religiösen und spekulativen Lehren, mit welchen sich keine deutlichen Begriffe verbinden lassen und in welchen große Irrtümer möglich sind, frei erhalten soll. Die Pfaffen wissen sehr wohl, warum sie darauf dringen, daß ihre Lehren möglichst jugendlichen Gehirnen eingepflanzt werden; in diesen haften sie oft unauflöslich, und reifere Denkinstrumente würden sich zu ihrer Verarbeitung nicht mehr hergeben. Stellt sich in späteren Jahren ein „metaphysisches Bedürfnis“ heraus, dann mag man es an der Hand der betreffenden Litteratur durch eigenes Forschen zu befriedigen suchen. Vielleicht könnte es aber auch sein, daß das metaphysische Bedürfnis, wie Nietzsche meint, nur eine Folge der religiösen Anschauungen ist und daß es daher, wenn erst diese ihre Herrschaft verloren, eines schönen Tages ganz verschwinden würde. Um die eben gestellte Forderung, die zur endlichen Befreiung von der geistigen Knechtschaft führen würde, erfüllt zu bekommen, wäre zunächst auf die vollständige Ausschließung des religiösen Unterrichtes aus der Schule hinzuwirken. Die Religion muß unter allen Umständen zu einer zwanglosen privaten Angelegenheit werden. Und Moral, die immerhin einen wichtigen Unterrichtsgegenstand bilden müßte, kann sehr wohl ohne Glauben gelehrt werden. Dieser ist vielmehr, wie die Geschichte und die Tagesereignisse lehren, nur gar zu oft mit Unmoral verquickt.

Der intellektuellen Erziehung müßte, wie es schon von Schopenhauer

angedeutet wurde, ein erst noch aufzustellender Kanon des Wissens zu Grunde gelegt werden, welcher von Zeit zu Zeit einer Revision bedürfen würde. Dieser Kanon müßte einerseits das Wesentlichste und Wichtigste aller Wissenszweige, andererseits das für jedes besondere Fach oder Gewerbe zu wissen Nötige enthalten. Die Kenntnisse der ersten Art müßten in stufenweise erweiterte Kurse je nach dem Grade der allgemeinen Bildung, die der Einzelne erstrebt, abgeteilt werden. Der Unterricht hätte also vorzugsweise, auch beim höheren Studium, mit Hilfe des gedruckten Wortes erteilt zu werden und nur die Verständigung über Schwierigkeiten, sowie die Vollendung durch mündlichen Verkehr zu erfolgen. Von großer Bedeutung wäre die Auswahl der Unterrichtsgegenstände für die verschiedenen Grade der allgemeinen Bildung. In dieser Beziehung sei darauf hingewiesen, daß, im Gegensatz zur bisherigen Gepflogenheit, schon für die niedrigeren Grade der allgemeinen Bildung, Gesundheitslehre, Ästhetik, Volkswirtschaftslehre und Gesetzeskunde als neue Unterrichtsfächer hinzukommen müßten, und daß bei der sogenannten Weltgeschichte die Kulturgeschichte über der Kriegsgeschichte nicht vergessen werde. Dem modernen Geiste wäre durch sorgsame Pflege der Naturwissenschaften, sowie durch Einschränkung, wenn nicht gar durch Hinweglassung des Studiums der alten Sprachen Rechnung zu tragen. Wenigstens könnte eine derselben schon jetzt sofort fallen gelassen werden. Aber auch dem Studium vieler moderner Sprachen stehen gewichtige Nachteile entgegen, die Nietzsche („Menschliches, Allzumenschliches“, 1. Aufl. S. 224) sehr hübsch zusammengestellt hat. Ich möchte wenigstens den am schwersten wiegenden hier anführen: Das Lernen vieler Sprachen ist „die Art, welche dem feineren Sprachgefühl innerhalb der Muttersprache an die Wurzel gelegt wird: dies wird dadurch unheilbar beschädigt und zu Grunde gerichtet. Die beiden Völker, welche die größten Stilisten erzeugten, Griechen und Franzosen, lernten keine fremden Sprachen.“ Andererseits macht freilich der immer kosmopolitischer werdende Verkehr der Menschen das Vielsprachen-Lernen zu einem notwendigen Übel, dem schließlich durch Einföhrung einer gemeinsamen Weltsprache begegnet werden muß; daher die schon jetzt dahin zielenden Bestrebungen zu unterstützen sind.

Ein Lehrgegenstand, der möglichst allgemein betrieben werden sollte, ist das Zeichnen, und zwar nicht nur das Freihandzeichnen, sondern auch das Linearzeichnen und — weil das Anschauungsvermögen vorzüglich ausbildend — das Zeichnen nach den Regeln der darstellenden Geometrie.

Die praktische Ausbildung, die für gewisse Berufszweige, namentlich die technischen, nötig ist, müßte, um bei geringstem Zeitaufwand sowohl instruktiv als vollständig zu sein, auf eigens zu diesem Zwecke eingerichteten Lehrwertstätten gewährt werden.

Ferner wäre in Erwägung zu ziehen, ob nicht Jeder ohne Unterschied zur Erlernung eines Handwerks angehalten werden sollte. Freude an Arbeit und Achtung vor derselben, Geschicklichkeit, Übung des praktischen Blickes, Selbständigkeit und Ableitung von schädlichen Neigungen und Trieben wären unter anderm die nutzbringenden Folgen dieser Maßregel.

Natürlich darf die Ausbildung des Körpers über der Erziehung des Geistes, besonders in den jüngeren Jahren, nicht vernachlässigt werden. Und hierzu wäre genügende Zeit vorhanden, wenn erst einmal der geistige Unterricht nach zweckmäßigen Grundsätzen geordnet wäre. Mit Bezug hierauf sei noch der sehr verdienstvollen reformatorischen Beiträge zum Erziehungs- und Unterrichtswesen Erwähnung gethan, die uns Eugen Dühring geliefert. Ganz besonders möge man sich seine strenge Kritik unseres Universitätswesens zu Herzen nehmen, um zu begreifen, wie weitgehend die Reformen im Unterrichtswesen sein müssen.

Aus Vorstehendem hat sich wiederholt ergeben, daß Hand in Hand mit der Reform der Lebenslage des Einzelnen die Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse gehen muß. Und zwar ist es in erster Linie die Lösung der sozial-ökonomischen Frage, an der wir mit unseren besten Kräften arbeiten müssen. Denn es sind vorwiegend ökonomische Hindernisse, die der Gesellschaft als solcher den Weg zu einer „gesünderen, freudigeren Lebensperiode“ versperren. Ehe wir aus den Menschen etwas machen wollen, müssen wir ihnen doch zu allererst das Recht zu leben sichern. Dieses Recht hat aber gegenwärtig die große Mehrzahl nicht, wenigstens nicht auf eine menschenwürdige Weise. Allerdings ruft uns ein harter und blinder aristokratischer Radikalismus zu, daß die demokratische Bewegung zur Entartung und Verkleinerung des Menschen führen, daß sie ihn zum vollkommenen Herdentiere machen würde. Derselbe Radikalismus will andererseits freilich auch nichts von einer Rückkehr zur Barbarei wissen. Daß aber ein Fortbestehen der heutigen wirtschaftlichen Zustände zu einer Weltrevolution führen würde, die barbarische Zustände notwendig im Gefolge haben müßte, ist dem Tiefblickenden sonnenklar. Hüten wir uns also vor dem lächerlichen Versuche, den mächtigen demokratischen Zug unserer Zeit aufhalten zu wollen, sondern stellen wir uns in die Bewegung und bieten wir alles auf, um sie in die rechte Bahn zu leiten. Und ob eine von ihren wirtschaftlichen Fesseln befreite und dadurch zu ungeahnter Kraftfülle gelangte Menschheit wirklich einen so unerfreulichen Anblick darbieten würde, bleibt erst abzuwarten. Auch ist im Anschlusse an eine schon oben gemachte Bemerkung zu bedenken, daß eine gewisse, von einer intensiveren Blutmischung begleitete Rivellierung der Gesellschaft gerade aus diesem Grunde einen regenerativen Einfluß haben müßte.

Die bittere Armut der Volksmillionen in unseren Tagen ist nicht die Folge eines unabänderlichen Naturgesetzes, etwa des abgedroschenen „Kampfes um's Dasein“. Dem steht die unumstößliche Tatsache entgegen, daß bei richtiger Güterverteilung (d. h. wenn dem Arbeitenden der volle Ertrag seiner Arbeit zufließen würde) und bei rationaler Ausnützung aller disponiblen Kräfte, alle Menschen im Wohlstand leben könnten, da innerhalb der Gesellschaft im Austausch der wechselseitigen Arbeitserzeugnisse und Leistungen die Kräfte des Menschen weit über seine notwendigen Bedürfnisse hinausgehen. Mit Leichtigkeit ließen sich schon jetzt, wie es z. B. von Herška zahlenmäßig festgestellt wurde, wenigstens vier Mal so viel Güter erzeugen, wie gegenwärtig der Fall. Eine wirtschaftlich freie Menschheit würde durch Erfindungen und Verbesserungen aller Art die Produktion rasch immer mehr steigern können.

Die Sündenböcke, die für unsere trostlosen Zustände gewöhnlich verantwortlich gemacht werden, als da sind: Die Übervölkerung, die Überproduktion, der Militarismus, der Zwischenhandel, der Mangel an politischer Freiheit, der Luxus der Reichen, die Zollfrage, die Juden, die Geldwährung, der Mangel an Badeanstalten (vergl. „Rembrandt der Erzieher“, 7. Aufl. S. 297) und was sonst noch alles, — erweisen sich bei näherer Betrachtung als lauter Phantome, schon aus dem einfachen Grunde, weil die soziale Krankheit auf der ganzen Erde, unter den verschiedenartigsten Verhältnissen mit Bezug auf die ebengenannten Faktoren, auftritt.

Die wahre Ursache der Krankheit ist vielmehr der schnellzunehmende Reichtum einer kleinen Minorität neben wachsender Massenverarmung. Die Einkommen der Reichsten unter den Reichen sind so übermäßig große, daß sie selbst bei der größten Konsumwilligkeit ihrer Besitzer nicht verbraucht werden können. Da ferner bei der damit verbundenen Verlustgefahr nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der von den Kapitalisten nicht verbrauchten Überschüsse auf die Beschaffung neuer Produktionsrichtungen entfällt, wird der große Rest in Grundeigentum, Hypotheken, Staatspapieren oder mit Monopolen ausgestatteten sicheren gewerblichen Unternehmungen (Eisenbahnen, Bergwerken usw.) zinsbringend angelegt. Der Zins ist jedoch kein Naturerzeugnis, sondern ein Tribut, eine Abgabe, die irgend Jemand aus seinem Vermögen oder aus seinem Einkommen leisten, beziehungsweise sich von vorneherein von seinem Lohne abziehen lassen muß. Meist sind es die arbeitenden Volksmillionen, und zwar sowohl Arbeitgeber als Arbeitnehmer, die zur Aufbringung des Zinses ihren Verbrauch einzuschränken gezwungen sind, ohne daß die Großkapitalisten im selben Verhältnis mehr verbrauchen. Hierdurch werden aber begreiflicherweise die Arbeitsgelegenheiten verringert. Dieser Prozeß der Verschiebung der Besitz- und Ein-

kommensverhältnisse zu Gunsten des müßigen Überfüttigten und zu Ungunsten des arbeitenden Bedürftigen spielt sich im wirtschaftlichen Leben unter tausenderlei Formen ab, wobei sein wahrer Charakter oft verdeckt ist. — Die von sämtlichen Kapitalisten der Welt alljährlich nicht konsumierten und zinsbringend angelegten Beträge werden gegenwärtig bereits auf wenigstens 10 Milliarden Mark geschätzt.

Nur aus dem solchermaßen markierten Gesichtspunkte lassen sich die sogenannte Überproduktion (die in Wahrheit eine Konsumverhinderung ist), die Geschäftskrisen und überhaupt die geradezu verrückte Erscheinung eines zunehmenden Güterüberflusses bei wachsender Not erklären. Mit Entsetzen werden wir gewahr, daß ein Wort Napoleons I., die fürchterliche Herrschaft des Zinseszinsens werde die Menschheit noch auffressen, thatsächlich in Erfüllung zu gehen droht.

Es liegt auf der Hand, daß die zwischen Reich und Arm aufgerissene ungeheure Kluft nicht mit den teils schon angewandten, teils vorgeschlagenen Palliativmittelchen des Staatssozialismus ausgefüllt werden kann. Noch weniger vermöchten moralische Heilmittel etwas auszurichten. Denn heute dem Volke Fleiß, Mäßigkeit und Sparsamkeit anempfehlen, heißt zur Vergrößerung der Überproduktion, des Arbeitsmangels und der allgemeinen Not auffordern; so sehr ist die wirtschaftliche Ordnung auf den Kopf gestellt. Aber auch keiner sozialdemokratischen Radikalkur, die das Individuum seiner kostbaren Freiheit berauben würde, bedarf es andererseits. Das einzige Heilmittel vielmehr, das uns auf friedlichem Wege zu einer gründlichen und ausreichenden Reform der wirtschaftlichen Verhältnisse führen könnte, ist — und wenn es auch noch von keinem Professor der Nationalökonomie anerkannt wäre — die Verstaatlichung von Grund und Boden, die Befreiung der allen Menschen gemeinsamen Mutter Erde aus Monopolhänden. Nur durch das Privateigentumsrecht auf Grund und Boden wird nämlich das Entstehen, Bestehen und Wachsen der verderbenschwangeren Kapitalatlafundien ermöglicht.

Dieses verhängnisvolle Recht hat für die Güterverteilung die schwersten, sowohl direkten als indirekten Folgen. Zu den direkten gehört die Involvierung der Sklaverei und die Möglichkeit des arbeitslosen Erwerbes in der krassesten Form, insbesondere in der des Baustellenwuchers, welcher die letzte und eigentliche Ursache der städtischen Wohnungsnot ist. Sehr treffend sagt Bude, daß der Stand der Grundbesitzer der einzige ist, dessen Interesse dem der Allgemeinheit entgegensteht. Noch unheilvoller, wenn auch schwerer zu erkennen, sind die indirekten Folgen des Privatrechtes Land zu besitzen. Sie bestehen in der Möglichkeit einer absolut sichereren Kapitalanlage, sowie in der Möglichkeit, Zins für ein dargeliehenes Kapital erlangen

zu können. Im bodenbesitzenden Staate könnte es nämlich keinen Zins geben. Denn der Zins läßt sich weder als ein dem Kapitalverleiher zukommender Entbehrungslohn, noch als eine Vergütung seitens des Kapitalentleihers rechtfertigen; er ist vielmehr das Kind der Grundrente.

Leider verbietet der engbegrenzte Raum, diese Behauptungen näher zu begründen, den friedlichen Weg, auf welchem das Land in den Gemeinbesitz überzuführen wäre, zu zeigen, sowie die zahlreichen, segensbringenden Wirkungen der Verstaatlichung (oder wenigstens der gerechten Besteuerung) des Grund und Bodens zu beschreiben. Man findet Ausführliches hierüber in den Werken Henry Georges und in den Arbeiten der deutschen Bodenreformer (Stamm, Flürscheim u. a., Zeitschrift „Frei Land“).

Es ist traurig, daß eine auf so festem und natürlichem Fundamente stehende Reform, wie die Bodenbesitzreform, verhältnismäßig noch so wenige Anhänger hat. Keine kleine Schuld hieran trägt das unnebelte Gehirn des Alkohol- und Tabakphilisters, das selbst die einfachsten Wahrheiten nicht mehr zu erfassen vermag. Damit wären wir wieder bei der Individualreform angelangt. Diese scheint am Ende doch noch nötiger zu sein, als die Sozialreform; denn um das soziale Problem mit Erfolg in Angriff nehmen zu können, muß man allerdings zuerst fähig sein, klar zu denken.

Ich bin zu Ende und glaube mit Obigem genügende Anhaltspunkte dafür angegeben zu haben, wie man zu einer weitgehenden und nachhaltigen Verbesserung des Menschenmateriales sofort schreiten könnte.



Mein liebes Ich.

Von Gustav Falke.

(Hamburg.)

Sie wünschen einen kleinen autobiographischen Aufsatz von mir, lieber Herr Merian. Ja, was soll ich da viel schreiben? Was der Kürschner berichtet, dürfte eigentlich genügen. Freilich, über das Milieu schweigt er sich aus, und das Milieu ist den Leuten heute die Hauptsache. Da will ich denn den Kürschner mit einigen Federstrichen ergänzen.

Das erste und notwendigste, was man zum Dichterhandwerk braucht, das Lesen und Schreiben, erlernte ich auf dem Realgymnasium meiner Vaterstadt Lübeck. Natürlich war ich vorher geboren worden, was ich als gewissenhafter Biograph zuerst hätte erwähnen müssen. Ich will so-

gar die Jahreszahl hierher setzen, um Ihren Lesern das Nachschlagen im Kürschner zu ersparen: 1853. 1887 schickte ich mein erstes Gedicht an das Dichterheim. Man sieht, ich bin eine enthalttsame Natur. War's aber 1886 oder 1888, es kann sein, so bitte ich schon hier um Verzeihung für die Verwirrung, die meine ungenaue Angabe in die Litteraturgeschichte bringt. Man wird wieder einmal nicht wissen, woran man ist, und zwei deutsche Professoren werden ganz auskömmlich von den „diesbezüglichen“ Untersuchungen leben können. Sieben Jahre lang habe ich mich im Buchhandel umgesehen. Da sah ich, wie viel der Mensch schreiben und drucken lassen kann, wenn er nur will. Das hat mir Mut gegeben zu meinem Dichterberuf. Halb der Not gehorchend, halb dem eigenen Triebe, sattelte ich dann nun und ward „Tonkünstler“, oder bescheidener gesprochen „Klavierlehrer“. Die Musik ist eine schöne Kunst, eine freie Kunst, und ich diene ihr mit Liebe und — heimlichen Seufzern. Sie lohnt mir's mit dem täglichen Brot. Die Poesie kann ihren getreuen Knechten ein solches Wohlleben nicht bereiten.

Das ist so in „großen Zügen“ mein „Lebensweg“ bis zum heutigen Ostertage, 2. April 1893. Das ganze Theater aufzubauen, auf dem sich meine vierzig Jahre abgespielt haben, werden Sie sich mit einem ängstlichen Blick auf Ihr schönes weißes Gesellschaftspapier höflichst verbitten. Auch sonstige Enthüllungen, etwa über das Vorleben meiner Eltern und Großeltern, ob sie alle geistig gesund gewesen sind, oder ein oder der andere von ihnen sich heimlich dem Dichten ergeben hatte, werden Sie gerne meinem späteren Biographen überlassen. Wozu habe ich denn auch meine Bücher geschrieben, wenn ich hier noch umständlich in Prosa über mich Bericht erstatten soll. Der bekannte „freundliche Leser“ lernt mein liebes Ich doch am besten aus meinen Gedichten kennen, die ich mit dem Gesamttitel „Aus Tag und Traum“ benennen könnte. Es sind erlebte Gedichte, mit wenigen Ausnahmen. Erlebt auch im Traum. Das Gedicht „Psyche“, das Sie im Märzheft brachten, ist so ein Traumerlebnis. Oft auch quält mich im Wachen ein Bild, eine Erscheinung, bis ich mir diesen Qualgeist vom Hals gedichtet. So entstanden die „Sommenblumen“, so auch die „Himmelfahrt“ (Märzheft). Es war wie eine Erscheinung. Deutlich sah ich die Tüben mit dem Kinderfarg vor mir eine Treppe hinaufsteigen und in Wolken verschwinden. Was war damit anzufangen?

„Sind weiter nichts wert, so tolle Sachen,
Als ein Gedicht daraus zu machen.“

Viele Leute, gewöhnlich kommen sie aus Deutschland, verlangen freilich noch mehr von einem Gedicht. „Einen tiefern Sinn“ nennen sie das. Was will er damit sagen? ist ihre gewöhnliche Frage. Sie haben keine

Freude an der Phantasie. Die Armen! Gott entschädige sie durch alles mögliche Gute für diese grausame Beeinträchtigung ihrer Geistigkeit.

Alle meine phantastischen Gedichte knüpfen an konkrete Erscheinungen an. Alles wächst bei mir aus Anschauung und Stimmung heraus. Ich nehme mir nicht vor, den „Ruhm“ in einer Allegorie zu verherrlichen. Ich nehme mir überhaupt nichts vor. Ich sehe, gewöhnlich in schlaflosen Nächten kommen mir solche Bilder, ich sehe einen Triumphator in goldnem Mäuselwagen mit weißen Rossen bligartig aus dem Nichts auftauchen, zum in die Zügel fallen deutlich. Wer ist das? Was will der? Woher, wohin? Ah! der Ruhm! Also immer erst bildliche Anregung. Das muß dann dem Ausdruck in günstigen Fällen etwas Plastisches geben.

Granhast sind mir Tendenzgedichte und alle Unbuntpoesie: Vorwärts fürs Vaterland! Seid umschlungen Millionen! Alles Zukunftsglockengeläute und rosenrote Bannerschwingen, jede Schützenfestbegeisterung in Gedichten ist mir wider den Geschmack. Und dann hasse ich alle abstrakte Gedankendichterei. Die hat mir nur ein Poet genießbar gemacht: die Kempner. Die bleibt wenigstens kurzweilig dabei.

Wenn ich sonst noch von unsern großen deutschen Lyrikern liebe, werde ich hier nicht so öffentlich ansplaudern. Ich will den feinnasigen Herren Kritikern ihr Handwerk nicht noch erleichtern. Sie machen sich's so schon leicht genug. Sie werden auch ohne meine Fingerzeige Anklänge an allerlei Leute herausschnüffeln.

Aber ich werde geschmacklos. Man schilt nicht auf seine Kritiker, wenn man etwas auf sich hält. Auch auf das Publikum nicht. Nichtbeachtung des Publikums fordere ich überhaupt als etwas Selbstverständliches von jedem Künstler. Der Kaufmann, der Handwerker hat mit dem Publikum zu rechnen, dem Künstler liegt es ganz abseits seines Weges. Er schreibt, malt, musiziert nur für sich, aus Freude am Schaffen, weil es ihm Spaß macht, nicht, um Onkel Heinrich oder Tante Betty zu erheben. Das Erhebende in der Kunst liegt ganz anderswo, als wo es die guten alten Kaffeetanten suchen, die von der Poesie nichts weiter wollen, als einen gereinten Katechismus, womöglich noch mit einem ärztlichen Ratgeber und einer Anweisung, Topfpflanzen zu ziehen, als Anhang. Ja, wollte der Künstler ihnen es recht machen, er müßte selbstlos seine ganze Künstlerkraft an den Nagel hängen und unter die Nachtwächter gehen.

Tut, tut, tut —
 Deutsches Volk, schlaf gut,
 Deutsches Volk, bist brav und edel,
 Fliegen scheucht ein Fliegenwedel,
 Tut, tut, tut.

Um diese Geständnisse und Bekenntnisse hübsch abzurunden, will ich ihnen zwei Lesefrüchte der letzten Tage anreihen.

„Die ganze Kunst, ein Künstler zu sein, mit welchem Instrumente immer, besteht doch am Ende nur darin, eine „Natur“ zu sein, im Goetheschen Sinne: eine entwickelte Welt für sich, mit besouderem Trieben und nach besouderem Gesezen, die nicht ergänzt und nicht verändert werden kann noch will und kein anderes Verdienst nötig hat, als daß sie da ist. Recht eigen zu sein, so wie sie da ist, wahr und ohne Zwang, das Fremde zu vermeiden und demütig dem Drängen im Gemüte zu gehorchen, sich ganz auszuleben und rechtschaffen ihre Begierden zu erfüllen — Schöneres kann sie nicht vollbringen. Wie die Rosen blühen und die Trauben reifen: sie nehmen es sich nicht vor und denken an nichts und geben sich gar keine Mühe — darum, unter den Küßen der Sonne und des Regens, wird es so köstlich.“

Hätte Hermann Bahr nichts weiter als diesen einen Satz geschrieben, ich würde ihn dieses einen Satzes wegen lieb haben.

Die Abschützen ärgern sich freilich über jede Natur und schießen hinter ihren grünen Büschen hervor ihre Papierpfeile auf einen solchen „Naturalisten.“ Man stelle sich die Renommage des betreffenden Schützen vor, wenn so ein Papierpfeil dem Gehästen an den Hut geflogen. „Dem hab ich's aber gegeben. Der steht so bald nicht wieder auf.“

Und meine zweite Lesefrucht:

„Wir haben keinerlei Verdienst daran, daß wir sind und leben, auch nicht an unsern Fähigkeiten und Talenten, unsere Pflicht ist nur, das Leben und das geistige Kapital, welches wir dazu erhalten, mit möglichster Weisheit und Ehrlichkeit zu verwalten. Wie lange das dauert, darf uns nicht kümmern, wichtig ist nur, es so einzurichten, daß man jeden Augenblick bereit ist zu gehen und seine Bücher vorzuzeigen. Es ist kein Individuum, auch nicht das seinst angelegte, so bedeutend und für die Allgemeinheit von solch zwingender Notwendigkeit, daß sich nicht die Lücke seines Verlustes gleich oder bald schließe, und andere seine Stelle einnehmen.“

So schreibt der unglückliche Karl Stauffer-Bern, auch eine „Natur“, ein Schrecken der Philister und eine passende Scheibe für Abschützen.

Und noch ein Wort aus dem Stauffer-Buch: „Maulhalten und arbeiten!“



Falkes Mynheer der Tod und andere Gedichte.

Von Dr. Karl Schüpe.

(Hamburg.)

Seit langer Zeit habe ich von keinerlei Gedichten eine so starke Einwirkung verspürt, wie von den fünf Phantasiestücken, welche Gustav Falke neuerdings im Magazin für Litteratur veröffentlicht hat. Ausgezeichnet durch ihre technische Virtuosität, bei der Weltabgeschiedenheit des Dargestellten mit dem Zauberreize des Märchenhaften ausgestattet, reich an barocken Beisätzen und doch voll beherrschender Grandiosität des Wurfes, grandios und doch voll der feinsten Intimität der Stimmung, wirkten jene Dichtungen auf mich mit der elementaren Gewalt eines Böcklin'schen Meisterwerkes ein. Natürlich wünschte ich mehr von Falke zu lesen; ich rechnete ihn zu den Jungdeutschen; ich blätterte daher in der Gesellschaft und fand hier weitere glänzende Proben seiner lyrischen Begabung. Aber ich war noch nicht zufrieden; ich wollte mehr. Bei meinem Buchhändler brachte ich in Erfahrung, daß Gustav Falke fast schon vor einem Jahre einen Band lyrischer Gedichte herausgegeben habe; hören und bestellen war eins. Der Eindruck, der mir von der Lektüre jener Lieder hinterblieb, war so stark, daß ich ihn mir mit der Feder vom Halse schreiben mußte; vielleicht dürfte es meiner Bepfropfung gelingen, die Leser der Gesellschaft noch lebhafter für den Dichter zu interessieren.

Der Titel der Sammlung ist Mynheer der Tod und andere Gedichte, absonderlich insofern gewählt, als die ausschlaggebende Hauptbenennung nur die sechs ersten Dichtungen angeht, ganz in der Weise Lilienrons, der seine Bücher zumeist nach ihrem letzten Stücke zu benennen beliebt.

Fremdartig wie der Titel wird viele auch die phantastische Seltsamkeit der Mynheerdichtungen anmuten; aber bei öfterem Überlesen lebt sich der Empfängliche leicht in ihre eigenartige Schönheit hinein. Charakteristisch sind sie insonderheit durch ihre hohe Plastik. Alles, Scenerie, Vorgänge und Personen, die kampfbereite Schwadron, an ihrer Spitze der in scharfem Auslugen wie versteinerte Rittmeister, die durchgehenden Pferde, die beiden Wageninsassen, ihnen gegenüber das Hündchen, die hüftelnde Greisin in ihrer altmodischen Toilette, alles wird bis zu körperlicher Greifbarkeit veranschaulicht. Besonders in der Vergegenwärtigung des Gespenstlichen bekundet Falke eine großartige Virtuosität. Trotz des grellen Sonnenlichtes, welches fast alle Mynheerdichtungen überstrahlt, zwingt der Dichter seinen Lesern das Bild des Todes wie im Holzschnitt mit unabweisbarer Not-

wendigkeit auf. Der Vergleich mit Holbein liegt nahe; die Mynheerdichtungen — wenigstens die vorzüglichsten unter ihnen — sind Totentänze in Worten. Das größte Meisterstück ist in dieser Beziehung die Equipage. Wir sind alsobald im Banne des Gedichtes; wie von selbst vollzieht sich vor unserem geistigen Auge die Metamorphose des Rutschers in den unheimlichen Knochenmann; denn wir sehen mit den Augen der Wageninsassen, der alten Excellenz, der jugendlichen Komtesse:

„sie starrt
mit süßen Kinderaugen, die das Graun
vergrößert hat, auf Frip. Mein Gott! Frip! Frip!
Der dreht den Hals und nickt ihr hämisch zu,
ein grausig Beingeficht ohn' Fleisch und Blut:
„Frip blieb zu Haus, Komtesse, heut fahre ich.“

Auch die nachfolgende Schilderung des Todes in seiner brutalen Vorfreude am „kränzficheren“ Sieg, in seiner ganzen henkerhaften Grausigkeit, sucht an Großartigkeit ihres Gleichen. Mit hohem Geschicke hat der Dichter zugleich neben das Schreckliche das Harmlose gestellt: neben der zum Tode geängsteten Komtesse „der Seidenpinscher mit dem Fell wie Schnee, der auf dem Vorderfuß bequem sich's macht,“ dem der ganze Vorgang höchst unklar geblieben ist; neben dem „Donnerlaute des Hufschlags“ das „Kling und Ping“ seines am himmelblauen Halsband erzitternden Silberglöckleins. So wird durch den Kontrast der Eindruck des Entsetzlichen noch gesteigert.

Falle hat den Tod sehr vielseitig aufgefaßt: man kann sagen, so viele verschiedene Dichtungen, so viele verschiedene Porträte. Freilich sind nicht alle gleich charakteristisch. Das erste Stück, der Rittmeister, ist nach Stoff und Stil zu stark an Villencron angelehnt; in der Reisebekanntschaft ist der Jahrgast erster Klasse, der vornehm in all seinem Gehabe, zum mindesten ein Baron scheint, am Schluß des Gedichtes nur sehr schwer in den Tod umdenkbar; auch der vorherrschende halb humoristische Ton erscheint nicht dazu geeignet, in der Phantasie des Lesers die Vorstellung einer bevorstehenden Entgleisung zu verlebendigen. Das letzte Stück, der Radsahrer, wie die beiden vorangehenden eine Prosaflizze, ist zwar voll ungebundener Laune, aber die Erfindung erscheint zu gezwungen; außerdem fehlt es an Einheitslichkeit; zu viel heterogenes Detail ist nebeneinander gestellt. Dagegen verdienen die beiden vorangehenden Skizzen besondere Hervorhebung. Beide fassen den Tod humoristisch auf. Die erste erinnert an eine uralte Anschauung des Volkes: Wie dieses neben dem Teufel — der dumme Teufel ist ja noch sprichwörtlich — auch den Tod gerne geprellt erscheinen läßt, so auch Falle: Raizenartig beschleicht er bei ihm den Sperling auf dem Dache, aber dieser fliegt davon, und enttäuscht, beschämt steht er da mit dummem

Gefichte: Der geprellte Tod. Neben diese groteske Figur stellt sich der Tod im Familienalbum gemüthlich verinnerlicht als lieber Freund. Hüftend, ganz in sich zusammengesunken, sitzt eine Greisin mit zartem, falttenreichem Gesichtchen im weichgepolsterten Lehnstuhl und blättert in ihrem Album nach ihren Toten, ihrer lieben seligen Schwester, ihrem lieben seligen Manne, endlich immer und immer wieder nach ihrer süßen Agnes, die so jung sterben mußte. Schließlich schlummert sie über dem Album ein, um nie wieder zu erwachen. Der Tod war ihr genadt, ein lieber Freund, und einte sie mit ihren teuren Verstorbenen. Die bezüßliche Charakteristik des Todes ist dem Dichter glänzend gelungen. Als älterer gutmüthiger Herr, mit solider Eleganz gekleidet, als Hausfreund und geheimräthlicher Doktor — so schaut der Tod seiner Patientin über die Schulter, gutnützig sich geduldbend, bis sie sich satt gesehen, um ihr dann Ruhe, ewige Ruhe zu verordnen. Leise auf den Zehen schleicht sich der alte Herr davon; in der Thüre wendet er sich noch einmal nach der Ruhenden um. Wie befriedigt nickt er, und ein unendlich gutnütziges Lächeln verschönt sein Gesicht.

Auch aus den vermischten Gedichten spricht Falles Neigung zu plastischer Gestaltung. Mehrfach lesen sich ihre Überschriften wie eine Bildbenennung. Die gestaltende Kraft ist auch hier bewunderungswert. Das sonnbeschienene Fischerdörfchen, die einsame Bahnstation, die abendverklärten Elbufer, die tappend die Stiege heranschurfende Sorge, das Proletariermädchen, das wie ein Kästchen auf den weichen Kissen der Pferdebahn seine übermüdeten Glieder dehnt, dies und vieles andere hat uns der Dichter bis zu holzschnittartiger Greifbarkeit veranschaulicht. Blutlosen Schemen, wie der bis zum Überdruß von allen lyrischen Klimperern beschworenen Muse, hat Falke ungeahntes Leben verliehen: so, wenn sie sich von den herzensechten Tönen des Schumann'schen Faschingsstückes angelockt, hinter des Dichters Stuhl stellt und zum Lohne hernach ein Verschen ihm ins Ohr mit ihrem wunderbaren Lächeln, wie von einer andern Welt her, flüstert; und noch schöner, wenn sie den Dichter zwischen Heide und Wald anlacht als das erste beste zigeunerhafte Dirnlein:

„Übern niedern Hedenzaun
Lacht die Muse froherischrocken;
Kommst du? um die Wangen braun
Schüttern ihr die schwarzen Locken.“

Für Falles plastische Gestaltungskraft zeugt auch seine ausgezeichnete Bildlichkeit: Von kurzer Prägnanz, jeglicher Dunkelheit entbehrend, kühn und doch inmer treffend, wissen seine Bilder in hohem Maße zu veranschaulichen; ich kann keine Beispiele häufen; die nachfolgenden, dem Gedichte „Aus fernen Tagen“ entnommenen Verse mögen für viele genügen:

„Zeit breitete die Leidenschaft auf einmal
Die starken Schwingen und ein Falke stand
Sekunden sie, ganz Auge, ganz Begierde,
Stoßsicher über ihrem scheuen Opfer.“

Dabei erdrückt der Dichter nie durch Überfülle; stets ist der Bilderschnitt auf das rechte Maß beschränkt.

Falke verrät durch seine unvergleichliche Plastik, daneben durch die gigantische Größe deswurfes, wie sie einzelnen seiner Dichtungen eigen ist, seine hohe Begabung für die epifizierenden Nebengattungen der Lyrik, für das Epos selbst; in der Ballade dürfen wir ausgezeichnetes von ihm erwarten; seine epische Erzählung „Die Schiffbrüchigen“ wird uns noch beschäftigen müssen.

In seinen „Vermischten Gedichten“ bietet Falke dem Leser einen vielfarbigen Strauß, viele Blumen, die trotz allen Contrastes zu schönster Farbensymphonie geeint sind. In scharfem Gegensatz zu der verzärtelten, halb erlogenen Empfindlichkeit unserer Feld-, Wald- und Wiesenpoeten, wurzeln sie in kräftigen, eingesenkten Trieben, sind aus der Tiefe eines originalen Innenlebens entzogen. Charakterisiert zugleich durch ihre Formvollendung, durch den lebendigen Fluß des Rhythmus, die Leichtigkeit des Reimes, ihrem sprachlichen Ausdruck nach stets klar und verständlich und doch weit entfernt von aller prosaischen Nüchternheit vermögen sie in dem empfänglichen Leser mit unverminderter Fülle des Tones wiederzuklingen. Nicht zum mindesten gilt das Gesagte von dem einfach empfundenen, rein lyrischen Liebe; denn Falke hat es sich, so modern er auch sein kann, doch nicht aus einem falschen Streben nach Hyperoriginalität verleiden lassen. Gerne besingt er die Liebe, die Natur im schlichten Liebe; ich erinnere an: „Zu ihr“, an das unbefangenen-fröhliche „Tanzlied“, an die schelmische Verliebtheit des „Rendezvous“, der „Lockung“, an die herrlichen Ehelieder „Glück“, „Weißt Du noch!“ und an die „Sorge“, an den „Nachtgang“ und das „Frühlingslied“; auch andere Stoffe sind mehrfach im einfachen Liebe behandelt. In der That muß man es als einen hohen Vorzug empfinden, wenn heute noch jemand dichten kann wie unsere Romantiker; über Falles Poesie liegt es mehrfach wie ein Hauch aus jener Zeit des klassischen Liebesfrühlings. Eine Perle unter den Liebern unserer deutschen Dichter auf die Nacht ist sein „Nachtgang“, wunderbar durch seine geheimnisvolle Friedensstimmung, wunderbar vor allem durch seine letzte Strophe, welche Kirchhof und Nacht in dem Symbol der schwarzen Rose eint:

„Wart sie jene schwarze Rose
In des Todes stiller Wegeg?
Taufeucht fand die Heimtloose
Ich früh morgens dort am Weg.“

Und mit welcher Unmittelbarkeit giebt sich der Dichter an den Frühling hin; ich vergleiche die zweite Strophe des Frühlingsliedes:

„Nun der letzte Schnee zerweicht,
Busch und Baum in Säften schwellen,
Ach, in all den frischen Quellen
Badet sich die Seele leicht.“

Von unsagbarem Reize ist auch die letzte Strophe mit ihrem Zueinander von Lenz und Liebe:

„Und die Liebe kommt auf Zeh'n,
Wie ein Käpchen, hinterm Rücken;
Komm, wir wollen Beißchen pflücken,
Und es giebt kein Widerstehn.“

Sehr Charakteristisches bietet Falke in seinen unstrophischen Naturliedern. Sein „Gang durchs Fischerdörschen“, sein „Abend an der Elbe“, seine „Bahnhstation“ machen ihn, wie schon angedeutet wurde, zum Landschaftsmaler in Worten. Bekanntlich scheitern solche Dichtungen leicht an der Schwierigkeit, das Nacheinander der Worte zum Zueinander des Bildes zu einen; Falke löst das Problem: das einende Band ist die einheitliche Stimmung, die er in dem Leser durch die Fülle der fast durchweg mit feinsinnigem Kunstverständnis ausgewählten Detailzüge zu erwecken weiß. Besonders sein „Abend an der Elbe“ ruht in der glücklichsten Weise jene abendliche Stimmung wach, die auch den verschwiegen haufenden Gedanken zu ihrem Rechte verhilft. Mit derselben Meisterschaft hat der Dichter in seiner „zufriedenen Stunde“ die Stimmung eines schwindenden Septembertages beschworen, so, wie sie uns wohl überkommt, wenn aus der Ferne der Lärm der Stadt, zu gleichmäßig mattedem Geräusche abgedämpft, mit dem schwindenden Lichte der Septembersonne durch das offene Fenster zu uns hereinflutet.

Wer einmal wirklich die zehrende Sehnsucht empfunden hat, die Weiten der Welt nach allen Himmelsrichtungen hin zu durchmessen, der lese Falkes von mächtigem Reisetriebe geschwelltes „Gold, wenn ich's hätte“, obwohl es sonst freilich zu manchen Ausstellungen Anlaß giebt; er lese namentlich auch das reizende Idyll „Am Bahnübergange“, dessen Schluß den mit dem donnernden Zuge schon in alle Fernen schweifenden Dichter in so charakteristischer Weise durch ein begegnendes Mägdlein für die nächste Nähe zurückgewinnt. Mit zu den prächtigsten Stücken der ganzen Sammlung gehören „Stadtfrühling“ und „Frühlingsweben“. Unübertroffen steht in dem letzteren die kinderliche Schilderung der Beißchen pflückenden Kinderwelt da:

„Wo die kleinen Weichen stehen,
 Seh' ich helle Kleider wehen;
 Frühlingshüte, Kinderköpfchen,
 Buntes Band in blonden Zöpfchen,
 Frühlingsstimmen, helles Lachen,
 O du süßes Kinderlachen!
 Keine Nachtigallenlieder

Geben deinen Zauber wieder.
 Komm' ich an die kleine Schar,
 Wie die Hädchen, naht Gefahr,
 Sigen sie auf einmal stumm
 All' im grünen Gras herum.
 Dann ein Kichern, Pischen, Lachen:
 Lassen uns nicht bange machen.“

O du süßes Kinderlachen: man spricht diese Worte unwillkürlich mit; jeder Kinderfreund muß dem Dichter für diese prächtigen Verse dankbar sein.

Noch origineller ist der „Stadtfrühling“. Wie eine übermächtige Freudenbotschaft klingt dieses Gedicht zu uns, und doch kündigt Falke den Frühling an Zeichen, an deren poetische Verwertung noch niemand gedacht hat. Und wie wunderbar weiß er den Lenz zu symbolisieren, erst in dem Blumenmädchen, das er trotz seiner langen Frühlingssehnsucht nicht küssen darf, dann in seiner Braut, der er die Fülle der gelausten Blumen zu frohem Erschrecken in den Schoß schüttet. Im Schluß dann wieder der wunderbare Zueinanderklang von Lenz und halb gegenwärtigen, halb vor-geahntem Liebesglück:

„Adebar!“ so klingt's von unten
 Hell herauf. „Ein Storch! — Noch einer!
 Und wir sigen Wang' an Wange,
 Hand in Hand in trauter Zwiesprach;
 Und im Schoß die ersten Blumen,
 Und im Herzen unsere Liebe,
 Unsere junge, junge Liebe.
 Frühling ward's!“

Ebenso innig wie von seiner Braut, singt Falke von der Liebe zu seiner jungen Frau. Mit unvergleichlicher Kunst hat er seine Empfindungen in der „Fußwaschung“ im Bilde symbolisiert; in der That, so rein, so keusch und doch zugleich mit so inuiger Hingabe des Gefühls hat selten ein Dichter von seinem Weibe gesungen. Auch die drei Lieder „Glück“, „Weißt Du noch“ und „An die Sorge“ seien hier noch einmal hervorgehoben. Namentlich das letzte Gedicht, dessen hoher Plastik ich schon gedachte, ist durch die Angst des Dichters vor dem drohenden Gespenst der Sorge wunderbar verinnerlicht; ich vergleiche die letzte Strophe:

„Und die Wiege dort, davor
 Rutterangst Gebete spricht,
 Liebe lauscht mit wachem Ohr,
 All' mein Glück, o stür' es nicht.“

Angelehnt des Widmungsblattes, welches die Aufschrift „meinem Freunde Deslev Freiherrn von Pilsenron“ trägt, kommen solche Gedichte freilich etwas unerwartet. Wo bleibt da das „Scherzen, Tanzen, Tollen“, welches das

untersetzte Motto in Aussicht stellt? Nun, ganz und gar fehlt es daran nicht. Ich erinnere an das „Tanzlied“, an das „Hendezvous“, an die „Lockung“, an den Schluß des „Frühlingswebens“, vor allem an die Liedernovelle „Unter der Maske“. Aber was Lilienerons Lieder durchweg charakterisiert, das byronische selbstherrlich-unbekümmerte Ungestüm des Impulses, das lodernde Blutverlangen, dieser Zug fehlt bei Falke; es ist bei ihm nicht sowohl erotisches Begehren, als die unbefangene Freude an einem harmlosen Menschenkinde, an einem „Mensch gewordenen Sonnenstrahlchen“, um mit des Dichters Worten zu sprechen, eine Freude, derjenigen an der Kinderwelt nahe verwandt. Falkes bezügliche Lieder sind so weit harmloser — spricht er doch selbst im Tanzliede von unschuldiger Fröhlichkeit — reizvoll vor allem durch die Beimischung eines schalkhaft-graziösen Zuges, wie er am schönsten mit einem Anfluge von verliebter Koketterie in dem Mädchenliede „Zum Hendezvous“ zum Ausdruck gelangt ist. Die Liedernovelle „Unter der Maske“ behandelt freilich einen echt Lilieneron'schen Stoff, behandelt ihn aber durch und durch selbständig. Statt Lilienerons Sorglosigkeit im Genusse hier der kopfhängerische Trübsinn des von der Straße mit fortgeführten Blumenmädchens und dann ihr ergreifendes Geständnis:

„O zürne nicht. Ich wär' so gerne heiter,
 Doch läßt der Tag mich nicht mit seinen Sorgen.
 Ich bin nun so. Ach, andere sind gescheiter.
 Sie können sich ein flüchtig Glück erborgen
 Und sich belügen an dem Flitterschein.
 Ich aber denke immer nur an morgen,
 Und möcht doch auch gern einmal glücklich sein.“

Bedarf es noch des Hinweises darauf, daß der Dichter so seine Erzählung meisterhaft vertieft, daß das schlichte herzergreifende Geständnis wie zur Antwort ein lebhaftes seelisches Interesse an der schönen Partnerin wachruft, daß an Stelle des flüchtigen Wohlgefallens so eine wirkliche Liebe emporkeimt? Zugleich deutet die letzte der citierten Zeilen im voraus auf den Ausgang der Erzählung, den das Verlangen des Mädchens nach wirklichem Glücke herbeiführt. Und doch ist auch der Abschluß ganz entgegen der Weise Lilienerons; denn wie ein Vorgefühl der Verschuldung liegt es über ihm. Den Sittsamen übrigens, welche nichtsdestoweniger diesem Gedichte ihre Bedenken entgegenbringen werden, zur Entgegnung, daß aus künstlerischen Rücksichten nur der vom Dichter beliebte Ausgang anzuerkennen ist. Wer es bezweifelt, der mag sich sehr wohl auf die Moral verstehen, auf die Poesie versteht er sich sicherlich nicht.

Auch das stimmungsvolle Gedicht „Aus fernen Tagen“ vergegenwärtigt den Unterschied Lilieneron'scher und Falke'scher Muse. Wohl stammt hier auch

bei Falke ein leidenschaftliches Begehren blißartig auf; aber gleich darnach der Verzicht:

„Da brach in jähem stirendem Bickadlauf
Der erste Bliß aus seiner dunklen Burg.
Erschrocken sank mir der erhobene Arm,
Der schulternah zum Kuß dich schon umfaßte.“

Trotz alledem lassen sich Falkes Beziehungen zu Liliencron nicht abläugnen; aber sie sind weit geringer, als man kritischerseits behauptet hat, vielleicht dazu verführt durch das Widmungsblatt mit seinem Motto und durch das erste, in der That nach Stoff und Stil stark angelehnte Gedicht. Falkes Beziehungen sind vor allem stilistischer Natur: einzelne von Liliencron gern gebrauchte Worte begegnen; Parenthesen oder Sätze, die der Verba entbehren, sind sehr häufig. Auch poetische Motive sind gelegentlich herübergenommen, nicht gerade immer mit Glück; so brüllt im Gang durchs Fischerdörschen von naher Wiese hartnäckig eine Kuh, mit dem sehr profaischen Zusatz: „es ist unerträglich“, während Liliencron das unerträgliche Brüllen des gehörnten Tieres das Motiv zu einem seiner stimmungsvollsten Gedichte hergegeben hat.

Bisweilen übernimmt sich auch Falke nach der Weise seines Freundes in Worten, die, durchaus unlyrisch, der reinen Kunstwirkung eines Gedichtes Eintrag thun — Ausdrücke wie „stramm-schenkliches Kraftprozentum“ oder „ein sogenannter famosor Kerl bei Weibern und Pferden“ tragen den Liliencron'schen Stempel an der Stirn. Aber solche formale Beziehungen können nicht entscheiden, zumal sie nur in den frei rhythmisierenden Gedichten gehäuft sind, und diese, nicht gerade die besten Schöpfungen Falkes, sind weitaus in der Minderzahl. Freilich ist unser Dichter mehrfach auch in der Stoffwahl von Liliencron beeinflusst; aber fast durchweg faßt er, wie ich an einigen Beispielen meine gezeigt zu haben, seinen Stoff durch und durch selbständig auf. Beide sind auf sich selbst gestellte Dichternaturen, die trotz mancher Vergleichspunkte scharf von einander unterschieden sind. Der unterscheidenden Züge habe ich zum Teil schon gedacht; ich stelle sie noch einmal zusammenfassend mit anderen zusammen:

Bei Liliencron flammende Erotik, sorglose Genußfreude des selbstherrlichen Don Quans, seine ganze Natur ist auf souveränes Belieben gestellt; in der seltenen Unmittelbarkeit dieser Natur liegt das Geheimnis ihrer dichterischen Größe; bei Falke neben der harmlosen Freude an der Kindlichkeit der Mädchennatur die warme Innigkeit des Familienfinnes und, wenn einmal ein leidenschaftliches Begehren aufflammt, entweder das quälerische Vorgefühl der Verschuldung oder zuriickschreckender Rigorismus. Und ferner: Bei Liliencron neben der Verherrlichung des sinnlichen Lebensgenusses,

des Lebens und Lebenlassens, eine quellende Fülle von Stimmungen, ein Überwuchern lyrischer Empfindung, nie eine Spur von grüblerischer Reflexion; selbst seine besten Novellen sind wesentlich lyrisch empfunden, sie sind meisterhafte Stimmungsbilder; seine längeren epischen Gedichte stets nach der Weise Byrons mit einem stark lyrisch-subjektiven Ferment; bei Falke dagegen ein häufiges Episieren, ja am Schlusse seiner Sammlung — freilich last not least — eine umfangreiche Erzählung, ein Meisterstück epischer Erzählungskunst ohne jeden lyrisch-subjektiven Beiſatz. Und in ebenso scharfem Gegensatz zu seinem Freunde bei Falke neben dem In-sich-Empfinden ein grübelndes In-sich-Hineinsinnen, ueben der Stimmung die Reflexion. In seinem rhythmisch stolzen Gedichte „Meine Gläubiger“, das an die strenge Größe der Antike anklängt, — nur die vier letzten Verse möge der Leser sich fortstreichen — weist Falke selbst auf die ihm innewohnende Neigung zu abseits gewandter Reflexion hin; ich vergleiche folgende Verse:

„Ihr Hochmütigen,
 Euch mehr düntenden,
 Ihr Pharisäer,
 Wie vieles danke ich Euch,
 Nicht vielleicht alles?
 Ich danke euch meine Einsamkeit,
 Mein Abseitssein;
 Ich danke euch meinen zornigen Stolz,
 Und danke euch meinen Schmerz;
 Und mein Lachen danke ich euch,
 Mein stilles einsames Lachen.“

Aus Falkes Neigung zu in sich gekehrtem Sinnen ist in erster Linie die wunderſame Symbolik mancher Gedichte entquollen. Schon im „Stadfrühling“, noch mehr in der „Fußwaschung“ fanden wir Empfindungen symbolisiert; in dem Liede „Ich trage Gedichte“ ist der Gedanke in körperliches Symbol umgesetzt. Daß der Künstler leide, daß er in Schmerzen gebären muß, was er in Schmerzen empfangen, und daß doch seine Schmerzen den Alltagsmenschen lächerlich sind, daß sie ihn nicht verstehen, dieser Gedanke ist schon tausendfältig ausgesprochen. Falke findet dafür bezeichnenden symbolischen Ausdruck. Die zwölfjährige Alice ist's, die still-schwermütig unter munterer Gesellschaft neben dem Dichter am Theetisch sitzt und, um ihren Kummer befragt, von roſigen Kinderlippen ihre Antwort giebt; jene rührende, endlos übermütiges Gelächter heraufbeschwörende Kinderantwort: „Ich bin so schwermütig heute, ich trage Gedichte.“ In der That! Dieses Lied ist der beste Beleg für Theodor Storms goldene, leider so wenig gekannte Worte: „Der bedeutendste Gedankeninhalt hat in der Poesie keine Berechtigung und wird als toter Schatz am Wege liegen bleiben, wenn er nicht zuvor

durch das Gemüt und die Phantasie des Dichters seinen Weg genommen und dort Wärme und Farbe und womöglich (wie hier) körperliche Gestalt gewonnen hat.“ Scharf ausgeprägt ist die Symbolik auch in dem Gedichte „Unterwegs“; freilich ist das qualvoll unverdroffene Blasen eines Posaunen-dilettanten ein zu wenig glückliches Symbol für das unverdroffene und doch vergebliche Streben der Menschheit nach dem höchsten Ziele der Kunst. Weit glücklicher symbolisiert das Gespann des Triumphators, auf dessen Hinterfuß der Tod und der Schalksnarr einträchtig zusammenhocken, das vergängliche Nichts aller Ruhmesherrlichkeit.

Schließlich sei des Sarkasmus gedacht als eines der vielen Züge, die, zu geschlossener Harmonie geeint, Falkes bedeutsame Dichterphysiognomie ausmachen. Liegt doch für eine in sich gelehrte Natur eine zerketzende Kritik der umgebenden Außenwelt gegenüber sehr nahe, namentlich für einen deutschen Dichter, dessen reichem Innenleben das teilnahmlose, von den Götzen Rugen und Politik geknechtete Publikum jeden Widerhall versagt. Falke kann sehr satirisch werden, umsomehr, je knapper er sich zu fassen weiß; die spruchartige Kürze seiner bezüglichen Dichtungen drängt die Pointe hur um so schärfer hervor. Die vorzüglichsten Stücke findet man auf den Seiten 60, 69, 75, 80, 105 und 134. Die Feld-, Wald- und Wiesenpoeten trifft sein Spott, daneben den gravitatisch-pedantischen, auf die Heiligkeit der alten Regeln eingeschworenen Kritiker; aber vor allem richtet er seine Pfeile gegen das Publikum, das nur ein Höchstes kennt, Stat bis zu früher Morgenstunde, das nicht liest, sondern den Zeitungen nachschwaft, das den Mimen, Clowns und Vörsenjubilaren seine Kränze gönnt, den Dichter jedoch elend in die Grube fahren läßt, um ihn ert, wenn er verhungert ist — wie zur Schmach der Hohn — auf das Piedestal zu stellen.

Falke erscheint mit seiner Sammlung vor der Leserkwelt nicht bloß als Lyriker, sondern auch als Epiker. Die vernünftigen Gedichte enthalten zwei kleine epische Kabinettsstücke, das schon besprochene „Unter der Maske“ und „Den Besuch“. Sein Motiv ist daselbe wie in Goethes köstlichem, leider fragmentarisch gebliebenem „Ewigen Juden“. Alle hundert Jahre muß Christus einmal aus seinem „Steruensaal“ hinab zur Erde, Generalinspektion unter den Menschen zu halten. Als Tröster kommt er an das Krankenbett des Dichters, der unter dem Fluche seines Genies leidet. Die Charakteristik des Heilands ist durch und durch originell, in ihrer Natürlichkeit die denkbar glücklichste, zugleich nicht in Widerspruch mit der Bibel, denn sie ist aus der berühmten Tempelszene gefolgert. Die Vergegenwärtigung des Ganzen ist wieder von porträtartiger Deutlichkeit, man fühlt sich bei der Lektüre der schlicht-treuherzigen Knittelverse an Uhdes so charakteristische Bilder erinnert.

Falles Sammlung bietet am Schluß eine umfangreiche Erzählung „Die Schiffsbrüchigen“. Mit einer gewaltigen Sturmsymphonie setzt die Novelle ein, ebenso großartig ist später die überwuchernde Gewalt der tropischen Vegetation geschildert; in sie hineingestellt die Menschen, in ihrer leidenschaftlichen Urwüchsigkeit der gigantischen Natur voll kongenial; in ihnen entfacht der heißglühende Atem der Leidenschaft, der den Mann mit unbedinglicher Naturnotwendigkeit zum Weibe hindrängt, und trotzdem der Sieg weiblicher Sitte, weiblicher Würde mit überzeugender Naturwahrheit dargestellt! Selbst den rohen Jens, welcher sein Lebelaug sein Geld mit Dirnen bei lüfternen Liebern in den Hasentavernen verzecht hat, selbst ihn weist die Gefährtin in Schranken, einzig mit der Waffe ihrer weiblichen Hoheit. Und erst als Jens verunglückt, da wird sie dem Überbleibenden zu eigen; freilich nicht eine wehrlose Beute seiner jäh begehrenden Leidenschaft; sie wird sein, wie mit dem Leib, so mit der Seele; sie wird sein Weib. Das Glück dieses Ehelebens in tiefster tropischer Einsamkeit, die steigende Angst des Mannes bei der bevorstehenden Geburt des Kindes, sein nächtiger Ausbruch an den Strand in Folge des Fiebertusses seines vorahnenden Weibes, die wahnsinnige Freude bei dem Rahen des Schiffes, die Katastrophe, der Tod seiner Frau angesichts der so lange ersehnten Rettung, all' das ergreift auf das tiefste. Überhaupt enthält die Dichtung so viele Schönheiten, daß ich ihnen in dem engen Rahmen dieses Aufsatzes nicht gerecht zu werden vermag. Falke ist als Epiker mindestens ebenso groß wie als Lyriker, ein echter Epiker in der Behandlung des großartigen Stoffes, in der schlichten und doch so packenden Größe der Erzählungsweise, ein echter Epiker auch in Rücksicht der Form: Die Verse dem gewaltigen Stoffe angemessen, volltönend, schwerwuchtend, die Wucht gelegentlich durch wohl-erwogene Härten noch gesteigert, lang ausrollend, den Bogen des entfesselten Meeres vergleichbar. Und so mag denn dieser Ausblick auf Falles grandioseste Schöpfung meinen Aufsatz beschließen. Möge man in Deutschland nicht teilnahmslos an einem genialen Dichter vorübergehen, von dessen hoher Begabung wir noch die schönsten Früchte zu vergewärtigen haben.



Unser Dichteralbum.

Gedichte von Gustav Falke.

Das Herz.

Aus grünem Waldesdämmerdunkel
 Trat' plötzlich ich in helles Licht,
 Da grüßt aus goldnem Glanzgefunkel
 Mich ein entzückendes Gedicht:
 Ein Marmorhaus in lauter Rosen,
 Ein Säulencrund, wo Schaft und Schaft
 Verstrickt in eines leichten, losen
 Gerankes holder Liebeshaft.

Und in der stillen Tempelgrotte
 Hebt sich ein schlankes Postament,
 Darauf sternblank dem Liebesgotte
 Ein Erzbild in der Sonne brennt.
 Den Pfeil auf dem erhobenen Bogen,
 Darüber er sein Ziel eräugt,
 Steht er, die Sehne straff gezogen
 Zum Schuß, ein wenig vorgebeugt.

Und vorn an des Geschosses Spitze,
 Wie man den heiligen Opfer bringt,
 In einer schlichten, wollenen Eige
 Ein wächsern Herz im Winde schwingt.
 Das zeigt von warmen Fingermalen
 Im weichen Wachs ein Konterfei,
 Und eine Spur, als ob in Qualen
 Ein Weinen drauf gefallen sei.

Und eine abgepflückte Rose,
 Wie ein verlorenes Liebespfand,
 Liegt da, und Stapsen rings im Moose
 Und weiterhin im glühenden Sand,
 Die tauchen in die Buchenschatten
 Und finden ungesehn nach Haus,
 Und niemals plaudern diese Matten
 Das zärtliche Geheimnis aus.

Und einsam in des Mittags Glutten
 Am Pfeil des Gottes schmilt das Herz,
 Und tropft, ein langsames Verbluten,
 In roten Thränen niederwärts,
 Und tropft in roten, heißen Thränen
 Auf weißen Marmors kalt beleucht,
 Von ungestillter Liebe Sehnen
 Ein rührend Gleichnis, wie mir dünkt.

Der Blutstropfen.

Eine kleine Blumenhändlerin
 Trat mit ihrem Korbe vor mich hin,
 Strauß an Strauß, ein farbenfroß Gefüge,
 Jeder eine holde Sommerlüge.

Auf den Höpfen, schwarz wie Ebenholz,
 Leuchtend eine letzte Flocke schmolz,
 Auf den Wangen brannt in Einem Flammen
 Jugendglut und Winterhauch zusammen.

Abischt dehnt den kleinen Handel aus,
 Schelmenworte wechseln, kurz und kraus,
 Lustig auf des Mädchens süßem Fröhchen
 Spielen hundert drollige Schmeicheleßchen.

Rosig schnellst aus ihrem Perlethor
 Raßlos eine feine Zunge vor,
 Lippen feuchtend, die in scharfen, kalten
 Hauch des Frostes spröde sich gespalten.

Allerliebste Spiel, wie's leckt und schleckt,
Und des Kosen Kuß am Necken weckt.
Meinen Finger, ein verwegener Ritter,
Schieb ich durch das offene Jahngewitter.

Wie er da, verliebter Übermut,
Auf dem allerweichsten Kissen ruht,
Trinken Augen, Blick in Blick versunken,
Sich an einem Feuerweine trunken.

Pföhllich unter sanftem Augenschlich
Sucht's hervor, ein grüner Glackerblüh.
Mordgeflüß. Ein Biß. Und einen hellen
Roten Tropfen seh ich langsam quellen.

Zitternd hängt er, löst sich zögernd ab,
Und fällt lautlos in das Blütengrab,
Dort auf einer Kisse zarten, weißen
Blättern schön wie ein Rubin zu gleichen.

Schrecken jagt der hübschen Sünderin
Gluten über Stirn und Wangen hin.
Hastig reißt sie aus der Schwestern bleichen
Schar die Blume mit dem Purpurzeichen.

Virgt sie, wo ein vollerer Herzschlag bebt,
Eine Psychebrust sich senkt und hebt,
Und verüßt mit einem heißen, blanken
Schulterblick verwirrt den Liebesranken.

Die Bacchantin.

In die goldumlochte Stirne
Einen vollen Rosenkranz,
Drängte mich die schöne Dirne
In den aufgeregten Tanz.
Unter diesen zarten Brüsten,
Diesen frühlingsjungen, mühten
Allen Grazien zusammen
Heilig reine Feuer flammen.

Aber aus den Eideritzen,
Augen einer Tigerin,
Glack's und zuck's von feuchten Bilzen
Über heiße Wangen hin,
Zeugen von verborgenen Gluten,
Die in wilden Wirbeln fluten,
Unter Kosen, unter Reben,
Brodelt ein vulkanisch Leben.

Und wir stürmen auf und nieder,
Freude jauchzt ihr roter Mund,
Ihre jugendstarken Glieder
Lösen nicht den festen Bund.
Endlich auf die Purpurfissen
Hat sie wütend mich gerissen,
Und der Knabe bringt mit frecher
Faunsgebärde Wein und Becher.

Trinke! ruft die trunkne Lippe,
Diese Stunde bist du mein,
Morgen magst du deiner Sippe
Tugendsklave wieder sein.
Ihren Arm um meinen Nacken
Weiß ihr Opfer sie zu packen,
Ihrer Kisse heiße Flammen
Brennen lehten Trotz zusammen.

Liebesrasen, Wutgebärde,
Und der schwere Vorhang fällt
Und entriekt uns dieser Erde
Schnell in eine schwülere Weit.
Nur gedämpfter Ampei Helle
Küßt er über diese Schwelle,
Mystisch weicher Dämmertraum
Wie in einem Tempelraum.

Trunknen rast die rasche Stunde,
Und der blasse Morgen grant,
Findet sie noch Mund am Munde,
Weinbesteckte Pantherhaut,
Eine hingefunkne Hülle,
Marmornackte Gliederfülle
Und im Liebestaumeitanz
Drüber hingestreuten Kranz.

Der Gott und die Eidechse.

Im Schattendickicht eines Gartenhains, den einst
 Mennettschritt, Kelfrock und die sanfte Hirtenflöte
 Beim Schäferspiel belebte, fand ich abgestürzt
 Am Sockelfuß ein griechisch Götterbild. Sonst tapfte
 Ein niederhängend schwankes Zweiggewirr im Wind
 Die Hermesfüß, der hochgestieltes Wedelwerk
 Den grünen Schirm jetzt spannte. Schwarzer Ephreu wand
 Ein zier Gefrön um sie. Im Sturz noch schwellte Stolz
 Die graziengeküssten blaffen Marmorlppen,
 Drauf lag, ein seltsam Siegel, eine Eidechse.
 Nichts rührte sich an ihr, als nur die feine Junge
 Und ihre klugen grünen Augen. Hütete
 Ein göttliches Geheimnis sie als Wächterin?

Dichterrausch.

Wenn der Gott die Seinen ruft,
 Priester und Propheten,
 Schallt's wie zwischen Felsenkluft
 Dröhnende Trommeten,
 Wirbel's wie Novembersturm
 Über Wälder nieder,
 fährt wie Blitz in Dach und Turm,
 Schüttelt Herz und Glieder.

Wenn der Gott die Selnen ruft
 Klingt's wie helle Flöten,
 Sieht es wie durch weiche Luft
 Sanfte Abendröten,
 Laut es mild wie Sphärensang
 Von den Sternen nieder,
 Nähet zu rhythmisch höherm Gang
 Herzen auf und Glieder.

Hamburg.

Und so fährt es, Schlacht und Jorn,
 Heut in uns wie Wetter,
 Daß wir, wie ein Eichenknorrn
 Ätzen im Geschnetter,
 fährt zum andern sanft und glatt
 In uns wie ein Säufeln,
 Daß wir wie ein Rosenblatt
 Unterm Wind uns kräufeln.

Drum, wenn ihr auf Gassen seht
 Wie berauscht uns wanken,
 Wenn ein Gottbesessner geht,
 Ist's ein trunknes Schwanken.
 Wenn der Geist in Wirbeln kreist,
 Werdewehn der Dichtung,
 Gehen unsere Füße meist
 Planlos aus der Richtung.

Gustav Falke.



H e l i o s .

Du weckst mich, Herrscher Helios!
 O Fürst Apollon, dem mein Leben
 fromm geweiht!

Dich ruf ich an.
 Du siehst empör
 Auf goldnem Fluggepann
 Aus der Tiefe, wo um die Erde sich wälzt
 Der nie einschlummernde Meeresstrom,

Wo die goldgemähnten Kasse mit dir,
 Die ohne Gebiß dein Wille lenkt,
 Durchmessen lähn den unendlichen Pfad
 In der Schwingen raschem Wettflug.
 Doch horch, was scholl? Welch Rauschen
 vernimmt
 Wie von Vögeln mein Ohr? Unflüchtig
 ertönt,

Wie sanfter Oceaniden Chor,
 Der Staub, wo Urnen sammelten einst
 Marathons Heldengebeine.
 Hier war's, wo der Perser Bogen zerbrach.
 Wo die feurigen Söhne der Veilchenstadt
 Hochschwangen den triefenden bronzenen
 Speer,
 Als der Sturmhauf tanzte hinein in den
 Feind,

Wie im Hochzeitreigen der freier.
 Ihr Feld's, ihr Helden, was wollt ihr von mir?
 Was mahnt ihr, heilige Cote, mich?
 Ich habe mitgefochten den Tag,
 Ich bin ein Marathonier, ich!
 Und dieses Land verlaß ich!
 Du, Helios, weißt, welch Wehe bedrängt
 Deinen Sohn und Diener, o Vater mein.
 Ich ziehe mit dir hinaus, hinaus
 In die wüste, die freudlose fremde.
 Bevor du wandelst hinaus, hinaus
 Gen Westen, lächelst du mild
 Auf diese holdseligen Ufer,
 Wo die Biene im Hymettos summt
 Und ihren Honigschatz erschließt,
 Wo die Veilchen blühen
 An des Ilissos knappen Wogenbett,
 Wo die rosenfingerige Eos

Charlottenburg.

Mit leuchtendem Wohlgefallen
 Blüht über Meer und Land.
 Ich, der am Fels hoch über tobender See
 Mit der Last diamantener Bande
 Festgeschmiedet den Gott Prometheus —
 Ich soll weichen dem weichen Knaben,
 Dem Weibertölpel Sophokles?
 Nimmermehr! Schon winkt Athene
 Mit des Goldspeers Funkelspitze
 Von dem Burgberg über die Wogen
 Dem scheidenden Athener nach.
 Apollon, suche den flammenden Pfad
 Vor mir her in der schäumenden Tiefe,
 Doch lächle ewig so hold wie heut
 Auf Hellas und sein Inselreich,
 Das ein ewiger Sommer vergoldet.
 Und wenn gebrochen Athenes Speer,
 Und wenn Athen gesunken in Staub,
 Soll auferstehen die große Zeit,
 O Vaterland, in meinem Gesang,
 Des Schwert einst socht für die Freiheit.
 Wie mein Prometheus leidverstrickt,
 Ruf ich, erhabenen Stolzes voll:
 In den Tartaros stürze hinab mein Leib,
 Von des Schicksals wirbelndem Strudel
 entrafft,
 Doch mich wird's nimmer vernichten.

Karl Bleibtreu.

Am Kreuz.

☞ Schnee, rings Schnee, soweit das Auge reicht,
 Ein Gefild von endlos oder Dauer
 Und darüber ein bleischwerer grauer
 Wolkenzug, der langsam ostwärts schleicht.

Nichts umher, was form und Leben gleicht,
 Einsam nur in grauenhafter Trauer
 Ragt empor aus starrer Flokkenmauer
 Christ am Kreuz, von Zeit und Wind gebleicht.

Sieh, da rauschen schwingenstark zwei Raben
 Um den Pfahl und in geschäft'ger Eile
 Fliegen sie zurück zu Odhins Thron.

Kündet nur, daß tief im Eis begraben
 Tot die Erde liegt und uns zum Heile
 Stets am Kreuz noch hängt Marias Sohn.

München.

Heinz Offer.

Schwalben = Posthaft.

Umgekehrt sind meine Schwalben
Nach der langen Wanderfahrt.
Eine trug am Hals ein Köstchen,
War ein Brief von seltner Art.

„Kamerun — die Pfälzer Kene —“
Welcher böse Wind verschlug
Dieses Mädchen zu den Dallas,
Das ich einst im Herzen trug?

München.

Oft bin ich mit ihr gewandelt
Durch das grüne Nebenland,
Wo der feine Kästbuscher
Löschte nicht der Käse Brand.

Dank der Schwalbe, die mir Kunde
Von dem lieben Kind gebracht,
Das zu einem Paradiese
Mir die schöne Pfalz gemacht.

Heinz. von Reder.

Völker = Frühling.

Welch ein golddurchstosener Lenz
Senkte sich auf dich herab, du hehres,
Freudenglutiges Florenz?
Nicht genug des Däfte-Meeres —
Wogt auch noch ein Jubelstrom
Durch die Gassen, über breite Plätze
Dom Palast zum Marmordom,
Und des Frohsinns reichste Schätze
Trägt bei sanftem Himmelblau
Ein beglücktes Volk zur Schau.

Wer errät es? Dreimal hob
Sonnenglanz im Ost sich, klar und siegend,
Dreimal schwand das Rot und wob
Abendsternes Tierde fliegend
In den Schleier milder Nacht —
Und noch hatte keiner Glocke Dröhnen
Eines Sterbenden gedacht;
Ohne Seufzer, ohne Stöhnen
Fand der Arzt im Hospital
Seine Kranken allzumal.

Arme Mutter, wo dein Kind?
Ach, da hüpfst es und du lächelst selig.
Wie die Kleidchen farbreich sind,
Und die Wangen blüh'n allmählig.
Niemand, der ein Silberstück
Sich erbettelt von dem hagren Conte;
Alle Zahlung wies zurück
Naron Blanc, der Keinen schonte.
Ohne fesseln, frei zur Stiel',
Wandeln Bleiche vom Kastell.

Die Gesellschaft. IX. 5.

Und wie kommt's? Das Waffenhaus
Geigt umtunkt, umblüht die alten Thore,
Niemand trug seit lang heraus
Speere, Lanzen, Feuerrohre
Und dergleichen grob Gerät.
Selbst die Obrigkeit, die hohe, sendet
Ihre Schergen früh und spät
Wehrlos aus, und niemand wendet
Seine Hand zum Widerstand.
Welcher Zauber küßt das Land?

So vernehmt: Der Tage drei
Sind es, daß im Schiff der Kathedrale
Jenes Ölbild mit den drei
Kreuzen ließ mit Einem Male
Schauen nur das Schächerpaar.
Kein Erlöser an der Sünder Seitel
Leer ist das Gerüst fürwahr,
Doch zugleich in aller Weite
Jedes Kirchbaus Kreuzbild war
Des gewohnten Heilands bar.

Auch in jedem Laienheim
Stand und hing das Leidensholz verlassen.
Neuer Wonne Blütenkeim!
Sah kein Auge doch den blaffen
Dulder, schweigsam, dornbekrönt —
Nein, es schien, fortan kein Edler werde
Je, von Mächtigen verhöhnt,
Bloßgestellt der Menschenherde
Und erhoben hundert Mal
Auf der Schande grauem Pfahl.

39

Jesus Christus ging als Held,
 Ging als Fürst, als ausgerufener König
 Durch die freudenvolle Welt,
 Blumenduftig, glöckentönig.
 Also hat ihn der und die
 Zweifellos erblickt auf Markt und Gassen.
 Darum kann ein Heil, wie nie,
 Kaum das Menschenherz erfassen.
 Christus König von Florenz!
 Elends Ende, Völkerleuz!

fort die Medici, der Feind,
 fort der Fluch der harterpreßten Steuern,
 Durch Savonarolas Freund
 Wird die Welt sich rasch erneuern,
 Durch Pierr Capponis Spruch:
 „Bürger-Rat und aller Stände Gleichheit!
 Der Gesetze goldnes Buch
 Sichre jedes Denkers Freiheit.
 Einer Krone flammenschein
 Darf allein im Himmel sein.“

Ja, der Himmel nur verträgt
 Sel'ge, Reiche, Gleiche durch Aonen —
 Leid und Leid und Stolz bewegt
 Geister, die auf Erden wohnen.
 Eh' das Weilschen noch verblüht
 Eines Frühlings, wonnig sondergleichen, —
 Muß der Traum, so schön erglüht,
 Schon für immerdar erleichen.
 Ach, es schlich mit Worten süß
 Schlange sich ins Paradies.

Statt des Einen hielten Zehn,
 Hundert sich im Purpurbett geboren;
 Inseheim mit heißem Flehn
 Knieten sie vor Kirchenthoren,
 Sich erbittend, was genehm
 Jrgend sei den göttlichen Gewalten,
 Nur gewiß das Diadem! —
 Rache folgt und strafend Walten,
 Söldnermacht, und Frohn, und Zoll,
 Füllt sich nur die Coune voll.

Gr3z.

Gerne blieb mit Menschen noch
 Selber Mensch der Chor, den die Carantel
 Ruhmlust stach, wenn ihn nur doch
 Schmückt der prächtige Herzogsmantel!
 Hoch zu Ross das Volk verschmähn
 Und die Hand zum Kusse staubwärts strecken,
 Stets auf höchstem Marmor stehn,
 Eingerahmt von goldnen Becken —
 Nach dem Freiheits-Flunkerspiel
 Welch ein köstlich Reiterziel!

In der vierten Frühlingnacht
 Ging mit stillem Schmerz der Herr der Milde
 Heim in seinen Dom voll Pracht
 Und vereinte sich dem Bilde.
 Wieder neigte er sein Haupt
 Unter dem Geslecht der Dornenkrone,
 Matt und blaß und tranfberaubt
 Hing er hoch, dem Feind zum Hohne,
 Und der Brust entfuhr ein Ach,
 Und die trockne Lippe sprach:

„'s ist vollbracht. Der Liebe Macht
 Hat nicht Raum noch Schutz auf ird'schem
 Boden.

Tyrannei und Niedertacht
 Sind durch niemand auszuroden.
 Klagend streck ich wieder weit
 Aus die Arme auf dem Marterpfahle,
 Daß der Trutz, die Schlechtigkeit
 Mit gefälschter Münze zahle.
 Mag von heut an Stelle mein
 Judas selber König sein.“

Horch! Der Arno schwoll vom Gng
 Herber Wolkenthänen; Frühlingstürme
 Wetterten, den Todesgruß
 Klündeten die Kirchenthürme;
 Kranke seufzten, Armut bat,
 Geiz erschloß den dürren Schlangentrachen,
 Diebstahl schlich zur dunklen That,
 Und — die blutigen Waffen sprachen.
 Fürsten, Knechte, gut und schlecht,
 Ein ersterbendes Geschlecht.

Friz Pläker.

Das Gespenst.

Ein lustigen Schwank aus seinem Leben
 Hat mir gestern mein Freund gegeben:
 Ich war bei den Spiritisten gewesen,
 Bei Geistererscheinung, Gedankenlesen,
 Kam, ich gestehs, etwas gruselig nach Haus,
 Verschloß schleunig mein Zimmer vor jed-
 wedem Graus,
 Und tappte nach Streichholz, Lampe, nanu,
 Schlichtern klopfte, was, ein Rendezvous
 Mit irgend einem Ururgroßvater,
 Mit einem alten Hexenkater?
 Mich überläuft, ah, pfui, Mut, Licht,
 Altona-Hamburg.

Ich fürcht' mich doch sonst vorm Teufel nicht.
 Und hin zur Thür und dreh' vorsichtig um,
 Und bin vor Stammen starr und stumm:
 In schwarzen Strümpfen, im bloßen Hemd,
 Ei, Donner, das Mädel ist mir nicht fremd.
 Was, Kathrinchen, das bist du,
 Rasch herein, und schnell wieder zu.
 Wie du dich an mich schmiegst, wie du bangst,
 Hatteft wohl auch vor Gespenstern Angst?
 Und meinst, zu zwein stehn wir besser
 den Mann,
 Daß uns kein Spuk was anhaben kann.
 Detlev von Kiliencron.

Sturmgesang.

Ein Lied läßt sich nicht fassen
 In Strophenklang,
 Es will die Form nicht passen
 Zum Sturmgesang. —
 Das Fenster flirrt,
 Die Tanne ächzt,
 Die Schwalbe entschwirrt,
 Die Krähe krächzt
 Und flieht in den schühenden Turm.
 Hörst du, wie es braust,
 Wie die Windsbraut saust,
 Das ist Sturm,
 Gewittersturm!
 Wie's das Haus umschraubt
 Und den Funken raubt,
 Der Vernichtung trägt in die Welt,
 Wie's Wälder entblättert,
 Wie's Felsen zersmettert
 Und die hundertjährige Fichte fällt,
 Die als Mast des Königs flagge einst trug!
 Als Welle auf Welle tosend schlug
 An des Schiffes erzbepanzerten Bug,
 Da stand noch die Fichte als Mast.
 Als der Sturm sich erhob,
 Als die Windsbraut schnob
 Und des Mastes flagge geknickt,
 Sanft der Fichte Stamm
 Bis zum Wogenkamm,
 Hat der Sturm den Mastbaum zerstückt.

Hörst du, wie es brüllt?
 Das Haus erfüllt
 Der eingeschlossene Wind.
 O halt' ihn nicht auf,
 Gib' freien Lauf,
 Weil wir sonst verloren sind!
 Gebt ihm freie Bahn,
 Sonst setzt er den Hahn,
 Den roten Hahn euch aufs Dach,
 Wohin er will,
 Erduldet's still
 Und bleibet wach!
 Wie's die Felder verheert,
 Wie's den Segen verzehret
 Und die Früchte schüttelt vom Baum,
 Noch nicht gereift,
 Von der Sonn' nur gestreift,
 Des Herbstes goldenen Traum.
 Ihr habt's ja gewollt.
 Ihr kammet den Sturm,
 Warum baut ihr den Turm,
 Über den er grollt,
 Den er niederreißt?
 Wenn die wilde Gewalt
 Die Erde befreit,
 Sie kennt kein Halt
 In sturmvollem Zeit.
 Wer den Kerker zerbricht
 Mit eiserner Macht,

Der achtet nicht
Der Fluren Grün.
Des Landmanns Fleiß,
Des Arbeiters Schweiß
Und des Künstlers Mühn
Fällt die Hand,

Marburg.

Die im Sturm am Blüß die Fackel ent-
brannt!

Hörst du, wie es türmt,
Wie sich Welle auf Welle tosend türmt,
Kennst du den Klang,
Das ist Sturmgefang.

Edward Stifgebauer.

Das Maigespenst.

Erster Mai, du böser Mai! —
Schon längst schrien nach Soldaten
Und nach dem Schutze der Polizei
Die Herrn Aristokraten.

Die Aristokraten von Gebillt
Und die vom Geldsack nicht minder.
Doch unterdeß ergögen sich
Des Volkes rebellische Kinder.

O erster Mai, du erster Mai,
Du höchster der Feiertage!
Millionen schlägt dann wohl das Herz
Mit gleichem, hoffendem Schlagel

O erster Mai, vor dessen Schreck
Die Progen sich entfärbten,
O erster Mai, o lustiger Spott,
Wo Herrn sind die Enterbten! —

Am Horizont quillt es empor
In blutig-purpurnen Wellen.
Es ist, als grüße das Morgenlicht
Das Fahnenrot der Rebellen.

Der Purpurschein malt flücht'ge Glut
Auf manche bleiche Wange,
Und vorwärts geht's mit festem Schritt
Zum Marxeilaisenfklange.

Schier endlos ziehen sich die Ketten.
Soweit die Blicke schweifen
Walt Mann an Mann und Weib an Weib,
Geschnüßelt mit roten Schleißen.

Ein stolzes Heer, ein mut'ges Heer,
Swar nicht gepußt wie Kassen
Mit Silberschmuck und buntem Tand,
Auch trägt's nicht Wehr noch Waffen.

New-York.

Ein stolzes Heer, ein mut'ges Heer,
Nur bauend auf seine Rechte,
Und links und rechts da bilden Spalier
Des Reichthums besoldete Knechte.

Der Säbel blank und das Seitengewehr,
Und die Taschen voller Patronen.
O Wunder, daß man dazu nicht sieht
Noch aufgepflanzte Kanonen!

O erster Mai, wo fiel das Herz
Den Reichen in die Hoseln!
O erster Mai, o lustiger Spott,
Wo herrschen die Waffenlosen!

fürwahrlich, nie kam länger vor
Ein einziger Tag des Jahres,
Als der erste Mai, der böse Mai
Den Stützen des Throns und Altars!

Troß Wehr und Waffen mit bleicher Stirn, —
Sie konnten es kaum erwarten,
Bis der Sonne letzter Schimmer begrüßt
Des Volkes rote Standarten. — —

Der Ordnung Wächter harrten stumm,
Gewehr bei Fuß, im Dunkel.
Vorn feuertadtschwirrn, Raketenprühn
Sieht man der Helme Gefunfel.

Noch die Geige klingt, und die Flöte jauchzt,
Und der Reigen dreht sich geschwinder.
Es tanzen zum Marxeilaisentakt
Des Volkes rebellische Kinder.

Die Lippe lächelt, das Auge strahlt.
Von keimender Hoffnung glänzt es. —
Das war der Mai, der erste Mai,
Der Tag des roten Gespenstes.

Gottlieb Steger.



Auch einer.

Psychologische Skizze aus dem Arbeiterleben.

Von Uhlmann-Bigterheide.

(Gumm i. Westf.)

Oben läßt das Schneegestöber etwas nach. — Durch die Fensterspalten segt ein rauher, kalter Wind und bewegt heftig den schmutzigen, zer-rissenen Teil eines alten Sackes, welcher dazu dient, die durch das Fehlen einer Scheibe in dem Fensterrahmen entstandene Öffnung zu verdecken. —

Jetzt erfolgt ein heftiger Windstoß, der Sturm reißt den Fegen ganz weg und schleudert ihn in das Zimmer. Durch die freigewordene Öffnung dringt, durch das Wetter getrieben, ein Gemisch von Regen und Schnee. Brausendes, pfeifendes Getöse klrirt in den zum größten Teil zerbrochenen Scheiben und findet in den Wänden des Schornsteins einen jauchzenden Widerhall. — Leidenschaftlicher tanzt die Windsbraut. — Durch den Schornstein wütet der Sturm, und umso heifer und stöhnender schallt es von den Wänden zurück. — Aus dem großen, in der Mitte des Raumes stehenden Ofen dringt ein gelber, übel riechender Kohlenqualm in das Zimmer. Hier sieht es wüst aus. Der geborstene, glühendrote Ofen verbreitet eine entsetzliche Hitze. Um denselben, teils auf Strohbündeln, teils auf zusammengelegten, zerlumpten Kleidungsstücken sitzen und liegen in buntem Durcheinander junge und alte Männergestalten, offenbar Arbeiter. Die häßlich gelben, sehr feuchten Kleidungsstücke der dem Ofen Zuvächststehenden beginnen schon infolge der Hitze zu dampfen.

Es wird wenig gesprochen. Nur hin und wieder eine Frage und eine knappe Antwort.

Fast alle zeigen träge dreinschauende, abgestumpfte Gesichter. Das Glend macht eben unempfindlich und stumpf. — Einige der Arbeiter rauchen, andere halten auf ihren Knien einen größeren oder kleineren irdenen Topf, der eine graugelbliche Masse — wohl Erbsensuppe — enthält. Mit der schweligen, wettergebräunten Rechten führen sie hungrig schlürpfend den Blechlöffel zum Munde, seinen heißen Inhalt gierig verschlingend.

Den ganzen Raum füllt eine, durch das Rauchen schlechten Tabaks, durch feuchte Ausdünstungen und übergroße Hitze erzeugte pestende Luft.

In der einen Ecke neben dem Eingange ist eine größere Anzahl von Schippen, Hacken und anderem Erdarbeiterwerkzeug zusammengestellt. Neben demselben auf einem ausgebreiteten Mantel liegt ein in das Studium eines

Briefes vertiefter Arbeiter. Nun reißt ihm der aus dem Fenster herein-
dringende Luftzug den Zettel aus der Hand und treibt ihn in die Mitte
des Zimmers. Der Mann erhebt sich und greift das engbeschriebene Papier
wieder auf.

Dann tritt er an das Fenster und schaut auf die Straße.

Inzwischen hat es vollständig aufgehört zu schneien. Nur hier und
da peitscht der Sturm entstandene Wassertümpel. Hin und wieder tritt aus
einem der Häuser eine vermunnete Gestalt und eilt die Dorfstraße hinab.
Wolkiger, bleifarbener Himmel hat über das Ganze seine saumtene Decke
ausgebreitet, nur dann und wann ein roßigfarbened Schimmern. Fernher
schallt das Pfeifen einer Lokomotive, das Wellen eines Hundes, und es ist
wieder still.

Jetzt wird es auch im Zimmer lauter. Eine Stimme ruft einige
freundliche Worte. Die Männer schauen auf. Müde gähmend erhebt sich einer
nach dem andern, nimmt von den Geräten aus dem Winkel irgend ein
Stück und schreitet dann mechanisch zur Thür hinaus auf die Gasse.

Der Mann am Fenster hat auf alles dies nicht Acht. Den glühenden
Kopf gegen die Scheiben gepreßt, stiert er fortwährend hinaus. Seine
Rechte hält krampfhaft den beschriebenen Zettel. Nur in seinem Hirn läuft
es wirr durcheinander.

Nun fährt er mit einem Male erschreckt zusammen. Es fällt ihm auf,
daß er sich nur noch allein im Zimmer befindet, und rasch tritt er vom
Fenster zurück. — Sein vorhin blühendes, frisches Gesicht ist müde und
abgespannt, die sonst originellen Züge sind erschlafft. Wie lange hat er
nur geträumt? — Um seinen Mund spielt ein bitterer, von leichter Erreg-
barkeit zeugender Nieneuzug. Die von braunen, etwas lodigem Haar
umrahmte Stirn ist tief gesurcht. Zwischen die Augenbrauen hat sich eine
düstere Falte gelegt.

Nun bleibt er nachdenkend stehen. Seine Lippen bewegen sich. Die
feuchtgewordenen Augen heften sich unverwandt auf das weiße Papier.
Jetzt irren sie ein paar mal im Zimmer umher und dann führt er den
Zettel hastig und doch sanft an die Lippen.

„Morto? — morto?“ — murmeln diese fragend; er preßt das Papier
fest an die Brust und steckt es in die Tasche des vielfach durchlöcher-
ten, von erlittenen Regen- und Schneeschauern noch feuchten Rockes. Hierauf
greift er den an einem Nagel hängenden Hut, stülpt ihn nachlässig auf
und eilt hinaus.

* * *

Am Ende der Dorfstraße, dort, wo sie von der nach Weßbach führenden Kommunalstraße schräg durchschnitten wird, entspinnt sich bewegtes Regen und Schaffen. Zu beiden Seiten erheben sich gigantische Felsblöcke. Diese gilt's zu entfernen, um der hierher zu legenden neuen Eisenbahn den Weg zu ebnen.

Das ist ein hart Stück Arbeit. Doch unter den Händen der vielen deutschen, polnischen und italienischen Arbeiter ist schon ein wesentlicher Fortschritt zu bemerken. Eben hat man die Bohrarbeiten beendet, und kann daher mit dem Sprengen begonnen werden. Nur wartet man noch auf den diese Arbeit leitenden Italiener Guisepe Pisani.

Der das Ganze führende Aufseher geht wetternd und fluchend auf diesen faulen Hund von einem Italiener heftig auf und ab. Dann hat er hier etwas auszufechen, dann dort. Nichts scheint ihm nach Willen zu sein. Eine bläuliche Gesichtsröte läßt den übermäßigen Genuß geistiger Getränke erkennen.

Schweigend hören die Arbeiter zu. Es ist auch zu ärgerlich. Heute ist Lohntag, und da müssen die Sprengungen erst unbedingt vollendet sein. Eine ungeduldige Bewegung macht sich daher auch bei der aus Italienern bestehenden Truppe bemerkbar. Von dem Toben des Signore Aufseher freilich verstehen sie wohl kaum ein Sterbenswörtchen. Nur Guisepe Pisani, zu dessen Kolonne sie gehören, vermag sich mit diesem zu verständigen. Überhaupt halten sie auf Guisepe sehr viel; er schlägt für alle den Arbeitskontrakt, rechnet ab und vertritt die Rechte und Pflichten eines jeden von ihnen wie die eigenen. Da er sonst sehr pünktlich und gewissenhaft ist, so erscheint ihnen seine Verzögerung heute um so unerklärlicher. Guisepe, der von dem Unternehmer als nüchternen, fleißigen Arbeiter geschätzt wird hat infolge seines offenen Charakters von dem Aufseher viel zu leiden. — Dieser geht noch immer fort schimpfend auf und ab.

Eudlich sieht man auch den Italiener kommen. Beständig vor sich hinblickend schreitet er die Gasse hinab. Jetzt bemerkt ihn der Aufseher. — Ein hämisches Lächeln gleitet kaum bemerkbar über sein Gesicht, um urplötzlich wieder der gestrengen Autonomie Platz zu machen.

Er läßt den Arbeiter auf etwa zehn Schritte herankommen. Dann entladet sich das Gewitter.

„Eine derartige Frechheit sich von diesen Banditen bieten zu lassen, ist unerlaubt. Sagt mal, Guisepe Pisani, was dachtet Ihr Euch wohl? — Natürlich, der Bauführer ist nicht da, und nun heißt es sich drücken so viel als möglich. O, Ihr verfluchte Saublase, kenne Eure Schliche, hahaha, weiß Euch die Flötenöne schon heizubringen. Sollt Ihr einen Spaß erleben am Bauführer Geber. Vorläufig wird an dieser Löhnung ein halber Tag abgehalten.“

So fährt er den verblüfften Italiener an. Dieser hat kein Wort zu sagen. Zudem hat er von dem geläufigen Nebenfluß des wider seine Gewohnheit auf der Baustelle erschienenen Aufsehers schwerlich etwas verstanden. Er läßt alles geduldig über sich ergehen. Seine Gedanken sind nicht hier. Die weilen in dem Orte, wo man unter ewig blauem Himmel nun wohl gerade seinen Pietro, seinen kleinen Liebling, sein Glück, seinen Stolz, sein einziges, herziges Kind zur letzten Ruhe bringt. —

Wie geistesabwesend blickt er den Aufseher an? — Was kümmert ihn dieser? — Ihm stutet nur im Herzen der so unendlich tiefe Schmerz des liebenden Vaters um das verlorene Kind. — Und seine Giovanna? — Ach, er mag nicht daran denken. — Wie sie wohl jammert und laut aufschreit um ihren kleinen Engel, ihr süßes Herzenskind. —

Und er? er ist hier im eisigen, kalten Norden, wo er gekniet und geknechtet wird. Und wie sehnt es ihn doch gerade nun zum fernen Süden. Wie verlangt er danach, seinen Sohn, seinen einzigen Sohn an die treue Vaterbrust drücken zu können. O, wenn ihm doch noch einmal, nur noch ein einziges Mal dieses Glück, dieses unendliche Glück, zu kosten vergönt wäre. — Oder wenn er doch nun wenigstens bei seiner Giovanna sein könnte, ihr liebend zur Seite stehen. Ihr möchte er einige liebende Worte sagen; es ihr noch einmal zuflüstern, wie glühend er sie liebt. Er will sie trösten.

Doch er sie trösten, er, der der milden, liebenden Zusprache selbst so bedürftig ist, er will

Aber, wo ist er? — Träumt oder lebt er? —

Er blickt auf.

Ein bitterer Seufzer entringt sich seinen Lippen.

Nein, ach nein, er lebt, und der dort, der Mann mit dem Knebelbart, mit den glühenden Augen und den rauhen Worten, das ist der Leuteschinder, das ist der Unmensch, der ihn tagaus, tagein abmüht und plagt. O, daß er doch andere Arbeit verstünde, daß er doch anderswo wirken und schaffen und Geld verdienen könnte. Geld und immer wieder Geld, damit seine Lieben dahelst nicht zu hungern und zu darben brauchen. Mehr will er nicht, nur dies, dies eine. —

Doch, ach ja, noch eins.

Nicht diese bösen Worte, diese harten Reden, er will ja arbeiten, gern hart und schwer arbeiten, nur muß man ihn doch in Ruhe lassen. Er thut ja, was er kann. Nur nicht solch grausame Worte. — Auch er, der Geächtete, der Arbeitsklave der Freiheit, hat ja ein menschlich fühlend und empfindend Herz. —

Abermals blickt er auf und — erwacht aus seinem Taumel. — Er will etwas sagen, er will um Verzeihung bitten, doch er vermag nichts über

die Lippen zu bringen. Seine Gedanken reißen ihn immer und immer wieder mit sich fort. Fort, weg, weit weg von hier zum fernen, heißen Süden mit dem ewig sonnigen Himmel, den liebenden Herzen — und dem unsäglichen Elend. —

Unbewußt tritt er dem Aufseher näher. Dieser hält das Bewegen seiner Lippen für entgegenende trotzige Worte und wird noch erregter.

Nach Art der Leute, denen in heftiger Gemütsbewegung die Sprache fehlt, gestikuliert der Italiener eifrig mit den Händen. Eine kleine unwillkürliche Bewegung des rechten Armes, und ohne daß er es zu hindern vermag, berührt seine schwielige Hand die Brust des Aufsehers. —

Dieser braust auf. — Das ist ein Angriff, ein offenbar thätlicher Angriff. — Das ist zu viel.

Sein Stock durchfaßt die Luft und gerade auf den Kopf dieses verzehnten Arbeiters, eine breite, blaubraune Marke hinterlassend. —

Jetzt erwacht dieser vollends. Ein leiser Aufschrei. Das Maß ist voll, nun fließt es über. —

„Non mi bastonare, non mi bastoni Signore, io non sono uno schiavo, no io sono un lavoratore, soltanto lavoratore, Signore,“ kreischen seine Lippen. Er kennt sich nicht mehr, der Jorn, der gerechte Jorn reißt ihn mit sich fort. — Blitzschnell reckt sich die nervige Gestalt auseinander und richtet sich zur vollen Höhe eupor. Die Hände des Mannes greifen nach dem Halse seines Peinigers.

Dieser hat einen derartigen Angriff nicht erwartet. Er weicht einen Schritt aus, und dann schmettert er seinen Stock abermals auf den Kopf des Italieners hernieder.

Doch der ist nicht mehr zurückzuschlagen. Schmerz und Wut treiben ihn zum Äußersten. — In seinen Händen glänzt ein blitzendes Messer. Mit diesem springt er auf den Aufseher zu, der nunmehr zurückweichen versucht. Vergebens. — Umsonst hält er seinen Stock vor sich. Der Italiener ist nicht mehr zu halten. —

Da. — Der Fuß des rückwärts weichenden Aufsehers strauchelt und schreiend fällt dieser auf den Rücken. Der Arbeiter ihm nach. Sein Körper bebt. —

Nun ein lauter Schrei und ein rot ausspritzender Blutstrom. — — —

Alles dies hat sich in wenigen Sekunden abgespielt. Die übrigen Arbeiter werden erst insolge der heftigen Scene aufmerksam. Sie eilen hinzu. — Doch zu spät. —

Ein letztes Köcheln und der Aufseher ist tot. — — — — —

* * *

Am nächsten Tage brachte die „Wehbacher Zeitung“ folgende Notiz: „Eine graufige Blutthat ereignete sich gestern im beuachbarten Reinfelden. Einer der bei dem dortigen Eisenbahnbau beschäftigten italienischen Arbeiter erschien in angetrunkenen Zustande verspätet auf der Baustelle. Diefierhalb vom Herrn Vausführer Geber zur Rebe gestellt, erregte sich der Numensch derartig, daß er den genannten Herrn, der als ein tüchtiger Beamter geschätzt wird, nach heftigem Wortwechsel erstochen hat. Eine breite Blutlache lenuzeiçhnet noch heute den Thatort. Der Mörder ist durch Herrn Seusdarm Linden nach erfolgter Verhaftung gestern in das hiesige Amtsgerichtsgefängnis abgeliefert worden.“ — — — — —



Zwei weisse Frauen.

Von Irene Ollendorff.

(München.)

Es war Abend fünf Uhr.

Ein Besuch überraschte mich.

Des Allalben Frau.

„Ah, Doña Elvira, es freut mich, Sie zu sehen.“

„Verzeihen Sie, daß ich Sie störe, Doña Irene, aber eine ernste Sache führt mich her; ich bedarf Ihres Rates und Ihrer Hilfe.“

„Mit Vergnügen . . . bitte nehmen Sie Platz.“

Im Zimmer befand sich ein einziger Stuhl, auf den sich Doña Elvira niederließ. Ich setzte mich ihr gegenüber auf eine mit Buffalofellen belegte Bank.

Mein Gast war eine kleine, unterfetzte Person in den vierziger Jahren, mit kohlschwarzen Haaren und ebenso schwarzen und gutmütigen Augen. Alles an ihr zeigte, im Gegensatz zu den Einwohnern der Ansiedlung, Ruhe, Gleichmäßigkeit im Temperament, und eine gewisse angenehme, zurückhaltende Freundlichkeit. Dabei bewies sie eine vielseitige Teilnahme, ja sogar Hilfsbereitschaft für das, was in der Ansiedlung vorging. Und als des Allalben Frau hielt sie ein gewisses Maß von Wohlwollen für staubesgemäß.

„Erinnern Sie sich des Don Miguel, Doña Irene?“ begann, eine Cigarette anzulösend, Doña Elvira.

„Des Don Miguel, in dem kleinen Laden, auf der Straße nach Bas Vegas?“

„Ja wohl, eben diesen. Keunen Sie seine Geschichte?“

„Nein, was für eine Geschichte?“

„Nun, ich will sie Ihnen erzählen zu Ihrer Aufklärung, ehe Sie mir Ihren Rat erteilen. Sie werden staunen.“

Don Miguel kommt aus Las Casas, bei den heißen Quellen. Sein Vater war ein sehr angesehenen Mann. Er hatte über zehntausend Schafe — in Neu-Mexiko wird nämlich das Ansehen nach Schafen berechnet —, und auch seine Mutter war aus gutem Hause. Miguel war ein hübscher Bursche, und einigermassen verwöhnt. Er verschmähte es, wie sein Bruder der Farm vorzustehen, und überließ sich der Fürsorge seines schwachen Vaters. Zu derselben Zeit lernte Miguel einen jungen Amerikaner kennen, und in dem Bursche, den Caballero zu spielen und sich die Welt anzusehen, ging Miguel mit seinem neuen Gönner nach den Vereinigten Staaten. Dort heiratete er eine Marylanderin, und lebte mit ihr zwei Jahre in Saus und Braus.

Unterdessen starb der Alte und hinterließ bei seinem Tode kaum genügenden Unterhalt für sein Weib und seinen zweiten Sohn, denn Miguel hatte ihn fast ganz ruiniert. Die Mutter konnte ihm keine Unterstützung geben, und sich selbst zu ernähren, vermochte er nicht.

Da erschien Miguel plötzlich wieder hier in Mora, vermutlich weil er sich hier eher fortzubringen hoffte als in den Staaten. Er mietete einen kleinen Laden, die Freunde borgten ihm Ware, nach und nach machte er gute Geschäfte und verschrieb seine Frau aus den Staaten. . .“

„Verzeihen Sie,“ fiel ich hier meinem Gast in die Rede, „hatte er in so kurzer Zeit sich die Mittel erworben, sein Weib kommen zu lassen?“

„In der That. Er schickte ihr fünfshundert Dollars und erlaubte ihr, die Schwester, eine Waise, mitzubringen.“

„Und sind sie angekommen?“

„Warten Sie ab, Doña Irene. Sie wollten soeben wissen, ob er so viel Vermögen besaß, daß er seine Frau kommen lassen konnte. Noch mehr als das, er mietete drei Zimmer neben dem Laden, zwei Zimmer und eine Küche für sich und seine Frau, das andere für die Schwägerin. Die Einrichtung ließ er von Santa Fé kommen, und was die Frau betrifft, so lobte er sie ungemein und hoffte, daß sie ihn im Geschäfte von Nutzen sei. So verflossen zwei Monate. Don Miguel wartete mit Ungeduld auf die Ankunft seiner Frau. Da kam plötzlich die Nachricht von Denver City, daß die Wagenkarawane, bei welcher sich seine Frau und Schwägerin befanden, von den Indianern überfallen und geplündert, die Frauen von den Indianern geraubt, die Männer skalpiert und ermordet worden.“

„Die Unglücklichen,“ sagte ich, „welch ein schreckliches Loos!“

„So verging ein Jahr. Don Miguel begann das Geschäft zu vernachlässigen, fing die Flasche an zu lieben, und konnte nicht leben, ohne sich zu betäuben. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, half alles Zureden nichts; schließlich fiel er noch Spielern in die Hände, die Freunde zogen sich von ihm zurück, die Gläubiger drohten ihm mit Pfändung, die Gambler lauerten ihm überall auf, und pressten ihm den letzten Cent ab! Der arme Don Miguel war von Hunger und Verzweiflung ganz abgemagert, und als mein Mann eines Morgens an seine Thüre klopfte, da war er mit seinem letzten Maultier auf und davon gegangen. . . .

Da kommen plötzlich — es ist kaum zu glauben — heute früh sein Weib und seine Schwägerin hier an.“

„Was Sie sagen! Unmöglich.“

„Ja, und die Frauen sind in der größten Not. . . Sind Sie bei Kasse, Doña Irene?“

„Wie viel benötigen Sie?“

„So viel Sie mir geben können.“

„Gut, das soll geschehen. Aber das ist doch nur für die erste Not, was soll mit den Frauen geschehen, wenn wir nicht mehr bei Kasse sind?“

„Eben darum möchte ich Ihren Rat.“

„Wie lange ist es her, daß Don Miguel flüchtig ist?“

„Vier Wochen.“

„Könnten Sie nicht Ihre Peons (Leibeigene) nach ihm ausschicken?“

„Vielleicht.“

„Nicht vielleicht, Doña Elvira, das muß Ihr Herr, der Alcalde, thun. Wenn Don Miguel lebt, wird er auch gefunden werden, er kann ohne Geld und mit dem einen Maultier nicht weit gekommen sein, höchstens bis Las Cruces, und dann wird Jeder etwas beitragen, daß sich mit der Zeit wieder ein Geschäft für ihn findet. Übrigens erfordern es die Verhältnisse, daß auch die Frauen sich nützlich machen, das wird ihnen gewiß schwer werden, nicht?“

„Im Gegentheil, ich fand sie eine wackere Frau.“

„Dann kann alles recht werden. . . dann ist sie dem Manne Etwas.“

„Allerdings,“ erwiderte Doña Elvira. „Aber die Schwester. . . schrecklich, sag' ich Ihnen, schrecklich! Thun Sie mir doch den Gefallen, und gehen Sie mit mir hin.“

„Gut, ich gehe mit Ihnen.“

Ich nahm rasch einen Shawl über den Kopf, und wir gingen über den Markt „die Plaza“ links, wo der Weg nach Fort Union führt. Am Ende der Plaza stand eine kleine, niedere Baracke aus getrockneten Lehmziegeln, wie sie dort zu Lande üblich sind.

Leise öffnete Doña Elvira die Thüre; eine Frauengestalt, Mitte der Zwanziger, kam uns entgegen, schlank gewachsen, das Gesicht blaß, die Augen dunkel, die Züge kummervoll.

„Hier bringe ich Ihnen eine Landsmännin,“ sagte Doña Elvira.

Der jungen Frau traten augenblicklich Thränen in die Augen. Sie war nicht hübsch; aber in ihrem Blick lag etwas Verzagtes, Gutmütiges; man mußte sie lieb haben.

„Zu spät, ach zu spät!“ sagte sie mit leiser, schwacher Stimme, und deutete auf das am Erdgeschoß aufgebettete Lager.

Ich trat an das Bett.

O, es war ein schrecklicher Anblick! Vor mir lag ein menschliches Wesen, abgezehrt, die Hautfarbe weiß wie Kreide, die Lippen kaum sichtbar, die Augen halb gebrochen, die kleinen Hände, die auf der Decke lagen, voll von Wunden. Ich sah genauer hin; es mußte einmal ein feingeschnittenes, schönes Gesicht gewesen sein, und dieses Gesicht gab sich Mühe, sich zu beleben und um Hilfe zu flehen, ohne es zu vermögen.

„Um Gottes Willen, was ist da geschehen?“ rief ich aus. „Und was sollen wir nun thun?“

„Wenn ihr nur geholfen werden könnte! Aber dieser Doktor ist nie und nimmer zu Hause zu treffen; er ist nicht pflichttreu. Nüchtern ist er selten und mit der Flasche innig befreundet.“

Nun ging es an die Hausmittel, von denen keines unversucht blieb. Die Not sinnt auf Allerlei; die Nacht erzeugt finstere Gedanken: sie wachsen rascher und rascher; denn kein Doktor will erscheinen, der Hilfe bringt. Nichts will sich regen, keine Macht erlösend in diesen Bann eingreifen, kein barmherziger Zufall, der das blasse, schöne Antlitz des mit dem Tode ringenden Weibes in's Leben zurückriefe. In der Hütte herrscht Totenstille. Vorwärts, vorwärts! Noch einen Versuch . . . noch einmal . . . Horch! Endlich ein Stöhnen, eine Unterbrechung der peinlichen Ruhe. Dann wird es wieder ruhig — ruhig für immer. — — —

Graufig kalt berührt sich die marmorweiße Hand. Ein erschütternder Schrei erfüllt die Stube; die überlebende Schwester wirft sich verzweiflungsvoll auf den Leib der Toten. Mit Sonnenaufgang ward sie ruhiger. —

Und einen Tag nachher teilte mir das unglückliche Weib die Geschichte mit, die ich nicht vergessen werde mein Leben lang.

„. . . Es war an einem Sonntag. Meine Schwester und ich fuhren mit dem Nachzug von St. Louis nach Omaha. Eben war die Wagenkaramane bereit nach Mexiko aufzubrechen. Sie bestand aus zehn Wagen mit je zwei Maultieren. Uns schlossen sich noch sechs Männer an; es war uns schwer zu Rute, ach so schauerlich! Der Anblick der Prairie hat ohne-

hin etwas Ernststimmendes; aber die Aussicht, meinen Mann, den guten Miguel wiederzusehen, machte mich standhafter. Die ersten beiden Tage war alles gut gegangen, und auch den dritten.

Da merkte ein Treiber, daß man aus der Ferne einen Wigwau sehe. Unsere Angst war qualvoll an jenem Tage. Aber man sah und hörte nichts Verdächtiges. Schlafen konnten wir freilich nicht in jener Nacht. Aber sie ging vorüber. Am nächsten Morgen sagten sie alle erleichtert, wir wären an der gefährlichsten Stelle vorbei. Drei Tage verstrichen. Eine so rabenfinstere Nacht hatten wir auf der ganzen Fahrt nicht gehabt wie heute. Früher als sonst, schon um sieben Uhr, wurden alle Wagen ausgepannt und kreisförmig aneinander gestellt. Passagiere und Mantiere lagerten sich im Innern des Kreises um das Holzfeuer; die Männer hatten Pistolen und Schwert in Bereitschaft gelegt; einer hält Wache; die andern ruhen, um die Wache später abzulösen. Der Schlaf floh mich heute ganz besonders. Ich zitterte am ganzen Leibe und fürchtete jeden Augenblick, wir würden überfallen. Aber ich verbarg meine Angst um meiner Schwester willen. Da drang plötzlich ein markererschütterndes Gellen durch die unheimlich schwarze Luft. Schauernd springt alles auf.

„Abschießen,“ hieß es, „Abschießen! Zurück jagen. Es sind doch nur Feiglinge. Den Zirkel enger gezogen, die Frauen in die Wagen! Die Mantiere anbinden, das Feuer geschürt, Pulver, Pulver herrichten, frisch laden, Feuer, Feuer!“

Aber immer schauriger zitterte das Gellen der Stimmen durch die finstere Luft, mit jeder Minute rückt es näher.

„Mut, Mut, ihr armen Weiber!“ schrien die Männer, und immer enger schließt sich der Kreis um uns und stellt sich zur Wehr. Schüsse auf Schüsse knallten in der Luft; alle Waffen sind in Bewegung. Vergebens. Die Indianer haben die Obermacht; schon sind wir umzingelt und ein mörderisches Gemetzel beginnt. Entsetzt, in kalten Schweiß gebadet, lauerten wir unten im Wagen und sahen die langen, hagern, braunen Gestalten mit fliegenden Haaren, fleischenden Zähnen von allen Seiten heranstürmen, zu Pferd, zu Fuß; manche lagerten auf der Erde; sie lauerten von allen Seiten, um in der nächsten Sekunde durch die giftigen Pfeile den Tod zu senden! „Ruhig, ruhig!“ flüsterte ich meiner Schwester zu; der Zitternden Zähne schlugen aneinander. So wahr Gott lebt, ich begreife nicht, wie ich diese Marter ausgehalten habe. Wir sahen unsere weißen Brüder fallen, oder unter gellendem Kriegsgeheul bei lebendigem Leibe skalpiert und ermordet werden. Mit beiden Händen bedeckte ich mein Gesicht, warf mich auf den Boden und weinte heiße Thränen. So lag ich auf der Erde, das Gesicht in die Hände gedrückt und bewertete nicht, daß alle unsere Gefährten gefallen

waren. Da riß ein baumlanger Indianer die Leinwand von unserem Wagen, und ein neuer Ausbruch rasenden Geheuls verkündet der wilden Horde den guten Fang. Ich falle vor ihnen auf die Kniee. „Erbarmen, Erbarmen!“ Die wilden Bestien aber sprangen auf uns zu, gellend hallt es durch den finstern Raum, als wiederholte sich das Jauchzen von der Erde bis zum Himmel. Man band uns Hände und Füße mit Riemen. An ganzen Körper waren wir vom Weinen geschüttelt. So wurden wir nach dem in der Nähe gelegenen Wigwam geschleppt; hinter uns drein Maultiere, Wagen, und die andere Habe. Ach, Missis, was uns jetzt erwartete — die größte Phantasie malt sich kaum solche Qualen aus . . . Die grausame Feindin meiner Schwester — war ihre Schönheit . . .“

„Unglückliche Frauen,“ rief ich, „hatten Sie denn kein Gift, keine Waffe?“

„Gift hatten wir keines, aber Waffen genug, um Hand an uns zu legen. Es traf sich jedoch nie, daß wir unbewacht waren. Zwei Männer verfolgten uns fortwährend mit ihren Blicken.“

„Und die Weiber?“ sagte ich. „Konnten Sie nicht das Herz der Indianerfrauen rühren?“

„Nein, in Gegenteil. Diese Hexen betrachteten uns mit eifersüchtigen, boshaften und gemeinen Blicken. Arbeiten mußten wir machen, ob wir sie konnten oder nicht, zuweilen bis in die halbe Nacht hinein die harten Felle nähen, und wenn wir nicht fertig wurden, schlugen sie uns mit voller Gewalt mit den Riemen über den Rücken oder über die Hände.“

„Großer Gott, wie konnten Sie es nur aushalten,“ sagte ich, „und wodurch erlangten Sie endlich Ihre Freiheit?“

„Eines Tages waren meine Schwester und ich wieder mit Nähen von Buffalohäuten beschäftigt und saßen etwas abseits vom Wigwam. Da höre ich in der Ferne das Knarren von nahenden Wagen, und vor Freude steht mir das Herz still. Ich schaue und schaue. Sie wissen, so endlos die Prairie erscheint, so beschränkt ist doch der Blick. Man sieht nicht weit in die Ferne. Da wiederholt sich das Geräusch noch einmal . . . „Ich sehe einen Wagen“, rief ich, „ich habe Weiße gesehen, sie nahen schon.“

„Ein Jubel bemächtigte sich meiner, — ich konnte sogar wieder lachen. Ich rief, ich weiß nicht, was. Die Karawane rückt immer näher und in demselben Augenblick unringen vielleicht zwanzig weiße, bewaffnete Männer den Wigwam.

Drimmen befanden sich nur Frauen und Kinder und unsere zwei Mann Bewachung. Eine schreckliche Verwirrung entstand bei dem Anblick der weißen Männer. Die Weiber ergriffen ihre Kinder, steckten sie in einen Sack, banden sie auf ihren Rücken und rannten plärrend und keifend im Wigwam umher. Die zwei Indianer stimmten ein grauehaftes Kriegs-

geschrei an und wiederholten ihre gellenden Rufe von Minute zu Minute. Entsetzlich! Von allen Seiten kommt die wilde Horde angerannt und ange-ritten. Wirrer Stimmenlärm erfüllt den Wigwam.

„Den Häuptling will ich sprechen!“ schrie einer der Amerikaner.

Lärm, neuer Lärm; aus der Masse tritt eine hohe Gestalt, aus dem Stamme der Sprache heraus, welche der Dolmetsch zwischen dem weißen Haus in Washington und seinem Stamme und Volke ist. Der Mann, der den Dolmetsch gerufen, fordert, daß man uns sofort die Freiheit gebe. Der Dolmetsch interpretiert, und nun ging das Schreien und Zanken unter den Indianern los. Daraus wendete sich der Dolmetsch wieder in gebrochenem Englisch an den Amerikaner und stellte im Namen seines Stammes die Bedingungen betreffs unserer Freilassung. Der Amerikaner beruft sich auf die Friedensbedingungen, die vor kurzer Zeit erst mit den Vereinigten Staaten abgeschlossen wurden. Der Dolmetsch übersezt wieder. Die Verhandlungen dauern über eine halbe Stunde. Endlich kommt es zum Vergleich. Die Indianer geben uns heraus und bekommen Kaffee, Zucker, Perlen und Teppiche. —

„Was seht Ihr schlecht aus, Ihr armen Frauen!“ sagte, einen Blick auf uns werfend, der edle Amerikaner, als wir mit ihm den zwanzig Schritte vom Wigwam entfernt stehenden Wagen und Maultieren zuschritten. Ich konnte kein Wort sagen.

„Laßt nur, armes Weib,“ fährt er fort, „im Wagen ist Fleisch und Whisky, und wenn Ihr Euch erholt habt, dann könnt Ihr mir sagen, woher Ihr kommt, und wohin Ihr wollt.“

Selige Thränen stürzten mir aus den Augen bei den Worten des so ruhig sprechenden und edel handelnden Mannes. Mir ist's, als müsse ich ihm vor die Füße sinken. Allein ich überwand mich, und fing an, Worte über unser Schicksal zu stammeln. Er naht mir und legt seine Hand lieb- reich auf meine Schulter:

„Ihr seid ein gutes und vernünftiges Weib und seht ein, was man dem Manne schuldig ist; aber ein weiser Mann sollte hieher sein Weib nicht bringen. Ein Verbrechen ist es.“

Gegen Mittag bewegte sich der Zug weiter. Nach vierundzwanzig Stunden waren wir in Trinidad, der Grenze zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten. Ein bekannter und gefürchteter Ort, dieses Trinidad! Eine von den Ansiedlungen, wo alle Grenzüberläufer sich aufhielten, die wenig Worte machen und lieber schnell zur That übergehen. Dank der starken Mannschaft unserer Karawane schlichen sich die Kratexler feige aus dem Weg.

Morgens war eine Governements Coach — (Regierungsfahrgelegenheit) — eingetroffen. Der Entschluß der guten Männer, deren Zug sich

nach Santa Fé bewegen sollte, war gleich gefaßt. Mr. Wilson nahm zwei Karten in der Ambulance, die uns bis Fort Union bringen soll, und macht mit dem Kondukteur den Kontrakt, daß er uns bis Mora — zwei Stunden von Fort Union — befördere. Plink müssen wir Abschied nehmen. Meine Brust ist voll von Gefühlen der Dankbarkeit und Wonne, denn in kurzer Ferne eröffnet sich mir die Aussicht, meinen Mann zu sehen. Die Ambulance faust dahin, daß man häufig vom Sitz bis zum Dach ausfliegt. Meine Schwester verließ die Kräfte; sie konnte der Anstrengung nicht Stand halten. Ich bettete sie, so gut es ging, auf den Fußboden des Wagens. Bleich, ohne zu klagen, lag sie da. Sie hatte ihre Schmerzen mit ihrer Müdigkeit begraben. Und als die Dämmerung heran kam, und ich sie aufhob und in meinen Arm nahm, ihr kleiner, blonder Kopf müde auf meine Schulter fiel, da war der Entschluß in mir gereift: ich muß heimlich sparen und Arbeit annehmen, — ohne daß Miguel es weiß, und Cent auf Cent, Dollar auf Dollar legen, damit ich ihr guten Wein und kräftige Speise geben kann, bis sie wieder gestärkt ist. Indessen trafen wir in Fort Union ein.

„Kommen Sie hier herein,“ sagte der Kondukteur, „in zwei Stunden ist es Tag, dann bringt Sie ein Wagen nach Mora.“

In der kleinen Kammer, deren einziger Komfort aus ein paar Buffalofellen bestand, die zerstreut auf der Erde lagen, verstrichen die Stunden so langsam, als zählten sie nach Tagen. Da steht endlich das Wägelchen vor der Thüre; ich helfe meiner Schwester auf die Füße und wir fahren davon. Wir konnten kaum vorwärts kommen. Ein Höllenweg! Indessen ich freute mich so sehr. . . Ich kam in's Gespräch mit dem Kutscher. Er war ein Mexikaner. Englisch verstand er nicht, aber mein Miguel hatte mich das Spanische gelehrt. Kaum war eine halbe Stunde verflossen, als mir der Kutscher mit der gutherzigsten Offenheit alles, was die Gegend betraf, erzählte.

„Es ist das beste,“ sagte er mir, „wir fahren zum Alkalde, der wird wissen, wo Don Miguel wohnt.“

So kamen wir endlich an. Wir fuhren auf ein kleines, von einfachen hölzernen Säulen umgebenes Häuschen zu, Portal genannt. Die Thüre war offen; ich stieg also vom Wagen. Mehrere Personen sind im Zimmer.

„Bitte können Sie mir sagen, wo Don Miguel wohnt?“

Alles starrt mich an. Ich wiederholte meine Frage.

„Ihr seid doch nicht die Frau des Don Miguel?“ sagte Einer unter ihnen. Ich antwortete: „Ja, das bin ich.“ Der Alkalde geht auf mich zu. . .

„Armes Weib,“ sagt er, und blickt mich traurig an. . . „Don Miguel ist ruiniert, durchgegangen und vielleicht nicht mehr am Leben.“

Ich glaubte, ich sänte in's Grab. Ich weiß nicht, wie ich wieder zu mir selbst kam. Ich sah meine Schwester in die Stube bringen, sah, daß man sich mit ihr zu schaffen machte; ich fühlte, daß dieser neue Schmerz ihre letzte Kraft brechen würde . . . aber ich war wie betäubt. Da nahm mich die Frau des Alkalden am Arm, und führte mich ins Nachbarhaus.

„Seien Sie vernünftig,“ redete sie mir ernsthaft zu, „Ihre Schwester braucht Sie, sie ist sehr krank.“

Ich werde in eine kleine Stube gebracht, — es war dieselbe, in der meine Schwester am Abend starb — im Kamin brennt ein großes Feuer, und auf dem Boden liegt sie auf einem Bett, im größten Fieber. Sie wußte, daß mein Miguel —

Ein herzerreißendes Schluchzen ließ sie den Satz nicht mehr vollenden, sie warf sich mir um den Hals und weinte laut. Ihr ganzer Körper bebte und zuckte; der schreckliche Schmerz brach sich in wilder Flut Bahn.

„Beruhigen Sie sich,“ bat ich sie, „beruhigen Sie sich, man muß tragen, was notwendig ist, ich meine, was so bestimmt ist . . . jeder hat sein Schicksal“ . . .

Und wieder war es in der Dämmerstunde, als sich die Thüre öffnete.

Da tritt Pagno, mein „Mozo“ herein und bringt einen Brief. Er enthielt gute Botschaft. Sir William P., der unermüdlige Beistand der weißen Frauen, hat dem unglücklichen Weib eine Stelle im Postamt zu Santa Fé verschafft.

Als ich mich sechs Monate nach diesem Ereignis wieder in der deutschen Heimat befand, dachte ich noch immer des traurigen Schicksals der unglücklichen Frauen. Es kam mir nie aus dem Sinn. —



Die Groggesellschaft.

Von Otto Julius Bierbaum.

(Auf der Oed bei Gneuerberg.)

Wir saßen sehr trübselig bei einander. Sankt Peters elendeste Regen-Gewalt hatte uns schon den ganzen Vormittag verreckelt, und noch immer floß dieser fade Fadenregen vom grauen Himmel und verschleierte uns Wiese, Wald und Berge.

Der Dicke hatte schon mehrmals geflücht: „Es ist zum Heyses lesen!“ da öffnete sich die Thüre, und Gusti rief: „Gott sei Dank, der Rum ist gekommen.“

„Ecco tabernaculum!“ tremolierte unser Vassil, und wir betrachteten mit Andacht und Wohlgefallen die braune Flasche. „Guter alter Rum“ stand auf der Etikette, nicht reklamegolden und verschwürfelt, wie es bei faulen Sorten der Brauch ist, sondern vornehm einfach, schwarz, in einer altmodischen Schreifschrift.

Da sprach der, den wir den Redner heißen: „Oh du gepriesenes Zuckerrohr, oh herbe Süßigkeit! Nun laßt uns Grog brauen, meine Freunde, und fröhlich sein, denn das Heil ist gekommen aus dem Lande Buddhas. Erheben wir das Glas und rufen wir laut . . .“

Aber der geheißene ist „Müdenfänger“ sprach: „Lieber Freund, laß Buddha'n später leben; der Grog ist noch nicht fertig.“

Und wir warteten in Schweigen, bis die Terrine kam.

Feierlich setzte Gusti sie auf die grüne Decke des Tisches, leise hoben sich unsere Nasen, den Duft zu kosten, der aus ihr wirbelte, dann aber rührte mit priesterlicher Würde der Dicke den braunen Trauf und goß ihn in die breittraudigen Gläser.

Lieblieh ließ die Terrine ihren Bauch rundum erglänzen in unparteiischer Güte.

Es war uns wohl und beschaulich zu Mute.

Aber der nervöse Dramatiker konnte es nicht erwarten, und er dynamisierte die Erbauungsmminute mit einem kreischenden „Heil!“ und es blieb uns nichts anderes übrig, als zu trinken.

Kaaahhhh!

„Sehr löblich!“ sagte der Dicke.

Und so wäre die Sache denn vielleicht in angemessener Konzentrierung aller Kräfte auf das schöne Gebräude verlaufen, wenn nicht einer der Anwesenden (dessen Namen ich aus Schonung verschweige) plötzlich in seinen Busen gegriffen und ein Manuskript gezückt hätte.

Das war selbst dem Phlegmatischen zuviel, und er sprach, langsam wie immer, aber entschieden: „Man setze ihn an die Luft!“

Und alles war einig in Entrüstung und großer Mißbilligung.

Der Redner aber erhob sich und sprach:

„Freunde! Ein großer Schmerz ist uns wiederfahren. Ein Manuskript in langen und kurzen Zeilen hat den Himmel unseres friedlichen Menschentums verdunkelt. Gereimten Wermut, versifizierte Myrrhentinktur hat ein von allen guten Geistern Verlassener in die süße Unschuld unseres reinen Getränkes gießen wollen. Das muß gesühnt werden, diese Niedrigkeit aufdringlicher Syraxerei muß bestraft werden! Laßt uns überlegen!“

Arbeitende Stille. Der Delinquent, in sich und seine Schamlosigkeit zusammengesunken, stöhnte in sie hinein.

Da rief der Rückenſänger: „Man laſſe ihn Mauthners Gedichte in Proſa auswendig lernen!“

„Schlimm, aber nicht genug!“ murmelte es ihm entgegen.

Der Phlegmatiſche ſprach: „Er ſoll ein Kolleg bei Erich Schmidt hören!“

„Schauerhaft! Aber nicht genug!“ murmelte es ihm entgegen.

Im Flüſtertone der höfliche Kleine: „Er ſoll einen neuen -ismus erfinden!“

„Lächerlich! Nichts leichter als das!“ murmelte es ihm entgegen.

Brutal der Baſſiſt: „Er ſoll Hermann Bahrs Wandlungen verfolgen!“

„Unmögliches ſoll man auch vom Verbrecher nicht verlangen!“ murmelte es ihm entgegen.

Der nervöſe Dramatiker, mit hämiſcher Schadenfreude: „Er ſoll mit Richard Voß um die Wette dichten!“

„Ditto unmöglich!“ murmelte es ihm entgegen.

Nochmals der Rückenſänger: „Er ſoll ein neues Litteraturblatt herausgeben!“

Aber Gelächter ſetzte ſeinen Vorſchlag davon, denn man wußte von ſeinen Erfahrungen auf dieſem Gebiete.

Dann war es eine Weile ängſtlich ſtille, nur aus der Bruſt des Dicken kam vernehmliches Gekeuch, und ſeine Waden bebten vor Erregung, irgend etwas Furchtbares mußte in ihm reißen und toben, ein gräßlicher Vorſchlag ſich loswinden wollen aus ſonſt gütevollem Herzen . . .

Aller Augen richteten ſich auf ihn, ſpannungstarr, ängſtlich. Der Delinquent zitterte an allen Gliedern.

Da brach es aus des Dicken Bruſt wie Dämonengegrunze: „Er ſoll Heyſe heißen!“

Wie ſchlagende Wetter dies Wort. Ohnmächtig der Delinquent. Rückenüber gefallen, geſchloſſenen Auges die Köpfe der Geſellſchaft.

Dann wie aus einem Munde: „Fürchterlich! Doch es ſei!“

„Aber was wird Frau Laura und Freund Fritz dazu ſagen?“ liſpelte der Kleine.

Der Dike jedoch: „Freund Fritz wird uns amüſieren, wie ſtets, und Frau Lauras ſchöne Reden von Ariſtokratie und Vornehmheit werden uns eine luſtige Würze in dieſem ſchalen Litteraturleben ſein.“

Da erhob ſich der Redner, trank einen guten Schluck, rückte an ſeinem Krage und ſprach: „Was hab' ich angerichtet! Einen Miſſethäter hab' ich züchtigen wollen, und zehne hab' ich gezüchtet!“

Oh ihr Kleinherzigen und Schwachmütigen, oh ihr Steckenreiterchen ſchiefgewickelten Haſſes, oh ihr Heſenſophoben! Kommt ihr denn niemals los von dieſem Leimſiederchen, müßt ihr denn immer mit Zugrinne kleben

an diesem Zuckerstengelchen, seht ihr denn nicht, daß euer zorniger Lärm und eure ewigen Hurrahattaquen auf diesen Novellenfonditor und Dramazuckerbäcker seiner Nichtigkeit Reklameposaunenstöße sind? Ihr pfaucht ihn an mit weitgeschwellten Backen, und just der Hauch eures Hasses ist es, der ihn ausbläht und groß erscheinen läßt vor dem unwissenden Volke. Lasset ab endlich von dieser Nippesfigur und hört auf, sie zu einem eigenen Monumente zu machen. Argert euch sein und seiner Züngerchen und Züngerinchen (solcher hat er mehr) salsches Vornehmthun, so setzt euch vor, es in seiner Kläglichkeit bloßzustellen durch Beweisstücke echter Künstler-vornehmheit, ergrimmt ihr in euren Herzen gegen die Schwächlichkeit und Kläglichkeit seiner kleinen, zu selbstgefälliger Scheingröße hinaufgelogenen Kunst, so laßt euch das nicht Anlaß sein zu anklägerischen Reden, sondern ein Sporn, zu schaffen, was schöner, tüchtiger, größer ist. Am besten aber, ihr kümmert euch überhaupt nicht um ihn und seine Lobtuterehen. Laßt ihn fahren dahin und achtet seiner nicht. Denn ihr habt Besseres zu thun.“

Nach diesen Worten nahm der Redner wieder einen guten Schluck und setzte sich.

Es summte um ihn herum von allerlei Meinungen.

Aber die meisten gaben ihm recht und sagten, daß er es diesmal wirklich gut gemacht hätte.

Auch erlöste man den Mann mit dem Manuskripte von seinem ominösen Beinamen, wodurch er gleich wieder zu sich kam und gesund wurde.

Als Sühnopfer brachte er sein Manuskript dar, das mit einer Ofenzange gefaßt und in den Kamin geworfen ward.

Dann trank man friedlich weiter und sprach von guten Dingen.



Professor Delbrück und die Militärvorlage.

Von Fritz Hammer.

(München.)

Unter dem Titel „Der Stand der Militärvorlage“ läßt sich der Professor Delbrück in den Preussischen Jahrbüchern in einer Weise vernehmen, die höchst kennzeichnend für den — Kulturstand unseres neuen Reiches ist.

„Gewaltige Werke, wie diese Armeereform, kommen in der Weltgeschichte nicht ohne Schweiß zustande,“ schreibt Delbrück.

Also eine Armeeform ist für die preussische Professorenweisheit ein gewaltiges Werk in der Weltgeschichte.

So nimmt sich die Weltgeschichte im Jahre 1893 in einem verdrillten, verkasernierten Militärstaat aus, wo schon der Unteroffizier als ein „Stellvertreter Gottes“ gilt!

Das Volk Süddeutschlands hat andere Maßstäbe für das, was sich als „gewaltiges Werk“ in der „Weltgeschichte“ und als „Stellvertreter Gottes“ geben will. Ein Werkzeug der Volksknechtung mag eine solche preussisch-deutsche Militärvorlage sein, ein weltgeschichtlich gewaltiges Werk ist sie so wenig, wie ein preussischer Hoflakai der Typus eines deutschen Geisteshelden oder eines weltgeschichtlichen Charakters ist. Und wer den Namen Gottes nicht in frevelhafter Absicht im Munde führt, wird damit sicher nichts bezeichnen wollen, was einem preussischen Kasernengewächs oder einer Exerzierseldpflanze oder dem blutigen Idol eines Schlachtendenkers und Kriegsschwärmers ähnlich sieht.

Die Weltgeschichte mag sein was sie will — eine bloße blutige Hanswursthade ist sie so wenig, wie ein preussischer Drillmeister ein Stellvertreter Gottes ist.

Wär's aber wirklich so, dann wäre der gesamte Kulturerwerb der Menschheit bis zum heutigen Tag auch nicht einmal ein Pfund Lumpen wert. Nach unserer süddeutschen Schätzung, Herr Professor!

Delbrück schreibt: „In dem bevorstehenden Kampfe (um die Militärvorlage) steht in Wahrheit die Frage zur Entscheidung: Ob im nächsten Jahrzehnt in Deutschland der Klerikalismus oder der Liberalismus herrschen soll.“

Herrschen soll — und im nächsten Jahrzehnt. Das ist sehr fein beobachtet.

Tatsächlich herrscht nämlich in Preußen-Deutschland längst nichts anderes als der Krummstab im Bunde mit Säbel und Polizeipieß. Rucherei, Junkerei, Jesuiterei, bürokratisch-polizeiliche Bevormunderei sitzen längst im Rohr und schneiden sich ihr Pseischen — oder süddeutsch-bildlich gesprochen: im Schmalzkübel und fetten sich ihr — Kraut.

Und das Volk bezahlt die Beshcerung mit fortgesetzter Einbuße an Lebensfreude, Zufriedenheit, sittlicher und intellektueller Größe und anderen kostbaren geistigen und materiellen Gütern.

Herrschen sollte aber weder der Klerikalismus noch der Liberalismus, sei's in offener oder verkappter, in verschämter oder unverschämter Form, sondern die Vernunft, Sittlichkeit und Selbstverleugnung einer Regierung durch das Volk und mit dem Volk und nichts erstrebend als das allgemeine Beste, die erreichbar größte Wohlfahrt der erreichbar höchsten Anzahl der Volksglieder.

Das ist das Ideal, um dessen Verwirklichung es sich in einem Staate handelt, der seine „Weltgeschichte“ endlich begriffen.

Klerikalismus oder Liberalismus — das sind Scheingegensätze, erfunden vom politischen Humbug zur Täuschung und Ausplünderung des Volkes. Schwindel bleibt Schwindel, ob er von Klerikalen oder Liberalen verübt wird.

Wohlfahrt verlangen wir und Freiheit, nach eigener Façon unser Glückesbedürfnis zu befriedigen und das höchst erreichbare Maß von menschlicher Kultur in unserem Volke zu verwirklichen. Nicht Klerikalismus oder Liberalismus oder sonst eine Parteigaunerei.

Nach unserer süddeutschen Schätzung, Herr Professor!

Und nun zum Schlusse das Aller Schönste.

Delbrück, für den die herrliche Militärvorlage das einzige Mittel bedeutet, um „gleichzeitig Deutschlands Wehrmacht, Protestantismus (!), Bildung (!) und Gefittung (!!)" zu wahren“ — — — Delbrück findet, daß es sich im Kampfe gegen diese herrliche Militärvorlage „um nichts, um garnichts handelt, als um das schöne, elende Geld“ und fragt pathetisch: „Ist der deutsche Idealismus erstorben?“ und donnert dieser Frage die andere, noch erschütterndere nach: „Kann eine Partei Zukunft haben, deren Enthusiasmus der Silberling ist?“

Das ist der Gipfel. Höher hinaus ist unmöglich.

Zunächst: „Das schöne, elende Geld“ — nämlich nicht das Geld des Herrn Professors, sondern das des deutschen Volkes, der deutschen Bauern und Arbeiter. Dieses Geld, im Schweiß des Angesichtes, in Kummer, Sorge und Entbehrung erworben, ist „schön“ und „elend“, weil das überlastete, bis zur Blutleere geschöppte Volk, d. i. die große Zahl der mit der täglichen Arbeit ihr tägliches Brot schaffenden Volksmasse, den Notpfeunig nicht an die geplante ungeheuerliche Vermehrung der Militärlasten und Soldatenspiellerei wenden will.

Ich meinte, in Geldsachen wäre es anständig, wenn jeder nur über seinen eigenen Geldbeutel und nicht über den Geldbeutel seiner Mitmenschen so preussisch-ritterlich und professorenhaft verfügen wollte.

Mein Geld, das ich erarbeite, ist die gemünzte Form meiner angewendeten Intelligenz, Kraft und Ausdauer von Stunde zu Stunde, und kein leicht ergattertes Gauergut. Schweiß und Blut und Nervenmark klebt daran — und Delbrück nennt es „schön“ und „elend“, als ob's gemeiner Dreck wäre! Oder — — —

Und so wie ich, so verdienen von 100 Deutschen 99 ihr Geld, d. h. sie setzen ihre Lebenskraft ein, um ihr und der Ihrigen Leben notdürftig zu erhalten.

Sodann: „Der deutsche Idealismus“!

Was ist das? Begeisterung für den Militärstaat, für die Gewaltpolitik und alles was daraus fließt und was dem Deutschen Reich bis zum heutigen Tag bereits eine Schuldenlast eingebracht hat, die in die Milliarden geht?

Ja! Dergleichen nennen die preussischen Professoren heute deutschen Idealismus. Diese volks- und kulturverderbliche Wirtschaft bis zum letzten Blutstropfen und letzten Pfennig zu unterstützen, gilt als höchste sittliche That!

Aber nicht nach unserer süddeutschen Schätzung, Herr Professor!

Endlich: „Enthusiasmus für den Silberling.“

Nein, das muß man den preussischen Machern in der Weltgeschichte lassen, der „Enthusiasmus für den Silberling“ war niemals ihre schwache Seite. Enthusiasmus — ich bitte euch, liebe Leute! Die Kronen und die Millionen, die Preußen in den letzten dreißig Jahren eingesackt hat — die sind ihm ganz wider Willen und Gefühl gekommen. Enthusiasmus — ich bitte euch, liebe Leute, schämt euch doch dieses nüchternen, rechtlichen, frommen Preußen an! Enthusiasmus für den Silberling, für das schändliche, elende Geld — Eibt nicht, nur um dieses eine Beispiel des größten modernen, wahrhaft typischen Preußen zu nennen, sitzt nicht Bismarck arm im Sachsenwald, von den Almosen des undankbaren Vaterlandes lebend? Hat jemals ein großer Preuze bei seinem Tode auch nur einen Silberling hinterlassen? Hat er nicht alles auf dem Altar des Vaterlandes geopfert, dieser Muster-mensch von einem brandenburgischen Spartaner? Enthusiasmus für den Silberling — das ist ja Wahnsinn. Kaum daß ein Preuze die Hand und den Griff hat, den Silberling aufzufangen und festzuhalten, der ihm vom Himmel fällt.

Aber wir, wir gemeines deutsches Reichsvolk, wir bekämpfen die preussische Militärvorlage aus ekelhaftem Enthusiasmus für den Silberling; wir wollen keine neuen Milliardenschulden, keine neuen Bedrückungen des Volkes, keine neue Beschnidung des kümmerlichen Restes von bürgerlicher und persönlicher Freiheit — alles aus Enthusiasmus für den Silberling!!

So meint dieser Delbrück, dieser preussische Professor. Seht euch doch diesen raren Politiker an, meine lieben Landsleute, und studiert sein neues Evangelium, die preussischen Jahrbücher!

Ich glaube nicht, daß die Welt gerade von den Deutschen glücklich gemacht werden soll. Aber daß wir gemeines deutsches Reichsvolk nur von den Preußen wahrhaft beglückt und durch die neue preussische Armereform von allem inneren und äußeren Elend erlöst werden können, das steht für mich bombensfest.

Und nun sind Sie wohl zufrieden, Herr Professor, und haben weiter keine Schmerzen? — —



Recht und Zweck der Strafe.

Eine Untersuchung von Irma von Troll-Borostjáni.

(Salzburg.)

Es gibt wenig soziale Fragen, deren befriedigende Lösung das Interesse tief- und weitdenkender Geister so mächtig in Anspruch nehmen würde, wie die in unserer Zeit so vielfach ventilirte und von so verschiedenen, einander widersprechenden Standpunkten beleuchtete Frage nach der Verantwortlichkeit des Verbrechers und nach der Grenze des Rechtes der Gesellschaft auf Bestrafung der Verbrecher, in welche Frage in letzter Linie auch die ebenso heftig geleugnete, wie von anderer Seite verteidigte Berechtigung der Todesstrafe mit einbegriffen ist. Ohne uns im entferntesten die Befähigung einer endgiltigen und allseitig befriedigenden Lösung dieser hochwichtigen Frage aumachen zu wollen, möchten wir doch in den nachfolgenden Zeilen den Versuch machen, sie durch Beleuchtung verschiedener und, wie uns dünkt, bis jetzt nicht genügend berücksichtigten Gesichtspunkte in ein klareres Licht zu setzen und hierdurch etwas, wenn auch nur ein geringes, zur Entwirrung und glücklichen Entscheidung dieser seltsam verwickelten Frage beizutragen.

Wenn wir diese Frage eine verwickelte nennen, so geschieht dies deshalb, weil die Erzielung einer Beantwortung derselben, in der einerseits dem Menschenrechte des Individuums — in diesem Falle des Übelthäters — wie andererseits dem Rechte der Gesellschaft auf Schutz vor dessen Missethaten in genügender Weise Rechnung getragen würde, thatsächlich schwer zu finden ist. Denn in welcher Weise immer die Sache zu entscheiden versucht worden, immer ergaben sich Konsequenzen, durch die entweder der Schutz der Gesellschaft vor den verbrecherischen Übergriffen der Übelgesinnten in zu geringem Grade gewahrt, oder aber dem Missethäter Qualen und Leiden auferlegt werden, die ihm aufzubürden, die Gesellschaft des Rechtes entbehrt.

In letzter Linie fällt die Frage des Strafrechtes mit der großen allgemeinen sozialen Frage zusammen, an deren Lösung unsere Zeit mit stieberhafter Energie arbeitet. Viele Irrtümer, Mißgriffe und Verbrechen werden die Menschen sich noch in der Epoche der gesellschaftlichen Umwälzung zu Schulden kommen lassen, bis es ihnen gelingen wird, eine befriedigende Entscheidung der großen sozialen Frage zu finden, aus deren Entscheidung sich dann eine endgiltige Lösung der uns heute beschäftigenden Frage des Strafrechtes von selbst ergeben wird.

Es unterliegt keinem Zweifel: mit dem materiellen Elend breiter Volksschichten wird auch ihre sittliche Verkommenheit aus der Welt geschafft werden. Da es jedoch unmöglich ist, mit der Beantwortung der Frage nach dem Rechte und nach der geeignetsten Art der Bestrafung der Missethäter bis zu dem Anbruch einer so glücklichen Zeit zu warten, und da zweifelsohne auch dann noch ein vielleicht garnicht unbeträchtlicher Rest unbeflegbarer sittlicher Übelstände bleiben wird, so kann die Dringlichkeit einer Erörterung dieses Gegenstandes und der Auffuchung eines geeigneten Weges zur Erzielung einer einsichtsvollen Klärung und gerechten Entscheidung dieser Sache von niemandem übersehen werden.

Die Autoren, die sich bisher mit unserer Frage beschäftigt haben, scheiden sich in zwei einander gegenüberstehende Gruppen. Die eine derselben steht auf dem auch von der Gesetzgebung noch festgehaltenen Standpunkte der Verantwortlichkeit des Verbrechers und dem Rechte des Staates zu seiner Bestrafung; die andere leugnet die Verantwortlichkeit des Verbrechers, indem sie, von der Lehre der Unfreiheit des Willens ausgehend, die verbrecherische That als die notwendige Folge gegebener Prämissen ansieht, deren Vollzieher zu verdammen oder zu bestrafen ebenso ungerecht und unvernünftig sei, wie etwa die Bestrafung einer Dampfmaschine, die einen Menschen verstümmelt oder tötet.

Die beiden Gesichtspunkte spitzen sich in letzter Konsequenz zu der Frage zu: ist der Verbrecher für seine Missethat der Gesellschaft verantwortlich, oder ist nicht vielmehr die Gesellschaft dafür verantwortlich, solche Bedingungen zu schaffen, welche die Verübung der Verbrechen als notwendiges Ergebnis mit sich bringen?

Thatsächlich ist es wirklich der Gedanke von der Verantwortlichkeit der in ihrem Schoße die sittlichen Übelstände, Verbrechen und Laster aller Art zeitigenden Gesellschaft, welche bei den von den Ergebnissen der Forschungen der modernen Naturwissenschaft ausgehenden Autoren immer schärfer und lauter betont wird. Sie übersehen hierbei nur folgendes: daß, wenn die Heranziehung jedes Verbrechers zur Verantwortlichkeit für seine Missethat unstatthaft ist, weil, den obwaltenden Bedingungen gemäß, er nicht anders handeln und wollen konnte, als er eben gehandelt und gewollt hatte, die Verantwortlichmachung der Gesellschaft für Erzeugung verbrecherischer Handlungen in ihrer Mitte ebensowenig zulässig ist. Denn das Verhalten einer Gemeinschaft von Menschen kann unmöglich ein frei gewolltes sein, wenn das Verhalten des Einzelnen es nicht ist. Entweder der Wille des Menschen ist frei, dann ist der Einzelne für seine Thaten ebenso verantwortlich, wie die Gemeinschaft für die ihrigen; ist aber der menschliche Wille unfrei, dann ist die Verantwortlichmachung der Gemeinschaft ein eben

solches Umding wie jene des Einzelnen. Wer bei Leugnung der Freiheit des Willens die sittliche Verantwortlichkeit des Einzelnen negieren, jene einer Gemeinschaft aber behaupten will, der verstößt gegen das Gesetz der Logik, er betritt eine Sackgasse, aus welcher es keinen Ausweg giebt.

Es ist sehr leicht und kostet keine Mühe des Nachdenkens, die Verantwortlichkeit des Einen für seine unrechten Handlungen auf die Schultern eines Andern zu wälzen. Wie oft bekommt man gelegentlich der schlechten Ausführung eines jugendlichen Taugenichts den Klageruf zu hören: „Er kann nichts dafür, daß er so geworden ist, seine Eltern tragen die Schuld, sie haben ihn so schlecht erzogen!“ — Ganz richtig! Aber seine Eltern können auch nicht dafür, daß sie ihn so erzogen haben, denn ihre eigene Erziehung war eine derartige, daß sie ihren Sohn nicht besser erziehen konnten. Und wenn es vielleicht nicht die ihnen zu Teil gewordene Erziehung war, so waren es andere Einflüsse, die sie zu Menschen werden ließen, welche den Jungen gerade so aufwachsen lassen mußten, wie sie es thaten. Und so fort von einem Elternpaar zum anderen.

Aber die meisten Menschen denken eben nicht weiter, als sie sehen; deshalb werden die Eltern des Taugenichts ob seiner moralischen Verwahrlosung angeklagt. Die Einflüsse, in deren Folge sie zu so schlechten Erziehern werden mußten, kennt man nicht, also wird ihrer nicht weiter gedacht und die Verantwortlichkeit für die Übelthaten des mizratenen Burschen bleibt auf seinen Eltern haften.

Ebenso verhält es sich mit der Verantwortlichkeit der Gesellschaft für die in ihrem Schoße ausgebrüteten Verbrechen und Laster. Die Deterministern erkennen vortrefflich, daß das Individuum für seine schlechten Thaten nicht könne verantwortlich gemacht werden, da ein durch die äußeren Einwirkungen in gewisser Weise gearteter Mensch in gewissen Lebenslagen nicht anders kann, als das Unrecht begehen, ebenso wie ein kranker Magen nicht gesund verdauen kann; sie erkennen, daß eben die Einwirkungen, die den Verbrecher zum Verbrecher gemacht haben, von der Gesellschaft ausgehen. Und da setzen sie nun mit dem Principe der sittlichen Verantwortlichkeit ein, indem sie die Gesellschaft dafür verantwortlich machen, daß sie diese Zustände schafft, welche den Verbrecher entstehen läßt, und bedenken nicht, daß ihrerseits ja auch die Gesellschaft nicht anders konnte, als solche Zustände erwachsen lassen, aus welchen die Missethäter erstehen.

Beide Anschauungen, sowohl die von der Verantwortlichkeit des verbrecherischen Individuums, wie jene von der Verantwortlichkeit der menschlichen Gesellschaft, sind gleich falsch und unhaltbar, und weder an der Hand der einen, noch an jener der anderen können wir auf einen Weg gelangen, der uns an das gewünschte Ziel zu führen vermöchte, an das Ziel einer

vernünftigen und befriedigenden Lösung der wichtigen Frage, welche Aufgabe dem Staate gegenüber dem die Interessen der Menschheit schädigenden Individuum zufällt.

Die Beantwortung dieser Frage muß auf anderem Wege gesucht werden.

Man könnte nun glauben, daß bei Festhaltung der Lügung jeder Verantwortlichkeit für alles Böse die Lösung der uns beschäftigenden Frage überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit sei: doch glücklicherweise ist dem nicht so.

Aber ebenso wie zur Hinwegschaffung der Not und Armut die Ermittlung der sozialen und volkswirtschaftlichen Gründe derselben wichtiger und wirksamer ist als alle spontanen Müßiggänge, so sind auch die moralischen Übelstände nur durch Untersuchung der Geistes-, Gemüts- und Körperbeschaffenheit des Menschen zu bekämpfen. Die sittlichen Übel der Menschheit sind Krankheitsercheinungen gleichwie die körperlichen Übel, und wie die von Seite der Gesellschaft auf Grund der Ergebnisse der Wissenschaft zur Bekämpfung der körperlichen Krankheiten getroffenen Maßregeln in dreierlei Gebiete der Wirksamkeit zerfallen: Vorbeugung oder Verhütung derselben, Heilung der vorhandenen Krankheiten und Ausscheidung derjenigen Kranken, deren Übel die gesunden Glieder der Gesellschaft schädigen würden, ebenso obliegt dem Staate gegenüber den sittlichen Übeln die dreifache Aufgabe: Verhütung derselben, soweit es in seiner Macht gelegen ist; Heilung, resp. Besserung der Übelthäter; Ausscheidung, beziehungsweise Unschädlichmachung der gemeingefährlichen Individuen.

Eine radikale Verhütung moralischer Übelstände kann nur durch Lösung der allgemeinen sozialen Frage, das heißt durch eine soziale Umgestaltung herbeigeführt werden, der es gelingt, eine derartige Form der Gesellschaft zu schaffen, die auf Bedingungen ruht, daß nicht die schlechten, sondern die guten Handlungen der Glieder der Gesellschaft ihnen Vorteil bringen. Denn keine Religion und keine Morallehre vermag etwas an der unerschütterlichen, wenn auch oft geleugneten Thatsache zu ändern: daß es für alle menschlichen Handlungen, für die edelsten und hochherzigsten ebenso wie für die niedrigsten und verbrecherischsten, keinen anderen letzten, allerdings oft tief verborgenen Beweggrund giebt, als den Willen und das Streben nach Erreichung des eigenen Wohles.

Wenn wir auch nicht zu hoffen wagen, daß eine derartige soziale Umgestaltung in absehbarer Zeit zu erwarten steht, so lehren uns doch die wissenschaftliche Naturerkenntnis und die Geschichte der Völker, daß der Weg der Menschheit — Lauf aller Dinge in der Natur — vom Niedrigen zum Höheren, von der Roheit zur Veredelung und Verfeinerung, mit einem Worte, in der Richtung der Vervollkommnung führt, und dürfen

wir daher wohl glauben, daß wir uns dem erhabenen Ziele, der Schaffung eines derartigen Gesellschaftsbaues, in welchem die notwendigen sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen zur Entstehung von Verbrechen und Lastern aller Art keinen Platz finden, immer mehr und mehr nähern werden, wie wir sehen, daß wir uns demselben im Vergleiche mit den Zuständen in den dunklen Zeiten der Anfänge der Civilisation ja thatsächlich um einuige, wenn auch bedauernswert kleine Schritte schon genähert haben.

Doch wenn es auch einst der menschlichen Gesellschaft gelingen wird, auf diese Weise ihrer Aufgabe: der Verhütung moralischer Übel in denkbar höchstem Grade gerecht zu werden, so wird es sicherlich auch dann noch einen Rest sittlicher Übelstände geben, denen gegenüber sie in anderer Weise Stellung nehmen müssen, sowie es auch der höchst entwickelten Hygiene nie gelingen wird, alle körperlichen Krankheiten aus der Welt zu schaffen. Auch nützt es nichts, sich optimistische Luftschlösser eines solchen goldenen Zeitalters zu bauen, und ist für die Gegenwart — welcher die Verhütung sittlicher Kraukheit noch ein Buch mit sieben Siegeln bildet — eben die Stellungnahme gegenüber thatsächlich begangener Übelthaten eine Aufgabe immenser Dringlichkeit. Und hier handelt es sich nun um Feststellung des Prinzipes, ob der Staat die Pflicht habe, bei den den Verbrechen gegenüber zu treffenden Maßnahmen, deren Besserung ins Auge zu fassen, oder ob ihm nur deren Unschädlichmachung obliege.

Die Antwort lautet: Beides ist seine Aufgabe, die Besserung der Besserungsfähigen und die Unschädlichmachung, im äußersten Falle die Vernichtung der unverbesserlichen, gemeingefährlichen Individuen. Denn die Erfahrung lehrt, daß unter der Masse von Verbrechen sich ein ebenso großes Kontingent einer moralischen Umwandlung fähiger Menschen, wie durchaus schlecht veranlagter, keinen anderen als böartigen Trieben zugänglicher Charaktere findet, und Schonungslosigkeit in der Maßregelung der ersteren würde denselben eben so schweres Unrecht zufügen, wie andererseits durch eine aus mißverstandener Humanitätsidee hervorgehende Schonung der letzteren die Gesellschaft in ihren berechtigten Interessen geschädigt würde.

Mancher Dieb oder Mörder mag vielleicht durch Entzug der Freiheit und Arbeitszwang zur Neue über die verübte verbrecherische That geführt werden und nach erlittener Strafe gebessert in die Mitte der Gesellschaft zurückkehren, während ein anderer nicht über seine That, sondern nur über deren Entdeckung Bedauern fühlt, seinen ganzen Scharfsinn darauf verwendet, darüber nachzudenken, wie er es einzurichten habe, sich ein anderes Mal dem Arme der Justiz zu entziehen und somit als ein noch böseres und gefährlicheres Individuum in die Freiheit zurücktritt, als er zu jener Stunde war, da sie ihn strafweise entzogen worden.

Nicht die Schwere einer Missethat, nicht der verbrecherische Akt selbst in seiner Nacktheit vermag Aufschluß zu geben über die Besserungsfähigkeit oder hoffnungslose Bössartigkeit desjenigen, von dem sie verübt worden, sondern lediglich die Aufdeckung der Reihe von Umständen, welche sie begleiten, die zusammenhängende Kette von Motiven, deren letztes Glied das Verbrechen bildet, der äußeren und inneren Bedingungen, welche in tatsächlichem Zusammenhange zu dem Verbrechen als notwendigem Endergebnisse geführt haben.

Einer weisen Gesetzgebung obliegt es, ein Strafverfahren zu erfinden, durch das dem Verbrecher nicht als Buße Pein und Leiden aller Art anferlegt werden, sondern das geeignet ist, charakterbildende Einflüsse auf den Verbrecher zu üben, die Strafanstalt zu Erziehungs- und Besserungsanstalten umzubilden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, um solchen Zwecke zu entsprechen, das Strafverfahren vom Grunde aus anders organisiert werden müßte, als es dermalen ist.

Wielcs Gute könnte auf diese Weise erzielt werden; wer jedoch hiervon durchaus günstige Erfolge erwarten wollte, würde arge Enttäuschungen zu gewärtigen haben. Wie körperliche Krankheiten durch Arzeneien und Beseitigung der sie hervorrufenden Ursachen in manchen Fällen gelindert oder geheilt zu werden vermögen, so können zuweilen auch sittliche Übel durch geeignete äußere Einwirkungen verringert oder ganz entfernt werden; doch hängt ein gründlicher Erfolg solchen moralischen Heilverfahrens von zahlreichen außerhalb der Wirkosphäre der dieses Heilverfahrens leitenden Persönlichkeiten liegenden Bedingungen ab, von dem Alter des Kranken, von der Hartnäckigkeit des Übels und ganz besonders von der Veranlagung des Charakters.

Wie manche Arten des Bodens trotz sorgfältigster Pflege absolut nicht ertragsfähig gemacht werden können, wie manche Pflanzen- und Tiergattungen zur Veredelung untauglich sind, so ist auch die moralische Besserung eines Menschen durch gewisse Eigenschaften der Charakteranlage bedingt, deren Mangel jeden Versuch einer Veredelung vereitelt. Bereits vorhandene Eigenschaften lassen sich durch geeignete Pflege entwickeln und bilden. Aber niemals können Eigenschaften, die nicht schon im Keime vorhanden sind, durch irgend eine Macht äußerer Einflüsse eingepflanzt werden. Einen Menschen, der ein durchaus falsches Gehör und eine, wie die einer Krähe krächzende Stimme hat, wird niemand zu einem Sänger auszubilden versuchen. Und so giebt es auch Menschen, bei welchen der auf das Böse gerichtete Wille in ihrer angeborenen Charakteranlage bedingt ist und durch keine äußere Einwirkung in einen Willen zum Guten umgewandelt werden kann. Es sind mit fehlerhafter Gehirnorganisation geborene Menschen, gerade so, wie es Menschen giebt, die als Idioten geboren werden.

„Gewiß sind die Verschiedenheiten der sittlichen Anlage des Menschen nicht kleiner, als auf anderen Gebieten seiner Begabung. Es giebt Menschen, welche von den frühesten Jahren an einen Hang zu lasterhaften und bössartigen Verbrechen an den Tag legen, welche nicht einen guten Trieb besitzen, den ein Lehrer der Sittlichkeit ausbilden könnte; welche der Befriedigung ihrer eigenen Selbstsucht nachhängen, gleichviel, welcher Nachtheil anderen daraus erwächst. Hinwiederum giebt es auch Menschen, deren Neigungen in der entgegengesetzten Richtung liegen; die ohne Erziehung, ja sogar trotz der Erziehung zum Bösen in all ihren Handlungen einen großmütigen, edlen, selbstlosen Geist beweisen. Und diese Verschiedenheiten sind angeboren, derartige Menschen unterscheiden sich ebenso sehr von einander, wie ein Kranker von einem Gesunden. Nun soll damit nicht gesagt sein, daß im zweiten Fall die Heilung und im ersten sittliche Erziehung ganz erfolglos sein müßten. Aber es steht fest, daß weder durch die Heilung, noch durch eine sittliche Erziehung das Schlechte in Gutes, die krankhafte Anlage oder Eigenart in eine kräftige oder sittliche verwandelt werden kann.“*)

„Bis zu einer gewissen und garnicht so niedrigen Grenze verdanken wir diese (die guten) Triebe ihrer Pflege; aber sie hätten ja nicht gepflegt werden können, wenn sie nicht in einem gewissen Grade schon vorhanden gewesen wären. Ihr Auftreten oder Fehlen bei einem Einzelwesen ist nicht sein Verdienst oder seine Schuld, denn sicher bildet sich doch niemand seinen eigenen Charakter. Das besorgen seine Eltern oder Vorfahren für ihn. Der Held ist schon mit seinem edlen, furchtlosen Herzen geboren worden. Der Heilige ist bereits mit seiner freien Neigung zu edlen Thaten und erhabenen Empfindungen auf die Welt gekommen, und auch das sittliche Ungeheuer, der feige, selbstsüchtige, gewissenlose Verbrecher, ist mit seinen, von nahen oder fernem Voreltern ererbten bösen Leidenschaften geboren. Dem Heiligen oder Sünder ist kein Verdienst und keine Schuld, in metaphysischem oder mystischem Sinn des Wortes, zuzuschreiben. Denn sie haben ja ihre guten oder bösen Eigenschaften nicht selbst gemacht. Der Mensch erbt sein Gehirn ebenso gut wie sein Vermögen. Durch Vererbung bekommen wir eine kräftige Natur, die lebhafteste Einbildungskraft, das empfindliche Gewissen, den festen Willen ebenso gut, wie das Geld in Staatspapier oder ein großes Landgut mit ausgedehnten Äckern.“**)

Und nicht nur bei solchen, in ihrer natürlichen Charakterveranlagung mifthatenen, sondern auch bei jenen Individuen, deren Charaktergefüge durch

*) James Cotton Morison: „Menschheitsdienst“. Übersetzt von L. Lauenstein. (Leipzig, Verlag von Karl Reischer.) S. 246.

**) Ebenda selbst.

schlechte Erziehung, durch die Macht lang geübter Gewohnheiten, bereits im Bösen gefestigt worden, wird jeder Versuch einer moralischen Umwandlung erfolglos bleiben. Für ein schlechtes Herz — gleichviel, aus welchen Ursachen es schlecht ist — giebt es keine Besserung. „Der Zusammenhang der psychischen Zustände ist durch ihre häufig wiederholte Aufeinanderfolge ein so fester geworden, daß er organisch ist.“

Solchen gemeingefährlichen Individuen gegenüber, deren durch ihren Charakter bedingter böser Wille in offener Feindseligkeit gegen die höchsten Interessen der Menschheit steht, und deren Freiheit im Handeln, ja deren bloße Existenz eine beständige Bedrohung der menschlichen Gesellschaft bildet, solchen Individuen gegenüber kann dem Staate keine andere Aufgabe, als deren Unschädlichmachung zufallen.

Zahlreiche anatomische Untersuchungen von Verbrechergehirnen haben auffallende pathologische Abnormitäten in der Schädel- und Gehirnbildung dieser Verbrecher nachgewiesen. So wurden auch kürzlich in den „Wiener Medizinischen Blättern“ von Professor Benedikt die Resultate der Untersuchung veröffentlicht, welche er an dem Gehirne und dem Schädel des professionellen Frauemörders Hugo Schenk angestellt hat. In der „Neuen Freien Presse“ (vom 2 Januar 1891) lesen wir hierüber:

„Die Schilderung des Befundes ist für einen fachlichen Leserkreis berechnet; die Hauptmomente desselben vermögen jedoch auch ein allgemeines Interesse zu erregen. So findet Professor Benedikt in der gradlinigen Entwicklung der limbischen Furche des Gehirnes, welche aus einer, dem Aufsatze beigegebenen Zeichnung ersichtlich ist, eine Beschränkung der Entwicklung, wie sie bei Epileptikern häufig beobachtet werden. Die Trennung zweier Partien des untersuchten Gehirnes durch eine Fissur, statt der Verbindung durch eine breite Brücke, widerspricht, der Darlegung des Gelehrten zufolge, ganz und gar dem Typus des normalen Menschen, und es deutet immer auf eine mächtige Störung der konstruktiven Kräfte, wenn eine solche ungewöhnliche Bildung zustande kommt. Die sehr ungleiche Entwicklung der verschiedenen Gehirnteile weist ferner auf schlechte Equilibrirung des Gehirnes hin. Noch unzweideutiger als das Gehirn, spricht der Schädel Hugo Schenks dafür, daß man es mit einem hochgradig stigmatisirten und, wenn man will, selbst mit einem pathologischen Individuum im engeren Sinne zu thun habe. Dies zeigt sich unter anderem durch die fast ganz verschwundenen großen und sphäroidalen Nähte. Diesen Ausführungen fügt Professor Benedikt folgendes bei: „Bei der hochgradigen Abnormität des Gehirns und des Schädels von Hugo Schenk werden verworrene Menschen die Frage aufwerfen, ob die Hinrichtung nicht ein Justizmord war. Allein der wissenschaftliche Nachweis, daß ein Individuum abnorm

organisiert war, hat mit der Frage, ob es eingesperrt oder im Nothfalle gehenkt werde, gar nicht den gewöhnlich angenommenen Zusammenhang. Die kriminallistisch kompromittirte moral insanity gehört ins Gefängnis oder im Nothfalle an den Galgen, aber weder ins Irrenhaus und am wenigsten in die Freiheit. Ein auf richtigen Grundsätzen beruhender belliger Gesetzentwurf bestimmt sogar für solche Individuen die Einsperrung in ein Staatsasyl, wenn sie auch nichts verbrochen haben, wenn nur ihre Gemeingefährlichkeit nachgewiesen ist. Die konstatierten Abnormitäten liefern sowohl ein Argument für als gegen die Todesstrafe. Ich will und kann hier auf diese nicht eingehen; ich habe sie nur gestreift, um einen logischen Mißbrauch des Befundes hintanzuhalten.“

Thatsächlich wird von den die Freiheit des Willens und mithin die sittliche Verantwortlichkeit der Verbrecher leugnenden Gegnern der Todesstrafe die Hinrichtung eines jeden Verbrechers gewissermaßen als ein Justizmord betrachtet und dargestellt. Indem sie von der ganz richtigen Voraussetzung ausgehen, daß ein durchaus böser Charakter, eine auf das Böse gerichtete Willensstendenz notwendigerweise durch eine krankhafte Abnormität der Gehirnbildung, mithin der Gehirnthätigkeit bedingt sei, ziehen sie die Folgerung, daß die an einem Verbrecher vollzogene Todesstrafe — gleichviel, ob die pathologischen Veränderungen seines Gehirns so merkbar sind, daß es der durch den heutigen Stand der Wissenschaft ermöglichten Forschung gelingt, sie aufzudecken, oder ob sie der wissenschaftlichen Untersuchung unerkennbar bleiben — vom Standpunkte des natürlichen Rechtes verwerflich sei.

Diese Schlussfolgerung ist jedoch eine durchaus falsche.

Es verschlägt gar nichts an der Sache, ob einem beliebigen Individuum sittliche Verantwortlichkeit für seine Thaten zuzuschreiben ist oder nicht; ob es aus freiem Willen das Böse wählt und thut, oder ob es nicht anders kann, weil die Mißbildung seines Gehirns den bösen Charakter und die böse Willensrichtung zur notwendigen Folge hat. Des betreffenden Individuums Feindseligkeit gegen die Menschheit, seine Schädlichkeit und Gefährlichkeit für die Gesellschaft bleibt in beiden Fällen dieselbe, und in beiden Fällen fordert es die Sorge für die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft, daß die, ob nun mit freiem oder mit notwendigem bösen Willen behafteten Individuen ausgestoßen und beseitigt werden. Der Staat hat hierzu nicht allein das Recht, sondern auch die Pflicht, und zwar nicht nur deshalb, um sich vor weiteren verbrecherischen Eingriffen der Übelgesinnten zu schützen, sondern auch, um es unmöglich zu machen, daß der Verbrecher Nachkommenschaft hinterlasse und derselben seine bösen Anlagen vererbe.

Doch nicht die Unschädlichmachung der unverbesserlichen Verbrecher an

sich, sondern deren Tötung ist es ja, deren Zulässigkeit die Gegner der Todesstrafe in Abrede stellen.

Wenn aber dem Staate das Recht ihrer Beseitigung durch Vernichtung ihres Lebens nicht zusteht: was anderes soll mit ihnen geschehen?

Lebenslänglicher Entzug der Freiheit sei das einzige erlaubte Mittel, um die Gesellschaft vor ihnen zu schützen, — so lautet selbstverständlich die Antwort.

Verweilen wir einen Augenblick bei dieser Entscheidung der Frage und sehen wir zu, ob die Konsequenzen einer derartigen Maßregel eine befriedigendere Lösung zu gewähren vermag, als die Anerkennung des Rechtes des Staates auf Verhängung der Todesstrafe.

Sollten dem zu lebenslänglichem Freiheitsverlust verurteilten Verbrecher während seiner Haft Erfizenzbedingungen gewährt werden, welche, der Auffassung von seiner Verantwortlichkeit, in gewissem Sinne also von seiner moralischen Schuldlosigkeit an seinen Missethaten, entsprechend, ihm alle Schonung und Rücksicht zu Teil werden lassen, welche ein hochentwickelter Humanitätsfönn dem Kranken gewährt?

Auf diese Weise würde ja die vom Staate ergriffene Maßregelung des Verbrechers sich zu einer Art Prämie für seine Übelthaten gestalten. Ein armer Teufel, den die Not im schweren Kampf ums Dasein zu erdrücken droht, hätte nichts Besseres zu thun, als irgend ein scheußliches Verbrechen zu verüben, um den Qualen des auf ihm lastenden Elends so schnell als möglich und für die ganze Dauer seines Lebens zu entfliehen. Denn der Freiheitsverlust allein wird manchem viel weniger schmerzlich und unerträglich dünken, als die täglich erneute Sorge, die Qualen des Hungers, der Obdachlosigkeit, der Kälte und der mangelhaften Bekleidung. Kommt es ja sogar in gegenwärtiger Zeit, wo die Verpflegung der Sträflinge in den Gefängnissen keineswegs noch geeignet ist, den Ansprüchen der aus der Lehre des Determinismus falsche Schlüsse ziehenden Anwälte der Übeltäter zu entsprechen, schon häufig vor, daß arbeitscheue Gesellen oder Unglückliche, welche Arbeit und Brot nicht zu finden vermögen, sich Geseßübertretungen zu schulden kommen lassen, um auf Kosten des Staates ihre Versorgung im Gefängnisse zu finden. Um wie viel häufiger würde diese Thatfache stattfinden, wenn erst jenen Anforderungen im vollen Maße Genüge gethan und die Kerker der Verbrecher zu Asylstätten umgestaltet würden, in welchen dem entarteten Auswurf der menschlichen Gesellschaft alle Annehmlichkeiten des Lebens — mit Ausnahme der Freiheit — in reichem Maße gewährt würden. Die Gefängnisse würden sich bald in erschreckendster Weise füllen, an welcher Erscheinung auch die Maßregel, die Verbrecher zu anstrengender Arbeit anzuhalten, nichts zu ändern vermöchte, welche Maßregel zudem die fatale Wirkung hätte, durch die von den Häftlingen pro-

duzierte Massenarbeit den Arbeitslohn der sich in Freiheit befindlichen nützlichen und tüchtigen Glieder der Gesellschaft noch mehr herabzudrücken und das allgemeine Elend noch zu vergrößern. Die natürliche und unausbleibliche Folge einer derartigen Stellungnahme des Staates gegenüber der Verbrecherwelt wäre thatsächlich eine schwere Schädigung des gesunden und guten Theiles der Gesellschaft zu Gunsten ihrer kranken und entarteten Teile. Das Prinzip der wahren Gerechtigkeit und Humanität würde auf diese Weise also keineswegs seine Wahrung finden.

Aber nicht nur die realen Konsequenzen derartiger Maximen würden die allgemeinen Interessen der Gesellschaft schwer schädigende Zustände herbeiführen, sondern die Maximen selbst sind fehlerhaft, da sie — wie wir eben bereits klargelegt zu haben glauben — das Ergebnis einer total falschen Schlussfolgerung sind. Freilich ist es wahr, daß ein durch eine gewisse abnorme Gehirnbildung bedingter böser Charakter nicht anders kann, als einen bösen Willen und — so weit er den Willen in That umzusetzen vermag — böse Handlungen hervorzubringen; daß der Verbrecher an dem Besitze seines Charakters, den er, wie sein Gehirn, sich nicht selbst gegeben, sondern erhalten hat, nicht selbst schuld ist; daß dem sittlichen Ungeheuer, dem feigen, gewissenlosen Verbrecher für seine ererbten und vielleicht durch gewisse äußere Einflüsse entwickelten bösen Leidenschaften und für die aus denselben entsprungenen bösen Thaten eine moralische Verantwortlichkeit, mithin eine Strafe im gewöhnlichen Wortsinne nicht auferlegt werden kann. Doch dies vermag an dem Rechte und der Pflicht der Gesellschaft, derartige, ihren höchsten Interessen feindseligen Elemente zu vertilgen, gar nichts zu ändern. Giftige Schlangen und reißende Tiere können auch nicht dafür, daß sie sind, was sie sind, und sie sind schuldlos an ihren, dem Menschen gefährlichen Trieben, und doch vertilgen wir sie und denken nicht etwa daran, sie einzufangen und, um sie unschädlich zu machen, statt sie zu vernichten, ihnen Käfige zu bauen und sie zu füttern, bis sie ihr schuldloses Leben aushauchen.

Der in Rede stehenden, einer falschen Logik und ebenso falschen Humanitätsschwärmerei entspringenden und zu den mißlichsten Konsequenzen führenden Forderung des Schutzes und der Schonung der Verbrecher gegenüber, steht die nicht minder verwerfliche Forderung einer anderen Gruppe von Gegnern der Todesstrafe, welche, der Abschreckungstheorie gemäß, die über den Verbrecher zu verhängende Strafe lebenslänglichen Freiheitsverlustes mit solch strenger und harter Maßregelung des Verurteilten einzurichten verlangt, daß dieselbe ebenso sicher vom Verbrechen abzuschrecken vermöge, wie die Hinrichtung. Eine Forderung, noch weit unvernünftiger und ungerechter als die zuvor besprochene, unhaltbar von jedem Gefichts-

punkte. Denn ungerecht ist es, dem Staate einerseits das Recht zur Tötung eines Verbrechers abzusprechen, andererseits aber zugleich ihm die Berechtigung zuzuerkennen, dem Übeltäter schwere Qualen aufzuerlegen. Im Gegenteil sieht es der Gemeinschaft zu, sich eines, infolge seiner Entartung ihr schädlichen und gefährlichen Gliedes durch thunlichst schmerzlose Beseitigung zu entledigen, keineswegs aber kann sie dazu berechtigt sein, ihm Pein und Schmerzen aufzubürden, welche die Erreichung des Zweckes seiner Beseitigung nicht notwendig macht.

Würde die Strafe derart eingerichtet, daß man von ihr mit einiger Sicherheit voraussehen kann, sie vermöchte es, von Verbrechen abzusprechen, so müßte sie eine so strenge und harte sein, daß der Verurteilte durch ein, infolge der erduldeten Entbehrungen und Pein sich allmählich entwickelndes Siechtum getötet wird. Ganz sicherlich ist es aber humaner, den Verbrecher auf rasche und schmerzlose Weise hinzurichten, als ihn langsam zu Tode zu martern.

Somit gelangen wir zu dem Ergebnis: die Aufgabe des Staates gegenüber dem Verbrecher kann nur sein: seine Besserung, oder — im Falle, wo seine Besserung nicht möglich ist — seine, ihm möglichst quallose Vertilgung.

Die Anerkennung dieser Lage der Dinge muß allerdings allen, von lebhafter Menschenliebe erfüllten Gemütern eine betrübende sein. Doch geben wir denselben zu bedenken, daß die menschliche Gesellschaft mit solcher Entscheidung der uns hier beschäftigenden Frage ihr letztes Wort noch nicht gesprochen hat. Die Menschheit befindet sich in einem Übergangsstadium. In allen Ecken und Enden rührt und regt es sich. Noch sind die sozialen und wirtschaftlichen Zustände derartige, daß die Entwicklung zahlloser sittlicher Übelstände deren unvermeidliche Folge sind. Aber die Gesellschaft drängt einer mächtigen Umwälzung entgegen. Die Ideen der Wahrheit, der Freiheit und Gerechtigkeit ringen mit energischem Ansturm nach Durchbruch. Wann und auf welche Weise die große soziale Umwandlung sich vollziehen wird, ob auf friedlichem Wege oder unter schweren Stürmen und Wehen der Menschheit, dies liegt freilich im dunklen Schoß der Zukunft verborgen. Doch nicht rückläufig, sondern vorwärts und aufwärts führt die Bewegung aller natürlichen Entwicklung. Und so wird und muß es auch der menschlichen Gemeinschaft — ob bald oder spät — doch sicher einst gelingen, in der bevorstehenden Umgestaltung des sozialen Baues, demselben Bedingungen zu Grunde zu legen, welche, den Forderungen höchst entwickelter Gerechtigkeits- und Humanitätsideen entsprechend, die Lösung der großen Aufgabe der Menschheit zu bieten vermögen: der Verhütung sittlicher Übel, soweit die Bervollkommnungsfähigkeit der menschlichen Natur sie ermöglicht.



Andere Kritiker!

Ein paar unschuldige Bemerkungen von Gustav Morgenstern.

(Kopenhagen.)

Es ist so leicht, ach so kinderleicht, mit dem kritischen Spieß grimmig dreinzustoßen. Und nun gar die Kritik der Gegenwart mausetot zu stechen, das ist leichter als eine Butterbeune schmieren.

Aber was kommt dabei heraus?

Fichte hat seiner Zeit den alten Nicolai verhauen, daß es noch heute eine Lust zu lesen ist: Die Nicolaiten lebten ruhig weiter. Wenn alle Dichter und Schriftsteller dem Beispiele Mörkes folgen und für jede eselhafte Kritik, die ihnen den Magen verdirbt, einen Rettich geuchmigen wollten, würden die Rettiche bald teuer und als vielgesuchte Luxusartikel bald mit einer indirekten Steuer belegt werden.

Es ist mit den schlechten Kritikern wie mit dem Knoblauch im Leipziger Rosenthale; das Zeug ist, wie das brave deutsche Herz, gar nicht umzubringen.

Da kommt nun ein tapferer Kämpfer im Februarheft der Gesellschaft angeritten und ruft: gebt uns würdige Kritiker! Hinweg mit den unreifen Köpfen unter den Kritikern! Und zum Übersuß prophezeit er noch: „Alle diejenigen, gegen welche (was sagt Wustmann zu solchem Deutsch?) diese, meine Ausführungen gerichtet sind —, sie werden wider mich aufstehen, sich bekreuzigen, ihre glattgeschheitelten Häupter schütteln und ausrufen: „Er ist ein Keher! Steinigt ihn!“

Lieber Herr Knopf, glauben Sie wirklich, daß die schlechten Kritiker so fuchswilde werden könnten? Sie schweigen fein stille und wissen, daß sie damit das bessere Teil erwählt haben. Böse werden, schimpfen — das hieße doch, das gute Publikum nutzig machen: wie, wenn die Leute hingingen und das Februarheft der „Gesellschaft“ läsen? Die Herren sind klüger als die ehrsamten Leipziger Professoren, die die „Gesellschaft“ aus der Lesehalle verweisen und die braven Studenten zu um so eifrigeren Lesern des sri-volen Blattes machen.

Aber selbst wenn die kritischen Schlingel: Kreuzigt ihn! rufen wollten, selbst wenn der Artikel des Herrn Knopf eifrig diskutirt werden sollte — ja, was dann? Mit allgemeinem Tadel der Kritik im allgemeinen wird nie etwas erreicht und ebensowenig mit einem allgemein gehaltenen Mahnworte, wie dem: Gebt uns würdige Kritiker! Würdige Kritiker! Ach, gebt uns vor allem würdige Berichterstatter und Gott weiß wieviel Würdiges dazu. Wer sich an das Publikum wendet, sollte doch immer ein

„Mann von Erfahrung, von Bildung und Geschmack“ sein, vor allem auch ein grundehrlicher Mann.

Nein, was uns not thut, das ist die Vermöbelung der einzelnen kritisierenden Personen und einzelner Kritikerklassen. Es sollte jedes größere Litteraturblatt eine besondere Rubrik einrichten: Kritik der Kritik. Stellt die kritischen Schmierfinken an den Pranger. Stellt z. B. den kritischen Unsinn zusammen, der über Hauptmanns „Weber“ zusammengeschrieben ist, oder noch besser, all den unverantwortlichen Quatsch, der über die Produktion eines einzelnen Dichters zu Papier gebracht ist.

Das gäbe einen Misthaufen von einer Quantität und einer Qualität, der selbst professionelle Straßenträumer dazu bringen würde, die Nasen schnoberrnd zu heben: Herrgott, da giebt's doch wirklich noch schlimmern Dreck, als den in unsern Kloaken!

Schimpft nicht über Kritik im allgemeinen, aber sorgt dafür, daß eine Reihe von Personen als Kritiker unmöglich werden.

Es steht ja jetzt so, daß die konfiszirteste Kreatur, wenn alles andere nicht mehr angeht, immer noch Kritiken zusammenschmieren darf. Und andererseits sind unsere Kunstverhältnisse so zerfahren, daß jedermann — z. B. eine Legion Gymnasiallehrer — so nebenbei, zum Privatvergnügen, um Rezensionsexemplare zu ergattern, das kritische Nichtschwert führen darf. Wo soll da eine Kritik von rein künstlerischen Gesichtspunkten aus herkommen? Und eine solche Kritik brauchen wir doch wohl, nicht moralisch entristete, realgymnasialoberlehrerliche Kritik à la Ortel. Sorgen wir dafür, daß den lieben Gelegenheitskritikern, und mögen sie nun auch Dubois-Reymond heißen, das Handwerk gelegt wird.

Unser Volk hat verteuft wenig Interesse für Litteratur und Kunst und verteuft wenig Verständnis dafür. Daß das Publikum die Zeitungsredaktionen zwingen sollte, für anständige Kritik zu sorgen, das dürfen wir niemals hoffen. Der Schriftsteller muß sich selber wehren; er darf nicht den Ärger in sich hineinfressen oder einen Kettich verzehren oder ins Blaue hineinschimpfen. Nehmt die einzelnen Sünder beim Kragen und haut sie windelweich. Dann wird es schon besser werden.



Zur Überwindung des Hermann Vahr.

Von Karl Kraus.

(Wien.)

Es ist mir im Grunde ganz egal, wer Recht hatte in dieser Streitsache, der Dichter Ludwig Fulda oder Dr. Max Burckhard, der Direktor des k. u. k. Hofburgtheaters zu Wien.

So viel weiß ich: dieser hat sich — ich bin einer der entragtesten Verehrer seines frischen, thatkräftigen Regiments — Herrn Fulda gegenüber roh und brutal benommen, kofengrob und holzknechtmäßig, mit einem Worte „weanerisch ferm“. Wenn der Berliner Schriftsteller fein und in aller Güte um eine Verschiebung des Aufführungstermins seines „Talisman“ ersuchte, so hat er ja doch damit noch kein Verbrechen begangen, das einen so brüskten Refus, ein sofortiges Abbrechen aller Beziehungen verdiente. Jedoch nur für die Art des Refus, nicht für den Refus an und für sich, ist Burckhard verantwortlich zu machen. Er hat das Werk nicht zurückgewiesen, nein, gewisse „höhere Mächte“ haben, nachdem sie in die Dichtung Einsicht genommen und die Hiebe, die der Hoffart der Herrscher versetzt werden, herausgeführt, die Aufführung des keckerischen Werkes an der k. u. k. Hofbühne (Tradition! Hut ab!) kurzweg verboten. Man erinnere sich nur an die „Sklavin“-Affaire. Ludwig Fulda steht bei unseren Komtessen in üblem Leumund. Wie konnte sich der arme Direktor helfen, der für seine tollen Streiche (Aufführung von Ibsen, Hauptmann rc.) schon manchen Verweis „von oben“ bekommen hatte? Da kam nun Fulda mit seinem unschuldigen Ansinnen. Die Gelegenheit war da, dem Autor sein Werk vor die Füße zu werfen, mit heiligem Eifer wurde sie erfaßt, — aber grob, kofengrob, „weanerisch ferm“. Und was that die Presse? Sie, die sonst an Burckhard kein gutes Haar zu lassen gewohnt war, stellte sich einmütig auf seine Seite, die er doch selbst nicht gern vertrat, als einige deutsche Blätter (allen voran die „Münchener Allgemeine“) das Vorgehen Burckhards aufs entschiedenste verdammt, den jungen Dichter und mit ihm alle deutschen Dramatiker angelegentlichst in Schutz nahmen. Ja, die Wiener Presse war in corpore (bis auf den Kopf, die „N. Fr. Presse“ natürlich, die es ja unter ihrer Würde hält, den Namen des Keßers und Traditionsstörers Burckhard überhaupt in den Mund zu nehmen, und die ja nie und nimmer seine Handlungsweise billigen wird, auch — wenn sie sie billigt) auf den armen Fulda erboßt, als sich der widerliche Skandal

durch den fort erneuerten Briefwechsel zwischen Dichter und Direktor un-
nötig aufbauschte.

Was wird die „Deutsche Zeitung“ sagen? Darauf war ich sehr neu-
gierig. Denn in der „Deutschen Zeitung“ sitzt Hermann Vahr und ist
Obermacher in Theaterfachen. Und daß dieser Herr ein gar kurioser, fürchtbar
komischer Kauz und, wenn er schon nichts anderes für sich hat, jedenfalls
sehr interessant ist, wer wollte das leugnen, der die Entwicklung dieses
Charakters verfolgt hat?!

Und siehe da, Herr Hermann Vahr*) sagte sein Richtersprüchlein auf:
„Burdhard und Fulda. Wir haben neulich die Erklärung des
Herrn Fulda gegen das Burgtheater und die Antwort des Direktors
Dr. Burdhard mitgeteilt. Die widerliche Angelegenheit, in der alles gute
Recht für die Direktion und wider den hochmütigen, erweislich unaufrichtigen
und gegen den Vater seines Ruhmes so undankbaren Autor steht, wäre
damit erledigt, wenn sich nicht die kleine, aber desto lautere Clique des
Berliner Litteraten, das lärmende Rudel von Verkannten aus den Berliner
Cafés Bellevue und Kaiserhof, in ihren Blättchen krampfhaft bemühte, sie
zu einer „Sensation“ aufzubauschen. Auch ein gelesenes Journal, die
„Münchener Allgemeine Zeitung“, ist einem solchen Selbstberichterstatte auf
den Leim gegangen, und das sonst ernsthafte Blatt bringt einen sehr skur-
rilen Artikel, der gleich die Boykottierung der Wiener Burg durch
die deutschen Autoren verlangt — „deutsch“ heißt hier: vom Leipziger
Platz bis zur Mohrenstraße. Wer den zudringlichen Eifer kennt, mit dem
die Berliner Fabrikanten dramatischer Produkte und ihre „Reisenden“ bei
jedem eventuellen Direktor der Burg unabweislich haunieren, weiß, wie wenig
leider diese so verlockende Drohung ernst zu nehmen ist; Herr Fulda, der
in Wien erst für die außerkaiserthofische Welt entdeckt worden ist, ganz wie
Herr Hauptmann von Direktor Burdhard aus den Coullissen der „Freien
Bühne“ in das helle Licht des ersten deutschen Theaters gezogen wurde,
wird sicherlich selber der erste sein, der mit seinem nächsten Stücke wieder

*) Bevor ich von Herrn Vahr spreche, nur noch diese Bemerkung: Es würde
mir nie und nimmer einfallen, das öffentliche Interesse für Herrn Vahr durch so und
so viele Seiten in Anspruch zu nehmen. Das ist er denn doch nicht wert, er an und
für sich; aber die verheerende Wirkung, die dieser Mann in unserer jungen Litteratur
ausübt, ist größer als man zumeist denkt. In Wien kann man davon ein Liedchen
singen. Man sieht es an unsern patzschulwidelnden Decadencepintschern und artigen
Bologneserhündchen, wie forumpierend Hermann Vahr's ganz absurde Sensationöriecherei
und Originalitätshäscherei auf junge Talente einwirkt. Man soll diesem verderblichen
Einflusse ordentlich die Spitze bieten. Jüngstdeutschland wappne sich gegen diesen Fran-
zösisch!

betteln kommt. Aber vielleicht merkt Herr Direktor Burckhard die Lehre und erinnert sich, daß es auch in Wien Dichter giebt, wenn sie freilich nicht Mißch und Moser, sondern nur Kiffel und Saar, Schwarzkopf und Karlweis, David und Schnitzler heißen. H. B."

Hahaha! Wer lacht da?! Also gehen wir das Artikelchen mal durch. Daß der gute Mann Fulda einen „hochmütigen, erweislich unaufrichtigen Autor“ nennt, Welch eine Reporterfinesse!*) Aber wie ist es denn mit dem „gegen den Vater seines Ruhmes so undankbaren Autor“? He? Köstlich! Einfach herrlich! Also bisher habe ich immer geglaubt, daß es umgekehrt, daß vielmehr Fulda der Vater von Burckhards Ruhm wäre, daß Fulda dem Burgtheater zu einem Kassenerfolg seltener Nachhaltigkeit verholfen! Denn die Sache steht ja doch wohl so: Ludwig Fulda schrieb ein Schauspiel „Das verlorene Paradies“, ein nicht besonders gutes, aber auch nicht besonders schlechtes Stück, ein Kompromißstück in Inhalt und Durchführung, zu zahm und halb für die Moderne und zu modern für die Schablone: Salonnaturalismus, Naturalismus für Kindertheater zurechtgeschnitten, die Moderne in Goldschnitt oder, wie ich's einmal in der „Gesellschaft“ bezeichnete, Realismus für Kinderbemittelte. Und weil das

*) Was Bahr in dem nämlichen Blatte vom 22. Januar unter der Chiffre „Nepherel“ sagt, mag ich nicht bekämpfen. Die Zeilen sprühen förmlich von Geist und Witz. Alle Hochachtung vor Bahrs satirischer Begabung. Aber — gemein sind diese Zeilen auch, in ihrer stehenden Feinheit brutal, ordinär. Aus beiden Gründen führe ich sie an: ich lasse ihm auch gerne Ehre wiederfahren, wo sie ihm gebührt.

„ — — — — — Leben Sie einmal einen Monat an der Spree, ohne sein (Fuldas) Freud zu werden! Es wird einem absolut nicht erlassen.“

„Wohin man auch geht, er ist überall und hat einen gleich. Er ist das Rationalgericht der sogenannten guten Gesellschaft von Berlin, die eigentlich die schlechte Gesellschaft von Posen ist. Er ist für die reichen Leute, was der Schunkelwalzer für die armen ist: ein geschmackloses, aber billiges und eben einmal gewohntes Sonntagsvergnügen. Er wird in jeder gut bürgerlichen Wirtschaft beim Dessert herumgerollt, förderlich für die Verdauung und den Schlaf, und bei den großen Ausstattungen der „vornehmen“ Kreise, im Tiergarten draußen, wo es zwar weiter keine Tiere, aber Bankier an Bankier giebt, liefert ihn der Tapezierer gleich mit. Die ganz Gewaltigen und Großen freilich, von der dritten Million aufwärts, halten sich den Sudermaun mit der Ehre, der einen Vort und sogar Talent flirten, in der er nicht schon denn heute bei den schlechten Zeiten das leisten! Der mindere Millionär muß froh sein, so lange es noch den Fulda trägt, und verzichtet auf die Ehre. So findet man den Fulda überall. Man kann aus keinem Glase kosten, aus dem er nicht schon getrunken hat; man kann mit keiner betagteren Matrone flirten, in der er nicht schon das heilige Feuer noch einmal entfacht; man kann keine Cigarre rauchen, von der er nicht schon ein Hundert zum Geschenk genommen hat“ u. s. f. mit Grazie.

Ja, der Mann hat endlich seinen „Stil“ gefunden, um den er „in heißen Qualen gerungen“: die Arroganz.

Stück ein Kompromißstück vom Schlage der Sudermauns, typisch für den Realisten, der doch auch Theatermann ist, so errang es einen beispiellosen Erfolg bei uns in Wien, die wir so viel vom Theater und so wenig von der Kunst verstehen. Es „machte volle Häuser“. Und das freute mich gar sehr — für die Moderne. Ich freue mich gern. Und siehe da, das Stück verschaffte dem Burgtheaterdirektor, trotzdem Herr Ludwig Speidl in der „N. Fr. Presse“, auf welchen und auf welche sie alle schwören, sich vor Wut über die rücksichtslose „Erniedrigung der Hofbühne“ und die brutale Schändung der geheiligten „Tradition“ durch die Aufführung eines so „realistischen“ Dramas schier die Haare ausraufen wollte, die Gunst des fürchtbar engherzigen und philiströsen Publikums.

Und diese Gunst und dieser Kassenerfolg (des, wenn ich nicht irre, einzigen der unter der Ara Burckhard aufgeführten Stücke, welches sich auf dem Repertoire behauptete, wenn auch viele viel lebenskräftigere Novitäten zur Darstellung gelangten) thaten dem Direktor wohl, er brauchte beides gar notwendig, und, wer weiß, wer weiß, ob es nicht Herr Ludwig Fulda, der „hochmütige, erweislich unaufrichtige Autor“ war, der den „Vater seines Ruhmes“ auf dem Direktionsstuhle festzuhalten verstand, auf dem besagter Vater schon bedenklich wackelte; ja, wer weiß, wer weiß, wer weiß, ob nicht die Aufführung des jetzt in Berlin mit grandiosem Erfolge gegebenen „Talisman“ den Ruhmesvater neuerdings auf dem Stuhle festgehalten hätte, der jetzt schon wieder ob des heillosen Deficits der Hofbühne in fonderbare Schwanlungen geraten ist.

Gehen wir weiter. Jetzt kommt die „kleine, aber desto lautere Berliner Clique“. O du dumme, dumme, dreimal dumme Clique! Ja, siehst du's denn nicht ein? Du verhimmlest ihn in deiner „Freien Bühne“ und er narret dich, hält dich ganz iusam zum Narren!

Allen Ernstes! Da bringt Herr Felix Hollaender in Berlin, ein talentvoller Schriftsteller, den ich mich inuner ernst zu nehmen bemühte, in Heft 1 (1893) der „Freien Bühne“ einen langmätigen Artikel über „Germann Bahr und seine Bäckerei“, der in wahnsinnigen Übertreibungen die dichterische Größe dieses Schalksnarren und enfant terrible der Litteratur — so nenn' ich ihn, wenn ich mich nicht über ihn ärgere —, dieses geistreichen Schmierers feiert. Er beleuchtet alle Phasen, die dieser Proteus schon durchgemacht, alle Perioden dieses genialen Konglomerates aus Dreck und Feuer, nur nicht die letzte. Und die ist die traurig-interessanteste: Bahr — der Tagschreiber, der als Litterat überhaupt nicht wehr ernst zu nehmen ist, der im Dienste eines Tagesblattes kritzeln muß, was ihm zum Kritzeln gegeben wird, Bahr, der nur so von oben herab von „denen draußen“ spricht, wie wenn er selbst nie in der Bewegung ge-

standen hätte, Bahr, der „anständige Mensch“, der allwöchentlich sein Huhn im Topfe der „Deutschen Zeitung“ hat, der brave, lammenfromme Philister, Bahr, der dienstfertige Reporter und Scheininterviewer, der Verfasser der arroganten Panamaartikel (Mermeie: „Was, Sie hier?“ oder — bei Barrós —: Ich lese seine Bücher gerne, er liest meine usw.), der die Berliner, Pariser, Londoner, Madrider Theaterkorrespondenzen macht, ohne seinen Stil verstellen zu können, der allsontäglich unter der Chiffre „Nepher!“ den heillosen Blödsinn zusammenquart, der mit demselben Vergnügen für seinen Freund, den Maler Jerry Veraton, in alberner, hohler, nach trostloser Impotenz riechender Weise jederzeit Reklame macht, wie er den neuen Kellner*) vom „Griensteidl“ zum Gegenstand seiner „Litteratur“ erhebt.

So sieht der Mann aus, von dem es sprichwörtlich geworden, daß er die „Richtungen“ nur so aus dem Hundärml herauschüttelt und jeden Tag eine zum „Überwinden“ brauche, der große „Überwinder des Naturalismus“ — und — und Symbolismus. Was? Da staunt ihr alle! Aber es ist so, wie ich's euch sage: Hermann Bahr hat den Symbolismus überwunden. Bitte nur im Feuilleton der „D. Ztg.“ vom 9. Februar nachzulesen. Da rückt er dem Symbolismus ganz energisch an den Leib. Nun, schließlich sind es ja doch schon acht Monate her, daß er Oktave Mirbeaus verteufteltes Wort: „Maeterlincks Werke sind vergleichbar, ja überlegen dem Schönsten, was in Shakespeare zu finden ist“ der Welt verkündete. Und acht Monate! Ach du heiliger Herrgott, was läßt sich nicht alles in acht Monaten überwinden! Nun: Ich gehe jetzt daran, sagt er, den allerneuesten Stil zu finden, den Ausdruck für die allerneueste Kunst, die „den Überwinder des Naturalismus überwindet“ (wörtlich, ihr Herren!). Befagtes Feuilleton handelt von „Gää“, einer Dichtung des Komponisten Adalbert von Goldschmidt. Bahr rührt jetzt also nicht nur für den Komponisten, nein, auch für den Dichter Goldschmidt die Reklametrommel, und jene allerallerneueste „Sensation“ ist der Goldschmidktismus. Bahr geht jetzt an ihre „Einrichtung“. So einer freilich wie Ritter von Goldschmidt kann dichten und seine Werke sogar noch durch Emanuel Reicher und Lewinsky vorlesen lassen. Und was das für

*) Der arme Teufel hat Stoffmangel. Was Wunder, wenn der Kellner zweimal herhalten muß: zwei „Nepher!“ beschäftigten sich mit ihm. Das erste Mal schrieb Bahr ihm eine Glase zu, die der Heinrich garnicht einmal hat. Der ist natürlich beleidigt, und nächsten Sonntag muß Nepher! zu seinem größten Vergnügen eine langmüchtige Verächtigung schreiben. Wenn der Stoff ausgegangen ist, der greift eben zu Glasen, die nicht vorhanden sind. Kurz und treffend hat das Objekt selbst, der Heinrich, über diese genialen Streiche abgeurteilt: „So a Blödsinn!“

eine Dichtung sein soll, diese „Gää!“ Ich kenne sie Gott sei Dank nicht, aber mir außerordentlich kompetente Herren erzählten, es sei ein ganz abfunder, haarsträubender Quark, wie ihn Commis voyageurs und Untergymnasiasten in ihren „lichten Momenten“ anfertigen. Aber Bahr erkämpft ihm mit heißem Bemühen Anerkennung. So macht man Litteratur.

Es ist tieftraurig mitanzusehen, wie dieses Talent sich total verlumpt und verlüdert, einer, der einmal — o seltsame Zeit! — als Realist zu den ernstesten, zielbewußten Kämpfen Jüngstdeutschlands zählte! Er lernte die „Sensationen“ und „Heimlichkeiten“ des schönen, nervendurchtobten Paris kennen und finden, daß das „liebe Wienerisch“ mit seinen „weichen, parfumierten Formen“ auch echtes Pariser Fin-de-siècle atme — und aus war's; da ward ihm denn der Realismus zu gesund, zu deutsch; Deutschland thut man einfach ab, dachte er sich, verwindet man, nimmt sich den Mund recht voll und spuckt mit Pariserischem chic und Weanerischem Echan auf Berlin und München und Leipzig und auf die realistischen Bestrebungen. Denn das einzig Gesunde und Vernünftige ist und bleibt ja doch nur das Krankhafte und, was man die richtige, die „heimliche“ „Deladence“ nennt, das findet man nur im lieben Paris und im lieben Wien. Nur seine Nachwerke läßt man in Berlin verlegen. Da haben wir vor allem das Novellenbuch „Dora“, das Dokument der ödesten Impotenz des verlotterten Litteratentums, „Raffeehausdeladenzlitteratur“, „Dreck“, wie's unser unentwegt tapferer M. G. Conrad kernig und wahr genannt hat*), und das „Lustspiel“ „Die häusliche Frau“, und den Roman „Neben der Liebe“, in welchem die Leute „mit der heimlichen, verschleierte Stimme der Hohenfels“ sprechen. Ach, wäre doch Bahr auch ein heimlicher Dichter geworden!

Bezeichnend für das Stadium, in dem er sich jetzt befindet, ist die plumpe, dumme Art, wie er fast in alle seine Artikel seinen Freund, den Maler, hineinbringt, hineinbringen muß. Zwei kleine Proböchen zur Belustigung. Bahr interviewt im Restaurant den italienischen Schauspieler Andò, den großen Kollegen der genialen Duse, über den Realismus auf der Bühne. Das Feuilleton geht zu Ende. Bahr schwitzt vor Angst; es hat sich noch keine Gelegenheit geboten, für den Maler Reklame zu machen.

Ha! Er hat's! Er hat's!

Ganz am Schluß: Merkwürdig, selbst in der Art, wie sie sich den Überrock anziehen, merkt man den Unterschied der Nationalitäten. Der

*) Holsaender preist es als das bedeutendste psychologische Kunstwerk Deutschlands!!!

Maler Ferry Veraton fährt energisch in den straff gespannten Winterrock, der Italiener Flavio Andó legt sich faulst in den weichen Mantel. Punktum. Oder — im „Nepherl“: Am Neujahrstage kommen so viele Straßenteiler und Mißbauern gratulieren. Wenn das so weiter geht, so werde ich den Leuten was veratonen! Man erschrickt im ersten Moment, kann's nicht glauben, daß ein Hermann Bahr so ganz absurd albern sein kann, aber es steht ja dort, schwarz auf weiß! Beiläufig gesagt: Um den „Maler Ferry Veraton“ kümmert sich sonst „keine Kat“; denn er zeichnet so roh und plump wie — Bahr für ihn Reklamen schneidert.

Doch wie weit habe ich mich verirrt! Genug von der „litterarischen“ „Wirksamkeit“ dieses traurigen Ritters vom Geiste. Gehen wir wieder zum neuesten Opus über und in der Explizierung desselben weiter.

Er beleidigt die Berliner Schriftsteller, die Kollegen Fulda in unverschämter Weise und nimmt es ihnen übel, daß sie einer Theaterleitung gegenüber ihre Rechte als deutsche Dichter (ein in Verruf gekommenes Wort!) und Dramatiker ängstlich zu wahren suchen, nennt aber die Drohung der Autoren, die Burg zu boykottieren, eine „verlockende“, „leider nicht ernstzunehmende“; denn die „deutschen Dichter“, allen voran Fulda, würden gewiß wieder „betteln“ kommen; weiter ist es so taktlos wie ungerecht, zu behaupten, Fulda, der bekanntlich längst vor Dr. Burckhard, zumal durch die Aufführungen am „Deutschen Theater“, einen guten Namen hatte, sei in Wien erst für die „außerkaisertöfische Welt“ entdeckt worden, ganz wie Herr — — — (da bleibt mir das Wort in der Kehle, die Tinte in der Feder stecken; die Feder sträubt sich und versagt den Dienst und die schwarze Tinte wird schamrot), „ganz wie Herr (!!!!!!) Hauptmann von Direktor Burckhard aus den Coulissen der „Freien Bühne“ in das Licht des ersten deutschen Theaters gezogen wurde. — —“

Diese Kühnheit ist ohnegleichen! Dafür also hat der geniale Schlesiener das grandiose „Weber“-drama geschaffen, daß er zuletzt von einem Tagsschreiber kurz und verächtlich „Herr Hauptmann“ titulierte?!

Wahrhaftig, weit, herrlich weit ist es gekommen, daß die Lüge, Burckhard habe den Dichter erst zu etwas „gemacht“, anstandslos in einem gelesebenen Großstadt-Tagesjournale gedruckt werden darf.

Bis jetzt hieß es allgemein, bei allen vernünftigen Leuten:

Der Direktor hat sich ein großes, herrliches Verdienst um die deutsche Kunst erworben, daß er der Philisterwelt den leuchtenden Namen des großen Gerhart sagte!! Aber nein! Jetzt kommt so ein verdrehter, kreuzärtrischer Französling, der halt so gerne in Paris geboren sein möchte, aber trotz alledem nur aus Linz ist, so eine parfümierte Halbweltbdame daher und

schreit der Welt in die Ohren: Was wäre denn dieser Herr Hauptmann*), wenn der Burckhard nicht wäre?!

Aber damit hat er noch immer nicht genug; nun spielt der witzige Kopf noch einen Haupttrumpf aus. Mit unverfälscht weauerischem Schanckst er, Lokalpatriot seit foundsovieleu Monaten, der selbst mit zwei Stücken („Die neuen Menschen“ und „Die häusliche Fran“) in Berlin mit Pauken und Trompeten durchgefallen ist und gern überall das verkaute Genie spielen möchte, aus: Gschiacht eahn scho recht, dem Herrn von Burckhard, jetzt wird er endli mirken, daß es auch bei uns in Östereich, an der ewig schönen und ewig blauen Donau Dichter giebt: Nissel und Saar, Schwarzkopf und Karlweis, David und Schnigler (und Bahr?). Hahaha! Wer lacht denn da schon wieder?! Bei Bahr und allen Heimlichkeiten seines Verstandes, ich glaub', ich war es selbst! Also: nun heißt es nach allen anderen Geniestreichen noch gar, daß wir in Östereich eine Litteratur haben. Nein, so eine Beleidigung! Also Fassung! Gehen wir auf den Unsinn näher ein! Wer nur einmal in unser schönes Östereich gerochen hat, der weiß, daß es bei uns hier Staatsanwälte die schwere Menge, aber keine Litteratur giebt, wohl ein Litteratur-Café, aber keine Litteraten, aber keinen Verlag, wohl eine „Zduna“, aber keine litterarische Vereinigung, wohl ein Geschäftsblatt des Buchhändlers und ehemaligen Arztes A. Bauer, aber kein Litteraturblatt. Die paar „deladenten“ Herren mit den schönen Astrachanwinterröcken und den heimlichen Nerven im Café Griensteidl, gleich links, 3. Tisch in der Ecke, machen's nicht. Nicht einmal der Bahr macht's. Nur ganz unsinniger Lokalpatriotismus ist imstande, den guten Wienern einzureden, daß sie eine Litteratur haben. Aber welch stättliche Schar Herr Bahr anführt! Er beleidigt die Herren. Sie sollten sich das nicht gefallen lassen. Sie sind mehr oder minder gute Dichter, aber Dramatiker?? Und mit Karlweis darf er mir schon gar nicht kommen. Den zahmen Romancier hat er erst kürzlich durch das miserable Volksstück „Aus der Vorstadt“ in Mißkredit gebracht. Und die sechs Herren Vertreter einer Litteratur??

Und wir sind wirklich fertig. Unfreiwillig hat Bahr bewiesen, daß sich die dramatische Produktion Östereichs sozusagen — „ansstopfen lassen“ kann, was man aber ganz getrost — auf die ganze „Litteratur“ Östereichs

*) Das ist es, was die Kleinen den Großen stets verübeln werden, daß sie so ganz abseits von ihrer Clique stehen, daß sie sich so gar nicht um sie kümmern. Ich bin überzeugt, daß Gerhart Hauptmann, wenn er ihn überhaupt kennt, sehr selten an einen Bahr denkt. Der stille, bescheidene Dichter, der gigantisch aus der ganzen modernen Bewegung herauswuchs, schafft in seiner Gebirgseinsamkeit von Schreiberbau unberührt weiter und hört nicht, was Herr Bahr indessen an der schönen, blauen Donau orakelt.

ausdehnen darf, das froh und glücklich sein muß, zum Litteraturstaate Deutschland zu gehören. Doch nein! — Ich ändere rasch meine Gesinnung, wie's der Bahr thun würde: Wir Österreicher können uns sehen lassen, so lange wir noch so einen gottbegnadeten Hauptkern wie den Bahr haben!

Was sind da alle diese dachtenden Hungerleider Deutschlands, die es mit ihrer männlichen Kunst und ihren gesunden Idealen ehrlich meinen, was sind da die Hauptmann und Liliencron und Hensckell und Holz und Falke und Dehmel und Bierbaum und Busse und Courad und Ernst dagegen?! Nichts! Nullen! Wir brauchen das alles nicht, solange wir noch unsere „interessanten“ Litteratur-Spaziergänger und „originellen“ Caféhaushocker haben, unsere geistreichelnden Poseure, die uns alle symbolistischen und ultrasymbolistischen Heimlichkeiten enthüllen und uns die allein-seligmachende „Detadence“ verkünden, die uns unsere Nerven kitzeln, daß wir uns in das Paradies der Sensationen, nach Paris versezt glauben, und die uns Maeterlinck und Huysmans und Barrés und Mörime und Mermele und Koddarz und Van Dyl und Goldschmidt und Ferry Veraton lehren — und noch viele, viele andere Übermenschen!

* * *

Es ist um ihn, in den halben, heimlichen Konturen, die sich nur noch nicht recht trauen, ein blauer Überzieher, kurz aber straff gespannt, wie der Veraton in ihn hineinfahren würde, nur mit der strengeren Grazie der Formen. Der Haarwuchs ist üppig und mit einer geistlich fetten Stirnlocke. Er hat die fallenden Schultern der raffinierten Kulturen, wie sie der junge Loris haben würde, wenn er sie wirklich hätte, der sie aber nicht hat — und eine weiche, streichelnde, unwillkürlich karessante Hand, welche sich wie die zähe Schmeichelei verblähter, alter Seide fühlt, die mir aber lieber ist. Er hat eine ganz neue Art, wenn er schwefelt, einen ganz eigenartigen Stil, der wie Übersetzung aus dem Lateinischen ist, wenn er sich das Parfüm abgewöhnen möchte.

Er schreibt von der Kunst des Ferry Veraton, der Bilder malt, wie sie Watteau oder Fragonard genalt haben würde, aber — doch anders; und er schreibt wienerische Novellen und Oriensteiblanedoten, aber die nicht gerade geistreich sind, geistlich sogar ein wenig dumm und mit der Frechheit um jeden Preis. Er überwindet jeden Tag vor dem Frühstück, denn in ihm ist ein Forscher jeder neuen Richtung; und er liebt alle die süßen Schauer der Nerven, wenn man so gar nichts mehr zu schreiben weiß, und er verkostet alle Sensationen des geistigen Falles. Es bleibt für ihn dann nichts mehr übrig, als von Zeit zu Zeit nach Paris oder nach

Berlin zu fahren — und dort befragt er dann die Leute über Panama oder den Antisemitismus, was sie wohl darüber denken.

Aber die Vernünftigeren haben eine feine Nase für den Geruch der Dinge. Sie werden sich den Bahr nicht länger gefallen lassen. Sie werden ihn abschütteln. Ich kann nichts dafür. Am dümmsten ist immer der „Mepherl“. Der ist wie mit den besonderen Absichten auf die eigene Impotenz, wie man wohl am besten zeigen könnte, daß man sich ausgeschmiert hat, und daß man sich auf diese ganz besondere Art in der Litteratur doch endlich einmal unmöglich machen muß, da ja die Leute aus der gemeinen Deutlichkeit dieser Dinge herauswollen über den Bahr hinweg zu einer freieren und besseren Kunst.

Ich wenigstens empfinde ihn als wunderliche Kombination von heimlichen Nerwen und unheimlicher Artoganz.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Das Kgl. Residenztheater hat am 11. März Paul Heyes Schauspiel „Jungfer Justine“ zum ersten Mal gegeben.

Der erste Akt wurde von dem vollbesetzten Hause fast schweigend aufgenommen, der zweite Akt wurde nicht ohne Widerspruch beklatscht, die letzten beiden Akte erzielten für die Darsteller lebhaften Beifall, ohne das Schicksal des Stückes zu verbessern. Der Dichter erlebte keinen Hervorruf.

Es herrschte nur eine Stimme über die glänzende Darstellung, namentlich der Titelrolle durch Frau Dahu-Hausmann.

Jungfer Justine ist die siebenjährige Haushälterin im Hause des sächsischen Steuerrates Ellinger. Der große Preußenkönig Friedrich II. — wir sind im Jahre 1758 — hat Sachsen mit Krieg überzogen. Da ist denn auch im friedsamem Hause des biederen verwittweten Steuerrates der Teufel los. Die einzige Tochter verliebt sich in einen schmutzen Lieutenant des feindlichen Kriegsheeres mit dem Einverständnis der alten Haushälterin, während der Herr Papa vor Entsetzen darüber die Wand hinauflaufen möchte. Erster Konflikt, der an theatralischer Abgedroschenheit nichts zu wünschen übrig läßt. Zweiter Konflikt von gleicher Gatte: Steuerrat Ellinger hinterzieht aus sächsischem Patriotismus den Preußen einen Teil der Staatsgelder, um sie dem gesüchteten sächsischen Kurfürsten zuzuschauzen und wird dafür in Haft genommen. Jungfer Justine, eine geborene Preuäin und einstige Erzieherin des Generals von Zieten, eilt ins Lager bei Hochkirch (dritter Akt), um einen Fußfall vor dem Königl. Friedrich zu thun und die Hilfe Zietens anzurufen. Dem guten Erfolge dieser Be-

mühung verdanken wir den vierten und letzten Akt, der den üblichen befriedigenden Schluß bringt. Das Stück ist nicht lang, aber sehr langweilig, denn der Dichter hat nahezu alles unterlassen, um diese alte Geschichte dem modernen Theaterpublikum interessant zu machen.

Sogar die vielgerühmte „schöne“ Sprache Heyse's ist diesmal so grauenhaft trivial, so geistesarm, weil und löschpapiermäßig und die Zeichnung der Figuren so flach und reizlos, daß selbst die begeistertsten und ältesten Freunde des Dichters (mit Ausnahme des Professors Munker, der von der Jungfer Justine so hypnotisiert war, daß er das lahme Nachwerk für einen Triumph moderner Technik erklärte) enttäuscht die Köpfe schüttelten.

Jedenfalls hat der „neue Kurs“ in der Leitung der Münchener Hofbühne mit dieser „Jungfer Justine“ weder sich selbst, noch der deutschen Kunst einen guten Dienst erwiesen. Es ist absolut kein ethisch zwingender Grund vorhanden, so durchaus wertlose, uninteressante, greisenhafte Nachwerke aufzuführen. —

Musikalisch stehen wir nun auch in München im Zeichen der Italiener.

Nach Mascagni kommt jetzt endlich Leoncavallo mit seinem „Pajazzo“ an die Reihe.

Kein Wunder, daß auch der ausgezeichnete Münchener Oratorienverein für sein großes Frühjahrs-Konzert ein italienisches Werk wählte, Verdi's Requiem für Soli, Chor und Orchester, komponiert 1874 zur Totenfeier des italienischen Dichters Manzoni. Der Oratorienverein versäumte nichts, die Aufführung so glanzvoll als möglich zu machen. Die Soli wurden von den Hösopern-Mitgliedern Heinrich Vogl, Karl Haujevin, Witta Ternina und Emanuela Frank gesungen, der Chor war verstärkt durch den Lehrerrinnen-Singchor, Mitglieder des Lehrer-Gesangvereins und eine große Anzahl Musikfreunde, so daß die Wirkung an Fülle und Kraft nichts zu wünschen übrig ließ.

Verdi's Requiem ist auch technisch ein sehr interessantes Werk. Der alte Text blüht förmlich auf in leidenschaftlichem Leben unter dem genialen Zauberhauch der Verdi'schen Kunst, die jedes moderne Ausdrucksmittel heranzieht, um auf den modernen Menschen den erreichbar tiefsten Eindruck zu machen.

Leoncavallo's „Pajazzo“ ist ein Werk, das bei dem heutigen Tiefstand der Kulturempfindung im vermilitarisierten, verbureaucrateten und verschulmeisterten Deutschen Reich von Preußens Gnaden nicht hätte gedichtet werden können. Solche Werke gedeihen nur in der sonnigen Luft der Freiheit, in den zarten Atherschwingungen einer feineren und stärkeren Humanität. Keiner unserer Dichter hätte diese schlichte, gemeinenschliche Fabel — nach einem wahren Vorgange — zu einem so überaus ergreifenden, dichterisch und theatralisch tadellosen Libretto zu gestalten vermocht, ja, er hätte nicht einmal den Versuch gewagt! Und keiner unserer Tonkünstler wäre der modernen dramatischen Musik so sehr Meister gewesen, im knappen Rahmen zweier Akte mit Klarheit und Kraft das Werk des Dichters durchzukomponieren, ohne einen einzigen trivialen oder abstrusen oder sonstwie schlechten Takt zu schreiben.

Wir können das heute in Deutschland nicht, was unsere Kollegen in Italien und in Frankreich können. Wir haben nicht mehr die unbefangene freudige Natur dazu. Wir dürfen's auch nicht, denn die politische wie die ästhetische Polizei reichspräsidentlicher Autorität würde uns dafür nur mit Fußtritten belohnen. Man schafft aber nicht als Künstler, wenn man im voraus sicher ist, von seinen vaterländischen „Autoritäten“ Fußtritte und Maulschellen zu erhalten. Es ist erlaunlich genug, daß trotz solcher Fußtritte und Maulschellen — und unsere Polizeiverbote,

Litteraturprozesse und Zeitungskritikflümeleien sind doch solche? — noch Werke wie Hauptmanns „Weber“ usw. geschrieben werden.

Hätte den „Vajazzo“ ein moderner deutscher Dichterkomponist geschrieben, die deutschen Opernhäuser würden sich nicht um seine Aufführung reihen. Man bedente doch die Fabel: Ein Hanswurst von einem eifersüchtigen Schmierenkomödianten erstickt in öffentlicher Vorstellung auf einem Dorfplatz sein Weib benebst Nebenbuhler! Das ist alles? —

Nun ist freilich von der Aufführung dieses „gemeinen“ Stückes tragischer Menschlichkeit vom Dorfplatz zu sagen, daß unsere vornehmen Opernhäuser die traurigen italienischen Schmierenkomödianten in ihrem Auftreten wie in der Güte ihres Kostüms so in die Höhe schrauben, daß sie wie königliche oder kaiserliche Hofschauspieler sich ausnehmen. Das verbessert natürlich die Situation ganz bedeutend!

Der Vajazzo Canio wie er z. B. im Münchener Hof- und Nationaltheater von dem I. Kammerjäger Bogl dargestellt wird, besitzt mindestens die Qualität zum Sekondeleutnant der Reserve, und der Nebenbuhler Silvio, der im Italienischen ein blutarmer Bauernjunge ist, besitzt in der behaglichen, gesund gefetteten Darstellung des Herrn Bruck's mindestens ein Rittergut und das Patent eines Hauptmanns der Landwehr. Auch Fräulein Drehler als Nedda erscheint so wohl genährt und so prachtvoll gekleidet, daß man sofort merkt, sie hätte es eigentlich gar nicht nötig, eine italienische Schmierenkomödiantin zu machen, sie könnte ruhig von ihren Renten leben oder sich von einem Baron mit fünf bis fünfundsünzig authentischen Ahnen heiraten lassen, statt sich mit einem dreckigen italienischen Bauernjungen abzugeben, der offenbar ebensowenig „Ahnen“, wie die gerügteste offizielle Schulbildung besitzt.

Also man spielt, entsprechend unserer abgestempelten hohen Reichskultur, bei uns den „Vajazzo“ so, daß man als ästhetisch fein gebildeter und gedrückter Deutscher auch keinen Augenblick die häßliche Illusion der Wirklichkeit hat, sondern sich immer behaglich bewußt bleibt, das Ganze ist ein klug erfonnenes, hübsch arrangiertes Spiel, und in erlaubter Weise ein Stündchen lang mit Wohlust, Liebe und Grausamkeit an unseren christlich-germanischen Nerven herumzuzupfen und ausgezeichnete Musik dazumachen. Von der Übersetzung des Textes ist zu sagen, daß sie sehr mild und süßlich ausgefallen ist. Die prachtvoll leidenschaftlichen Accente des Originals sind fast durchweg verwischt.

Da hat sich der „Akademisch-dramatische Verein“ an hiesiger Universität schon eine stärkere Portion Naturechtheit erlaubt, als er im Orpheum neulich Iffens „Weispenster“ ausführte. Dank der kunst- und sittenischüberreichen Bemühungen der deutschen Polizei darf dieses Familiendrama bekanntlich innerhalb Preußen Deutschlands Grenzen nicht öffentlich aufgeführt werden. Also spielt man's, wie dies unserer angeklammerten deutschen Treue und Ehrlichkeit aus beste entspricht, heimlich, d. h. vor einem zahlenden Vereinspublikum. Und zwar spielt man's da in der Regel besser, d. h. schlichter, einfacher, überzeugender, als auf unseren anerkannten öffentlichen Bühnen, wo Routine, Virtuosenmache und Mädchenplanterie der Darstellung reiner Natur immer noch entgegen sind.

Und im „Akademisch-dramatischen Verein“ wurden einzelne Szenen sogar unüber-trefflich tüchtig gespielt.

Die Hauptrolle dieses Familiendramas, Frau Alving, wußte Fräulein Essinger aus Salzburg mit einer entzückenden Echtheit in Spiel und Ton durchzuführen. Der Ausdruck der einfachen Erzählung, wie der Losbruch der Erregung und des Entsetzens, die Übergänge aus dem Gemüthlichen zum überlegen Ironischen — das alles war fast

durchweg mit starker Überzeugungskraft zur Darstellung gekommen. Fräulein Esinger ist zweifellos eine Dame von großer schauspielerischer Begabung. Echtes Theaterblut zeigte auch die jugendliche Darstellerin der Nigine Engstrand, Fräulein Meyer. Feuriges Temperament, resolutes, wenn auch noch etwas ungelenktes Auftreten, Bestimmtheit in der Charakterzeichnung machten ihr Spiel zu einem wahren Genuß. Auch bei den Vertretern der männlichen Rollen wirkte diese absolute Abwesenheit von Theatralik und Komödianterei herzerfrischend. Herr Wertmeister, der die äußerst schwierige Partie des Osvald durchzuführen hatte, erwies sich als ein schauspielerisches Talent von stark entwicklungsfähiger Kraft und Eigenart. Namentlich die erschütternde Schlussszene gelang ihm ausgezeichnet. Die Herren Plöder als Pastor Wanders und Weil als Tischler Engstrand verdienen gleichfalls die beste Anerkennung. Abgesehen von einer gewissen Unkraft in den Bewegungen, ließ die realistische Ausgestaltung ihrer Figuren nichts zu wünschen übrig. Sie und da that auch zu schnelles Sprechen der Natürlichkeit ein wenig Abbruch.

Was unsere Berufschauspieler um alle Einfachheit und Natürlichkeit bringt, ohne welche die Stüke von Ibsen, Hauptmann und der gesamten modernen germanischen Dramatik nun einmal auf der Bühne nicht zu voller Wirkung erhoben werden können, ist ihre übermäßige Beschäftigung mit der verlogenen Dramatik der auf falsche Effekte ausgehenden Pariser Salonstückschreiber und deren deutschen Nachahmer. Wer seine Spielkunst bei Sardou, Dumas, Lindau, Blumenthal usw. erlernt hat und immer weiter übt, der ist einem Ibsen, Hauptmann u. s. w. nicht mehr gewachsen, denn diese Dichter vertragen keine Pluxzele, keine Kosterterie.

Nachdem auch unter der neuen Hoftheaterleitung das königliche Residenztheater in der Woche durchschnittlich zwei Abende den Franzosen widmet, ist eine Vorstellung neuer vaterländischer Werke ein nicht lebhaft genug zu begrüßendes Ereignis — und die Freude darüber stimmt die Kritik ganz gerührt und mild. An dem letzten Münchener Dichteraabend, der sich aus drei neuen Einacten zusammensetzte, nahmen teil: Herr Max Bernstein mit der hübschen Plauderei „Ritter Blaubart“, Herr Gottfried Böhm mit dem etwas zu wortreichen Drama „Die Freier“ und Herr Hans v. Hopfen mit dem phantastischen Lustspiel aus dem Mittelalter „Hegensang“. Böhm behandelte einen französischen Stoff aus der Revolutionszeit, Bernstein arbeitete nach französischen Mustern, Hopfen allein begnügte sich in Stoff und Technik deutsch, originell und gemütlich-witzig zu sein.

Dieser „Hegensang“ ist wirklich ein köstliches Stückchen. Ein mittelalterlicher Gelehrter, seines Zeichens Medikus und Alchimist, „ein weiser Meister“, wie ihn der Dichter nennt, ist der spießbürgerlichen Alltagsgenüsse satt und beschließt, seinem jungheißigen Blut 'mal eine besondere Überraschung zu bieten. Eine Teufelinn, eine wahre Hege, das wäre seiner Lust ein Vederbißßen.

Er erfindet also eine Hegenfalle und stellt sie in der Walpurgisnacht im Schloß auf. Und sie funktioniert über alle Erwartung gut: zwei Hezlein rutschen mit Getreisch den Kamin herab in sein elektrisch erhelltes Laboratorium: ein kleines, allertliebtes blondes Hezlein zuerst, das schüchtern seinen ersten Antritt wagte auf dem Bejenstiel, und dann ein anderes, sabelhaft pikant, sabelhaft raffiniert, eine schwarze Teufelinn großen Stils.

Diese beiden Typen sind vorzüglich charakterisiert und mit realistischem Behagen vom Dichter gemalt. Natürlich protestieren sie aufs lebhafteste gegen diese Vecinträchtigung ihrer Hegenreifeit, finden sich aber bald mit vollendeter weiblicher Verschlagenheit in die Situation — und schließlich läuft dem Adepten das Wasser im

Munde zusammen und die beiden sündhaft-lüsternten Geschöpfe heizen ihm dermaßen ein, daß er bereit ist, sofort mit ihnen gemeinsam den Ritt auf den Bloddsberg zu machen, wenn sie ihm versprechen, nach dem dämonischen Amüsement wieder mit ihm heimzukehren.

Zu dritt geht nun der Ritt durch den Kamin und durch die Luft — und bis zur Rückkehr zeigt uns der Dichter ein liebliches Dachstübendyll in der Geisterstunde, die liebende keusche Maid, die im Bette liegt und nicht schlafen kann vor süßen Gedanken, das herzige Bürgermädchen mit dem dicken blonden Zopf; na ja, das um des notwendigen Konflikts willen gerade in den gelehrten Hexenfänger und Bloddsbergreiter bis über die Ohren verleibt und am Schlusse des Stücks die kompromittierte Situation im Sinne der konventionellen Moral retten helfen muß.

Der Gelehrte kommt im Morgengrauen richtig mit seinen Hexen wieder heim, aber in ziemlichster Katerstimmung. Es war des Glückes zuviel. Und als sich mit dem werdenden Tag die Hexen plötzlich in scheußliche alte Kneipzangen verwandeln, da ist der Hexenmeister zu tot froh, daß das Bürgermädchen erscheint, und mit Weihwasser und Liebeserklärungen die abgenüpten Scheußler in die Flucht schlägt.

Dieser haubdadene Ausgung gefällt natürlich dem zahmen Publikum und der hohen Sittenpolizei und macht überhaupt die Aufführung des sonst ziemlich ungenierten Stückes auf unseren deutschen Heucheld Bühnen erst möglich. Aber vor der souveränen Phantasie des Künstlers bleibt er eine Banalität und eine schmerzliche Konzeßion, die uns die herrschende Präludie abzwängt.

Ich bin überzeugt, daß Hans Hopfen einen weit genialeren, eines freien modernen Kunstwerkes würdigen Schluß in petto hatte, durfte aber nicht damit herausreden, wollte er seinem „Hexenfänger“ die Bühnen nicht verschlehen.

Gespielt wurde das prächtige Stück sehr gut. Fräulein Hofmann zeigte als blondes Hexlein sich von ihrer talentvollsten Seite. Herr Stury war ganz vortrefflich in seiner Rolle als gelehrter Hexenfänger und brachte alle Schattierungen bewundernswert gut heraus. An dem lebhaften und pointierten Spiel der schwarzen, in allen Gangarten der hohen Bloddsbergreiterei eingewöhnten Hexe des Fräulein Dandler merkte man, daß der geistvolle und bühnengewandte Dichter persönlich das beste Stück der Regie übernommen hatte. Die Zuschauerung machte dem Hoftheatermaschinenleiter alle Ehre. Kurz, gelungene Hexerei vor und hinter den Kulissen. Es war seit langem eine der animiertesten und fröhlichsten Kunstleistungen im Residenztheater — eine Leistung, wie sie an einem Theater vom Rufe des Münchener eigentlich nicht zu den Seltenheiten gehören sollte.

Wenn wir uns fragen, was hat denn nun der neue Kurs in der Hoftheaterleitung — abgesehen von den Kassa-Ergebnissen, die uns hier nichts angehen — in den dritthalb Monaten seiner Steuerung künstlerisch Neues geschaffen, so klingt die Antwort gar nicht so grobhartig, wie mancher nach seinen naiven Hoffnungen erwarten möchte. Persönlich will ich gleich bemerken, daß ich diese naiven Hoffnungen nicht geübt und darum auch keine Enttäuschung erlebt habe.

Die Repertoire-Verhältnisse sind, gelinde gesagt, dieselben wie früher. Wöchentlich mindestens zweimal die alten Franzosen mit den alten Paraderollen und den alten Paradespielern. Innerhalb dreier Monate keine einzige Ibsen-Aufführung. Mit Ausnahme des Hopfen'schen Elaktors keine einzige Novität, die literarisch, dramatisch und schauspielerisch über das gewöhnliche Maß hinausgeragt oder ein spezifisch modernes Kunstinteresse gefördert hätte. Einige Gastspiele, von denen man das beste (Friedrich Hofe) im vorigen Jahre bereits im Wärtnertheater gesehen konnte. Abschluß eines Engagements mit einem Schauspieler, der schon vor zehn Jahren dem Hoftheater-

personale angehörte und durch seinen Wiedereintritt wahrscheinlich weder eine Steigerung noch sonst eine Erneuerung der gegebenen Werte verwirklicht. Die klassischen Stücke werden in dem üblichen stillen Stil fortgespielt.

Das Beste, was der Intendantstellvertreter bis jetzt gemacht, ist die von ihm persönlich betheiligte Inszenierung einiger kleinerer Opern. Poffart als Opernregisseur war ein Novum. Aber das hat ja eigentlich mit den Geschäften der ihm übertragenen Intendantur-Bewerbung nichts zu thun. Zu seiner leitenden, über allen Parteien erhabenen, selbstherrlichen Amtsstellung konnte das für Herrn Poffart nur eine künstlerische Liebhaberarbeit sein.

Und die ist ihm sehr gut gelungen. Ruhte ihm sehr gut gelingen, da sein künstlerisches Wesen, seine schauspielerische Eigenart wie seine Regiefähigkeit entschieden etwas Opernhafes haben, Opernhafes auch in jenem Sinn, der mit der modern-künstlerischen Auffassung des Schauspiels im Widerspruch steht. Denn was sich die Oper immer noch gestatten kann, das ist im modernen Drama durchaus unstatthaft geworden. Hier verlangt man Wahrheit, Schlichtheit, Natürlichkeit, wirkliche Größe, tiefe Empfindung, ohne Pose, ohne Nachz. Hierin offenbart sich die ideale neue Kunst im Gegensatz zu der konventionell idealistischen alten. Um diese ideale neue Kunst auf die Bühne zu bringen, bedarf es neuer, kühner Geister, die erfüllt sind von dem höheren Ideale, bedarf es aufgeklärter, energischer Leiter und Regisseure, die dem Banne der theatralischen Konvention und Streberei entwachsen sind.

Man lese doch einmal in Richard Wagners Schriften nach, was vor zwanzig, dreißig Jahren bereits einem wirklich bahndurchschneidenden Genie als unerlässliche Forderung galt, soll die deutsche Kunst in die Höhe kommen, und vergleiche damit, was heute erreicht ist und für morgen angestrebt wird!

Von neuen Schauspielwerken sind am Hoftheater in Vorbereitung ein den Abendfüllendes Stück „Elsa“ von Karl Lichtenfeld, d. i. von Hans Lindner, dem Redakteur des verüchtigten Schmierblättchens „Das deutsche Vaterland“, worin in grauenhaftem Deutsch jahrelang die Hoftheaterleitung und hervorragende Künstler des Hof- und Gärtnertheaters in der Gasse herumgezogen wurden — ein Einakter „Ein pietätloser Mensch“ von Julius Schaumberger, „Der Talisman“ von Feida und „Heimat“ von Sudermann.

* * *

Sehr tapfer hat sich in der abgelaufenen Saison Frau Musika gehalten. Die Konzerte der musikalischen Akademie waren hinsichtlich des Programms wie der Ausführung gleich bedeutend. Der Generaldirektor Levi sorgte nicht mit seiner Kraft, er stellte als Dirigent seinen Mann wie in seinen feurigen Jahren.

Neben den herrlichen Werken der alten Meister bekamen wir eine Reihe beachtenswerter Schöpfungen zu hören, deren Urheber zum Teil noch im Kampfe der Meinungen hin- und hergerissen oder, wie Hector Berlioz, erst von einer kleinen Gemeinde mit voller Verehrung, wie sie der wahrhaften Größe gebührt, behandelt werden.

Die berühmten symphonischen Nachdichtungen zu „Romeo und Julia“ zeigten in tadelloser Wiedergabe die reine Höhe, zu der sich der Genius Berlioz in seinen besten Stunden aufgeschwungen. Drei der entzückendsten Nummern aus diesem grandiosen Werke brachte die musikalische Akademie in ihrem siebenten Abonnement-Konzert zu Gehör: 1) Romeo allein — Schwermutscene — Fest bei Capulet — Konzert und Ball. 2) Liebeszene. 3) Die Königin Mad (Zer der Träume). Der letzte Satz, der in dem

Glühigeren und Zümmigeren seiner originellen Ausdruckweise geradezu berückend wirkte, mußte auf stürmisches Verlangen wiederholt werden.

Emanuel Chabrier, der mit seiner kraftvollen Oper „Gwendoline“ Bürgerrecht auf der Münchener Hofoper sich errungen, war mit seiner lyrischen Scene „Suiam it“ für Sopran-Solo (gesungen von Fräul. Termina), Frauenchor und Orchester weniger glücklich. Für eine lyrische Scene ist das Werk viel zu verwickelt, viel zu sehr mit gesuchten Künsteleien und mit den raffiniertesten Schwierigkeiten überladen. So merkte man auch die Mühe, die das Werk den Ausführenden bereitete, trotz der unendlichen Sorgfalt, die sie auf die Einübung verwendet haben mochten. Einen rechten, vollen Kunstgenuß hat es wohl keinem Zuhörer bereitet. Auch das Faßliche und Begreifliche einzelner Teile hatte immer noch zu viel Fremdartiges, Gewalttames. Ich glaube nicht, daß auf diesem von Chabrier eingeschlagenen Wege die glückliche Weiterentwicklung der modernen Musik zu finden ist.

Neu war für uns auch des böhmischen Komponisten Smetana Overture zu seiner vielbesprochenen Oper „Die verkaufte Braut“. Neu und überraschend schön. Der Tonkünstler hat in der glücklichsten Weise nationale Liedweisen in das Werk verwebt und dabei soviel intensive Natur und geschmackvolle Meisterschaft entwickelt, daß man ihm mit wachsender Freude folgte.

Der nämliche Konzertabend brachte noch Mozarts unvergleichlich schöne „Kleine Nachtmusik“, wunderbar gespielt, und Beethovens fünfte Symphonie in C-moll, ein Werk, dessen majestätische Macht und Größe in den ersten und letzten Sätzen wie ein suchtbares Erlebnis uns arme, geknügelte Menschen erschüttert, während in dem Andante und Scherzo soviel Trost, Fassung und Heiterkeit wie aus göttlichem Vorne strömt, daß wir's kaum zu ertragen vermögen.

Eine himmlische Traumwelt — ein Entrücktsein in selige Lande — und mit dem letzten Accord möchte es uns das Herz zerschneiden, daß wir wieder hinaus müssen in die nie zu zwingende Gemeinheit und Abschenlichkeit des Alltagslebens. Aber man nimmt doch viel von der heroischen Grundstimmung des Beethoven'schen Geistes mit hinaus und neue Panzerung des Gemütes, vor der Niedertracht nicht die Waffen zu strecken, sondern seinen Weg zu wandeln wie ein Held.

Warum sind wir noch nicht reich genug, verehrter moderner Staat, diese reinsten, befehlendsten Kraftquellen Beethoven'scher Symphonien dem ganzen Volke zu erschließen, zunächst unsern armen Brüdern und Schwestern, die all ihr Lebtag nicht das Eintrittsgeld zu einem Abonnement-Konzert der musikalischen Akademie erschwingen können? Warum? —

Zu den musikalischen Ereignissen der Saison gehörte außer der Aufführung der großen Bach'schen Passionsmusik am Palmsonntag im Odeon auch das letzte „Kaim-Konzert“ am 15. März. Ich will nicht von dem Virtuosen Cäsar Thomson reden, der zu den edelsten Geigern gehört, die ich jemals gehört habe, denn mit Ausnahme einer einzigen Nummer (Adagio von W. Bruch) war sein Programm zu üppig oder vielmehr zu dürr virtuosenhaft (Wenigtempo, Paganini), ich will auch nicht von dem „Orchester Winderstein“ aus Nürnberg reden, das mit einfacher Befugung Wunder vollbrachte und überzeugend darthat, wie man mit kleinen Mitteln die höchsten Leistungen erreichen kann, sobald der rechte Geist und die rechte Weihe vorhanden — wie hat das kleine Häuflein braver, anspruchloser Musiker das Tristan-Vorspiel gespielt! Ideal! — aber meine Bewunderung will ich der königlichen Meistersingerin Frau Rosa Sucher zu Füßen legen und meinen innigsten Dank dem Doktor Franz Kaim darbringen, daß er uns dieses herrliche Kunstweid auf ein Münchener

Podium gebracht hat, da wir's nun doch einmal, Gott sei's geflagt, nicht auf unserer Münchener Bühne haben können. Ich hatte vor Jahren das Glück, Frau Rosa Sucher als Isolde in Bayreuth zu hören — unvergeßlich! — und nun hörte ich wieder ihren Liebestod und das Lied „Träume“ von Wagner und noch einige andere Lieder von ihrem Bruder Hasselbeck und ihrem Gatten Sucher dazu — unvergeßlich! Unvergeßlich auch das Bild ihrer leidlichen Erscheinung in heldenhafter Kraft, Gesundheit, Schönheit, Einfachheit. Mein Ideal vom deutschen Weibe, von der deutschen Künstlerin, die uns Wagnerische Kunst zu offenbaren berufen. —

Und noch eine andere Reihe Konzerte ist an mir vorüber gezogen, aber es ist mir wenig davon im Gedächtnis geblieben. Mit Auszeichnung muß ich nur noch die historischen Viederabende der Frau Amalie Joachim nennen und mit einem Sternchen als Bäder-Sehens- und Hörenswürdigkeit die Namen Moriz Rosenthal, Adalbert v. Goldschmidt beneidete Fräulein Olga Polino versehen. Die kleine Polino übrigens hat mir mit einigen kleinen Liedern wirklich imponiert. Goldschmidt hat seine Sache damit verdorben, daß er mit seinen Liedern allein die Kosten des Konzertabends bestreiten wollte, und so hat uns sein Reichthum seine Armut enthüllt.

* * *

Wenn nicht der Teufel wieder seinen Schwanz dazwischen steckt, kommt die Aus-
stellung des „Vereins bildender Künstler“ (Sezessionisten) diesen Sommer noch
zustande. Der Verein hat in dem Hofbaurat Herrn v. Brandl einen kunstfönnigen und
kapitalkräftigen Gönner gefunden.

Brandl besitzt an der im Werden begriffenen Prinzregentenstraße am englischen
Garten einen Baugrund von 35,000 Quadratfuß, den er dem Verein auf 5 Jahre
kostenlos überlassen will.

Einige andere vermögende Bürger haben mit gleich kunstfreundlichen Entgegen-
kommen beträchtliche Summen für einen Garantiefond gezeichnet, an anderen Unter-
stützungen, zum Teil aus dem Lager der Sezessionisten selbst, wird es dem Vereine
nicht fehlen, und so wäre denn das Hauptmittel, das zum Ausstellungsunternehmen
wie zum Kriegführen gehört, gesichert.

Mit der Errichtung des provisorischen Ausstellungsgebäudes soll sofort begonnen
werden und alles bis zum 15. Juli zur Eröffnung der Ausstellung fertig sein.

Damit eröffnet sich für die moderne Kunst wie für die Erhöhung der Bedeutung
Münchens als führender Kunststadt in Deutschland eine glänzende Aussicht. Der
Streit, der zuerst zum Bösen auszuschlagen schien und dem wir selbst anfangs mit
einigem Unmuth zusahen, ist wieder einmal, mit dem alten Homer zu reden, zum Vater
guter Dinge geworden.

Die Doppel-Ausstellung wird für die Kunst wie für das Münchener Kunstleben
eine Wohlthat sein, ein Ansporn der jungen Kräfte, eine Aufrüttelung der in ihren
Privilegien erstarren alten Herren, eine Züchtigung für die bürokratischen Altwaisen,
die der mächtig nach allen Seiten ausgreifenden modernen Kunst mit ihren polizei-
staatlich-patriarchalischen Tittaten nicht mehr beikommen können.

München wächst — und keine Perücke und kein Altknecht ist mehr groß genug,
sich darüber zu legen und die neue Entwicklung zuzudecken und von der weiten Welt
abzusperrern. Die kleine Weisheit der bürokratischen wie der Kunstdiplomaten hat
einmal Gelegenheit, sich als große Dummheit auszuweisen. Damit sie freilich noch
weit davon entfernt bleiben werden einzusehen, daß Freiheit, die erreichbar höchste

Freiheit, Vorbedingung aller künstlerischen Entwicklung ins Hohe und Weite ist. Wer selbst keine Höhe und Weite hat, begreift das nicht.

Die drohende Abdivertung eines großen und hervorragenden Teiles der Münchener Künstlerschaft nach Berlin, Dresden oder sonstwohin ist nun glücklich abgewendet. Es ist nicht anzunehmen, daß die Verpflanzung der modernen Kunstkräfte z. B. auf Berliner Boden der Ausgestaltung eines eigenartigen, unabhängigen Kunststrebens förderlich geworden wäre. Berlin als Centrale des preussisch-deutschen Militärreichs, als der Hort aller feudalen, reaktionären und brutalmaterialistischen Standes- und Sonderinteressen und zugleich als der Treffpunkt aller Abenteurer und Glücksjäger mit ihrer Atmosphäre von Korruption und Degeneration — nein, in dieser Luft gedeiht keine freie, große, gesunde Kunst. Da ist München trotz aller seiner offenen und geheimen Schäden doch eine ganz andere Freiluft-, Freilicht- und Höhen-Stadt, und Künstler und Dichter können hier freudig im Angesichte der gewaltigen Alpennatur ihre Werkstatt aufschlagen.



Friedrich Pecht ist bekanntlich nicht unser Mann, aber wo er einmal Recht hat, der Alte, muß man ihm auch Recht lassen und mit Vergnügen beipflichten. Das thun wir, indem wir einen Ausschnitt aus seiner jüngsten Münchener Kunstplauderei in der Berliner „Tägl. Rundschau“ unserm Leserkreise vorlegen.

Pecht betont, daß man die Basis der Kunst und Kunstpflege nicht volkstümlich genug gestalten kann, da eigentlich nur das wahrhaft lebendig wird, woran gewissermaßen die ganze Nation mitgearbeitet, geraten und mitgesteuert hat, wie im Mittelalter an unseren großen Domen. Nur so können Werke entstehen, die man noch nach Jahrhunderten mit Ehrfurcht und Liebe betrachten mag, weil sie noch immer gleich lebendig, Jedem gleich verständlich und vertraut sind. Oder glaubt man, daß es einen einzigen Straßburger giebt, in dessen Jugenderinnerungen der Münster nicht eine Hauptrolle spielte? — Pecht fährt fort:

„Ich weiß nicht, ob der Reichstagspalast in Berlin ein solcher Bau wird, wie er es doch werden sollte; aber wie schwer es ist, den allgemeinen Anteil für solch einen Monumentalbau zu erwecken und festzuhalten, das haben wir neulich hier bei den Vorbereitungen zum Bau eines neuen Nationalmuseums gesehen. Der vor dreißig Jahren von König Maximilian errichtete Bau für diese schönste Sammlung ihrer Art in der Welt war nämlich nicht nur ein ästhetisches Scheusal, sondern auch höchst feuergefährlich, soll also durch einen Neubau ersetzt werden, der zugleich den Hauptschmuck der neuen „Prinz-Regentenstraße“ zu bilden bestimmt ward.

„Die Kammer bewilligte denn auch in einem geschickt vorbereiteten Anfall von Großmut fünfzehn Millionen für den Bau, und es handelte sich also nur noch um Beschaffung eines guten Plans, den man höchst zweckmäßig dadurch vorzubereiten glaubte, daß man — offenbar um die Kammer zu kaptivieren — erklärt hatte, von aller monumentalen Kunst dabei absehen und einen reinen Ruhbau herstellen zu wollen. Also das Ideal bürokratischer Weisheit! Der Minister bestimmte gleich den ältesten Oberbaurat zur Entwerfung des Plans, der denn auch nichts Besseres wußte, als Palladio und Sansovin für ein Bauprojekt zu plündern, da eine Sammlung spezifisch bayerischer kunstindustrieller Produkte beherbergen sollte.

„Nun gab es aber doch Lärm in der Presse und ward eine freie Konkurrenz verlangt. Um diese Dinge zu erörtern, berief der Minister eine große Versammlung der Beteiligten, d. h. der maßgebendsten Kammermitglieder, beider Minister, der städti-

schen Behörden, dann der bedeutendsten Architekten und eine Anzahl sonstiger im Verdacht der Sachverständigkeit stehender Künstler.

„Da ergab sich nun das interessante Resultat, daß die Herren Architekten sich sämtlich gegen die Konkurrenz erklärten, obwohl ihnen einige derselben ihren ganzen Ruf verdankten, wie z. B. Thiersch und Hauberrisser. Nach künstlerischem Sinn und Herreden, bei welchem Lenbach fast allein die idealen Gesichtspunkte vertrat, that man endlich das, was man allemal thut in Deutschland, wenn man nichts Besseres anzufangen weiß, d. h. man bildete eine Kommission, welche ein Bauprogramm erst zu entwerfen hätte. So steht die Sache jetzt und es wäre nur zu wünschen, daß die Kommission ihre Vorschläge womöglich nur gleich der ganzen Münchener Bürgererschaft zur Verhandlung und Genehmigung vorzulegen hätte. Sicherlich nicht, um da etwa große Erleuchtung zu empfangen, aber um den Anteil dieser Bürgererschaft für das große Unternehmen zu erwecken. Phidias wußte recht wohl, was er that, als er die Athener über das Material seiner Athene abstimmen ließ. Denn da wählten sie voll Stolz gleich das theuerste, was er ohne diese Kriegslift wohl nie bekommen hätte, sie begleiteten aber fortan auch die gesamten Akropolis-Arbeiten mit ihrem Anteil. Ebenso wäre es gar sehr zweckmäßig, wenn für den künstlerischen Schmuck unseres Reichstagspalastes die einzelnen Stämme der Nation aktiv und passiv viel planmäßiger herangezogen würden, als es bis jetzt der Fall war. Wenn aber erst die berühmtesten Münchener und Karlsruher, Frankfurter und Düsseldorfer, Dresdener und Stuttgarter Maler oder Bildhauer beim Schmuck des Hauses beteiligt worden wären, so würde er sicherlich bald nicht nur ganz anders lebendig aussehen, sondern auch in ganz Deutschland viel mehr Anteil erregen als jetzt.“

Die für das neue Reichstagsgebäude nach dem Entwurfe von H. Vega angefertigte Germania ist in der Werkstätte des Münchener Hoftupferschmiedes Heinrich Seiß vollendet und zur Weltausstellung nach Chicago geschickt worden. In Kupfer getrieben, sitzt die Germania in gotischer Rüstung nach Männerart zu Pferde, in der linken Hand einen Schild mit dem Reichsadler, in der rechten die Reichshahne haltend. Ihr Pferd wird zur Rechten am Zügel von einem 4 Meter hohen Krieger geführt, der auf der rechten Schulter Palme und Schwert trägt; die linken Zügel hält eine gleich große Viktoria, die Sieg und Frieden durch die Posaune verkündet. Die Höhe der Germania bis zur Fahnen Spitze beträgt 8,50 Meter. Zur Herstellung der Gesamtgruppe wurden 120 Zentner Kupfer und 100 Zentner Eisen (im Innern der Gruppe) verwendet. Das Ganze wurde mit künstlicher grüner Patina versehen, die nackten Teile der Figuren in leichtem Ton, sodas die Kupferfarbe warm durchschimmert, die Gewandung in dunklerem Grün. Die Kolossalgruppe wird in einer Höhe von 18 bis 20 Metern auf das Reichstagsgebäude aufgesetzt werden. Zur Verschickung nach Chicago ist sie in 13 Stücke zerlegt worden. Der Transport hat fünf Eisenbahnwagen in Anspruch genommen.

Das Riesenwerk ist ein schönes Zeugnis für die Leistungsfähigkeit der Münchener Kupferschmiedekunst, die alljährlich eine Reihe bedeutender Werke nach allen Himmels- gegenden liefert.

Der Kunstverein hält sich mit Entschiedenheit auf der Höhe, zu der ihn die kraftvolle und einsichtige Leitung in den letzten zwei Jahren emporgehoben. Die

modernen Werke überwiegen in naturgemäßer Weise die älteren Sachen, denn die junge Generation, soweit sie selbstherrliches Talent und Streben hat, kann gar nicht anders, als sich den Bahnbrechern der neuen Richtungen anzuschließen und die Reiben der individuell schöpferischen, ihre persönliche Eigenart herausarbeitenden Künstler verstärken zu helfen. Daß dabei zuweilen etwas Abguderei und Nachmacherei mitunterläuft, kann den Begabten passieren. Aber das liegt einmal in der Entwicklung, daß man erst an und mit den Vor- und Mitstreibenden sich selbst entdeckt.

Diese Selbstentdeckung macht auch sonst noch gebundene Kräfte los und entwickelt sich bei starken Naturen zu einer überraschenden Vielseitigkeit. In den letzten Ausstellungswochen konnte man das mehrfach beobachten. Am erfreulichsten an E. Ankelen, der jahrelang mit einer gewissen Steife und Härte in der Zeichnung seiner namentlich süditalienischen Landschaften zu ringen hatte und nun plötzlich mit neuen Naturstudien aus Heimat und Ferne hervorgetreten ist, die, ohne an Lebendigkeit und Wärme eingebüßt zu haben, die alte Gebundenheit vollständig überwunden zeigen. Auch Wetter, ein überaus feinsichtiges Auge, erwirbt mehr und mehr die Sicherheit der Hand, pilante Beleuchtungsprobleme flott und eigenartig zu lösen. Eine neue Kraft, noch etwas herb und knorrig, wächst in der Bildnismalerei in E. Göpe heran. Was er bis jetzt im Kunstverein gezeigt, berechtigt zu den allergrößten Erwartungen. Seine Bilder sind mit seltener Energie breit und wuchtig hingemalt, ohne der psychologischen Feinheit in der Charakterisierung zu ermangeln. Wenn ihm das Glück gewogen ist, an Talent fehlt's ihm nicht, einer von den Großen der modernen Porträtkunst zu werden.

Ein rüstiger Fortschreiter ist auch Kurt Hermann, der uns vor seiner Übersiedlung nach Berlin noch eine kleine Sammlung von Porträts und Kohlenstudien vorführte, die des höchsten Preises wert. Hoffentlich lassen sich die Berliner Hochmögenden nicht lumpen.

Und meine Olga Weiß, wie hat die sich entwickelt! Seit Jahren war man gewohnt, sie im Kunstverein mit kleinen Blumenstudien zu finden, mit bescheidenen Gänse- und Schlüsselblümchen-Arrangements, die neben den pompösen Arbeiten einer Fanny v. Pausinger oder Hermine v. Preuschen ganz im Verborgenen blühten und nur von emsigen Kennern aufgesucht und bewundert wurden. Die Schlichtheit und Ehrlichkeit dieser Weiß'schen Schilderungen aus der Blumenwelt war ergreifend wie der Ton eines naiven Kinderwärtchens. Aber allmählich wuchs der Künstlerin der Mut, sie erweiterte ihr Stoffgebiet, bereicherte ihre Palette, vermannigfaltete ihre Technik — und jüngst erschien sie mit einigen Porträts, die der höchsten Anerkennung würdig. Da war die pausbäckige „Gummy“, da war ein ältester „Herr Kollega“, ein entzückend gemalter Kopf, ganz ins stutende Licht gestellt — und damit der Schall nicht fehle — eine Anzahl von lustigen Karikaturen. Ich will die bescheidene, lebenswürdige Künstlerin durch kein übertreibendes Lob, das wie Reflane aussehen könnte, in Verlegenheit bringen. Aber das muß gesagt werden, so laut und öffentlich als möglich, wenn man die besten Namen der Münchener Malerinnen nennt, darf Olga Weiß nicht fehlen. So, mein stillbescheidenes Belichen, danke dich wieder in deine dustige Ecke — ich habe als Berichterstatter nur meine Schuldigkeit gethan, nach bestem Wissen und Gewissen.



Über Prag nach Berlin.

Theaterbrief von Karl Kraus.

(Wien.)

In Prag besuchte ich das Neue Deutsche Theater. Der thörichte Zufall wollte es, daß gerade an dem Abende „Zwei glückliche Tage“, ein Blödsinn in vier Akten, den ich bereits in Wien, und zwar bei seiner ersten Aufführung über mich ergehen ließ, gegeben wurde. Ich ging aber nicht Schönthans, auch nicht Kadelburgs wegen hinein, sondern um den jungen Arthur Bauer, der von Müller-Gutenbrunn für das Kaimundtheater engagiert ist, spielen zu sehen. Er gab den „Pepi Freisinger“, jung, frisch, lebenswürdig. Tewele in Wien, ein ewig aufdringlicher Lustspielclown, der sich gegebenenfalls auch nicht geniert, bei Schiller zu extemporieren (siehe Kalb in „Kabale und Liebe“), war gerade in dieser Rolle maßvoll und gut. Arthur Bauer war aber besser. Er gab in urdrolliger Weise den Wiener, der sich immer hochdeutsch zu sprechen bemüht (Pepi-Zooofööf). Tewele war nur Wiener. Dem Kaimundtheater ist zum Engagement des talentierten Schauspielers zu gratulieren.

Während sich die bescheidenen Wiener das ganz niederträchtige Schwanzmadwert eine Zeit lang fünfmal in der Woche gefallen ließen, wurde es in Prag vor leeren Stühlen gegeben. Die Gesamtbarstellung war in Wien besser. Aufdringlich, mit possenhaften Männchen, mit schauerhaften, mit der Sache gänzlich distanzierenden „Extempores“ gab Herr Thaller*) den „Onkel Lütchen“. Nur das arme mißhandelte Publikum, nicht das Stück, ist eines Besseren würdig.

Der bekannte Mathieu Lützenkirchen muß sich Herrn Schönthans prostituieren. Er war nicht gut als „Witte“, zeigte aber eben, daß er zu viel Höherem berufen sei. Angelo Neumann sollte seine Künstler und sein prächtiges, wunderherrliches Theater besser verwerten. —

— — — Das Theaterleben Berlins hat ein furchtbar langweiliges Gepräge: immer das Gleiche: Basantafena, Talisman, Hyamat, Familie Pondiquet und Gläubiger, Hüttenbesitzer, der auch Kean heißen kann, Tosca, Don Cesar usw. Das ist durch Wochen jeden Tag so.

Eine ganz gräuliche Bude ist dieses „Berliner Theater“, welches man auch „Varnaytheater“ nennt: nicht als Theaterbau, sondern als Theater.

Das überburgt noch die Wiener Burg. Da giebt es überhaupt nichts anderes als „Hüttenbesitzer“, „Kean“, „Die Danischeffs“ u. dgl. Kulissenmist. „König Lear“ hob sich von diesem ganz wunderbar im Repertoire ab, und so ging ich denn hinein. Der Direktor und Komödiant Varnay agierte natürlich die Hauptrolle. Er führt überhaupt nur Stücke auf, in denen er die Kulissen zusammenreihen kann.

Es ist tieftraurig, daß ein solcher Mann, Theatermensch, Schauspielvirtuos durch und durch, eine erste Bühne leiten darf, ohne jedes literarische Verständnis, mit feilem Kulisseninstinkt leiten darf, daß niemand über ihm steht, der ihn lenkt, der seine Fährten besser zu verwerten versteht.

Für mich war dieser Lear besonders interessant. Ich sah schon Kossi und Sonnenthal als Lear. Kossi war groß und hart, zu hart, Sonnenthal weich, ganz windelweich.

*) Nicht zu verwechseln mit Thaler, dem Wiener Kritiker und Realitätsdämon!

Daß Sonnenthal nicht imstande ist, dem Lear gerecht zu werden, daß sein Lear aber auch nicht einen Funken von Shakespeares Lear in sich hat, wird jeder zugeben müssen, der ihn gesehen hat. Man wird aber auch zugeben müssen, daß Sonnenthal wie kein zweiter Schauspieler zu rühren und mächtig hinzureißen versteht, daß sein Wenerilfuch eine der großartigsten, mächtigsten schauspielerischen Leistungen ist.

Der Sonnenthal'sche Lear ist Sonnenthal durch und durch, nicht Lear.

Barnays Lear ist als Mensch unvergleichlich besser. Das ist ein überaus verständnisvoller Schauspieler, aber — ein Virtuös. Er läßt es sich nicht mit Shakespeare genügen, nein, er muß mehr thun, er will Shakespeare übertrumpfen, verbessert ihn, schmückt ihn mit Säßen eigener Erfindung, wenn er mit ihm fertig ist, und zerreißt so die bereits erzielte Wirkung, zu der ihm der Dichter verholfen hat. Ich denke da an die „effektvollen Abgänge“. Auch aus dem Leben muß er „effektiv abgehen“. Lear soll schon tot sein, aber Barnay richtet sich noch einmal auf, dreht „effektiv“ den Kopf und sagt einfach, aber bedeutungsvoll: „Meine Tochter! Ich komme, ich komme, ich komme!“

Man sollte dem Shakespeareverbesserer den Kopf zurechtsetzen! Wie Sonnenthal zu Thränen zu rühren, vermag dieser Lear nicht: Ein kleiner, mit Wäpchen verführter Koffi.

Der genlate Friedrich Mitterwurzer soll sich, wie Otto Julius Bierbaum im „Berliner Börsencourier“ mitteilt, jüngst in München als Crampton in Gerhart Hauptmanns prächtigem „Kollege Crampton“ ähnlich qualifiziert haben. Das Stück schließt mit den zwingenden, für Crampton durchaus bezeichnenden Worten: „So 'n dummer Kerl, löffter! So 'n dummer Kerl!“ Der Schauspieler ändert. Das ist kein effektvoller Schluß! Komödiantisch schluchzend und glucksend und vor Rührung wiehrend umarmt er die Tochter Gertrud: „Meine Tochter! Meine Tochter!“ Wie wenn er Ohnet oder Wilbrandt (Fabricius!) spielen möchte und nicht Gerhart Hauptmann. —

Krauhned (Kant), ein jedenfalls tüchtiger Darsteller, konnte Bernhard Baumeister nicht erreichen.

Ludwig Stahl ist ein vorzüglicher „Narr“, weit besser als Levinsky in Wien. Ich wünschte mir am Wiener Burgtheater den trefflichen Bouu in dieser Rolle, die er seinerzeit in München mit großem Erfolge gegeben haben soll.

Agnes Lorma ist eine entzückende Cordelia, besser als die der Stella Hohenfels, wiewohl diese unergleichliche Frau eine größere Künstlerin als die Lorma ist. Das übrige war Mittelmaß und Untermittelmaß.

Die „Talisman“-Ausführung im „Deutschen Theater“ war wie einer der guten Burgtheaterabende. Judas's Stück ist prächtig und erfreut sich ungeschmähter Zugkraft. Es wäre aber verfehlt, von der Thatsache, daß eine Würdendichtung gefällt, wie es Adalbert von Hanstein in der „Fr. lit. Gesellschaft“ gethan hat, auf das Ende des Bühnenrealismus zu schließen. Was ist denn an dem „Talisman“ gut? Die schönen, feinen, geistvollen Verse, die gediegene Satire im Ganzen und — die Wahrheit! Ja, das ist durch und durch moderner Verismus, ihr Herren!

Georg Engels ist ganz vorzüglich als Korbhändler Habakuk: ein Baumeister im Kleinen, dem er auch sehr ähnlich sieht. Sehr gut sind auch Rainz (König), Fräulein Betty (Nita), Gutbery (Haus Hofmeister), Max Pöhl u. m. a. — nur Otto Sommerstorff stört. Ich mag die Schauspieler nicht, die sich fortwährend freuen, weil sie so schön ihre großen Augen rollen können.

„Basantafena“ (im tgl. Schauspielhaus), nach einem Drama des altindischen Königs Çudraka bearbeitet von Emil Pöhl, dem „Dichter“ der „Schulreiterin“ und unterschiedlicher anderer genlater Schwänke, ist ein sehr langweiliges Stück, das für die

Schauspieler, abgesehen von den wenigen Stellen, in denen es was zu schreien giebt, unangenehm sein muß. Aber es enthält viele farbenprächtige Bilder, poetische Scenen, gute Worte und ist in seiner „Moral“ zeitgemäß. Die Darstellung hoftheaterhaft-konventionell.

Herr Ludwig, der leider statt des beurlaubten Rattowsky spielte, ein ausgefugener Schablonen-„held“. Frau von Hohenburger als schöne Hetäre Balantafena nicht so schlecht, als sie sich seinerzeit im Burgtheater präsentierte. Der unartige Wilhelm Arndt (vom Burgtheater) gab den unartigen Prinzen; er war da in seinem Element. Der berühmte Kastle ist ein guter — „Sprecher“. Das gebe ich gern zu.

Unter all diesen fleißigen Deklamatoren und Poseuren nimmt sich ein frischer Vollblutmenschen, wie es Bollmer ist, so aus, wie der Hecht im Karpenteich. Das Igl. Schauspielhaus wird, wie das „Berliner Theater“, von einem Schauspieler (Max Grube) geleitet. Man kann sich also von der „Litteratur“ des Theaters eine beiläufige Vorstellung bilden.

Im „Vossingtheater“ wird fleißig die „Heimat“ von Sudermann gegeben, obgleich das Theater schwach besucht ist. Sudermann hat mit diesem Stück ein riesiges „Geschäft“ gemacht. Mehr wollte er wohl nicht. In ganz kurzer Zeit hat das Stück vier Auflagen im Druck erreicht. Sudermann ist Modeschriftsteller, eben, weil er sich seiner Künstlerwürde begiebt und Handlanger wird, indem er Theaterstücke fabriziert. Er ist nicht einmal mehr der Kompromißler von früher, der Theaterrealist, er ist nur mehr Nacher. In der ganzen „Heimat“ ist nur die einzige sein-satirische Scene zwischen Wagda und den Landesgerichtsrats- und Generalmajorsphilisterweibern künstlersch. Alles ist fürs Publikum gemacht. Hier sind wieder die beliebten schroffen Kontraste zu finden, und die Könige müssen bei Sudermann immer die Krone aus dem Kopfe haben; siehe Wagda, ein ganz unmögliches Ding mit ihrer primitiven, bei Richard Voß üblichen „Rein Gott, das ist ja Wahnsinn!“-Tragik. Marie Reichenhofer, die Darstellerin der Wagda, ist Suder—weibchen durch und durch: Scheinrealist.

Die Dame setzt sich aus Mädchen zusammen, die sie aneinander stoppelt und mit etwas Theaternatürlichkeit, die doch nur Schein ist, umgiebt. Sie ist ganz Adele Sandrod, nur spricht sie im Affekt noch schneller und kopiert die Duse, auch im Organe, und das nimmt sich so aus, wie wenn Sudermann sich hauptmännlich gäbe. Nur die erste Scene war gut gespielt. Sonst war sie nicht Sängerin, sondern Cirkusdame, und vielleicht hat sie gerade in diesem Punkte der Rolle genügt. Daß sie viel kann, läßt sich keinesfalls leugnen; wahrscheinlich ist sie auch deswegen bei ihrem einstigen Gastspiele in Wien durchgefallen. Die andern Darsteller waren gut, Sauer als Keller vorzüglich.

Die „Heimat“ wird noch viele Aufführungen und noch viele Auflagen erleben. In ein paar Tagen vier Auflagen! Des kann sich z. B. Petsev von Liliencron nicht rühmen. Aber dafür ist unser Pech auch ein Dichter!

Das gewaltigste Theaterereignis, das ich neben der „Cavalleria“ (Duse) erlebte, war die Aufführung von Gerhart Hauptmanns grandiosen „Webern“ am 26. Februar in der „Freien Bühne“ (in dem reizenden „Neuen Theater am Schiffbauerdamm“).

Ich habe über Sudermann länger gesprochen, über Hauptmann mag ich das nicht thun. Er hat es nicht mehr nötig, gelobt zu werden.

Die Aufführung war (ein großartiges Verdienst des Regisseurs Cord Bachmann, der die Schauspieler aus allen Theatern Berlins zusammentrommeln mußte) wie aus einem Guß: Kunstwerk und Darstellung eines. Nach den Aktischlüssen schrien die Leute: „Hauptmann! Hauptmann!“ So groß war die Begeisterung. Ganz glücklich zeigte

sich der Dichter immer wieder. Nie war ein Erfolg ehrlicher, nie die allgemeine Ergrißfenheit größer.

Die hartgesottentsten „alten Herren“, die sonst ohne die abgezirkelten Gesetze der Schablone, ohne die Mathematik des Theaters nicht leben können, waren erweicht, „gaden zu, daß — — —“ und, den Hut ehrfurchtsvoll vom Haupte ziehend, nannten sie die „Weber“ und den „Göb von Verklüngen“ in einem Atem. Das lasse ich mir gefallen! —

Machtvolle Leistungen waren „Jäger“ (Rittner), „alter Baumert“ (P. Paul), „Luise“ (Fr. Bertens), „Ansförge“ (Löwenfeld), „Dreißiger“ (Rissen) usw. Gut war das meiste, schwach nur wenig. Gerhart Hauptmanns Kunst hat einen echten, großen Triumph errungen, vor dem all die kleinen Kulissenlegte Sudermanns wie Seifendrasen vergehen. —

Am dem Vormittage, da Rechtsanwalt Dr. Richard Greling für ihn die Klage gegen den Polizeipräsidenten wegen des Verbotes der öffentlichen Aufführung der „Weber“ führte, hatte ich die Ehre, mit Gerhart Hauptmann „Unter den Linden“ zu spazieren.

„Ja, mit den „Webern“ habe ich eine besondere Freude erlebt. Amolne hat es zur Aufführung im „Theatro libre“ in Paris angenommen“ — — — — und dann wieder: „Ich hoffe, daß das Werk jetzt freigegeben werden wird. Ja, wenn die Herren das wüßten, wie das lähmt und unterbindet!“

Es war rührend, den bescheidenen, schlichten Mann, der so viel Natur- und so wenig Geschäftsmensch ist, diese Worte sprechen zu hören.

Und siehe da, am Abend war in den Blättern der Weisheitspruch der hochwohlwählenden Polizei zu lesen: „Die Weber“ sind und bleiben verboten!“ —

„J, da könnte jeder Düsseldorfser mit seinem Krämerverstand dreinsahren und unsern Dichtern das Dichten verbieten!“



Die Premiere von Otto Erich Hartlebens „Hanna Jagert“.

Von Hugo Gerlach.

(Berlin.)

Hanna Jagert, diese eigenartige Schöpfung Otto Erich Hartlebens, gelangte am Osterfontage am Lessingtheater zu Berlin in einer Mittagsvorstellung zur Erstaufführung.

Es bedurfte erst eines Richterspruches, um das zu ermöglichen, denn die Polizeibehörde als Schutzgöttin eines verfaulten Philistertums hatte diesem Werke durch ein Verbot den Weg über die Bretter verschlossen. Das ist zu begreifen, denn die dankrotte Moral unserer heutigen Gesellschaft verträgt eden keine offenen Wahrheiten mehr — sie ist des Schupes einer extendierten Obrigkeit bedürftig und läßt sich willig von dieser das beschämendste Armutszugnis ausstellen.

Über den Inhalt dieser Komödie mögen wir ein paar knappe Worte gestattet sein. Mit plastischer Greifbarkeit gezeichnet, erhebt sich die Gestalt der Hanna Jagert aus dem Rahmen der glatten Alltäglichkeit in gewaltigen Ringen für freies Menschentum gegen eine Welt voll Beschränktheit und Borniertheit. Der Dichter schildert uns durch König, den „Erzieher“ der fünfundzwanzigjährigen Tochter des dummdrehten Maurers Jagert, wie diese sich zu dem Weibe entwickelte, das er als fertige Natur vor uns hinstellt.

„— — — wenn ich an dieses Erwachen, an dieses Aufkeimen, an diesen Frühling ihrer Sinne denke . . . Es war ja eine neue Welt für sie! Wie eine neue Religion der Schönheit — der Kunst — des Genusses. Bis dahin war die Partei ihr Ein und Alles gewesen. Solange der hohe Glaube an eine baldige Revolution vorherrschte, war ja alles gegangen. — Aber nun war er weg. Und was noch blieb, das war doch alles gar zu schnell vom Verstande verzehrt — von einem solchen Verstande! Und nun das Herz, das Gemüt . . . und die lieben Sinne? Die hungerten und dürsteten. — Da hab ich ihr denn alle Thüren weit geöffnet, und was hab ich mich da aus innerstem Herzen gefreut, wie sie alsbald, nachdem die erste Schüchternheit überwunden war, mit naivem Appetit an alle die guten Dinge des Lebens heranging — — — —“

Und sie gesteht über ihre Beziehungen zu ihm: ich gab mich ihm hin mit Leib und Seele.

Meister und Schülerin, so stehen sich die Beiden gegenüber — sie lernt leben durch ihn — mit Bewußtsein leben und als logische Konsequenz ergibt sich das gescheitliche Verhältnis.

Aber die Schülerin lernt aus, und eines Tages steht sie vor ihm als in sich abgeschlossene Natur, die in Wirklichkeit ihre eigenen Gesetze in ihrer Brust trägt.

Ihre eigenen Gesetze, Freiheit — unbegrenzte Freiheit und Selbständigkeit — auch materielle Selbständigkeit, denn sie betreibt einen Kleiderhandel, der sie wohlhabend macht. Diese Freiheit und Selbständigkeit steht ihr über alles — um ihrer willen schlägt sie es ab, auch vor dem Gesetz das Weib König' zu werden.

Und nun — ausgereift in ihrem Denken — vermag der Erzieher sie nichts mehr zu lehren, sie ist ihm ebenbürtig und der Sinnenrausch ist ebenfalls verlogen und schließlich — fühlt sie sich ihm nur noch verpflichtet! Zugleich regen sich die Sinne in ihr von neuem, und die Huldigungen des jungen Freiherrn v. Bernier fallen auf fruchtbaren Boden. Sie kämpft ehrlich mit sich selbst — aber die feinsinnige und edle Natur König' läßt diesen Hannas Seelenkampf erraten und er tritt freiwillig und ohne Groll zurück um — „Platz zu machen für den andern.“

Bernier ist ein schwacher Charakter, kaum mehr als ein Spielzeug der willensstarken Hanna. Seine Bitte, ihm ihre Selbständigkeit zu opfern, weist sie zurück — ihr Erwerb schützt sie davor, ihm verpflichtet zu werden. Er ist nur ihr Geliebter, nicht umgekehrt — auch nicht mehr. Ein freier Mensch will sie sein — das gilt ihr mehr als der Titel „gnädige Frau.“

So steht Hanna vor uns als kraftvolle Erscheinung, unbeirrt und nicht einzuschüchtern durch die Verleumdungen und Klatschereien des Aukmentschentums, das jedes Weib nach dem Maßstabe der verzimperten Bourgeois-Töchterchen mißt, die natürlich froh sind, wenn sie unter die Haube kommen können und sich nicht mehr für ihres Vaters Geld Glacéhandschuhe kaufen müssen.

Leider bleibt Hartleben nicht konsequent. Zum Schluß — der etwas matt ist — giebt Hanna dem Trägen Berniers nach, als sie ein keimendes Leben unter ihrem

Herzen spürt. Damit endigt das Stück und Jeder hat die Empfindung, daß hier ein kleiner Mann von einer selbständigen Frau geheiratet wird, der nach vernünftigem Gesetz nun eigentlich „Herr Jagert“ heißen müßte — nicht sie Baronin Vernier.

Diese Vorgänge sind mit strappernder Natürlichkeit und mit überraschender Sicherheit dargestellt — kein falscher Ton, keine Phrasendrescherei — echt, alles goldbedeckte Wahrheit. Die Schilderung der handeinden Menschen strotzend von den Merkmalen einer scharfen Beobachtung und dazu ein prächtiger herzerfrischender Humor — das ist das Werk, aus dem uns ein erquickender Wirklichkeitshauch entgegenweht.

Die Aufführung eines solchen Stückes, die wohl als ein Ereignis betrachtet werden darf, erwirbt einer Theaterleitung, die sich durch Lustspielchen Schönthanscher und Moser'scher Machs bequemere volle Häuser und volle Kassen schaffen kann, die Anerkennung aller, die es redlich meinen mit einer redlichen Kunst, denn die Widrigkeit der Hanna Jagert war ein Experiment, das Mut und Kühnheit beanspruchte und vor allem — wenn es glücken sollte — ernste, fleißige Arbeit der Darsteller.

Werden die Schauspieler, die auf den Ton alberner Wippsstückchen und französischer Schwelereien im Küchendragonerdeutsch gedrillt sind, vermögend sein, die Schwierigkeiten zu bewältigen, die ein Dialog von freier ungestümster Natürlichkeit ohne Klappchen und Schnörkelchen ihnen bieten muß?

Wird das Bühnenbild dem Bilde entsprechen, das wir nach der Lektüre gewonnen haben?

Nun — im Großen und Ganzen gelang dieses Experiment, und der rauschende Beifall, der dem Autor gestattet, nach jedem Akte vor dem Vorhang zu erscheinen, belohnte das anerkennenswerte Streben aller Beteiligten.

Freilich nur im Großen und Ganzen — es war zu Vieles, das diese Komödie hinderte zur vollen Wirkung zu gelangen. Denn neben den Meisterleistungen der Darsteller des Dr. Römiß und des alten Jagert standen auch Schauspielerchen auf der Bühne, die den Unterschied zwischen einer tiefangelegten Komödie und einem Schnitzschnitzstückchen anscheinend nicht zu begreifen vermochten. Insbesondere verdiente jener Schauspieler, der uns den jungen Vernier als willensschwachen Menschen vorführen sollte, eine Auszeichnung für die Darstellung eines Foffenkampeimanns, der durch die Zügel seiner übertriebenen Theater-Laute und Geberden den wiedernden Beifall der Gallerie erntete.

Weider entsprach auch die Darstellung der Hanna selbst nicht der Vorstellung, die man sich von ihr bilden durfte. Diese selbständige, willensstarke Persönlichkeit scheint Frä. Reichenhofer nicht richtig aufgefaßt zu haben. Sie gab sie mehr als sinnliches Frauenzimmer, denn als braves, selbstbewußtes Weib, dem ernste Arbeit ein Bedürfnis ist, und die Worte des alten Vernier: „Sie sind — was man so sagt, eine ordentliche Person“ — erschienen dieser Hanna gegenüber fast unmotiviert. — — — So begrüßen wir in dieser Komödie ein Werk voll Wahrheit und Leben — ein Werk, wie es unsere moderne deutsche Bühne recht herzlich nötig hat! —



Aus dem Pariser Kunstleben.

Von George Eller.

(Paris.)

Sobald des Frühlings brünstiger Schaffensdrang die ersten lüthgrünen Knospen an den dürren Bäumen sprengt, beginnt's in den tausenden Pariser Maler und Bildhauerateliers gewaltig zu rumoren und zu speltakeln, denn es hebt an die Saison der schönen Künste; und bei dem rasenden Rang, den die bildenden Künstler im sozialen Leben unserer Reklamezeit zu Paris sich ertröht haben, will der Naturfrühling auch künstlerisch etwas bedeuten, d. h. künstlerisch in des Wortes allgewöhnlichsten Bedeutung, denn von Kunst, von jener hohen und hehren, die selbst den Mächtigen zum augenblicklichen Stillstand auf der Rollbahn des Ehrgeizes zwingt, ist kaum die Rede und noch „kaumer“ die Spur.

Paris besitz gegenwärtig an die viertausend männlicher und über tausend weiblicher Prätendenten auf die Benennung „Künstler“, die zusammen alljährlich mehr Quadratmeter Leinwand und Papier bemalen, als nötig wären, um ein kleines deutsches Fürstentum einzuwickeln, und mehr Statuen, Statuetten, Büsten und Gruppen aus allen erfindlichen mineralischen und vegetabilischen Stoffen meißeln, modeln und kneten, als erforderlich wären, um einen künstlichen Wald von ansehnlichem Umfang herzustellen. Einmal, und das ist noch kein Vierteljahrhundert her, gab es in Paris alljährlich nur eine einzige Kunstausstellung, den Salon, wo etwa 1000—1200 Kunstwerke aller Unterarten zur Ausstellung gelangten. Heute ist das anders geworden, sehr zum Nachteil der Kunst als solcher. Die beiden großen Salons im Industriepalast der elysäischen Felder (ca. 4000 Nummern) und am Marsfelde (ungefähr 16—1700 Nummern) genügen den Pariser bildenden Künstlern nicht mehr. Alle solche, die sich von den Juroren der beiden Salons zurückgesetzt glauben oder sich selber eine außerordentliche Bedeutung beimessen, veranstalten Separatausstellungen und vom März bis Juni weiß der Kunstliebhaber und Kritiker wahrlich nicht, wo er sich zuerst Augen und Geschmac verderben soll.

Von größeren gemeinsamen Ausstellungen haben wir als Vorläufer der beiden großen Salons augenblicklich deren zwei, denn von solchen der Vereinigung einiger Weniger, die gemeinsam ein sogenanntes Kunstprinzip verfolgen, sei in wohlthätiger Anwendung geschwiegen. Da ist vorerst die Ausstellung der malenden und meißelnden Weiber, die über tausend Nummern aufgebracht haben. Nicht ein packendes Werk unter all dem Gekleck! Nach einem raschen Umgang durch diese prahlerische Exhibition weiblicher Eitelkeit bedauert man, nicht dem Beispiel des Präsidenten Carnot gefolgt zu sein, der, zum Besuch der Bilderfabrikantinnen geladen, sich mit Hinweis auf Staatsgeschäfte entschuldigen ließ und seine Frau sandte, um ihrer Geschlechtsgenossinnen Thun und Trödeln zu begucken. Die Weiblein unserer Zeit wollen nichts Nechtshaffenes mehr treiben, sie wollen nicht losen und scheuern, Mütter mögen sie nicht sein und da alle nicht auf der Strafe ihr Brot und das dazu gehörige überflüssige erwerben können, so malen sie und schreiben drauf los, daß es nur so eine Unart ist.

Eine andere Ausstellung, diesfalls von hosentragenden Pinsel- und Meißelbesitzenen veranstaltet, benennt sich: „Exposition des Indépendants“, erneuert sich seit ungefähr fünf oder sechs Jahren alljährlich und entstand aus der vormalis gedrück-

lichen Ausstellung der von der Jury des großen Salons abgewiesenen Werke. Große Künstler haben zur Zeit, als die „Akademie“ noch allmächtig war, dies Schicksal der Abweisung geteilt, z. B. Manet, der erste und vielleicht auch bedeutendste der konsequenteren Naturalisten; aber im Grunde sind diese sonderbaren Künstler doch nur unabhängig von allem, was schön und natürlich ist, von allem, was zu Herz und Geist spricht, von allem, was selbst dem raffiniertesten Grübler naiv und kindlich bleibt, von allem, was wirklich Kunst ist . . . denn Geschicklichkeit ist noch keine Hysterie! Wenn auch unter den Hunderten Beschickern dieser Ausstellung wirkliche Talente und manch geniales Aufzuden sichtbar werden, im großen und ganzen handelt's sich bei der größeren Masse um ins Extreme getriebene und im Unnatürlichen gesuchte Originalität, und all das Geschick und die Wache und Fertigkeit sind angewendet, um Aufsehen zu erregen, Neugierde zu erwecken, feinen Namen nennen zu hören. Gewiß machen pure Realisten, wie die Maier Auquetin, Lautrec, Ibels, Janschó und phantasiereiche Arrangure, wie Maurice Denis, Bonnard, Ranson, den Eindruck glücklich veranlagter und gewissenhaft fleißiger Naturen. Auquetin malt kräftig und breit, auf viel Entschlossenheit weisen seine Studientöpfe und ein derbes und wirksames Gemälde „Le Baveur“. Ibels und Lautrec wissen der modernsten Neurose gewisse einschmeichelnde Seiten abzugewinnen; Ranson giebt stramme Proben eines verständnisreichen und geschmackvollen Dekorations-sinnes; Bonnard wach uns mit geistreichen Kleinbildern zu fesseln; Maurice Denis, dieses Jahr allen voraus, beweist mit seinen beiden Bildern, daß ein Künstler ultra-modern sein und dabei köstlich einfach und poetisch grazios bleiben kann . . . aber im großen und ganzen schauen sich der „Unabhängigen“ Kunstprodukte doch nur an wie die Paraden der Bajazzo auf den Estraden der Jahrmarttschaubuden und des Beschauers Augen wandeln sich um zu Ohren, wovon Trommelschläge und Schellenläuten betäubend klingen, zu „sehenden“ Ohren, die man zuhalten möchte ob des Hegenabbats der Komposition und des tintamaresten Gerassels der Farben. Uff! Schwamm drüber! Das ist, mit wenigen Ausnahmen, die Empfindung, welche die Unabhängigen mir verursacht haben.

Der selbe Zug nach Originalität um jeden Preis offenbart sich noch deutlicher und aufdringlicher in den Einzelausstellungen gewisser reklamehungriger Maler. Diese Unsitte ist erst seit wenig Jahren im Schwunge, greift aber um sich, wie alles Schlechte. Das Gute wirkt selten ansteckend . . . so will's das menschliche Naturgesetz. Selbst ein guter Durchschnittskünstler wie Eisley, ein Freilichtmaler von unbestreitbarem Talent und gutem Geschmack, ist dieser modernen Malerkrankheit verfallen. Er stellt bei Goupil ein Viertelhundert seiner Bilder aus. Gewiß, 's ist manches Schöne und Gute unter diesen leuchtenden Landschaften, wenn man aber just kein Genie ist — und Genies gedeihen bekanntlich recht spärlich — so ist's und bleibt's, mein' ich, eine Annäherung, wenn ein Künstler, der noch im Werden begriffen ist, vom Publikum verlangt, daß es seine Arbeiten dupendweise auf einmal verdauen soll. Ein anderer Landschaftler, dessen Eigenart es ist, seine Farben mit dem Messer anstatt des Pinsels aufzutragen und damit, so man nur seine Bilder aus der Entfernung von einigen Metern beschaut, manch interessante und sogar hübsche Wirkung erzielt, G. Pissaro, exhibiert bei Durand-Ruel, dem mit Recht als Protektor der Jungen geltenden großen Bilderhändler der rue Laffitte in Paris und der fifth Avenue in Newyork, die im Jahre 1892 erzeugten Produkte seiner Malwerkstatt, gegen die siebenzig an Zahl in einem einzigen Jahr! Man wäre versucht, solche Massenproduktion lächerlich zu finden, wenn's nicht zum Teufelholen wäre, daß ein talentvoller Künstler, dem der liebe Herrgott ein Häuflein seines himmlischen Feuers gelassen, sich verzicht und hinabsinkt zum Partisan Merkurs, er, der Apollós Genos bleiben sollte!! Ein anderer, noch junger, aber mit Talent begnadeter, — 's ist ein

Spanier, der sich Antonio von Gandara nennt —, dessen Bilder in den letzten paar Jahren auf dem Marsfelde bemerkt worden sind, ist ganz und gar der Neurose verfallen. Er stellt, gleichfalls bei Durand-Ruel, ein halbes Hundert Bleistiftzeichnungen und Pastelle aus, von welchen die letzteren, Pariser Nachtbilder, treffliche Stimmungsbilder sind. Aber was, zum Kukud, veranlaßt den Herrn von Gandara, die Gaslichter citronengelb zu malen? Ich war doch auch in des Malers Heimat, in Spanien, und fand, daß dorten, wie überall, das Gaslicht zwar schmutzig gelb-rötlich, niemals aber citronengelb leuchtet. Wird wohl auch nur um der Originalität willen citronengelb sein, das Gaslicht des Herrn von Gandara. Die Weiber, die sein Bleistift uns in genialer Weise vorführt, die nähren sich im Leben von Morphinum und trinken Äther dazu, und hysterisch länglich sind ihre Glieder und verzückt schlau ihre Leiber, und ihr alles ist ein Bündel von der peinvollst-reizendsten Neurose gequälter Nerven.

Jean Rameau, der warmfühlende Dichter und geniale Schriftsteller, ist unter die Maler gegangen und stellt bei Bernheim jeuno eine etwa dreißig Nummern umfassende Serie von Pastellbildern aus, die mit vollem Recht das allergrößte Aufsehen machen. Jean Rameau, dessen Band Poesien „La Nature“ unzweifelhaft eines der bedeutendsten Werke neufranzösischer Lyrik ist, hat, von übergenialischem Schaffensdrang befeelt, die Stätten, wo er seine schönsten Dichtungen empfunden, ohne jemals Zeichen oder Malunterricht genossen zu haben, mit der Hand, dem Schwung und der Farbwirkung eines Meisters versinnbildlicht. Ich bin gar nicht dazu gekommen, dieses genialen Autodidaten technische Fertigkeiten zu begutten und zu betritteln, so überwältigt war und bleib ich von der zauberhaften Stimmung, von dem faszinierenden Licht, von dem gewaltigen Naturrauschen dieser köstlichen Pastelle. Eine anschauliche Schilderung dieser Meisterwerke eines Dilettanten ist ganz und gar unmöglich. Zur Verständlichung giebt's, meiner Ansicht nach, nur ein Mittel. Jean Rameau fügt jedem seiner Bilder die Verse bei, die ihn zum Malen veranlaßt haben. Ich kann nur schwer der Versuchung widerstehen, einige davon in metrisch-getreuer Übersetzung beizufügen. Jeder denkende und phantasiereiche Leser würde sich daraus vorstellen können, wie der geniale Dichter Jean Rameau von selbst zum großen Maler ward, denn Poem und Bild sind Zwillingssöhne eines einzigen Genies.

Und nun zur *pièce de résistance* der diesjährigen „vorfalsonigen“ Epoche, zur retrospektiven Ausstellung von Meissonniers Werken, die trotz Panama, politischer Misère und miserablen Parteigezänktes dem Chauvinismus der Franzosen wieder einmal Lust macht. Mit alleiniger Ausnahme des ehrlichen und gewissenhaften Arsène Alexandre, — der über seine, im kunsthistorischen Interesse im vorigen Sommer unternommene Bereisung Deutschlands und die in den deutschen Kunstmuseen herrschenden Anordnungen treffliche Artikel veröffentlicht hat, die natürlich von den sich über alles erhaben fühlenden Bonzen, so zur Leitung und Führung in Sachen der schönen Künste zu Paris berufen sind, nicht im geringsten beachtet worden sind —, posauenen alle hiesigen Kunstkritiker in alle Welt hinaus den hier als Dogma geltenden Satz, daß Meissonnier der größte Künstler unseres Jahrhunderts ist. Daß er einer der geschicktesten Maler aller Zeiten war, darüber könnte man sich noch verständigen, aber der größte Künstler unseres Jahrhunderts! Nein! Zum großen Künstler in des Wortes innerster Bedeutung fehlte ihm das Einzige, was den großen Künstler macht: das Genie. Unbestreitbar ist, daß Meissonnier, wie kein anderer, unser großer Menzel ausgenommen, der fleißigste, gewissenhafteste, geduldigste, genaueste, redlichste Maler gewesen ist, der unserer Zeit geschichtliche Vorwürfe verbildlichtete. Es ist wahrhaft staunenswert, wie auf seinen Bildern

alles und jedes, selbst das Unbedeutendste mit einer Feinheit und Treue wiedergeben ist, wie nur künstlerisch veranlagte Esitenaturen es vermögen. Das kleinste Gerät, die Waffen, Kleider, Pferde, der Boden, Pulverdampf, ein vereinzelter Busch, ein einsamer Baum, der Himmel, jedwed Ding und Sach' und Säckelchen ist treu dem Leben und nicht der Überlieferung nachgebildet. Aber eben nur nachgebildet. Da liegt der Haß im Pfeffer! — Die vollendetste Nachbildung sind Reiffonniers' Bilder, eine Nachbildung von nahezu göttlicher Kunstfertigkeit, aber und aber und abermals aber, nur eine Nachbildung und keine Erschaffung. Die Kunst aber soll Schöpfung sein, und nur wo der Mensch dem Schöpfer gleicht, da wird er zum echten Künstler. Das ist der Unterschied zwischen Genie und Talent. Gewiß, Reiffonnier ist eines der größten Talente unter den Malern aller Zeiten. Unzweifelhaft ist das Vorhandensein von Genieetypen in seinen Skizzen und Studien, aber es sind Wasserflüge, die nur leuchten und nicht zünden und in seinen wirklichen Bildern so übergeschickt und übergeschickt verarbeitet sind, daß der Beschauer, trotz aller Bewunderung der köstlichen künstlerischen Feilgranarbeit, keine Geniegewitterspuren zu entdecken vermag. Darum auch versehen uns Reiffonniers' Bilder zwar in ungeheuere Bewunderung, niemals aber in jenes unheuchelbare Sichselbstvergeßen, wozu des wahrhaft Großen allmächtige Wirkung uns willentlos zwingt.

Aber auch nach einer anderen Richtung hin gewährt mir Reiffonnier nicht jene vollständige Befriedigung, die ich von einem Künstler höchsten Ranges erwarte: Er veranschaulicht die von ihm mit Vorliebe behandelte geschichtliche Epoche nicht der Art, daß sie vor meinem geistigen Auge zu neuem gegenwärtigen Leben ersteht. Seine Napoleonsbilder sind künstlerische Großthaten, aber sie sind nicht große Thaten eines Künstlers, und darin liegt das Rätsel ihrer staunenerregenden, aber durchaus nicht überzeugenden Wirkung. Sein berühmtes Bild 1814, — während des Feldzuges in der Champagne, kalt schauert die feuchte graue Luft und Nebel, von unaussprechlichem Regen durchweicht, ist der Kredeboden; Napoleon, in Gedanken versunken, läßt dem müden Pferde die Zügel über den Hals hängen und, ziemlich weiter hinten, folgt sein Stab, und mürrisch und verdrossen sind der Generale und Offiziere Gesichter —, ist ein anerkanntes und unbestreitbar ein Kunstwerk, das den Niedergang des großen Oberen marant zeichnet. Das ist immenses Talent! Vergleichen wir damit eine Lithographie vom unsterblichen Raffet: Napoleon reitet seinen Grenadieren voran, gleichfalls anno 1814 in der Champagne, im Rücken nur ist er sichtbar, wie er über's Pferd sich vorbeugt . . . ihm nach marschieren die Bärenmützen, Verdruß und Erschöpfung auf den schmauzbärtigen Gesichtern, die Gewehre schüpfend halb in die nassen Mäntel gewickelt, das Schuhzeug mit flebrigem Kot beschmuzt . . . so marschieren die alten Brumm bären und wissen, so müd sind sie, die Beine kaum zu heben, aber sie marschieren immerfort, ohne Aufhören hinter Ihm einher und richten die zornigen Augen auf seinen niedergekrümmten Rücken! . . . Das ist Genie! Und Genie die vom Künstler dazu gefertigte Legende: „*Us grognont . . . et lo suivent toujours.*“

Mit allem Aufwand seines Talents und seines seltenen Wissens an Kostümdunde und geschichtlicher Episodik hat Reiffonnier doch nur großartige Illustrationen zur Geschichte Napoleons geliefert. Des höchsten Künstlers höchste Aufgabe, die Wiedererweckung der Napoleon-Legende, die hat er nicht erfüllt, nicht erfüllen können, weit er zwar ein Meister, aber nur ein Meister seines Könnens, nicht ein gottbegnadeter war.

Meine Kritik des gewaltigen Malers soll sein großes Verdienst nicht herabmindern. Mein Zweck ist allemal und allenthalben nur die Wahrheit. Ich erkenne in Reiffonnier alles Bedeutende, das er war; ich schätze seine Werke, staune über viele

und füge mich bereitwillig seiner alles überragenden Malgeschicklichkeit. Eines aber kann und will ich nicht zugeben: daß er der größte Maler unsres Jahrhunderts ist. Abgesehen davon, daß ein oder mehr seiner Landsleute künstlerisch über ihm stehen, wie Corot und Troyon, ist mir, und zwar von rein künstlerischem Standpunkt aus und durchaus nicht aus engherzigen nationalen Gründen, Menzel lieber wie er, denn ich wiederhole es, Meissonnier besaß immenses Talent, aber war kein Genie.

Die Aufzählung der ausgestellten, durch Vielfachfaltung sattfam bekannten Werke Meissonniers erscheint mir überflüssig.



K r i t i k .

Romane und Novellen.

Georg Fuchs, Die Dornenkrone.
Ein modernes Märchen von Georg Fuchs.
Dresden, C. Damm.

Ob es wirklich ein Märchen ist, auch der Kunstform nach, oder nicht, darüber wollen wir mit dem Dichter nicht streiten. Märchenhaft genug, mit ehrlich bürgerlichen, sittlich gewöhnten Augen gesehen, geht es allerdings in dieser hocharistokratischen Landschaft zu. Und Keuschheit ist nicht nur den handelnden Damen allerlei Gebilts, sondern auch dem Dichter ein leerer Wahn. Er kann sich in der Bestimmtheit der Umrisse und Satttheit der Farben nicht genug thun, wenn er läppige Szenen schildert. Seine Freude an „feinsten Schenkeln“ macht sich in Fansaren und Posaunenstößen Luft, die manches hysterische Weiblein und auch Männlein umwerfen werden. Wögen sie wenigstens weich fallen, die Armen. Rein, es ist doch kein Märchen, lieber Fuchs, es ist ein vierströtiger Roman von schwindelnder Sinnlichkeit. Gut, stellenweise sogar sehr gut ist die Anwendung des Akzubreiten und Postlangweiligen. Dieser Kniff rettet ihn vor der *Lex Heinzo*. M. G. C.

Karl Ed. Klopfer, Zwei Dichter.
Leipzig, K. Meißner.

Der Titel ist für unser litteraturentwöhntes Reichsdeutschland nicht verlockend.

Die Geschichte zweier Dichter, das ist jedenfalls sehr mäßig unterhaltend, Seelenprobleme, Kunstpädagogik, blüherante Liebe, miserable Kameradschaft — damit reizt man unseren herrlichen Bildungsmenschen mit dem Gefreitenknopf oder dem Reserveleutnant auf der Wistarte sicher nicht. Aber der gewählte Titel ist ehrlich und zutreffend. Der kleine Roman behandelt das Schicksal zweier Dichter, Alfred Meißners und — des anderen. Ein furchtbar tragisches Schicksal, wie wir alle wissen, die wir das Ende Meißners und die Fehde, die sich an den Namen des Toten knüpfte, erschütterten Herzens miterlebt. Klopfer hat in zarter, von jeder persönlicher Staudalsucht absolut freier Weise das heikle Problem erfaßt und mit Meisterkraft zur Grundlage einer Seelengeschichte voll Spannung und dramatischer Steigerung gemacht. M. G. C.

Novellen von Ferdinand Kürnberger. Aus dem Nachlasse des Dichters herausgegeben von Wilhelm Lauser. Stuttgart, Verlagsanstalt.

Wer sich ein zutreffendes Charakterbild von dem 1879 gestorbenen deutsch-österreichischen Schriftsteller Kürnberger machen will, wird wohl auch diese Nachlass-Novellen zu Rate ziehen müssen. Sehr unterhaltend sind sie nicht. Und wer den Dichter nicht schon aus seinen geist- und charaktervollen Feuilletons-Sammlungen

„Siegelringe“ und „Literarische Herzenssachen“ schäßen und lieben gelernt hat, wird am Ende mit diesen Novellen gar nicht zu Ende kommen. Die Sprache ist oft genug maniert, der Witz gequält, der Humor barock — und die Technik des Vortrags! Diese Seiltänzerei! Daß man auch auf ebenem Boden festen Schrittes gradaus gehen und an sein Ziel gelangen kann, scheint dem Erzähler viel zu natürlich . . . Kurz, die Freude an dem Buche, daselbe rein als belletristische Leistung für sich betrachtet, wird für den modernen Leser nicht groß sein. Kürzberger als Novellist kann auf freundliche Beurteilung rechnen, wenn man sich an das kürzeste Stück des Buches hält: „Schulmädchen und Hausfrau“. Das ist hübsch und ergreifend. C.

Das ist nun entsetzlich: kaum macht ein Werk aus irgend einem unliterarischen Grund im Ausland Furore, so stürzen sich unsere Übersetzer und Verleger darüber, es uns in möglichst stümperhaftem, eiligt hingeschmiertem Deutsch an den Kopf zu werfen, um die Ehre unserer „Weltliteratur“ und — des Geschäftes zu retten. Am unerträglichsten ist dies schändliche Verfahren, wenn sich's um ein angebliches Dichtwerk handelt, das schon im Original als Gegenfap aller Poesie erkannt worden ist. Keinem einigermaßen gebildeten Engländer oder Amerikaner wird es einfallen, in Edmund Spenser's (Ignatius Donnelly) einen Dichter zu sehen oder auch nur einen Schriftsteller von Rang. Ein guter Reporter, ein gewandter Berichterstatter, für mehr wird er nicht genommen. Aber da hat ein blutig naives, phantastisches Capriccio von ihm über den Untergang Newyorks im zwanzigsten Jahrhundert Zeitungserfolg, sofort wird ein „Roman“ daraus, um dessen Besitz sich die deutschen Verleger rauen. Vereis haben zwei angesehenen Firmen wohlterworbene Übersetzungen gebracht und zwecklos werden noch andere folgen. Keulich wurde in unserer Zeitschrift „Cäsars Denksäule“

mit Gut umgeworfen, heute wollen wir über daselbe Meisterwerk, das in der eleganten Ausgabe der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart sich „Weltuntergang“ betitelt, nur noch lachen. Wir wetten, wäre dieses Buch als deutsche Originalarbeit der Stuttgarter Firma im Manuscript angeboten worden, sie hätte den guten Geschmack gehabt, den Verlag abzulehnen. Die Übersetzung aus dem Englischen aber hat sie schleunigst und unbesehen gebracht, weil sie glaubte, der Erfolg der amerikanischen Ausgabe ließe sich auch in Deutschland ausbeuten. Wir wissen nicht, ob die Rechnung stimmt. Wir wissen nur, daß der überlastete deutsche Buchhandel einen literarisch wertlosen Übersetzungsroman mehr hat.

Daselbe ist von dem Romane „Der amerikanische Präsident“ von Mark Twain zu sagen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Nicht einmal zum Einschlafen taugt dieses Buch, denn es ist so entsetzlich langweilig, daß man's nur mit Zorn und Ärger nach den ersten Seiten fortschleudert. Es ist geradezu gesundheitsgefährlich langweilig und stümperhaft. Ein Eckel an Geistlosigkeit und Bösheit. Aber der Verfasser ist ein Ausländer und hat einen berühmten Namen, also her damit, der deutsche Leser ist so ein urdummer Kerl, daß er schon darauf hereinfallen wird!

Es wäre einfach ein Verbrechen, hätte die nämliche Verlagsanstalt die Sache nicht wieder einigermaßen gut gemacht durch die gleichzeitige Veröffentlichung einiger wirklich gelegener fremder Dichtwerke, die sie in guter Übersetzung und geschmackvoller Ausstattung zu billigem Preise dem deutschen Litteraturfreund vorlegt. Da sind in erster Linie zu nennen: Paul Bourget, „Der Schüler“ und Louis Couperus, „Schidjal“.

Letzteres Werk, von einem jungen Niederländer verfaßt, steht an Feinheit und Kraft der Beobachtung und Begründung des Seelenlebens dem „Schüler“ des französischen Meisters nicht nach, ob-

wohl die Technik derber ist als bei Bourget, ohne den Zola'schen Naturalismus zu erreichen. Das Couperus nach französischen Mustern gearbeitet hat, ist offenbar, daß er sehr viel Talent hat, gleichfalls. Nicht auf der gleichen Höhe hält sich A. G. Löffler, Weiblichkeit und Erotik. Der Titel klingt so sonderbar wie zahlreiche Wendungen im Texte. Das scheint an der Übersetzung zu liegen. Aber der Leser merkt sofort, daß er hier eins der kennenswertesten Werke der nordischen Litteratur vor sich hat, ein tief sinniges, herbes, eigenartiges Stück Leben, von einem ernsten Geiste gestaltet. Solche Romane sind literarisch und ethnologisch gleich wertvoll. Sie erfreuen als Kunstwerk und bereichern unsern Geist durch die naturalistische Zuverlässigkeit der Analyse. Löffler ist ein überzeugungskräftiger Dichter. Es wäre ein Verlust, wenn dieser Name in der „Sammlung ausländischer Romane“ fehlte, denn er bezeichnet eine tüchtige Seele, einen eigenartigen Kopf. M. G. C.

Unheilbar. Roman von Dora Dunder. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Die Lehrerin Christine Neimann und der junge Gelehrte Paul Burghard, beide hübsch und ideal, sogar sehr ideal, ohne Vermögen, sind in heißer Liebe zu einander entbrannt. Der Geliebte erkrankt. Pauls Bruder, Bankier, reich geworden auf dem breiten Wege der Schurkerei, hat ein gieriges Auge auf Christine geworfen und sucht daher das Liebespaar zu trennen, äußerlich und innerlich. Paul wird flugs in ein Bad gebracht und seine Braut bewogen, dem Schwerkranken jegliche Erregung, sei es durch Briefe, sei es durch Besuche, zu ersparen. Der Bankier, dessen Schurkenherz dem Mädchen fremd, verspricht regelmäßige Berichte über das Befinden des Bräutigams. Nun los! Der Zustand des Patienten verschlimmert sich, ist „unheilbar“ — laut Lügenbericht; Christine löst das Band der Treue — nach einem gefälschten Brief. Die Wahrheit: Pauls Befinden macht die besten Fortschritte unter

der liebevollen Pflege der schönen, tugendvollen verwitweten Aisa von Glühbergsfelde, Rittergutsbesitzerin und merkwürdige Passionistin für kranke Männer. Christine weint sich die Augen rot daheim in ihrem Stübchen über den „unheilbaren“ Geliebten. Weiter! Paul erliegt der „heimtückischen“ Krankheit — laut Bankiersbericht; Christine erquidtet sich an Liebeständeleien u. dgl. mit einem andern — laut Lügenbrief. Die Wahrheit: Paul kniet mit Aisa am Traualtar; Christine grämt sich die Brust krank über den Entschlafenen. Der Knoten platzt! Paul und Christine treffen sich leibhaftig in Berlin. Na, na! Der schurkliche Bankier wird in einem Duell niedergestreckt, die gute Aisa will ihren geliebten Paul der rechtmäßigen Besitzerin zurückerstatten, Christine aber stirbt inzwischen an der Schwindsucht, und Paul erlöst sich von dem trugreichen Dasein durch einen Schuß. An der erkaltenden Hülle Christinens geloben sich wieder zwei Treue für Zeit und Ewigkeit; im Exterzimmer des Schlosses zu Glühbergsfelde schenkt eine Nichte der kinderlosen Aisa einem Knaben das Leben und dem Rittergute den bereits testamentierten Erben. — Schon diese Inhaltsfisse läßt ahnen, wie reich das Werk an romanhaften Verwickelungen und Spannungen mannigfacher Art ist. Lebenswahrheit ist eben seine Stärke nicht. Doch es geht alles wie am Schnürchen, und — für die Nerven und das moralische Empfinden der Zeitvertreibsleser die Hauptsache! — das Ende ist gut. Auch der Tod ist echt; er wirkt erlösend, befreiend und wieder verknüpfend, und für die Lebenden bleibt „der Segen der Arbeit, die Treue selbstloser Freundschaft, die sorgende Liebe für ein neues Geschlecht“. Sind auch die Intrigen etwas plump, es macht nichts, der eifrige Leser merkt es bei der Frische und Glätte der Darstellung kaum. Das Buch lieft sich flott. Dora Dunder ist auch bescheiden, sie begnügt sich mit einem Bande. Ein Gregor Samarow hätte den „Unheilbaren“ mindestens durch drei bis vier Bände ge-

schleßt. In Summa „Unheilbar“ ist ein gutes, hübsches Zeitvertreibsbuch.

R. Ripinger.

Otto Julius Bierbaum, Studentenbeichten. Erstes Tausend. Preis 1 M. 50 Pf. München, Dr. Albert u. Co. Separat-Konto.

Dieser Separat-Konto ist ein verteuftell unternehmender Herr. Ein erstes Tausend Studentenbeichten! Himmel halt ein mit deinem Segen: wieviel Tausende solcher Beichten sollen denn noch folgen? Gott, nein, die Inhaltsstafel weist nur sieben Beichten auf. Mit dem trachenden Tausend ist die Auflagezahl gemeint, nach französischer Sitte, na ja. Das läßt sich hören. Da ist einmal ein Eckstein gewesen, der hat im Jahr 75 einen „Besuch im Karzer“ veröffentlicht. Dieser Besuch hat bis heute, laut Kürschner, 85 Auflagen erlebt. Und diese Beichten sind etwas ganz anderes als der Karzerbesuch. Der ist der reine Quark dagegen. Bierbaum ist ein ganz anderer Corpsbruder und Dichter und Fabulist als der Eckstein von Anno 75. Die Welt ist inzwischen riesig fortgeschritten, auch die studentische, mit Siebenmellensteifen. Ich gebe den Bierbaum'schen Beichten Hunderttausend im Minimum und in der halben Zeit.

J. F. H. * * *

Ein neuer Roman „Rode“ ist soeben aus der Feder Conrad Albertis beim Deutschen Verlagshaus Bong u. Co. in Berlin W. 57 erschienen. Er bildet den fünften Teil der Romanreihe Albertis. — „Der Kampf ums Dasein“. Wie der Titel andeutet, schildert der Roman die Rode und ihre Bedeutung für das gesellschaftliche Leben. Der Held des Romans ist ein junger ehrgeiziger Schauspieler, Max Velip. Er wird der Schüßling einer reichen Dame, deren Geist und Einfluß ihm die bis dahin vergebens erstrebte Laufbahn öffnen. Aber seine schnellen Erfolge sind sein Verhängnis: er hält sich für einen Fürsten der Kunst und ist nur ein Kind der Rode. Im Übermut ver-

seindet er sich mit seinen Gönnern, und das Unglück naht sich ihm ebenso schnell wie das Glück. Da wird seine einstige Freundin, mit der er auf der Höhe seiner Erfolge gebrochen, noch einmal, als Sterbende, seine Ketterin. Nachdem sie sich in schwerem Kampfe selbst überwunden und ihre allmählich entstandene leidenschaftliche Neigung für Velip niedergelassen hat, giebt sie ihm den verlorenen Glauben an sich selbst wieder. In neuer Arbeit sucht er ein echter Künstler zu werden und sich zu erwerben, was ihm einst die Tagesmode zugeworfen und wieder entzogen hatte. Man sieht aus dieser kurzen Inhaltsangabe, wie der Verfasser aus dem wirklichen Leben geschöpft hat. Die Handlung entwickelt sich spannend, die Charaktere sind wahr, wir lernen interessante Menschen kennen. Nicht der letzte Vorzug des Buches ist, daß es bei all seiner Lebenswahrheit unbedenklich jeder Dame in die Hand gegeben werden kann. Der einst so wilde Drauflosgänger und Wahrheitsjanatiler ist ein mauerlicher Schriftsteller geworden, der nicht nur im Fabulieren, sondern auch in der Wohl- anständigkeit mit den geistigsten Dichtern unserer ersten Familienblätter wetteifert. Möge seine „Rode“ in Rode kommen. X. Y. Z.

Georges Cethoud, Kees Dooril. Ein vlämischer Sittentoman. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). — Ein neuer Band aus der vortrefflichen Sammlung ausländischer Romane, die uns schon die Bekanntschaft manches in Deutschland bisher unbekanntes Talentes vermittelt hat. Nach dem Holländer Louis Couperus lernen wir heute den französisch schreibenden Flämänder Cethoud kennen, den bedeutendsten Vertreter der jungen belgischen Dichterschule. Der vorliegende Roman ist eine Fortgeschichte, ein Stück aus dem vlämischen Bauernleben, das in seiner Terzheit und Ursprünglichkeit so viel des Interessanten bietet für die realistische Schilderung, eine überreiche Fundgrube,

die für die Litteratur leider viel zu wenig ausgebeutet worden ist. In Holland ist es nur Emile Seipens, der in seinen Vorgeschichten aus Limburg mit kräftigen Strichen das Landleben dieser Gegend zeichnet. Umso erfreulicher ist die vorliegende Übersetzung des Gekhoud'schen Romans. Die Handlung ist sehr einfach, der Hauptwert des Romans liegt in der typischen Beschreibung von Land und Leuten. Den Glanzpunkt bildet in dieser Beziehung die Schilderung einer holländischen Kirche, mit ihren Frech- und Saufgelagen, die Beschreibung all des wüsten, ungebundenen Treibens, dem sich das Bauernvolk in diesen Tagen zügelloser Ausgelassenheit hingiebt. Es giebt nicht viel Bücher, welche den Leser in einen solch interessanten und durch und durch originellen Stoffkreis führen. Schon aus diesem Grund verdient die Übersetzung warm empfohlen zu werden. Der Name des Übersetzers, dem doch immerhin das nicht kleine Verdienst gebührt, ein Talent wie Gekhoud bei uns eingeführt zu haben, wird ungerechterweise nicht angeführt. Die Verlagsanstalt sollte in dieser Beziehung doch einen Unterschied machen zwischen einer bestellten und fabrikmäßig hergestellten Übersetzung von Jota, Ohnet usw. und einer aus eigener Initiative hervorgegangenen, wie der vorliegenden.

Paul Kaché.

Anna Croissant-Rust, Feierabend und andere Münchener Geschichten. (München, Dr. Albert & Co.) — „Feierabend“, eine Erzählung aus dem Arbeiterproletariat, wurde vor mehreren Jahren zuerst in unserer „Gesellschaft“ veröffentlicht. Es ist eine tüchtige Leistung. Die Verfasserin weiß das Äußere der Natur, namentlich das Häßliche und Gräßliche, scharf zu beobachten und lebendig darzustellen. Ihre Art des Vortrags weicht den kritischen Kunstverstand mehr, als das naive künstlerische Empfinden, was sich wohl daraus erklärt, daß das innere, elementare Leben der Vortragenden etwas zu faßlich und dürftig ist. Der Band ent-

hält noch drei kleine Geschichten, welche jedoch keine neue Seite des dichterischen Talentes offenbaren.

C.

Hanna Schomaker, Liebeswircen. Hamburg, Richter.

Das sind zwei große, schöne Novellen „Die Wäschers-Küche“ und „Linda“. Es ist auch realistische Kunst, aber nicht von der rauhen Art wie bei Frau Croissant-Rust. Auch besitz Frau Schomaker, was ihrer bayerischen Kollegin in bedenkllichem Maße mangelt, das wesentlich poetische Element der Phantasie. Ihre Kleinmalerei wirkt darum viel eindringlicher und wärmer, ihre Charakterbilder sind nicht äußerlich arrangiert und nicht bloß raffinierte Kunststücke der Technik. Ihre Erzählungsweise ist spannend und für den anspruchsvollen Leser reich an prächtig geistvollen Einzelheiten.

C.

Max Nordau, Gefühls-Komödie. Breslau, Schottlaender.

Von diesem Roman ist bereits eine dritte Auflage erschienen. Ein Triumph moderner Prosaablichtung ist er nicht — dagegen spricht schon sein rascher Erfolg. Starke Werte von mächtiger Geistigkeit und hoher künstlerischer Eigenart pflegen in Deutschland nicht so schnell Eingang zu finden. Wie alles, was Nordau ansieht, geschickt und interessant und, zur Steigerung der Pikanterie, paradox wird, so auch seine Romanbücher. In dieser Gefühlskomödie hat sich der Verfasser ein schweres Stück eigenes Liebesleid — man lächle nicht! — vom Herzen geschrieben, und wenn er warn, pathetisch und tragisch wird, so steckt hinter dem Spas ein düsterer Ernst. Dieses Buch bedeutet im Leben des Autors mehr, als in der Litteraturgeschichte. Das ist seine Rechtfertigung und seine Verdammung. Eine völkerpsychologische Wertwürdigkeit: die handelnden Menschen in dem Buche sind lauter raffechte Juden. Diese Echtheit sichert ihm unter allen Umständen das Interesse ernster, nachdenklicher Leser. Es giebt Schattierungen der Rasse im Gefühlsleben, die von

Nordan — bewußt oder unbewußt — sehr fräftig herausgearbeitet worden sind.

C.

Lyrik.

Mattgold. Neue Dichtungen von Maurice Reinhold von Stern. Zürich, Verlag von „Sterns litt. Bulletin der Schweiz.“ 1893. — Die erste Abtheilung des Buches („Herrlich“) präsentiert uns den Dichter in einem scheinbar-neuen Gewande, dem der Epik. Daß er auch da Seligenes leistet, wie wir es eben nur von einem Stern erwarten dürfen, steht ganz außer Frage. Namentlich gilt dies von den Fäen: „Philosophentanz“, „Der Tod des Sardanapat“ und „Das Opfer des Naal“. Ich sage: scheinbar-neuem Gewande, weil die Epik unseres prächtigen Lieoländers, dem wir alle — und speziell meine Wenigkeit — ewig-unvergessliche Erhebung verdanken, doch im Grunde genommen nichts anderes, als in epische Stoffe gegoffene Lyrik ist. Es liegt mir fern, damit irgend einen Tadel auszusprechen; ich konstatiere lediglich die Thatsache und füge bei, daß mich Sterns immediate Lyrik mehr anspricht, als diese Mischung, die auch — wie es scheint — mit seiner Natur nicht ganz im Einklange steht. Sein Gebiet ist die reine Lyrik; dabei bleibe ich! — Von den lyrischen Gedichten des ersten Theiles erwähne ich die mächtige Bibelparaphrase: „Die Sünderin“ und das stimmungsbuhtige „Eiger-Reiter“. Köstlich satirisch ist der „Kanon der Sittsamen“:

Laßt die bösen Wuden lachen!
Wir empfinden stolz die Straß,
Fromm und bieder zu bewandnen
Unser alte Jungfernschaft.

(Str. 6.) —

Ohne Tugend, ohne Sitte
Ist die gotterloshne Schor,
Fadach, der verruchte Wittie,
Hendel, Holz und Herrmann Wahr.

Schluß (Str. 9.) —

Mühtend in der Kimberfibel
Wünschen wir ins Morgenrot,
Mit der Münte, mit der Bibel
Schlagen wir die Schönheit tot.

Der zweite Teil „Trübungen“ enthält niedliche Pastells, wie: „Abstieg“, „Die weiße Blume“, ein großzüliges soziales Gedicht: „Arbeiterweltfeiertag 1892“. Aus dem dritten Abschnitt hebe ich hervor: „Glückliche Reise“ und das erschütternde „Dreimal Staub“. Vierter Teil: „Liebesfrühling“. Aus dem letzten Abschnitt hat mich „Reerheimweh“, „Jad und ich“, und „Zürcher Rondscheinbild“ angesprochen. Gedichte, wie „Rauserei“, „Der Tod und das Mädchen“ wären wohl besser weggeblieben. . .

Staus von der Mark.

Miza. Ein Reise- und Liebesgesang von Gustav Morgenstern. E. Pierson, Dresden. — Ein Buch voll ergöglicher Einfälle und lustiger Verse. Der Autor ist fleißig zu Heinrich Heine in die Schule gegangen und man kann ihm das beste Zeugnis ausstellen. Er hat viel von seinem Vorbilde gelernt, manches hat er ihm gar zu genau abgeguckt, Eigenes, Individuelles hat er uns nicht gegeben. Heute, wo es nur wenig Originale giebt, sind wir auch mit einer guten Copie zufrieden. Und Morgenstern hat in seiner „Miza“ Atta Troll mit einer gewissen Virtuosität imitiert. Form, Stil, Koloristik, alles getreu nach dem erwählten Muster. Einige Geschmacklosigkeiten laufen unter, wie die Verwobung aktueller Judentretionen und persönlicher Antipathie. Im übrigen wird sich aber jeder Leser an dem von funkelndem Witz und geistreicher Satire erfüllten Büchlein erfreuern. Alex. Engel.

Lieder der Waldfrau. Von Herta v. Föschinger (Heinz Offer). München, Dr. Albert u. Comp.

Darüber sind alle einig, die dieses Wiederbuch ernsthaft geprüft haben: es ist das Werk einer echten Dichterin, einer reifen Künstlerin, einer geist- und gemütvollen Frau, die mit sich und der Welt ins Reine gekommen. Kein einziges dieser Gedichte giebt Anlaß zu einer kritischen Rüge, so durchweg vollendet sind sie in ihrer einfachen, edlen Form; kein einziges ist gesucht oder bedeutungslos in seinem

Inhalt. Damit sagen wir nichts Neues oder Unbewiesenes, denn Heriberta von Poschinger hat als Heinz Oßer sich längst die Sympathien der Leser unserer „Gesellschaft“ erworben; seit acht Jahren ist sie unsere treue Mitarbeiterin, eine große Anzahl ihrer Lieder sind in unserem „Dichteralbum“ zuerst erschienen. Da mutet es nun seltsam an, wenn ein literaturkundiger Thebaner in dem Hamburger „Zuschauer“ (noch dazu im Probeheft!) verkündigt: „Heriberta v. Poschinger . . . ich höre den Namen zum erstenmal und so wird es den meisten Lesern ergehen. Man sollte ihn sich einprägen, wenn es auch nicht allzuleicht fallen wird.“ Ei, ei, klingt denn Poschinger gar so bardarisch oder tönt dieser Name zum erstenmal durch das gebildete Deutschland? Hat der gelehrte „Zuschauer“ noch nie von einem anderen Poschinger gehört, der als politischer Schriftsteller einen ersten Rang in unserer Reichslitteratur einnimmt, der drei Bände „Bismarck als Volkswirt“ geschrieben, dessen „Vassalles Leiden“ vier Auflagen erlebt, und der mehrere Bände „Neue Bismarckdrieße“ herausgegeben, von zahlreichen anderen, sehr geschätzten wirtschaftlichen Publikationen zu schweigen? Und da sollte es einem gebildeten Deutschen „nicht allzuleicht fallen“ sich den Namen Poschinger „einzuprägen“? Und steht neben Heriberta v. Poschinger nicht unser Heinz Oßer deutlich und schön auf dem Titelblatt? Der aufmerksame „Zuschauer“ kennt also auch die „Gesellschaft“ nicht? Wo hat er denn in den letzten acht Jahren seine Zuschauer-Augen gehabt? Ich will ihm noch Einiges verraten, einige mnemotechnische Hilfsmittel, damit ihm und seinen Freunden die Einprägung des Namens Poschinger weniger schwer falle. Das Pseudonym Heinz Oßer betreffend: Heinz klingt offenbar an Heriberta an, Oßer ist ein bekannter Berg des Böhmerwaldes. Die Ausläufer des Böhmerwaldes auf bayrischem Gebiet sind auf den Landarten als Bayerischer Wald oder Bayerwald be-

zeichnet. In diesem Bayerwalde hat die Familie v. Poschinger riesige Besitzungen, die berühmten Glasfabriken daselbst sind ihr Eigentum. Vielleicht reimt sich jetzt der „Zuschauer“ die Lieder der Waldfrau, den Heinz Oßer und die Heriberta v. Poschinger (die den Kunstfreunden durch ihre Ausstellungen im Münchener Kunstverein längst auch als tüchtige Malerin bekannt ist) etwas leichter zusammen. Nun will ich auch dem „Zuschauer“ gestehen, daß ich ihm seine Unwissenheit gern verzeihe um der aufrichtigen Freude willen, die er über die Entdeckung dieser echten Dichterin empfindet und laut bekennet. Er rühmt die Kraft und Milde ihres Wesens und macht über die künstlerische Art ihres Liederwerkes verständige Bemerkungen. Er schreibt in erquickend nativer Weise: „Da müßte ich es nun, wenn ich ein rechter Kritiker wäre, mit gewaltiger Emphase in die Welt hinaus schreien: Sie ist entdeckt, sie ist entdeckt!“ — Es giebt noch gute Menschen. Friß Hammer.

„Das Blühen will nicht enden!“ Nur geht's nicht so weiter wie der biedere Uhlant meint, daß nun plötzlich alles, alles sich wenden müsse. Die Qual des Lyrikers erneuert sich mit jedem jungen Morgen, denn dem Lieder-Frühling steht das Publikum des Reichs reichs gegenüber, eisalt bis ins Herz hinein. In den letzten Monaten wurden mir folgende lyrische Werke überreicht:

Karl Boerdmann, Zu Zwei'n im Süden. Dresden, Ehlermann.

Heinrich Vulthaupt, Durch Frost und Glut. Oldenburg und Leipzig, Schulze.

Wilhelm Weigand, Kugellieder. München, Rothoff.

Dios iras und andere Gedichte von Georg Schaumberg. München, Dr. Kiderit und Co.

Heinrich v. Reder, Rotes und blaues Blut. München, w. o.

Freih. Heinrich v. Korff, Aus meiner Welt. Wien, Leopold Weiss.

Mariabette Grazie, Italienische
Vignetten. Wien, w. o.

J. R. Spandl, Septische und
aseptische Gesänge eines Medi-
ziners. München, Fr. Bassermann.

Ronrad Ries, Funken! Großen-
haim, Ronge.

Richard Schaulal, Gedichte. Dres-
den, Pierson.

Friedrich Adler, Gedichte. Berlin,
Fontane und Co.

Paul Lanzky, Neue Gedichte.
Leipzig, W. Friedrich.

Hubert Müller, Gedichte. Berlin,
Julius Lieber.

Josef Zeller, Frisch o' zapst.
Neue Gesänge in altdairischer Mundart.
Chemnitz, J. Zeller.

E. D. Hörsting, Weltenträume.
Leipzig, Th. Grieben.

Germania und ihre Kinder. Eine
Satire von Friedrich Freiherr von
Khaynach. Leipzig, Selbstverlag.

Ein halbes Duzend weiterer lyrischer
Hände sind mir im Augenblick nicht zur
Hand, einige hat mein Sohn Erwin weg-
gekratzt, vermutlich um Mühen damit zu
bauen, einige andere haben Bekannte fortge-
schleppt, um sich gratis in der deutschen Lyrik
fortzubilden. Ich habe meine Frau im Ver-
dacht, daß sie sich auch einen Band an-
geeignet hat, den hübschest gebundenen,
wahrscheinlich um mir nach der Vignette
auf dem Deckel eine Cigarrentasche zu
meinem Geburtstag stücken zu lassen (die
zärtlichen Gattinnen sind bei solchen Ge-
legenheiten so erfinderisch!) — Ich ge-
lobe, die Sammlung vollständig herzu-
stellen; sie vollständig zu lesen und zu
kritikieren, verspreche ich nicht. Ich dichte
selber. M. G. C.

Dramen.

Vollière's Meisterwerke in deutscher
Übertragung von Ludwig Zulda. Stutt-
gart, J. G. Cotta Nachfolger.

Wie Shakespeare, so sind wir auch

Vollière zu den Unseren zu rechnen ge-
wohnt. Trotz der Klopstock'schen Warnung:

„Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht wie du!

Sei nicht allzugerecht!

Sie denken nicht edel genug.

Zu sehen wie schön dein Fehler ist!“

werden wir nicht davon lassen, uns aus
dem Fehler eine Tugend und einen Vorzug
zu machen. Unermüßlichen Fleiß, wie ihn
unsere Übersetzer seit hundert Jahren für
Shakespeare erübrigten, haben wir an
Vollière nicht gewandt, wir gaben uns
erwärtungsvoll gerabe bei diesem Fein-
sten aller Franzosen mit den unzuläng-
lichsten und stumpfsten Übertragungen zu-
frieden. Es wird keine geringe Mühe kosten,
unsere Bühnen zu veranlassen, den alten
Schkendrian abzutun und Zinda's wirklich
meisterhafte Übertragung Vollière's
sich anzueignen. Der Pann der schlechten
Theater-Vollière-Bücher wird erst ge-
brochen werden, wenn das Zulda'sche Buch
in immer weiteren Kreisen der Literatur-
freunde Eingang findet und dort so ge-
schmackläuternd wirkt, daß man die rohen
Volliraden des Theaters ohne Protest nicht
mehr ertragen kann. Vor allem fort mit
den Dingelstedt'schen Verballhornungen!

M. G. C.

Ein Frauenjäger (Tatiana Re-
pina). Schauspiel in vier Akten von
Alexey Suworin. Berlin, 1892. Verlag
von Freund u. Zedel (Carl Freund).

Unter den wenigen namhaften Erschei-
nungen der russischen Dramatik neuerer
Zeit ragt das soeben auch in einer aus-
gezeichnet sorgfältigen und gewandten deut-
schen Übersetzung erschienene Drama des
russischen Publizisten und Schriftstellers
Suworin hervor, dessen „Nebea“ schon früher
seinen Ruhm ins Ausland getragen hat,
und das vielfach auch in deutschen Literatur-
geschichten als treffliche Dichtung gelobt
und besprochen wurde. In dem vorliegen-
den Schauspiel führt uns Suworin eine
ebenso schöne als begabte und leidenschaft-
liche Schauspielerin, Tatiana Repina, vor,
die in einer großen südrussischen Provinz

stadt, als Künstlerin verehrt und gefeiert, ganz ihrer aufrichtigen Zuneigung lebt, die sie zu einem elenden, in ihren Augen allerdings viel besser erscheinenden Wüstling hegt. Dieser, durch sein leichtes und schwelgerisches Leben moralisch und materiell total zu Grunde gerichtet, sucht durch eine Ehe mit einer reichen Witwe seiner Not ein Ende zu machen; Nepina aber, in ihren heiligsten Gefühlen getäuscht und obendrein von Sabinin — dies der Name jenes „Frauenjägers“ — und dessen zukünftiger Gattin geschmäht und beleidigt, nimmt bei einer Theatervorstellung auf der Bühne Gift, in ihrem letzten Augenblicke noch dem reuigen Sabinin verzeihend. So entgeht sie, „das Opfer des Frauenjägers“, — dieser, dem Drama ursprünglich zuge dachte Titel wurde von der Censurbehörde gestrichen — dem ganzen unerträglichen Lasterleben, wie sie sagt. Nach traurigen Erfahrungen endigt sie so ihr ruhmvolles, viel versprechendes Leben. Der Schmerz über Geringerschätzung, die ihr trotz aller Triumphe der Kunst, trotz Talent und Klugheit zu Teil wird, treibt sie in den Tod.

Abgesehen von dem tiefergreifenden Stoff, den der Dichter hier bearbeitet hat, versteht er es auch, die einzelnen Persönlichkeiten treffend und wahr zu charakterisieren, das bunte Treiben vor und hinter den Kulissen, das eigenartige Leben des grundbesitzenden Landadels in einer so meisterhaften Weise zu schildern und bis in die Details zu zeichnen, daß uns der ungeteilte Beifall, von dem russische Journale bei Gelegenheit der Erstaufführung im russischen Hoftheater derkriheten, nicht wundern darf. Hugo Pollak.

Kunstgeschichte.

Aus dem Nachlasse des Malers Jakob Emil Schindler hat der Architekt Fischel eine Anzahl von Aussprüchen über Landschaftsmalerei veröffentlicht, die gerade wegen ihrer Einseitigkeit ein interessantes

und zuverlässiges Licht auf die persönliche Naturempfindung des schaffenden Künstlers werfen. Wir geben als Probe hier die Aussprüche über die beiden Achenbach. Über Oswald Achenbach: „Um von greifbaren, von unergründlich nachsichtbaren Dingen in Achenbachs Bildern zu sprechen, bemerke ich, daß er wohl unter allen lebenden und toten Malern die höchste Meisterschaft in der Darstellungen jener Stimmungen erreichte, der großartigsten, kompliziertesten, die oft auf die Dauer von Sekunden beschränkt sind, und die sich vor ihm Niemand auch nur bildlich zu denken getraut hat. Und wie löste er die schwierigsten aller Probleme? Nicht allein der Maler, auch der Meteorologe und Physiologe stehen bewundernd vor diesen gebannten Sekunden. Wie in einer nach allen klassischen Regeln aufgebauten Fuge stehen unmöglich scheinende Töne klar und richtig vor uns, und, was man nicht von allen Fugen sagen kann, musikalisch schön. — Andreas Achenbach: Er bezwang die Natur durch die äußerste männliche Festigkeit und durch eine beispiellose Ausdauer. Jeder Strich ist Mannesthat, jedes Bild eine gewonnene Schlacht, während Oswald Achenbachs Bilder stets nur Nachklänge selb durchledter Stunden sind. Andreas Achenbach wühlt in seiner Natur, wie die Schaufelräder seiner Dampfer in der Nordsee, seine Welle schlägt eisig über und an uns vorbei. Wir fühlen die Schwingen des Ozeans und hören seinen mächtigen Flügelschlag von seinen Schöpfungen herad mit den Ohren unserer Seele.“ — Das ist gewiß sehr hübsch gesagt und erfüllt uns mit hoher Achtung vor dem Künstler. Aber wir dürfen uns doch nicht verheimlichen, daß z. B. in den 70er Jahren die Thätigkeit Andreas Achenbachs sich zu einer Massenproduktion steigerte, aus der nur wenige echte Meisterwerke hervortragen. Es ist z. B. ein Verdienst des Meyer'schen Konversationslexikons (Leipzig, Bibliogr. Institut), daß es in seiner neuesten 5. Aufl. ehrlich darauf aufmerksam macht,

wie es überhaupt an zuverlässiger Künstlerkritik nicht zu wünschen übrig läßt.

M. G. C.

Richard Wuthers Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert (München, Hirths Kunstverlag), von der uns die erste Lieferung vorliegt, wird neben den bereits im vorigen Hefte ange deuteten Vorzügen auch den haben, daß das Wertmaß für alle Kunstländer das gleiche ist, wodurch jene falschpatriotische Urtheilerei forrriert wird, die für das eigene Vaterland eigene Wertmaße anfertigt und damit ein ganz verschiedenes Bild der internationalen Kunstschöpfung zuwege bringt. Wer eine Kunstgeschichte zu Hand nimmt, soll strenge Wissenschaft und ungedeugte Gerechtigkeit im Urtheil finden, aber nicht chauvinistische Fälschung und Verdäbhornung. Wir haben gerade aus dem Gesühle unserer nationalen Eigenart heraus das stärkste Interesse daran, zu erfahren, welche Stufe der Bedeutung unsere moderne deutsche Malerei im europäischen Kunstleben einnimmt. Auf diese wichtige Frage giebt uns Wuthers auf Grund umfassender und eindringender Studien Antwort — ohne Menschenscheu, keinem zu Lieb und zu Leid. Mit seinem Geschichtswerte wird das ästhetische Deutschland auf dem Wege kritischer Ehrlichkeit wieder einen guten Schritt vorwärts thun, und manches gefährliche Vorurtheil, seither genährt durch östziöse oder parteiliche Schönfärderei, wird beseitigt werden.

M. G. C.

Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend. Von Dr. Konrad Lange, a. o. Professor der Kunstwissenschaft an der Universität Königsberg i. Pr. 16¹/₂, Bogen 8°. Preis 3 M. Verlag A. Bergstraeher in Darmstadt. — Eine geharnischte Streitschrift, die sich gegen das herrschende System der künstlerischen Erziehung unserer höheren Stände wendet und dieselbe durch eine Anzahl eingreifender Reformen in modernem Sinne umgestalten sucht. Einzelne der hier ausge-

föhrten Vorschläge sind zwar schon früher und von anderen gemacht worden, aber es fehlte bleher an einer zusammenfassenden Behandlung des ganzen Gegenstandes und an einer Darstellung desselben von einheitlichen Gesichtspunkten aus. Diese Lücke soll das Werk ausfüllen. Den Kern der Darstellung bildet natürlich der Zeichenunterricht auf unseren Gymnasien. Es wird nachgewiesen, daß die in den neuen preußischen Lehrplänen für die Gymnasien angeordnete Vermehrung des obligatorischen Zeichenunterrichts durchaus nicht genügt, um die künstlerische Bildung der Gymnasiasten in die richtigen Wege zu leiten, daß vor allen Dingen die von der Mehrzahl unserer seminaristisch gebildeten Zeichenlehrer vertretene Methode des geometrischen und ornamentalen Zeichnens durchaus ungeeignet ist, dem Schüler Lust und Liebe zur Sache zu machen und seine ästhetischen Bedürfnisse zu befriedigen. Der Verfasser verleiht hier einer in den weitesten Kreisen verbreiteten Mißstimmung über diese leider auch von den Schutzbehörden nicht genügend besümpfte Unterrichtsmethode einen teilweise sehr scharfen, aber auf Thatsachen gegründeten Ausdruck. Die verschiedenen jetzt herrschenden, sowie die früher vorgeschlagenen Methoden des Zeichenunterrichts werden einer Kritik unterzogen und eine neue Methode zur Begutachtung vorgelegt, die, ausgehend von schematischen flächenhaften Lebensformen und besonders stehend auf dem Zeichnen plastischer Modelle von Gebrauchsgegenständen, vor allen Dingen den Zusammenhang des Zeichnens mit der Natur und seinen künstlerischen Charakter wiederherzustellen sucht. Sehr entschieden wird die Lektüre von Lessings Laokoon auf den Gymnasium verdammt, weil die von Lessing vertretenen Anschauungen durchwoeg den modernen Begriffen vom Wesen der Kunst nicht mehr entsprechen. Auch den Vorschlägen, die Kunstgeschichte als Lehrgegenstand in den Gymnasien einzuföhren, steht der Verfasser ablehnend gegenüber. In einem Anhang dieses

Hauptabschnittes giebt er einen kurzen Überblick über die Erfolge der Agitation für Knabenhandarbeit in den verschiedenen Ländern und kommt dabei zu dem Resultat, daß diese Bestrebungen noch viel mehr als bisher von den Behörden unterstützt werden müssen, wenn nicht Deutschland demnächst anderen Ländern in Bezug auf die handwerkliche Erziehung des Volkes merklich nachstehen soll. Diesem Hauptabschnitt geht ein Kapitel voraus, das von der künstlerischen Erziehung des vor- und nachschulpflichtigen Alters handelt. Es kommt dem Verfasser hierbei besonders auf den Nachweis an, daß die künstlerische Begabung keineswegs ein Ausnahmefall ist, sondern bei normal organisierten Menschen geradezu die Regel bildet, daß Kinder fast durchweg künstlerisch beanlagt sind, und nur die spätere Vernachlässigung ihres künstlerischen Triebes die Schuld daran trägt, daß diese Gaden so oft verkümmern. Bei dieser Gelegenheit wird die neuerdings eingeriffene Übertreibung in Bezug auf die Herstellung gewisser Spielsachen (Puppen, Baukästen) als Symptom einer unproduktiven Kultur getadelt und aus physiologischen und pädagogischen Erwägungen der richtige Stützpunkt für die Herstellung von Kinderbildern usw. zu entwickeln gesucht. Auch die Fröbelschen Handbeschäftigungen, mit deren Prinzip sich der Verfasser im allgemeinen einverstanden erklärt, werden auf ihre pädagogische Brauchbarkeit im Sinne einer modernen Kunst- und Handerziehung geprüft und von mehreren Übertreibungen, die sich in ihnen eingemischt haben, gereinigt. Ein dritter Abschnitt beschäftigt sich mit dem Betrieb des Zeichenunterrichts und der Kunstgeschichte an den Universitäten. Hier tritt der Verfasser vor allen Dingen dem neuerdings mehr und mehr überhandnehmenden gelehrten Betriebe des akademischen Kunstunterrichts entgegen. Er vertritt den Standpunkt, daß die Kunstgeschichte an der Universität in erster Linie die Bedeutung eines allgemein bildenden

Faches habe und daß das Ziel der kunst-historischen Vorlesungen und Übungen an unseren Hochschulen nur die ästhetische Anregung eines möglichst großen Kreises von Zuhörern sein könne, nicht die Erziehung kunst-historischer Spezialisten. Abweichend sowohl von Springer wie von der gegenwärtig herrschenden historischen Schule, wird die Notwendigkeit einer systematischen (technisch-ästhetischen) Behandlung neben der historischen betont und der Schwerpunkt auf die Schilderung der Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts im Gegensatz zu derjenigen des Mittelalters gelegt.

Das Ganze wird zwar in den Kreisen der Kunst-historiker und Zeichenlehrer wahrscheinlich auf Widerspruch stoßen, dafür aber hoffentlich bei vielen Künstlern, die auf dem Boden der modernen Kunstanschauungen stehen, und bei denjenigen Pädagogen, die den modernen Erziehungsgrundsätzen huldigen, im allgemeinen Anklang finden. Eltern, denen das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt, werden gut thun, von den hier ausgesprochenen Grundätzen einer gesunden Kunst- und Handerziehung Notiz zu nehmen. Man darf hoffen, daß in Folge dieser und ähnlicher Schriften die Reform unseres Unterrichtsweises, die sich bisher vorwiegend auf die größere Pflege der Mathematik und Naturwissenschaften und auf die größere körperliche Ausbildung der Jugend gerichtet hat, sich nun auch der für unsere nationale Wohlfahrt und unsere ganze Volksentwicklung so ungemein wichtigen künstlerischen Seite zuwenden werde.

X. Y. Z.

Vermischte Schriften.

Der Fluch der Mannheit. Zwei Vorlesungen für Männer von Henry Barley. Nach dem 180. Tausend der englischen Ausgabe übersetzt von Robert v. Zwingmann. Einzige vom Autor genehmigte Übertragung. Dritte Auflage (Leipzig, Reinhold Weithers. 1893). —

Mister Henry Barley, ein „Diener Christi“ — so nennt er sich selber — leßt den Männern Old-Englands über den Fluch der Mannheit vor und zwar, wie es scheint, mit sehr großem Erfolge, gewiß sehr schön von ihm — aber uns ganz und gar nicht berührend. Dies hauptsächlich wegen seines Standpunktes, seiner durch und durch pietistischen Gesinnung. Der Typus eines fanatischen Pfaffen, der da glaubt, die „Absichten und Gedanken Gottes“ genau zu kennen und die „Gnade des Himmels“ gepachtet zu haben. An Selbstbewußtsein und Prahlerei übertrifft diesen ehrenwerten „Streiter des Herrn“, der die „Waffenrüstung des Heils“ angezogen hat — so sagt er wenigstens — wohl selten einer, nicht minder an possierlich-wirkender Kauf-; er glaubt, daß seine „Vorlesungen des Feuers nicht erlangen werden, daß den Sprengstoff, mit dem er seine Gefohle geladen, entzünden soll“, in dieser Voraussetzung „legt er die Art an die Wurzeln des Giftbaumes“ und führt Luftstöße gegen die „fleschliche Begierde, die tierische Leidenschaft, die Hundennatur, die gottlose Fleischesünde, die nichtswürdige, schmutzige Wollust, die unnatürliche Sinnlichkeit“ und wie er den segnellsten Kontakt sonst noch nennt. Ihm deucht es ein „heiliger Kampf“, der „Anspruch auf Gottseligkeit“ in sich schließt, er sieht die „Engel weinen“ über die „schandbare, gemelne Sittenlosigkeit“, ruft „Bech und Schwefel“ herab auf die „elsthaften Sünden“ und wünscht das „schredliche Urteil Sodoms, Hertulanums und Pompejis“ vollstreckt zu sehen — kurz, er spielt sich auf den modernen Joid hinaus.

’s war einer, dem’s zu Herzen gieng.

Das ihm der Josp so hinten hing —

Er woll’ es anders haben . . .

aber wie er sich dreht und wendet:

Der Josp, der hängt ihm hinten.

Und überall gukt der Schwarzrock hervor. Nichts, rein nichts ist ihm gebaden, die „wunderbare Einrichtung des Auges ein Fallstrid“, das „Verhalten der Ehegatten wird von dem bloßen Verlangen

nach sinnlicher Befriedigung“ geregelt, seiner Theorie gemäß „müssen die in der Hitze der leidenschaftlichen Erregung gezeugten Kinder die Fleischeslust von vornherein in sich tragen“ (dafür spricht sein „gesunder Menschenverstand“), die Museen sind ihm „ein wahres Beinhaus der Hölle“ und regen nur „zu teuflischer Unsitlichkeit“ an, die Ärzte, die außereheichen Beischlaf anraten, „Schuste und Rörder“, er hat „Hülle“, aber er „wartet nur darauf, daß ihm ein klarliegender Fall zu Ohren kommt“, worauf er nicht ermangeln wird, die Namen der Betroffenen an den Schandpranger zu nageln. Besonders pikant ist das Kapitel: „Das Fleischergericht der Hure.“
Überhaupt scheint der Herr Reverend für das leptere Wort sehr viel Passion zu haben. Es kommt in der 120 Seiten starken Broschüre nicht weniger als 56 mal vor; auch „Hurerrei“ besitzt seinen Beifall (40 mal), während ihm „Hurer“ nicht sonderlich klingt (10 mal). Citate giebt, wie selbstverständlich, der Herr Pastor eine Unmasse (87). Bibelfestigkeit ist eben seine Stärke, oder Schwäche, wie man’s eben nimmt. Die ganze heilige Schrift marschirt auf — altes und neues Testament; also eine Art „Meiner Büchmann“. Besonderer Günst erfreuen sich die Sprüchwörter (15 Citate), und der Brief an die Corinthier (13 Citate), hauptsächlich Stellen über „Hure“ und „Hurerrei“. Schade, daß das Hobelied fehlt — dort giebt’s exzellente Belege! Eine sehr wichtige Bemerkung steht auf Seite 115: „Velmade jedes englische Kind kommt in die Welt“, ebenso Seite 118: „Die Beschneidung vermindert die verderblichen Gefühle sinnlichen Vergnügens und schiebt da durch der Selbstbedeckung und Hurerrei, sowie des Ehebruchs (sic!) einen mächtigen Riegel vor.“ Ergo ihr Herren Rabbiner, wept eure Steinhämmer! Weniger nalo klingt es, wenn Mister Barley sagt: „Die Samenabflüsse bilden ein großes Hindernis, um ein von Gebetsgeist durchwohtes, dem Herrn geweihtes Leben zu führen.“ Selbst- erfahrung, Herr Reverend?? Auch einige

Siehe auf Lord Byron (natürlich!) giebt er zum Besten; von der Schriftstellerin Cuida behauptet er, daß sie „Festhauchromane“ schreibe. Die soziale Frage wird Seite 118 „gelöst“ und zwar in mystischer Weise: „Die Ermordung von Millionen von Kindern durch Erstötung der Leibesfrucht, die während der letzten 40 Jahre von den sogenannten gebildeten Völkern betrieben wurde, ist ohne Frage eine der wichtigsten Ursachen für die Darniederliegendung der Geschöpfe“, über die heutzutage so viel geklagt wird.“ Präservative gegen die „schreckliche Sünde der Unzucht“: Enthaltjamkeit, Abschaffung der „Hurenbestien“ (an einer anderen Stelle nennt er die armen Geschöpfe: „Töchter der Schande und des Todes“ — oder noch poetischer: „Töchter der Scham“) und Gebet. „Würden meine Ratschläge besser befolgt,“ schließt der würdige Klopfstecher, „dann gäbe es auch Tausende von Heimstätten, die kaum ärztliche Hilfe aufzusuchen brauchten.“ — Selten ist mir ein so brutales, psäffisch-durchseuchtes Werkchen untergekommen; wozu man diesen Treck übersezt hat, kann ich nicht begreifen. Wenn es wirklich etwas Thatächliches brächte, aber dieses blecherne Geleite — nein, das wird keinen bekehren, Herr von Zwingmann. „Vorlesungen für Männer“ nennt sich der pastorale Sauerkohl —? Rein! Vorlesungen für alte Weiber im Allgemeinen und für Knozeifrauen im Besonderen — das wäre der rechte Titel. — Außer den Bemerkungen rücksichtlich der Selbstbesiedlung bringt der „Zinn der Mannheit“ nichts, rein gar nichts. — Hohles Gewäsch!

Stauf von der Mark.

Paul Mantegazza, Die Kunst zu heiraten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Wenn ein deutscher Universitätsprofessor und Geheimrat dergleichen schriebe, wär'

bei und der Teufel los. Wenn's ein italienischer Professor und Senator thut, finden wir's famos. Das ist der Unterschied. Den steifsten Maßstab der Tugendmäßigkeit und Vermüdung haben wir für uns, den freien Maßstab des Allgemeinen menschlichen haben wir für die anderen. Wir sind verknöchet, weil wir uns wie ein Anechtsvoll betragen, das mit ängstlichen Blicken den ganzen Tag nach den Mienen seiner Herrschaft schießt und sich kein Wort und keine Bewegung erlaubt, die sich nicht im Voraus der allerhöchsten Approbation erfreuen. Aber wenn sich die freien Ausländer ihre persönliche Meinung selbstherrlich gestatten, ohne Rücksicht nach oben oder unten, dann schnaufen wir vergnügt auf und spizen die Ohren und übersezen mit Eifer jedes Wort. Mantegazza verdient diese Aufmerksamkeit. Seine „Kunst zu heiraten“ ist ein anregendes, belehrendes und unterhaltendes Buch, voll der feinsten Selbsterlebnisse.

C.

Bibliografia di Pompei, Ercolano o Stabia, compilata da Friedrich Furchheim (Neapel 1891).

An guten bibliographischen Arbeiten ist das Ausland reicher als wir, das beweist auch das vorliegende Buch, das in möglichster Vollständigkeit alle von Pompeji, Herculanium und Stabiae handelnden Werke aufzählt. Das Buch erscheint bereits in zweiter Auflage und hat, der ersten gegenüber, eine wesentliche Bereicherung seines Inhaltes erfahren; denn während in der ersten, 1879 erschienenen Auflage ungefähr 200 Artikel enthalten waren, so zählt die jetzige über 500. Die ungemein fleißige Arbeit, die sich durch schweres Wüstenpapier und vornehmen Druck auch äußerlich sehr vorteilhaft präsentiert, wird allen gelehrten Forschern ein zuverlässiger Wegweiser sein durch die reichhaltige Litteratur über jene interessanten, wieder zum Lichte erstandenen Stätten antiken Lebens, besonders, da der Autor dem bibliographischen Teile eine kurze Geschichte der Pompeji-Litteratur

*) Wahrscheinlich Druckfehler, für „Geschichte“.
D. Ref.

voran sendet und von den ausgeführten Werken, neben den eigentlichen bibliographischen Notizen, vielfach Inhalt und Einteilung anliebt. M.

Franszösische Litteratur.

Camille Lomonnier gehört zu der kleinen Zahl von steifmädigen Wahrheitsmenschen, die auch in der Kunst das Recht für sich in Anspruch nehmen, ihre Natur nach jeder Richtung hin frei auszuleben. Das ist nun aber in den Augen unserer verkümmerten Schmachttappen und rückgratlosen Streber ein gar sündhaftes Beginnen, auf das kritischerseits sogar die Strafe des Totschweigens gesetzt ist, und Lomonnier hat es in erster Linie seinem trophigen Wagemut und seinem rückgratlosen Drauflosgehen zuzuschreiben, daß seinen zahlreichen Werken nicht das Maß von Aufmerksamkeit zu teil wird, auf das sie ihrem inneren Wert nach Anspruch machen dürften. Wenn es in literarischen Dingen halbwegs nach Recht und Billigkeit zugehe, so müßte ein Buch wie Lomonniers neuester Roman „Claudine Lamour“ (Paris, Dentu) von der Kritik in den Himmel gehoben werden und Auflage um Auflage erleben. Ich meine aber, es wird weder das eine noch das andere geschehen, das drave Philisterpublikum, das ja in Sachen der Kunst noch immer den Ton anlegt, wird sogar höchlichst entrüstet sein über den unbequemen Wahrheitsfreund, der sich nicht entblödet, eine einfache Tingeltangeleuse zum Objekt einer eingehenden Seelenstudie zu machen, und der dabei in seiner psychologischen Analytischenarbeit so gründlich und gewissenhaft zu Werke geht, daß den empfindsamen Leser ein gelindes Grausen überkommen muß. Was kümmert es die Frauen, daß diese Claudine Lamour trotz ihrer wenig gewählten Sprechweise tausendmal edler und besser ist, als all die landläufigen Romanheldinnen zusammen genommen, deren Mund von banalen Tugendphrasen überquillt. Dem blöden Auge des eingeschwo-

renen Romanlesers entgeht es natürlich auch, daß Lomonniers Roman im Grunde ein hochmoralisches Buch ist, borniert, wie er ist, bleibt er am äußerlichen Lieben, und da der Autor ehrlich genug ist, seine Personen so sprechen zu lassen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, so gilt ihm sein Werk als unmoralisch, und der tugendstolze Philister wird die gute Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne sein Sprüchlein von dem im Schmutze wadenden Naturalismus herzusagen. Lomonniers Roman wird damit das beste Zeugnis ausgestellt. Den geistig Starken, die die ehrliche Wahrheitsforschung der sadenscheinigen Heuchelei der Bourgeoisabulistik vorziehen, sei „Claudine Lamour“ aufs beste empfohlen, sie bekommen hier ein Buch in die Hände, das auf jeder Seite das unverfälschte Gepräge scharfster realistischer Menschenbeobachtung und unbestechlicher Lebens-treue erkennen läßt.

Auch Edouard Rod erweist sich in seinem Roman „La vie privée de Michel Teissier“ (Paris, Perrin) als heilsüchtiger Menschen- und Sittenschilderer, der unter den Realisten des modernen Frankreichs an hervorragender Stelle genannt zu werden verdient. Rod schildert uns in seinem neuen Buch die tolle Liebesleidenschaft eines in glücklicher Ehe lebenden Mannes, der in gereiften Lebensjahren, nachdem er auf der Sonnenshöhe des Ruhmes angelangt ist, sein Herz an ein junges Mädchen verliert, das in seinem Hause aufgewachsen und gleichsam als seine Pflegetochter zu betrachten ist. Teissier liebt mit der ganzen heftigen Mut einer ersten Liebe; er trägt kein Bedenken, auf seine politische Karriere, die ihm eine glänzende Zukunft verspricht, zu verzichten, er trennt sich von seiner Frau und verstößt seine Kinder, um mit dem geliebten Mädchen die Ehe eingehen zu können. Der Fall Teissier ist an sich kein unmöglicher, wenn er trotzdem den Eindruck des Unwahrscheinlichen macht, so liegt das daran, daß Rod bei der Charakteristik seines Helden zu vorsichtig

zu Werke gegangen ist, daß er vor allem die Liebesleidenschaft Michel Teissiers zu akademisch-zahm geschildert hat. Wir vermiffen in dem Seelengemälde, das uns der Autor entrollt, die notwendigen intensiven Farben, das Problem ist nicht entschlossen genug angepackt, und deshalb mag man auch nicht so recht an diesen Michel Teissier glauben, der mehr den Eindruck einer zu psychologischen Experimenten dienenden Figur, als den eines im Leben wurzelnden Menschen macht.

Mit Henri Ardels Roman „Coeur de Sceptique“ (Paris, Plon) geraten wir in das breite Fahrwasser der reinen Unterhaltungsdellektrik, wie sie schreibgewandte Fabulierkünstler männlichen und weiblichen Geschlechts zu Kup und Trommen des lesehungrigen Leihbibliothekspublikums jahraus jahrein zu fabrizieren pflegen. Der Liebesroman der kleinen Engländerin und des skeptischen, blasfemten Pariser Schriftstellers ist frisch und flott erzählt und wird dem Unterhaltungszweck, den er allein erfüllen will, aufs Beste gerecht. — Das gilt auch von dem Roman, den Jacques Fréhel unter dem Titel „Dégue“ im gleichen Verlage erscheinen ließ. — Henri Maisonneuve erzählt uns in seiner „Madame Rivat“ (Paris, Plon) eine spannende Geschichte, die das dieselbe Thema von der bösen Stiefmutter, die die Kinder aus der ersten Ehe ihres Mannes systematisch quält und peinigt, in hergebrachter Weise behandelt. — Ebenfalls im Plon'schen Verlage ließ Brada einen neuen Roman unter dem Titel „A la Dérive“ erscheinen. Etwas Besonderes läßt sich über alle diese Bücher weder im bösen noch im guten Sinne sagen.

Die desibelante Romanbibliothek, die bei Flammarion in Paris unter dem Titel „Autours célèbres“ in fortlaufender Reihe erscheint, bringt in dennenerdings zur Ausgabe gelangten Rrn. 232—235: Tancrède Martol, „La Parpailotte“ — Théo-Critt, „Le Régiment où l'on s'amuse“ — Catulle Mendès,

„Isoline“ und Alfred Delvau, „Les Cocottes de mon grand-père“.

Die im Verlage von Plon, Mourrit & Cie. in Paris erscheinende Wochenchrift „La Revue hebdomadaire“, auf deren mannigfache Vorzüge ich schon des öfteren hingewiesen habe, veröffentlichte im Laufe des vergangenen Quartals den obenerwähnten Roman von Edouard Rod, „La vie privée de Michel Teissier“, „Mlle de Circé“ von Ernest Daudet, „Le second mariage de Napoléon I.“, eine treffliche historische Arbeit aus der Feder Albert Vandals, „Alger l'hiver“ von Paul Margueritte, ferner „Poésies et Variétés“, Theater- und Musikberichte, Talmeyer'sche Plaudereien und Berichte über die politischen Ereignisse der Woche von Frauville. Die „Revue“ hat am 18. März mit dem Abdruck des Gold'schen Romans „Le Docteur Pascal“, der die Rougon-Macquart-Reihe beschließt, begonnen. Ich will nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit die trefflich geleitete, ebenso abwechslungsreiche wie billige „Revue hebdomadaire“ den Lesern der „Gesellschaft“ wiederholt in empfehlende Erinnerung zu dringen.

Paul Foucher bietet uns in seinem neuen Roman „Fin Papa“ (Paris, Ollendorff) im Rahmen einer trefflichen Gesellschaftsstudie eine bunte Folge hübsch gemalter Einzelbilder aus der großen „Comédie mondaine“. Das Wert, das uns das egoistische, heuchlerische Treiben der modernen Gesellschaft in schärfster satirischer Beleuchtung zeigt, will auf die Gefahren aufmerksam machen, die eine einseitig skeptische Erziehung in sich birgt. Die prächtigen Gesellschaftstypen, die uns „Fin Papa“ vor Augen führt, beweisen, daß Foucher gut zu beobachten und plastisch zu zeichnen versteht. Sprache und Darstellung lassen nichts zu wünschen übrig. Alles in allem: ein gutes, lesehweres Buch, das Zeugnis davon ablegt, daß sich der Autor des „Droit de l'Amant“ auf bestem Wege befindet.

Die wertvolle Sammlung kunsthistorischer Schriften, die in der „Librairie de l'Art“ in Paris unter dem Kollektivtitel „Artistes célèbres“ zur Ausgabe gelangt, hat den Bestand ihrer Bände um zwei weitere Monographien bereichert, von denen die eine der Künstlerfamilie Boullé, die andere Philippe und Jean Baptiste de Champaigne, den beiden hervorragendsten Meistern der französischen Malerschule des 17. Jahrhunderts, gewidmet ist. A. Gazier, der Verfasser der letzteren, durch 55 Holzschnitte illustrierten Studie, erweist sich auch hier wieder als gründlicher und kompetenter Kunsthistoriker, der auf dem noch wenig erforschten Gebiet der Kunst des 17. Jahrhunderts trefflich Bescheid weiß. Henry Havard hat sich der Ausgabe, aus das Leben und Wirken des berühmten André Charles Boullé und die künstlerische Laufbahn seiner Söhne zu schildern, mit dem Verständnis und dem Feingefühl entledigt, die man an seinen früheren Werken kennt und schätzt.

Der bekannte Sportzeichner Crafty bietet in seinen „Quadrupèdes et Bipèdes“ (Paris, Plon) ein neues humoristisches Album, das die gute Laune und die geistvolle Beobachtungsgabe des beliebten Künstlers in glänzendstem Lichte zeigt.

A. G — tze.

De Scribe à Ibsen. Causerie sur le théâtre contemporain par René Doumic. (Paris, Paul Delaplane.)

Der Verfasser nimmt ein halbes Hundert Stücke von an die zwanzig Autoren durch, alle französischen Ursprungs, und schließt mit Ibsen, dessen „Wildente“, „Nedda Gabler“ und „Frau vom Meer“ einer sehr verständigen Betrachtung unterzogen werden. René Doumic studiert als scharfer Analytiker die Umfaltungen, welche das französische Drama von den Zeiten Scribes bis auf die Gegenwart erfahren hat. Eingehend beantwortet er die Frage, was ist aus der „comédie d'observation“, auf die sich die neueren Franzosen nicht wenig eingebildet, geworden, und wie hat

sich das „théâtre d'idées“ entwickelt? Ich rechne es dem Autor, der klar und elegant seinen französischen Standpunkt vertritt, hoch an, daß er den neuen Wandlungen, die Ibsen eingeleitet, so viel seines Verständnisses entgegenbringt. M. G. C.

Contes chrétiens. Le baptême de Jésus ou les quatre degrés du scepticisme par T. de Wyzowa. (Paris, Perrin et Cie.)

Der Inhalt des kleinen, nur 68 Seiten starken Werkes gliedert sich in vier Abschnitte: I. Le bon sens. II. La sagosso. III. Le reve. IV. L'amour. Und als Leitmotiv und Schlussakkord: Selig sind die Armen im Geiste! Und wie ein Orgelpunkt trägt diese, innige Gläubigkeit das thematische Gewebe des evangelischen Poeten. Alles Leid in der Welt wird aus dem Denken und Wissen geboren, und Denken und Wissen sind eitel. Das ist die Lehre, die der junge französische Dichter, von russischen Eltern stammend, mit rührender Innigkeit und Herzenswärme predigt. Voll Anmut und Hilfsbereitschaft wendet er sich zunächst an alle diejenigen, die müde sind — müde zu wissen, müde zu denken. So ist in einem edlen Gemüte der Tolstojische Same aufgegangen. „Unter dem Verstande liegen die Güte und die Liebe, gleich ewigen Blüten werden sie hervorbrehen, sobald man das Unkraut, das sie zu blühen hindert, mit den Wurzeln ausreißt.“ Die Botschaft hör' ich wohl —

M. G. C.

Vermischtes.

Lesefrüchte. Laut Bericht des „Berliner Tageblattes“ vom 21. Februar 1893 durfte ein Herr Dr. Hfey in einer Sitzung der Grefelder Stadtverordneten folgende Worte sprechen. „Leider Gottes ist man wie bei der Malerischen Malerei auch auf dem Theater dazu gekommen, alles in seiner Nacktheit zeigen zu wollen. Daß das der Weg zum Verderben ist, davon sind alle Einsichtigen voll und ganz überzeugt. Wenn

man das Vaster und die Verbrechen aus den höchsten Ständen in ihrer Nacktheit schildert, so heißt das: Sozialdemokraten machen. Denn die Leute aus den untern Ständen durch die Malerei oder das Theater für 30 Pf. sehen, daß dort in solcher Weise geschweigt wird, und sie machen sich klar, daß sie für einige Mark ihren Lebensunterhalt fristen, so müssen sie einer solchen Gesellschaft fluchen. Die Leute, die das nicht sehen, fügen den Mist ab, worauf sie sitzen. Dann geht es wie vor 100 Jahren, wo man über alles hinwegging, was Besitz heißt, und die Losung hieß: Egalité. Wir haben allen Grund, darauf zu achten, daß die untern Schichten der Bevölkerung durch derartige Aufführungen nicht noch bössartiger (!) gemacht werden. Das ist ein Gebot des Verstandes, der Vernunft. Im Theater will man jetzt absichtlich das Wahre zeigen. Das ist verkehrt. Das Wahre darf man nicht überall zeigen. Es giebt Ursache und Gelegenheit genug, wo man es verhallen muß. Alles Unschöne muß verhüllt werden mit einem Gewand, das nicht groß genug sein kann. Es gährt genug in der Welt, und in den untern Schichten ist Dynamit genug geladen."

Au und für sich haben ja diese Worte eines zweifellos sehr gutmütigen Menschen weiter keine Bedeutung. Bringen wir sie aber einmal mit andern Erscheinungen zusammen. Unter dem Zeichen des neuen Kurses werden bekanntlich alle Gesetze darauf hin gekürzt, ob sie zur Bekämpfung der Sozialdemokratie beitragen. Die Löhnung der Unteroffiziere muß erhöht werden, auf daß die Sozialdemokratie wirksam bekämpft werden kann. Das Centrum verlangt die Rückberufung der Jesuiten, auf daß die Sozialdemokratie recht gründlich an die Wand gedrückt werden könne. Kurzum, alles muß als Kampfmittel gegen das verdammte Pack herhalten. Warum also das Theater nicht? Auch das Theater muß dafür sorgen, daß die bössartigen untern Schichten nicht noch bössartiger werden. Der deutsche Dichter darf also den

Eäuserwahnsinn eines Arbeiters schildern — das kann ja das bössartige Pack schamrot machen —, aber der Teufel soll ihn holen, wenn er die Schlemmerei der höchsten Stände darstellt; ja, der Teufel soll ihn auch holen, wenn er etwa anzudeuten wagt, woher das Elend der untern Schichten kommt: dann wird ja das Pack noch bössartiger.

Und nun will ich, die wohlbekanntere Vallommüße, euch einen guten Rat geben, meine lieben deutschen Dichter, die ich liebe wie das Abzeichen meines verachteten Standes. Schafft euch einen Schlafrock an und eine lange, lange Peise. Und schafft euch vor allen Dingen eine Zipselmüße an, „die nicht groß genug sein kann“; zieht sie über die Ohren, weit in das Gesicht hinein, auf daß ihr das Schreien und das Jammern nicht hört. Und setzt euch eine große Hornbrille auf die Nase mit gefärbten Gläsern, auf daß ihr alles schauet in rotsfarbenem Lichte. Das alles aber, meine lieben Freunde, auf daß ihr würdige Glieder der würdigen Gesellschaft werdet, die euch, den ewigen Idealen treu, allergnädigst und liebevoll verhungern läßt. Also sprach

Vallommüße.

Von der bei Lüstenöder in Berlin erscheinenden Sammlung deutscher Schriften liegen uns mehrere Hefte vor, denen wir unsere Sympathie und Empfehlung nicht versagen können: Dorn, Zu gerechter Fehde; Gawałowöki, Kampfhold Gorenz; Pröll, Sturm-vögel. Diese Schriftchen kosten 80, 60 und 75 Pf. und verdienen in nationalgesinnten Kreisen die weiteste Verbreitung. Wir wünschen auch, daß dem Auswärtigen Amt in Berlin von einem Gönner einige Exemplare zugehellt werden. — C.

Man muß auch in modernen Kreisen etwas für die Kirchlichfrommen thun und den Glaubensfreudigen ein Almosen nicht oersagen, dachte Dr. Oskar Panizza in München und setzte sich hin und verdeutschte das furiosste spanische Schriftchen unter der Sonne: „Die unbefleckte Em-

pfängnis der Päpste. Von Bruder Martin O. S. B. Und da Panizza nicht nur ein Nachkomme Swists, sondern auch ein vollendet höflicher Mann ist, so weichte er dieses Opuskelum S. H. Leo XIII. zum 50 jährigen Bischofsjubiläum. Es ist nur zu fürchten, daß der Papst in einer humorlosen Stunde diese Aufmerksamkeit mit dem Zuder beantwortet wird. Vorläufig ist diese merkwürdigste aller Jubiläumsschriften noch zu haben bei J. Schabelitz in Jülich.

C.

Wider den Pöpsismus. Der jüngst verstorbene Taine, Frankreichs radikalster Geschichtschreiber und Kritiker, ist als Protestant aus dem Leben gegangen. Unmittelbar nach seinem Tode war von ultramontaner Seite geflüchtig verbreitet, daß er vor seinem Hinscheiden mit Mgr. Lust eine Unterredung gepflogen habe. Diese Meldung ist sogleich widerlegt worden. Nun meldet aber der „Figaro“ an der Spitze des Blattes in einem eingehenden Artikel unter der Überschrift: „Le protestantisme d. M. Taine“, daß der als Katholik geborene Schriftsteller ausdrücklich zum Protestantismus übergetreten sei. So erklärt es sich auch, daß Pastor Roger Holard, von der Familie des Hingeschiedenen mit der Leichenrede betraut, besonders hervorhob, er entspreche dadurch nicht bloß einem Wunsche von Mad. Taine und ihren Kindern, sondern gehorche auch dem im Testamente des Hingeschiedenen klar und deutlich ausgesprochenen letzten Willen. Der Gewährsmann des „Figaro“ teilt sogleich aus den Aufzeichnungen Taines folgende bezeichnende Stelle mit: „Ich habe gegen den römischen Katholizismus eine Abneigung, weil er der freien Deutung des Weltalls durch jede Individualität keinen Spielraum läßt. Ich werde in der protestantischen Gemeinschaft sterben. Heute wie früher ist der Stoizismus Marc Aurels meine moralische Richtschnur, und meine Methode ist die wissenschaftliche Analyse. Es wäre jedoch ein Zug von Jakobinertum, falls ich durch

Vorbringen von Vernunftgründen meinen Geisteszustand denjenigen ausdrängen wollte, die ihn nicht erreicht haben.“

Oskar Panizza's geniale Satire auf den Vatikanismus „die unedle Pflanzung der Päpste“ desfriedigt zweifellos ein dogmatisches Bedürfnis des romgläubigen Deutschlands. Wenigstens hat bis jetzt die christkatholische Frömmigkeit in der ultramontanen Tagespresse nur Vorteilhafter über diese merkwürdige Gratulationschrift, dem dreizehnten Leo gewidmet — und mit welchem Humor gewidmet! — vorzubringen vermocht. Wir wünschen dem fideien Väglein Übersetzung in alle lebende und tote Sprachen und seinem lecherblütigen Verfasser dereinst einen solid vergüldeten Heiligenschein. C.

Eine neue Präventiv-Censur in Leipzig. Vor kurzem wurde dem „Börseblatt für den deutschen Buchhandel“ folgendes Inserat eingesandt: „Das Totendein. Ein absonderlich-mysteriöser Kriminalfall von Bureuin. Nach der 4. Auflage aus dem Russischen übersezt, mit Anmerkungen und Einleitung von B. H. Pilante, geistreiche Satire. Eine Burleske auf das russische Geschwornengericht.“ Die ursprünglich hinzugefügten Worte: „Keine Mädchenlektüre“ hatte der Einsender gestrichen. Dieses Inserat wurde mit der Motivierung zurückgeschickt, daß die Aufnahme abgelehnt werden müsse, da das Manuskript als „pikant“ geschildert und die Art dieser Pikanterie aus den gestrichenen Worten „Keine Mädchenlektüre“ zu erkennen sei. Die Redaktion sei zu der Annahme genötigt, daß es sich um ein Werk sittlich bedenklichen Inhalts handelt, dessen Ankündigung das „Börseblatt“ nicht dienen dürfe.

Die Redaktion des „Börseblattes“ erklärt also hiermit, daß Bücher, die als „pikant“ und „Keine Mädchenlektüre“ charakterisiert sind, abgesehen von ihrem Inhalt, unbedingt für „sittlich bedenklich“ gehalten werden müssen und im „Börseblatt“ nicht angezeigt werden dürfen. Nicht

einmal die Thatsache, daß ein Buch, welches unter den Augen der russischen Censur unbeanstandet viermal gedruckt wurde, unmöglich so schlimm sein könne, daß ihm die Spalten des „Börseblatt“ verschlossen bleiben müssen, wurde berücksichtigt. Die Werke von Zola und anderer Schriftsteller dieser Richtung, die bekanntlich nicht nur pikante, sondern wirklich bedenkliche Stellen enthalten, und die doch ebenfalls nicht „als Mädchenlektüre“ empfohlen werden können, dürfen aber im „Börseblatt“ für den deutschen Buchhändler“ angezeigt werden? Wer die russische Litteratur kennt, weiß, daß absolut unsittliche Bücher in Rußland nicht erscheinen dürfen, und man mag über Leo Tolstoj's „Kreuzersonate“ und „Nacht der Finsternis“ denken was man will, sie sind doch nichts anderes, als Verurteilungen und Bekämpfungen der Unsittlichkeit. Ebenso verhält es sich mit Urenin's „Totenbein“. Es ist eine Satire, die gegen die Sittenlosigkeit gewisser russischer Gesellschaftsklassen gerichtet ist. Daß eine solche Satire keine Mädchenlektüre sein kann, ist wohl selbstverständlich und braucht durchaus nicht verschwiegen zu werden; daß man aber ein Buch als sittlich bedenklich bezeichnet, ohne es gelesen zu haben, muß gerügt und entschieden zurückgewiesen werden. Sollte etwa die Furcht vor der uns bevorstehenden lex Heinze schon jetzt solche monströse Blüten treiben?

Das Büchlein erscheint noch im April dieses Jahres; es kann sich dann jeder selbst überzeugen, daß der Teufel gar nicht so schwarz ist, wie er von den Leitern des „Börseblattes“ gemalt wird.

Das „Börseblatt“ scheint überhaupt eine ganz eigentümliche Auffassung seiner Aufgabe und seiner Befugnisse zu haben. Solche Zurückweisungen, wie die oben angeführte, scheinen gar nicht selten zu sein. Auch das Inserat über Panizza's „Unbefleckte Empfängnis der Päpste“ wurde zuerst zurückgewiesen und erst aufgenommen, als der Verfasser der Redaktion einen energischen Brief schrieb. Nun

handelt es sich im „Börseblatt“ nicht etwa um eine „Anpreisung“ der Werke, sondern lediglich um buchhändlerische „Anzeigen“, wodurch der Betrieger den Sortimentern das Erscheinen eines neuen Werkes bekannt giebt und sie zum Bestellen einlädt. Es liegt aber im Interesse des Buchhändlers wie des Bücher kaufenden Publikums einzig und allein nur, daß das Börseblatt die erscheinenden Novitäten möglichst vollständig bringe und so ein möglichst klares Bild der litterarischen Produktion gebe, etwas anderes wird nicht von ihm verlangt. Die Auswahl der zu bestellenden oder zu kaufenden Werke besorgen Sortimenter und Bücherkäufer, die geht die Redaktion des Börseblattes nichts an. Die Redaktion des Börseblattes ist weder berechtigt noch befähigt irgend ein Urteil über den Inhalt eines Werkes zu fällen, sie könnte auch buchhändlerische Anzeigen nur dann zurückweisen, wenn diese als solche einen gesetzwidrigen Charakter tragen würden; wenn sie aber durch Nichtaufnahme einer Anzeige das Bekanntwerden und somit die Verbreitung einer Druckschrift zu hindern, d. h. also eine Art von Präventiv-Censur über die erscheinenden Werke auszuüben sucht, so ist dies nur eine Annäherung, die nicht energisch genug gerügt werden kann, und die sich Buchhändler und Autoren verbitten müssen. M.

Blätter der Erkenntnis. Leipzig, Peter Gopping. — Der Verfasser dieser kleinen Schrift hätte seinen Namen in allen Ehren nennen können. Aber er wollte, daß seine entschiedene und doch so milde Weisheit, die er in 19 Kapiteln vorträgt, für sich selbst zeuge und wirke. Es ist ein vielseitiger moderner Geist, der viel Fährlichkeitsdurchgemacht und schwere Lasten getragen. Nur so konnte er diese Festigkeit und zugleich diese Anmut gewinnen. Seine Sprache klingt an Kleinsches Zarathustra an, wie dieser an den Psalmisten; eine feierliche Sprache voll Kraft in schwebenden Rhythmen und manchem sinnreichen

Ziervort, ein Ergözen für kunstfreundige, seine Leser.
M. G. C.

Zola hat eriebt, was seinem Vortreiber H. Teine versagt geblieben, er hat sein großes Roman-Werk vollendet, während Teines Cylus „Les origines de la France“ ein Torso geblieben. Zolas neuester Roman „Doctor Pascal“ erscheint soeben, gleichzeitig mit dem Original in der Pariser „Revue hebdomadaire“, in der Halbmonatsschrift „Aus fremden Jungen“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Wie der berühmte Erzähler unauwundneuzig Interviewern mitgeteilt hat, behandelt er darin die interessante Frage der Vererbung im Sinne der Darwin'schen Theorie und schließt die große Romanreihe Rougon-Macquart als Epilog ab. Der Stoff ist nach jeder Richtung hin so ausgiebig und wichtig, daß er in der Behandlung Zolas auch den Gegner auf das lebhafteste seßeln wird.

Meher's Konversations Lexikon (Bibliographisches Institut, Leipzig) soll in seiner neuen, fünften Auflage sich auch dadurch auszeichnen, daß der modernen deutschen Litteratur und ihren hervorragenden Vertretern die gebührende Beachtung erwiesen wird. Wir werden nicht ermangeln, das Werk nach dieser Richtung streng zu prüfen und den Besund rücklichtlos zu veröffentlichen.

M. G. C.

Hoch die Fremden! Wie opferfreudig und eilbefähigen eine deutsche Hesper sein kann, wenn sich's um einen Nichtdeutschen handelt, hat Berlin wieder einmal seinen treuen Reichskomponisten gezeigt. Die königliche Generalintendant hat nicht nur Mascagnis „Ratcliff“, sondern gleich noch zwei bis drei italienische Opern, deren Partitur kaum trocken ist, zur ersten Aufführung erworben. Tonmeister wie Richard Wagner gegenüber hätte eher der Himmel

einsinken können, als daß man ein solches Entgegenkommen entwidelt hätte. C.

Groß und geistreich wie immer! Diesmal spielt das Zensurstückchen in Wien. Die Zensurbehörde hatte für die Aufführungen von „Mateo Falcone“ im Deutschen Volkstheater angeordnet, daß das Gebet und die Altanel am Schlusse des Stückes nicht völlig hörbar gesprochen, sondern nur „markiert“ werden dürfen. Die erste Aufführung des Stückes, die in einer Vormittagsvorstellung zu Gunsten der Polizeibeamten stattfand, und vier weitere Aufführungen gaben keinen Anlaß zu einer Beanstandung, aber bei der fünften Vorstellung nahm der anwesende Vertreter der Polizei wahr, daß Hr. Sandrod und Hr. Hell das Gebet gesprochen und nicht nur „markiert“ haben. Infolge dessen mußten diese beiden Künstlerinnen auf dem Polizeiamte des Bezirkes Neubau erscheinen, wo jede von ihnen zu einer Geldstrafe von 15 Gulden verurteilt wurde. Bravo! C.

Wie Deutschland seine Künstler ehrt. Alois Gabl, neben Desregger und Mathias Schmid einer der tüchtigsten tiroler Genremaler in München, seines Zeichens Professor und Ehrenmitglied der Akademie der Künste, hat sich erhängt. Er wollte nicht Hungers sterben. Von der Ehre allein konnte er nicht leben. Und so griff der 48jährige Meister zum erlösenden Strid. C.

Ich beabsichtige die Herausgabe eines kritischen Jahrbuches, das alle lyrischen, epischen und dramatischen Werke von 1893 in übersichtlicher, streng sachlicher Weise behandeln, Januar oder Februar 1894 erscheinen soll. — Zu diesem Zwecke bitte ich die Herren Autoren resp. Verleger um gefl. Zusendung der diesbezügl. Bücher.

Konnenweiler a. Rheim (Baden).
Ludwig Frank.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Ruggiero Leoncavallo.



Internationale Kritik.

Von M. G. Conrad.

(München.)



ie politische Komödie rüstet sich zum Abmarsch in die wohlverdienten Ferien.

Wir atmen erleichtert auf.

Die parlamentarischen Heldenspieler verschwinden von der Bildfläche — ob bessere nachkommen? — Gott befohlen!

Die Saison der Kunst hat begonnen, der echten.

Introite, nam et hic Dii sunt.

Götter — und Kritiker, die Unvermeidlichen, die sich wohl manchmal, wie eine dunkle Sage geht, kaufen, aber nicht, wie Schlehmiß Schatten, verkaufen lassen. Die höchst entwickelte Freilichtkunst kann nicht ohne die kritische Schattenseite bestehen.

Die Doppelausstellungen in Paris und München, die Royal Academy in London, die große Akademische in Berlin — hei, wie die glänzenden Fluten des bildnerischen Lebens steigen! Nach sauren Wochen frohe Feste!

Die Kunstwelt modernisiert sich, sollte nicht auch die Kritikwelt ein wenig aus ihrer, ach, so alten und runzeligen Haut und zugleich außer Landes fahren?

Wie, wenn die Zeitungen einmal ihre Kritiker austauschten? Wenn die Münchener und Berliner Kritiker nach Paris und London, die Londoner und Pariser Kritiker nach Berlin und München befördert würden?

Wenn z. B. Friedrich Pecht nicht mehr für seine lieben und getreuen Münchener, sondern — im „Figaro“ für das französische Weltpublikum über den Marsfeld-Salon referierte? Und dafür der geistvollste und modernste Pariser Kunstberichterstatler K. K. nach München käme, um in der

„Allgemeinen Zeitung“ die Ausstellung der Künstlergenossenschaft im Glaspalast und der Sezessionisten an der Prinzregentenstraße kritisch abzuwandeln?

Das wäre doch einmal eine Neuerung, die Hand und Fuß hat.

Und es ist kein müßiger Einfall, diese Neuerung vorzuschlagen. Eine der bekanntesten Zeitungen des Kontinents, die „Indépendance Belge“ in Brüssel, hat bereits den Anlauf damit gemacht, wenn auch in vorsichtig beschränkter Weise. Es handelt sich zunächst um einen Versuch.

Das genannte Blatt hat einen englischen Kritiker abgeordnet, damit er ihm über die französischen Ausstellungen in Paris ausführlich Bericht erstatte, und hat einen französischen Schriftsteller-Künstler nach London geschickt, um über die englischen bildenden Künste eingehende und wohlbegründete Urteile zu erhalten.

Im fremden Lande steht der Kritiker, von jeder Rücksicht auf eine heimische Koterie, von jeder Fessel des Chauvinismus und des Lokalpatriotismus befreit, völlig objektiv, so weit dies überhaupt menschenmöglich, den zu beurteilenden Künstlern und ihren Werken gegenüber.

Um diesen nicht warm genug zu begrüßenden ersten Versuch eines solchen *chassé-croisé de jugements artistiques* mit allen Sicherheitsmaßregeln des Gelingens zu umgeben, hat das unternehmende Brüsseler Blatt zwei durchaus zuverlässige und in den weitesten Kreisen bekannte Männer mit der kritischen Mission betraut. Es sendet den ausgezeichneten Maler und Schriftsteller Monsieur Vesnard nach London ins Burlington-House und den glänzenden Londoner Kritiker Dugald Mac Coll, dessen Artikel im „Spectator“ ganz England entflammen, nach Paris in den Industriepalast und aufs Marsfeld.

Wird das nicht eine weit interessantere und fruchtbarere Wertung des internationalen Kunstlebens ermöglichen, als die genügsame Kritikuacherei alten Stils?

Wir wollen doch schließlich erfahren *as others see us* — comment *autrai nous juge*, wie wir von anderen, d. i. unabhängigeren, in jedem Betrachte freieren und ehrlicheren Männern gerichtet werden, statt ewig die nämlichen Lobsprüche oder die nämlichen Herunterreißereien von den nämlichen bekannten Leuten zu hören! Die Verschiedenheit und Neuheit der Standpunkte, auf die sich unparteiische und scharfsinnige Beobachter aus einem fremden Lande uns gegenüberstellen, muß in allen Fällen aufklärender über unser einheimisches Kunstleben und dessen internationale Rangstellung wirken, als die Wiederklänerie der gewohnten einheimischen Kunstschreiber.

Und was für die Kunst gilt, lasse sich auch auf die Litteratur und das Theater anwenden.

Ich möchte z. B. für mein Leben gern den Erfolg sehen, mit dem unser nicht genug zu preisender Litteraturkritikus vom Berner „Bund“ im Pariser „Gil Blas“ als Berichterstatter und Gutachter über die jüngste französische Dichtergeneration von den Parifiern aufgenommen würde. Ob Herr Dr. J. W. Widmann von dem gebildeten Frankreich mit Kränzen oder mit Nuten ausgezeichnet würde, wenn er sich in Paris in dem Tone über Pariser Modernitätsdichter äußerte, wie er von seinem sicheren Versteck in Bern aus seit Jahren über die modernen Schriftsteller im Deutschen Reich so anmutig sich zu äußern pflegt? — Oder Herr Karl v. Thaler in Wien in einem ersten Londoner Blatt zu Gericht sitzend über die neueste Evolution der englischen Dichter!

Diese Art internationaler Kritik würde reich an Überraschungen sein. Sie würde sich zugleich zu einer Kritikeranstellung gestalten, die, was namentlich die Schaustücke an alten deutschen Zeitungsautoritäten anlangt, ihr Eintrittsgeld wert wäre.

Und warum sollte, da wir nun doch einmal nach einem verbürgten Ausspruch Kaiser Wilhelms im Zeichen des Verkehrs (also wohl nicht allein des Krebses) stehen, die Wohlthat der internationalen Kritik nicht auch der Politik zugewendet werden? Welche neue Einsichten in den Geist unserer Reichsverwaltung würden wir gewinnen, wenn z. B. der römische Kardinal K. X. in der „Nordd. Allg. Zeitung“ oder im „Reichsanzeiger“ in einer Leitartikelferie mit vatikanischem Scharfsinn den „neuen Kurs“ schmeichlerisch erläuterte! Und so weiter. — —

Ich schließe diese Anregungen mit dem lebhaften Wunsche, daß wenigstens das Beispiel der unabhängigen Belgierin auf deutschem Boden bald Nachfolge finden möge. —



Jesuitismus und Militarismus.

Von Fritz Hammer.

(München.)

Dem Kenner bietet die Erklärung des Grafen Hoensbroech über seinen Austritt aus dem Jesuitenorden eigentlich nichts Neues, und dennoch ist diese Erklärung („Preuß. Jahrbücher“, Maiheft) ein Ereignis, namentlich für das verheuchelte und verdrillte deutsche Reich, das in Politik und Leben daran ist, den letzten Rest von Genialität, Größe und Kühnheit einzubüßen und in sterilem Kasernengeist, in Unteroffizierlichkeit

und serviler Armseligkeit zu verschrumpfen und versumpfen, zu verrotten und verrotten.

Dem Kenner, sagte ich soeben, biete diese Erklärung nichts Neues. Aber das deutsche Volk als Volk ist noch lange kein Kenner. Es läßt sich tagans tagein in allen Stücken ein X für ein U machen. Diejenigen aber, die wirklich Kenner sind, leben bei uns meistens so in wirtschaftlicher, sozialer und bürokratischer Abhängigkeit oder sind durch ewige Befehdung so in ihrem Charakter und ihrer Energie geschwächt, daß sie den Humor verloren haben, ihre Kennerschaft zum Nutzen der Allgemeinheit zu verwerten.

Daß es aber eines Mannes höchste sittliche Pflicht sei, für seine Überzeugung auf Tod und Leben einzutreten und nichts zu thun oder zu unterlassen, was gegen sein Wissen und Gewissen streitet, davon steht nichts im neuen deutschen Reichs-Katechismus von Preußens Gnaden.

Darum ist der Jesuit Graf Hoensbroech eine so merkwürdige und tröstliche Erscheinung und seine öffentliche Erklärung so wichtig und von bleibendem Wert oder wie wir Realisten sagen: ein menschliches Beweisstück, un document humain.

Zunächst einige Sätze aus der Einleitung: „Ich habe dreizehn Jahre dem Jesuitenorden angehört; ich habe mit allem Ernst und aller Aufrichtigkeit danach gestrebt, einzubringen in den Geist dieses Ordens; ich habe, was ich hatte und was ich konnte, eingesetzt zu seiner Verteidigung; ich habe ihn als das zu erfassen gesucht, als was er mir vorschwebte und als was ich ihn zu erkennen wünschte: das Ideal christlicher Frömmigkeit. Und das Endergebnis dieses jahrelangen Bemühens ist die Trennung!“

„Als ich mich dem Jesuitenorden anschloß, da suchte ich, wie schon gesagt, das Ideal christlicher Frömmigkeit. Die Vorstellung, die ich mir von der Gesellschaft Jesu gebildet, das, was ich von ihr durch Lesen, Hören und Sehen kennen gelernt zu haben glaubte, ließ mich die Überzeugung gewinnen, dies Ideal in ihr finden zu können. Rückhaltlos gab ich mich ihr hin; ich wollte das werden, was ich in dem Institut der Gesellschaft Jesu verkörpert zu sehen glaubte: ein vollkommener Christ; ein wahrer Jesuit. Beides war für mich identisch. Niemand, weder innerhalb noch außerhalb des Jesuitenordens, der mich während dieser Zeit gekannt hat, wird mir das Zeugnis dieses redlichen Wollens verweigern. War es ein Glück oder war es ein Unglück, daß ich, verhältnismäßig alt, mit 26 Jahren dem Jesuitenorden beitrug? Ich hatte meine juristischen Studien absolviert, war als Referendar im Justizdienst thätig gewesen, hatte viel gereist, viel von der Welt gesehen: kurz ich war ein urteilsfähiger Mann. Wäre ich, wie so viele, wie die meisten anderen ganz jung, unfertig dem Orden beigetreten, die innere Umwandlung wäre vielleicht erfolgt, ich hätte vielleicht

den Jesuitengeist in mich aufgenommen. So geschah dies nicht, und der innere Widerspruch gegen das religiös-asketische System des Ordens regte sich schon bald, um nicht mehr zu verstummen.“

Graf Hoensbroech fühlt's, daß man fragen wird: Wenn Du so mit Dir selbst kämpfdest, warum hast gerade Du Dich zum litterarischen Verteidiger des Jesuitenordens ausgeworfen? Dazu sagt er:

„Hätte ich innerlich mit vollständiger Klarheit verworfen, was ich äußerlich vertrat; hätte ich die Worte, die ich zur Verteidigung des Ordens schrieb, als leere Phrase erkannt und sie doch geschrieben: dann wäre mein Thun und Schreiben eine Unwahrheit gewesen. Allein dem war so. Meine Bedenken und Zweifel gegen das jesuitische System waren nicht über Nacht wie eine helle Offenbarung über mich gekommen, sondern langsam, allmählich stiegen sie in mir auf; unbestimmt, schwankend, erst nach und nach greifbare, festere Gestalt annehmend. Und, wie ich schon sagte, immer und immer wieder wurden diese Zweifel durch meinen entgegenstehenden Willen zurückgedrängt. Ich wollte ja die Bedenken in mir nicht hören: ich hoffte auf die Dauer sie unter die Füße zu bekommen und zu dem Urtheil über den Orden zu gelangen, das ich andere vertreten sah: ich kämpfte mit ganzer Seele dafür, meine Aufschauung als die irrige zu erkennen.

„So ist es gekommen, daß ich jahrelang dem Jesuitenorden angehörte als ein Glied, das sich nie heimlich in ihm fühlte; so ist es gekommen, daß ich für den Jesuitenorden schreiben konnte, was ich geschrieben habe. Nicht ein Wort der positiven Verteidigung brauche ich zurückzunehmen, und bei den subjektiven Äußerungen habe ich nur hinzuzusetzen, daß sie der Ausdruck waren des energichsten Wunsches meines Innern, dessen Erfüllung ich in heißem Bemühen und jahrelangem Ringen angestrebt habe.“

Der eigentlichen Erklärung erster Teil ist die Behauptung: „Der Jesuitismus unterdrückt, ja bis zu einem gewissen Grad vernichtet die Selbständigkeit, den Charakter, die Individualität des Einzelnen. — „Jesuitismus“ steht hier für das innere Wesen, das System des Jesuitenordens; „Selbständigkeit“ bezeichnet hier nicht die freie Selbstbestimmung des äußeren Handelns; denn daß diese ganz oder teilweise aufgegeben werden muß mit dem Eintritt in einen religiösen Orden oder überhaupt in irgend eine Gemeinschaft mit festen Gesetzen, versteht sich von selbst. Unter „Selbständigkeit“ verstehe ich hier die freie Entwicklung des inneren geistigen Menschen. Auf diese Entwicklung, welche zur geistigen Individualität führt und in selbständiger Gesinnung, selbständigem Handeln sich äußert, hat jeder Mensch ein angeborenes, unveräußerliches Recht. Ein System, das dieses Recht antastet, vergreift sich recht eigentlich an einem unveräußerlichen Menschenrecht.“

Dies wird zunächst an der Erziehung zum Jesuiten dargethan. Die meisten Novizen treten im Alter von 16—20 Jahren ein. „Die Tagesordnung für den Jesuiten-Novizen ist ein während zweier Jahre täglich mit derselben Energie und Geschicklichkeit sich wiederholender Angriff auf selbständige Entwicklung des äußeren und inneren Menschen. Nicht nur von Stunde zu Stunde, sondern von Viertelstunde zu Viertelstunde, selbst für noch kürzere Zwischenräume ist dem Novizen vorgeschrieben, was er zu thun hat . . . Der Wille, die Neigung zu irgend einer Thätigkeit wird abgestumpft. Man weiß von vornherein, was ich jetzt thue, dauert nicht lange, höchstens bis zu dem oder dem Zeitpunkt; vielleicht, wahrscheinlich kommt das Zeichen zur Unterbrechung schon früher, und ich werde zu etwas anderem verwendet. So wandert man allmählich ohne viele innere Beschwerden von einer Beschäftigung zur andern, läßt sich abrufen und wieder aufstellen, wird geschickt und kommt wieder zurück, fünf Minuten hier, zehn Minuten dort; eine halbe Stunde in der Küche, eine Stunde auf dem Speicher; heute mit dem Rehrbesen, morgen mit dem Grabstein in der Hand . . . Alles Eigentümliche, die charakteristischen Besonderheiten, die eine Persönlichkeit auch im Äußeren stempeln, sie müssen fortfallen. Der Gang, die Haltung der Hände, der Blick der Augen, die Neigung des Kopfes, die Stellung und Bewegung des Körpers sind durch genaue Vorschriften geregelt. Buchstäblich nichts ist der freien Selbstbestimmung des Novizen überlassen. Will er einen Schluck Wasser trinken, so muß er um Erlaubnis fragen; will er ein Stück Papier, ein Buch, einen Meißel benutzen, so muß er um Erlaubnis fragen.“

Wir heben weiter betreffs der „Vernichtung der Individualität“ von vielen Einzelheiten, die man in den „Prenß. Jahrb.“ nachlesen mag, folgende hervor:

„Jeder Novize bekommt beim Beginn des Noviziats einen sogenannten „Schutzengel“ zugeteilt, d. h. je zwei Novizen haben täglich zu einer bestimmten Stunde sich gegenseitig aufmerksam zu machen auf Verstöße, die sie etwa begangen haben. Diese Einrichtung wird dadurch verschärft, daß mehrmals im Jahre in Gegenwart des Novizenmeisters und aller Mitnovizen die sogenannte „Steinigung“ (lapidatio) vorgenommen wird. Der betreffende Novize — jeder einzelne kommt an die Reihe — muß niederknien, und dann darf jeder der übrigen Novizen äußere Verstöße, die er an ihm bemerkt zu haben glaubt, tadeln. Da heißt es bald: N. N. geht zu rasch; bald: er geht zu langsam; bald: er schaut zu viel umher; bald: er schaut zu viel vor sich; er spricht zu laut, zu leise u. s. w. . . Die Quintessenz dieses Schablouensystems sind die sogenannten Regeln der Bescheidenheit. Kurz sei der Inhalt dieser Regeln skizziert: Die Stirn

und noch weniger die Nase sei nicht gerunzelt; die Lippen seien nicht aufeinander gepreßt, noch auch von einander absteheud; beim Sprechen schaue man dem andern nicht in die Augen, sondern halte den Blick etwas gesenkt; die Hände halte man ruhig, der Gesichtsausdruck weise nie starke Gemütsbewegungen auf, sondern zeige nur eine gleich bleibende Heiterkeit; der Gang sei stets gemäßigt, das Lachen sei nicht laut. Man stelle sich nur einen Menschen vor, der einem bei der Unterhaltung nie in die Augen schaut: die Unnatur greift man mit Händen."

"Die Zeit der täglichen Erholung darf der junge Jesuit nicht mit beliebigen seiner Ordensgenossen verbringen, sondern jede Woche werden ihm ganz bestimmte beigegeben, nur mit diesem darf er sich unterhalten. Das Gleiche findet bei den wöchentlichen Spaziergängen statt. Nach den Erholungen und nach den Spaziergängen hat immer je einer der Novizen in den verschiedenen Abteilungen die Pflicht, dem Novizenmeister oder dessen Stellvertreter Bericht zu erstatten — meist sogar schriftlich — über alles, was vorgekommen ist. Endlich wird zweimal im Jahre bei der Gelübde-Erneuerung vom Hausobern der sogenannte Hauskonsult — bestehend aus älteren Patres — zusammengerufen. In diesem Konsult wird jedes Mitglied des Hauses besprochen, etwaige Fehler desselben notiert und ihm dann später vom Oberrn mitgeteilt. Dies letztere, ebenso wie die Einrichtung der „Schußengel“ bezieht nicht nur für die Novizatszeit, sondern während der ganzen Ausbildungszeit des jungen Jesuiten, also oft 12 bis 14 Jahre lang."

Zwei weitere Abschnitte beschäftigen sich dann mit der Unterdrückung der Individualität im religiös-asketischen und mit der im wissenschaftlichen Leben. Über die wissenschaftliche Bildung sagt er:

"Als Grundsatz gilt zunächst auch hier: strengste Überwachung, gebundene Marschroute. Verhältnismäßig am meisten Freiheit ist bei den philologischen und mathematischen Studien gestattet; dort ist ja durch den Stoff selbst eine stark individuelle Selbständigkeit ausgeschlossen. Vielleicht liegt gerade hierin, d. h. in dem Fehlen der Schablone, der Grund, daß der Jesuitenorden auf dem Gebiete der Mathematik und der ihr verwandten Astronomie wahrhaft Hervorragendes geleistet hat und noch leistet. Um so stärker tritt die Schablone dafür in der wissenschaftlichen Domäne des Jesuitenordens: Philosophie, Theologie, Litteratur zu Tage . . . So geschieht es, daß nach siebenjährigem Studium der junge Jesuit seine Ausbildung beschließt, ausgerüstet mit aller philosophisch-theologischen Spitzfindigkeit vergangener Jahrhunderte, den Kopf erfüllt mit Namen längst toter Systeme und ohne Einfluß gebliebener Gelehrten des Mittelalters, aber in fast völliger Unwissenheit über die Geisteskämpfe der Gegenwart, über die aktuellen wissenschaftlichen Richtungen, die er zum großen

Teil weder in ihren Trägern, noch auch in ihren Produkten auch nur dem Namen nach kennt. Will der studierende Jesuit etwas lesen, durch Kenntnisnahme von Werken anderer Richtung seinen Geist anregen, beleben, befruchten lassen, so steht ihm nicht — auch wenn er ein gereifter Mann ist — wie anderen Gelehrten die Bibliothek zur freien Verfügung, sondern er hat sich an seine Oberen zu wenden, und nach ihrem Gutdünken wird sein Wunsch erfüllt oder nicht.“

Der zweite Teil der Erklärung behauptet: „Der Jesuitismus unterdrückt, ja, bis zu einem gewissen Grade, vernichtet das berechnigte Rationalitätsgefühl, den berechtigten Patriotismus.“

Der wahre Patriotismus und das wahre Nationalitätsgefühl bleibt auch im Christentum voll und ganz bestehen: die treue, hingebende Liebe zum angestammten Vaterland. Sie gehört zur Natur des Menschen und ist somit von Gott selbst ins Herz gelegt. Bleibt dieser Patriotismus auch innerhalb des Jesuitismus bestehen? Nein. Keineswegs will ich behaupten, daß seine Unterdrückung im Jesuitismus eigentlich beabsichtigt ist; aber sie folgt mit Notwendigkeit aus dem ganzen System.“ Dieses System arbeitet auf Nivellement der Gestimmung, auf Gleichmütigkeit und Gleichgiltigkeit in Bezug auf Wohnort, Sprache und politische Einrichtungen hin. „Europa oder Asien, Deutsch oder Französisch, Republik oder Monarchie, das ist, suppositis supponendis, ein und dasselbe, gleichwertig. Der Jesuit wird so erzogen, daß er sich in all diesen Grundverschiedenheiten gleichmäßig wohl und zu Hause fühlt.“

Interessant ist in diesem Zusammenhange folgende Stelle, nicht weil wir ihr zustimmen, sondern weil sie uns beweist, daß Graf Hoensbroeck auch heute noch zu klarer und unbefangener Erkenntnis über den positiven Gegensatz zwischen universalem Christentum und natürlich getrenntem d. h. besonderem Volkstum nicht gelangt ist:

„Man verweise nicht auf das Christentum, welches auch alle diese nationalen Verschiedenheiten mit einem Geist befehlen will und doch den Patriotismus nicht ertödet. Beim Christentum ist dieser eine Geist der überirdische, auf das Jenseits gerichtete; das Christentum faßt die Völker zu einer idealen Gemeinschaft zusammen; und vor allen das Christentum beläßt seine Glieder, den einzelnen Christen, auf dem Platz, in den Verhältnissen, in welchen er geboren und erzogen ist, wirft die Völker und Nationen nicht durcheinander. Der Jesuitismus aber, obwohl auch ideale Zwecke verfolgend, obwohl auch eine ideale Gemeinschaft anstrebend, bleibt mit seinem Gesellschaftszweck durchaus im Diesseits — denn ein Fortbestehen des Jesuitenordens als Orden im Jenseits wird wohl niemand ernsthaft behaupten wollen —; seine Mittel, dieses diesseitige Einheits-

ideal zu erreichen, sind also auch auf das Diesseits gerichtet, d. h. hier auf dieser Welt schon müssen für die Glieder des Jesuitenordens wie die individuellen — das haben wir im ersten Bedenken gesehen — so auch die nationalen, sozialen und politischen Verschiedenheiten möglichst verschwinden. Je kosmopolitischer ein Jesuit ist, je weniger er der Gesinnung, nicht bloß der That nach — das ist wohl zu beachten — hängt an Vaterland und Heimat, je gleichgiltiger ihm die Regierungsform, unter welcher er lebt, um so besser ist er, um so mehr nähert er sich dem Ideal eines Jesuiten. Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht der Ausdruck, der in den Konstitutionen des Jesuitenordens das Wort „Patriotismus“ gleichsam vertritt. Eine „allgemeine Liebe“ (universalis amor) zu den christlichen Nationen und Fürsten soll den Jesuiten befehlen. Und so muß es sein, anders kann es überhaupt nicht sein, wenn der Jesuit das sein will, was er sein soll. Auch mache ich hieraus dem Jesuitismus keinen eigentlichen Vorwurf.“

Indem Graf Hoensbroech erklärt, der Jesuitenorden sei kein Hüter und Pfleger des Patriotismus, bemerkt er übrigens: „Diese letzten Worte muß ich vor einem Mißverständnis bewahren. Sie beziehen sich nur auf die Erziehung, die der Orden seinen eigenen Gliedern giebt; sie beziehen sich nicht auf das Erziehungssystem, das in den jesuitischen Erziehungsanstalten für die männliche Jugend Geltung hat. Dort hat die Pflege der patriotischen Gesinnung ihre Stelle; der Jesuit selbst aber, das jesuitische System kennt ihn nicht.“ Dann aber fährt der Verfasser fort:

„Mir selbst ist gerade dieser Punkt ein fortwährender Stein des Anstoßes gewesen. Als Deutscher, als Preuße, als Glied einer alten Familie, die durch vielhundertjährige Beziehungen mit der angestammten Heimat und ihren politischen und sozialen und vor allem ihren monarchischen Institutionen verwachsen ist, hatte ich gegen diesen kosmopolitischen Geist, diese Allerweltpolitik, eine unüberwindliche Abneigung. Nichts kränkte mich mehr, als daß gegen eine Genossenschaft, der ich angehörte, der Vorwurf der Vaterlandslosigkeit erhoben wurde. . . Eine so internationale Gesellschaft, aus so vielen heterogennationalen Elementen bestehend, muß die Preisgebung monarchischer oder republikanischer Vorlieben anstreben.

„Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die deutsche Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu und sehen wir, wie das hier über den Jesuitenorden im allgemeinen Gesagte in ihr sich praktisch gestaltet. Seit zwanzig Jahren besitzt sie ihre Niederlassungen nur im Ausland: Holland, England, Dänemark, Schweden, Osterreich; seit zwanzig Jahren sind ihre Mitglieder vom freien, lebendigen Verkehr mit Deutschland abgeschnitten, der Unmittelbarkeit deutschen Einflusses entzogen. Freilich an dieser Isolierung von deutschem Denken und Wesen tragen die Jesuiten keine Schuld,

sie ist eine Folge des Jesuitengehezes; aber sie ist eine Thatfache und muß dazu beitragen, die im Jesuitismus liegende systematische Loslösung von Vaterland und heimischem Wesen in ihrer Wirkung zu verstärken. Außer ihren im Ausland liegenden Hauptdomizilen haben die deutschen Jesuiten, auch ganz unabhängig von ihrer Vertreibung aus Deutschland, ihre größten Arbeitsfelder in überseeischen Ländern: Nord- und Südamerika und Britisch-Indien: Republiken und Monarchien. Innerhalb dieses großen, so viele und so große nationale und politische Verschiedenheiten umfassenden Gebietes: Europa, Amerika und Asien, hat der deutsche Jesuit zu leben, zu arbeiten. Aber nicht festhaft, sondern mit dem Wanderstab in der Hand. Bald ist er in der freien nordamerikanischen Republik, bald in monarchischen Indien, bald in dem stets in politischer Gährung begriffenen Brasilien; bald wird er aus irgend einem dieser Länder wieder zurückgerufen, um in den alten monarchischen Staatengebilden Europas als Lehrer, als Erzieher, Prediger oder Oberer zu wirken; er müßte kein Mensch sein, wenn er nicht allmählich die alte heimische, die patriotische Form in Gesinnung und Anschauung verlore und nach und nach die Weltform, den Universalpatriotismus annähme. Um so mehr, da — was nicht aus den Augen zu lassen ist — auch auf den deutschen Jesuiten das Ordenssystem der inneren Expatriierung, der Nivellierung der Gesinnung, stets wirksam einfließt. Nehmen wir dazu die Zusammenfügung der „deutschen“ Jesuitenprovinz. Den Grundstock, die Mehrzahl bilden allerdings Deutsche; aber sehr zahlreich sind in ihr auch die Ausländer: Schweizer, Nordamerikaner, Brasilianer, Dänen, Schweden vertreten. Wo ist, wo kann bei diesen der Patriotismus für Deutschland sein? Wird der von Haus aus republikanisch gesinnte Schweizer oder Nordamerikaner hingebende Liebe zum monarchischen Deutschland haben?“

Graf Hoensbroech schließt mit den Worten: „Das sind die Gründe, die mich zum Austritt aus dem Jesuitenorden bestimmt haben. Eines bedauere ich, ihren Einfluß nicht früher auf mich haben wirken zu lassen.“

Und nun ersuche ich den geneigten Leser, den ersten Teil der Hoensbroech'schen Erklärung, der von der Unterdrückung der Persönlichkeit handelt, von systematischer Verdrillung und Verschablonierung der Gesinnung und des Charakters — noch einmal nachdenklich durchzulesen und Punkt für Punkt mit der militärischen Erziehung in unserem modernen Kasernenstaat einen rechtshaffenen Vergleich anzustellen.

Was merkt da der vorurteilslose Leser?

Sollte es nicht thatsächlich so sein, daß es nicht nur einen schwarzen, sondern auch einen bunten Jesuitenorden giebt? Daß der letztere noch viel bedenklicher als der erste, da er ganze Länder umfaßt und eine

staatliche Einrichtung höchsten Ranges ist? Und dem Volke nicht nur den Geist und den Charakter, sondern auch den Geldbeutel ruiniert?

Auch der zweite Teil, der von der Gefährdung der Vaterlands-
liebe handelt, fordert vielleicht den scharfsinnigen Kopf zu Vergleichen her-
aus. Wenn z. B. ein oberster Gewalthaber vom bunten Orden bei feier-
licher Gelegenheit zu seinen Novizen oder Rekruten spricht: „Ihr müßt unter
allen Umständen gehorchen, und wenn Euch befohlen wird, auf Eure Väter
und Mütter, Brüder und Schwestern zu schießen, so müßt Ihr ge-
horchen“ — wo bleibt da der Gesichtspunkt der Vaterlandsliebe, aus
dem heraus alles gerechtfertigt werden soll? Wo bleibt da der Begriff des
Volkes in Waffen? Man spricht vom „Rock des Königs“ — warum
nicht vom „Rock des Volkes“? Ist es nicht das Volk, das den Rock
trägt und den Rock bezahlt und auf Kommando sich in dem Rock totschießen
läßt? Oder muß mit dem bunten Kleid auch die Vaterlandsliebe die Farbe
wechseln? Darf der Patriotismus nur im unbedingten Gehorsam
gegen die Machthaber bestehen, darf der Patriotismus nur Unterordnung
des Volkes unter herrschende Häuser sein? Und wer soll das letzte Wort
haben, das Volksinteresse oder irgend ein anderes Einzelinteresse,
das sich hinter Gottes Gnaden verschauzelt? Und was bietet man den
großen Volksmassen, die nichts besitzen an irdischem Gut, für die großen
Opfer und Belastungen, die man trotzdem von ihnen unerbittlich fordert?

In unserer vaterländischen Sprache ist's ein gewaltiger Unterschied, ob
ich sage: ein Haus der Zucht — oder: ein Zuchthaus, ähnlich wie Chri-
stianismus oder Jesuitismus, Jesus oder Jesuit.

Aber wer fragt in dieser Zeit wilder Habsucht und orgiaßlicher Hand-
tierinstinkte nach der feineren Natur des Sprechens und Denkens, überhaupt
nach edler Natur?

Darum auch, ob schwarzer oder bunter Jesuitismus, ich drehe die
Hand nicht herum. Einer ist so schlimm wie der andere.



Am Ende des Jahrhunderts.

Von J. Engell · Günther.

(Ascona, Tessin.)

Die jetzige „Friedens-Idee“ ist durchaus nichts Neues. Genau betrachtet ist schon die biblische Erzählung von „Kain und Abel“ nur im Sinne der Abschreckung vom Brudermorde zu verstehen; und sogar der religiöse und nationale Hochmut (durch die immer so viel Unheil und Zwietracht verursacht sind), findet da bereits die richtige Würdigung. Kain erschlug den Abel, weil er glaubte, sein Bruder sei höher angesehen und beliebter bei Gott als er. Dafür mußte er dann aber fried- und freudlos auf Erden umherirren, ohne je Ruhe finden zu können; und — die ganze Menschheit stammt doch von diesem Kain ab, wie es scheint; weil die nachher nebenbei erwähnte Abstammung von „Seth“ (den die Eva in ihrem Alter geboren haben soll), jedenfalls recht zweifelhaft erscheint; besonders da von den doch immerhin nicht ganz entbehrliehen „Frauen“ gar keine befriedigende Nachrichten gegeben werden. Das weibliche Element wurde gewiß zur Zeit der Erfindung dieser alten Geschichte schon möglichst geringschäßig behandelt; wozu der Mann, als Nachfolger des von der Eva verführten Adam, berechtigt zu sein behauptete; weil sie — „vom Baume der Erkenntnis“ eine Frucht gegessen und ihm auch davon gegeben hatte. Man denke: „vom Baume der Erkenntnis“ nahm Eva die Frucht, die Adam vielleicht nie bemerkt und begehrt haben würde! — Ohne von ihr aufmerksam gemacht zu sein, hätte er nie seinen Verstand brauchen, und über „Gut und Böse“ nachdenken gelernt. Er würde seinen natürlichen Trieben gefolgt sein, ohne einen Gott (d. h. ein höheres Gesetz) anzuerkennen. Sie aber hatte ihm die Frucht der Erkenntnis von „Gut und Böse“ (also — die Vernunft) gebracht; und dadurch war er aus dem Paradiese „der Unwissenheit und Urteilslosigkeit“ vertrieben; leider ohne stark genug zu sein, nun wirklich in Vernunft zu wandeln. Verhüllte doch Gott sein Antlitz vor ihm (d. h. die Leuchte der Wahrheit fehlte ihm, um den rechten Weg sehen zu können); und so kam es, daß schon der Sohn Kain seinen Bruder Abel erschlug, „un glücklicher zu werden“; statt dessen aber nur sein „ewiges Verderben“ davontrug.

Es ließe sich noch viel sagen von der geheimnisvollen Gewalt des weiblichen Wesens über das männliche, das diesem von jeher ebenso anziehend als widerwärtig gewesen ist, und gegen das der Mann sich immerfort — nutzlos empört. Wir wollen aber jetzt nur darauf hinweisen,

daß auch die alten „zehn Gebote“ sich sehr energisch für den Frieden aussprechen. Von Bedeutung ist da schon, daß nur drei derselben von der „Liebe zu Gott“ (oder mit andern Worten: von der Beachtung der Religionsgesetze) handeln; während nicht weniger als sieben von der „Nächstenliebe“ (d. h. über die gegenseitige Gerechtigkeit) sprechen, durch die augenscheinlich der Friede unter den Menschen gesichert werden sollte. Leider mußte aber die engherzige Absperrung jeder Rationalität und Klasse von allen anderen die Durchführung dieser guten Absicht unmöglich machen. Es hat Zeiten gegeben, in denen jede städtische Gemeinde sich nicht allein der Landbevölkerung, sondern auch allen anderen Städten und Ländern hoch überlegen erachtete, und deshalb eine Menge von Vorrechten in Anspruch nahm, die sie eifersüchtig verteidigen zu müssen glaubte. Endlose Kriege und Grausamkeiten mußten die Folge sein, gegen die dann zur Zeit der römischen Welt Herrschaft (begünstigt durch größere Verkehrsmöglichkeit bei steigender weitverbreiteter Geistesbildung), das Christentum sich ganz im stillen entwickelte, um sich nach und nach zur Weltmacht zu erheben. Zweifellos sollte und wollte das Christentum anfänglich nur die Gleichheit Aller vor Gott (d. h. hinsichtlich der Naturgesetze) zur Anerkennung bringen. Die Schranken der Rationalitäten und der Rangunterschiede sollten fallen, wie es alle die Ausprüche beweisen, die man einem Christus in den Mund gelegt hat, deren hauptsächlichster: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ — noch heute der Anerkennung entbehrt. Und — wie könnte es anders sein? da unleugbar das Christentum von dem Tage an, der es zur Herrschaft brachte — keines mehr gewesen ist, weil an und für sich schon „Christentum und Herrschaft“ zwei ganz unvereinbare Begriffe sind. Kein Wunder daher, daß die Mächtigen der Erde dem wahren Christentume allezeit abgeneigt waren und sein werden; statt dessen aber ein System von Glaubenslehren an dessen Stelle gesetzt haben, welches nicht allein stets die Furcht vor den Strafen der Hölle aufs Nachdrücklichste einschärfte, sondern auch alle, die Lust zeigten, ihrer Verurtheilung die Zügel schießen zu lassen, schon in diesem Zammerthale die Qualen der Hölle zu bereiten suchte. Ein Name deckt vieles zu; aber nie hat ein Name so unzählige und so entsetzliche Gräueltathen zudecken müssen, als der des sogenannten Christentums, deren Schändlichkeit und Abscheulichkeit gar nicht hinreichend auszusprechen sind. Daß nun trotzdem immer mit frecher Stirne versichert worden ist, die allgemeine Menschenliebe sei durch das herrschende Christentum befördert worden, macht die Sache nur schlimmer; weil um deswillen die Lüge stets mehr über die Wahrheit den Sieg gewonnen hat. Charakteristisch bleibt es dabei, daß die Macht des falschen Christentums sich gleich anfangs in der buchstäblichen Zerreißung des schönen Körpers

der edlen Philosophin „Sympathia“ (in Alexandrien) darthat; wie es keinen Zweifel leidet, daß diese hochgeachtete geistreiche Frau in Wahrheit viel christlicher gesinnt war, als ihre brutalen Mörder, und so hat die Verfolgung des wahren Christentums durch das verkehrte seitdem nie ein Ende genommen, indem es zugleich immer mit einer besonderen Feindseligkeit gegen das weibliche Geschlecht aufgetreten ist; wovon unter anderem auch die Hexen-Verfolgungen ein Beispiel sind. Es blieb immer die alte Geschichte, daß man die Eva bestrafen wollte, weil sie den Adam verführte, von der Frucht des „Baumes der Erkenntnis“ zu essen; wie sie auch erleben mußte, daß der Cain seinen Bruder Abel erschlug! —

Es verzieht sich ohne Frage, daß die Frau bei richtiger Entwicklung des weiblichen Wesens sich dem Vergnügen „gegenseitiger Abschlächtung“ schon längst widersezt haben würde, da sie von Natur vorzugsweise geneigt ist: „mitzulieben, aber nicht mitzuhassen“. Trotzdem hat man sie künstlich dahin zu bringen vermocht, ihr eigenes Fleisch und Blut zu verraten und zu verkaufen, weil die Mutterschaft ihr in vielen Fällen als Schande angerechnet wurde und noch wird, statt daß man unter allen Umständen in der richtigen Erfüllung ihrer Mutterpflichten die höchste weibliche Ehre sehen sollte. Dies ist um so auffallender, weil es keineswegs an Untersuchungen über den natürlichen Beruf des Weibes gefehlt hat. Von den herrschenden (obgleich ganz verwerflichen) Vorurteilen ausgehend, vermochte man aber die einfachste Wahrheit nicht zu erkennen: daß die Mutter dem Kinde unendlich viel näher steht als der Vater. Alles, was man außerdem über die Natur des weiblichen Wesens erforscht zu haben glaubt, ist gewöhnlich vollkommen zweifelhaft oder ganz unbegründet. Man nahm stets als unbestreitbar an, daß der Mann rechtmäßiger Eigentümer von allem, und so auch von Frau und Kindern sei, die deshalb ihm zu dienen und zu gehorchen verpflichtet seien; und wenn auch im Laufe der Zeit die betreffenden Sitten und Geseze eine große Milderung erfahren haben, bestehen sie im Grunde doch heute noch, selbst in den civilisirtesten Staaten. Die Frau an sich gilt nichts; wogegen sie der höchsten Ehren würdig befunden wird, sobald sie als Gattin oder Tochter eines Machthabers oder eines mit Ruhm Gekrönten bekannt ist. So lange nun der wirtschaftliche und industrielle Erwerb des täglich zum Leben Notwendigen größtenteils durch weibliche Hände (innerhalb der Familien) beschafft wurde, gab es keinen äußeren Anstoß zu einer Änderung der gewohnten Handlungs- und Anschauungsweise. Der Mann herrschte in Staat, Kirche und Gesellschaft, wie in Wissenschaft und Kunst allein, wenn auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die Frau immer sehr großen Einfluß auf seine Gedanken und Thaten gehabt haben muß, der — wegen ihrer Unfreiheit

und Unwissenheit — nicht immer ein lobenswerter gewesen sein kann. Man darf sogar behaupten, daß sie durch die unnatürliche Unterdrückung ihrer besten Fähigkeiten ganz hätte verderbt werden müssen, wenn sie nicht als „Mutter“ immer wieder durch den unergründlichen Stern der edelsten Liebe von allen Flecken der Knechtschaft rein gebadet worden wäre. Es wird nämlich wohl keinem einfallen können, bestreiten zu wollen, daß die Mutterliebe nicht allein thatsächlich jede andere an Uueigemüthigkeit und Aufopferungsfähigkeit übertrifft, sondern auch den nuzerstörbarsten Einfluß auf die Entwicklung der Jugend (und folglich der Menschheit überhaupt) ausübt. Man hat das freilich auch schon längst erkannt, und um deswillen sind die Vorschriften und Ermahnungen, mit denen man versuchte, die Mütter zu richtigen Erzieherinnen ihrer Kleinen zu machen, stets zahllos ans Licht getreten. Nur leider ist die Hauptsache dabei immer unbeachtet geblieben, weil man nie begriff, daß kein Gebäude anders, als von unten auf errichtet werden kann. Zuerst hätten die Frauen Zeit und Fähigkeiten haben müssen, solche Vorschriften zu lesen und zu verstehen, und dann wäre es nötig gewesen, ihnen die Möglichkeit zu geben, derartige gute Lehren befolgen zu können. Wenn trotzdem im allgemeinen die Menschheit ihre besten Eigenschaften und Fortschritte den Müttern verdankt, so beweist das nur, welche natürliche Kraft ihrer Liebe einmal innewohnt, die sogar dem schwersten Druck unnatürlicher Ungerechtigkeit zu widerstehen vermag. Thatsache ist und bleibt es, daß nicht der Vater das Kind zur Welt bringen und es verpflegen kann, sondern daß es durch die Mutter geboren und in jeder Hinsicht ins Dasein eingeführt wird; wie es auch von ihr seinen Unterhalt und seine Verpflegung fordert und durch sie seine körperliche und geistige Entwicklung erhält; wogegen die Einwirkung des Mannes auf seine Sproßlinge immer eine sehr beschränkte gewesen ist und sein wird. Freilich hatte aber dennoch der Vater gesetzlich das Recht, über das Geschick der Kinder nach seinem Willen zu entscheiden, und es versteht sich, daß die Mutter ihm darin nicht widersprechen durfte, woraus selbstverständlich die ärgsten Konflikte, wie auch nicht selten Verbrechen und Unheil aller Art entstehen mußten. Die unzähligen Uebelstände, die aus dieser Verkehrtheit hervorgegangen sind, haben von jeher in Romanen und Novellen die eingehendste Behandlung gefunden, ohne daß man um deswillen versucht hätte, die Quelle aller dieser Leiden zu erforschen und zu beseitigen. Galt es doch für undenkbar, daß die sogenannten weiblichen Arbeiten: „Spinnen, Weben, Backen, Brauen, Kochen, Braten, Wurstn und Einpökeln, Waschen und Bleichen, Pflanzen, Jäten und Ernten, Nähen und Schneidern u. s. w.“ je sollten ernstlich von Männern betrieben werden, und folglich meinte man, daß die Frauen in ihrer Abhängigkeit erhalten werden

müßten, damit alle diese Arbeiten durch sie geleistet würden, während jede höhere geistige Thätigkeit als eine ausschließlich männliche betrachtet wurde. Dessenungeachtet sind immer von Zeit zu Zeit diese oder jene Wissenschaften und Künste von irgend einer Gattin, oder Tochter, oder Schwester, die Gelegenheit dazu gefunden hatten, gepflegt worden, und man hat sie — als Ausnahme — gebildet. Die herrschende Lebensweise ließ nicht befürchten, daß diese einzelnen Fälle sich besonders vermehren könnten.

Heute aber? — Am Schluß des Jahrhunderts hat die Maschine alle Handgeschicklichkeit unendlich überflügelt, und die bis dahin für unerlässlich geltenden weiblichen Erwerbsarbeiten (innerhalb des kleinen Haushalts) sind fast ganz in den fabriknäßigen Betrieb der Männer übergegangen. Die Viehzucht und der Gartenbau liegen nicht mehr (wie ehemals) fast allein in Frauenhänden, und auch die notwendigsten Kleidungsgegenstände sind nicht mehr ihr Werk. Es wird sogar immerfort daran gearbeitet, auch den heute noch bestehenden Rest von Haushaltungsarbeiten immer mehr zu beschränken und zu vereinfachen; wodurch natürlich die Stellung des weiblichen Geschlechts eine ganz andere werden muß, als sie es bisher sein konnte. Da eine Erzeugung wirklicher Werte (innerhalb des Haushalts) fast unmöglich geworden ist, steht die Frau nun nicht mehr als Lehrerin und Meisterei einem zahlreichen Dienstpersonal gegenüber, und mit ihrer Bedeutung für die Familie hat sie auch ihre frühere Wichtigkeit für den Staat völlig eingebüßt; wozu noch kommt, daß sich die Überzahl des weiblichen Geschlechts in demselben Maße vermehrt, als die Eheföhliefungen stetig abnehmen. Folglich liegt es auf der Hand, daß die Aussicht auf eine „standesgemäße Versorgung“ durch die Ehe, wie sie ehemals als das ziemlich allen erreichbare, und einzig erstrebenswerte Ziel der Mädchen galt, in unseren Tagen für sehr problematisch erachtet werden muß; während auch die unverheirateten Bleibenden keinen Platz in irgend einem bestreudeten Hauswesen finden, welches ihnen gestattete, darin durch ihre Leistungen eine Art von Heimath zu gewinnen. Die Not zwingt demnach eine große Menge, sich um irgend einen Erwerb zu bemühen, und wirklich sehen wir, daß sogar in vielen Fabriken mehr Arbeiterinnen beschäftigt werden als Arbeiter, theils weil sie zu manchen Verrichtungen geschickter sind, besonders aber, weil sie bedürfnisloser, und also billiger zu haben sind, als die Männer. Vergebens klagt man, daß die ländliche Bevölkerung immer mehr in die Städte strömt und das dortige Proletariat vermehren hilft. Der Kleinbauer verfiinkt überall immer tiefer in Schulden, und seine Kinder müssen sich anderswo Brot suchen, weil der geringe Ertrag des väterlichen Gutes sie nicht mehr ernähren kann. Einige von ihnen gehen dann wohl zum Grundbesitzer in einen Dienst; allein bei weitem die Mehrzahl hat weder

Lust noch Möglichkeit, dort einen Platz zu finden, wo sie im ganzen schlecht behandelt und bezahlt wird; abgesehen davon, daß durch stetes Anwachsen der großen Güter auf Kosten der kleinen die Bebauung überhaupt verringert wird, und also auch weniger Personal dort Beschäftigung findet als früher. Diesen Übelständen Abhilfe zu bringen, kann indessen den Schutzöllen am wenigsten gelingen, die nur alle Lebensmittel verteuern und vielleicht eine Zeit lang für den Großgrundbesitzer vorteilhaft sein mögen, für alle übrigen Gesellschaftsklassen aber höchst schädlich wirken.

Stärker noch als dies alles ist aber der Einfluß der fortwährenden Vermehrung des Militärwesens auf die soziale Lage im Ganzen, wie vorzüglich also auch auf das Geschick der größeren (weiblichen) Hälfte des Menschengeschlechts. Es ist soweit gekommen, daß der Wehrstand in unsern Staaten fast zahlreicher vertreten ist, als der Nährstand; vom Lehrstand, der ganz stiefmütterlich behandelt wird, gar nicht einmal zu reden; und so ist es denn kein Wunder, daß endlich die Unnatürlichkeit des allgemeinen Kriegszustandes zu einer offenen Empörung dagegen hat führen müssen, die sich nun in den „Friedens-Congressen“ Lust zu machen sucht. Gleichwohl ist damit erst sehr wenig erreicht worden, wie auch nicht zu hoffen steht, daß in kurzem etwas Rechtes zu ermöglichen sein wird. Ein Amerikaner, Herr S. W. Hauauer, schreibt darüber: „Die öffentliche Meinung, wie sie in Europa durch die Regierungen, Politiker, Gelehrte und Presse vertreten wird, steht in übermächtiger Mehrheit der Friedens-Propaganda unsympathisch gegenüber; man betrachtet ihre Ziele eben als unausführbar. Dennoch ist das Prinzip: anstatt der Kriegsgewalt die etwaigen Zwistigkeiten zu überantworten, diese durch Schiedsgerichte entscheiden zu lassen, gewiß der Vernunft angemessen und durchaus empfehlenswert;“ — worin wir ihm ganz zustimmen. Wenn er es aber dem „ausgezeichneten amerikanischen Volkscharakter“ zuschreibt, daß in Amerika 65 Millionen einmütig das Friedensprinzip angenommen haben, so möchten wir doch zu bedenken geben, daß eine einzige große Republik, die gar keine äußere Feinde zu fürchten hat, wohl leicht nach Außen friedlich gesinnt sein kann; wogegen sie im Innern oft durch Abneigung gegen neu Eingewanderte, oder durch politische und religiöse Meinungsverschiedenheiten zu argen Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten hingerissen worden ist. Hinsichtlich der Ursachen des in Europa herrschenden „idiotischen Kriegsdogmas“ sagt er: „Mehr als die Rasse- und Sprachverschiedenheiten sind dynastische und hierarchische Sonderinteressen thätig, um einen falschen Patriotismus zu erzeugen, der keinen wahren Frieden duldet;“ — und hierin können wir ihn nicht widerlegen; ebenso wenig wie in folgendem: „Die Hindernisse, die in Europa dem Frieden und Fortschritt im Wege stehen, sind zu tief eingewurzelt, als daß sie nicht

einen dauernden großen Kraftaufwand erfordern sollten, wie vor allem solche Mittel, die eine wirkliche Aufklärung des Volksgesistes hervorzubringen im Stande wären. Bis jetzt hat man besonders durch Erweckung religiöser Gefühle für die Anerkennung der Friedensidee zu arbeiten gesucht; aber ein Blick auf die Geschichte der sogenannten Civilisation muß uns von der Unzulänglichkeit dieser Methode überzeugen. Bedenken wir, daß die christliche Sektiererei mehr Elend und Verlust an Menschenleben, mehr Nachteile für jeden vernünftigen Fortschritt verursacht hat, als alle Epidemien, Erdbeben, Überschwemmungen und dergleichen Unglücksfälle zusammen genommen. Man versichert: die Lehre Christi sei die Liebe; aber — was würde wohl Christus zu den Gläubigen unserer Tage sprechen müssen, wenn er sehen könnte, daß in Europa etwa 300 Millionen ihre besten Fähigkeiten einsetzen, um sich möglichst grausam gegenseitig zu vernichten? Oder ist es etwa nicht wahr, daß der heutigen Menschheit Torpedos und Magazingewehre, nebst ihrer Handhabung, für das Höchste gelten? Kanonen und rauchloses Pulver scheinen das christliche Ideal kennzeichnen zu sollen; während der gesunde Menschenverstand zum Schweigen verurteilt wird. Ebenjowenig kann es nützen: „mittels der Kindererziehung einen allgemeinen Friedensgeist erzeugen zu wollen;“ — indem man den natürlichen Sinn für Selbstverteidigung zu unterdrücken sucht und jedes Unrecht stumm zu ertragen lehrt. Besser wird es sein, zur Aufstellung solcher Gesetze und ordentlichen Schiedsgerichte zu wirken, durch die jede Unge rechtigkeit nahezu unmöglich gemacht würde. Vor allem soll man nur den Fortschritt der Naturwissenschaften zu begünstigen suchen; da die Erkenntnis der Solidarität aller Interessen am meisten beitragen wird, überall Frieden zu schaffen und zu erhalten. Dann wäre die Erleichterung des Weltverkehrs und die Vereinfachung der Transportmittel, nebst Beseitigung aller Schranken, die den gesunden volkswirtschaftlichen Kreislauf stören, ganz besonders zu wünschen. Im übrigen muß man leider gestehen, daß, so lange die Ursachen (Eifersucht, Neid, Hochmut und Mißtrauen) nicht beseitigt sind, an kein Abrüsten zu denken ist. Man bessere die ungesunden Zustände, durch die fortwährend Seuchen erzeugt werden; dann werden diese von selbst verschwinden; und erst, wenn ein giltiges Rechtssystem zwischen den Staaten errichtet ist, kann die gegenseitige Bedrohung und Verteidigung aufhören.“ . . .

Also — ein giltiges Rechtssystem zwischen den Staaten soll das Friedensideal zur Wahrheit machen? — Nur fragt es sich da leider wiederum, wer ein solches aufstellen kann; und — wer die Befolgung der betreffenden Gesetze erzwingen soll? — Genau betrachtet erscheint es auch noch notwendiger, statt zwischen den Staaten ein Rechtssystem

zu begründen, es zuerst innerhalb derselben zu errichten. Ein solches Streben hätte jedenfalls Aussicht auf sofortigen Erfolg, und jeder könnte sich leicht daran beteiligen; indem er sich zugleich noch des Bewußtseins erfreute, der Friedensidee in der bestmöglichen Weise zu dienen. Es ist sehr richtig, daß man den Herd der Seuchen fortzuschaffen soll, wenn man den Epidemien gründlich wehren will; und folglich muß es als das notwendigste Erfordernis hinsichtlich der Verteidigung nach Außen gelten, vor allem die Gründe zur Uneinigkeit im Inneren zu beseitigen; womit freilich keine geringe Aufgabe gelöst sein würde. Bei gutem Willen dürfte es nicht so schwer sein, die eigentlichen Quellen der herrschenden Zwistigkeiten zu entdecken, die hauptsächlich aus dem Mangel an Bildung und Besiß, an dem der größte Teil der Staatsbürger (und mehr noch der Staatsbürgerinnen) leidet, täglich neu hervorgehen. Man denke dabei nicht an eine unmögliche kommunistische Gleichmacherei; von der unter Vernünftigen nie die Rede sein kann; wohl aber an eine richtige Schulbildung und eine ordentliche Entwicklung aller geistigen und körperlichen Fähigkeiten; da es ebenso für den Einzelnen, wie für das Gesamtwohl von höchster Bedeutung sein muß, jedem Menschenwesen die ihm gebührende allseitige Ausbildung zu geben. Kann er doch nur auf diese Weise nachher im Stande sein, alle bürgerlichen und menschlichen Pflichten, die ihm auferlegt sein werden, zu erfüllen; und so wird es denn auch (für Vernünftige) keinen Zweifel leiden, daß die (überdies zahlreichere) weibliche Hälfte des Menschengeschlechts hierin dieselbe Berücksichtigung verdient wie die männliche. Nicht umsonst gilt noch immer das alte Wort: „*Cherchez la femme!*“ und in der That ist die „Weiblichkeit“ auch nie ein Grund gewesen, die irgendwie mißliebig gewordenen Frauen mit grausamen Strafen und Hinrichtungen zu verschonen. Man hat sie zu Tausenden verbrannt, gehängt, gehängt und erfauft; ohne die geringste Rücksicht auf ihre weibliche Zartheit zu nehmen; und immer noch werden ihnen eine Menge von Vergehungen weit schlimmer angerechnet als den Männern. Ein Weib, das sich für eine Stunde verkauft, oder von den abscheulichsten Sklavenhaltern, die es je gegeben hat, verkauft wird, — gilt für gebrandmarkt und darf kein Recht irgend einer Art mehr beanspruchen; — während der Mann, der ein solches Kind kauft und mißbraucht, weder in der allgemeinen Achtung sinkt, noch je zur Rechenschaft gezogen wird. Nichts hindert ihn auch, seine Gattin und Kinder mit den in schlechten Häusern aufgelesenen Krankheiten zu vergiften; da sie viel zu abhängig von ihm sind, als daß sie sich um deswillen von ihm trennen dürften. Der Protestantismus hat wohl die Trennung einer unhaltbar gewordenen Ehe gestattet; aber fast immer sind die Beweise der Schuld des Ehemannes so schwierig zu beschaffen, und er

darf sich mit so vielen sinnlosen Anklagen gegen die Frau verteidigen, daß diese oft vor solchem öffentlichen Spießrutenlaufen zurückschreckt und lieber alles über sich ergehen läßt, als sich einem solchen auszusetzen. Ein anderes freilich ist es, wenn der Mann die Scheidung wünscht, um sich mit einer andern verheiraten zu können. Die Frage nach der sogenannten „Schuld oder Unschuld“ wird ganz unerörtert gelassen, wenn er (um seinen Zweck zu erreichen) sich ohne weiteres verpflichtet, der Frau eine bestimmte Summe zu ihrem Unterhalt, sowie zur Erziehung der Kinder (die er ihr auch gewöhnlich überläßt) zu zahlen; und so geht die Sache (äußerlich) ganz glatt. Ist die Frau doch gewiß selten in der Lage, sich einem solchen Vorschlage widersetzen zu können! Dagegen ist über die in Romanen und Dramen so viel abgehandelte Untreue von Gattinnen im Ernst kaum ein Wort zu verlieren; weil solche Fälle in der Wirklichkeit nur vorzukommen pflegen, wenn der Ehemann sie (aus irgend einem Grunde) selbst herbeiführt; was ihn indeß nicht hindert, sich der Thatsache später auch gegen die Frau, von der er sich vielleicht nun trennen will (um jeder Verpflichtung auszuweichen) zu bedienen. Die Andeutung aller der Abscheulichkeiten, die mehr oder weniger notwendig mit dem jetzt herrschenden Eigentumsrecht des Mannes über seine Familie verbunden sind, genügt schon, um dessen Verderblichkeit zu kennzeichnen; wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß die katholische Untrennbarkeit der Ehe — neben dem jeder Moral Hohn sprechenden Cölibat der Geistlichkeit — noch viel bössartiger wirken muß, weil die Mißachtung des weiblichen Wesens da um so schärfer hervortritt. Nichts thörichter daher, als die so oft wiederholte Behauptung, daß die Stellung des weiblichen Geschlechts durch die Herrschaft des Christentums wesentlich gebessert worden sei. Unleugbar hat es sowohl bei den alten Aegyptern, als bei Griechen und Römern Zeiten gegeben, die durch Sitten und Gesetze den Frauen viel mehr Selbständigkeit gegönnt haben, als ihnen je unter sogenannten Christen möglich gewesen ist; was jedem, der die alten Schriften vorurteilslos zu lesen versteht, sofort klar werden muß. Diese Thatsache ist übrigens auch sehr erklärlich, da allemal mit der höheren geistigen Entwicklung einer Nation (also mit Abwerfung der Fesseln brutaler Gewalt) sich die Lust und der Sinn für Poesie und Kunst erhob, durch die auch das weibliche Element zu besserer Beachtung und Würdigung gelangen mußte. Die ganze Geschichte beweist uns, daß immer die ärgste Barbarei blutigerer, räuberischer Kriege und grauenvoller Hinrichtungen mit der unbeschränktesten Herrschaft der Priesterschaft und sogenannter Frömmigkeit Hand in Hand gegangen sind; während in solchen Zeiten von Wissenschaft und Kunst ebensowenig, als von Frieden und reinen Freuden die Rede sein konnte; wie natürlich dann auch die Frau in

der brutalsten Weise mißachtet und gemißbraucht wurde. Nun ist aber die Herrschaft der christlichen Hierarchie unendlich viel mächtiger und ausgebehnter gewesen, als die jeder andern sogenannten Religion; weswegen eben sie unzählige Opfer gefordert, die wüthendsten Feindschaften erregt, die grauhaftesten Massenmorde verursacht, und Jahrhunderte lang jede moralische und geistige Entwicklung unmöglich gemacht hat. Man kann sagen, daß die Kunst des Lebens während des ganzen finsternen Mittelalters darin bestand: „nicht menschlich, sondern unmenſchlich zu leben;“ — und ſolglich konnte das einmal nie ganz der Natur zu entfremdende weibliche Weſen nur als ein verächtliches Hindernis der Hoheit männlicher Entmenſchung betrachtet werden!“ — Die Frau war und blieb immerfort die Verführerin des Mannes — „zur Sanftmut und Nachgiebigkeit!“ Sie reichte ihm ſtets von neuem (wenn auch unbewußt) „die Frucht vom Baume der Erkenntnis;“ und er nahm dieſe — trotz priesterlicher Bedrohung mit allen Strafen der Hölle! Sie konnte durch keine Schreden, durch keine Gewalt beſiegt werden; da ſie als „Leben-gebende Naturkraft“ unbefiegbar bleiben mußte; und — das Schlimmſte war, daß auch die Priester nie ſicher und dauernd allem weiblichen Einflusse entzogen werden konnten; deſſen Anziehungskraft ſich ſo oft ſtärker bewies, als alle ihre ſtolze Männlichkeit. Kein Wunder, daß die in ihrer Herrſchſucht (auf dieſe Weiſe) immerwährend geſtörte Priesterſchaft zu den ungeheuerlichſten Maßregeln griff, um die himmelſchreiende und doch ſo ſtumme Widerſetzlichkeit des weiblichen Elements zu unterdrücken; allein — wie ſehr ſie auch die geſundeſte natürliche Entwicklung der Menſchheit zu untergraben vermocht hat, iſt es ihr doch bis heute nicht gelungen, die Mutterliebe völlig zu erſticken, oder ſie ihren verkehrten egoiſtiſchen Zwecken ganz dienſtbar zu machen; und zugleich iſt die Uneigennützigkeit und Aufopferungsfähigkeit der meiſten Mütter fort und fort ein ſo rührender Beweis der urſprünglich edlen menſchlichen Anlagen, daß die Vernunft des Mannes dadurch überzeugt werden und allmählich zu einer reineren Erkenntnis der Lebensaufgaben gelangen mußte. Ob man nun eine höhere Macht dabei für wirksam erachtet oder nicht, die Thatſache des immer noch ſtattfindenden Kampfes der beiden Geſchlechter leidet keinen Zweifel; ebenſo wie es klar iſt, daß mit dem Hinſchwinden des kirchlichen Stumpfſinnes und der verderblichen Heuchelei erſt das natürliche Streben nach Glück (d. h. nach Liebe und Frieden) zu ſeinen Rechten kommen, und dem weiblichen Weſen die gebührende Entwicklung und Anerkennung verſchaffen wird. Sobald man ſich als einen Verehrer des allmächtigen Gottes aufſpielen will, ſollte man wohl auch vor allem begreifen, daß die Frau nicht ohne vernünftigen Zweck neben den Mann geſtellt ſein kann; während ſie nur durch die möglichſte Ausbildung

ihrer geistigen und körperlichen Fähigkeiten diejenigen Eigenschaften zu erlangen vermag, durch die sie für sich und andere ein Segen zu werden im Stande sein wird.

Die heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse haben (in Folge der Anwendung von Dampfkraft, Elektrizität usw.) den Kleinbetrieb innerhalb der Familie zerstört, und also den weiblichen Händen ihre bisherige Arbeit und Wirksamkeit, sowie ihren Erwerb und ihre Wichtigkeit geraubt; woraus ihnen die meistens noch sehr schwere Aufgabe erwachsen ist, sich anderweitig eine erwerbliche Thätigkeit zu suchen. Nicht freiwillig, oder gar aus Übermut (wie es oft dargestellt wird) haben viele sich bereits einen achtungswerten erwerblichen Beruf gegründet; sondern sie sind von der drohenden Not zum „Kampf ums Dasein“ gezwungen worden; und haben dann (wie man zu sagen pflegt) aus — „der Not eine Tugend gemacht.“ Sieht man aber die Dinge etwas genauer an, so muß man bald bemerken, daß auf diese Weise in der That erst die Möglichkeit einer weiblichen Tugendhaftigkeit gegeben worden ist, von der früher sogar jeder Begriff gefehlt hat. Oder — liegt es etwa nicht klar am Tage, daß die durch Besitz und Erwerb selbständige Frau gewiß nicht Lust haben wird, sich für Stunden, oder gar für die ganze Lebenszeit, einem ungeliebten Wüßlinge zu verkaufen, wie es jetzt so oft geschieht? Und — muß es noch gesagt werden, daß von Moral und Sitte, von Ehrlichkeit und Reinheit, von Vertrauen und Treue, von Fröhlichkeit und Frieden überhaupt nie die Rede sein kann, so lange es Männer giebt, die sich Weiber (für kurz oder lang) kaufen, und Weiber, die verkäuflich sind? — Wenn es bisher schon ein wahres Christentum gegeben hätte, so würde niemals die Pestbeule der Prostitution alle Welt vergiftet haben, und nicht das entsetzlichste Elend seit Jahrtausenden so unter uns eingebürgert sein, daß man sich seiner nie mehr erwehren zu können glaubte; und wenn es noch eines Beweises für die Verkehrtheit des herrschenden Christentums bedürfte, so wäre er in der Begünstigung der Prostitution gegeben; da diese durch Möncherei und Nuderei, durch Cölibat und Unnatur jeder Art immer nur verschlimmert werden konnte. Umsonst hat man sich bemüht, in den angeblichen Aussprüchen Christi etwas Vorteilhaftes hinsichtlich der Stellung des weiblichen Geschlechts zu entdecken. Wie hätte man denn vor zweitausend Jahren auch vernünftiger sein sollen, als man jetzt ist? Der eigentliche Inhalt des sogenannten Christentums war und ist vielfach noch die Christus zugeschriebene Rede: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“ und in der That wollte der Mann nicht durch sie von der Höhe seiner barbarischen Neigungen herunter gezogen werden; weswegen er es sich hat redlich angelegen sein lassen, sie immer

noch tiefer in den Sumpf erbärmlichster Gemeinheit niederzudrücken, indem er zugleich fortwährend versichert, sie sei von Natur so schlecht, daß sie nichts Besseres verdiene; — was ihn jedoch nie gehindert hat, sich von irgend einer Frau vollkommen beherrschen zu lassen, so lange sie im Stande war, ihm zu gefallen. Es versteht sich daher, daß es nie gelingen kann, den gewaltigen Einfluß der Mutter, Gattin, Schwester und Tochter auf den Mann durchaus lahm zu legen. Die strengste Absperrung der Geschlechter von einander, und alles, was man sonst dagegen versucht hat, ist nicht allein nutzlos gewesen, sondern hat immer nur gedient, die gegenseitige Anziehungskraft zu verstärken. Es dürfte also wohl endlich Zeit sein, zu begreifen, daß der bisherige Weg nicht zum Ziele führen kann, und daß man lieber versuchen sollte, das weibliche Wesen möglichst zu erheben und zu veredeln, statt es in den Kot herunter zu reißen, der dann allemal auch den Mann gar arg befudelt und verunziert. Die augenblickliche Lage der Dinge weist überdies die Frau durchaus auf Erlämpfung ihrer Selbständigkeit hin, da die bei weitem größte Mehrzahl nicht mehr durch die Männer ihren Unterhalt erlangen kann. Seit der kleine Haushalt keine rechten Werte mehr hervorzubringen vermag, ist die Gründung einer Familie keine Nothwendigkeit mehr für den Mann; oder wenigstens bedarf er der Ehe nicht wie früher, um jemanden neben sich zu sehen, der ihn bedient und für seine leiblichen Bedürfnisse Sorge trägt. Es giebt heute Anstalten genug, in denen er alles täglich Notwendige billiger und besser haben kann, als es ihm durch die eigene Gattin möglich sein würde; abgesehen davon, daß die ehelichen Kinder immerhin Anspruch machen dürfen, aus seinen Mitteln eine ordentliche Erziehung zu erhalten, was täglich größere Kosten verursachen muß. In ganz jungen Jahren pflegen zwar beide sich nicht sehr mit solchen Bedenken zu plagen. Sie gefallen einander und sinken sich eines schönen Tages gerührt in die Arme; allein — beim besten Willen kommt es selten zur wirklichen Heirat, weil eben die Mittel, eine Familie zu erhalten, in den meisten Fällen nicht zu beschaffen sind. Wäre aber die Frau im Stande, ebensoviel zu erwerben als der Mann, so stände ihrer Verbindung nichts im Wege, und das alte Wort: „Jung gestreit hat keinen gereut“ — könnte wieder zur Geltung kommen. Vielleicht wird man da einwenden wollen, daß die erste Liebe gewöhnlich blind sei und nicht viel Bürgschaft biete für eine glückliche Ehe, was wohl bis jetzt zuweilen richtig gewesen sein mag. Sobald indeß die Mädchen von früh an zur Erwerbsarbeit erzogen werden, und zugleich wissen, daß sie für sich und ihre Kinder den nötigen Unterhalt zu beschaffen im Stande sein müssen, wird man kaum von ihnen eine Ueber-eilung zu fürchten haben. Man denke doch, wie geschäftig und thatkräftig

solche junge Frauen sein würden, so daß sie wohl zu beurteilen vermöchten, was für Eigenschaften ihre Bewerber anzuzweifen hätten; und — sollten sie sich dennoch vielleicht später überzeugen, daß sie sich geirrt hätten, so wäre die Sache wenigstens lange nicht so schlimm, als jetzt; weil die Ehe ohne alle Schwierigkeit gelöst werden könnte. Von „Schuld und Unschuld“ wäre dann ohnehin keine Rede; da absolut keine Klage (weder von der einen, noch von der andern Seite) zu erheben wäre, und jeder Teil einfach das ihm Gehörige mit sich nehmen würde. Der Mann dürfte freilich nicht das Vermögen der Frau beanspruchen; aber dafür könnte er auch nicht verurteilt werden, ihr und den Kindern „einen standesgemäßen Unterhalt“ zu gewähren. Vielleicht würde man sich freundschaftlich über die Zukunft der Sprößlinge einigen, und der Vater möchte zuweilen freiwillig einen Beitrag zu ihrer Erziehung bewilligen; aber gezwungen dürfte er dazu nicht werden; und auf diese Weise könnte er gewiß nicht klagen, dann viel schlechter (durch das Gesetz) gestellt zu sein als jetzt. Im Gegenteil! Es würden dann alle die tausend Gehässigkeiten vermieden, die bei den jetzigen Scheidungen (eben um die „Schuld“ darzutun) immer vorkommen müssen. Folglich steht es fest, daß die größtmögliche Selbstständigkeit der Frau dem Manne nur zum Vortheile gereichen kann, wie auch die allgemeine Sittlichkeit nie zur Wahrheit werden kann, wenn nicht das weibliche Geschlecht von dem Fluche befreit wird, sich auf kurz oder lang verkaufen zu müssen. Außerdem ist die ungehinderte Erwerbsthätigkeit der Frau das wirksamste Mittel, durch welches der wachsenden Not des arbeitenden Volkes gesteuert werden kann. Statt der vielen Fabriken und Geschäftsunternehmungen, die sich heute in den Händen hartherziger Männer befinden, (unter deren Herrschaft besonders die Arbeiterinnen ungeheuer zu leiden haben), sollten gebildete wohlwollende Frauen an die Spitze solcher Etablissements treten; was gewiß bald geschehen würde, wenn sie das nötige Vermögen dazu aufzubringen vermöchten. Der notwendigste Schritt zur Lösung der sozialen Frage besteht demnach in der Ermöglichung der Besitzfähigkeit des weiblichen Geschlechts; die durch die Verheiratung nicht aufgehoben werden dürfte; da es nichts Unsinnigeres und Verlehrteres geben kann, als das sogenannte gemeinschaftliche Eigentum beider Eheleute, bei dem der eine Teil stets zu kurz kommen muß. Natürlich soll nicht verboten sein, einander Geschenke zu machen; aber gesetzlich muß jeder das ihm Gehörende behalten und verbrauchen können, wie es ihm beliebt. Man sage nicht, daß die Gütertrennung in der Ehe allzu schwer durchzuführen sei. Erstens ist dergleichen schon oft der Fall gewesen, und zweitens muß alles, was der Gerechtigkeit angemessen ist, zu ermöglichen sein; wozu sich bei ernstem

Willen auch leicht die rechten Mittel und Wege darbieten werden. Hinsichtlich der thörichten Furcht, daß die Vermehrung bezahlter Frauenarbeit für die Männer eine Verminderung der Erwerbsmöglichkeiten bedeuten würde, ist darauf hinzuweisen, daß im Gegenteil dann eine höhere Schätzung jeder Arbeit überhaupt eintreten müßte, und die jetzt herrschende Überfüllung mancher Arbeitsgebiete aufhören würde. Bei voller Freiheit könnte es nicht fehlen, daß niemand sich zu einer Thätigkeit drängen würde, von der er keinen hinreichenden Lohn erwarten könnte; und bei richtigerem Austausch der verschiedenen Arbeitsprodukte gegen einander hätte jeder mit mehr Sicherheit auf dauernd lohnende Beschäftigung zu rechnen. Es fehlt ja durchaus nicht an Arbeiten, die gethan werden sollten (und wird nie daran fehlen), aber es fehlt oft an den nötigen Geldern, um sie ins Werk zu setzen, die allerdings nur durch eine wesentliche Verminderung der Militär-Ausgaben aufgebracht werden könnten.

Nun, und hier sind es wiederum die Frauen, deren notorische Abneigung gegen Mord und Totschlag sich — bei größerer Unabhängigkeit — ohne Zweifel weit energischer für eine wirkliche Feststellung von Schiedsgerichten (zur Aufrechthaltung des Friedens) darthun würde. Selbst ohne noch am politischen Stimmrecht teilzunehmen, müßte das selbständig in Besitz und Erwerb auftretende weibliche Geschlecht einen solchen Druck auf die öffentliche Meinung ausüben, daß es schwerlich zu einem wirklichen Kriege kommen könnte. Welche Mutter möchte ihren Sohn zu den unvermeidlichen Strapazen eines Feldzuges, oder gar zum Abschachten hergeben wollen? oder welche Frau würde Lust haben, das Wohl der Ihrigen um eines thörichten Ruhmbegriffs willen ans Spiel gesetzt zu sehen? — Die unabhängigen Frauen aller Länder werden sich stillschweigend (oder ganz offen) verbünden, um es zu keinem Blutvergießen der Männer mehr kommen zu lassen; und sie werden Erfolg damit haben. Es ist auch kein Zufall, daß eine Frau (die Baronin von Suttner) im Gefühle ihrer Unabhängigkeit den Mut gehabt hat, zuerst offen mit der Friedensidee aufzutreten; sondern die Entwicklung der Menschheit (in civilisirten Ländern) ist am Schlusse des Jahrhunderts bei derjenigen Stufe angekommen, auf der die Frau sich emporrichtet aus tausendjähriger Knechtschaft, um das Christentum der Liebe und des Friedens endlich zur Wahrheit zu machen; und — seht! — die besten Männer scharen sich um sie, und suchen eine Ehre darin, ihr folgen zu dürfen. Nicht die alberne, unwissende, unberührte Jungfräulichkeit wird künftig für verehrungswert gelten, sondern die tüchtige, thatkräftige, zielbewusste Mütterlichkeit, deren wohlthätiger Wirkungskreis nie weit genug ausgedehnt werden kann. Ist doch selbst in den verdorbensten Zeiten die aufopferndste Mutterliebe immer

noch fähig gewesen, die Menschheit vor gänzlicher egoistischer Versumpfung zu bewahren. Was kann sie daher nicht zu leisten im Stande sein, wenn ihr endlich eine freie Entfaltung vergönnt sein wird? — Längst hätte man einsehen sollen, daß die künftigen Mütter noch viel mehr einer umfassenden Ausbildung aller ihrer Anlagen bedürfen, als die Väter; deren Einfluß auf die nachwachsende Generation immer ein beschränkter gewesen ist und bleiben wird. Gehe man also endlich den Weg, den die Natur selbst vorgeschrieben hat; so wird alles übrige sich ohne Schwierigkeit zur allgemeinen Wohlfahrt entwickeln. Stelle man unverbrüchlich fest, daß die richtige Erfüllung der Mutterpflicht der Frau (unter allen Umständen) einen Anspruch auf die höchste Ehre geben muß; wie ihre mütterlichen Eigenschaften immer der ganzen Menschheit zum Heil gereichen werden; besonders weil es nur diesen endlich gelingen kann, alle die ungeheuren Übel der steten Kriegsbereitschaft, die kaum weniger schrecklich sind, als der Krieg an sich, zu beseitigen und allseitiges Wohlwollen zu verbreiten.

Zum Schlusse noch ein Wort über die thörichte Furcht, daß ohne die kriegerischen Massenmorde ein zu schnelles Anwachsen der Bevölkerung die herrschenden Notstände verstärken könnte. Zur Beruhigung solcher ängstlicher Gemüther diene die Versicherung, daß die freie, unabhängige Frau sich gern mit zwei (und höchstens drei) Kindern begnügen wird; und daß es dann gewiß keine Familien mit acht oder zehn Sprößlingen geben kann, deren Erziehung arg vernachlässigt werden muß, wie es jetzt so oft der Fall ist. Ebenso wie die Quantität der Nachkommenschaft dann geringer sein wird, so wird die Qualität eine viel edlere sein als bisher; und hierin allein dürfte wohl die materielle Unabhängigkeit der Frau ihre volle Berechtigung finden müssen.



Unser Dichteralbum.

Regina coeli.

Vor meinem Fenster rauscht wild der Fluß
 Mit Springen und Klängen vorüber.
 Der gelbe Mond im fatten Licht
 Gießt seine Strahlen darüber.

Vor meinem Fenster in weißem Gewand,
 Am Ufer, in stummem Schmerz,
 Ein Weib, so schlank und todesblaß
 Wie gespenstische Königssterze.

München.

Halb kniet sie ins Knie, erhebt die Hand —
 Die Wellen rauschen und locken —
 Vorüber, vorüber! In Wolken versinkt
 Der Mond, meine Pulse stocken.

Vor meinem Fenster rauscht wild der Fluß
 Dahin mit Klagen und Klängen,
 Aus schwarzer Nachtluft schauert's her
 Als hört ich ein Requiem singen.

M. G. Conrad.

Kanaan.

So habe denn auch ich erstiegen
 Des Lebens steile Sonnenhöhn,
 Zu meinen Füßen seh' ich liegen
 Das Reich der Zukunft edenschön.

Noch ruht das Land im Morgenrauen
 So hold wie ein verklärter Wahn,
 Hab Dank, o Gott, du liebst mich schonen
 Mein heißersehutes Kanaan.

Wien.

Zwar weiß ich, nie wird mich umwehen
 Des Edens Hauch in jenem Thal,
 Den Traum der Sehnsucht darf ich sehen
 Wie Moses, nur ein einzig Mal.

Doch künft'ge Enkel wird beglücken
 Das Land, das meine Seele sah,
 Mag auch das Kreuz mich niederdrücken,
 Das ich geschleppt nach Golgatha.

Josef Schmid-Braunfels.

Besuch.

Du sahest bei den Büchern,
 Da kam hereingeschneit,
 Die Du so zärtlich liebtest
 Vor'm Jahr zur Maienzeit.

Du gabst ihr Brot und Schinken,
 Auch einen Schoppen Wein;
 Dann kamt Ihr so ins Plaudern
 Von dazumal im Mai'n.

Und zehne schlugs. Da hast Du
 Sie noch ans Thor gebracht;
 Du sagtest ihr so freundlich,
 So freundlich Gute Nacht. —

Was ist das? Eine Thräne
 In ihrem Auge steht,
 Sie wendet sich geschwinde
 Und sagt kein Wort und geht.

Nun stehst Du da und schüttelst
 Den Kopf. — — Wie blind Du bist!
 Ist Dir's denn ganz entgangen,
 Daß wieder Frühling ist?

Leipzig.

Walter Harlan.

A f.

Ho Nelken siehn und Rittersporn,
 Da liege ich müßig am Wiesenborn.
 Im Sonnenbrand flimmert die blaue Luft,
 Vom Walde herüber weilt Lindenduft.
 Fern hört man Wehen und Sichelklang,
 Dazwischen auch knorrigen Bauernsang . . .
 Das Wässerlein rauscht so verträumt und müd,
 Hoch oben der Storch seine Kreise zieht. —
 Je nun? — Jetzt flüchtige Schritte nah'n? — — —
 Ein Mäd'el huscht zu dem Vorn heran.
 Es grüßt nicht erst lang und ist nicht verschämt
 Und nestelt und fingert sich auf das Hemd
 Und küßt und spritzt sich die volle Brust
 Und schlürft dann so recht nach Herzenslust
 Und plätschert so wild mit dem nackten Bein —
 Am Ende — da springt es noch ganz hinein! —
 Ich sprach vertraulich manch Schäferwort,
 fragt: „Hat einen Namen der schöne Ort?“ — — —
 Da wurde sie rot wie der Mohn im Korn — —:
 „„Es is unser liewer Kinnerborn!““
 — — — — —

Kaufschberg.

Valentin Traudt.

Bergsee.

I.

Hier weht kein Sturm, hier klingen keine Lieder
 Der lust'gen Vögel lieblich durch die Luft,
 Hier steigt kein Strahl aus sonn'gen Höhen nieder:
 Ein Winterschweigen lagert in der Gruft.

Ein ew'ger Schlaf hat alles rings umfungen:
 Es träumt im See die dunkle kalte Flut,
 Und in den Lüften bleibt das Echo hangen,
 Wie todesmilde Fels auf Felsen ruht.

Nur dann und wann, wie leises Senfzen, geh'n
 Geheimnisvolle Töne über'n See,
 Und Melodien vom Felsgestade weh'n
 Wie Feierklang voll Leid und tiefem Weh. —

Und mir, wenn ich zur stillen Tiefe schaute,
 flog immer ein Gedanke durch den Sinn,
 Mir war's, als ob ein Auge vor mir blaute,
 Versteinert sah ich eine Thräne drin.

II.

♣leich riesigen Gespenstern, weit umflossen
 Vom Silberlicht des Mondes und der Sterne,
 In näch'tgem Schweigen, schimmern Berg und Firnen,
 Allmählich sich verdunkelnd in der Ferne.

Schwarz aus der Tiefe blinken auf die Fluten
 Des See's, in dessen eisiger Grabeskühle
 Des Mondes bleich Gesicht sich seltsam spiegelt, —
 Ein Totenhaupt auf schwarzem Sammetpfühle.

Bisweilen schwebt ein Brodem überm Grunde,
 Als fliegen Geister langsam aus den Gräften —
 Von Zeit zu Zeit klingt schrill ein Tropfenfallen,
 Als klagt ein Totenglöcklein in den Kläften.

Berlin.

Hans Benzmann.

Tragödie.

♣ie du als trunfene Tribade
 Hinstirbst im Kusse kranker Lust,
 Als küffeschauernde Mänade
 Die halbe Nacht durchrasen mußt, —

Was willst Du je vom Manne Liebe,
 Da Dir das Weib Vegierde ist?
 Das ungezähmte Heer der Triebe
 In Lesbos' Liebe Du vergißt?

Berlin.

So well und dultlos wie die Ufern;
 O alles könnt ich Dir verzeih'n,
 Und Deiner Jugend Greisenlastern
 Den Schimmer der Verklärung leih'n.

Doch daß die Lüge mußte siegen,
 Daß Wahrheit nie Dein Mund gesagt,
 Daß alle Erdensterne lügen:
 Das ist, was tief mein Herz beklagt.

Wilhelm Rent.

Fest und Wahnsinn.

♣m Meilensteine kauert ein Weib
 Mit knöchigem, halbverwestem Leib.
 Ihr hartes Auge blickt boshaft-stier,
 So blickt die Schlange aufs wehrlose Tier.
 Ihr Kleid ist ein flatterndes Leichentuch,
 Ihr Hauch ist Mord, ihr Nahen Fluch . . .

Nun hebt sie sich fort, nun setzt sie den Stab,
 Nun schreitet sie spähend die Straße hinab.
 Und wer sie sieht, weicht zitternd aus,
 Und eilig schließen sich Hütte und Haus.
 Sie schreitet grimmig lächelnd fort,
 Sie kommt zu einsam gelegenem Ort:
 Ein paar Häuser, ein Garten mit Sorgfalt gepflegt,
 Von ragenden Mauern rings umhegt.

Mit gelblichem Knöchel pocht sie ans Thor —
 Da tritt, wie ein Schemen, ein Mann hervor.
 Ein Tisch Tuch sein Mantel — ein Stern zielt die Brust,
 Ein Papierdiadem deckt des Scheitels Wust . . .

In die Ferne blickend naht der Mann —
 Da springt sie hinzu und haucht ihn an . . .
 Er schüttelt langsam sein Haupt und spricht:
 „Mich nicht, Frau Fürstin, mich mordet ihr nicht.
 „Ich lebe solange wie Menschenjunft,
 „Ich bin ihr König, ich bin — die Vernunft.“

Da sichert das Weib: „Ei, so laßt mich hinein,
 „Herr König, so laßt mich die Königin sein.“
 Drauf reicht er galant ihr den Arm und spricht:
 „In unserem Reiche ist Lust und Licht,
 „Von unserer Krone strahlt Glück und Pracht,
 „Sie blüht wie ein Stern in des Lebens Nacht . . .
 „Schon harren die Gäste in Lustreglanz,
 „Schon rauscht die Musik — Majestät! einen Tanz? —

Charlottenburg.

Karl Strecker.

Auf dem Nachhauseweg.

Dem Karpfenweiher — den langen Weg
 Zusammen nach Hause
 Wie liebreizend sie ist! . . .
 Den Muff dicht unter
 Die siebzehnjährigen
 Brüstchen gedrängt, —
 Aus ihrem kleinen
 Munde — ein Bratäpfelchen —
 Kringelt ihr Atem
 In die stille Schneelust
 Die glimmernden Schlittschuh'
 — Zusammengerieimt —
 Klirren von Zeit

Bonn.

Zu Zeit an ihr liebes
 Knopfstiefelchen
 Wie liebreizend sie ist!
 Wir schlendern langsam
 Weit und breit — meilentieft —
 Nur beschneite Felder,
 Voll kleiner, krauser
 Krähenfußstapfen; —
 Schräg links, verrinnend,
 — Isabellenfarb —
 Ein Abendrotstreifen
 Wir schlendern langsam

Karl Maria.

Frühlingsregen in Tirol.

Wir saßen dort, wo Hofer einst ge-
 sessen —
 Zu Pfingsten nach Tirol hinabgefahren;
 Das Reisegeld war leidlich zubemessen,
 Wir alle fröhlich und noch jung an Jahren.
 Doch hat der Himmel unsre Fahrt verfehmt,
 Dieweil der Regen ohne Ende strömt,

Und weil es gießt bei Tage und bei Nacht,
 Ward Tag und Nacht beim Weine zugebracht,
 Und meiner Schmerzen höchsten müßt' ich's
 nennen,
 Sollt ich mich je von diesem Weine trennen.
 Es ist ein wunderbares Sichversenken,
 Ein Opfertod, ein rätselhaft Ertränken.

Wir zogen singend durch die Bergeswelt,
Ganz Junsbruck wurde auf den Kopf ge-
stellt,

Und hier im Brennerthal, wo tief die Sill
Die engen Ufer donnernd sprengen will,
Da jubelt die begeisterte Corona
Sich weiter durch den Brenner bis Verona:
Daß dort wahrscheinlich geht die Sonne
scheine

Und sich bespiegle in dem süßern Weine.
Doch damit sind wir lange nicht zufrieden,
Wir taumeln weiter zu den Pyramiden,
Wir zechen in des Brahma Heiligtume,
Der Ganges heut die fromme Kotosblume,
Und niemals sind wir so fidel gewesen
Als wie beim Wein mit zopfigen Chinesen.
Gebt Geld und Zeit zu meiner Wanderlust,
Den Japanmädchen sint ich an die Brust —
Doch das ist gut, ein einz'ger Augenblick
führt mich zur schönsten Gegenwart zu-
rück —

Ja, wenn nach stundenlangem, milden
Wandern

Durch menschenleere, wüste Einsamkeiten,
Nach ruhelosem, matten Weiterschreiten
Von einer finstern Felsenflucht zur
andern —

Kein trockner Faden, rastlos Regengüsse,
Das letzte Dach, wie lange schon, ver-
schwunden,

Kaum tragen noch die arg zerschundenen Füße
Das wilde Herz in ungewisse Stunden, —
Wenn dann zuletzt ein fernes Lichtlein
glimmt,

O wie der Fuß die Kraft zusammennimmt:
Sei du begrüßt, du heller Wegeweiser,
Seid auch begrüßt des Dorfes erste Häuser!
Uns drein, den andern längst voraus geeilt,
Wird süße Raft am ersten zugeteilt.

Die nassen Kleider fliegen in die Ecken,
Die Stiefel fallen aus, die regenschweren,
Und malerisch gehüllt in wollne Decken
Erfragen wir, wo eigentlich wir wären.
Und freundlich leiht die Wirtin warme
Schuhe

Und nimmt noch neue Decken aus der Truhe.
Nun setzt die Alte Wein auf unsern Tisch;
Jetzt sind die andern auch herein gekommen,

Gleich hat der Trunk uns alle hingenommen.
Trinkt, dieses Rot ist zu verführerisch!
O, das war schön heut Morgen, das war
schön!

Denk an die wilden, kühnen Gletscherhöhn,
Denk an die Seen, wie Smaragd so grün,
Der Nachen schaukelt und die Ufer stiehn.
Die Silberbäche stürzen von den Wänden,
Die Tannen nicken von den Felsgeländen.
Dann kam der Regen, doch der Lohn
war — Wein,

In dieser Flut allein ist Glück und Trost;
Schäumt Kinder, schäumt, je wilder ihr
als Most,

Je klater werdet ihr der Zukunft sein.
Denn Maß von allen Dingen ist die Maß,
Der Wein ist aller Dinge Sonnenlicht;
Trinkt, Freunde, trinkt! Die Welt ist
schwarz und naß,
In unserm Reiche sinkt die Sonne nicht.

Wir saßen dort, wo Hofer einst geseßen —
Der wackre Cote ist noch unvergessen.

Das treue Volk, so stolz auf seinen Ruhm,
Zeigt jetzt sein Zimmer noch als Heiligtum.
Ein klein' Gemach, die Scheiben längst
erblindet,

Ein breites Bett, ein morscher Tisch dazu,
Ein seltsamer Geruch von Grabesruh
Ist alles, was der fremde Wanderer findet.

Ja, anders war's um Junsbruck dazumal,
Als wilder Kampf um diese Mauern tobte,
Als gestern, da der Gast die Wirtin lobte
Und Küsse sich von schönen Lippen stahl.
In Strömen war da teures Blut geflossen,
Der kühne Führer bald darauf erschossen,
Nur für des Heimatbodens Ruhm und
Ehre —

Adttausend Mann, als ob es gar nichts wäre.
Ihn birgt in Junsbruck eine stille Gruft,
Er schläft allein, getrennt von seinen
Mannern,

Die andern ruhen unter Himmelsluft
Im Walde aus bei immergrünen Tannen.
Ein Zufall hatte uns dorthin geführt:
Unzähl'ge Gräber, wunderlich geziert,
Kapellen mit Maria auf dem Throne,
Zermorschte Kreuze mit dem toten Sohne.

Es sprengt der Baum den moosbewach-
nen Stein —

Welch schaurig Glück, an solchem Orte sein!
Wenn lenzgeflüßt die Eisesblume taut,
Die Primel schüchtern aus dem Grase schaut,
Das Eichhorn launig über Gräber klettert,
Ein Frühlingssturm die Fichten nieder-
schmettert,

Sich's auf dem stillen Friedhof wieder regt,
Die Andacht frische Kränze niederlegt —
Achttausend treue Kämpfer für Tirol
In eurer Heimaterde schlafet wohl! —
Ihn aber, dem die Welt zu enge war,
Den größten Feldherrn, den ein Weib gebar,
Den Ehrgeiz dann noch rastlos weiterriß,
Als ihn das wandelbare Glück verlieh,
Den großen Cäsar dürft ihr mir nicht schelten,
Das Schicksal ließ ihn's hart genug ent-
gelten.

Ein armer Leutnant, dann der größte
Kaiser,

Gertrümmeter der alten Fürstenthäuser,
Zu wenig war's — des Ostens Krone noch,
Dann auf die ganze Welt sein Niesenjoch —
Und fast dem höchsten seiner Ziele nah,
Da wies sein Schicksal ihm St. Helena.
Nun war die kleine Insel groß genug,
Still ging er in sein Joch und er ertrug:
Im Leben übergroß, darum allein,
An jenes Felsenland angeschmiedet,
Vom blauen Bett des Ozeans umfriedet;
Du solltest auch im Tode einsam sein.

Ich trat hinaus, wie groß lag die Natur!
Der Regen hatte gänzlich nachgelassen,
Nur aus den Bäumen stürzten dichte Massen
Von Tropfen, wenn ein Windstoß sie durch-
fuhr.

O Herrlichkeit, die keiner Zeit veraltet,
O Vergeslust, die herbe um mich waltet!
Sieh, wie das Abendrot von Vergeszinneu,
Das müde, zarte Gold sich schießt von hinnen.
O weile, du geliebtes, letztes Licht,
O bleibe, bleibe, aber scheide nicht!
Ihr Gletscher glüht, vertausendfachet euch
Höhn,

Daß nie die Sonne möge untergehn!
Damit ich doch aus dieses Chales Grabe

Auf jene Flammen einen Ausblick habe,
Wenn heimlich hier, von Finsternis um-
spannen,

Das Herz sich regt zu allen Liebeswonnen.

Ambras, du holdes Liebesparadies!
Miezi, du reizend Kind, wie ich dich liebe!
Welch Mißgeschick, daß ich dich schon verließ,
Daß mich's mit Feuerflügeln zu dir triebe!
Mein Ambras, altes Schloß, wie wohl
bekannt,

Die Stätte ist's, wo man die Gudrun fand,
Die einz'ge Handschrift dieser Liebesfage,
Ein Gruß entschwendner, deutscher Jugend-
tage,

Dies Lied unwandelbarer Liebestreue,
Die alle Qualen kennt, doch keine Reue.
Und seltsam, gesehn, beinah tausend Jahr,
Als jenes alte Lied erfommen war,
Da hab ich hier mein ganzes Herz verloren,
Dir heimlich alles Mögliche geschworen.
So hat noch nie ein irdisch Weib kredenzt,
So zornig nie ein blaues Aug gegläntzt,
Wenn allzu ungefüim ich küssen wollte,
Und ganz entschieden dich nicht küssen sollte.
Ich sei dein Kaisersohn, du Philippine,
Auf ewig nach Schloß Ambras hin verbannt,
Wir schau'n den Berg, das fruchtbeglückte
Land,

Und rastlos ich dem schönsten Mädchen diene.

Nun streut die ganze Widnis Weihrauch aus,
Die Tannen strömen milden Harzesduft,
Die Ulm, ein wundervoller Blumenstrauß,
Erfüllt mit Wohlgeruch die Abendluft.
Ein weißer Strahl säubt von der Felsen-
wand

Und flüstert aus dem Dickicht sich hervor,
Wie eine Menschenstimme meinem Ohr,
Mir dünkt, es winfte eine weiße Hand.
Aus tiefster Waldeßdämm'ring hebt sich
jezt

Hervor ein zarter, junger Frauenleib,
Die fühle Welle ihre süße legt,
Ob ich dich kenne, wunder süßes Weib?
Du blickst so fremd, bist sechzehn Jahre
faum,

Das blaue Auge strahlt unschuld'gen Glanz,

Auf lichter Stirn ein Sternensbiumenkranz,
Es kann nicht anders sein, es ist ein Traum.
Sie badet, schauert auf, die Welle küßt,
Das Wasser schmiegt sich und das Wasser
spült.

Wär ich die Flut, ich diese reine Welle,
Verwandelt wie Narziß in eine Quelle,
Könnt um die Blume deines Leibes rauschen,
Den Herzschlag dieser Mädchenbrust be-
tauschen!

Wie sie sich eifert, ganz mit sich beschäftigt,
Wie sich der jungfräuliche Körper kräftigt!
Sie löst ihr Haar und sträubt mit ihrer Rechten
Die langen dunkelbraunen schweren Flechten,
Der zarte Leib erglüht von innerm Licht,
Das große Auge strahlt: Siehst du mich
nicht?

In ihrem Blicke wollt ich Liebe lesen,
Glückseligkeit für ein vergeudet Leben —
Du siehst sie langsam in der Nacht ver-
schweben.

Gewiß, gewiß, es ist kein irdisch Wesen,
Mein sehnsuchtsvoller, leiser Ruf klingt nach,
So schmerzlich, daß ich selbst vor ihm er-
schrecke —

Chor! Denn es schlüpfen, werden Menschen
wach,

Die Geister in die dunkelsten Verstecke —
Der schmale Stiegbach aber fließt allein
Über Geröll thalab von Stein zu Stein,
Er teilt sich, schmiegt die schmächt'gen
Kinderarme

Dort in der Tiefe an die gelbe Sill,
Daß bei der wilden Mutter er erwarme,
In seinem Jauchzen, Toben und Gebrüll.

Ich ging zurück, bald stand ich vor dem Haus,
Die Fenster glänzten in die Nacht hinaus,
Aus einem Schlotte kräuselte der Rauch
Zum wolfg'n Himmel noch — in jenem
Strauch

Verfang der Wind die rätselhaften Träume,
Und Seufzerglitten durch die Tannenblume.
Lang lehnte ich am Fenster, und ich sah,
Wie die Kam'raden um die Lampe saßen,
Noch immer rauchten, tranken oder aßen;
Fast wollt ich lauschen, weiß nicht, wie's
geschah.

Doch ungestüm begann der Wind zu lärmern
Und in den Wipfeln regenschwer zu
schwärmen.

Und nun hinein! Hört, wie der Regen bricht!
O doppelt traulich leuchtet Kampennicht.
Der wilde Wind entfesselt sich zum Sturm,
Im alten Holzgetöse pocht der Wurm.
Die Wangen glänzen und die Nasenspitzen,
Die Gläser klingen und die Augen blitzen.
Und die Corona zieht's Commersbuch vor.
Das Lied wetteifert mit dem Sturmeschor.
Trinkt, aber wenn ihr unterm Tische liegt,
Vergeßt es nicht, der Wein hat euch besiegt.
So lang bepocht die Fässer von Tyroi,
Bis daß die vollen klingen dumpf und hohl.
Das eine wünscht ich, ewig möcht es regnen,
Das Wetter wollt ich und die Fässer segnen,
Und ist das letzte Geld im Wein verthan,
Geschwind, geschwind, pump deinen Nach-
bar an.

Schwimmt kühn in meinem Ozeane mit!
Wer immer satt war und wer immer hungert,
Wer immer schuftet und wer immer ungert,
Ein solcher Kerl ist wert, daß man ihn tritt!
Aufs neue kommt das Ringen mit dem Wein,
Der Kampf wird hiß'ger als der Hofers sein.
So wird die Finsternis zum hellen Tage,
Die Worte schaukeln wie auf schwanker
Wage,

Wir treiben in den Weltversöhnungs-
hafen —

Spät ist die Zeit — wer aber denkt an
Schlafen?

Schon wirkt der Wein mit riesiger Gewalt,
Ich weiß nicht, wer ich bin, ob jung ob alt —
Wie heiß ich doch? Sitz ich hier in der Stube?
Bin ich ein Mädel, oder bin ich Bube?
Nein, Bube bin ich noch, das merk ich daran,
Daß ich in Mliezi namenlos verliebt bin,
Und ganz wie Rousseau, war er nicht in
Clarens,

fern der Geliebten, namenlos betrübt bin.
Trinkt, sag ich, trinkt, das ist der Sinn der
Weit,

Und ein Genie ist, wer die Fische preßt!
Hier seid Dramatiker, zeigt euer Handeln,
Das Weltall muß zur roten Flut sich wandeln,
Denn das ist wahr, so rot wie Weinesflut

Ist Sonnenaufgang und ist Abendglut.
 In Purpurflammen seh ich Gletscher droben
 Vom süßen Hauch der Alpenrosen umwoben.
 Rot ist die Farbe jedem Freiheitsdrange,
 Der Frühlingssuß auf meiner Niezi Wange,
 Und rot wie dieser schwere Traubensaft
 Ist unser Blut, ist unsre Lebenskraft.
 Ja, laßt es schäumen, daß es schnell verspricht,
 Erst wenn ihr sterbt, habt ihr der Welt
 genüht!

Und gingt ihr fort in schönster Jugendpracht,
 München.

Und ward der letzte Augenblick verlaßt,
 Die Jugensonne bleibet für alle Zeiten,
 Und abwärts dürft ihr auf dem Strome
 gleiten.

Die Weisheit dieser Welt, euch eingetrichtert,
 Der Schulstaub, der euch die Natur ver-
 nüchtert,

In diesem Wonneleben unermessen,
 In das ihr einzieht, singend Hofmannah,
 Ist's eure Pflicht, dies alles zu vergessen
 Im dunklen Strom des heiligen Nirwana.

Friedrich Freiherr von Khaynach.

Der Weltmüde.

I.

Heimachtsabend! Durch die Gassen
 Kenf ich meine müden Schritte.
 Einsam bin ich in der frohen Mitte,
 Und mir ist, als müßt ich alle hasßen!

Tannenduft! Die Glocken läuten!
 Fern vom Dom her leise Orgelklänge —
 Und die Gläubigen mit festlichem Gepränge
 Drängen sich herzu von allen Seiten.

Stiller wird der Markt. In Schweigen
 Liegen Buden, Hütten und Paläste.
 Seufzend neigen sich im Abendwind die Äste,
 Tanz der Schnee in Wirbeln seine Kelgen.

II.

Und so bin ich eingetreten —
 Helle Hornfanfaren
 Riefen schmetternd mich herbei
 Wiederum nach Jahren.

Droben auf der Gallerie
 Das geschminkte Laster,
 Im Parkett der Elegant
 Von dem Straßenpflaster.

Langeweile, Überdruß
 Brüten die Gesichter.
 Trüber, scheint mir, brennen selbst
 Über mir die Lichter.

Auf der Scene ein Hanswurst
 Reißt gewagte Joten;
 Keiner lacht, als denke müd'
 Jeder seiner Toten.

Mißklang, Zerrbild, Widerspruch,
 Wie ein Tanz im Sterben,
 Wie ein Lachen überlaut
 Heuchlerischer Erben.

III.

Mir versinkt die Welt im Traum
 Und ich schließ die Augen.
 Nun will dieses Sautelspiel
 Mir nicht länger taugen.

Und ich denke ferner Zeit,
 Meiner fernem Lieben;
 Donnernd hör' die Wog' am Strand
 Ich zu Schaum zerflieben.

Weite Flächen tief im Schnee
 Und verschneite Wälder,
 Eine weiß verstarre Flut,
 Garten, Haus und Feder.

Und ich seh ein Stübchen traut,
 Kerzenglanz am Baume,
 Friede, Ruhe, Heimlichkeit
 Über jedem Raume.

Und ich sehe selber mich
 Loch im Knabenfittel,
 Und die Alte, tief gebeugt,
 Aus dem Arznenpittel.

Eltern, Brüder, Schwesterken —
 All im Festtagskleide.
 Klagend geht der Nordpolwind
 Über Haus und Heide.

Helle Stimmen, Orgelklang
Aus der Kirch am Hügel;
Und mir ist, als streifte mich
Christkind's goldner Flügel.

IV.

Plötzlich horch ich wie gebannt:
Kehrt die Heimat wieder?
Welch' ein süß vertrauter Klang
Weht durch diese Lieder!

Auf der Bühne gleitet leis
In gemess'nen Kreisen
Eine Maid im bunten Kleid
Und nach fremden Weisen.

Fremd sind ihre Augen mir
Unter dunklen Brauen,
Fremd die Art und wie sie spricht —
Und doch muß ich schauen.

Um den Mund der Schmerzenszug
Wie verhallt'nes Weinen!
Sollte nur dies stille Leid
Mir verwandt erscheinen? —

V.

„Willst Du mitgeh'n, holde Kleine?“
Trostlos starren ihre Blicke,
Als sei längst sie feind geworden
Mit der Liebe, mit dem Glücke.

Und Sie sieht mich an mit Seufzen,
Nicht und spricht dann müd und leise:
„Kalt ist's an dem fremden Orte
Und im rauhen Wintereise.

Fort möcht ich zum schönen Süden;
Weicher wehen dort die Lüfte,
Schöner als der helle Tag hier
Scheinen dort mir Kerkergrüste.

Und doch hat mich heiße Sehnsucht
Hin zum kalten Nord getrieben,
Aber ach, ich wäre besser,
Besser wohl daheim geblieben.

Krankheit, Heimweh, alle Leiden
Wollen mir das Herz zerstück'n
Und in meines Lebens Blüte
Meine Tage mir zerstück'n.

Und doch ist dies Land mir teuer,
Teuer diese rauhe Sprache;

Aber mir im Busen regt sich
Ein Gefüh'l, als wär' es Rache.

Ohne Mitleid ist die Welt hier
Und im Kampfe groß geworden,
Und sie kennt nicht heißes Sehnen,
Kann nur morden, morden, morden! —

Und so haß ich sie von Herzen,
Bin ich in der Welt verloren,
Bin ich Waise, wäre wohl mir,
Wär' ich nimmermehr geboren!“

VI.

Spät ist's schon und im Kamin
Sind die Kohlen im Verglühen;
Und ich trag herbei mit Eien,
Was in meiner stillen Klausel
Siebt ein trauliches Verweilen —
Und die Fremde, scheint es, fühlt sich schon
zu Hause.

Heller blickt ihr Aug'
Und die Wange auch
Färbt ein tiefer' Rot.
Dankend nimmt sie Brod,
Lacht's in roten Wein
Stierlich ein.

Und nun fällt der Rauch
Des gelben Krautes, den uns die Lebante
Als ein Labfal für die Muße sandte,
Alle Räume schon mit duft'gem Hauch.

Und um meinen schönen Gast zu ehren,
Schenk ich ihm des Hafis weiße Lehren
Und an Weibertand,
Was in meinem Haus
Sich als Augenschmaus
Grade fand.

„Du bist gut,“ spricht sie und reicht mir
ihre Hände.

„Aber sage mir, wenn ich vielleicht Dich fände
Draußen auf der Straße, bei den Deinen,
Würdest Du mich nicht verachten,
Ich als Deiner unwert Dir erscheinen?
Ach, wie viele giebt's, die mich verachten,
Sich aus meinem Schimpf ein Fußspiel
machten

Und ein Schauspiel, ach, aus meinen
Thränen!“

„Mein,“ sag ich, „ein unerklärlich Sehnen
zieht mich zu Dir und Dein Anblick rührt
mich.

Sprich — und, was Du willst, geschehe!
Wenn ich nur Dein Antlitz heiter sehe,
Ist kein Opfer mir zu groß um Dich!“

„Opfer? — Mein, nur eine Stunde
Will ich hier mit Dir im Bunde
Glücklich sein und alle Welt vergessen!
Einen Wunsch, den habe ich indessen!
Willst Du“ — und im Fieber
Glüht ihr Auge — „wilst Du, Lieber,
Diesen einen mir erfüllen,
Magst Du selbst an meinem Munde
Dir nach Willen
Deinen Liebes hunger füllen!“

Und mit Eifer zeigt sie auf den Tannenbaum,
Den mit Buntpapier und Gold- und Flitter-
schaum

Ich mir aufgepuht vor wenig Stunden kaum.

Und voll Freude, ihr zu dienen,
Hol ich Schemel, Licht und Feuerzeug herbei;
Und daß alles rasch geordnet sei,
Hilft sie mir mit frohen Mienen.

Jubelnd ruft sie: „Kind schein ich mir
wieder!

Ja, so blickte einstens auf mich nieder
Englein aus den Tannenzweigen,
Und voll Andacht mußte ich mich neigen.
Jetzt, ach,“ und die Stimme bricht im
Kummer,

„Jetzt, ach, kenn ich nur im Schlummer
Sonnenschein und Freude,
Und in tiefem Leide
Woll ich meinem Ende zu.

Wüßtest Du
Wie in meinem Herzen
Wühlten alle Schmerzen,
Gönntest gerne mir die ew'ge Ruh.“

„Und wer bist Du?“ — „Das erfährst Du
nie!“

Sie erschrickt und leise murmelt sie:
„Deutscher war mein Vater, meine Mutter
Römerin,
Aber London ist's, wo ich geboren bin.“ —

Und sie zieht mich wieder
In die Polster nieder,
Wie ein Feuerstrom durchdrinnt es mich.
Aber mich durchschauert:
Ja, der Wahnsinn lauert
Hinter dieser Stirne fürchterlich.

Und sie flüstert leise:
„Bin ich jetzt auch Waise,
War ich einstens doch geliebt, wie Du.
Vater, Mutter — beide,
Ach, in ihrem Leide
Schwebten längst sie bessern Welten zu.“

„Und ich will's Dir sagen;
Könntest Du's ertragen,
Wärst der eignen Eltern Mörder Du?
Ja, ich bin's gewesen,
Kann D'rum nicht genesen
Und muß wandern, wandern immerzu!“

Und sie spricht im Traum:
„Achtzehn war ich kaum,
Als ich ihn zum ersten Mal gesehen.
Und ich liebte ihn —
Vater ich mich ziehn —
Und es war um mich geschehn.

Und wir flohen weit.
Welche Lust im Leid,
Welch ein Glück in all der Raserei!
Aber, ach, wie bald
Sind wir grau und alt,
Ist es mit der Liebe und dem Glück vorbei!“
„Hörst Du nicht,“ so fragt sie seltsam leise,
„Meine Stimme, die Dich ängstlich sucht?
Hast vergessen schon die alte Weise,
Und schon bist Du auf der Flucht?
O, Du böser Mann,
Komm doch mit zum Cann,
Oder sei verflucht, verflucht!“

Ihre Finger rasen durch die Saiten,
Ihre Phantasie geht in die Weiten
Und die Gegenwart versinkt um sie.
Und dann träumt sie wieder,
Summt verliebte Lieder,
Regellos, nach eigner Melodie:

„Ich bin so müd und so allein!
Bei dir, ach Liebster, möcht ich sein,

Doch du bist weit, und ich allein —
So ganz allein.
Schlaf wohl!"

„Jed' Vögelchen hat seine Statt —
Doch ich? — Ach nein, ich bin allein,
Ich liebte einß und hoffte viel,
Doch, ach, es hat nicht sollen sein.
Ade!"

„Ich war noch spät vor deiner Thür,
Da hört ich zechen, jubilieren.
Du wolltest kommen noch zu mir,
Doch kamst du nicht — ihr spielt' t zu vieren."

„Was du gesagt — ich wußt' es längst —
Haß du gelogen, frech gelogen!
Wenn du das Vögelchen nur fängst,
Wer fragt danach, ob es betrogen?"

„Betrogen! Eine Dirne nur!
Wer hört es, ach, und laßt nicht ihrer!
Doch überm Mond, der weiß es wohl,
Wer schuldig ist, wer der Verführer!"

„Wie ein Blatt im Sturm
Wurd' ich fortgerissen.
Welchen Zielen zu —
Ach, wie konnt ich's wissen!"

„Wie das Licht im Sumpf
Ging ich irr im Finstern,
Bettel' krank und matt
Mich in Dorn und Ginster'n."

„Keinen Führer hatt' ich,
Keinen Weggenossen;
Wie das Wasser war ich,
Achtlos fortgegossen."

„Und wie taubes Korn,
Welk am Rain verdorben,
Bin im Leben schon
Ich in mir gestorben!" —

„Keine Heimat hab ich und kein Haus.
Kannst mich nimmermehr die deine nennen,
Müssen uns für alle Zeiten trennen,
Bin versucht und muß allein hinaus!"

„Wie der Staub bin ich, auf allen Gassen,
Den der Wind verweht und jeder tritt,
Wie der Schäfer, der am Kreuze sitzt,
Den im Leiden dennoch alle haßen."

„Und so muß ich meine Bahn vollenden,
Wie Ahasver ohn' Ruh und Rasten,
Ohne Hoffnung weiter schleppen meine
Lasten,

Und nur Gott kann meine Leiden enden."

VII.

Und mit hastiger Geberde
Drängt sie sich, an meiner Brust zu liegen;
Ihrem Ungeßüm muß ich mich fügen —
Willenlos, wie traumentrückt der Erde.

Und mit sonderbarer, irrer Blut
Hängt ihr düß'res Auge an dem meinen.
All mein Lieben will mir Thorheit scheinen
Und in dumpfen Schlägen pocht mein Blut.

Und sie sagt in haß'gem Flüstertone:
„Weißt Du, was dem müden Erdensohne
Sel'ges Glück ist, höchste Erdenwonne?"
„Meine," ruf ich, „Deiner Liebe Sonne!" —
Und ich küsse sie. Sie laßt: „Sie mag Dir
kommen

Und Dir wohl zugute kommen,
Bist Du klug und folgst Du meinen
Schritten. —

Doch höchstes Glück," so schreit sie, „ist ver-
gessen!

Haßt Du gelitten?" — „Wie, ob ich gelitten?
Gehungert hab' ich freilich nicht; indessen —
Wann hatt' ich einen Freund, der mich nicht
schon verriet?

Wann liebt ein Weib ich, das sich nicht
verkauft,

Wenn auch nicht gleich um einen neuen Hut,
So doch um Ehre, Stellung, Prunk und
Geld und Gut?

Feil ist die Welt, und wer sie kühl besieht,
Hat recht, wenn er sie Bazar oder Kauf-
haus taufet!

Schön ist sie; doch der Teufel Geld
Ist statt des Gottes Sohnes worden unser
Held,

Und statt zu lieben, lernst Du kalkulieren
Und Dich auf Kosten andrer amüßeren!

Ich aber, ich gesteh's, war Thor genug,
Das Gute, weil es gut ist, hoch zu halten,
Und war im Leben stets so wenig klug,
Daß ich nur mein Gefühl, nicht den Ver-
stand leß waltete.

Ich fragte selten, was mein Vorteil sei,
Und war von so erhab'ner Narretei,
Daß ich nur Liebe, Ehre, Pflicht als Leit-
stern ehrte,

Mich aber an die Welt und ihren Ruhm
nicht lehrte.

Und dennoch fragst Du mich, ob ich gelitten?
Du, die Du selbst gelebt, geliebt und um Dein
Herz gestritten!"

„So mußt Du mich verstehen, und kannst
doch sagen,

Daß eines Weibes Liebe höchstes Glück?
Als ob vom Glück sie je mehr als ein Stück
Und schließlich Dir nicht lohnte nur mit
Plagen!

Nein — höchstes Glück ist Schlafen ohne
Traum,

Ein raumlos Schweben überm Raum — —
Der Tod!" —

Und mit beklemmender Geschäftigkeit
häuft im Kamin sie Scheit an Scheit,
Kniert nieder, bläst ins Feuer, bis es
Flammen sprüht,
Der Wände helles Grau in dunklem Rot
erglüht.

Mit wilder Freude kommt sie jetzt,
Auf meine Kniee sich zu schmiegen.
Ich fürchte sie, doch, wie zu Tod gehetzt,
Kann ich die dumpfe Müdigkeit nicht mehr
besiegen,
Die immer schwerer sich auf Hirn und
Glieder legt.

„Halt ein! Was thust Du?“ ruf ich. Sie
bleibt unbewegt

Und spöttisch blinzelt ihr Auge, als sie fragt:
„Du sagst, Du liebst mich, und doch zögerst Du,
Mein letztes und mein höchstes Gut zu teilen:
Den letzten Schlaf, die letzte, lange Ruh? —
Willst Du Dein Glück genießen, mußt Du
eilen!"

Und wilde Küsse treffen mein Gesicht.
Ich will ihr wehren, doch ich kann es nicht.
In duft'ge Weltrauchwolken eingehüllt,
Bin ich wie sinnlos, wie von jungem Wein
erfüllt, —

fühl' ich mich hilflos, wie ein trunkener Wicht.

Und wieder frag ich sie: „Warum nicht
leben?"

Ich will, wenn es zu sterben gilt, nicht beben!
Doch warum nicht — und wären's Tage
nur —

Das Glück genießen auf der Liebe Stur?
Wie zwei verschlag'ne Vögelin, die im Meer
Ein still und einsam Inselchen gefunden,
So wollen, fern dem menschlichen Verkehr,
Zu neuem, besserem Leben wir gefunden.

Ich gehe gern mit Dir, wohin Du willst.
Und dann, — vielleicht ist's erst nach
Jahren, —

Wenn wir so recht von Herzen glücklich
waren;

Sieh, wenn Du dann den letzten Becher füllst,
So sei's! Ich werde Dir nicht wehren
Und lächelnd ihn zu Deinem Preise leeren!"

„Und Du glaubst wirklich,“ lacht sie spöt-
tisch auf,

„So ohne Müh' und billig wär' der Kauf?
Ich wäre nichts, als nur ein Weib zum
Kosen,

Das heiter lachend und im Haare Rosen,
Dem Gott der Liebe trum'nen Sinns sich
weiht

Und jedem Schmeichelwort rasch Ohr und
Glauben leiht?"

„Ich liebe Dich!“ Sie nicht und lacht und
lacht:

„Die Mär klingt gut, doch hast Du des
nicht acht,

Daß mich die Männer schon so oft betrogen,
Daß sie mich schon so häufig angelogen,
Daß Eins mir höher steht als jede andere
Sache —

Die Kackel!"

„Du bist nicht, die Du scheinst!"

„Gewiß nicht, die Du meinst!"

„Und willst für Liebe Haß und Horn mir
schenken?"

„Kannst Du den Erdball rückwärts lenken?
 Lehr mich vergeßen, glauben, lieben, hoffen,
 Vielleicht fäh' ich mit Dir den Himmel offen!
 Jetzt aber — lieblich Dich, ich müßte dennoch
 Dich enttäuschen,
 Daß noch kein Mann aus seinen ärgsten
 Räuſchen

Mit einem solchen Jammer ist erwacht,
 Als Du erwachst nach dieser heil'gen Nacht!“

Sie springt empor. Thwölſ schlägt's. Mich
 überläuft ein Graun.
 Wie ein Gespenst fast ist sie anzuschau'n.
 Sie aber singt — doch klingt's mir fern,
 Wie ein Gesang auf einem andern Stern.

„Mitternacht ist's. Engelsstimmen
 Höre ich von fern her schallen,
 Froh zur hehren Weihnachtsmette
 Alle frommen Piiger wallen.

Auf zum Himmel rauchen opfernd
 Alle hochgetürmten Berge,
 Opfern tief im Erdenschoße
 Wächtermännchen, Gnom' und Thwerge.

Sieh die Weifen teilen sich,
 Und ich sehe Gott, den lieben,
 Den die Menschen, haßverblendet,
 Jaukzend in den Tod getrieben.
 Sieh, er lächelt — — —“ Wie auf Nebel-
 schletern

Fähle ich mich himmelan getragen.
 Gletscher seh' ich, schroffe Felsen ragen,
 Und das Meer im Vollmondscheine feiern.

Und wie jetzt ich Kontinentenweiten
 Schnell mit einem Blicke überfliege,
 Ist's, als ob mein Leben vor mir liege,
 Wie ein Tag in allen seinen Zeiten.

Irrtum viel und Haß und eitles Jagen
 Seh' ich überall sich breit entfalten,
 Liebe wenig, doch ein fühllos Walten
 Mit gestohlnem Gut und Blut und feiges
 Jagen.

Kampf und immer Kampf und Sieg des
 Bösen,
 Nicht des Starren nur, fast nie des Guten!

Stuttgart.

Mußtest, Heiland, du vergebens bluten?
 Wirft die Welt du nie vom Übel lösen?

Und ich höre süße ferne Stimmen
 Im Gesang der Sphären zu mir dringen:
 „Ja — er wird einst die Erlösung bringen,
 Und der Friede kommt einst nach dem Krieg,
 dem grimmen!

„Selbstsucht schiebt, da giebt es nur noch
 Liebe,

Jeder sucht den andern zu erquicken,
 Sucht nur Freude in des andern Blicken.
 Tot sind Haß und Neid und alle wilden
 Triebe.

„Niemand kennt die Armut, Furcht und
 Sorgen!

Die Natur ist völlig überwunden,
 Ihre Kraft ist durch den Geist gebunden,
 Und ein Feiertag sind gestern, heut' und
 morgen!“ —

Und ein Wohlsein, wie ich's niemals kannte,
 Senkt sich mählich auf mich nieder;
 Lauter schallen, süßer rings die Lieder.
 Sind es Grüße, die das Christkind sandte? —

Tief im Osten fängt es an zu grauen,
 Aus der Nacht der Tag sich loszuringen,
 Rosenwölkchen breiten ihre Schwingen,
 Engelsköpſchen lügen aus dem Blauen.

Welche Glut! Ich seh den Himmel offen,
 Petrus winkt mir lächelnd mit den Händen,
 Nun muß aller Jammer, alles Leiden enden,
 Und erfüllt ist all' mein irdisch Hoffen! — —

VIII.

Als am andern Morgen früh um acht
 Ich in meinen Kleidern bin erwacht,
 Waren Uhr und Kette mir gestohlen,
 Und aus meinem Pult auf leichten Sohlen
 Hatte alles bare Geld sich fortgemacht.

Winterlich pocht's an beeiste Scheiben,
 Glocken läuten durch das Flockentreiben —
 Weihnachtsmorgens! — Und ich gähne laut:
 „Ja so geht's, wenn man den Weibern
 traut!“

Ludwig Thaden.



Ein Blick.

Novelle von Mara Cop Marlet.

(Karlstadt, Kroatien.)

In einem sehr, sehr hoch gelegenen Mansardenzimmer der Rue des Saints Pères brach sich an den trüben Scheiben der letzte goldene Sonnenschein eines Frühlingsabends.

Von dem halbgeöffneten Fenster aus sah man das großartige Bild der Pariser Seineufer sich entfalten. Die Quais mit ihren stolzen Bauten und ihrem ewigen Menschengewoge — die schlant über den Strom geworfenen Brücken, an deren Kopfende sich die ausgestellte vergriffene Litteratur der Straßenantiquare wie eine häßliche Umrandung der Uferböschung, von anspruchslosen Käufern umdrängt, huzieht — abgemagerte Kinder, die Blumen verkaufen, Bettler mit fanatischem oder stumpfem Blick, dieses ganze Gewimmel des Elends, welches aus dem Bodestaub von Paris emporzusteigen scheint — und dazwischen hinrollend die glänzenden Equipagen, die mit ihren stampfenden und schäumenden Pferden mit der lauten Rücksichtslosigkeit des Reichthums über den Brückenleib hindonnern.

Mitten in den Seinestrom gebettet, versinkt die stolze Notre-Dame-Kirche schon in die Schleier des Abends — auch das Paris, welches dem alten Viertel von Saint Germain jenseits des Stromes gegenüber steht — dieses neue Paris mit seinem großartigen Verkehrsleben, seinen Börsetumulten und dem demokratischen Charakter, sinkt in ein leichtes Dämmergrau, aus welchem es bald wieder in doppeltem seenhaftem Lichtglanz emporsteigen wird.

Das junge Mädchen, das seinen feinen blassen, von tiefschwarzem Haar umrahmten Kopf an die blinden Scheiben des Mansardenzimmers der Rue des Saints Pères lehnt, beobachtet dieses minuteulange Untergehen des glanzvollen Bildes der Riesenstadt. Sie sieht es täglich — und sieht es immer von neuem mit einem sehnennden Gefühl der Bewunderung, wie die Dämmerung auf alle diese goldenen glänzenden Kuppeln einen leichten Schleier senkt.

Jetzt erstrahlt nur mehr ein einziger Punkt jenseits des Ufers, von dem sinkenden Sonnenlicht getroffen, in tiefem Goldglanz. Es ist das herrliche Reliefbild über dem Portal der Kirche St. Madeleine. Das junge Mädchen vermag es aus solcher Entfernung nicht wahrzunehmen, aber täglich scheint es ihrer Einbildung, als ob die wunderbar gemischelte Christus-

gestalt dort oben, vom Sonnenlicht gehoben, hervortreten und zu ihr herüberblicken würde.

Die Madeleine ist eine seltsame Kirche — wie eine Vermählung des heidnischen lebensfrohen Griechengeistes mit dem erhabenen Liebesgedanken des Christentums — wie ein Tempel der Alten —, dem die reine Weiße der Kunst einen neuen Schmuck, das goldene Stirnband der Erlöser-Religion umgelegt —, steht sie in erhabenem Frieden in dem steptischen, entgötterten, nie rastenden Gewoge von Paris.

„Louison!“

Der Ruf ist aus dem dunklen Innern des Mansardenzimmers an das junge Mädchen ergangen. Sie wendet sich fast erschrocken herum. Wie schuldbehaftet sieht sie nach der Madeleine, wo der Goldglanz eben langsam erlischt. Ist es doch die einzige Lebensfreude des gelähmten Greises, der dort in seinem Lehnstuhl zusammengebeugt ruht, allabendlich das schöne Reliefbild, unterstützt von dem inneren Auge seiner glühenden aber kranken Phantasie, hervortreten und dann verschwinden zu sehen. Jede Gestalt, Zug um Zug der gemeißelten Antlitz, jede Verzierung kennt das geistige Auge Pierre Tergusons.

Die Madeleine war sein Schicksal. Als junger talentierter Architekt und Zeichner hatte er in einem kleinen Städtchen des Loire-Departements gelebt. Er lernte ein junges Mädchen — arm, schön, hoffnungstrunken wie er — eine Fächermalerin — kennen und lieben. Sie verbanden sich, und nach einem Jahre hatten sie ein rosiges kleines Mädchen in ihrem Nest — aber das sorgenlose Glück war fortgeflogen. Die junge Mutter siechte dahin. Pflege und Medicamente verschlangen die kleinen Ersparnisse, und die Entbehrung, endlich sogar das bittere hoffnungslose Elend zogen in den kleinen Familienkreis. Pierre Terguson bekam wenig oder keine Arbeit. Die Schuld lag vielleicht an ihm selbst. Als echte Künstlernatur träumte er großen Entwürfen und Plänen nach, die man ihm niemals zu verwirklichen gab und versäumte darüber die kleine nughbringende Arbeit. Endlich meinte er eine große Entdeckung, einen glücklichen Wurf gemacht zu haben.

Fieberhaft erregt, teilte er es der fast schon sterbenden jungen Frau mit, daß er den Plan zu einer herrlichen Kirche für Paris entworfen. Er wollte selbst damit hin — die geniale Idee verwerten. Das Letzte wurde veräußert, Kind und Frau zusammengepackt und nach dem Herzen Frankreichs, der Seinestadt gebracht, die mit jedem ihrer gewaltigen Pulsschläge täglich Tausende von Menschenhoffnungen zermalmt.

Pierre Terguson hatte die Seinen damals in demselben Mansardenzimmerchen der Rue des Saints Pères untergebracht, in dem er noch heute wohnte. Die junge Mutter lag mit fieberglühenden Wangen zu Bette

— ihre Lungen waren ja, seit das kleine Mädchen da in der Wiege lag, so schwach — aber in ihren großen Augen glühte noch etwas anderes — der Hunger. Pierre Terguson flüsterte ihr liebevolle Worte zu — küßte sein kleines Mädchen und stürzte dann fort in das Straßenwörtertal von Paris — seinen Plan in der Tasche.

Die Sonne lag schwer auf Paris und jeden Augenblick erfaßte den durch das Menschengewoge eilenden Unglücklichen ein Zittern, ein seltsamer Schwindel, der ihm vom Herzen aufzusteigen schien. Sein junges geliebtes Weib sterbend — und, sterbend vielleicht aus Hunger! Nein — Gott durfte das nicht zulassen, sein Plan wird sie retten. — — — Er mußte in Paris einen Mann finden, der ihn verwerthen half, und mit hoffnungsfreudigem Schritt eilte er weiter. Da plötzlich hob er den Blick. Die Brücke war überschritten und ihm entgegen trat ein herrliches Gebäude, ein Tempel mit einem wunderbar ausgeführten Reliefbild nach einem Motive der Christenzeit — das Abendmahl des Erlösers, genau so, wie sein Genie es erträumt, wie der Plan es darstellte, den er krampfhaft geballt in den Händen hielt. War es ein Blendwerk seines überreizten Gehirnes? Da stand, was er erschaffen wollte, ja vollendet vor ihm! — Fast keuchend fragte Pierre Terguson einen der vielen vorübereilenden Menschen nach dem Namen des neuen Baues. Die Kirche Saint Madeleine, war die hastig erteilte Antwort. Es waren die letzten Worte, die an das Ohr des jungen Architekten schlugen, ehe er bewusstlos zusammenbrach. Ein Schlaganfall gewöhnlicher Art! Mitleidige Menschen hatten ihn nach Hause gebracht. Als er nach Wochen und Wochen aus einer dumpfen geistigen Teilnahmslosigkeit erwachte, fragte er nicht, wohin sein junges sanftes Weib gezogen, die längst eine bessere Friedensstätte draußen auf dem Père la chaise gefunden und kümmerte sich auch anfangs wenig um die kleine Louison. Sein Geist blieb krank, wenn er sich auch körperlich etwas erholte.

Die ersten Worte, die er sprach, waren ein Satz, den er immer wieder umsonst zu vollenden sich bemühte, offenbar der letzte helle Gedanke, mit dem er damals auf dem Straßenpflaster von Paris zusammenbrach — ein Gedanke, der abgerissen in seinem armen kranken Gehirne stehen geblieben war — den er in quälender Unruhe zu ergänzen strebte, wie eine verlorene Melodie.

Unzählige Male wiederholte er vor sich hin — „Das Leben ist eine große — große — — —“ dann brach er plötzlich ab, und ließ den Kopf müde auf die Brust sinken.

Er und sein Kind lebten jetzt von einer kleinen Rente, welche Pierre Tergusons zahlreiche in der Provinz lebende Verwandte dem unglücklichen Künstler und seinem Kinde auswarfen. Die kleine Louison hatte außer-

dem in dem Arzte, der ihrem Vater damals auf dem Straßenpflaster die erste Hilfe geleistet, und ihn auch später in dem Mansardenstübchen besuchte, einen ernsten, teilnehmenden Vormund gefunden. Pierre Tergusons Verwandte hatten ihn natürlich unter geistige Bevormundung gesetzt und so war ihnen der ordnende Eingriff eines vermögenden Mannes, wie Dr. Lafarge, der in Paris eine große Praxis besaß, hochwillkommen. Er legte der Rente bei, was etwa noch mangelte, und sorgte, daß Louison in den ersten Kinderjahren nicht der weiblichen angemessenen Pflege entbehrte. Als Louison etwas heranwuchs, wußte man in dem Mansardenstübchen dieser bezahlten Aufwartfrauen bald zu entraten. Louison besorgte das kleine Hauswesen lachend und singend und lernte dabei spielend ganz von selbst das, was einst ihre Mutter gekonnt: — das Fächermalen. Nur konnte das Kind keine Schule besuchen, da Pierre Terguson, der zu einem Greise zusammengefunken war, sie keinen Augenblick von sich ließ und in einen fürchterlichen Angstwahn verfiel, wenn Louison länger von seiner Seite weg blieb. Dr. Lafarge hatte das eingesehen und mit einem ärztlichen Zeugnisse der Sache nachgeholfen. Ein wenig unterrichtete er die Kleine selbst im Lesen und Schreiben, im übrigen bildete sie ihr kranker Vater weiter.

Pierre Tergusons armes, verbunkeltes Denkvermögen war mit den Jahren nämlich wieder heller geworden, die verheerende Nachwirkung der Krankheit war mehr und mehr gewichen — aber seltsamerweise war nur der Künstler in ihm leben geblieben und der praktische, mit der Mitwelt lebende Mensch erstorben. Er wußte nichts von der Außenwelt, die da unten in den Straßen fortwogte und fortrug, er begriff nicht, wovon er lebte und fragte niemals nach etwas, was auf die praktischen Bedürfnisse des Daseins Bezug hatte. Nur stolze Phantastiebilder zogen an seinem Geiste vorüber, das Große, das Schöne, das Wahre entschleierte sich ihm unbeengt und unbeschattet von den Kleinlichkeiten und den sozialen Eingengungen des Lebens.

Wenn Louison an einsamen Abenden vor seinem Lehnstuhl kniete, und er ihr mit der zitternden schwachen Hand zu den ewigen Sternbahnen empordeutete, so sprach er wie ein Dichter, nicht wie ein vernünftiger Denker zu ihr, und das junge Mädchen erschloß ihr Fühlen einer Welt, die in Wahrheit so vollkommen nicht existierte.

Wie kam es, daß sich Dr. Lafarge, der nüchterne, praktische Arzt, in diesem kleinen Kreis wohlbefand? Bei seinen eigenen Kindern hätte er eine Entfaltung wie jene Louisons nicht gebuldet, ja strenge verurteilt. Sein ganzes Leben trug das Gepräge nüchterner, strenger Pflichtenfüllung und eines praktischen Abfindens mit gegebenen Verhältnissen. Vielleicht eben deshalb, weil der praktische Mann nie Zeit gefunden zu träumen, oder weil

er sich solcher nutzloser Hirngepinnste schämte — war das Mansardenstübchen, wo ein Greis und ein erblühendes Kind nichts von all dem Eigennuß des Lebens wußten, mit dem er täglich rang, wo der reinste Idealismus die zwei einsamen Bewohner erfüllte — ihm eine liebe Zufluchtsstätte geworden.

Wenn Dr. Lafarge die Thür der Mansarde im Eintreten hinter sich schloß, war es ihm, als ob er den Strom des brandenden Lebens mit all seinen sozialen und politischen Schmutzwellen draußen zurückließe. Das Mansardenstübchen war zu einem Dichtertraum für den sonst schaffenden Mann geworden, in den er selbst nicht die Ernüchterung tragen wollte, in der sein Leben sonst verlief. So war Louison als erwachsenes Mädchen zu einer seltsamen Dichterblume erblüht. — — —

„Die Madeleine, sie ist verschwunden!“ — — — — angstvoll klammert sich der zitternde Greis an die Stuhllehne, als Louison ihn jetzt rasch im Fahrstuhl an das geöffnete Fenster gerollt hatte. Es war zu spät — die Sonne noch nicht ganz untergesunken, aber hinter Wolken verschwunden, die den Horizont im Westen dicht umlagerten.

Die Madeleine, der der Greis jeden Abend seinen Abschiedsgruß sandte, trat nicht mehr aus dem Schatten hervor.

„Beruhige Dich, Vater!“ — — flehte Louison erschrocken.

„Sie ist fort, — verschwunden — sie — sie —“ kam es fast leuchend aus der Brust Tergusons, während sein Auge, weit geöffnet, in die gewohnte Richtung starrte.

Angstvoll umklammerte Louison seine Hände und blickte wie hilflos nach der Thür, an der sich in diesem Augenblick ein rasches Klopfen vernehmen ließ. Es war Dr. Lafarge, der wie gerufen zu diesem peinlichen Auftritte erschien. Die Aufregung des Greises legte sich bei dem Anblick des befreundeten Arztes, aber er sank, in einem ganz ungewöhnlichen Zustande der Ermattung, zurück in seinen Stuhl. Sein Atem ging kurz — der Puls war kaum hörbar, und mit sehr ernster Miene ließ Dr. Lafarge die seine blasser Hand des Künstlers aus der seinen gleiten.

„Louison, was ist mit Ihrem Vater vorgegangen, was hat ihn so erregt?“ wandte er sich an das junge Mädchen.

Diese schluchzte nur heftig auf.

„Ich war achlos, ich führte ihn heute nicht zum Fenster, um seine geliebte Kirche St. Madeleine in dem scheidenden Sonnenlichte zu sehen.“

„Und weshalb nicht, Louison?“ Die Thränen in den großen träumerischen Augen des jungen Mädchens schienen plötzlich darin stille zu stehen, wie festgebannt von einem noch tieferen, neuen Schmerz, nur die Hände schlangen sich krampfhaft ineinander und um den kleinen Mund legte sich ein Zug tiefen Leidens. — „Armes Kind,“ murmelte Dr. Lafarge, die breite

schwielige Hand mittheilsvoll auf ihr Haar legend. — „Sie haben gewiß wieder nach dem leeren Fenster dort über der Straße gestarrt?“

Das junge Mädchen senkte den Kopf.

„O, Doktor,“ sagte sie dann plötzlich schred, — „er muß krank sein — oder fort — ein Unglück, wollen Sie nicht nach ihm sehen — —?“

Der Doktor runzelte unwillig die Stirne. Dann trat er nachdenklich an das Fenster und starrte auf die gegenüberliegende Fensterreihe.

Gegenüber waren es keine Mansarden, sondern die Front eines schönen Stockwerkes, welches sich mit breiten Spiegelscheiben dehnte. An dem Fenster, welches jenen des Mansardenstübchens Pierre Tergufons gerade gegenüber lag, hatte auch der Doktor gleich Louison häufig den Kopf eines jungen Mannes bemerkt, der scheinbar über eine Arbeit gebeugt oder ein Zeitungsblatt lässig in der Hand, unverwandt nach dem schönen Mädchenkopf im Fensterrahmen des Mansardenstübchens sah. Die Augen dieser beiden jungen Menschen senkten sich ineinander mit einer Sehnsucht, einer Glut, daß die ganze Welt um sie zu versinken schien, und stundenlang lasen sie so, was ihre Seelen zueinander sprachen, eines im Auge des anderen. Nun war der junge Mann seit einigen Tagen vom Fenster weggeblieben.

Louison schien seitdem matt wie eine welkende Blume, und in ihren Augen stand eine große rührende Klage, wenn sie sich ernst auf Dr. Lafarge richteten. In diesem Bild lag eine solche Macht des Vertrauens, eine solche Reinheit des Empfindens, die sich, so fern und unberührt von allen niedrigen Beweggründen der Menschen, in diesem hübschen träumerischen Mädchenkopf festgenistet hatte, das Dr. Lafarge ärgerlich die Hand ballte. Was sollte er diesem armen Kinde sagen, — wenn der Mann dort drüben, an den sie, wie es schien, ihr ganzes Lieben, Hoffen und Träumen gehängt hatte, nur einer übermütigen Laune gefolgt war, wie sie bei allen jungen Männern, besonders aber bei den verwöhnten Parifern gang und gäbe ist?

Welche lächerliche Rolle würde er, der Mann der Gesellschaft, der praktische nüchterne Arzt spielen, — wenn er wirklich hinüber ginge, — — ihn zur Rede stellen wollte . . . ! Dr. Lafarge hatte sich mit gesurchter Stirne herumgewandt. „Louison,“ sagte er fast heftig, — „mit welchem Rechte wollen Sie nach jenem jungen Mann fragen?“

Die Augen des jungen Mädchens richteten sich groß mit edlem Staunen auf den Arzt.

„Mit welchem Rechte? — wir lieben uns . . .“

„Hat er es Ihnen jemals geschrieben?“

„Geschrieben?“ — fragte sie nachdenklich, „nein!“

„Oder gesagt?“

„O ja!“

„In welchen Worten?“

„Nicht in Worten, — nur eines Tages — in einem einzigen heißen, sprechenden Blick.“

Ungebuldig stieß der Doktor einen Stuhl beiseite. „Das ist Thorheit, Louison, für so etwas kann man niemand zur Verantwortung ziehen. — Ein Blick ist kein Gelübde.“

„Kein Gelübde?“ — Hochaufgerichtet stand das junge Mädchen plötzlich vor ihm, in deren Seele der ganze reine Stolz der Wahrheit noch ungebrochen lebte, die in ihrem einsamen Dichterheim nicht gelernt hatte, ihre Stirn den selbstfüchtigen, kleinlichen Bedenken, den niedrigen Gefühlsfälschungen der Gesellschaft zu beugen.

„Sie meinen, er sprach kein Gelübde, der Mann, dessen Blick mir so deutlich, so unleugbar sagte, ich liebe dich, sei mein — wie ich dein bin. — O, sagen Sie das nicht, Dr. Lafarge!“ Eine dunkle Röthe der Empörung färbte die Wangen des jungen Mädchens höher. — Dr. Lafarge griff beruhigend nach ihrer Hand. „Es ist aber so, mein Kind — ein Blick — — was ist ein Blick! Er kann geleugnet, mißverstanden, und vor allem, man kann dafür im sozialen Leben nicht zur Verantwortung gezogen werden.“

Louisons blasse Lippen bebten in heftiger, innerer Erregung. „Also nur deshalb?“ — fragte sie langsam — „weil so ein Gelübde niemand vernahm — weil sein Bruch vor den Menschen straflos bliebe? So haben wir keine eigene innere Ehre, die uns gehört — nur eine solche der Welt gegenüber, jener Welt, von der Sie mir erzählen und die nichts als Feigheit und Eigennuß sein muß! Wenn mich das Wort nur bindet, weil es gehört oder geschrieben wurde, weil ich es sprach und das Urtheil der Welt fürchte — nicht deshalb, weil meine Seele es gab — wenn auch stumm, schweigend und tief im Innern — dann — dann haben wir nur eine falsche, käufliche Ehre! O, das kann, das darf nicht sein! Sie täuschen sich, Dr. Lafarge, wenn Sie sagen, ein Blick sei nichts! — Er ist eine heiligere, gewaltigere Sprache als das Wort — denn sie vermag nicht zu lügen — es ist die Stimme Gottes, lautlos, still, aber tief überzeugend wie der Gedanke der Religion, der in einer Sekunde gleich einem weißbeflügelten Genius durch Ewigkeiten hinzieht.“

Dr. Lafarge blickte bewegt auf das junge Mädchen, das, die Arme an die heftig wogende Brust gepreßt, wie eine Hohepriesterin eines freien würdigeren Menschentums, das dort unten in dem glänzenden Leben von Paris längst erstorben war, in dem niederen Mansardensübchen vor ihm stand. Von ihr schweifte sein Blick zu dem zusammengefunkenen Greis mit den blassen durchgeistigten Zügen. Dann erhob er sich seufzend: „Das sind Wunder, Louison, die nur jene sehen, denen das Märtyrertum der Poesie

die Stirn berührt, — aber,“ sagte er, ein neues kurzes Zögern entschlossen überwindend, „ich will zu ihm hinüber gehen.“

Die Thür hatte sich hinter Dr. Lafarge geschlossen. Das junge Mädchen war über dem Tisch, an dem sie saß, zusammengesunken. Der Kopf mit den schweren dunklen Flechten lag auf den verschlungenen Armen, vergrub sich in dieselben. Sie gewahrte nicht, daß der Atem des Greises am Fenster immer kürzer, immer seltener ging. Sie horchte auf die Schläge ihres Herzens, die in solchen Augenblicken angstvoller Erwartung — einzelne laute Klopfentöne — in der Menschenbrust anzuschlagen scheinen. Nein, sie hatte sich nicht betrogen, als sein Blick ihr zu sagen schien — „ich habe dich lieb!“ O, dürfte — konnte er es ihr leugnen, oder hatte sie sich getäuscht? — dann war es ja Gott, der ihr log. — Denn die Stimme in ihrem Herzen hatte ja so deutlich gesprochen, so klar, so überwältigend jenes berauschte, langsam emporsteigende Glück in den dunklen flammenden Männeraugen verkündet — dann war ihr armer Kopf krank, und sie ein hilfloses Wesen, wenn sie die Täuschung nicht unterließ.

Leise drehte sich die Thür in den Angeln und Dr. Lafarge stand wieder im Zimmer. Den Hut beiseite stellend, reichte er dem jungen Mädchen mit abgewandtem Gesicht einen Brief. Sie zitterte einen Augenblick, ihn zu erbrechen, dann riß sie den Umschlag entzwei und überflog den Inhalt mit brennenden Augen. Ihre Bewegungen wurden immer langsamer, ihre Lippen ganz weiß. Wie sich die Todeszuckungen eines warmen vertrauenden Gefühles in ihren großen Augen malten. Wortlos, mit einer müden Bewegung, reichte sie endlich Dr. Lafarge den Brief. Der Doktor las, gepeinigt von dem Blick dieser großen, wahren, tiefdunklen Augen, die an seinen Zügen hingen. Der junge Mann von gegenüber — schrieb einen langen, nach den Moralbegriffen der Gesellschaft sogar sehr edlen Brief. Er sagte dem jungen Mädchen, daß er sie liehen, mit keinem Gedanken, keinem Blick mehr ihr gehören dürfe — ob ihm dies nun leicht oder schmerzlich sei — denn er habe ein Weib, ein liebes junges Weib, — welches durch eine Erkrankung von ihm geschieden — in einem Kurort abwesend — nun zu ihm zurückgekehrt sei, dessen Thränen er nicht fließen machen dürfe. . . . Ob sein Leben damit ausgefüllt sei — wäre Nebensache —, er beschränke sein Glück auf ganz gewöhnliche, im Rahmen sozialer Pflichten mögliche Bahnen. —

Dr. Lafarge hob lebhaft den Kopf. „Was sagen Sie nun, Louison?“

Die feinen Augenlider des jungen Mädchens zuckten. „Ich sage, daß er sehr edel gegen seine Frau ist und sehr hart gegen mich.“

Dr. Lafarge blickte auf das junge Mädchen nieder, deren edle offenerzige Natur sich in diesem Augenblicke dem schweren Sklavenjoch der

Gesellschaft beugen mußte, das Tausenden Nutzen bringt und nur Einzelnen die stolze Bahn zur Freiheit und Wahrheit versperrt; das die Größe hindert, um die Mittelmäßigkeit über das reiche Saatbeet des Schlechten zu pflanzen.

Waren diese Einzelnen, die da untergingen, nicht vielleicht mehr wert als jene Tausende, die ein Menschentum fortleben machten, das nur in der Lust der Kleinlichkeit und Lüge gebieh —? Diese Welt war möglich — aber war diese mögliche Welt auch wert zu sein?

In der Brust des nüchternen, ganz in naturalistischen Anschauungen erzogenen Mannes vollzog sich, wie er auf das schmerzverklärte junge Mädchen blickte, eine seltsame Wandlung. In die Wage seines Fühlens legte er auf die eine Seite die edle Aufwallung Louisons, die jener reinen wahren Moral entsprang, die man im eigenen Bewußtsein trägt, ohne von der feigen Furcht vor dem Urteile der Welt beeinflusst zu werden — einer Moral, die so edel und groß im Vertrauen ist, das sie dies junge Mädchen einen Blick für ein Gelübde nehmen ließ — auf die andere jene kleinliche, kalte, klügelnde Moral der Gesellschaft, die den Brief des in seinem Irrtum scheinbar auch recht denkenden Mannes diktirte. Und die Wage sank und sank zu Gunsten Louisons, je mehr der Arzt über diese beiden jungen Menschenkinder nachdachte. Wie verschieden war die Bahn, welche diese beiden Geister gingen! Sie ohne Vorzicht, in jener edlen Kühnheit, die großen Charakteren eigen ist, wäre ihm vielleicht auf die gefährliche Bahn einer vor der Welt strafbaren Liebe gefolgt, aber bei dem ersten Weckruf an ihr zartes, leicht verwundbares Gewissen hätte sie sich ihm oder dem Glück des Weibes, das an seiner Seite durch das Leben ging, als Opfer vor die Füße geworfen.

Vielleicht wäre sie auch früher in den Abgrund der Schuld gestürzt — die Phantasie solcher Frauen hat ja so lockende goldene Irrlichter —, aber was sie forttrieb auf dieser sturruvollen, dunklen Bahn der Leidenschaft — war ein edles Sich-Selbstvergessen, und was ihn zurückhielt, war die klügelnde, wache Selbstsucht. Sie öffnete ihre Seele weit und groß mit der heiligen, ahnenden Zuversicht, der Andacht, dem starken schönen Gefühl, das in ihr Inneres einzog.

Er ersticke sein Herz mit dem Worte „Pflicht“, welches oft nichts als die kühle Berechnung der Gesellschaft ist — sich soziale Unannehmlichkeiten, Vermicklungen und Erschwerungen der Lebensverhältnisse zu ersparen. Dr. Lafarge ballte ärgerlich die Faust. Zum ersten Mal empörte ihn, den Mann der ernsten Klugheit, der reißlichen Überlegung und phantasielosen Arbeit, die harte Gesetzgebung der Gesellschaft, die er selbst um sich und sein streng bürgerliches Haus mit aufrecht erhielt.

Louisons Thränen hatten zu fließen aufgehört. Möglich sprang sie mit

einem halb unterdrückten Schrei auf und eilte zu dem Greise am Fenster, der seltsam reglos dort im Stuhle lag. Auch der Arzt eilte auf ihn zu, mit dem ersten Blick erkennend, daß dieser Geist wenigstens schon in den nächsten Sekunden den knechtischen Erdenbanden für immer entrißen sein würde. — — Louison sank in die Knie und bedeckte die langsam erhaltende Hand mit ihren Küssen und Thränen, während der Arzt bemüht war, dem Sterbenden den Halskragen zu öffnen und etwas Luft zuzufächeln.

Da plötzlich, als habe die Sonne auch ein großes Vergessen nachzuholen, durchbrach sie in einem kurzen blizenden Strahl noch einmal die Wolkenlage, die im Westen den Horizont umlagert hatte, und traf das herrliche Stirnbild der Madeleine.

Die Brust des sterbenden Künstlers hob sich in einem letzten tiefen erleichterten Atemzug und, die Hand wie segnend auf Louisons Haupt legend, sprach er den Satz, mit dem damals sein Leben und Bewußtsein zusammenbrach und dessen Schlußworte er endlich wieder gefunden, während sein Auge sich dem Lichte, dem er entgegengeträumt, für immer schloß:

„Das Leben ist eine große — große Lüge.“



Der heilige Ehestand.

Berliner Skizze von Hugo Gerlach.

(Berlin.)

Herrmann Bugle musterte mit wohlgefälligem Blick seinen äußeren Menschen, als er über den schmalen Hof der Mietkaserne schlenderte.

„Fein seh' ich aus, wie'n Fraß!“

Und es war wirklich so. Er trug heute keine Ballonmütze wie sonst, sondern einen runden Filzhut, der fast noch neu aussah. Ein geplättetes Oberhemd schmückte seine Brust, und sein Hals war von einem weißen Stehkragen umschlossen. Ein strenger Kritiker hätte vielleicht das Fehlen einer Kravatte bemerkt, aber der Durchschnittsmensch achtet wohl nicht auf solche Kleinigkeiten.

Wahrhaftig, fein sah er aus! Und als er nun mit den weißbehandelten Fingern seinen fettglänzenden schwarzen Rock zuknöpfte, da fühlte er sich unwillkürlich fähig, in jenen Kreisen zu verkehren, wo es sogar wirkliche Grafen giebt.

Ein „glänzender“ Elegant!

Während dieser Betrachtung hatte er den schmutzigen, hölzernen Thorweg erreicht und sah einen Augenblick die enge Straße hinunter.

„Tag, Männe!“ sagte da plötzlich die Gestalt eines Berliner Lazzaroni neben ihm, „aber Mensch, wie siehste denn aus? Hahaha.“

Der Mann lachte unbändig, und um seiner Freude noch erhöhten Ausdruck zu geben, ergriff er jenen lachend bei den Schultern und schüttelte ihn so heftig, daß die ohnehin nicht allzusehr sitzende Bierde seines Hauptes ins Wanken kam und zur Erde fiel.

„Männe“ ließ sich nicht Zeit, diesen elementaren Freudeausbruch übel zu nehmen und hob den Hut einfach wieder von der Erde auf.

„Wat, Friße,“ meinte er dann wohlgefällig, sich breit vor diesen hinstellend, „id seh' jut aus! Id habe mir sogar balbieren lassen. Weefste ooch warum?“

„Nee!“ antwortete Friße ehrlich.

„Id habe mir heute verheiratet und dadrum bin id in Hochzeits-Toilette.“

„Wat haste Dir? Verheiratet! Mit wem denn?“

„Ru, mit meine Aujuste,“ antwortete Männe einfach. „Det Mäßen hat mir so jequält,“ fuhr er in entschuldigendem Tone fort, „na ja und es war ja ooch die höchste Zeit, von wejen — —“

„Id weef schon,“ bemerkte Friße verständnisinnig.

„Und denn hat man det ja jeßt ooch so betwem und so billig, man jeht uff'n Standesamt und heiratet mal for fußzehn Groschen.“

Männe fuhr mit seinem behaushchuhten Zeigefinger, zwischen Hals und Stehfragen umher, denn dieser war ihm sichtlich ungewohnt.

„Ja, billig is det heitjutage,“ äußerte sich Friße, „na, und det Alter haste ja ooch.“

„Woll habe id det,“ erwiderte der zweiundzwanzigjährige Ehemann.

„Wie alt is denn Deine Frau Zattin?“ erkundigte sich Friße.

„Id floobe, uff leste Pfingsten war se eenunddreißig,“ erklärte jener nach einigem Besinnen. „Und jeßt war id eben uff'n Weech, zu Dich hinzusehen,“ fuhr er dann fort. „Id wollte Dir jütigt laden, det'ste an meine Hochzeitsfeierlichkeiten mit dran teilnehmen dhust.“

Diese formvollendete Einladung verfehlte nicht, auf Friße einen bedeutenden Eindruck zu machen.

„Wat!“ rief er begeistert, „Du, da bin id mit mang! — Aber kann man denn ooch „so“ bei Euch hinkommen?“ fragte er dann mit einem Blick auf sein verzweifelttes Exterieur.

„Ach,“ beruhigte ihn Männe, „Du denkst woll, weil id mir so elojant jemacht habe? Du kannst janz ruhig „so“ kommen, wir sind ja doch bloß janz anter nuß unter uns.“

„Willste denn sonst keenen laden?“ fragte Friß.

„Bloß Eden und Quadderbacken,“ lautete die Antwort.

„Du, det is fermoost!“ rief der entzückte Hochzeitsgast. „Die Beeden warten da drieben in de Destille uff mir, da kenn' wir ja gleich 'ne kleene Vorfeier halten.“ — —

„Haste denn schon wieder Arbeit?“ fragte Männe seinen Begleiter, während sie die Straße überschritten.

„Nee,“ antwortete er, „hast Du denn wat?“

„Ich bin jetzt bei die Wollontels uff'n Wollmarkt Säcke schleppen je-jangen for 'ne Mark fuszig Jennje den Tag.“ — — — —

Während die beiden ein verräuchertes Schanklokal betraten, saß die junge Frau in der Küche auf einer hölzernen Fußbank.

Ihr Gesicht war nicht gerade schön, man sah ihm vielmehr das 31 jährige Alter an — aber man sah noch mehr.

Rämlich ein gewisses Etwas, das seinen Zügen zuweilen einen pikanten Anstrich verleiht; aber scharf hervortretend in dem grob geschnittenen Antlitz dieser jungen Frau, machte dieses Etwas, das den Gegensatz des Ausdrucks der Reinheit und Sittsamkeit bildet, dem guten Geschmack des Herrn Bußke eigentlich wenig Ehre. —

Indessen, Frau Auguste saß auf der niedrigen Fußbank und schälte mit ihren roten Fingern Kartoffeln ab.

Diese lagen zu ihrer Rechten auf den bloßen Fußboden geschüttet; da nahm sie immer ein paar auf, schälte sie ab mit einem kurzen Küchenmesser, das einen rohen Holzgriff hatte, und dann warf sie die Knollen in ein verbogenes Blechgefäß, das mit Wasser angefüllt war. Die Schalen ließ sie in langen Ringeln in ihre blaukarrierte Schürze fallen.

So saß sie schon ein paar Minuten.

Sie sah an den verräucherten, ehemals weiß getünchten Wänden empor, und dann fiel ihr Blick auf ein baufälliges Küchentischchen, auf dem drei irdene Teller mit geringen Speiseresten standen.

Sie langweilte sich; und sie hatte auch eigentlich ganz recht — so wie sie dazußigen, in schmutzigen Gewändern, und Kartoffeln zu schälen — am Hochzeitstage!

Wenigstens erzählen wollte sie sich etwas. Und da fiel ihr Blick wieder auf das elende Tischchen mit den drei unsaubereren Tellern und den drei Blechlöffeln daneben — es kam ihr ein Gedanke.

„Nuttakin!“ rief sie, nach der einzigen Thür gewendet, die nicht nach außen führte.

„Muttakin!“

Da öffnete sich die Thüre, und aus der engen und niedrigen „guten Stube“, der einzig vorhandenen, trat eine alte weißhaarige Frau in sehr ärmlicher, aber sauberer Kleidung.

„Muttakin, willst nich die Teller von's Mittag uffschauern?“ fragte Auguste.

„Ja, id werde Dir een bisken helfen,“ antwortete die Greisin freundlich.

Und sie nahm die Teller, einen nach dem andern, und begann mit zitternden Händen dieselben unter der Wasserleitung zu reinigen.

„Muttakin,“ begann Auguste wieder, „es ist doch wat Eigentümlichkeit, wenn man so irade in den Ehestand einjetreten ist.“

„Ja, der Ehestand ist'n heiliger Stand, und da is denn ooch allens janz anders.“

„Ja, det is es,“ bestätigte Auguste.

„Id habe Männe'n so jebeten, det Ihr Euch ooch in die Kirche bei'n Paster'n solltet trauen lassen,“ sagte die Greisin, „aber er wollte nich.“

„Nee, Männe hält nisch von die Sachen,“ meinte Auguste, „und es is ja eigentlich ooch jautsch nötig, verheiratet sind wir ja nu doch.“

„Es is aber doch immer wat Höheres mit die Reljon,“ erwiderte die Alte. „Zu meine Zeit, da mußte noch in die Kirche jehieiratet werden. Ach Jott, id wees noch, wie id mit meinem sel'jen Jottlieb als Braut an'n Altar jing mit so 'ne jauchzende Zuversicht, und die Orjel spielte so scheene — wenn id det heute noch zurückdenke, det war ordentlich feierlich uff's Jemüte.“

„Ja, det muß es sind.“

„Aber wenn Ihr Euch man sonst jut seid, denn werd't Ihr schon zusammenhalten und zurechte kommen, denn der Ehestand ist'n heiliger Stand!“

„Ja, det ist er! Mir wird ordentlich anders, wenn id mir det so richtig überleje. Id will mir ooch nie mehr nisch zu Schulden kommen lassen.“

„Id war ja ooch 'mal een junges Mäßen,“ fuhr die Greisin fort, „und id wees ja wie det is. Id bin ooch jerne 'mal tanzen jegangen und Sonntags in's Frie. Aber wenn man verheiratet is, denn kriegt man Sorgen und denn is det allens janz anders.“

„Id wer' mir ooch ändern müssen.“

„Ja, det dhue man und verdrage Dir recht jut mit meinem Männe. Er is'n janz juter Junge, wenn er ooch manchmal 'en bisken vorsichtig is. Er is janz jut und er is meine eenzige Stütze jewesen und er arbeet' fast alle Tage und er hat mir noch nie nich hungern lassen.“

„Ja, arbeeten dhut er.“

„Ach, wenn id noch dadran denke, wat habe id früher immer zu'n

lieben Herrjott jebetet, det mein Männe nich zu't Milletheer jenommen wird. Und wie er denn zur Stellung mußte und wiederkam, gleich det erste Mal frei, von wejen die Hühnerbrust, janz frei, nich Landsturm, nißt, jarnißt — det war meine scheenste Freide uff meine ollen Tage.“

„Na, det Milletheer is doch aber ooch janz scheene.“

„Det hat allens seine Schattenseiten; wat hätte id denn anfangen sollen, wenn sie'n jenommen hätten? — Und nu is er sogar verheiratet. Ach Jott, wenn det sein Vater sehen könnte!“

Und sie wischte sich eine Thräne aus den Augen.

„Justekin, id wer ja nich mehr lange leben, aber wenn id ooch tot bin, det bitte id Dir: verdrage Dir recht jut mit meinem Männe und denke immer d'ran, daß die Ehe 'n heiliger Stand is.“

Da klopfte es laut gegen die Thür. Die Greifin trippelte eifertig dorthin und öffnete. Die Thür wurde weit aufgestoßen und Männe trat herein, von seinen Hochzeitgästen gefolgt.

„N' Abend,“ sagte er, „id habe nur'n paar jute Freunde injeladen und nu woll'n wir Hochzeit feiern.“

Sie gingen alle in die „gute Stube“.

Das Meublement derselben war mehr als dürftig. Nahe der Wand, der Thür gegenüber, stand ein viereckiger Tisch von fünf Bretterstühlen umgeben. Die Ecke rechts wurde durch einen altersschwachen Rohrstuhl ausgefüllt. An der linken Wand, aber in einer kleinen Entfernung vom ihr, waren zwei Betten aufgestellt. Die traurige Ruine eines Kleiderschranks zwischen den beiden nach dem Hof gelegenen Fenstern und ein kleiner eiserner Ofen, von dem eine schwarze Röhre an der rußgefärbten untapezierten Wand emporstieg, vervollständigten das stillvolle Interieur.

Die Männer standen inmitten des Zimmers und drehten ihre respektiven Rügen in den Händen herum.

Männe wandte sich halb zu den beiden Frauen.

„Det is mein Freund Ede,“ sagte er, einen schwindelsüchtig aussehenden Sohn der „Mutter Grün“ im unverfälschten Nationalkostüm vorstellend.

Auguste reichte ihm die Hand.

„Det is mein Freund Quadderbacke,“ fuhr Männe fort, „der is Artiste.“ Er präsentierte dabei den berühmten Schlangenmenschen und Jongleur.

„Ach, Ihnen lenne id ja schon von früher,“ bemerkte Auguste zuvorkommend.

„Det hier is mein Freund Fritze.“

Doch den kennen wir schon „von früher“. Die Greifin hatte inzwischen eine Petroleumlampe angezündet, und die Männer setzten sich. Auguste begab sich in die Küche, gefolgt von ihrer Bellemaman.

Quadderbade sah sich geringschätzig im Zimmer um.

„Du, habt Ihr denn bloß zwee Betten?“ fragte Friß naiv.

„Ja, in det eene schläft meine Mutter und in det andere schlafen wir,“ antwortete der neugebackene Ehemann.

„Na ja, det jenugt ja ooch for vernünftige Leute.“

„Aber warum habt Ihr denn die Betten so von die Wand abjerückt?“ fragte Ede wißbegierig, den geringen Abstand bemerkend.

„Det is von wejen die Insekten, die in die Ritzen von de Wand sind,“ belehrte Männe.

Quadderbade rümpfte die Nase.

„Das ist der Casus berlini, wie wir Gebildeten jagen,“ begann er, „daß manche teilweise ganz anständige Leute keine anständige Wohnung nicht haben.“

„Du hast woll wieder det Quaddern jekriegt?“ erkundigte sich Männe, eine große Bierflasche entorkend.

„Laß man jut sind,“ äußerte Ede gedankenvoll, „wenn Mancher man noch so 'ne Wohnung hätte.“

„Ich bin ja ooch kein geborener Epitüräer,“ erklärte Quadderbade, „aber ein gewisser neuzeitlicher Romsfort erheitert meine Gemütsverfassung.“ setzte er dann bestimmt hinzu.

In diesem Augenblick wurde die Thür von außen geöffnet, und Frau Auguste trat in das Zimmer, eine große Schüssel in den Händen tragend. Die alte Frau folgte ihr nach mit allerlei Tischgerät.

„Na, Justekin, wat jiebt's denn for'n Dinnee?“ fragte Männe die Eintretende.

„Neue Kartoffeln und Häring,“ antwortete die Hausfrau wichtig, das dampfende Gefäß in die Mitte des Tisches stellend.

Die beiden Frauen setzten sich ebenfalls, während Quadderbade sich abmühte, möglichst blasiert dreinzusehen.

Da warf Ede diesem einen bedeutungsvollen Blick zu. War es eine geheime Sympathie oder Verabredung — genug, aller Augen richteten sich plötzlich auf den gottbegnadeten Künstler.

Dieser lächelte erhaben, räusperte sich und sprach dann in salbungsvollem Tone:

„Geehrte Versammlung! Unser Freund, Herr Herrmann Bugle, feiert heute das herrliche Fest seiner Hochzeit. Ich kann diesen Umstand nicht vorbeigehen lassen, ohne ihm ein paar Beglückwünschungsworte zu sagen, umsomehr, als seine nunmehrige Frau Gemahlin mir seit 'ne Reihe von Jahren gut bekannt ist und mir immer gewissermaßen sehr sympathisch war, wie ich ihr ebenfalls, was ich ohne Stolz sagen kann. Ich will nicht viele

Worte machen und nur daran erinnern, was unser großer Nationalgeist Schiller so geistreich in dem schönen Liede sagt: „Behüt' Dich Gott, es wär' so schön gewesen, behüt' Dich Gott, es hat nicht sollen sein.“ Hier aber hat es doch sein sollen und darum, meine Herrschaften, erhebe ich mein Glas und fordere Sie auf, mit mir einzustimmen in den Ruf: Das neuvermählte Paar lebe hoch, hoch und zum dritten Male hoch!“

Alle stimmten mit ein in diesen Ruf aus voller Kehle und mit männlich kräftigem Fußgetrappel, auch Männer nicht ausgeschlossen.

Dann trank Quadderbade aus dem vor ihm stehenden mächtigen Glase einen gewaltigen Zug, während Männer das andere galant seiner Gattin reichte.

Gleichzeitig machten sich die Gäste über das „Dinneeh“ her, und die Herren Ede und Frije häuften jeder einen furchtbaren Kartoffelberg auf ihren Tellern an.

„Da haste wieder mal jut jeredt,“ sprach Frije, heroisch einen Heringschwanz verschlingend, „bloß mit det schöne Lied haste Dir jeirrt, det is nich von Schillern, det is von Zoethen.“

„Du hast eben keinen höheren Bildungsgrad erreicht,“ antwortete Quadderbade von oben herab.

„Ik floobe aber ooch, et is von Zoethen,“ meinte Ede.

„Willst Du 'ne kleine Weiße mit mir wetten, daß es von Schillern ist?“ fragte der Künstler bedeutungsvoll und mit scharfer Betonung.

„Ne,“ erwiderte Ede bestürzt, „wie wer' id denn wegen so 'ne Bagatelle gleich 'ne kleine Weiße wetten.“

„Man sieht doch gleich, wat een jebildeter Mann is, die schöne Rede hat mir janz jerührt,“ schmeichelte die Dame des Hauses dem Löwen ihres „Salons“. „Und wie zart Sie mir dabei erwähnt haben.“

„Ich habe eben meine schwache rhetorische Beredsamkeit zusammengenommen, das ist das ganze Kunststück,“ antwortete Quadderbade bescheiden. Die Konversation stockte einen Augenblick.

Frije that einen kräftigen Zug aus dem Weißbiiergefäße, und Ede starrte schwermütig auf seinen leeren Teller, über die allzum schnelle Vergänglichkeit alles Irdischen nachsinnend.

„Sie haben wohl noch Hunger, Herr Ede?“ fragte die alte Frau, mit praktischem Blick die Lage ihres Tischnachbarn übersehend.

„Na, noch'n bißken,“ erwiderte dieser schüchtern, einen verzweifelten Blick auf die geleerte Kartoffelschüssel werfend.

„Es jiebt noch Stullen,“ beruhigte ihn die Hausfrau, seine Besorgnisse mit diesem erlösenden Wort niederschlagend.

Sein Blick erheiterte sich auch sogleich, und die beiden Frauen begaben sich, das Tischgerät aufräumend, in die Küche.

Männer folgte ihnen nach einigen Augenblicken dorthin.

Die Hochzeitsgesellschaft war unter sich.

„Mir hat's jeschmeckt,“ meinte Ede, in süßen Hoffnungen schwelgend.

„Ja, det Essen war janj jut und auständig viel,“ bestätigte Frise.

„Ihr seib's eben nicht besser gewöhnt,“ entgegnete Quadderbade kritisch, „ich für mein Teil bin zwar satt, aber ich habe auch schon 'mal was Besseres erlebt als so'n marinirtes Hochzeitsmahl und ein paar traurige Butterstullen hinterher.“

„Na, denkste denn, es kann inuner wat Gebratenes jeben, wie bei'n Fürschten?“ antwortete der genügsame Ede, „wenn wir man satt werden,“ fügte er bedeutungsvoll hinzu, von trüben Ahnungen erfüllt. — —

Da tönte aus der Küche lautes Sprechen herüber.

„Wat,“ hörte man Männer's sonores Organ, „meine Hochzeitsjäste willste Schmalzstullen jeben! Ich soll woll so richtig power dastehn vor die Leute? Ree! Butter schmierste druff, det sage ich Dir, Butter!“

Aber mit siegreicher Kraft machte sich die Stimme seiner Gattin Bahn.

„Wat! Butter! Ree, die essen mir ja det ganze Viertelpfund uff, det ich heute Morgen jeholt habe. Det wär 'ne sçeene Wirtschafft, die ganze Butter zu verschmieren! Du leidest wohl an Tröpsenwahn? Ree, weckte, mit so 'ne Schöpsse komu' mir nich. In die Küche bin ich Herr im Hause und det woll'n wir doch mal seh'n, wer hier wat zu sagen hat!“

„Justekin, beruhige Dir doch,“ tönte die matte Stimme der Greisin befänstigend, „die Ehe is doch 'n heiliger Stand und heute is Hochzeitstag.“

„Ach wat beruhigen! Wat is det for 'ne Sache, hier mit mir Krawall anzufangen wejen de Schmalzstullen, det ich mir vor die dadrinnen schämen muß als anstündige Frau!“

„Du, Du 'ne anstündige Frau!“ eiferte Männer, „haste nich jehört, wie Quadderbade jesagt hat, daß Du ihm sympathisch jewesen bist. Denkste denn, ich weck die Sachen nich von früher? Du bist mir gerade die Richtige! Ree, morgen lasse ich mir von Dir wieder scheiden.“

„Ach Jott, Männer, rede doch nich gleich von sowat wie scheiden,“ jammerte die alte Frau dazwischen, „heute am Hochzeitstag.“

„Det sieht Dir ähnlich, „von früher“ anzufangen,“ rief Frau Auguste pikiert, „ich hätte Dir doch for uffjeklärter jehalten!“

„Det is ja allerdings richtig,“ erwiderte Männer, durch diesen Einwand für den Augenblick besiegt. „Aber da taunste Jist druff nehmen,“ fuhr er von neuem auf, „morgen lasse ich mir von Dir scheiden!“

„Na, det kannste ja!“ höhnte die Holbe, „deun brauchen wir ja die Hochzeit janich erst weiter zu feiern.“

„Det brauchen wir ja ooch nich.“

„Und Deine Leute kannst ja gleich wieder loofen lassen, Du hast ja Dir ja injeladen.“

„Det wer' id ooch.“

Da öffnete sich die Thür und „seine Leute“ erschienen in derselben.

„Wir woll'n man jehn,“ meinte Friße.

„Mit de Butterstullen wird's doch nicht mehr,“ setzte Ede treuherzig hinzu.

„Überlegt Euch man das mit dem Scheiden nochmal,“ sagte der geistreiche Quadderbade, „es ist zwar sin do siddele, am Hochzeitstage die Ehescheidungsklage einzureichen, aber es ist doch ungemütlich.“

„Sei man jut, Männe,“ begütigte die alte Frau, ihrem Sohne die Wangen streichelnd. „Verdragt Euch man wieder.“

Dieser schwieg.

„Na, Adieu,“ sagte Quadderbade, die stumme Gruppe belebend.

„Woll'n Sie nich noch'n paar Stullen mitnehmen, Herr Ede?“ fragte die Alte gutherzig, diesem den Teller hinreichend. Ede griff gerührt und dankend zu.

„Adje,“ sagte er dann, und alle drei verließen das Heim des neuvermählten Paares. — — —

„Ihr müßt mich entschuldigen,“ sagte Quadderbade, als sie die StraÙe erreicht hatten, „ich muß schnell nach Hause; ich habe nämlich keinen Haus Schlüssel bei mir.“ Und er entfernte sich eilfertig.

„Ja brauche keenen!“ brummte Ede ihm tiefsinnig nach, und dann ging er weiter, von Friße begleitet, und laute vergnügt an seinen „traurigen Butterstullen“. — — —

Wenige Wochen später zeigte das wiederverföhnte Ehepaar die Geburt eines gesunden Knaben an.



Leoncavallos „Pagliacci“ und die modern-realistische Oper.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

... Nicht die Märchen allein sind der Zweck der
Kunst —
Auch was er wirklich sieht, schild're der Dichter. ...

Eine modern-realistische Oper! — — Liegt in dieser Bezeichnung nicht schon an sich ein Widerspruch? Kann eine Oper überhaupt realistisch sein? Diese Fragen wird sich mancher im Stillen vorlegen und nicht recht schlüssig werden, ob er sie bejahen oder verneinen soll. Wenn man von einer „modern-realistischen“ Oper spricht, so taucht in der Phantasie vieler so etwas wie ein gesungener Ibsen oder ein instrumentierter Gerhart Hauptmann auf, und da ist es nur natürlich, wenn sich gegen ein derartiges Experiment allerhand Bedenken erheben wollen.

Und doch, warum sollte dem Realismus, der sich bis jetzt auf allen Kunstgebieten siegreich durchzusetzen vermochte, gerade das Gebiet der Oper verschlossen sein?

Das ist doch sehr einfach — höre ich da schon einen weisen „modernern“ Ästhetikus sagen —, der Realismus soll das wirkliche Leben darstellen, und im wirklichen Leben pflegen die Menschen gar nicht oder wenigstens nur in Ausnahmefällen zu singen. Im gewöhnlichen Leben wird gesprochen, in der Oper aber muß gesungen werden. Wie reimt sich das zusammen?

Dieser Einwand, so einfach und einleuchtend er auch auf den ersten Blick erscheinen mag, ist doch keineswegs stichhaltig und berührt die eigentliche Frage gar nicht. Die Kunst — auch die modern-realistische — will und kann überhaupt die Wirklichkeit als solche nicht darstellen, nicht nachgestalten, sie kann und soll nur mit den ihr eigenen Ausdrucksmitteln ein Spiegelbild, ein Symbol der Wirklichkeit bieten. Die modern-realistische Kunst strebt, im Gegensatz zur früheren sogenannten idealistischen, nur danach, die Spiegelfläche ihrer Ausdrucksmittel möglichst glatt und rein zu erhalten, so daß das Bild der Wirklichkeit keine Verschiebungen und Verzerrungen erleidet, wie dies in den mannigfach gekrümmten und absonderlich verbogenen Spiegelflächen der idealistischen Richtungen so oft der Fall war. Das ist der ganze Unterschied. Gesang und Orchestermusik sind neben den

mimischen und scenischen Künsten die Ausdrucksmittel der Oper, wie das gesprochene Wort Ausdrucksmittel des Dramas ist. Und wird etwa im Wortdrama selber gerade so gesprochen wie im wirklichen Leben? Keineswegs, wenn auch die modernen Dramatiker bemüht sind, den Dialog der Wirklichkeit immer näher zu bringen. Wir sprechen in der Wirklichkeit weder wie Schiller, noch wie Ibsen in ihren Dramen; und wenn letzterer dem ersteren gegenüber seinen Dialog der Wirklichkeit mehr zu nähern, das heißt, charakteristische Wendungen und Redeweisen direkt der Wirklichkeit nachzugestalten sucht, so sind das in der Richtung der realistischen Kunstentwicklung liegende Naturalismen, analog jenen Nachahmungen von Naturlauten, wie sie ältere und neuere Komponisten, der alte zopfige Haydn sowohl wie der moderne Richard Wagner, in ihren Partituren anzubringen liebten, und die mit der Frage des Realismus als solchem ebenfalls nichts zu thun haben. Der Gesang kann also in der Oper so gut Ausdrucksmittel realistischer Kunst sein, wie die Rede im Wortdrama.

Nun tritt aber eine zweite, wichtigere Frage an uns heran, nämlich die: Eignet sich jeder Stoff gleich gut zur opernmäßigen Bearbeitung wie zur dramatischen? Diese Frage muß naturgemäß verneint werden; denn hier kommt ein anderes Moment in Betracht: die Grenzen der Ausdrucksmittel der jeweiligen Kunstgattung.

Die Ausdrucksmittel jeder Kunstgattung sind begrenzt, und diese Grenzen fallen selbst bei nahe verwandten Künsten keineswegs zusammen. In den bildenden Künsten sind sie andere für die Malerei und andere für die Plastik; in den theatralischen Künsten kann die Oper mit ihren Mitteln nicht alles ausdrücken, was das Drama zur Darstellung bringen kann, und umgekehrt. Auf den ersten Blick könnte es nun scheinen, als ob die Oper, die alle Ausdrucksmittel des Dramas und überdies noch das mächtige Agens der Musik besitzt, also demnach an direkten Ausdrucksmitteln reicher ist als das Wortdrama, ein weiteres Gebiet beherrsche als letzteres und diesem folglich überlegen sein müsse. Dies ist jedoch nicht der Fall. Was die Oper an tiefer und wichtiger Ausgestaltung einzelner Momente durch die Musik gewinnt, das büßt sie andererseits gerade dadurch an Beweglichkeit und reichem dramatischem Leben, dem Wortdrama gegenüber, wieder ein. Das Musikdrama gravitiert naturgemäß nach der Stimmungsseite, das Wortdrama nach der Verstandesseite. Die Musik als Stimmungs- oder Gefühlskunst muß bei einer gegebenen Situation länger verweilen, schon deshalb, weil sie zur Entfaltung ihrer Motive einen größeren Zeitraum bedarf als das Wort zum Ausdruck eines Gedankens. Was der Dichter in einem kurzen Satze sagt, dazu braucht der Komponist eine ganze Arie. Das Musikdrama wird also nicht imstande sein, den zahlreichen Gedanken und stetig wechseln-

den Stimmungen einer dramatisch sehr bewegten Handlung zu folgen; und wo dies vom Komponisten dennoch versucht wird, da entstehen jene endlosen und unliebhamen Längen, wie wir sie an vielen Stellen bei Richard Wagner finden, und die selbst bei einem so überaus reichen Tonkünstler, wie der Bayreuther Meister einer war, den Vollgenuß des Werkes stören, bei einem minderbegabten Künstler aber geradezu peinigend wirken können. Einem schnellbewegten Dialog kann die Musik nicht folgen, ohne den Hörer durch eine rasche Flucht nur angeflagener, aber nicht ausgetragener Motive und stetige Modulation in Unruhe und Verwirrung zu versetzen. Ebenso findet sie sich allen referierenden und erzählenden Teilen des Dramas ziemlich hilflos gegenüber. Die frühere (deutsche) Oper griff daher zu dem Ausweg, nur die lyrischen Ruhepunkte des Dramas in geschlossenen Formen, als Arien, Duette, Terzette usw. musikalisch auszugestalten, während alle übrigen, also die eigentlich dramatischen Stellen, gesprochen wurden. Diese gemischte Form mußte den Rücksichten auf eine höhere Stileinheit allmählich weichen. Einfachere Dialoge und referierende Teile wurden als sogenannte Recitative behandelt und schwanken nun in ihrem eher deklamatorischen Gewande, besonders da sie auch einer reicheren orchestralen Begleitung entbehrten, zwischen Gesang und gesprochener Rede. Dann wurden die dramatischen Höhepunkte, die den leichteren lyrischen Stellen gegenüber der nachdrücklichen musikalischen Unterstützung nicht entbehren durften, besonders an den Akt-schlüssen zu größeren Ensemblesätzen, den sogenannten Finales vereinigt. Hier suchte man durch Durchbrechung der strengeren lyrischen Formen und durch Aneinanderreihen kurzer Sätze der bewegteren Handlung schneller nachzukommen und unter Zuhilfenahme von Chören und glänzenderer Instrumentation dramatische Steigerung hervorzubringen. Doch auch bei diesen Finales mußte der Text sich der Musik insofern unterordnen, als allzurasche und allzureichhaltige Gedankenfolge vermieden werden mußte, da selbst die kurzen musikalischen Sätze eine gewisse Zeit zu ihrer Entfaltung bedurften. Aber diese aus geschlossenen Sätzen, Recitativem und Finales zusammengesetzte Oper war, selbst wenn jeder gesprochene Dialog völlig daraus verschwunden war, doch nichts Einheitliches, es war noch kein organisches Ganzes. Erst als Richard Wagner in genialer Weise den letzten Schritt auf dieser Bahn that, die geschlossenen Formen ganz auflöste und dafür als formales Einheitsprinzip das konsequent durchgeführte „Leitmotiv“ in Anwendung brachte, war aus dem früheren Singspiel und der ehemaligen Oper ein eigentliches Musikdrama geworden.

Aber selbst dieses einheitliche, ganz analog dem Wortdrama nur nach Akten und Szenen — nicht mehr nach einzelnen „Kummern“ — gegliederte Musikdrama deckt sich in seinen Ausdrucksmitteln immer noch nicht mit dem Wort-

drama. Auch dieser modernen Oper sind, was die Ausgestaltung der eigentlichen dramatischen Handlung betrifft, die Grenzen immer noch enger gezogen als dem modernen Schauspiel. Richard Wagner glaubte eine Zeit lang, mit seinem Musikdrama ein „vollkommeneres“, durch den Hinzutritt der Musik reicheres Drama, ja sogar ein alle Künste zusammenfassendes Gesamtkunstwerk geschaffen zu haben, das jeder anderen Kunstgattung überlegen sein müsse, weil die Grenzen seiner Ausdrucksmittel weiter gesteckt seien als die aller übrigen Kunstgattungen. Doch gerade dieser Schluß erwies sich als fehlerhaft, und schon bei dem Bayreuther Meister selbst setzte hier ein interessanter, rückläufiger Denkprozeß ein. Die Bestrebungen Wagners, wie die seiner Vorgänger, waren darauf gerichtet, die Oper der Natur näher zu bringen, oder, wie es auch hieß, das Musikdrama von der ihm bislang anhaftenden Unnatur zu befreien. Denkbare höchste Illusion war daher die Lösung dieser Reformbestrebung. Die raffiniertesten Dekorationseffekte, die sinnreichsten Maschinerien wurden ausgeklügelt. Was Wagner und seine Nachfolger in diesem Punkte geleistet haben, ist zu bekannt, um hier des weiteren ausgeführt werden zu müssen. Gerade diese „naturalistischen“ Bestrebungen führten indessen merkwürdiger Weise nicht zu einer eigentlich realistischen, sondern zur neoromantischen Wagneroper. Es schien dem Meister mit der von ihm angestrebten höchsten Illusion nicht mehr vereinbarlich, daß historische oder gar moderne Gestalten in dem so raffiniert ausgestalteten Musikdrama singend austraten. Die zuerst so weit gezogenen Grenzen des Allkunstwerkes verengerten sich so sehr, daß nur noch das Gebiet der Sage übrig blieb, aus welchem, nach Wagners Meinung, ausschließlich die Stoffe für Musikdramen entnommen werden sollten. Wagners Behauptungen, die in seinem geistreichen Buche „Oper und Drama“ — übrigens ein Werk, das nicht genug empfohlen werden kann — nachzulesen sind, enthalten manches Wahre; die Schlußfolgerungen jedoch, die die Möglichkeit und Berechtigung eines modern-realistischen Musikdramas, dessen Stoff der Gegenwart oder der Geschichte entnommen, bestritten, beruht auf der fehlerhaften „naturalistischen“ Anschauung, daß höchste Illusion der vornehmste Zweck der Kunst, vorab der dramatischen sei. Dem ist aber nicht so; denn diese höchste Illusion würde nur dann vollkommen erreicht werden können, wenn es dem Künstler gelänge, die Natur selber neu zu erschaffen. Der Künstler — und damit lehren wir wieder zu unserem Ausgangspunkte zurück — kann und soll aber die Natur nicht nachschaffen, sondern soll in seinem Werke nur ihr Abbild, ihr Symbol gestalten, und dieses Symbol schafft er eben mit den ihm von seiner Kunstgattung an die Hand gegebenen Ausdrucksmitteln.

Nach diesen Ausführungen wird uns dreierlei leichter verständlich werden:

1. Daß eine Oper ebensogut ein realistisches Kunstwerk sein kann, wie jede andere künstlerische Schöpfung.

2. Daß, wenn sich auch nicht alle Stoffe gleich gut zu musikdramatischer Bearbeitung eignen, doch moderne Stoffe keineswegs prinzipiell ausgeschlossen sind; ferner, wie ein Drama beschaffen sein muß, das sich zu modern-realistischer Ausgestaltung als Musikdrama eignen soll.

3. Warum wir in Deutschland auf der von Wagner beschrittenen Bahn nicht über des Meisters grandiose Schöpfungen hinauskommen können, und warum die in Wagners Ideen geschulten, jüngeren deutschen Komponisten nicht auf die eigentliche modern-realistische Oper geleitet wurden.

Der erste der drei Punkte bedarf keiner weiteren Erläuterung; wenn man die Begriffe „realistisch“ und „naturalistisch“ nicht verwechselt oder vermennt, so versteht sich die Sache von selbst. Eine naturalistische Oper wäre eine Unmöglichkeit und ein Unding, wenn auch in realistischen wie in idealistischen Opern einzelne naturalistische Züge, ausschmückende Details zc. vorkommen können (z. B. die Wolfschluchtnuß aus dem „Freischütz“, der Feuertzauber aus der „Walküre“, das Waldweben aus „Siegfried“). Realistische Opern aber gab es immer und wird es immer geben, man denke an Mozarts „Don Juan“ (trotz dem steinernen Gast!) und an Beethovens „Fidelio“.

Welche Stoffe sich zur Behandlung im modern-realistischen Musikdrama eignen, geht aus den Eigentümlichkeiten des musikalischen Ausdrucksmittels hervor. Die Musik ist vorherrschend Gefühlskunst, in den musikdramatischen zu behandelnden Stoffen muß also auch das Gefühlsmoment vor dem Verstandesmoment vorwiegen. Komplizierte psychologische Probleme sind demnach von vornherein ausgeschlossen. Die dem Stücke zugrundeliegenden Tatsachen sollen möglichst einfacher Natur sein, damit nicht viele Erklärungen und lange Berichte nötig werden, bei denen sich der trefflichste Komponist nutzlos abmühen kann. Die handelnden Charaktere seien stark ausgeprägt und scharf umrissen. Jene Mischcharaktere und zusammengesetzten Temperamente, die gerade im modernen Schauspiel so interessant wirken, können im Musikdrama nur matt und lahm erscheinen. Vor allem aber schildere der moderne Musikdramatiker große Leidenschaften. Mit der Charakteristik der Spießbürgerlichkeit, die im gesprochenen Schauspiel an ihrer Stelle und wirkungsvoll sein kann, darf er sich nun und nimmer abgeben, wenn er nicht die Wirkung seines Wertes gänzlich in Frage stellen will; denn nichts wirkt so unmöglich, halb komisch und halb langweilig, wie eine gesungene Trivialität. Dies ist eine Klippe, an der ein sich an moderne Stoffe wagender Komponist leichter strandet, als der historische oder gar der romantische Stoffe behandelnde. Nicht weil wir uns, wie Wagner meint, einen der Gegenwart oder der beglaubigten Geschichte angehörenden Helden nicht „singend“

vorstellen können — wir stellen uns, wenn wir in der Oper sitzen, einen Helden überhaupt niemals singend vor, sondern handelnd — und nur im Schimmer der Romantik das „Bühnenwunder“ Wirklichkeit werde, würden sehr viele moderne oder historische Dramenstoffe in musikalischer Behandlung unerträglich sein, — sondern das „Singen“ choquiert um so weniger, je weiter man in der Vergangenheit zurückgreift, allein deswegen, weil in der weiten Perspektive uralter Geschichten und Mären alle Kleinlichen Alltäglichkeiten und Banalitäten von selber verschwinden, und nur das Starke und Wesentliche bestehen bleibt, weil also der dramatische Stoff von Natur so geordnet ist, wie wir ihn einzig und allein für wirkungsvolle musikdramatische Behandlung brauchen können. — Nach dem Gesagten wären also — um ein paar Beispiele anzuführen — „Othello“, „Cavalleria rusticana“, „Der Bajazzo“ vorzügliche moderne Opernstoffe, dagegen „Hamlet“, „Kabale und Liebe“, „Hedda Gabler“ und „Freund Fritz“ die denkbar schlechtesten.

Romantische Stoffe — und darin hat Wagner unbestreitbar recht — eignen sich also von allen am besten zu musikdramatischer Bearbeitung, und ganz besonders zur Bearbeitung in dem von Wagner selber eingeführten Leitmotivstil. Aber wie soll dieser Leitmotivstil modernen Stoffen beikommen, und die Oper hungert gegenwärtig geradezu nach modernen Stoffen, sie dürstet, nach der langen und glänzenden Periode der von Wagner heraufbeschworenen romantischen Träume, heute nach „Freiheit“. Sie will loskommen aus dem Gebiet fabelhafter Götter und Helden, aus dem Reich der singenden Drachen und der mystischen Gralschüsseln. Die deutsche Musik aber vermochte diesen Bann nicht zu brechen, sie fand den Ausweg nicht mehr aus dem Zaubergarten, in den sie der große Zauberer von Bayreuth gelockt hatte. Und leider waren die Schüler des Meisters keine Zauberer, sie kannten die Sprüche nicht, die sie zu Herrschern dieses Reiches gemacht hätten; so blieben sie einfach in seinem Banne. Und die Wagner in sein Zauberreich gelockt hatte, das waren die besten und tüchtigsten Meister unserer Nation, die einzigen, von denen überhaupt eine Weiterentwicklung der deutschen Oper zu erwarten war; denn die anderen, „die sich nicht hatten verlocken lassen“, oder die sich in lächerlicher Zwerghaftigkeit der großen Wagner'schen Kunstfache entgegengestellt hatten, weil sie die Größe und den Reichtum dieses univervellen Geistes nicht zu begreifen vermochten, die kommen für unsere Frage gar nicht in Betracht, sie schrieben ihre Operchen weiter im populären, der banausischen Menge huldigenden Liedertafelstil oder als homöopathische Verwässerer der sogenannten klassischen Schule, wobei sie sich natürlich wie lauter zweite Mozarts und Beethovens vorfanden, während sie doch nichts anderes waren und nichts anderes sein

konnten als die Affen jener großen Meister, die sie durch ihre schwächlichen Werkchen karikierten. Die deutsche Kunst kam also über den Koloß Wagner nicht heraus, weil sie eben, als deutsche Kunst und ihrer natürlichen Entwicklung gemäß, gar nirgends anderswo anknüpfen konnte, weil sie über den Koloß hinwegschreiten, ihn überwinden mußte. Von den Zwergen, die an ihm herumkrabbelten, die ihm da und dort etwas am Zeuge zu flicken suchten, war diese „Überwindung“ natürlich nun und nimmer zu erwarten; dazu brauchte es starker, mit dem Bayreuther Meister kongenialer Künstler, deren Entwicklungsweg nicht naturgemäß durch das gewaltige Hindernis Wagner hindurchführte, die daran vorbeischießen konnten, seine Größe voll und ganz bewundernd, und die Gewalt seines künstlerischen Wesens unbefangen auf sich einwirken lassend. Diese neuen Meister erstanden in einem anderen Lande, im Lande der Gefänge und des Gesanges, in Italien. Von hier, von diesem neuen Boden aus, und in den Bahnen einer eigenen, reich entfalteten und stark ausgeprägten nationalen Kunstentwicklung fortschreitend, gelang ihnen die „Überwindung Wagners“. Ich brauche nicht zu sagen, daß die beiden jungen Meister Pietro Mascagni und Ruggiero Leoncavallo heißen. Sie haben das Zauberwort gefunden und den Bann gebrochen.

Hätte dies — so wird man mir einwenden — ein Deutscher nicht ebensogut gekonnt, hätten wir nicht ebenfalls an die Italiener oder sonst an irgend etwas anknüpfen und so neue Bahnen einschlagen können? Nein und abermals nein; denn die Kunstentwicklung, ich kann es nicht genug wiederholen, ist nichts Künstliches, das sich nach Belieben ausrechnen, ausbüfeln und zurechtlegen läßt, sondern etwas natürlich Gewordenes und stets Werdenendes, das, wie alle Kulturentwicklung, auf unumstößlichen Naturgesetzen beruht. Die Kunst ist auch etwas durchaus auf nationalem Boden Wachsendes und nur hier Gedeihendes, das gerade Gegenteil von allem Internationalen; und wenn ein deutscher Künstler italienische Werke hervorbringen will, oder ein italienischer deutsche, so kommen dabei im allgünstigsten Falle nur schwächliche Nachahmereien heraus, niemals aber vollgültige und vollsaftige Kunstwerke, Kunstwerke, die mit starken Wurzeln im Mutterboden der Nationalität haften und daraus ihre Nahrung ziehend so groß und schön gedeihen, daß sich unter ihrem breiten Gipfel alle Nationen versammeln und sich an ihrer Pracht erquicken können.

Es ist also Italien, wo gegenwärtig das von deutschen (Wagnerischen) Einflüssen befruchtete Opernkunstwerk der Zukunft aufzuleimen beginnt. Und dies ist, wie wir gesehen haben, kein Zufall, sondern eine natürliche Folge der Kunstentwicklung. Es ist überhaupt interessant, zu beobachten, wie sich Deutschland und Italien seit der Zeit der Renaissance in der musikalischen

Hegemonie beständig wechselseitig ablösen, während Frankreich stets eine mittlere, vermittelnde Stellung zwischen den beiden Hauptmusiknationen einnimmt. Auch dieses gegenseitige sich Ablösen ist kein zufälliges und hängt enge mit der Gesamtentwicklung der Kunst zusammen, indem gleichsam eine auf den nationalen Charakteranlagen beruhende Arbeits- oder Rollenverteilung eintritt. Bei dieser Rollenverteilung fällt den Italienern die Ausgestaltung der Melodik, den Deutschen die der Harmonik, und den Franzosen die Amalgamierung beider Teile zu schlagenden, und manchmal auch zu schreienden und kreischenden Effekten, besonders Theatereffekten, zu. Dieses Thema weiter auszuspinnen und mit Beispielen aus der Geschichte der Oper zu belegen, ist hier nicht der Ort. Es würde uns dies auch zu weit abführen; soviel ist aber ohne weiteres klar, daß, nach den Gesetzen der Pendelschwingung, auf jede Periode einseitiger Ausbildung der Melodik als naturgemäße Reaktion eine Periode reicher entfalteter Harmonik folgen muß, und umgekehrt. Da nun die Melodik hauptsächlich in der natürlichen Beanlagung des Italieners, die Harmonik hauptsächlich in der des Deutschen liegt, so erklärt sich das stetige Hin- und Herbürschwanken der musikalischen Kunstentwicklung zwischen italienischen und deutschen Einflüssen eigentlich von selbst.

Die Wagner'sche Kunst hatte nun das musikalische Drama mit einem bisher ganz unerhörten Harmoniereichtum ausgestattet. Neben einer wichtigen und überaus glänzenden Instrumentation, neben neuen und überraschenden Modulationen, wurden alle Künste des Kontrapunktes angewandt, und besonders in den letzten Werken Wagners sind die Wege der Stimmführung so verschlungen, daß der Satz manchmal sogar spitzfindig oder grüblerisch erscheint. Die melodische Reaktion konnte deshalb nicht ausbleiben, und sie konnte naturgemäß auch wieder nur von Italien ausgehen; natürlich auch hier nur von den Meistern des Neuen, nicht von den Nachtretern des Alten, Hergebrachten. Ebenso konnte die neue Weiterentwicklung der Oper nicht mehr im alten idealistischen, schönfärberischen Fahrwasser segeln, sondern mußte in die allgemein herrschende und heutzutage einzig zeitgemäße Kunstströmung des Realismus einlenken.

Italien besitzt nun unter seinen Opernkomponisten seit langer Zeit schon einen echten Meister realistischer Kunst in Giuseppe Verdi, dem eigentlichen ersten Revolutionär der italienischen Opernmusik. Die Italiener erkannten den revolutionären Charakter dieses Meisters schon an seinem — „Trovatore“. Das muß uns Deutschen, die wir gerade in dieser auf allen Leiterkasten heruntergeorgelten Oper das denkbar Älteste, Abgedroschenste, Unwirklichste, kurz das eigentliche Prototyp der alten, von Richard Wagner ein für allemal abgethanen Oper erblicken, mehr als absonderlich erscheinen.

Und doch läßt sich das Faktum nicht bestreiten: Verdi ist der erste italienische Opernrealist. Sein Realismus liegt aber — auch im „Trovatore“ — wo anders, als wo wir ihn gewöhnlich zu suchen pflegen. Er liegt nämlich da, wo er bei einem Italiener einzig und allein liegen kann, nämlich in der Melodik. Die Verdischen Opernmelodien, wie sie sich im „Trovatore“ zuerst zeigten, waren in Italien etwas ganz Neues, und wenn wir das damals nicht gleich merkten, so liegt das einzig daran, daß wir eben für Melodik nicht das feine Ohr der Italiener besitzen. Verdi suchte in seinen Melodien über die einfache Stimmungsmalerei hinauszufragen und in ganz realistisch-er Weise zu charakterisieren. Er strebte also in seiner Melodik daselbe an, was Richard Wagner in seiner harmonisch und kontrapunktisch so reich gestalteten Orchesterbegleitung. Wir müssen also auch die in der Richtung der realistischen Kunst liegenden Naturalismen, die Wagner zum Beispiel in seine reich ausgestattete Orchestertruppe verlegte, bei den früheren Werken Verdis einzig und allein in der Melodik, ja sogar in der gesungenen Melodie suchen. Ein Beispiel für viele: Beide Komponisten wollen eine Feuersbrunst darstellen. In diesem Falle wird Verdi, wie in der Arie „Lodernde Flammen schlagen zum Himmel empor“ („Trovatore“), das unruhige Flackern und Glänzen der Flamme in der gesungenen Melodie darzustellen suchen, während Wagner, wie im „Feuerzauber“ („Walküre“, „Siegfried“) die eigentliche, ruhige Melodie mit glitzernden, unruhig flackernden instrumentalen Figuren umgibt. Daß das Wagner'sche Ausdrucksmittel in diesem Falle unendlich viel schöner und wirkungsvoller ist als das von Verdi angewandte, liegt auf der Hand, und darin beruht ja eben ein Teil des durch die Wagner'sche Kunst bewirkten Fortschrittes. Verdi konnte aber naturgemäß nicht selbst darauf verfallen, weil er als Italiener immer zuerst an die Melodie denkt. Der ewig junge italienische Meister hat aber, ganz im Gegensatz zu vielen seiner deutschen Kollegen, die Wagner und die von ihm vertretene Sache nur mit Spott und Hohn verfolgten, die Überlegenheit der Wagner'schen Ausdrucksmittel voll und ganz anerkannt, und hat sie sich, was noch mehr bedeutet, so viel er konnte, selber anzu-eignen gesucht. So erleben wir denn das merkwürdige und schöne Schauspiel, daß unter dem befruchtenden Einfluß des großen deutschen Meisters der italienische Altmeister der Oper beständig wächst und sich bis in sein Alter hinein eine jugendliche Frische bewahrt hat, um die ihn mancher junge Künstler beneiden könnte. So schrieb Verdi seine „Nida“, in der sich der Einfluß Wagners noch mehr in äußerlichkeiten geltend macht, so schrieb er später seinen „Othello“, in dem er die Prinzipien der Wagner'schen Kunst bewußt anwandte, aber nicht als öder Nachtreter und Nachbeter, sondern als freischaffender Künstler, der von seinem Genossen wohl lernt, aber ihn

nicht abschreibt und am allerwenigsten seine nationale und individuelle Eigenart in der Nachahmung des Fremden verleugnet. Und so hat sich der italienische Altmeister in frischem Vertrauen auf seine unverfleglich scheinende Jugendkraft noch als nahezu Achtzigjähriger an einen „Falstaff“ gewagt, über den ich leider noch nicht nach persönlichem Urteil berichten kann, der aber nach allem, was man über das Werk hört, seinem Schöpfer Ehre machen muß.

So leitet Altmeister Verdi selber zur jungen Neugestaltung der italienischen Oper über.

Natürlich verlangt diese Neugestaltung vor allem junge Kräfte: und diese jungen Kräfte besitz Italien. Es klingt merkwürdig, fast ein wenig romanhaft, wie die beiden, ganz unbekannt jungen Leute plötzlich auf-tauchten und die Opernbühnen jenseits und diesseits der Alpen im Fluge eroberten. Ein italienischer Musikverleger erläßt ein Preisaus schreiben für die beste Oper, ein gewisser Pietro Mascagni erhält den ersten Preis mit seiner „Cavalleria rusticana“. Und was das Merkwürdigste ist und die Welt am meisten in Erstaunen setzt: die Oper taugt wirklich was; und während sonst bei Preisaus schreiben nie viel Gescheites herauszukommen pflegt, so trafen diesmal die Preisrichter nicht nur auf ein starkes Talent, sondern auch auf einen eigentlichen Neutöner. Doch es kommt noch merkwürdiger. In derselben Konkurrenz befand sich ein zweites Werk, das der „Cavalleria“ an genialer Conception noch überlegen ist, Leoncavallos „Pagliacci“. Also doch wieder die alte Geschichte — wird mancher denken — die Herren Preisrichter haben auch diesmal, wie immer, am Ziele vorbeigeschossen und, wenn auch keinen Unwürdigen, so doch den weniger Begabten gekrönt! Aber nein, ein solcher Vorwurf wäre diesmal gänzlich ungerecht, die Preisrichter haben, indem sie von zwei sich in ähnlichen Bahnen bewegenden Werken das musikalisch „reifere“ krönten, im Gegenteil die ihnen obliegende Aufgabe aufs beste gelöst. Daß aber jetzt, wo die Werke beider Künstler über die Bühnen gehen, von Publikum und Kritik, die mit ganz anderen Faktoren zu rechnen haben als ein musikalisches Preisgericht, Leoncavallo als das stärkere Talent erkannt werden muß, ist eine Thatsache, die — ich glaube man darf die Prophezeiung wagen — durch die zukünftigen Werke beider bestätigt werden wird.

Von Mascagni haben wir in der „Gesellschaft“ schon verschiedene Male gesprochen; wir brauchen also das schon Gesagte nicht zu wiederholen. Mascagni ist der jüngere von beiden, doch sind seine Erfolge älter, als die Leoncavallos. Er hat auch vor diesem insofern einen Vortprung, als er schon drei Opern auf die Bühne gebracht hat, während wir von Leoncavallo erst das Erstlingswerk kennen. Wir können also bei Mascagni schon eine

Art von Entwicklung beobachten; und da zeigt es sich denn, daß der junge Meister die Bahnen eines braven und schönen Talentcs wandelt, stets bemüht, das Sturm- und Drangmäßige aus seinen Partituren mehr und mehr auszumerzen und zu einem möglichst schönen und edlen Saße durchzubringen. Gerade dadurch hat er gewissermaßen seinen allzu hitzigen Verehrern Enttäuschungen bereitet. Man erwartete möglichst scharfe, leidenschaftliche Accente, so was recht Drauflosgängerisches von ihm, und er bot statt dessen nur feiner ausgearbeitete Partituren. Dabei hatte er noch mit seinen letzten Libretti entschiedenes Pech. Da kam nun Leoncavallo mit seinen „Pagliacci“ recht zu pass. Das Drauflosgängerische, die starken Accente, die man bei Mascagni vergeblich suchte, hier fand man sie. Und vielleicht gerade aus diesem Umstand erklärt sich der fabelhaft rasche Erfolg der Oper.

Der Inhalt der „Pagliacci“, oder des „Vajazzo“, unter welchem Titel die Oper an deutschen Bühnen aufgeführt wird, ist denkbar einfach. Ein italienischer Schmierentomödiant erlicht seine Frau in einem Anfall von Eifersucht während des Schauspiels vor versammeltem Publikum. Das ist alles. Aber was macht Leoncavallo aus diesem Stoff? Er gestaltet ihn zu einem Werke, dem man von Anfang bis zum Ende mit stets steigender Spannung folgt.

Daß es nur gleich gesagt sei: Leoncavallo ist sein eigener Librettist. Das ist, wenn der Komponist zugleich mit theatralischer Routine begabt ist, immer ein immenser Vorteil. Wir sahen es an Richard Wagner und sehen das Gegenteil davon an Mascagni, der sich nach dem prächtigen Wurf der „Bauerlehre“ nun an widerhaarigen, ungeschickten Textbüchern abmühen und verbluten muß.

Man glaube nun aber nicht, daß der „Dichter“ Leoncavallo die Backen weit aufpustet, um etwas ganz Unerhörtes, noch nie Dagewesenes zu schaffen. Nein, er geht so einfach als möglich zu Werke, indem er nur die wichtigsten Momente der Handlung hervorhebt, und die etwa entstehenden Lücken, ganz unbekümmert um irgend welche Fragen des „Stils“, ja mit einer gewissen Naivetät, mit opernmäßigem Beiwerk ausfüllt, wie es die alte Oper anzubringen liebte.

Er nennt sein Werk ostentativ ein „Drama“, und läßt ihm keine Ouverture, sondern einen „Prolog“ vorangehen, und zwar einen wirklichen, gesungenen Prolog. Dieser Prolog ist in zwiefacher Weise interessant. Erstens, weil er wirklich eine Neuerung darstellt, und zweitens, weil er gewissermaßen ein „Programm“ des Künstlers und seiner Anschauungen enthält. In diesem Programm bekennt dieser sich offen und frei zur realistischen Kunst, und es machte auf mich einen eigentümlichen Eindruck, als Tonio im Kostüm eines Possenreißers aus dem geteilten Vorhang hervortrat und

von den Brettern herab, die sonst allen und jeden modernen Realismus verpönen, die Worte sang:

„Ihr seht die betherrn Masken wohl mit Staunen im ernstn Spiele,
Und da will es der Brauch, daß ich des Dichters Ziele
Euch nenne und kurz erkläre.
Denn nicht wie sonst gilt heut' der Satz:
Die Thränen der Bühne sind falsch, sind Lug,
Falsch alle Seufzer auch, und die Schmerzen Betrug;
Nehmt drum die Bühne nicht ernst.
Kein! — Heut' schöpft der Dichter
Aühn aus dem wirklichen Leben schaurige Wahrheit.
Ach, nicht die Märchen allein sind der Zweck der Kunst — —
Auch was er wirklich sieht, schild're der Dichter,
Dann erringt er der Menschen Gunst.“

Das ist deutlich genug, besonders da der Prolog weiter verkündet, daß der auf der Bühne geschilderte Vorgang der Erinnerung des Autors an eine selbst erlebte Geschichte entsprungen.

Musikalisch ist dieser Prolog sehr geschickt aufgebaut und bildet für den betreffenden Darsteller eine höchst wirkungsvolle Nummer. Gleich nach den ersten Taktten weiß man, wo der Komponist hinaus will, auch hört man gleich, daß er alle Ausdrucksmittel seiner Kunst souverain beherrscht, und sich nicht, wie so mancher Anfänger, von Instrumentation, Stimmführung, Modulation usw. selber beherrschen läßt.

Das Konstück beginnt mit einem kurzen, scharf rhythmisierten, äußerst charakteristischen Motiv, das sich gleich in den Haupt-Septimenaccord der Unterdominante stürzt, welcher letzterer in einem kurzen, lachenden Flötenlauf seine Quasi-Auflösung findet. Das Ganze umfaßt nur vier Takte und könnte als „Komödianten-Motiv“ bezeichnet werden, da es die forcierte Lustigkeit professioneller Spaßmacher äußerst glücklich schildert. Aus dem ersten, charakteristischen Takte des Motivs bildet der Komponist sodann eine acht Takte umfassende chromatische Passage, deren Oberstimmen sich purzelbaumartig von der Höhe herabstürzen in das vollständige Komödianten-Motiv, das aber diesmal um einen halben Ton tiefer liegt, um gleich darauf in der Wiederholung, ohne irgend welchen Übergang, also mit einem Harmoniesprung, auf seiner ursprünglichen Höhe zu erklingen. Dieser Harmoniesprung ist höchst charakteristisch und wird vom Komponisten teils angewandt, wo er das mifftönende Anrufen der Komödianten, ihr schreuliches Anpreißen der zu erwartenden Herrlichkeiten, womit sie die Schaulust des Publikums zu locken suchen, malen und demnach eine Art von Kakophonie hervorbringen will; andererseits aber soll dieser Harmoniesprung das zerrissene innere Wesen der Possentreiber charakterisieren, jenen Widerspruch zwischen Sein und Scheinen, der das eigentliche tragische Motiv seines Dramas bildet. Wieder

erscheint eine ähnlich wie die erste gebildete, purzelbaumartige Kadenz von zwölf (mit dem fermatenartig durch zwei weitere Takte ausgehaltenen Schlußton eigentlich vierzehn) Takten, sie wird in weiteren acht, resp. zehn Takten (inkl. Fermate) in den Bassen pianissimo fortgesetzt und verklingt schließlich in einem reizenden, piano gehaltenen Gegenbewegungsspiel, in welchem auch der lachende Flötenlauf drei Mal in drei verschiedenen Lagen und von verschiedenen Holzbläsern gebracht wird. Nun bringen die Hörner ein neues Motiv, das in der Oper selbst in dem sogenannten Bajazzoliede den Gipfelpunkt von Canio-Bajazzos Verzweiflung charakterisiert, und dort zu den Worten ertönt: „Lache, Bajazzo, schneid' die tollsten Grimassen“, wobei hier im Prolog die Schlußwendung wiederholt ist (sechs, mit dem Überleitungstakt sieben) Takte. Gleich darauf erklingt ungemein zart, gleichsam den Grund der Verzweiflung angehend, das wunderbar weiche und dabei doch so leidenschaftlich eindringliche, so südl. warmblütige Liebesmotiv, das im Drama selbst später die Grundlage des prachtvollen Liebesduettes zwischen Nedda-Colombine und Silvio bildet. Es zieht sich, allmählich verklingend, durch zwölf Takte (*Cantabile sostenuto assai*). Nun setzt wieder im ersten Tempo (*Vivace*) ein aus dem Komödiantenmotiv gebildetes, toll ausladendes und sich überschlagendes Spiel ein (vierundzwanzig Takte), das sich in seinen letzten acht Takten in wilder Passage in das ursprüngliche Komödiantenmotiv stürzt, worauf der ganze erste Teil des Tonstückes, gleichsam als Hauptsatz, in der ursprünglichen Tonart (C-dur) wiederholt wird, um hinter der zweiten purzelbaumartigen Kadenz jäh in vermindertem Septimenaccord abzubrechen. Es folgen zwei Takte völlige Pause, dann erscheint der lachende Lauf (zweite Hälfte des Komödiantenmotivs), diesmal in H-dur, wieder zwei Takte Pause, wieder derselbe Lauf in G-dur, dann teilt sich der Vorhang, Tonio streckt in der Maste eines Postenreißers den Kopf durch die Gardine, und tritt an die Kante vor, um den Prolog zu fügen. Die Singstimme ist durchaus deklamatorisch behandelt. Das Orchester begleitet zuerst sehr diskret, aber, besonders in den Eingangsworten, mit einer gewissen Feierlichkeit. Zu den Worten: „Denn nicht wie sonst gilt heut' der Satz: Die Thränen der Bühne sind Lug“ zc. muß das Komödiantenmotiv den Stoff zur Begleitung abgeben. „Heut' schöpft der Dichter“ zc. wird beinahe nach Art eines Recitativs nur von einzelnen Akkorden unterstützt. Während bei der gleich darauffolgenden Stelle: „Jüngst taucht in des Autors Seele jäh die Erinnerung auf an ein Ereignis, das tief ihn dereinst erschütterte“ zc. eine wunderbar schwermütige, in ihrem Bau etwas an das Liebesmotiv erinnernde Melodie mit schleppender Synkopengebleitung erklingt. Darauf erscheint zu den Worten: „Laßt euch im Stücke rühren der Liebenden Schicksal, das eurem oft gleicht“ das Liebesmotiv selber, in

reizender Stimmführung, während zu den Worten; „Den Haß sehet wüten, den Reid sehet nagen“ zc. das leidenschaftliche Eifersuchtsmotiv auftritt, wie es in dem schönen Arioso Canios zu den Worten: „Anders wär's im Leben, sänd ich Nedda jemals treulos“ zc. erklingt. Das Eifersuchtsmotiv steigert sich zum Fortissimo, bis eine leidenschaftlich in Synkopen gebrochene Kadenz zu einem neuen, liebartigen Satz (Andante cantabile) führt, der in prächtiger, ruhiger und würdevoller Melodie eine Art von Grundmoral des Dramas bringt:

„O glaubt mir:

Wie euch, schlägt voll Lust und Leid auch in des Gauklers Brust ein Herz, —

Grad wie euch quillt lindernnd ihm die Thräne,

Wenn ihn bedrückt ein Schmerz.

Wir alle auf Erden wandeln im gleichen Licht;

Bis dem Reichsten wie dem Ärmsten elst das Auge bricht.“

Ein paar recitativische Schlußworte des sich zurückziehenden Tonio (vier Takte) und eine aus dem Komödiantenmotiv gebildete, an den Anfang erinnernde Coda von sechzehn Takten beenden das Tonstück.

Diese mit Willen etwas breiter ausgeführte Analyse des Prologs gewährt uns verschiedene Einblicke in Leoncavallos künstlerischen Charakter. Auf den ersten Blick erkennen wir den kühnen Stürmer, der unbekümmert um alte Regeln und hergebrachte Gewohnheiten seinen Weg dahinschreitet. Er lehnt sich in seinem Prolog an keine bisher bestehende Form an, und doch ist, wie wir sehen, das Tonstück nichts weniger als formlos. Ja, wenn wir die oben angegebenen Taktzahlen mit einander vergleichen, so sehen wir, daß zwischen den einzelnen Teilen eine gewisse Harmonie und Symmetrie herrscht, eine gewisse Gleichmäßigkeit und Schärfe der Gliederung, wie wir sie zum Beispiel in den späteren Werken Wagners, wo die Tonwellen uferlos dahinfluten, nicht finden. (Daß in Wagners Schöpfungen natürlich auch eine „höhere“ Symmetrie waltet, sei hier nur, um Mißverständnissen vorzubeugen, und zum Nutzen gewisser Leute bemerkt, die, weil sie immer noch nichts lernen wollen, „aha!“ oder „also doch!“ rufen und aus mißverständenen Äußerungen gegen den großen Bayreuther Meister Kapital zu schlagen suchen; worin sie sich zeigt, kann natürlich hier nicht des näheren ausgeführt werden.) Ferner lehren uns die in Leoncavallos Periodik stets wiederkehrenden, durch vier und durch acht teilbaren Taktzahlen, daß der junge Italiener seine Leitmotive nicht lose zerflattern läßt, wie es Wagner, getreu seinem Prinzip der sogenannten „uneudlichen Melodie“ oft liebt, sondern, daß er sie zu in sich abgeschlossenen Sätzen und Sätzen auszubilden sucht. Daraus ergibt sich wiederum, daß Leoncavallo, wieder im Gegensatz zu Wagner, Ganz- und Halbschlüsse nicht verpönt, sondern diese musikalischen Ruhe- und Trennungspunkte gerne anwendet. Ja er

läßt die Gliederung seiner Sätze mit Hilfe der Instrumentation noch stärker hervortreten, indem er den Wechsel des instrumentalen Kolorits gerne mit dem Periodenschluß zusammenfallen läßt. Dabei emanzipiert er sich aber möglichst von den alten Modulationsgesetzen. Er moduliert häufig, rasch, kühn und manchmal auch sprungweise, scheut sich nicht vor enharmonischen Übergängen, und wendet, wie wir bereits gesehen haben, auch den kühnsten Harmoniesprung mit voller Überlegung sinuvoll und höchst charakteristisch an. Was Leoncavallo — wie überhaupt die jungen Italiener — von den älteren Meistern seiner Nation unterscheidet, und woran sich der gewaltige Einfluß des großen deutschen Musikdramatikers am deutlichsten zeigt, das ist das Verlassen der früheren Homophonie und der durchgängig polyphon geführte Satz. Die schöne Gesangsmelodie ist nicht aufgegeben, sie schwebt besonders an den dramatisch und musikalisch bedeutungsvollen Stellen siegreich über dem Satz; aber andererseits ist auch der Orchesterpart viel ausgebildeter als dies in der früheren italienischen Oper der Fall war. Das Orchester verhält sich nicht mehr ausschließlich dienend, wie früher, wo es ganze Nummern hindurch den Gesang nur mit einzelnen rhythmischen Accorden zu unterstützen hatte, und, wenn es hochkam, nur als Einleitung oder in Zwischenspielen selbständiger auftrat, um aber gleich wieder in seine dienende Rolle zu fallen, sobald der Gesang wieder in sein Recht trat. Diese *Im-blemm-blemm*-Begleitung verleihe den italienischen Opernmelodien bekanntlich etwas Walzer- oder Polkaartiges, das, nach unserem deutschen Gefühl, der Würde des Musikdramas keineswegs angemessen ist, und das oberflächliche Komponisten allzuleicht zur Banalität verleitet. Das Orchester tritt also bei den jungen Italienern in selbständigen Gegensatz zum Gesang, es führt einzelne Leit-motive selbständig durch, neben den Motiven des Gesanges und gleichzeitig mit ihnen, wie bei Richard Wagner, es übernimmt zu Zeiten und an dem Komponisten dazu geeignet erscheinenden Stellen sogar die Führung und läßt den sich in unbedeutenderen Motiven oder in einfacher Tonwiederholung bewegenden Gesang hinter sich zurücktreten. Gerade durch letzteres Mittel erreicht der Komponist sehr schöne Wirkungen; dabei erhält der ganze Satz durch das abwechselnde stärkere Hervortreten von Gesang oder Orchester eine reiche und schöne Mannigfaltigkeit. Und wenn man bedenkt, daß die Gesangstimme im Musikdrama die Gedanken- oder die Verstandes-sphäre, das Orchester dagegen die Gefühls-sphäre, die Sphäre der Leidenschaften, bedeutet und symbolisiert, so ist leicht zu erkennen, welch schönes Ausdrucksmittel dem Komponisten gerade durch dieses Wechselspiel an die Hand gegeben ist. Wenn zum Beispiel bei den Stellen, wo Cantos eifersüchtige Verzweiflung geschildert wird, das Orchester heiß emporschäumt, mit seinen leidenschaftlichen Tonwellen die Gesangsmelodie überflutend, so schafft da-

durch der Musikdramatiker das denkbar schönste realistische Bild der aus dem Innern des Menschen emporwallenden und seine Verstandeskkräfte umhüllenden und ertötenden Leidenschaft, während die aus den Stürmen des Orchesters siegreich wieder emporzuschwebende Melodie die Überwindung der Leidenschaft und Trost und Resignation prächtig charakterisiert. Wir erhalten also ein echt dramatisches Bild des ewigen Kampfes, den der Mensch mit seinen Leidenschaften zu bestehen hat, bald siegreich, bald unterliegend.

Wir erkennen also schon aus dem Prolog die Hauptcharakterzüge des Komponisten und können uns bezüglich der Oper selbst kürzer fassen.

Die erste Scene des ersten Actes schildert den Einzug der Komödianten in das Dorf. Die große Trommel ertönt, wobei wir wieder gleich zu Anfang jenen charakteristischen, wie ein falscher Ton klingenden Harmoniesprung nach der kleinen Sekunde vernehmen, der wie ein schmerzlicher Riß immer wieder in die Lustigkeit des Volkes hineinzittert. Auf einem wackligen, mit einem Esel bespannten Karren erscheint Canio-Bajazzo mit seiner Truppe, von dem jubelnden Volke mit einem klotten, lebendigen Chore begrüßt. Er blickt finster und schlägt in verbissener Wut auf die große Trommel. In den Trubel des Volkes hinein, der vor seinen Neben und gezwungen drolligen Gebärden verstummt, ruft er die Ankündigung und Anpreisung seines Schauspiels. Das galante Betragen Tonios gegenüber Nedda, seiner Frau, die er mit gutem Grund für treulos hält, läßt seine Eifersucht erwachen, der er in einem ungemein uelodischen Ariofo: „Scherzet immer, doch eines schont“ 2c. Ausdruck verleiht. Dieses Ariofo besteht aus drei Theilen. Der erste (Adagio molto) ist düster, grüblerisch; der zweite (Andantino sostenuto assai) bringt zu den Worten: „Zwar oben bin ich Bajazzo nur“ 2c. eine äußerst charakteristische Orchesterbegleitung, die den Rollencharakter des Bajazzo trefflich zeichnet und den tragischen Widerspruch in der Gestalt des Helden zuerst klar aufdeckt. Im dritten Teil (Un poco piu mosso) taucht aus der Tiefe des Orchesters das Eifersuchtmotiv auf, schwillt, gegen die Synkopen der Begleitung ankämpfend, mächtig empor und endet in der Singstimme in einem Aufschrei qualvoller Verzweiflung. Doch die wilde unbändige Leidenschaft kann dieses Mal Canio noch nicht bezwingen — er hat ja auch noch keine Gewißheit von der Untreue seiner Frau —, das Ganze ist ja vielleicht gar nicht wahr, ist nur ein Scherz, und so erklingen denn als Schluß die ersten Takte des ersten Teiles noch einmal: „Darum scherzt nur, doch achtet, daß der Scherz nie werde Wahrheit“. Nun muß der Dichterkomponist für das Folgende die Scene frei bekommen, und da verfällt er auf das nicht gerade neue Mittel, die Besperglocken erklingen zu lassen und Alt und Jung in die Kirche zu spedieren. Dabei kann er sich nicht enthalten, ein bei den älteren Komponisten beliebtes und stets bewährtes Kunststückchen,

um nicht zu sagen Mätzchen, zu wiederholen, nämlich einen „Glockenchor“ zu schreiben. Das ist etwas, was durchaus in den alten Stil gehört und uns also in dieser Studie, wo wir uns mit dem aufsteigenden neuen italienischen Stil beschäftigen, wenig oder nichts angeht. Doch sei bemerkt, daß Leoncavallo auch dieses alte Requistenstück originell aufzuputzen versteht, so daß es sich ganz frisch präsentiert. Er begnügt sich nicht mit den Glocken und deren naturalistischer Nachahmung in den Singstimmen. Da Feiertag ist, so läßt er auch Musikanten mit Schalmeyen zur Kirche ziehen, deren grazidjes, sich in einer feinen Figur bewegendes Hirtenmotiv zuerst von einer auf der Scene placierten Hoboe gebracht wird, dann aber auch in die Oberstimmen des Chores übergeht und den ganzen, etwas steifen Him-Baum-Chor wie mit blauen Glockenblumen durchflücht und umrankt. Die Bühne leert sich, und mit der in der Ferne ertönenden Oboe entschwindet das Lied.

Die zweite Scene beginnt. Das Volk hat sich verlaufen. Canio und die übrigen Schauspieler sind mit den Banern zum Wein gegangen, Tonio besorgt angeblich den Esel. So bleibt Nedda, die kostete Frau Canio-Bajazzos, allein auf der Bühne. Die Synkopen, mit denen die Scene einsetzt, lassen uns ahnen, daß wir wieder in dramatisch bewegtere Regionen eintreten. In der Tiefe des Orchesters ertönt wieder das Eifersuchtmotiv, zu Neddas Worten: „Wie flammte auf sein Auge! Ich senkt' den Blick zur Erde voller Angst“, und zu „daß er sah' mein böses Gewissen“ hören wir das so weiche, unendlich liebliche Liebesmotiv. Mit ein paar Takten hat uns also der Komponist wieder mitten in die Situation hineinverlegt und zugleich den Grundton für die ganze Scene angegeben. Hier soll nun zuerst der Darstellerin der Nedda Gelegenheit zu einer Solonummer gegeben werden. Das ist eine von den bekannten Konzeptionen an die bestehenden Theatergepflogenheiten, die der Komponist, besonders der junge Anfänger, nicht umgehen zu können glaubt, und auch nicht gut umgehen kann, wenn er sein Werk nicht aus Gründen beleidigter Darstellereitelkeit zurückgewiesen sehen will. Dieser lyrische Ruhepunkt wächst hier nicht aus dem Drama heraus, er ist eben einfach aus Opportunitätsgründen, die mit der Kunst als solcher nichts zu thun haben, eingeschoben worden. Darum kommt er überraschend und unnatürlich. Aber es war eben keine andere, bessere Stelle vorhanden, und die Primadonna durfte doch nicht um ihre „Nummer“ gebracht werden. Zudem sollte es natürlich auch ein Glanzstückchen werden, und das half die Unnatur vollenden. Auch sollte es gerade etwas recht Naturalistisches sein! Plötzlich ertönt ganz unmotiviertes Vogelgezwitscher, das weit entfernt davon, die schöne Durcharbeitung von Wagners Waldvogelszene oder ähnlicher naturalistischer Kunststücke deutscher Meister zu zeigen,

eigentlich nur aus grellen, nichtsagenden Trillern und einem chromatischen Lauf in Gegenbewegung besteht. Zum Glück dauert das unnatürliche Gezwitscher nicht lange an, und das eigentliche Lied, das sogenannte „Vogellied“, beginnt. Die Melodie dieses in hellglühender Fis-Dur gesetzten „Vogelliedes“ ist einfach, volksliedartig und sehr gefällig. Die Begleitung, die aus flimmerndem aber eintönigem Passagenwerk und den Dreiachteltakt trockärsch rhythmisierenden Akkorden besteht, ist nichtsagend. Es ist dieses „Vogellied“ wohl der schwächste Punkt des Werkes. — Mit dem Eintritt Tonios, des verschmähten Liebhabers, beginnt wieder das eigentliche dramatische Leben, und sofort kehrt auch die ganze Kraft und der ganze Reichtum des Komponisten zurück. Tonio tritt auf; er hat Neddas Gesang belauscht und schwärmt sie an. Sie aber lacht ihn aus und weist ihn, der abends den verliebten Tölpel spielt, mit seinen Liebeschwüren auf die Bühne; und wie er zudringlicher wird, greift sie zur Peitsche und schlägt ihn, worauf sich die Liebe des Verpötteleten und so schwer Beleidigten in heißen, unauslöschlichen Haß verwandelt. Auch in dieser Scene ist die musikalische Charakteristik ebenso einfach als packend. In einem rührenden dreiteiligen Liedsatz, in welchem der dritte Teil das Motiv des ersten (Hauptsatzes) wieder aufnimmt, steht Tonio um die Liebe des schönen, leichtsinnigen Weibes; mit unendlichem Hohne weist sie ihn zurück, wobei ein ganz insamgraziöser Satz aus der Colombinentkomödie, gleichsam ein in Musik umgesetztes, spöttisch-koettes Kachelzucken, im Orchester erklingt, worauf Tonio noch leidenschaftlicher einsetzt, bis der Peitschenschlag erfolgt und in den Wäffen das düster grollende Nachemotiv aufsteigt, mit welchem Tonio sich entfernt. Nun erscheint der begünstigte Liebhaber, Silvio, ein junger Bauer, und das prächtige, aus dem Liebesmotiv herausgearbeitete Liebesduett beginnt, das wohl als der musikalische Glanzpunkt des Werkes bezeichnet werden kann. Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir diese frei ausgebauten und doch so symmetrisch abgerundeten Sätze hier ausführlich zergliedern wollten, das Geschäft des Analysierens und Zerstückelns, dem wir notgedrungen in dieser Studie schon allzureichlich obgelegen haben, würde dem Blütenstrauß bald weich losender, bald in höchster Leidenschaft dahinflutender herrlicher Melodien jeden Duft rauben; das Wort vermag hier nicht mehr zu folgen, wo nur allein der Ton sprechen kann. Während das Duett der Liebenden in süßem Selbstvergehen verklingt, holt Tonio grollend Neddas Gatten herbei. Canio will sich in furchtbarer Wut auf den Liebhaber seines Weibes stürzen, doch dieser entflieht. Und nun wendet der Dichterkomponist den Akt, der so lustig und lebensfroh begonnen, zu dem ergreifenden elegischen Ausgang, der trotz seiner schlichten Einfachheit den denkbar größten Eindruck hervorbringt. Die Stunde rückt vor, und der Schauspieler muß all

sein Herzeleid vergessen und „spielen“, muß mit tollen Grimassen als Bajazzo sein eigenes Geschick der lachenden Menge preisgeben. Aus dieser Situation heraus entspringt das in seiner Schlichtheit so rührende Lied des Bajazzo: „Hüll' dich in Tand nur und schminke dein Antlitz, man hat bezahlt ja, will lachen für sein Geld“, das in dem entsetzlichen Aufschrei gipfelt: „Lache, Bajazzo, schneid' die tollsten Grimassen“, um dann schluchzend zu verklingen: „Kenußt kein Gefühl, bist nur ein Spielzeug zum Scherz“. Die Motive des Bajazzoliedes schließen in ungemein stimmungsvollem Nachspiel den Akt.

Zwischen beiden Akten hat der Komponist ein Orchester-Intermezzo angebracht, das wesentlich aus den Motiven des Prologs besteht. Nach einer etwas hohl theatralischen Einleitung erklingt *pianissimo* und wie verklärt in hoher Lage die Melodie zu „Jüngst taucht in des Autors Seele jäh die Erinnerung auf“ usw., um dann in den schrillen Verzweiflungsschrei des Bajazzo und nach einer kurzen Kadenz in den den Prolog schließenden Liebessatz: „O, glaubt mir, auch in des Gaullers Brust“ usw. überzugehen und mit den letzten schluchzenden Tönen des Bajazzoliedes zu verklingen.

Der zweite Akt bildet gleichsam ein Spiegelbild des ersten, nur tritt als dramatische Verwicklung an die Stelle des wirklichen Lebens die Theaterwelt der Colombinekomödie, bis die natürliche Leidenschaft dieses Spiel in so tragischer Weise durchbricht. Die erste Scene beginnt wieder mit einem allgemeinen Volkschor. Es sind wieder wesentlich dieselben Motive wie im Anfang des ersten Aktes, nur klingt alles noch erwartungsvoller, nervöser. Einzelne Stücke sind fast wörtlich aus dem ersten Akt herübergenommen. Dazwischen taucht noch ein neues, an die Musikanten des Glockenchores erinnerndes Motiv auf. Das Volk ist nicht mehr um den Karren der Komödianten versammelt, sondern gruppiert sich in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, um die primitiv ein paar Brettern, Stangen und Lappen zusammengezinnete Bühne. Tonio und Beppo spielen die Ausrufer, Nedda faumelt das Eintrittsgeld. Silvio brückt sich im Publikum herum, den günstigen Moment erspähend, wo er sich an Nedda heranzumachen kann. Kurz, es entwickelt sich wieder eine Scene regsten und natürlichsten Volkslebens, deren greifbarer Eindruck durch die schreiende, den Ton der Jahrmarktkomödianten trefflich wiedergebende Musik noch vermehrt wird.

Endlich teilt sich der Vorhang des Theaters auf der Bühne, und die Colombinekomödie beginnt. In dieser Colombinekomödie wendet Leoncavallo nur ganz altertümliche Formen und Motive an und charakterisiert auf diese Weise höchst glücklich das Steife, Traditionelle des Volksschauspiels, die Bühne auf der Bühne. Durch diese strenge Sonderung der Formen und Stilarten gewinnt der Komponist ein treffliches Ausdrucksmittel, das

ihm gestattet, die wahre menschliche Leidenschaft der Schauspieler und die nur gespielte Klar auseinander zu halten. Zudem wird dadurch die Illusion der Wirklichkeit auf die denkbar höchste Stufe gebracht. Der Zuschauer sitzt gleichsam mit unter dem Publikum der Dorfkomödianten und verfolgt mit zitternder Spannung, wie in die angelernte Komödie allmählich und immer stärker die Wirklichkeit mit ihren Leidenschaften einbricht, und wie sich nach und nach das scherzhafte Spiel in tragischen Ernst umwandelt. Es ist das eine viel stärkere Illusion, als sie der gesamte Wagner'sche Bühnen- und Dekorationszauber je zu erwecken vermag; denn sie wendet sich nicht an die äußeren Sinne der Zuschauer, sondern mehr an ihr inneres Gesicht. Man vergißt unwillkürlich, daß man sich nur im Theater befindet und glaubt selber unter der Volksmenge vor dem ärmlichen Brettergerüst zu sitzen und den ganzen entsetzlichen Vorgang mit zu erleben.

Die Komödie beginnt mit einem streng durchgeführten, äußerst grazios und humoristisch gehaltenen Menuett. Unter großem Aufwand von pantomimenartigem stummen Spiel erzählt Nedda-Colombine, daß ihr Mann nicht zu Hause, und daß sie den tölpelhaften Tonio-Taddeo zurückerwarte, den sie in häuslichen Aufträgen weggesandt. Darauf hört man, wie im Hintergrunde eine Guitarre gestimmt wird, und bald ertönt auch das ebenfalls drollige Ständchen Harlekins. Wieder setzt der Hauptteil des Menuettes ein und schon will Colombine Harlekin-Beppo das Zeichen geben, daß sie allein und daß er ungefährdet hereinkommen könne; da purzelt der Tölpel Taddeo zur Thür herein und beginnt mit einer beinahe clownartig variierten Liebeserklärung, in der er von dem durch das Fenster einsteigenden Harlekin gestört wird. Harlekin wirft ihn zur Thüre hinaus und die Liebenden — Colombine und Harlekin — bleiben allein. Harlekin sucht Colombine zu bereden, ihrem Maune nachts einen Schlastrunk zu geben und dann mit ihm zu fliehen. Darauf setzen sich beide zu Tisch, um fröhlich und wohlgenut miteinander zu zechen. Bis hierher bewegt sich der Komponist, wie schon gesagt, nur in alten, steifen Formeln. Nach dem Menuett und dem Ständchen kommt der komische, recitativartig gehaltene Eintritt Tonio-Taddeos. Zu seinem Gesang erklingt wieder das schon aus dem ersten Akt bekannte Motiv „Zwar oben bin ich Bajazzo nur“, das uns an dieser Stelle zuerst wieder an die Wirklichkeit und an die neben dem ausgelassenen Spiel herlaufende menschliche Begebenheit erinnert. Dann kommt aber wieder eine ganz steife, puppenhafte Melodie, die wiederum von der niederträchtig höhnischen Weise abgelöst wird, mit der Nedda den Tonio im ersten Akte verspottete. Also wieder werden wir an das wirkliche Leben erinnert, aber diese Erinnerungen treten noch nicht scharf hervor, da die Musik sich bis jetzt immer noch in Motiven und Melodien der Colombinen:

komödie bewegt, wenn uns auch einige dieser Motive und Melodien schon aus dem ersten Akte bekannt waren, wo sie bereits zur Erzielung bestimmter Effekte vom Komponisten vorweggenommen wurden. Daß sie aber in die Colombinekomödie gehören und nicht in das eigentliche Drama, daß sie also im ersten Akte von den Schauspielern nur gleichsam „citirt“ wurden das geht klar und deutlich aus ihrem Stil hervor, der eben der altertümliche Stil der Komödie in der Komödie ist. Das kleine Duett zwischen Harlekin und Colombine zeigt die Form einer reizenden, neckischen Gavotte, die beim großen Publikum, das ja immer noch für leichte Melodien empfänglich ist, und über diesen sehr leicht die eigentlich schönen, tieferen und bedeutungsvolleren Stellen eines Werkes vergißt, gewöhnlich vielen Anklang findet. Mit Fleiß und Vorbedacht hat hier der Komponist eine recht reizende, einschmeichelnde und in die Ohren fallende Melodie gewählt, um gerade mit diesem graziösen Sätzchen später, am Schluß des Aktes, eine tiefeinschneidende tragische Wirkung hervorzurufen.

Nun erscheint plötzlich Tonio mit dem Rufe, daß Bajazzo, der betrogene Gemahl nahe. Harlekin verschwindet natürlich schleunigst durch das Fenster, durch das er eingestiegen. Mit dem Eintritt Canio-Bajazzos, der sich in großer Erregung befindet und sich kaum beherrschen kann, treten allmählich und immer stärker die Motive aus dem eigentlichen Drama zwischen und mit den Motiven der Colombinekomödie auf. Zu den Abschiedsworten Colombine an Harlekin hören wir das Liebesmotiv, zu den ersten Worten Bajazzos das Motiv der Eifersucht. Aber die Komödie geht einstweilen noch weiter. Ein neues fast menuettähnliches Komödienmotiv (Andantino) tritt auf, mit einer charakteristischen, ängstlich zitternden Tonwiederholung, nach fürchtjam den Atem anhaltender Pause. Aber Canio-Bajazzo spielt immer leidenschaftlicher, immer natürlicher, zu natürlich! Das Publikum ist ob dieses seltenen Kunstgenusses ganz entzückt und bricht an einzelnen Stellen in Gelächter aus. Das Eifersuchtsmotiv erscheint wieder, die Tonwellen schwellen an zu mächtigerem Strome; das Liebesmotiv huscht vorbei, und Bajazzo fällt in einen leidenschaftlichen Liebessatz, von dem man schon nicht mehr weiß, ob er der Komödie oder der Wirklichkeit angehört. Das Publikum ist entzückt und ruft Bravo! Das Publikum im Zuschauerraum schauert zusammen bei diesen Freudenrufen. Aber Bajazzo-Canio fällt aus der Rolle. Den Namen des Buhlen will er wissen, des wirklichen, nicht des Komödienliebhabers; er hat ihn wohl entfliehen sehen, aber ihm nicht folgen, ihn nicht erkennen können. Mit verzweifelter Anstrengung sucht Nedda-Colombine den Charakter ihrer Rolle durchzuführen und die wankende Komödie zu retten. Gezwungen lachend und in höchster Angst fällt sie in die Harlekin-Gavotte, deren lustige pikante Melodie sie komödianten-

haft tänzelnd ihrem tobenden Maane vorfingt. Dieser erblickt darin einen persönlich auf ihn gemünzten Spott. Er verlangt nochmals gebieterisch den Namen des Liebhabers. Die Komödie geht aus Hand und Band, das Spiel wird bitterer Ernst. Das Publikum springt von seinen Plätzen auf, Tonio möchte den tobenden Bajazzo von der Bühne herunterholen, aber der nichts ahnende Beppo-Harlekin, der immer noch die Komödie zu retten sucht, läßt ihn nicht auf die Bühne, auf der er jetzt als Schauspieler nichts zu suchen hat, Nedda will von der Bühne herab unter die Zuschauer flüchten; aber Canio erreicht sie und sticht sie nieder, ebenso den aus der Zuschauer-menge herbeieilenden Silvio. Dieser Schluß kommt so überwältigend, daß es wie eine Erlösung wirkt, wenn Tonio, nochmals in die Rolle des Prologus zurückfallend, halb an das Publikum auf der Bühne, halb an die Zuschauer im Parterre die Worte richtet: „Geht ruhig heim, das Spiel ist aus“. Noch einmal kreischt in breiterer Orchesterbehandlung das Verzweiflungsmotiv des Bajazzo auf, und mit einer kurzen, leidenschaftlichen, von der Höhe nach der Tiefe herabstürmenden Kadenz schließt das Werk.

Leoncavallo verdient den außerordentlichen Erfolg, den sein Werk überall davousträgt. Er ist ein Neutöner, dessen erstes Werk schon zeigt, daß er das Zeug dazu hat, das modern-realistische Musikdrama den schönsten Fortschritten entgegenzuführen. Er verfügt nicht nur über eine starke Charakterisierungs-gabe und scharfe, treffende Accente, sondern auch über einen reichen Melodienschatz und ein gewandtes, trefflich ausgebildetes Formtalent. — Sein Werk ist ebenso wahr als schön.



Der Tolstoi'sche Zirkel.

Von W. Verdrow.

(Charlottenburg.)

Der Tolstoi's große, in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre niedergeschriebene Familienroman „Anna Karenina“ verläuft abgefordert von allen anderen, äußeren wie innerlichen Ereignissen, „getrennt von ihnen durch eine heilige Mauer“, die seelische Entwicklung des Landadelmannes Konstantin Lewin. Eine eigentümliche, in schmerzhaften Zuckungen und ruhelos zitternder Selbsteinigung auf- und abschwankende Seelengeschichte, wie sie jedesmal dann sich wiederholt, wenn ein Mann von tiefblickendem Geist und offenem Auge für das Leben gleichzeitig an der Bürde eines

weichen Gemüts und an dem Alp eines zum Gespenst und Spud (nach Stirners Hohnwort) gewordenen Pflichtbewußtseins trägt. Und nun mit der Fackel der Wissenschaften in die Rätselhöhlen des Lebens hineinzuleuchten beginnt: festen Entschlusses, nicht einen Schritt zu gehen, der dunkel blieb, keinen Kompromiß, auch den kleinsten nicht, einzugehen, der Lüge in unerbittlichem Krieg zu folgen bis in ihre letzten Schlupflöcher, und einzig der Wahrheit zu dienen. Die Enttäuschung folgt unausweichbar und um so schneller, je ehrlicher das Streben, je heller der Verstand und je heißer die Sehnsucht nach dem idealen Glück des Seelenfriedens. — Daß all unsere Wissenschaft, heiße sie auch wie sie will, am Ende in unbewiesene und unbeweisbare Hypothese ausläuft, bis der einen Disziplin schließlich kein anderer Trost bleibt, als der, daß es den übrigen nicht besser gehe; daß alle Philosophie, wenn sie ehrlich bleibt, schließlich von dem Leben nichts weiter herausbringt, als was die letzten Worte des greisen Schopenhauer in den philosophischen Handschriften in verzweifelter Kürze aussprachen: „ich möchte nur wissen, wer etwas davon hat,“ — das alles konnte Konstantin Dmitritsch Lewin ebensowenig verborgen bleiben, wie dem großen Dichter-Philosophen selbst, von dessen geistiger und seelischer, durch Jahrzehnte sich ziehender Krisis die inneren Kämpfe Lewins nur ein lebendiges Spiegelbild sind.

„Klar erkennend, daß es für jeden Menschen, und auch für ihn, in Zukunft nichts als Leiden, Tod und ewige Vergessenheit geben werde, entschied er, daß er so nicht weiter leben könne und sich sein Leben entweder so abklären müsse, daß es nicht mehr als der böse Streich eines Satans erscheine — oder er sich erschließen müsse.“ So erzählt der Dichter von Lewin, aus seinen Seelenkämpfen den wundesten Punkt herausgreifend, wo mit der Erkenntnis das Pflichtbewußtsein in Fehde kommt und die Forderung aufstellt: wenn du klar erkennst, daß das Leben nichts weiter ist, wie ein Übel, und noch dazu ein albernes, sinnloses Übel, so ist es deines Amtes, diesem Übel ein Ende zu machen, so — oder so. Konstantin Dmitritsch aber erschließt sich nicht, so oft ihn auch die Geister des Selbstmordes plagen.

Wer daran zweifelte, daß alle die seelischen Kämpfe, in denen der Dichter den Helden von „Anna Kareniina“ sich winden läßt, und durch welche hindurch er ihn in den letzten Kapiteln der Religion der Liebe in die Arme führt, daß sie nur dieselben sind, in denen auch er von seinem vierzigsten bis zum fünfzigsten Jahre rang, und die auch ihn hinleiteten zu „jeuer freundigen Erkenntnis, die allein die Seelenruhe verleiht,“ — wer daran zweifelt und Tolstois Zurückwendung zum Religiösen auf seniles Moralpredigen reduzieren möchte, wie es seit dem Erscheinen der Kreuzersonate recht beliebt ist, den wird am besten die nur ein Jahr nach der

Vollendung der „Anna Karenina“ geschriebenen „Beichte“ überzeugen. In einfachen Worten, aber mit echt dichterischer Anschaulichkeit läßt Tolstol sein Innenleben von der Jugend an mit allen Wandlungen, allen Zweifeln sich entrollen. Sein Jünglings- und erstes Mannesleben mit den leichtesten Vergnügungen und Bestrebungen dieser Jahre, „an die er nicht ohne Entsetzen, Ekel und Herzweh zurückzudenken vermag,“ und dann das allmähliche, schrittweise Erwachen zum Nachdenken. Die Wissenschaft versagte ihm die Aufschlüsse, die er am eifrigsten suchte, wie sie jeden ohne Antwort läßt, der von ihr mehr erfragen will, als den ursächlichen Zusammenhang in der Welt der Erscheinungen, — was aber hat die große Frage nach dem Zweck und Ende unseres Daseins mit Ätherschwingungen, Electricität und Protoplasten zu thun? Und klarer und bewußter ward es dem Zweifelnden, daß er die Erforschung seiner Probleme bei sich selber anheben müsse, anstatt im dunkeln Hypothesenraum der Atome und Spiralebel. Hob er aber bei sich selbst an, so blieb das Leben Leid, Vergänglichkeit, Tod, Verzweiflung, — und die Erkenntnis, daß alle anderen, und gerade die größten Denker, die gleich ihm „qualvoll und hartnäckig, Tag und Nacht“ in denselben Rätseln wühlten, dieselbe Antwort fanden oder vielmehr dasselbe Verstummen. „Nicht nur haben sie nichts gefunden, sondern sie haben es klar anerkannt, daß daselbe, was mich zur Verzweiflung geführt hat — des Lebens Sinnlosigkeit, die einzige, dem Menschen zugängliche, unzweifelhafte Erkenntnis sei.“ So das Ergebnis der Wissenschaft — ein Achselzucken; so das Ergebnis der Philosophie — eine Verneinung. Und so wälzt sich, Jahre um Jahre, in leidvoller Sehnsucht, der Dichter-Denker,

Die Brust voll Bejmut, das Haupt voll Zweifel,

Und mit düstern Lippen fragt er die Wogen:

O löst mir das Rätsel des Lebens,

Das qualvoll uralte Rätsel. . . .

Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,

Es wehet der Wind, es stehen die Wolken,

Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt,

Und ein Narr steht und wartet auf Antwort.

Tolstol wollte nicht dieser Narr sein, der vergeblich wartet; und kostete ihn sein Trost das Leben, er wollte dennoch bohren, bis er auf eine Antwort stieß. Und da er weder mit der achselzuckenden Resignation des Spinoza den Zweckbegriff aus der Welt zu schaffen, noch nach Leibnizens faulem Trost mit der „besten aller möglichen Welten“ sich zu begnügen vermochte, so blieben ihm nur zwei Auswege: der konsequente Pessimismus Schopenhauers, erweitert um die vermeintliche „Pflicht“, die Gabe von sich zu werfen, von der er nicht absehen konnte, wohin sie führte, — oder die andere „Pflicht“, das Leben „abzuklären“, das Übel aus der Welt zu schaffen. —

Lange Zeit lag Tolstoi gänzlich in dem mächtigen Bann der Schopenhauer'schen Weltanschauung. „Ein unwandelbares Entzücken an Schopenhauer und eine Reihe geistiger Genüsse durch ihn haben mich erfaßt, wie ich sie nie bisher empfunden. Ich weiß nicht, ob ich die Meinung je ändern werde, aber gegenwärtig finde ich, daß Schopenhauer der genialste der Menschen ist,“ schrieb er im Anfang der sechziger Jahre seinem Freunde Fjet-Schenfschin, der erst durch ihn zum Studium und zur Übersetzung der Werke Schopenhauers ins Russische hingeleitet wurde. Und in der That hat ihn der große Pessimist unlösbar in die festen Bande seines Genies gefesselt und alle seine späteren Werke von dem ersten meertiefen und meerklaren Satze der „Anna Karenina“ bis zu den Orgien, welche der Pessimismus in der „Kreuzerfonate“ feiert, lassen den Einfluß Schopenhauers erkennen, was natürlich die gewaltige geistige Bedeutung Tolstois, der unter den Lebenden wenige nahekommen, in nichts verringert. — „Dort, wo die Philosophie erakt ist, . . . wo der Philosoph die wesentliche Frage nicht aus dem Auge verliert, bleibt die Antwort immer eine und dieselbe, — nämlich die von Sokrates, Schopenhauer, Salomo und Buddha gegebene,“ heißt es in der „Beichte“, und neben den weltverneinenden Aussprüchen der drei älteren Weisen werden dann die wunderbaren Schlussworte citiert, in welche der dreißigjährige Schopenhauer die „Welt als Wille und Vorstellung“ so großartig ausklingen läßt. — „Und das, was diese starken Geister gesagt haben, — das denke und empfinde auch ich. . . . Es verlohnt nicht, sich zu betrügen. Alles ist eitel — der Tod ist besser als das Leben, man muß sich deselben entledigen. . . .“ Hier setzt der erste Trugschluß ein, den nichts anderes zur Welt bringt, als das fleischgewordene Pflichtbewußtsein, überall da handeln, helfen zu müssen, wo etwas — und liege es der Kraft unseres Willens noch so enttrübt — nicht in Ordnung scheint, nicht stimmt. Daß kein leiblicher Tod das Leben beendet, daß nur neues Leben und neues Leid aus dem Moder quillt, daß das einzige wahre Ende allein das Nichts ist und, einmal das Leben als Widersinn zugegeben, der Tod der größte Widersinn ist, weil er das Leben gebiert — alles das konnte Tolstoi's bohrendem Geiste nicht entgehen. So oft sich aber eine solche Überlegung einstellt und mit ihr die dunkle Perspektive in die Selbsterfleischung des Willens zum Leben, die endlos ist, so lange der Wille in der Erscheinung den Kampf ums Dasein kämpft, so oft bäumt sich gegen diese Erkenntnis eben derselbe Wille, der in dem Kraftmenschen Tolstoi so stark ist, wie die Muskeln, die „beim Heumähen mit den Bauern um die Wette arbeiteten,“ und der mit all seiner urwüchsigen Energie sich müht, das Leben so zu formen, daß ihm die Erkenntnis es nicht verriegeln müsse.

Gewissenlos scheinen ihm die Philosophen, die das Leben verneinen

und doch darin bleiben, statt es abzuwerfen. Ihn selbst trieb allerdings das Gewissen in den Jahren seiner düstersten Weltbetrachtung mit eisernem Zwang der Notwendigkeit sich zu töten entgegen, und es ist sicherlich kein Wort der Übertreibung in den Aufzeichnungen, welche die „Beichte“ aus dieser Zeit enthält, in der er alle Schnüre aus seinem Zimmer entfernte und aufhörte zur Jagd zu gehen, um nicht mit der geladenen Flinte in der Hand allein zu sein. — Und dennoch „erhoffte er noch etwas vom Leben“, und seine starre, eigenwillige Natur, die gegen alles Hergebrachte sich bäumte, Shakespeare einmal einen „Dupendstribenten“ schalt und auch Schopenhauers Übermacht gewiß nur langsam sich gebeugt hat, war ganz danach geartet, sich dieses „Etwas“, wenn es sich von selbst nicht bieten wollte, am Ende auch zu ertrotzen. So kam er von der Philosophie zurück, wie er längst von der Wissenschaft, von der „Bildung“ und „Kultur“ zurückgekommen war, und was ihn auf seinen Geistespfaden schon immer gewaltig beeinflusst hatte, die Liebe, ja Verehrung für das Volk, die bis zur Marotte gehende Zuneigung zu den Bauern in ihrer Natürlichkeit, das leitete ihn auch jetzt wieder. Lange freilich wehrt sich das logisch gewöhnte Denken gegen den entscheidenden Schritt, der nur ein Schritt zurück sein konnte, und wie Konstantin Lewin dem Bauer Fjodor, der ihm von einem „Gerechten in Gott“ erzählt, in störrischem Zorn sein: „Wie soll er denn an Gott denken? Wie soll er denn nur für sein Seelenheil leben?“ ins Gesicht schleudert, um dann, allein geblieben, die ganze Wahrheit in des Bauern Worten vor sich selbst anzuerkennen, so verschweigt Tolstoi in der „Beichte“ nichts von den inneren Qualen, die er erduldet im Schwanken zwischen der vernünftigen Erkenntnis, die ihm das Weiterleben versperrte und „jenem Glauben, den ich nur annehmen kann, wenn ich verrückt werde“. Wie aber hier Fjodor dem aufbrausenden Gutsherrn seinen Glauben wie ein ehernes Schild entgegen hält, so ist der Dichter auch im Leben wohl oft genug auf kräftige und urwüchsige Religiosität gestoßen, um die Überzeugung zu gewinnen, daß nicht Wissenschaft, nicht Philosophie die Kraft zum Leben giebt, sondern allein der Glaube, — gleichviel was für ein Glaube immer, wenn er nur die Verbindung herstellt zwischen dem Endlichen, als das wir erscheinen und dem Unendlichen, das wir in Wahrheit sein müssen — wenn wir nicht verzweifeln wollen. „Die ganze Unvernunft des Glaubens war für mich genau dieselbe geblieben, wie vormals, aber ich mußte das jetzt anerkennen, daß er einzig und allein dem Menschen die Frage des Lebens beantwortet und in Folge dessen die Möglichkeit zu leben verleiht“ (Beichte). Und „ist es denn nicht aus der Entwicklung der Theorie eines jeden Philosophen klar ersichtlich, daß er im voraus unfehlbar ebensogut, wie der Bauer Fjodor, — den Hauptgedanken des Daseins kennt und nur auf dem zweifelhaften Wege

des Verstandes zu dem gelangen will, was allen bekannt ist?“ (Anna Karenina.) Ich sehe allerdings nicht, was sich gegen diese Behauptung einwenden ließe, wenn wir die unabsehbare Reihe unserer Philosophen betrachten, die, in welchen Lösungsversuchen der großen Aufgabe sie sich immer ergehen mochten, doch stets, etwa mit einziger Ausnahme der Schule von Jena, das Eine a priori und als unumstößliche Gewißheit vorausgesetzt haben, daß ein Ewiges, Unzerstörbares der Welt und uns zu Grunde liegt. Daß aber — wenn wir mit Kant der Überzeugung sind, daß jeder Versuch, mit dem Verstande in das Wesen des Dinges an sich einzubringen vergeblich bleiben muß, — daß dann der Glaube und seine Offenbarungen uns auch nur einen einzigen Schritt weiterzubringen im Stande seien, vermag ich auf der andern Seite ebensowenig abzusehen, wie ich überhaupt die von Tolstoi vorausgeschobene Gewißheit anerkennen kann, das Leben, das wir auf seiner leiblichen Seite als so sinnlos und leidvoll anerkennen, müsse notwendig noch eine bessere, unserem Verstande verschlossene Bedeutung haben. Denn wie sollen in jenen Regionen, wo schon die Ur- und Grundformen unseres Denkens, wo Raum und Zeit schon versagen und wo das Gesetz von Ursach und Wirkung wie ein Hohn klingt, wie sollen dort noch die rein menschlich ausgefonderten und selbst unter uns schon so strittigen Begriffe Recht und Unrecht, Gut und Böse eine Stelle finden? —

Daß sich der stärkste Geist ganz Rußlands nicht ohne neuen Kampf in das ungründige Meer des Glaubens stürzen konnte, liegt auf der Hand. Die Widersprüche und die blöde Gedankenlosigkeit der kirchlichen Dogmen widerten ihn an; nur an dem eigentlich Kernhaften, Ursprünglichen des Glaubens konnte ihm gelegen sein, der das Wunder verrichtete, Milliarden von Menschen leben, leiden und mit gelassener Fassung sterben zu lassen, während der Mangel an ebendiesem Glauben ihn verzweifeln ließ. Und jetzt beginnt das jahrelange, eindringende Studium aller Religionen, die von diesem Glauben nur etwas in sich zu tragen schienen, das Herumziehen mit den russischen Sektierern aller Färbungen, das Wühlen in den Gegensätzen der christlichen Konfessionen, das Forschen in den Büchern des Islam und Buddhismus und schließlich das laugjährige Bibelstudium. Daß eine solche Thätigkeit den Zeitgenossen, die — Turgenejew an der Spitze — noch immer auf dem abgedroschenen Ideenselde des Freisinnes und Fortschritts sich tummeln, gleichzeitig eine Verirrung des Menschen und eine Verfündigung des Künstlers bedeutete, ist nur zu begreiflich. Liest man Turgenejews Urteil über „Anna Karenina“, worin ihm gerade die Gestalt Lewins, in der Tolstoi sich und seine Leiden verkörpert, ihres nach innen gerichteten, allem äußerlichen Fortschrittskram abholden Charakters wegen widerwärtig war („ein Egoist durch und durch, der selbst, da er geliebt wird und glücklich

ist, nicht aufhört, sich mit seinem Ich zu beschäftigen“), vergleicht man damit noch den stehenden Brief Turgenjews, in dem er den Freund vom Sterbelager aus beschwört, „umzukehren“, — so tritt der krasse Gegensatz der beiden großen Männer grell zu Tage, in deren einem das Dichten nur zu oft das Denken ersetzte, während der andere so sehr Denker war, daß er sein Leben lang den Vers verachtete, weil er der Klarheit des Gedankens Fesseln anlege. — Es dauerte fast ein Jahrzehnt, bevor Tolstoj in rastloser Arbeit den religiösen Inhalt der ganzen kultivierten Menschheit weit genug erforscht hatte, um über ihn hinaus wieder zu eigenem selbständigem Denken zu gelangen. Dann entstand die philosophische Schrift: „Über das Leben.“

Im negativen, kritischen Teil dieses Werkes bleibt auch der Evangelist Tolstoj wiederum unverrückbar auf dem Boden Schopenhauers. Unser Leben ist lediglich ein Streben nach dem Wohl, nur in diesem Streben fühlen, begreifen wir uns, nur solange leben wir, als wir für unser Wohlbefinden kämpfen. Ja, es ist sogar dieses Streben, dieser „Wille“ nach Schopenhauer, das einzige Mittel, welches uns mit der ungebenden Welt verknüpft, wir begreifen außer uns nur das, was „strebt“, und nur, weil und solange es „strebt“. Der Mensch, der gleich uns voll wütender Selbstsucht ringt im Kampf um das Leben, ist uns am begreiflichsten, weil wir in ihm das Prinzip des Lebens am deutlichsten in die Erscheinung treten sehen, ferner steht uns das Tier, der Organismus, ganz in der Ferne und, nur durch ein schwaches Band der Erkenntnis mit uns verknüpft, die Materie. So erklärt sich der Widerwille des Philosophen gegen die Wissenschaft unserer Tage, jene „Irrlehre“ und „falsche Wissenschaft“, die da glaubt, den Rätseln des Daseins am nächsten zu kommen, wenn sie bei dem scheinbar einfachsten, in Wahrheit unerklärlichsten, der Materie, zu forschen anfängt. Nur von uns können wir ausgehen, wenn wir die Wahrheit erfahren wollen, denn außer uns giebt es nichts Zweifellofes, was mit dem Unendlichen uns verknüpfte. Wir begreifen von der ganzen Welt nicht, was zeitlich und räumlich, sondern nur das, was auch in uns ist, nur den Willen, das Streben, d. h. nur uns. — Wen erinnert diese Lehre nicht an das auch in Schopenhauers Philosophie unendlich wiederkehrende: *Tat twam asi*, (das bist Du), das „große Wort“ aus den heiligen Büchern der Hindu? — Wie dieses Streben, dieser blinde Wille in Allen Alle zerfleischt, wie jeder nur sich selbst als wahr und berechtigt anerkennt, und den gierigen Abgrund seines Willens nur füllen könnte, wenn alle anderen sich aufgaben und ihm dienten, wie dieses entfesselte Streben nach dem Wohl uns vernichtet, indem es uns von Tag zu Tag der Auflösung, dem Tode näher führt, alles das ist in derselben furchtbaren Wahrheit in den Schriften

beider Philosophen ausgeführt, aber nach dieser Erkenntnis scheiden sich ihre Wege. Mit deutendem Finger zu den Weltentsagern hinweisend, den großen Verneinern des Willens, welche die Nachwelt, gleichviel ob mit Spott oder Bewunderung, unter die Heiligen zählt, läßt uns der Philosoph von Frankfurt am Ende seines mächtigen Gedankenganges stehen. So fest wie die Überzeugung vom Unwert des Daseins, so klar ist in ihm die Erkenntnis von unserer Ohnmacht, dem Willen, der wir selbst sind, Umkehr zu gebieten, und schweigend hüllt er sich, nachdem er gesagt hat, was sich sagen läßt, in den Mantel der Resignation. Seine einzige Morallehre bleibt: *neminem laede, imo omnes, quantum potes, juva!* — Dem gegenüber erhebt sich der Philosoph von Jasnjaja Poljana zu einer positiven Heilslehre; mit dem Glauben an die fortschreitende Verfüllung sündigt er am Pessimismus, mit der Lehre: Ihr könnt das Streben zum Wohl so verlehren, daß es tatsächlich zum Glück, zur Seelenruhe und zum Völkerfrieden führt! erhebt er sich in ätherische Höhen, in denen ihn nur ein unbegrenzter Idealismus des Gedankenfluges vor dem tiefen Fall auf das harte Pflaster der Realität wird bewahren können.

„Das Leben ist eine unaufhörliche Bewegung.“ Aber nicht mehr jener gleichmäßige, ewig entstehende und ewig zerrinnende Wellenschlag von Entstehen und Vergehen, aus dem es keinen Ausweg giebt, sondern ein Klimmen, Wachsen, Streben, das schließlich nicht dem leiblichen Wohl, das wir alle kennen und von dem wir wissen, daß es unerreichbar ist, — nein, das dem ewigen Wohl entgegengeht, der Glückseligkeit, der „Bestimmung des Lebens“. Das „Gesetz des Lebens“ ist für jede Lebensstufe ein anderes.

„Die Welt der Tiere ist für uns schon ein Reflex dessen, was wir in uns selbst kennen. Die Welt der Materie ist bereits gleichsam der Reflex eines Reflexes.“ Wie aber im Tier noch die Materie, so lebt in uns noch das Tier, so können wir uns noch vom tierischen Bewußtsein nicht befreien. „Wir sind so überzeugt, daß alle Lebensfragen durch das Telephon, die Operationen, die Bakteriologie, das elektrische Licht beseitigt werden, — daß der Gedanke an die Losagung vom (leiblichen) Wohle uns nur als ein Echo der alten Unkultur erscheint.“ „Mittlerweile ahnen die Unglücklichen nicht, daß der roheste Indier, der nun der Losagung vom persönlichen Wohle, um Nirwanas Willen, Jahre lang auf einem Fuße steht, ein unvergleichlich lebendigerer Mensch ist, als sie, die vertierten Menschen der europäischen Gesellschaft . . . Dieser Indier hat begriffen, daß zwischen dem Leben der Persönlichkeit und dem Leben der Vernunft ein Widerspruch herrscht, und löst ihn, so gut er kann; die Menschen unserer gebildeten Welt begreifen nicht nur diesen Widerspruch nicht, sondern sie glauben nicht einmal, daß es einen giebt.“ — Wir sollen indeß nicht den dummen Hindu

nachahmen, sondern unsere Vernunft zu Räte ziehen, um den Widerspruch der Welt zu lösen. Wir sollen ihm nicht durch Lebensverneinung, durch Schnur und Pistole entwischen wollen, sondern ihn aus eigener Kraft, die wir nach Tolstois Ansicht besitzen, in sein höllisches Nichts auflösen, um uns zu retten ins Reich des Friedens: Die Liebe giebt dazu das Mittel und in der Verfechtung dieses Mittels wird aus dem Philosophen Tolstoj der Prediger.

Das Ziel unseres Egoismus ist für Jeden erreicht, wenn alle anderen sich aufgeben und ihn mehr lieben als sich selbst. Nun wohl, gebe also ein Jeder sich selbst auf und lebe nur noch für das Wohl aller Andern, ist dann nicht für alle das Wohl erzielt? Und sind dann nicht für Jeden die Leiden getilgt? — Sicherlich ist der rasende Kampf aller gegen alle verschwunden; es hören ferner die Enttäuschungen auf, die der ewige Hunger nach Genuß in dem vom Willen erfüllten Menschen, nach jeder Befriedigung empfindet; es schwindet endlich der letzte Schrecken, die Todesangst. — So tragt nun der einst gewaltige Denker den ermüdenden Kreislauf der Erfüllung des Willens durch die Ausgabe des Willens. Das Streben zum Wohl, dessen Objektivation lediglich wir alle sind, soll zur Befriedigung geführt werden, wenn wir alle das Streben für uns, in dem allein wir uns lebend fühlen, in das Streben für alle anderen verwandeln, die wir mit uns nur gleichartig begreifen, eben in dem Streben für sich selbst. Wohl versichert Tolstoj einbringlich, daß das, was er verlangt, nicht die Losagung von der Persönlichkeit sei, sondern nur die Befreiung von den über das Notwendige hinausgehenden Wünschen, — aber ist nicht eben die Stärke des Willens zum Leben, ist nicht der Umfang der Wünsche eben die Persönlichkeit? Und ist es denkbar, daß sich der Wille, der einzig und allein das ausmacht, was wir sind, daß er sich den Forderungen einer Vernunft unterwirft, die er sich erst zu seiner Befriedigung im Kampfe ums Dasein geschaffen hat? Hat doch auch beim Tolstoj von heute, dem Schuster und Bauer von Jasnaja Poljana, keineswegs der Gang der Überlegung den Gang des Handelns bestimmt, sondern umgekehrt der hohe Grad der Selbstlosigkeit, der schon beim Kinde vorhanden war, die Philosophie beeinflusst! Denn nicht ohne Grund verließ 1846 der achtzehnjährige Jüngling die Universität Kasan und ging auf das Gut, um sein Leben und seine Kraft seinen Bauern zu weihen, die ihn nicht verstanden und glaubten, er wolle sie betrügen, wenn er ihnen mit Rat und That zur Seite ging. Daß ihn dann die von neuem aufschäumende Lebenslust sofort auf's Neue in die gährenden Großstadtwirbel schleuderte, ist nur ein Beweis mehr für die Eitelkeit alles Bemühens, den Willen durch die Vernunft zur Umkehr zu bringen.

Was aber wäre gewonnen, wenn wirklich das Streben für sich in das Streben für andere sich verwandeln ließe? Mit den schlimmen Pandora-gaben, die der Wille in sich schließt, andere zu überschütten, anstatt sie selbst zu tragen, kann nicht wohl als Schritt zur Lösung angesehen werden; wo Wille, da Leid, wo Leben, da Tod. Daß der Weise, von des Daseins Nichtigkeit durchdrungen, seine Kraft nur noch objektiver, künstlerischer Betrachtung weiht und sich aus dem leidvollen Strom des Willens für seine Person an das Ufer schmerzloser Weltbetrachtung rettet, ist eine Lösung, für Hundert unter Milliarden erreichbar, — den Willen aber, damit sein Gift uns nicht steche, anderen zu weihen und über sie die bittere Schale irdischen Wohles zu schütten, ist keine Lösung, sondern eine Verirrung.



Zwei Realisten.

Betrachtung von Walter Harlan.

(Dresden.)

Ein Sortimentier muß natürlich sein Geschäft verstehen. Der meinige thut so, als ob er mich garnicht sähe, wenn ich in den Laden trete. Ich stöbre dann den modernen Tisch durch. Er bedient inzwischen seine andern Kunden mit den verlangten Dahms, Wolffs, Scheffels, Schulbüchern, Jugendschriften, Gesangbüchern nebst zugehöriger litterarhistorischer Belehrung.

Ich war heute morgen gekommen, um mir Georg von Omptedas in diesen Tagen erschienene Novellen „Vom Tode“ zu holen.

Jemand verlangte ein würdiges Konfirmationsgeschenk für Knaben so zwischen 6 bis 8 Mark.

„Befehlen geistig oder weltlich?“

„hm, — was wird denn dies Jahr meistens genommen?“

„Etwas Geistiges ist doch wohl immer finruiger. — Übrigens Grubes „Geographische Charakterbilder“, — Wagners „Sellas und Rom“ — — —

Einige Minuten später verließ der Litteraturbedürftige mit dankbarem „Guten Morgen!“ den Laden. Um eine Sorge leichter, um einen Ladenhüter mit zwei Schenkungsschlägen bereichert. Gott sei Dank, er brauchte das Ding ja nicht zu lesen.

„Wie geht Ompteda jetzt?“ fragte ich.

„Den ganzen Tag. Der Verfasser hat viel Freunde hier.“

„Vom Tode“ lag in einem Vorrat von mindestens fünfzig Exemplaren auf dem Tische, daneben ein etwas niedrigerer Stoß von Tovote, „Heimliche Liebe“.

Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, „Heimliche Liebe“ nicht zu kaufen. Es ist doch immer wieder dieselbe Geschichte. Nun steckte ich's doch noch mit in die Tasche. —

Am Nachmittag habe ich dann — jedenfalls nicht im Sinne des Dichters — „Vom Tode“ auf Einem Sitz durchgelesen.

Den Umschlag schmückt eine Bignette, die etwas altmodisch anmutet. Sie ist ziemlich getreu, nur etwas flüchtig, dem anmutigen Sinnbilde des Todes nachgezeichnet, das wir auf dem ersten Kupfer zu Lessings „Wie d. Alten d. Tod gebildet“ kennen gelernt haben. Ich möchte über solche Verwertung antiker Symbole mit Dmpteda (oder vielleicht Herren F. Fontane & Co.?) nicht rechten. Jedenfalls entbehrlich erscheint die auf das vorliegende Kunstwerk hinweisende Titelblattangabe: „Mit einer Original-Bignette von Franz Stuck.“

Das Büchlein selbst besteht aus neun Tovotiaden. Tovotiaden — der Form nach. In ihrer Auffassung sind der Freiherr von Dmpteda und Heinz wie Tag und Nacht. Ich habe den Eindruck, als hätte Dmpteda die ersten Schritte zur Ersteigung eines steilen, stolzen Berges gethan, und als könnte es wohl sein, daß er einmal an das Thor des Schlosses oben klopfte, — Tovote steht längst auf dem Gipfel seines Hügel. Wenn er höher will, so wird er zunächst einmal von diesem alten Hügel herunter müssen. Ich sollte auch meinen, das Ding müßte ihm allgemach langweilig werden. Es ist so abgegrast. Einstweilen übrigens rentiert sich's noch. Ich habe aus des Dichters eigenem Munde gehört, daß ihm der und der Verleger, der „Gemütsmensch“, für die und die lumpige Chose soundsoviel blanke Mark bezahlt habe. Aber das ist nun auch schon zwei Jahre her. Es war im ALV (akademisch-litterarischen Verein) zu Berlin, dem Heinz Tovote als Renommier-AH angehört, und aus dem er deswegen auch nie hinausgethan werden wird, obgleich er uns, die ganze Sippe von zukünftigen hoffentlichen Winkelsjournalisten in pleno en canaille behandelte. Übrigens war solche Herausforderung nicht weiter riskiert, denn wir schlugen uns sozusagen prinzipiell nicht. Irgendwelche „Erziehung des äußeren Menschen“ oder gar litterarische Förderung verdanke allerdings Tovote dem ALV schwerlich.

Wie steht's aber mit dem Kasino, welchem Dmpteda einige Schuljahre hindurch angehörte? Ich kenne dasselbe nur sehr oberflächlich. Soviel aber weiß ich, daß in diesem zum guten Teil hannoverschen Offizierskreise von jeher Sinn und Liebe für unsere moderne Litteratur zu finden waren. Es

ist erstaunlich, wieviel Exemplare von — beispielsweise — „Im Liebesrausch“ und — „Fallobst“ der Buchhändler in Senftenberg an der Drehna (nun mich des Dmpteda'schen Decknamens zu bedienen) f. B. abgesetzt hat. Und — ich kann mir nicht helfen — solcher „Erfolg“ ist mir lieber, ist für die neue Kunst wertvoller, als wenn irgend ein ungenannter Rezensent unseren Dichtungen zum Danke für das erhaltene Freie Exemplar seinen Segen giebt. —

Von dem „Säbel“, mit dem Dmpteda (wie ich aus einer Kritik der „Modernen Kunst“ über die „Drohnen“ entnehme), „endgültig die Feder vertauscht“ hat, ist allerdings in den Novellen „Vom Tode“ für den stüchtigen Blick nicht viel zu bemerken. Es „raffelt“ auch absolut nichts. Das kommt aber nur daher, daß der Verfasser zum Raffeln allzeit zu vornehm gewesen ist. Der Gentleman, der Offizier ist doch immer zu erkennen, und das thut uns wohl, die wir die Litteratenslitteratur bis an den Hals haben.

Nebenbei: es ist geradezu auffällig, was auf den Dichter Dmpteda seine menschliche Verheiratung für einen guten Einfluß ausgeübt hat. Donnerwetter, ist der fein geworden! Niemand betrinkt sich; kein Wort von jeu; und „Damen“ giebt's garnicht mehr. Hätte ich heute morgen im Laden so in der Eile das Büchlein gleich durch und durch erkennen können, — ich würde es alsbald mit gutem Gewissen als Konfirmationsgabe empfohlen haben.

Solche Metamorphose des Verfassers von „Glück?“ und von der „Sünde“ dürfte natürlich noch einen tieferen Grund haben. Über hübsche Dienstmädchen und Chanfonetten wissen wir — leider! — alle Bescheid. Ungleich interessanter z. B. ist es uns, aus authentischer Quelle zu erfahren, daß eine Familie, in der man alle vier Großeltern mit „Excellenz“ anreden muß, ihre Weihnachten — eigentlich in recht ähnlicher Weise feiert, wie andere Leute. (Siehe: „Vom Tode“ Nr. 8. „Die Plätze leeren sich“) Auch die Skizze „Warum weinen?“ ist von einfacher, vornehmer Schönheit. Ich habe mir längst ein solches Buch von Dmpteda gewünscht.

Die Bezeichnung „Novellen“ für die neue Kunstform beliebt sowohl Tuvote wie Dmpteda. Sie scheint mir nicht am Platze. Nun fragt mich aber nicht etwa, was denn nach meiner Ansicht eine Novelle sei. Ich weiß es auch nicht. Wenn nun aber das Wort wirklich gar nichts mehr bedeutet, warum schaffen wir's nicht ab? Es hätte sich gewiß ein bezeichnenderer Untertitel für „Vom Tode“ und „Heimliche Liebe“ finden lassen, etwa: „Geschichten, in denen nichts geschieht“, oder so etwas ähnliches.

In der Sauberkeit des kunstmäßigen Aufbaues und vornehmlich in der Handhabung der deutschen Sprache hat Dmpteda den „in der Anciennetät älteren“ Autor freilich noch nicht erreicht.

Sowohl in „Dr. John Henry Skellet“, als auch in „Mein Tod“ werden wir in der Weise gespannt, daß uns eine ganz haarsträubend komische Geschichte erzählt wird („Mein Tod“ beginnt mit den Worten: „Am 16. August erschloß ich mich auf einer Bank im Tiergarten“) und dann, nachdem unser Denkvermögen sich krank gemartert hat an der unlösbaren Charade, erhalten wir — nach Schluß der Erzählung die etwas primitive Lösung: Es war ein Traum. Das ist weder besonders neu, noch besonders gefällig.

Wüßten wir zur rechten Zeit, daß geträumt wird, so würden uns auch gewisse Ungeheuerlichkeiten weniger bestreuen, wie daß das Reichsgericht eine Entscheidung fällt, die ich mir nicht anders erklären könnte als damit, daß aus den Köpfen der Richter gewisse Kenntnisse von *dolus*, *error* &c. aus den ersten Studienjahren plötzlich verschwunden wären — oder, daß eben geträumt wird. Auch ein Check auf die Reichsbank über eine Summe „Dollars“ dürfte im wachen Leben schwerlich bezahlt werden. Über einige medizinische Auffälligkeiten vermag ich kein Urteil abzugeben. Sie und da stört auch ein offener Widerspruch unsere Freude. In „Mein Tod“ (Seite 67) erschreckt mich der Satz: „Bisher hatte ich keinen Laut vernommen.“ Ich schlage zurück auf Seite 59, 60: da „nähereten sich Stimmen, welche sehr laut klangen“, woraus der, welcher dann keinen Laut vernommen haben will, entnahm, daß das Zimmer eine bevorzugte (sic!) Musik besitzen müsse. Seite 58 a. a. O. ist es jemandem „empfindlich kühl“; derselbe berichtet drei Zeilen später: „Ich empfand keinen Schmerz; ich fühlte mich ganz wohl“; und dann Seite 60: „Noch immer hatte ich jenes unangenehme Kältegefühl.“

Gleich darunter lese ich eben den Satz: „Ich machte den Versuch, die Augen zu öffnen, da mir eine sonstige Bewegung des Körpers nicht möglich war, aber ich mußte es aufgeben; ich war nicht dazu fähig.“ Ich bin nicht dazu fähig, mir dabei irgend etwas Klares vorzustellen.

Ich fand zwar auch auf der ersten Seite von „Heimliche Liebe“ ein Adverb beim Hauptwort („während sie durch hie und da einen leichten Stoß mit der Fußspitze den Stuhl im Wiegen hält“), aber im allgemeinen ist es doch schwerer, auf Topotes Wiesen ein Sträußchen von Stilblüten zu winden, als auf denen *Imptedas*.

So passiert dem Dichter „Vom Tode“ ein Eigenschaftswort wie „märchen-voll“ — weil er nämlich eben von „zweifelhaft“ gesprochen hat. Im ersten Satz seines Büchleins läßt er ganz ohne Not einen Genetiv vom andern abhängen. Irgend einer seiner *morituri* hat „seiner Dienstzeit Genüge geleistet“; es ist wohl Dienstpflicht gemeint. In der trefflichen, ergreifenden Skizze „Einsamer Tod“ erinnerte mich ein Sätzchen unliebsam an „Ster-

mann, Übungsbuch für Quarta, aus dem Deutschen ins Lateinische zu übersetzen“: „sein Auge schweifte hinaus in die keimstarke (?), wachsende Landschaft, von der er wußte, daß er bald Abschied von ihr nehmen würde“ — *quam mox relicturus esset* — o liebes, schönes Latein!

Zwei Citate kommen in „Vom Tode“ vor. Beide falsch. Es heißt: „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit (nicht „Plage“!) fort“ und: „Wir Wilden (nicht wir Wilde) sind doch bessere Menschen“, f. Seume, Gedichte, „Der Wilde“; vgl. auch Wüstmann, Allerhand Sprachdummheiten, S. 49: „Wir Deutschen oder wir Deutsche?“ Diese „kleine deutsche Grammatik des Zweifelhafsten, des Falschen und des Häßlichen“ ist überhaupt ein vorzügliches Buch für die modernen deutschen Dichter! Taschenformat! Mir hat es Detlev von Liliencron empfohlen, und ich bin ihm herzlich dankbar dafür. —

Genug der Schulmeisterei! Ich habe noch etwas zu sagen, was mir wichtiger erscheint. Die Kunstform der beiden „Novellen“-Sammlungen, die mich zu dem eben stattgefundenen Geplauder verführt haben, hat ihre großen Vorzüge. Aber der größte darunter scheint mir doch der zu sein, daß so ein Ding überaus leicht zu machen ist. — Ich lese Lovote grundsätzlich nach Tische, und ich will ihm gern zugestehen, daß ich dann, wenn die Cigarre nicht kohlht, der Stuhl nicht quietscht, und auch sonst alles hübsch in Ordnung ist, bisweilen ein beinahe andächtiges Gefühl der Dankbarkeit gegen den empfinde, der uns dieses vorzügliche Dessert geschenkt hat. Wenn mich nur nicht immer die Frage peinigte: Hast du das nun eigentlich schon gelesen, oder nicht?

Das geht mir auch wieder so mit „Heimliche Liebe“: „Glück?“ Ja, das muß ich gelesen haben. Im „Magazin“ glaub' ich. Aber „Wilde Rosen“? „Erike“? „Das schlafende Mädchen“? — ich weiß wirklich nicht. Bekannt kommt mir alles vor. — Wie wär's, wenn man in die kurze Erzählung doch wieder ein bißchen Drama brächte. Eine „Haupt- und Staatsaktion“ braucht ja darum noch lange nicht verfaßt zu werden. Von Konjekt kann man aber nun einmal nicht viel vertragen. Außerdem — ich hätte beinahe gesagt: „Das Zeug macht unserem Realismus keine rechte Ehre“ —. Aber da fiel mir gerade noch ein, daß hierbei weder von „Ehre“, noch von „Realismus“, noch von „unser“ zu reden ist. Von „unser“ nicht, denn wir sind keine Clique und haben darum auch über keine Cliquenehre zu wachen, sondern jeder hat, Gott sei Dank! seine Ehre für sich. Und „Realismus“? Da weiß ich wieder nicht genau, was das ist. Und solche Worte soll man nicht unnützlich im Munde führen.

Wie unnützlich ist es insbesondere, gerade die verschiedenen Stilarten der deutschen Dichtung mit geheimnisvollen Fremdwörtern zu verschleiern!

Sicher kann man doch nur zwischen Ehrlichen und Unehrliehen unterscheiden. Ehrliche Leute aber — zu denen ich Dmyteba wie Tovote aus voller Überzeugung rechne — fühlen sich immer solidarisch, auch wenn sie die verkörperten Gegensätze sind. Die etwas abgeleierte Metapher vom „Herzblut“ sagt ganz das Rechte. Die wahren Dichter geben das Beste von ihrem Eigenen. Aber eben darum muß dieses Eigene von innerlicher Größe und Schönheit durchstrahlt sein, und dann: ehrlich. Denn der empfindende Leser merkt immer, was hohl ist. Und erlogene Schönheit ist auch nicht einmal ein Schatten von der wahren. Vielmehr ein häßlicher Spott auf sie.



Gegen Panizza's „Prolegomena“.

Von C. Fischer.

(München.)

Ohne Tabak und Kaffee können wir die heutige Kulturarbeit nicht mehr verrichten.“

Also offenbart uns im Märzheft der „Gesellschaft“ Herr Panizza. Bedauernswerte Menschheit! oder vielmehr glückliche, daß ein gütiges Geschick dir diese beiden Stimulantien aufbewahrte, ohne die du schon lange wieder auf den Kulturzustand des 8. Jahrhunderts zurückgesunken wärst.

„Nikotin, Kaffee, Absinth, Morphinum, Haschisch, Alkohol und andere spezifische Gehirngifte. Sollten wir deren Genuß unmöglich machen? — Wir würden das ganze Bild unseres geistigen Lebens verändern.“

Es wäre in der That schade um solch herzerquickende Bilder, um eine Gesellschaft, die ohne Morphinum usw. ihre völlige geistige Impotenz eingestehen müßte. Mit der Schülereiweisheit: mens sana in corpore sano hat nun Herr Panizza gründlich aufgeräumt. An dem Beispiele der Laneros und Montañeros wird uns das eingehend gezeigt. Dort der urkräftig wilde, aber intellektuell niedrig stehende Natursohn; hier der seßhafte, berechnende, aber körperlich untüchtigere Kulturmenschen. Ergo: In einem blühenden, kräftigen Körper kein solides Geistesleben, andererseits komplizierte Nerventhätigkeit nur in schlapphäutigen, ausgemergelten Rahlköpfen.

Gebildete Gesellschaft des 20. Jahrhunderts, sieh' hier dein Prototyp: Ein schwächliche, greisenhafte Gestalt, in Pelz gehüllt, die Absinthflasche

neben sich, die Morphiumspritze in der Tasche, sitzt im wohlgepolsterten Lehnstuhl am warmen Ofen und spekuliert über die letzten Daseinsrätsel der Welt.

„Jene mens sana, die sich als glückliches Produkt aus einem tadellosen corpus robustum abstrahiert, mag in glücklicher Einfall und Selbstgenügsamkeit hinter dem Pfluge auskommen.“

Merkwürdig! Also weil wir eine durchgreifende Verbesserung des allgemeinen Gesundheitszustandes wünschenswert erachten, behaupten wir damit schon, daß wir uns mit jenem gesunden Hausverstand, der das Produkt des corpus robustum ist, zufrieden geben! Als ob man jenen Spruch nicht in aller Welt so verstünde: Wir wollen die höchstmögliche Kulturstufe erreichen, dabei aber keineswegs unsere leibliche Gesundheit vernachlässigen, die denn doch trotz vieler Ausnahmen die erste Vorbedingung wahrer geistiger Gesundheit bleibt. Wenn uns hier die Schwindsucht Schillers, die erbliche Belastung Schopenhauers (warum nicht auch Nietzsche's Zustand?) vorgehalten werden, so beweist das noch lange nicht, wie Herr Panizza glaublich machen will, daß aller Kulturvorschritt nur um den Preis einer Degenerationszunahme möglich sei. Daß Schiller trotz seiner Schwindsucht ein Dichter sein konnte, wird niemand merkwürdig finden. Man dichtet doch nicht mit der Lunge. Aber wer wollte leugnen, daß die Philosophie Schopenhauers (und auch Nietzsche's) nicht den Stempel des krankhaft Überreizten an sich trüge? Das stärkste Stück ist aber doch, uns die Schwindsucht Schillers als die direkte Ursache seines hohen Gedankenschwunges aufreben zu wollen. Vollends das Judenbeispiel! Der nach der merkantilen Seite hochentwickelte Geist dieses Volkes mit seiner „Defrepidität“ (?) soll die beste Körperverfassung der germanischen Rasse wett machen. Ja, ist denn kaufmännische, egoistische Schlaueit und Rücksichtslosigkeit ein derartig kultureller Vorzug daß dieser gegen ihre körperlichen Nachteile in die Waagschale geworfen werden kann?

Und dann die Schnürbrust der Damen! Sonderbar, daß in den vielen Jahrtausenden vor Gebrauch des Korsetts die Männer für den Reiz weiblicher Formen schon so empfänglich waren.

Allerdings, es ist wahr: Unser Kulturfortgang hielt bis jetzt mit zunehmender Verweichlichung Schritt. Ja, man darf sogar unter den gegenwärtigen Verhältnissen beide in kausale Verbindung bringen. Unsere Ahnen in den deutschen Urwäldern wußten wahrscheinlich nichts von Rheumatismus (nebenbei bemerkt: ich auch nicht), eben weil sie sich vor Witterungseinflüssen von vornherein schon nicht abschließen konnten. Unsere germanischen Urmütter folgten den Männern zuweilen in die Schlacht, während unsere Damen die Migräne haben. Jene gebären ihre Kinder unterwegs und

gingen wieder weiter, während bei uns schwierige Entbindungen die Regel sind. Dies spricht allerdings laut genug für unsere Dekadenz, die ohne zunehmende Kultur nicht möglich gewesen wäre. Aber ist es denn eine absolute Notwendigkeit, daß ich mich deshalb, weil ich die Gelegenheit und Mittel zur Verweichlichung habe, auch verweichlichen muß? Ist es uns wirklich nicht mehr möglich, die Ausdauer und Leibesfähigkeit unserer Ahnen zu erreichen, ohne unsere Kultur zu opfern? Sind leichte Geburten, Nervenruhe, Sicherheit vor Erkältungen, Seuchensfestigkeit usw. nicht mehr zu erlangen?

„Ich sehe nicht ein, warum und wozu,“ meint Herr Panizza. „Und wenn wir es auch wollten, wir können einfach nicht. Wir sind und bleiben ein degeneriertes, dekrepides Geschlecht. Die unverwüßliche Gesundheit unserer waldbewohnenden Väter bleibt für uns ein verlorenes Paradies. Die Phtisis, die Gicht, Krebs, Epilepsie, Skrofulose, Syphilis bilden die unübersteiglichen Schranken davor.“ —

Ja aber — wer jetzt der beschränkte Laienverstand fragen — wir haben doch eine so hochentwickelte, herrliche Medizinwissenschaft! Wie können uns da jene Schreckgespenster noch ferner ängstigen? — Vorwitzige Frage. Habt ihr noch nie von der Vererbung gehört?

„Nur mittelst Zeugungsverbot bei Phtisikern, Epileptikern usw. wären jene Übel aus der Welt zu schaffen. Da aber solches unthunlich, ist es damit nichts.“

Wir, d. h. wir Medizinmänner haben noch keine Phtisis geheilt, keine Cholera, keine Tuberkulose, keine Bleichsucht, keine Gicht, trotzdem wir Creosot, Morphinum und Karbol, Tuberkulin, Eisenpräparate, Salicyl pfundweise verordneten; also sind sie überhaupt unheilbar. Tröstet euch mit dem erhebenden Bewußtsein, daß eure vergifteten Körper die Träger eines komplizierten Geistes- und Nervenlebens sind. Unser ärztliches Gewissen haben wir damit vollständig beruhigt. Ultra posse nemo tenetur.

Zwar soll es hie und da in deutschen Landen vorgekommen sein, daß jogen. Kurpfuscher, zünftige wie nichtzünftige, große Erfolge mit Heilung obiger Krankheiten hatten. Doch dies ist höchst unwissenschaftlich und daher totzuschweigen. Zwar hat sich die deutsche Medicinerei vor einiger Zeit in Berlin unsterblich blamiert, hat in Hamburg ihre Insolvenz erklärt, hat es sich neulich in Wien gefallen lassen müssen, daß man den gefürchteten Krombazillus mit Löffeln verspeiste, ohne Schaden zu nehmen, hat man endlich im Straßensehricht Milliarden pathogener Mikroben entdeckt, wonach eigentlich kein lebender Mensch mehr auf Erden sein könnte, — thut alles nichts, wir stecken die Köpfe ins Mikroskop und sahuden nach neuen Bakterien.

Die sind an allem schuld; diese und die Vererbung. Daß Krankheitsdispositionen erblich sind, wird niemand in Abrede stellen. Wir können dies alle Tage sehen. Aber freilich, wenn man sich mit der Konstatierung dieser Thatsache begnügt, statt sein hochentwickeltes cerebrales Vermögen zur Wegschaffung des Übels zu verwenden, dann bleiben wir stehen, wo wir sind. Wenn der Sohn nichts thut, um die überkommene Disposition zu verringern, der Enkel und der Urenkel ebensowenig, dann behält Herr P. recht und die Vererbungsdramatiker haben noch eine große Zukunft. Sollten wir, indem wir die Ahnenteihe eines Phthisikers rückwärts passieren, nicht irgendwo, vielleicht sehr bald, auf eine noch gesunde Generation stoßen? Sicherlich. Die krankhafte Anlage muß also einmal erworben sein, und was man erwerben kann, kann man doch auch wieder veräußern, wenn auch erst in einigen Generationen vollständig. Wie das zu machen ist? Mit spezifischen Nervengiften und Stimulantien jedenfalls nicht. Ebensowenig mit unsrer unsinnigen Lebensweise, unsrer Verweichlichung, dem maßlosen Bier- und Spirituosengenuss, der raffinierten Gourmandise, mit unsrer Lustsüchtigkeit und dem nächtelangen Aufenthalt in der bekannten Wirtshausatmosphäre und sonstigen nächtlichen Vergnügungen. Am allerwenigsten aber mit unsrer modernen Giftmedizin. Unsere Nachkommen werden schon sehen, wie und wo.

Doch was gehen uns unsre Nachkommen an, sagt Herr P. Was haben denn die Nachkommen für uns gethan, bemerkte einmal ein ähnlicher Wigbold. *Après nous le déluge*, sagte eine bekannte Dame in Puder und Reifrock, und wir auch. Wir können einfach nicht mehr leben ohne Alkohol, Nikotin u. dgl.

Nein, Herr P., wir können wohl leben ohne dieses und noch manches andre; und ich brauche nicht lange zu suchen, um Ihnen ein solches Exemplar von homo sapiens zu zeigen, das seit seiner Knabenzeit kein Bier, noch sonstige Spirituosen, keinen Tabak, ja seit längerer Zeit auch kein Fleisch mehr gebraucht, Kaffee und Thee leicht entbehren kann und „dennoch“ gesund und lebensfreudig ist, wie unter anderem seine körperliche Elasticität, sein junglingshafter Haarwuchs, sein tabellofes Gebiß bei einem an die 40 heranreichenden Alter schon vermuten läßt.

Schon gut, wird Herr P. meinen, aber wahrscheinlich etwas beschränkt und geistig stumpf. Trifft leider wieder nicht zu, wenigstens sahen Leute von geistiger Stumpfheit, etwa vom Schlage privatistischer Metzger und emeritierter Bierwirte, ziemlich anders aus. Meistens beschäftigen sich diese Herrschaften nicht mit Wissenschaften und Künsten. Sie treiben weder Sprachstudien, noch vertiefen sie sich stark in politische oder Kultur-Geschichte; auch haben sie in Physik, Mathematik und Chemie geringe Kenntnisse, für Botanik, vergleichende Anatomie u. dgl. wenig Interesse. Ebensowenig ver-

tiefen sie sich mit Andacht in ein Wagner'sches Musikdrama oder in eine Beethoven'sche Orchesterpartitur. Im Zeichnen und Malen pflegen sie meist nur dilettantenhafte Fertigkeiten zu haben und den Unterschied zwischen Grillparzer und Ibsen wissen wohl die wenigsten herauszufinden. Trotzdem diese Leute nicht unerhebliche Mengen von Alkohol und Nikotin konsumieren und sich hübsch fest ans Leben zu klammern wissen.

Das wäre allerdings nur ein Beispiel, und eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Ich glaube indessen bestimmt, daß es jetzt schon viele giebt, die körperliche und geistige Spannkraft bei mäßiger Lebensweise in sich vereinen, obwohl wir noch in einer Zeit leben, auf deren hygienische Unwissenheit ein kommendes Geschlecht mit Staunen, wenn nicht mit Lachen zurückblicken wird. Dünkt es uns beispielsweise nicht merkwürdig, daß noch zur Zeit unserer Großväter Lesen und Schreiben nur ein Vorzug der obersten Stände war? Mit ähnlichem Befremden werden wohl einst die Späteren auf uns zurücksehen, bei denen ein junger Mann mit Auszeichnung das Gymnasium und die Universität verlassen, also zu den Gebildetsten seiner Zeit zählen kann, ohne von seinem eigenen Körper und dessen Lebensbedingungen mehr zu wissen, als ein Marktweib. Wann wird man endlich einsehen, daß Gesundheitslehre ebenso zur allgemeinen Volksbildung gehört, wie Lesen und Schreiben? (Es käme allerdings auf die richtige Art von Gesundheitslehre an. Für eine solche, die ohne Nikotin und Morphinium nicht auskommen kann, müßten wir freilich danken.) Sollte dies nichts zur Hebung der Nationalgesundheit beitragen?

Vielleicht, aber die Epidemien, die nach Herrn Panizza nicht zu entfernen sind! So wie in Hamburg freilich nicht. Aber Herr Panizza lebt doch in München. Sollte er nicht wissen, mit welchen Mitteln hier die Typhussterblichkeit fast bis auf Null herabgesetzt wurde?

Mit einem Argument für die Unverbesserlichkeit der Rasse scheint Herr Panizza allerdings recht zu haben: Die übertriebene Achtung der Menschenrechte, die selbst den unheilbaren Idioten, wie den unverbesserlichen Verbrecher jahrelang verpflegen läßt, statt daß man ein schnelles Ende machte, ist sicher ein Hemmnis erster Größe für den fraglichen Zweck. Allein, sollte keine Zeit kommen können, in der man solche Rücksichten nicht mehr zu üben braucht, nämlich deshalb, weil es dank einer vorgeschrittenen Hygiene und Gesellschaftsordnung weder Idioten noch Verbrecher giebt? (Einzelne sehr seltene Ausnahmen etwa zugegeben, die aber auch nicht das Gebäude ins Wanken bringen werden. Zudem wird weder in Irren- noch in Zuchthäusern für Nachkommenschaft gesorgt.)

Sowie von der körperlichen Degeneration. — Aber die andere Seite, die Lichtseite! Nach Panizza ist unsere Rasse „in ihren cerebralen

Leistungen eminent fortgeschritten“. Wenn dies, was wohl richtig ist, so gemeint ist, daß unser Denkmechanismus innerhalb der modernen Kulturepoche viel feiner differentiiert ist, als er es vorher war, so befinden wir uns damit in einer argen Selbsttäuschung. Es ist wahr, von einer Mathematik, einer Physik, vor allem einer Chemie, wie wir sie besitzen, hatte man noch vor 150 Jahren keine Ahnung. Die Technik hat in wenigen Jahrzehnten einen unerhörten Aufschwung genommen. Geologie, Anthropologie, überhaupt die Naturwissenschaften — Welch ein Unterschied zwischen jetzt und etwa vor 80 Jahren! Oder die Musik — Welch eine andere Welt ist uns hier seit der Zeit vor Gluck ausgegangen! Der Kulturunterschied zwischen jetzt und vor 100 Jahren ist allein schon ungeheuer viel größer, als es der zwischen damals und 1000 Jahre früher war; wenigstens in technischer und wissenschaftlicher Hinsicht.

Hieraus aber zu folgern, daß unsere cerebrale Organisation, die doch sonst etwas länger zu ihren Uubildungen brauchte, in dieser kurzen Zeitspanne einen so gewaltigen Ruck aufwärts gemacht hätte, ist einfach ein Rechnungsfehler.

Ja, wenn ein Einzelner innerhalb eines Menschenalters beispielsweise die Chemie von der Alchimie des 16. Jahrhunderts bis zu ihrem jetzigen Staude emporgebracht hätte, dann allerdings. Die Sache ist aber bekanntlich anders. Jeder, der einen Stein weiter an dem Baue der Wissenschaft oder der Kunst aufsetzt, muß erst die ganze Summe des bisherigen betreffenden Wissens oder Könnens sich angeeignet haben. Ebenso der nächste, der auch neuerwordene noch in sich aufnehmen muß usw., und keiner würde auf 101 kommen, wenn seine Vorfahren nicht schon bei 100 gewesen wären. (Ein außerordentlicher Genius nur wird auch einmal zwei oder mehr Stufen allein weiterkommen.) Daß unsere Vorfahren bei dieser Additionsarbeit sich einmal erst bei 9 oder 10 befanden, berechtigt doch nicht zu behaupten, daß deren Summanden kleiner waren als die unstrigen. Ich glaube, das Gleichnis kann nicht mißverstanden werden. Daß Julius Cäsar schon im Vorpiel zu „Tristan“ davonliese, glaube ich auch (sofern solche Geistescitierungen nicht an sich widersinnig sind). Doch was beweist dies? Doch nur, daß man um jene Zeit noch keine Ahnung von der heutigen Musik hatte. Aber man hatte auch noch keine Dampfmaschinen. Ist es aber undenkbar, daß man sie damals schon hätte erfinden können? Aber gesetzt, Cäsar lebte wirklich unter uns, würde er es bei seinen Fähigkeiten nach 6 jährigem Besuch eines Konservatoriums in der That nicht dahinbringen, den „Tristan“ mit Interesse zu hören? Zudem giebt es auch heute noch Leute, die für Isoldens Liebestod nicht mehr Verständnis zeigen, als der römische Eroberer.

Die erhöhten cerebralen Leistungen als Gesamteigentum der gegenwärtigen degenerierten Menschheit sind also keineswegs eine ausgemachte Sache. Was wir hier vor unsern Vorfahren voraushaben, ist lediglich, daß wir, je später wir den Schauplatz betreten, eine desto größere Summe von bereits geschehener Kulturarbeit vorfinden. Übrigens wäre noch daran zu erinnern, daß wir bei unserm Rühmen der gegenwärtigen Bildungshöhe doch immer nur an die oberen Zehntausend denken, während es doch sonst auch noch andere Angehörige unsrer Kulturepoche giebt. Wie steht es nun mit jenen, den Bauern, den ländlichen Kotsassen, wie den Proletariern der Millionenstädte und Kohlenbistricke? Besteht hier auch der fragliche Antagonismus zwischen körperlichem und geistigem Besitzstand?

Summa summarum: Es kommen alle Kombinationen der verschiedenen körperlichen und geistigen Entwicklungsstufen vor. Die Verbindung von hohem Bildungsgrad mit schlechter Leibeskonstitution scheint allerdings bei den „besseren“ Ständen die Regel zu bilden. Daß aber der erstere ein ewigwährendes und zunehmendes Hindernis bilden soll, die Klasse zu verbessern, das müßte denn doch noch bewiesen werden, und dies dürfte sehr schwierig sein. Körperlich heruntergekommen sind wir in ganzen, aber nicht wegen, sondern trotz unserer intellektuellen Vorsschritte. Die im Mittelalter herrschende Verachtung alles Leiblichen, das gänzliche Ignorieren der Natur von Seite der damaligen offiziellen klösterlich-kirchlichen Wissenschaft, das Einziggeltenlassen des Geistigen, oder vielmehr Geistlichen steckt uns eben noch gar sehr im Blute; das sehen wir an unsern Gymnasten, wo bis in die letzten Jahre die Naturwissenschaften nicht bloß nicht gelehrt, sondern geradezu mißachtet wurden. Unsere moderne Kultur ist noch sehr jung, und da kann es uns nicht wundern, wenn unter den genannten Umständen die Sorge für unser leibliches Teil, Hygiene und Heilkunde, noch nicht recht nachkamen. Aber sie werden noch nachkommen, das kann jeder unbefangene Beobachter jetzt schon sehen. Bereits zeigt sich das erste Morgenrot einer wirklichen Gesundheitslehre. Allerdings verbreitet sich dies nicht von der Gegend der medizinischen Fakultäten her. Dort ist man noch zu sehr mit der alleinseligmachenden Bazillentheorie beschäftigt, mit Morphiumeinspritzungen, mit Impflanzen, Quecksilber, Arsen, Solanum &c. In einem Münchener medizinischen Wochenblatt stand unlängst ein Artikel, in dem mittelst unzähliger Rezepte gezeigt wurde, wie man Arzeneien rot, grün, blau, violett — färben kann. Ein solcher Medizinfärber mit dem Propheten der spezifischen Gehirngifte, — damit kann sich die moderne Heilkunst schon sehen lassen. Daß übrigens den Vertretern dieser vor ihren eigenen Geschöpfen schon bange wird, zeigt folgender Kassandrarauf eines Doctor medicinae in Hardens „Zukunft“: „Heute spotten wir noch

der Naturheilskraft. Aber sie wird die moderne Arzneikunde noch an die Wand drücken, und die Zeit wird kommen, wo es nicht mehr als eine Beschimpfung gilt, Naturarzt zu heißen.“

Vielleicht wird sogar Herr P. in seinem Vertrauen auf die Gehirngifte noch wankend, wenigstens läßt er etwas derartiges in dem Aufsatz „Luther und die Ehe“ vermuten, der komischer Weise mit den „Prolegomena“ im nämlichen Hefte steht, wo er sich mit folgendem Satze selbst ins Gesicht schlägt: „ . . . der eben (nämlich Luther) wegen dieser außerordentlichen psychischen und körperlichen Gesundheit und des Mutes auf ihr zu pochen und auf Grund derselben sein Naturrecht zu fordern, uns geradezu als moderner Mensch erscheint.“



Der Kampf gegen die Prostitution in der lex Heinze.

Von Bruno Schoenlank.

(Berlin.)

Vorbemerkung der Schriftleitung. Wir entnehmen diese vortreffliche Abhandlung der Wochenchrift „Sozialpolitisches Centralblatt“ von Dr. Heinrich Braun. Obwohl die hier behandelte Frage bereits von unseren eigenen Mitarbeitern erörtert wurde, erschien es uns doch zweckmäßig, eine berufene Feder auch aus einem anderen Lager unseren Lesern vorzuführen und damit zugleich deren Aufmerksamkeit aufs neue auf eine der schwierigsten Probleme zu lenken.

Mag auch die Frage, ob unsere Zeit den Verus für Gesetzgebung habe, unentschieden bleiben, so kann über den Verus unserer Zeit für die Gelegenheitsgesetzgebung kein Zweifel walten. Die Kunst, den Symptomen nachzuspüren und an den Quellen, woraus diese Symptome entspringen, vorbeizugehen, hat sich meisterlich entwickelt.

Ein Muster für legislative Tätigkeit dieser Art ist der Gesetzentwurf, der unter dem Bahswort: lex Heinze geht. Schon das Präambulum der Begründung¹⁾ erscheint typisch:

„Der kürzlich vor einem Berliner Schwurgericht verhandelte Nordprozeß gegen die Heinze'schen Eheleute hat verbreitete Mißstände hervortreten lassen, welchen trotz allen Anstrengungen der beteiligten Behörden auf Grund der bisherigen Gesetze nicht hinlänglich gesteuert werden kann, und welche daher eine Abänderung und Ergänzung der letzteren erforderlich erscheinen lassen.“

Die „verbreiteten Mißstände“ „treten hervor“ im Nordprozeß Heinze. Die bestehenden Gesetze reichen nicht aus. Man gebe den „beteiligten Behörden größere

1) Entwurf eines Gesetzes über Abänderung von Bestimmungen des Strafgesetzes, des Gerichtsverfassungsgesetzes und des Gesetzes vom 5. April 1848, betr. die unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfindenden Gerichtsverhandlungen, S. 1.

Vollmachten! Der Entwurf soll „in erster Linie eine Einschränkung und erfolgreichere Beaufsichtigung der Prostitution, sowie ein wirksames Einschreiten gegen Kuppler und Zuhälter ermöglichen.“ Um diesen Erfolg zu sichern, werden strengere Strafen, ein verschärfter Strafvollzug, eine weitere Einschränkung der Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens und eine sittenpolizeiliche Kontrolle für Kunst und Literatur verlangt. Die *ocasso legis*, ein blindes Ohngefähr, dietet den willkommenen Anlaß, im bunten Durcheinander verschiedenartige Forderungen zu häufen, wie sie grade im Geist der herrschenden Richtung begründet sind.

Als der Geist unserer Geseze aber enthüllt sich das polizeiliche Reglement. Mit Verwaltungsmaßregeln werden „ordretete Mißstände“ bekämpft, und das soziale Bedürfnis erscheint befriedigt, wenn das soziale Übel polizeilich verboten wird. Diese Politik geht von der Voraussetzung aus, daß gesellschaftliche Massenerscheinungen sich durch Polizeigesetze bestimmen lassen. Deshalb werden die wirtschaftlichen Bedingungen, unter denen die Phänomene zu Tage treten, sorgsam ignoriert.

Nachdem einmal heutzutage die Gelegenheit Gesetzgeber macht, so hätte der Kernpunkt des Falles Heinze ihnen nicht entslüpfen dürfen. Der Entwurf würde sozialpolitisch weit eher diskutabel sein, kristallisierte er sich um die so schlichte wie bedeutsame Aussage jener alten Lohndirne, der Frau Heinze, die vor Gericht erklärte:

„Ich mußte zur Dirne werden, weil ich mit der angestrengtesten Arbeit nur vier bis fünf Mark wöchentlich verdienen konnte.“

Anstatt des reichen Maßes sittlicher Empörung über die Verworfenheit des Lumpenproletariats, wie sie in dem Entwurfe zum Ausdruck kommt, ein Weniges mehr ökonomischer Einsicht, und der Feldzugsplan gegen die Prostitution hätte ein anderes Gesicht bekommen. Aber das Wesentliche bleibt unbeachtet, fruchtbringende Keime werden zerstört. So war es 1892, so schon 1887, so schon 1887. Warum hat die Erhebung über die Lage der in der Wäschefabrikation und Konfektionsbranche beschäftigten Arbeiterinnen keinen Anstoß zum gesetzgeberischen Eingriffe gegeben? Trat damals nicht mit erschreckender Deutlichkeit zu Tage, daß die Prostitution das komplementäre Gewerbe war, wozu die Not jene Arbeiterinnen zwingt? Verhehlen wir uns nicht, daß nicht die Sozialpolitik, sondern die Kriminalpolizei, nicht das chronische Elend der Masse, sondern die „Sitt“ die *lex Heinze* hervorgerufen haben.

Indes schränkte man auch seine Ansprüche ein, begnügte man sich mit einem Not- und Polizeigesetz, so erböte uns dies Zugeständnis nicht von der Verworfenheit der Bestimmungen, an welchen der Entwurf leidet, so blieben die Motive trotz alledem noch so dürftig, daß ein Gesetz auf sie begründet ein deklagensoerter Mißgriff wäre. In der That, wäre die Prostitution eine quantitate négligeable, sie hätte nicht oberflächlicher abgefertigt werden können, als dies in der amtlichen Begründung geschieht. Wer aber etwa darin sorgsam durchgearbeitetes, gutgeprüftes, umfassendes Material sucht, wird gründlich enttäuscht. An Vinsenwahrheiten und unbewiesenen Behauptungen fehlt es nicht, eine zahlenmäßig degelegte, durch sachliche Ermittlungen gestützte Darlegung der Verhältnisse fehlt. Denn man wird doch nicht ernstlich annehmen, daß die kümmerlichen Mitteilungen, die der VIII. Reichstagskommission übergeben worden sind, zur Erkenntnis der Materie irgend etwas Erhebliches beitragen? Die deutsche Kriminalstatistik, deren Erhebungsmethode unhaltbar und in jedem Betracht ansehdar ist, liefert in den Anlagen (Kommissionsbericht S. 37 ff.) eine Übersicht über die Rückfälligen, deren Minderhaftigkeit zugegeben wird, und eine Zusammenstellung polizeilicher Gutachten über den Stand der Minderbergeben. Sind Staatsanwaltschaften und Polizeibehörden in der Lage und berufen, ein unbesangenes und sachkundiges Urteil über diese Dinge abzu-

geben? Die Untauglichkeit der Polizei zum sozialpolitischen Hilfsdienst ergibt sich aus jedem neuen Bericht der deutschen Gewerbevereine, und der öffentliche Ankläger erfährt nicht den sozialen Statistiker.

Hat die Regierung darauf verzichtet, einen methodologisch brauchbaren Entwurf vorzulegen, hat sie es unterlassen, ehe sie an die Ausarbeitung des Gesetzes ging, sich die für seine Motivierung nötigen Materialien zu verschaffen, so hat sie eben auch diesmal einen schon vor Jahren geduldeten Wunsch des Reichstages nicht erfüllt. Als die Brückner'sche Petition betreffend die Wiedereinführung der Bordelle vom Reichstage abgelehnt wurde, ersuchte man den Reichskanzler, statistisches Material zur Prostitutionsfrage zu sammeln. Jahre sind ins Land gegangen, die Eisen-, Tabak-, Baumwoll-Enquêtes wurden veranstaltet, von einer Prostitutions-Enquête blieb es still. War aber jemals eine solche Erhebung notwendig, so jetzt, da die Regierung das Strafgesetz revidieren will. Nichts von alledem, die lex Heinze beweist, wie anspruchlos das offizielle Deutschland ist, sobald es sich mit der sozialen Statistik zu beschäftigen hat.

Hätte sich die Regierung begnügt mit dem Verzicht auf eine neue Arbeit, so dürfte sie ihre sozialpolitische Asefe doch nicht so weit treiben, das bereits vorhandene wichtige Thatfachenmaterial in der Begründung unbenutzt zu lassen. Verlohrte es sich nicht, die vortrefflichen Studien eines Huppé und Schwabe zu benutzen, da hoch viele Forscher gerade das Sondergebiet, worauf der Fall Heinze sich abspielt hat, das weltstädtische Berlin, behandelt haben? Die Berliner Polizei führt genaue Register über die kontrollierte Prostitution, über Zuführer und Kuppler. Warum giebt die Begründung keine aus dieser Quelle geschöpfte Statistik z. B. über Zahl, Civilstand, Beruf, Alter der unter sittenpolizeilicher Aufsicht stehenden Firmen? Welchen Eindruck gewinnt der Fachmann, wenn er sieht, mit was für unzulänglichen Notbehelfen die Reichstagskommission sich abmüht? In der „Statistik der Rückfälligen“ (Anlage 5 des Kommissionsberichts S. 43) sind die Ziffern für England, Frankreich, Italien, Belgien der neuesten Auflage von Lettingens Moralstatistik entnommen. Die neueste Auflage stammt aus dem Jahre 1882. Von den vielbeschäftigten Parlamentariern kann nicht verlangt werden, daß sie auch noch durch Quellenstudien die Zahlen bis auf die neueste Zeit ergänzen. Aber haben wir nicht in unseren statistischen Ämtern Arbeitskräfte zur Genüge, denen es ein Leichtes gewesen wäre, aus den offiziellen Veröffentlichungen Englands usw. das Nötige nachzutragen? Der Jng einer vornehmen Konchalance in allem, was das Thatsächliche betrifft, geht durch die ganze Vorlage.

Grundsätzlich berührt sich der Entwurf mit den Ansichten des alten Johann Peter Sühmild, der vor 132 Jahren es ausdrach: „Daher also die Hurerey und der Konkubinat ganz und gar nicht . . . in einem wohl eingerichteten Staat gebildet werden sollten,“ grundsätzlich wurzelt der Entwurf von 1892 in demselben Boden wie die Auffassung Sühmilds, da 1892 so gut wie 1761 die Prohibitivpolitik, das Gebot und das Verbot, als Heilmittel gelten. Nur daß die geistigen Nachfahren des wackeren und wohlverdienten Oberkonfistorialrates sich zu dem Geständnis bequemen müssen (Entwurf, S. 7):

„Da die Erfahrung gezeigt hat, daß eine völlige Ausrottung der Prostitution im Wege der strafrechtlichen und polizeilichen Repression unausführbar ist, so ist die Gesetzgebung genötigt, mit den in dieser Hinsicht vorhandenen thatsächlichen Verhältnissen zu rechnen.“

Als das Ergebnis dieses Rechenexempels stellt sich die lex Heinze dar, deren wesentlicher Inhalt eine Reihe von roh-mechanischen Zwangsmaßregeln ist. So rächt sich der Verzicht auf eine sozialpolitische Aktion: die öffentliche Gewalt paktiert mit derselben Prostitution, deren Folgeerscheinungen sie durch Richterspruch und

Polizeigewalt zu begegnen hofft. Der Entwurf der Regierung findet sich ab mit dem Kupplerwesen, indem er die Kupperei mit schärferen Strafen bedroht, eine bestimmte Gruppe der Kuppler aber von staatswegen privilegiert. Um die Prostitution zu überwachen, will er sie kasernieren; er konzessioniert zwar nicht dem Namen, aber der Sache nach die Bordellwirtschaft. Gegen die Zuhälter, die gewohnheitsmäßig aus der Prostitution ihren Erwerb ziehen, wendet sich die Vorlage mit aller Schärfe, aber sie statuiert den rechtlichen Anspruch hilfsbedürftiger Angehöriger auf eine Alimention seitens der Prostituierten. Der Entwurf will, wie die Begründung ausdrücklich besagt (a. a. O. S. 9), „das Zuhältertum als solches verbieten“ und giebt selbst zu (a. a. O. S. 7), daß „die heimliche Prostitution sich der Möglichkeit einer örtlichen Beschränkung entzieht“. Aber wenn die Vorlage mit der kasernierten Prostitution eine staatlich zugelassene „Louis“-Zunft, die Bordellhalter und Bordellagenten, ins Leben ruft, bleibt den Böhhasen des Zuhältertums die Winkelprostitution, die in ewiger Bewegung, unfassbar, in ruhelosem Flusse ist. Man könnte mit eben demselben Erfolge das „Gaunertum als solches“, das „Eindrechertum als solches“, kurz alle verhängnisvollen Geschöpfe gesellschaftlicher Übelstände „verbieten“. Ja, das staatliche Verbot könnte diese Übelstände selber treffen. Nur wird der Erfolg kein anderer sein, als wenn man das Meer mit Ruten peitschte. Eine positive Wirtschaftspolitik müßte die Übelstände beseitigen oder doch auf ein möglichst geringes Maß zurückführen und nicht den Mittel, sondern die Reform als Werkzeug ihrer Thätigkeit deuten. Es entspricht dem Gesamtcharakter der Vorlage, wenn sie durch die modernen Strafrechtstheorien einen Strich zieht und im Geiste der Karolina den Lattenarrest und die Wasser- und Brotkost damit rechtfertigt (a. a. O. S. 13), daß „dasjenige, was er nach eingetretenem Vollzuge vor seinem körperlichen Zustande empfindet, für den Verbrecher „die Strafe“ ist“. Wobei den Verfassern der Begründung sich übrigens das sozialpolitisch nicht wertlose Zugeständnis von den Lippen ringt (a. a. O. S. 14): „Namentlich gilt dies (die angebliche Unwirksamkeit kurzer Haft), wenn diese Freiheitsentziehung, wie es jetzt thatsächlich meist der Fall, mit Unterkommen, Nahrung und Pflege von einer so genügenden Beschaffenheit verbunden ist, wie sie die ärmsten Klassen des Volkes in der Freiheit sich nicht immer verschaffen können.“

Man erwarte nicht, daß der Kommissionsbericht von größeren Gesichtspunkten ausgehe als die Regierungsvorlage. Das Ergebnis der Kommissionsverhandlungen ist eine Reihe von Änderungen, unter denen nur wenige ins Gewicht fallen.

Eine bedeutsame Differenz zwischen Regierungsvorlage und Kommissionsbeschlüssen ergibt sich in der Frage: Lokalisation der Prostituierten. Die Vorlage schlug vor, die Vermietungen von Wohnungen an polizeilich beaufsichtigte Lohnbirnen strafflos zu lassen, wenn sie unter Beobachtung der hierüber erlassenen polizeilichen Vorschriften erfolgen. Die Praxis des Reichsgerichts nämlich hat den Kuppelparagraphen auf das Vermieten von Wohnungen an Prostituierte ausgedehnt. In der Kommission erklärte dagegen ein Regierungsvertreter ausdrücklich (Kommissionsbericht S. 4), daß die vorgeschlagene Bestimmung „den Zweck hat, den Vermieter, welcher die polizeilichen Bestimmungen beachtet, auch dann strafflos zu lassen, wenn er sich des unglücklichen Treibens in der vermieteten Wohnung bewußt ist und dasselbe durch Fortsetzung des Mietsverhältnisses duldet“.

Die Kommission hat den Regierungsvorschlag abgelehnt und an dessen Stelle die Bestimmung vorgeschlagen:

„Das Vermieten von Wohnungen an Weibspersonen, welche gewerdmäßig Unzucht treiben, ist nicht als Verschuldung anzusehen, sofern nicht das Vermieten mit Ausbeutung des unsittlichen Erwerbes der Mieterin verbunden ist.“

Der Antragsteller hob hervor (Kommissionsbericht S. 6), „es sei ein Postulat der öffentlichen Ordnung und Sittlichkeit, daß die Venus vulgivaga von den Straßen möglichst verschleucht werde; das bezwecke sein Antrag“. Der Kommissionsbeschluß erklärt demnach das Vermieten an Prostituierte schlechthin für straflos, ohne die sittenpolizeiliche Kontrolle zu bedingen. „Die einfache, reelle Vermietung, welche mit keinerlei Ausbeutung der mietenden Prostituierten verbunden ist, solle vor Strafe geschützt werden“ (a. a. O. S. 7), führte der Antragsteller aus. Was beabsichtigt also nach seiner eigenen Erklärung der Gesetzgeber? Er will das honette Publikum vor der Straßenprostitution schützen, und er will den honetten Hausbesitzer schützen vor einem Kuppelprozeß. Daher formuliert er die Freizügigkeit der Lohndirnen umfassender als die Regierung und emanzipiert die Vermieter, nicht die Lohndirnen, von der Peinlichkeit der polizeilichen Sittenkontrolle.

Demnach egimiert der Kommissionsbeschluß die Vermieter oon dem Kuppelparagraphen, sofern sie eben nur Vermieter sind, läßt aber sonst alles beim alten. Bestehen bleibt die Scheidung zwischen eingeschriebenen und Winkelbirnen, die Prostitution selbst bleibt unangetastet, weil sie eben nicht angetastet werden kann. Zur Wurzel des Übels herabsteigen, bedeutet die Erörterung vom polizeigeschlichen auf das sozialpolitische Gebiet hinüberspielen. Und dort müßten die ökonomischen Bedingungen, unter denen die Prostitution zur gesellschaftlichen Massenerscheinung geworden ist, willig oder widerwillig bloßgelegt werden. Gesähe dies, so müßte der heutige Staat als Ankläger wider sich selbst auftreten. Aber, um das in letzter Zeit wieder viel gebrauchte Kunstwort einmal anzuwenden, die „Staatsraison“ erheischt den Fortbestand der Prostitution. Je schneller die wirtschaftliche Entwicklung die Weiberarbeit zum notwendigen Bestandteil aller gewerblichen Tätigkeit macht, je schärfer der Wettbewerb zwischen Mann und Frau im Kampfe ums Dasein sich auspricht, um so günstiger werden die Daseinsbedingungen der Prostitution. Auf der einen Seite die Besitzenden, deren Genußbedürfnisse immer mehr ins Breite schweifen, deren Lebensgestaltung (höheres Heiratsalter) den auferedlichen Geschlechtsverkehr in wachsendem Maße beansprucht, als die Konsumenten, auf der anderen Seite die Proletarier als Produzenten der Prostitution. Neben der seßhaften Prostitution, die sich vor allem rekrutiert aus den Schichten des Lumpenproletariats, die flottante Prostitution, welche sich rekrutiert aus den verschiedenen Gruppen der Arbeiterinnen, mögen sie dem Großgewerbe, dem Handel, der Heimarbeit oder dem Gesinde angehören. Dazu kommt der Niederschlag der bürgerlichen Klassen, Deklassierte aller Art (vgl. meinen Aufsatz: Randglossen zur Prostitution, in dieser Zeitschrift, Band I, S. 28 fg.).

Die Apologeten der Kontrolle und der Vorbeile übersehen, daß nur ein sehr kleiner Bruchteil der Lohndirnen kontrolliert und kaserniert werden kann, daß die Winkelprostitution auch neben diesen Einrichtungen fortbleibt und sich ausbreitet. Sie übersehen, daß sich der Kontrolle noch zahlreiche eingeschriebene Dirnen entziehen, und daß weder die Aufsicht¹⁾ noch die öffentlichen Häuser gegen die Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten eine Schutzwehr bilden. Man kann sagen: Jeder Groschen,

1) Das statistische Material, das gemeinlich zu Gunsten der Aufsicht vorgebracht wird, hält methodologisch nicht Stich. Wenn z. B. der Kommissionsbericht (S. 5/6) auf Frankfurter Erhebungen verweist, wonach auf die Kontrollbirnen 1891 nur 17, 1892 nur 12% der geschlechtlichen Erkrankungen trafen, während auf die Prostitution ohne Kontrollwohnung 83 oder 88% entfallen seien, so sind hier zwei gar nicht vergleichbare Größen zusammengestellt. Der Frankfurter Basise ist zwar die Zahl der aktiven Kontrollbirnen bekannt, nicht aber die Ziffer der Winkelbirnen, die in die polizeilichen Register nicht eingetragen sind. So lange aber diese letztere Zahl nicht wenigstens annähernd ermittelt wird, darf man Prozentberechnungen dieser Art nicht verwerten.

um den der Broddpreis steigt, erhöht, jeder Groschen, um den der Lohn steigt, senkt die Prostitutionsziffer; Arbeitsgelegenheit und Prostitutionsziffer stehen im umgekehrten Verhältnis zu einander. Diese ewige Wechselbeziehung zwischen der Prostitution und den Sozialzuständen tritt scharf zu Tage auch in der Bewegung der Syphilisziffer, was besonders die Prostitutionsdogmatiker beachten mögen, denen der Schuß vor Ansteckung als das wichtigste Moment erscheint.

An der Notwendigkeit der Prostitution als einer Massenerscheinung ist nicht zu zweifeln, so lange die kapitalistische Wirtschaftsweise besteht, uneingeschränkt durch tiefgehende soziale Reformen. Eden deshalb wird auch der neue Zuhälterparagraf, wie ihn Entwurf und Kommissionsbeschluß ziemlich gleichlautend¹⁾ bieten, ein Schlag ins Wasser sein. Der Zuhälter verwandelt sich proteusartig, wenn die Gesetze sich ändern. Um Kleines mit Großem zu vergleichen, die Kartelle werden trotz aller Antitrustgesetze fortbestehen, weil sie ein naturnotwendiges Erzeugnis der modernen Entwicklung sind. So auch das Zuhältertum. Er taucht etwa auf als „reeller Vermieter“, er wird, wenn die Prostitution laserniert ist, Vordellhalter oder Vordellbediensteter, er paßt sich schmiegsam den Verhältnissen an und trotzt auch den härteren Strafen, die ihm drohen, weil er ein out-law ist. So wenig Schaffott und Zuchthaus Nord und Einbruch, schwere Gewaltthat und seinen Betrug verhindern, so lange nur der soziale Nährboden für den Verbrechensbazillus vorhanden ist, so wenig kann man trotz der apodiktischen Gewißheit des Entwurfs „das Zuhältertum verbieten“. Härtere Strafmittel werden die Vorsicht, die Schlaueheit, die Brutalität der Zuhälter erhöhen; die Verkommenen, aus denen sich diese verächtliche Wilde der Lumpenproletarier bildet, werden durch die künstliche Auslese immer rücksichtsloser, immer gewaltthätiger, immer durchtriebener werden. Sie sagt doch die Begründung der Vorlage (§. 7)? „Die vereinzelt wohnenden, mancherlei Angriffen und Beeinträchtigungen ausgesetzten Dirnen werden durch ein natürliches Schußbedürfnis darauf hingewiesen, sich eine Stütze zu suchen, welche sie in dem Zuhälter finden.“ Unsere Gesetzgeber erkennen das „natürliche Schußbedürfnis“ der Dirne an. Würden sie das natürliche Schußbedürfnis des arbeitenden Weibes anerkennen, so regulierte ihre legislative Kunst nicht die Prostitution, sondern den Arbeiterschuß.

Jedennoch die lex Heinze setzt sich auch in schroffen Widerspruch zu dem Rechtsbewußtsein der Massen durch den neuen von der Kommission nicht veränderten § 181 der Vorlage. Und zwar kommt hier in Betracht Absatz 2, wonach „die Kuppel, selbst wenn sie weder gewohnheitsmäßig noch aus Eigennuß betrieben wird“, mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren zu bestrafen ist, wenn

„ . . . der Schuldige zu der vertuppelten Person in dem Verhältnis . . . von Eltern zu Kindern, von Vormündern zu Pflegebefohlenen . . . steht.“

Wenn auch die Moralisten noch so strenge darüber urteilen, der außereheliche Geschlechtsverkehr ist einmal tatsächlich eine unausrottbare Volkssitte. Jedoch die lex Heinze reglementiert ja gerade den außerehelichen Verkehr, indem sie bestimmte Vorschriften erläßt über Prostituierte, Kuppler und Zuhälter. Sie will auch gar nicht diesen Verkehr treffen.

Nicht der Verkehr zwischen der Lohndirne und ihrem Klienten, der Geschlechtsverkehr zwischen dem Liebhaber und der Geliebten, zwischen dem Bräutigam und der

1) Bestritten ist nur der „unthätige“ Zusatz der ursprünglichen Vorlage, wonach die männliche Person, die einen zeitlichen Anspruch auf Alimentation hat, nicht unter den betreffenden Paragraphen fällt

Verloren soll getroffen, die „wilde Ehe“ soll bedroht werden. Auf dem Lande ist der Verkehr vor der Ehe in ganz Deutschland Volksbrauch. Von dem oberbayerischen Bauernbuben, der zu seiner Liebsten „fensterln“ geht, bis zu dem masurenischen Landarbeiter, der bei seinem Mädchen schläft, überall diese Einrichtung. Wer z. B. die Londoner Arbeiter-Enquête des Vereins für Sozialpolitik sich hierauf ansieht, wird mancherlei Anziehendes finden. Nach dem § 181 Abs. 2 können jetzt die Eltern oder Vormünder, die bei ihren Kindern oder Pflegebefohlenen das zulassen, was sie selbst vordem geübt, mit Zuchthaus bestraft werden. Und dies trotzdem durchgängig die Ehe dem vorhehlichen Verhältnis folgt. In erhöhtem Maße gilt das Gesagte für die städtische Arbeiterbevölkerung. Die moderne Industrie hat die urwüchsig-überkommene Form der Familie zerstört und die Ungebundenheit des gewerblichen Verkehrs erzeugt und fördert die Ungebundenheit des geschlechtlichen Verkehrs. Der Industriearbeiter hat sich von der Auffassung, die zwar den Verkehr mit Dirnen legalisiert, den außerehelichen Verkehr zwischen Liebenden aber verdammt, vollständig emanzipiert, „die wilde Ehe“ ist eine feste Institution geworden, der die stondestämmliche Trauung folgen kann, und wenn Kinder kommen, zumeist auch folgt. In den Bundesstaaten, die durch eine rückständige Ehegesetzgebung (so in Baiern) den Besitzlosen das Heiraten erschweren, ist der Anreiz zum Konkubinat noch stärker. Ganz zu geschweigen jenes mächtigen Hindernisses, das der Gründung proletarischer Haushalte im Wege steht, des wirtschaftlichen Niedergangs. Das Auf und Ab der Eheziffer korrespondiert ja mit dem Auf und Ab der Konjunktur. Unsere Gesetzgeber suchen auch hier wieder auf — Johann Peter Süßmilch, der über „die Unordnung der Lüste mit Personen“ klagt, „die man auf eine kurze oder längere Zeit geheiratet hat“, was „der Fruchtbarkeit und der Bevölkerung einen ungemeinen Schaden zugefügt“. . . .

Wenn die lex Heinze durchgeht, so möge man wenigstens für einen statistischen Paragraphen sorgen. Man schreibe vor, daß die mit der Überwachung der Prostitution betrauten Behörden Buch führen über die sozial bedeutsamen Erscheinungen auf diesem Gebiet. Man halte sie an, die Bewegung der Kontrollbirnen und so weit es angeht, die Bewegung der flottanten Prostitution zahlenmäßig zu fixieren, über Alter, Heimat, Zivilstand, Morbidität, Sterblichkeit, über den früheren Beruf und den in diesem Beruf durchschnittlich gewonnenen Arbeitsverdienst sorgsame Aufzeichnungen zu machen. Man registriere die Fälle, in denen die Prostitution komplementäre Erwerbweise ist, man beachte die Zusammenhänge zwischen Konjunktur und Prostitution, das Bordellwesen, die „freie“ Prostitution, das Zuhältertum. Der von den Behörden gesammelte Rohstoff wäre dann nach sozialpolitischen Gesichtspunkten zu bearbeiten und jährlich zu veröffentlichen.

Die lex Heinze, in dem Regierungsentwurf und noch den Kommissionsbeschlüssen, bleibt ein Gelegenheitsgesetz. Sie appelliert an die Gewalt, statt an die positive Sozialpolitik und sie wird wirkungslos bleiben, weil sie mit reaktionären Palliativen tiefgehende gesellschaftliche Schäden heilen will.

Juristisch gesprochen: Ein Versuch mit untauglichen Mitteln an einem untauglichen Objekt.



Ein Dankschreiben

an Professor Ludwig Büchner in Darmstadt.

Von Karl Gerster.

(München.)

Vorbemerkung der Schriftleitung. Mit besonderem Vergnügen öffnen wir Herrn Dr. med. et phil. Karl Gerster aus München die Spalten unserer „Gesellschaft“. Gerster, in den weitesten medizinischen Kreisen bekannt als Herausgeber der von Paul Riemener begründeten Monatschrift „Diagnos“ (Stuttgart, N. Nummer), ist längst als tüchtiger Schriftsteller anerkannt. Von seinen Schriften seien nur genannt: „Charakter Ludwig II.“ (1886), „Prof. Dr. G. Renkel in Berlin und der Hypnotismus“ (1890), „Die poetischen Werke des Stiphos“, 2. Aufl. — Herr Prof. Ludwig Büchner veröffentlichte jüngst einen Aufsatz „Hypnotismus“ im Korrespondenzblatt des deutschen Freidenkerbundes, worin er mit geradezu furchtbarer Ignoranz von einem „unbekannten Münchener Arzt Namens Gerster“ und „zwei gänzlich unbekanntem Größen C. Honsson und H. Ulrich“ in wegwirfendem Tone sprach. Cio Honsson, der eifrigste Mitarbeiter einer großen Zahl von Zeitschriften und Verfasser der Novellenbücher „Dawlas“, „Alltagsfrauen“, „Amorosa sensitiva“ usw. ist in der Darmstädter Professorenwelt eine „gänzlich unbekannte Größe“. Für diese herrliche Offenbarung deutscher Freidenkerbildung schicken auch wir uns der Dankagung an, die Herr Dr. Gerster dem großen Kenner moderner Litteratur in Darmstadt vorbringt.

Hochgeehrter Herr!

Ein Unbekannter naht sich dankbaren Herzens dem Throne eines bekannten deutschen Professors. Der Unbekannte bin ich und der bekannte deutsche Professor sind Sie. Ich weiß, daß Sie als großer Forscher zunächst nach dem Grunde meiner Dankbarkeit fragen werden, und da antworte ich mit Stolz: weil Sie meinen bis dahin völlig unbekanntem Namen in Nr. 10 des „Korrespondenzblattes des deutschen Freidenkerbundes“ verewigt haben.

Als Freidenker wie als deutscher Professor haben Sie das volle, unbestreitbare Recht, über alles in der Welt, also auch über den Hypnotismus, sich frei und kritisch zu äußern. Sie haben das in Ihrem Essay „Hypnotismus“ in besagter Nummer 10 glänzend gethan, und die Wissenschaft der Freidenker ist um eine herrliche Perle der Litteratur reicher geworden. Ganz vorzüglich aber haben Sie bei dieser Gelegenheit die Hochburg des Materialismus verteidigt und sich aufs neue als dessen größter und edelster Ritter erweisen.

Mit einem schönen Citat aus dem unermesslichen Schatz Ihrer Sprüchwörter eröffnen Sie das Gehecht: „Unser Herrgott unterhält, wie das Sprichwort sagt, vielerlei Kofsgänger, unter denen sich mitunter gar merkwürdige Exemplare der Species homo (Mensch) befinden.“ Gut gebrüllt, Löwe von Darmstadt! Ja, Sie haben recht: es giebt nicht nur einen Professor Ludwig Büchner, sondern es giebt auch Exemplare der Species homo (Mensch), die diesem Professor zu widersprechen wagen.

Aber was müssen das für Menschen sein? Haben sie je Ihren gestivollen, ewig neuen Vorträgen gelauscht? Oder wenn auch: Können sie beweisen, diese Vorträge verstanden oder sie bis zum Schlusse mutig ausgehalten zu haben? Ich fürchte, sie können das nicht, und drum hinaus mit ihnen, hinaus auf den Pranger! Ja, Herr Professor Ludwig Büchner: solche Menschen, wenn man sie überhaupt als Exemplare der Species homo (Mensch) betrachten will, gehören auf den Pranger, sie gehören vor das Scherengericht der Freidenker.

Warum hat dieser Herr Hans Schmidlung, Privatdozent der Philosophie an der Universität München, „sich bemüht gefunden, einen abermaligen literarischen Zeitzug „gegen den Materialismus“ mittelst eines ganzen Vulkus gemeinschaftlicher Flugschriften in Scene zu setzen“? Ist er ein Freidenker? Mitnichten. Woher nimmt er dann das Recht zu seinem Vorgehen? Und er ist nicht allein, er ist nur der Hauptling einer antimaterialistischen Bande, die der große Mann aus Darmstadt, wie ein weiland Falstaff seine Rekruten, nacheinander vorstellt: „Da ist,“ ruft er, „zundächst der alte vielschreibende Ludwig Büchner,“ — pardon, „Moriz Carrière. Dann der bekannte Gespensterfreund und Geistesfeger K. du Prel, dessen wunderliche Spul-Philosophie in wissenschaftlichen Kreisen nur noch Heiterkeit zu erregen im Stande ist: weiter ein unbekannter Münchener Arzt namens K. Gerster, der hauptsächlich in Somnambulismus, Hypnotismus und Naturheilkunde zu machen scheint; weiter der als sanatischer Spiritist und Antimaterialist bekannte Herr O. von Reizner, Herausgeber der Berliner Romanzzeitung, und endlich zwei gänzlich unbekannte Größen O. Hansson und A. Ulrich, von deren Leistungen die Literaturgeschichte vorerst nichts zu berichten weiß.“

Hochverehrter Herr Professor Ludwig Büchner, Heros aller Freidenker, Hort des deutschen Materialismus! Verzeihen Sie mir die Kühnheit, wenn ich Ihnen rundweg sage: das haben Sie nicht gut gemacht! Das hätten Sie nicht thun sollen! Diesen Herrn Schmidlung und seine Leute hätten Sie in Nr. 10 des „Korrespondenzblatt des deutschen Freidenkerbundes“ der wissenschaftlichen Freidenkerwelt nicht vorstellen sollen! Sempor aliquid haeret! Auch unter den Freidenkern giebt es Menschen, schwach, neugierig, Leute, die im Ludwigbüchnerischen noch nicht hartgelotten genug sind. Wenn solche Leute nun, ich will nicht behaupten den „mit abgestandener christlicher Philosophie durchsättigten“ Moriz Carrière, aber die „wunderliche Spulphilosophie“ du Prels sich näher anzusehen den Mut befäßen? Was dann? In welches Licht würde das „Korrespondenzblatt des deutschen Freidenkerbundes“ geraten? Was würde der Papst der Freidenker dazu sagen?

Ich weiß es, ich fühle es, Herr Professor, Sie wollten hochherzig sein. Sie wollten die Ihnen (und somit auch der litterarischen Welt) unbekanntem Flugschriften: Dunkel-männer, speciell ihren Führer, sanft und ohne Aufsehen in die Luft sprengen. Darum machen Sie die Kriminaljustiz und die philosophische Fakultät München liebevoll auf den Privatdozenten Hans Schmidlung aufmerksam, als einen „recht angenehmen Herrn und Gesellschafter“, dem „es ein Leichtes sein würde, die Herren Professoren hypnotisch zu beeinflussen“, wenn er Professor werden wolle. Sie kalkulieren ganz richtig: Ist der Herr Schmidlung Professor, so ist er unschädlich, die Leute lesen nicht mehr, was er schreibt. Vorläufig freilich war er Ihnen noch gefährlich und Sie hatten größte Mühe, nicht dem Bann der Suggestion zu verfallen, womit er sein Buch „Der Hypnotismus in gemeinschaftlicher Darstellung“ eröffnet hatte. Diese lautete: „Du wirst dieses Buch lesen, auch wenn Du Dich dagegen sträubst. Und je mehr Du Dich dagegen sträubst, desto rascher wirst Du diesem Bann verfallen sein.“ Obgleich die Empfänglichkeit für diese Art von Suggestion nach Ihrer Angabe bei Ihnen „sehr wenig ausgebildet“ ist, obgleich Sie also „weit entfernt“ waren, „dem darin enthaltenen Bann zu verfallen“, sind Sie insofern doch hereingefallen, als Sie das Buch jedenfalls wider Willen gelesen haben. Ihre Behauptung, Schmidlung habe noch weiter die Suggestion gegeben, der Leser des genannten Buches müsse es, wenn gelesen, aber mal's wider Willen lesen, soll wohl nur ein Beweis der Gründlichkeit Ihrer Lectüre sein? Oder ist Ihnen am Ende eine Verwechslung passiert? Ja hoffe nicht,

Herr Professor, daß Sie die neueste Auflage Ihres Meisterwerkes „Kraft und Stoff“ mit dieser Suggestion eröffnen wollen. Wenn es Sie, den gegen Suggestion Unempfindlichen, schon bei einmaligem Lesen „nicht geringe Überwindung kostete, sich durch dieses mit ermüdender Geschwägigkeit und dummdreister Abstrichungsmanie geschriebene (Schmidlung'sche) Buch hindurchzuarbeiten“, so quälen Sie suggestible Leute einfach zu Tod, wenn Sie eine solche Suggestion als Kaufsache an den Eingang Ihres Buches stellen.

Was Sie in Ihrem Essay über den Hypnotismus schreiben, ist eines deutschen Professors, speciell eines Ludwig Büchner, würdig. Zwar hätten Sie, als Verfasser von „Dichtung und Wahrheit im tierischen Magnetismus“ nicht nötig gehabt, zu beweisen, daß Sie kein Schreidlich-Philosoph sind und daß Sie turmhoch über Schmidlung stehen, der „den Gegenstand, über den er schreibt, gewissermaßen nur aus der Ferne kennt“. Sie haben aber mit Recht angenommen, daß man auf Sie als großen Psychologen gewartet hat, um über den Hypnotismus neuerdings belehrt zu werden.

Nun aber noch zu einigen Unvorsichtigkeiten, die Ihnen in Nr. 10 des „Korrespondenzblattes des deutschen Freidenkerbundes“ passiert sind.

Oia Hansson! Hochverehrter Herr Professor: Was ist Ihnen mit Oia Hansson passiert? Daß Ihnen der Mann eine „gänzlich unbekannte Größe“ ist, finde ich am Ende ganz natürlich. Aber warum, Herr Professor, warum mußten Sie das vor aller Welt aussprechen? Warum mußten Sie erzählen, daß Sie sich in Ihren wissenschaftlichen Kreisen über die du Prel'sche Spukphilosophie heimlich der Heiterkeit hingeben, während Sie doch allen Grund hätten, gerade in diesen Kreisen möglich ernst genommen zu werden? Daß Sie mich Ärmsten, den „unbekannten Münchener Arzt“, durch Namensnennung berühmt zu machen suchen, verzeihe ich Ihnen, aber daß Sie von mir sagen: „der hauptsächlich in Sonnambulismus, Hypnotismus und Naturheilkunde zu machen scheint“, könnte mich kränken. Was würden Sie zu mir sagen, wenn ich behaupten wollte: Da ist in Darmstadt ein bekannter Professor, der in Materialismus, Freidenkerei, Natur und Wissenschaft u. zu machen scheint?

Nichts für ungut, Herr Professor. Ich halte Sie für einen echten Freidenker, zumal Sie das ja selbst aller Welt sagen; Sie sind für mich sogar der Normal-Freidenker und ich beneide Sie aufrichtig um Ihre Mitgliedschaft am Freidenkerbund, der ich auch einmal teilhaftig werden möchte. Es muß ein wunderbares Gefühl sein, so recht frei denken zu dürfen und einem Bund anzugehören, der das sogar zur Pflicht macht.

Ich hätte noch manches auf dem Herzen. Aber ich fürchte, Herr Professor, Ihre Geduld und mein Biß sind zu Ende. So leben Sie denn wohl und ertauben Sie mir noch auszurufen:

Allah il Allah wamabomet rasul il Allah, das heißt: Gott ist Gott und Ludwig Büchner ist — Ludwig Büchner!

München, im April 1893.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Die Neumannsche Hofkunsthandlung an der Maximilianstraße pflegt von Zeit zu Zeit die Liebhaber mit kleinen entzückenden Ausstellungen zu überraschen.

So jüngst mit einem Totentanz in 12 Blättern großen Bildformats von einem blutjungen Künstler Namens G. Lührig. Das Figurale in moderner, kraftvoller Naturalistenart. Das Landschaftliche auf einigen Blättern von bestrickender Stimmung. Meisterliche Beherrschung der Wertskale von Schwarzweiß. Wie sich der Künstler den Inhalt zurechtlegte, davon einige Proben:

Bild 1: Der Tod hat mitgeholfen am Bau eines Hauses, aber so, daß es wieder zusammenstürzt und den alten Maurer mit in die Tiefe schleudert. Die Kameraden betten den Verunglückten unter einen Baum, wo er verweilt, und der Tod eilt von bannen, neue Arbeit zu suchen.

Bild 2: Der erste, helle Frühlingstag lockt die Kinder ins Freie. Da erscheint der unheimliche Wanderer unter ihnen. Gerade das schönste der Kinder sucht er sich zum Opfer heraus. Scheinbar zärtlich lockt er es zu sich und berührt es mit seiner Totenhand. Von der Stunde an wird es krank und siech und muß bald sterben.

Bild 5: Der Würger findet nirgends Ruhe; wohin er auch flieht, die drohende Gestalt des Todes, das Bild des Erschlagenen und der ganze Jammer der That folgen ihm nach und vergällen ihm den Trunk Wasser, nach dem er lechzt.

Bild 9: Im ewigen Eis der Polarwelt sitzt der Tod als unumschränkter Herrscher. Alles, was in seine Nähe kommt, ist dem Untergange geweiht.

Bild 11: Der Tod verzweifelt schließlich auch am Totengräber, seinem treuen Gehülfen, und läßt ihn plötzlich in einer ironischen Laune in dem Grab, das er für einen anderen schaufelt, zusammenbrechen.

Bild 12: Zum Schluß denkt der Maler selbst, daß auch er keinen Augenblick vor dem unheimlichen Besuche sicher ist, der Tod, den er oft im Bild citiert, mag plötzlich auch in Wirklichkeit einmal erscheinen.

Neben diesen jugendlichen Phantasie-Exkursionen ins Reich des Dästeren sprachen einige neue Werke des Meisters Fritz v. Uhde um so erfreulicher an. Zunächst ein lebensgroßes Bildnis in ganzer Figur „Der Schauspieler“ (Modell: Alois Wohlmutz vom k. Hoftheater, wie er in schwarzen Filzpantoffeln, abgeschabtem Hauskleid, fragenlosem Hemd, also im sorgenlosesten Junggesellen-Regligé der heimischen Künstlerflaue eine neue Rolle sich in den Schädel paukt), ein ganz köstlich aufgefaßtes und wundervoll gemaltes Lebensstück, und dann vier kleine Pastelle, Genrescenen in der Art Herkomers, von bestrickender Feinheit. Einer, der nicht rastet und nicht ruhet. Dieser Fritz v. Uhde, immer unterwegs und immer aufwärts, von Höhe zu Höhe. (Die Regierung der französischen Republik hat neulich eins seiner früheren Bilder für die Staatsammlung im Luxemburgpalais erworben.)

* * *

Im Kunstverein eine Woche besser, als die andere. Man ist ganz perplex von dieser Fülle neuer Talente, von diesem Reichtum schöpferischen Fleißes. Hunderte von tüchtigen, fröhlichen Bildern grüßen uns von den Wänden: Nimm mich mit, nimm

mich mit, ich will dir Freudebringer sein, Augentrost, Phantasteweibe! Aber das deutsche Soldaten-Reich ist ein Nabennaas, es starrt in Waffen und Schulden für neue Waffen, es schreit sich heißer in den Kasernen und auf den Exerzierplätzen und in den stinkigen Börsen, es brüllt im Parlament und seine Vertreter werfen sich Schuft, Lump, Feigling und andere zeitgemäße Ehrentitel an den Kopf, polnische Kardinäle erhalten kaiserliche Brillantdosen und der Papst bekommt eine gemalte Photographie — aber die vaterländische Kunst geht nach Brot. Und so weiter. Unglaublich.

Die Trauer über solche Zustände — ja, die Kunst giebt's halt nicht, uns das wegzubringen. Und da marschieren sie an, in hellen Haufen, die Künstler und Dichter, die herrlichen Götteröhne, die genialen Phantasten und Impressionisten und Symbolisten und Realisten, beladen mit Werken wie mit himmlischen Früchten aus seligen Zonen — aber niemand kann sie ihnen ablaufen. Die das Geld dazu hätten, sind meist mit Blindheit und Gemeinheit geschlagen, und die mit Verständnis und Sehnsucht begnadet sind, haben kein Geld.

Und da giebt's Künstler, wie diesen E. Harburger, die mit dem Zauber ihres Stiffes diese bettelarme, blinde, gemeine Kulturwelt in Hunderten von Zeichnungen genial verewigen in drastischen Typen und Szenen, daß man doch wieder Thränen lachen muß vor Vergnügen über diesen unbegreiflichen Humor. Scheußliches Gesindel, dieser Kulturmenschenlehrer! — die Sonne der Kunst leuchtet darüber hin und leihet ihm alle Verklärung. O ihr Schalksnarren von Künstlern, o Harburger, du wißigster Kindskopf, du nativste Mannesseele!

Ich weiß sie gar nicht mehr alle zu nennen, die Braven, die mich entzückt, gebendet, befehlt, ab und zu auch ein wenig geürrert haben.

Ja, Anarkrona war wieder mit einer Anzahl zum Küssen schöner Bilder da, dieser urfrische Maler-Dichter, dieser Freilichtmensch mit der blonden Sonnennatur des echten Germanen, mit den frohen, sieghaften Augen, die uns aus seinen Werken herzbezwingend entgegenstrahlen. Wer weiß wie er die scharf beobachtete gemeine Wirklichkeit in Stimmungen vibrieren zu lassen, Mensch und Schaf und Schwein, Kuh und Ochse dazu, daß wir sie wie höchste Poesie empfinden? Der letzte Schnee, der Weidplatz, die Dämmerung am See — und Duzend ähnliche Vorwürfe, vor ihm tausendmal schon gemalt, warum wirken sie bei ihm wie neue Offenbarungen, hirtreißend, beglückend?

Ja, und Otto E. Engel mit einem großartigen „Sonnenuntergang“ in einer idyllisch schlichten Landschaft mit ein paar bäuerlich schlachten, anspruchlosen Menschen darin. Und der letzte Strahl fällt mit intensiver Glut auf den Gartensaun, — wahrhaftig, sonst nichts — und es ist ein Farbengedicht von hehrer, ergreifender Schönheit daraus geworden. Ich stand lange vor dem Bild und dachte an mein Dorf und an mein Elternhaus und an Vieles, was das Herz mit seliger Wehmut füllt — und ich neigte mich in Gedanken tief vor dem großen Maler.

Ja — und L. v. Hofmann aus Charlottenburg, auch einer von denen, so zum Außerordentlichen berufen, und dessen Können schon so reich und neu, daß seine engeren preussischen Landsleute, speziell die getstreicheren Kunst-Berliner, noch fünfzig Jahre brauchen werden, bis ihnen das Verständnis kommt — annähernd. Unbeschreiblich schöne Bilder, von einer Innigkeit der Befehlung, einer märchenhaften Einfalt des Gemütes — wie ich sie von einem modernen Preußen nie zu erleben glaubte. Selbst wo sich sein Pinsel ein wenig zu verirren scheint, ins Alltagsgewöhnliche, wach ein reiner Glanz der Poesie! Und wo sein Stoff linksch wird, ach, jene kerndeutsche Zeichnung unserer größten Meister bis herein auf Böcklin und Thoma, welcher Moderne entküllte und ihren teutschen Reiz so eindringlich, wie dieser sabelhafte L. v. Hofmann?

— Ich wette, daß ihn die geistvollen Berliner für einen blödsinnigen Schmierer erklären — sie können gar nicht anders.

Ja, und da war auch Paul Behrens. In Einigem trieb er's sogar den Münchenern zu stark. Ah, der Farbaustausch war ihnen noch nicht saisongemäß. Das schadet aber absohit nicht. Ein starker Künstler kann sich auch eine Rarrheit erlauben. Aber er darf sie nicht bei Fremden zu leihen nehmen, nicht bei Bednard in Paris oder sonstwo, sondern sie muß mit beiden Füßen und schallender Ursprünglichkeit aus seiner eigenen Natur hervorspringen. Behrens muß sich noch einige fremde Rarrheiten abgewöhnen. Ich nehme an, daß er das Zeug hat, auf eigene Faust ein Rarr zu sein — zum Schrecken aller Philister. Dann wird er auch ein ganzer Künstler sein.

Ja, und da war auch Herman Hartwich, der sich leider viel zu selten zeigt, mit einem Herbstmorgen aus Südtirol voll goldigster Poesie und einer bestrickenden Feinheit der Technik.

Ja, wie viele noch? Es ist einfach erstaunlich. Es ist wie ein Gemeinzug, an-schwellend, unübersehbar, in beängstigender Dimension. Paul Crodel, den hätte ich schier vergessen, und Alois Hänisch, die beide jetzt in der ersten Reihe unserer modernen Landschaftler marschieren. Gut ab, Publikum, Gut ab! Und v. Bachtolshheim, Fuß, Baer, Matthes, Therese Ostermaier — Gut ab!

* * *

Die Vereingung deutscher Aquarellisten hat ihre zweite Ausstellung in den Räumen der Kunsthandlung von J. Littauer am Odeonsplatz veranstaltet, eine kleinere, aber gewähltere und vornehmere und hinsichtlich der behandelten Motive eine abwechslungsreichere und amüsantere Gesellschaft als im Vorjahre. Da blendet vor allen wieder unser Hans v. Bartsch mit seiner vor keiner Schwierigkeit Scheuenden koloristischen Meisterchaft. Sein holländischer Blumenmarkt, seine Ansicht vom Münchener Promenadeplatz — wie ist das unübertrefflich in Kraft und Wahrheit! Sehr glänzend und vielseitig zeigt sich auch Starbina. Das Straßenbild am Canal mit der eleganten Dame im Vordergrund, der lordschieppende Lehrlunge, das armeilige Wassengewirt von Hamburg — ein Blatt schöner als das andere. Arthur Kamp, Hans Herrmann, Banzer (Kopf einer alten Frau, ganz stupend!) Max Friß — zeigen die Entwicklung unserer deutschen Aquarellmalweise von der vorzüglichsten Seite. Summa: „Wohin mit der Freud“? Das gottversuchte Weid, das ich nicht habe, und die Wunder der Schönheit, die mir vor den Augen tanzen, huschhusch. Narrenwelt, wo so etwas „göttliche Ordnung“ vorstellen soll. Dem böshafteften Teufel wär' das zu dumm, geschweige einem gebildeten, gütigen Menschen. Ich leide Tantalusqualen, für mich und mein armes Mitwoik, so oft ich den Fuß in kunstheilige und kunstreiche Orte setze. — —

* * *

Wie seit Jahren, so beschloß auch heuer wieder der Vetter des Münchener Chorvereins, der kgl. Musikdirektor Heinrich Borgeß, die winterliche Konzertzeit mit einer jener großartigen Darbietungen, die selbst im überreichen Musikleben der bayerischen Haupt- und Residenzstadt ein Ereignis bilden. Dank den unermüdlischen Bemühungen des Borgeß'schen Konzertunternehmens haben hier die großen symphonischen Werke von Liszt und Berlioz selbst in weiteren musizierenden Kreisen eine Volksräumlichkeit erlangt, die jener der Wagner'schen Musikdramen kaum mehr nachsteht. Das diesmalige Konzert im königlichen Odeon brachte als Hauptnummer das gewaltige Tedeum von Liszt (unter Mitwirkung des Kammerängers Vogl, des Lehrergesangvereins,

150 Kinder der städtischen Centralsinghule und des Hoforchesters), sodann zwei Stücke aus dem Vögtschen Oratorium „Christus“: den samosen „Marsch der h. 3 Könige“ für Orchester und „Die Gründung der Kirche“ für Chor, Orchester und Orgel. Außerdem kamen zwei Werke von Verloß zur Ausführung: die Solofcene „Die Gefangene“ für Alt (prächtig gesungen von Emanuele Frank) und Orchester, und der Hamlet-Trauermarsch.

* * *

Im Gärtnertheater ließ der allzeit rührige Direktor Lang die Frau Franziska Eilmenreich ihre historisch interessante Kunst zeigen. Frau Eilmenreich gehört schauspielerisch zur Generation des Epigonen-Virtuosentums der Possart, Barnab, Sonnenthal, Klara Biegler usw. sowie der entsprechenden Stüchschreiber Sardou, Grillparzer o tutti quanti herab bis auf Paul Henje. Frau Eilmenreich produzierte sich als Kameliendame und Obette — und brachte den französischen Vumbumschwübel dieser Effektkomödien sehr gut heraus. Wie alle Virtuosen mit kleinem Specialitätenprogramm, hatte sie jede Nuance im Worte, in der Geste, im Mienenspiel am Schnürchen. Für das große Biedermeier-Publikum wirkt diese Kunst immer noch Wunder, für den feinen modernen Geschmack ist sie wirkungslos. Man sieht sich die Geschichte an wie eine historische Kuriosität, aber man hat kein Herz mehr dafür.

Im Kgl. Residenztheater wurde Sudermanns „Heimat“ mit ungeheurem Beifall gegeben. In der theatralischen Wache übertrumpft Sudermann heute bereits die renommiertesten Franzosen. Er ist in seinen geringsten Künsten zum mindesten unser deutscher Sardou. „Heimat“ sollte den Nebentitel führen: oder Ein Narrenhaus. Alle Hauptfiguren führen sich schließlich auf wie Berrückte. Nur hie und da erquikt noch ein feiner Zug echter Lebenswahrheit und ein kühn herausgeschleudertes Dichterswort. Gespielt wurde stilgerecht, d. h. ganz im Sinne des Stückes — mit karikaturenhafter Übertreibung. Jede andere Spielweise wäre falsch gewesen. Sämtliche Mitwirkende hatten ihren Part riesig los und verdienen uneingeschränktes Lob.

Der Kelch der Lichtenfeld'schen „Elsa“, eine Birchpfeiserei, zusammengestellt aus dem Gartenlauben-Roman „Glückauf!“ von Fräulein Berner-Bürstenbinder, ist mit zwei oder drei Aufführungen glücklich an uns vorübergegangen. Die Verfasserin protestierte gegen die Dramatisierung ihres Romans und verbat sich jede fernere Aufführung. Der brave Lichtenfeld-Hans Lindner hatte die ganze Geschichte ohne die Autorisation der Verfasserin durchzudrücken versucht. Daß ihm dabei die Hoftheaterleitung hilfreiche Hand geleistet, bleibt freilich merkwürdig.

In der Oper findet die scenische Erneuerung und Erweiterung des „Tannhäuser“ den verdienten Beifall. Die Ausstattung, nach Bayreuther Festspielmuster, hat an malerischem Reiz unendlich gewonnen, auch an realistischer Lebendigkeit, ohne in Reineigerei zu verfallen.

Ernst v. Wolzogen hat im Akademisch-dramatischen Verein seine im Gärtnertheater angenommene Tragikomödie „Lumpengindel“ mit großem Erfolge vorgetragen. Wie seiner Zeit in der Gesellschaft für modernes Leben Johannes Schlaf, so erwies sich Ernst v. Wolzogen als ein hervorragender Regisseur. In beiden Dichtern steckt eine überschüssige Schauspielerbegabung modernsten Kalibers. Vielleicht findet sich irgendwo glückliche Gelegenheit, dieselbe für die Leitung eines wahrhaft modernen, künstlerischen Schauspielhauses nutzbar zu machen. —



Berliner Theater.

Von Martin Hildebrandt.

(Berlin.)

Die freieste Bühne von Berlin, das „Residenztheater“, hat seinen mancherlei und nicht geringen Verdiensten um die moderne dramatische Litteratur ein neues hinzugefügt: es hat der Bühne in Max Halbe einen Dichter von außerordentlicher Kraft und Begabung gewonnen. Wodurch? Daß es den Wagemut besaß, dessen dreitägiges Liebedrama: „Jugend“ aufzuführen. Ich sage den Wagemut und nicht: den Mut, denn die Aufführung erfolgte in einer Mittagsvorstellung und die Mittagsvorstellungen dienen bekanntlich dazu, einem Theaterdirektor litterarische Experimente zu ermöglichen, ohne daß er genötigt wäre, das — Geschäft zu gefährden. Von diesem Mittel macht Herr Lautenburg oft und gern Gebrauch, aber immer noch hat er sich als ein feiner Kenner seines eigenartigen Kundenkreises bewiesen, denn aus allen seinen Mittagsvorstellungen hat er noch kein Kassenstück gewonnen. Die blödsinnigste und gemeinste französische Komödie darf er ungestrast am Abend riskieren; sie sichert ihm die übliche Reihe voller Häuser. Eine litterarische ernsthafte Arbeit aufzuführen aber darf er sich nur Sonntags Vormittags gestatten, und das thut er, wie gesagt, oft und gern, denn Herr Lautenburg ist nicht nur ein guter Geschäftsmann, er besitzt auch litterarischen Ehrgeiz und weiß, daß sich die Abendsünden seiner Bühne nur durch gute Werke am Sonntag-Vormittagen einigermaßen gutmachen lassen.

Auch Halbes „Jugend“ war in dieser Hinsicht keine Täuschung. So durchschlagend auch der Erfolg, so einstimmig in ihrer Anerkennung auch die Tageskritik war, das Stück hat kaum einige Abendaufführungen erleben können und ruht nun bereits in Frieden. Das ist der Fluch des „Residenztheaters“. Sein Publikum ist an die keusche Muse nicht gewöhnt. Es reißt sich wohl verwundert die Augen, wenn es sich plötzlich in anständiger Gesellschaft sieht, aber auf die Dauer ist ihm das peinlich; da sucht es das Laster wieder auf, denn die Tugend, selbst die gefallene, ist langweilig, an der könnte man sich nie erheben. Aber das Laster, die Sittenlosigkeit, ist immer interessant und es will sich eben erlustieren, nicht aber entflammen und erbauen. Schade, daß solch ein Stück dazu verurteilt bleiben soll, an solch einer Bühne zu modern, während es in jeder andern, reinen Atmosphäre leben würde.

Halbes „Jugend“ ist ein Drama von wunderbar einfachem Bau und einer wunderbar anmutenden, natürlichen Empfindung. Ein im Hause eines menschenfreundlichen katholischen Pfarrers ausgewachsenes achtzehnjähriges junges Mädchen, das unberührt geliebt ist von der Welt, und ein junger, angehender Student, der, ehe er zur Universität geht, zu einem Besuche in das Haus dieses Pfarrers kommt, stehen im Vorbergrund der Handlung. Die beiden haben sich gekannt, als sie noch Kinder waren und begegnen sich nun in alter kindlicher Herzlichkeit, um, wie ganz selbstverständlich, zum Bewußtsein jener ersten, heißen, innigen Liebe zu erwachen, die das eigene Ich kaum ahnt, geschweige denn es kennt. Mit diesem Auslobern der Gefühle erwacht aber zugleich die Erkenntnis, daß sie beide einander nicht gehören sollen, daß die raube Welt mit ihren Vorurteilen, ihren rücksichtslosen Forderungen zwischen sie tritt. Er, Hans Hertwig, soll ja sein Leben erst beginnen, soll erst das werden, was ihn als Mann berechtigt, an das eigene Nest zu denken; und sie, das lebensfrohe Mädchen,

fall, weil sie, ein Kind der Liebe, in Sünde empfangen wurde, in das Kloster geschickt werden, um der Eltern Schuld zu sühnen. Das will zwar ihr Oheim, der alte Pfarrrer Vincenz Hoppe, nicht, der sie zu sich genommen und dessen Heim sie das Sonnenlicht ist; aber das will der junge zelotische Kaplan, Gregar van Schigardski, ein polnischer Janatiler, der keine Gelegenheiten verüßelt, das arme junge Ding auf die Seelensalter seines weltfeindlichen Glaubens zu spannen.

In dieser Lage finden sich die beiden. Zwar drängt es den Jüngling hinaus, das Leben mit allen seinen Reizen und Geheimnissen laßt ihn, aber das arme Mädchen mit ihrem gemarterten Herzen will ihn, seine Hoffnung, nicht von sich lassen. Sie fürchtet sich vor seinem Gehen, sie ist nur stark, wenn er bleibt, und giebt ihm ihr Alles, damit er bleibe. Nun kann Hans als ehrlicher Junge nicht anders, er verzichtet und will bleiben, will Bauer werden und mit seinem Mädchen leben. Ehe es aber zur Aussprache mit dem Onkel kommt, ist das Verhältnis der beiden durch den idiotischen Bruder Annchens, Amandus, der sich um Hansens willen zurückgesetzt fühlt, dem Kaplan und durch diesen dem Onkel verraten. Aber der alte Pfarrrer, wenn er auch zürnt, richtet sie darum nicht, denn er erkennt, daß das zelotische Drängen des Kaplans für seine Nichte zum Verhängnis würde, und so bricht er mit diesem und weist ihn in einer erregten Scene aus seinem Hause. Hans soll wiederkommen, wenn er etwas geworden und ein ehrlicher Mensch geblieben ist, Annchen soll bleiben und hoffen, daß alles sich zum guten wendet. Da führt der Dbiat, der sich aus den tierischsten Instinkten an Hans zu rächen sucht, den tragischen Schluß herbei. Seine Kugel trifft das ihren Hans schützende Mädchen. Sterbend will sie der zelotische Kaplan nach zur Buße, zur Bereuung ihrer Sünde rufen, aber der alte Pfarrrer schiebt ihn zur Seite: Dir sei vergeben, mein Kind! so tödt das Drama aus, unter dem Schluchzen seiner bis in die innersten seelischen Tiefen erschütterten Hörer.

Man sieht, es ist an dem Stücke alles einfach. Klare Handlung, klare Charaktere, nur ein eigenartiges Milieu, das eines westpreussischen Pfarrhauses, das die Wirkung der Handlung ungemein kräftig macht.

Die Darstellung war nicht nur eine gute, sie bereitete sogar dem Berliner Theaterpublikum eine außerordentliche Überraschung, insofern als sie dieses in Wilma von Napburg eine ganz ungewöhnliche darstellerische Kraft kennen lernen ließ. Wilma von Napburg verkörperte und ein Mädchen, so voller Leben und Wärme, wie es sich der Dichter nicht besser wünschen konnte. Der jungen Dame ist es an diesem Sonntag Vormittag ergangen, wie dem jungen Dichter, dem ihr Talent einen unbestrittenen Sieg bereitete; sie ging ungelannt in die Vorstellung hinein und kam berüht wieder heraus. Oskar Blumenthal hat sie daraufhin sofort für sein „Leffingtheater“ engagiert. War es die Aufgabe, an der sie zur Künstlerin wurde? Ich kann's nicht sagen, denn bisher ist mir die Existenz der jungen Dame gar nicht bekannt geworden. Aber ihr Mädchen hat sie so entzückend gespielt, daß man gar nicht versucht ist, ihre Leistung zu zergliedern. Von Anfang bis zu Ende der richtige Ton, und was für ein Ton? Er fand sein Echo in allen Herzen. Max Halbe hat ihr ein gut Teil des errungenen Lorbeers zu danken. Herr Ritterer, der den Hans spielte, gilt hier durch Otta Brahm als so eine Art schauspielerischer Offenbarung. Ich finde, daß Herr Ritterer sich recht gut spielt, er hat in allen Figuren, die er darstellt, eine verzeiwelste Ähnlichkeit mit sich.

Bemerkenswert war dagegen Josef Jama als Kaplan; er hatte den Geruch der polnischen Erde und den scharfen Schnitt des Eiferers dazu.

Einen bemerkenswerten Erfolg hat auch das „Leffingtheater“ mit einem ausgegrabenen Stück von Ludwig Anzengruber erzielt: „Brave Leut vom Grund.“

Es ist die Komödie der klugen Frau in allen Lebenslagen und hat eine überaus anmutende Scene im zweiten Akt, in der sich der angefaßelt heimkehrende Gatte um die erwartete Gardinenpredigt betrogen sieht. Er wird darüber wild, schleicht schließlich, aber doch beschämt, in das Kammerl, das ihm seine Frau als Strafzelle hergerichtet hat. Sonst ist an dem Stück absolut nichts. Angengruber selbst hat es nicht für wertvoll gehalten und der Bühne entzogen. An einem „Wiener Vorstadttheater“ aufgeführt, möchte man noch glauben, daß es ein Publikum fände. Daß aber das „Vessingtheater“ etwas damit „machen“ würde, wäre zu allerletzt glaubhaft gewesen. Dennoch steht es jede Woche dreimal auf dem Spielplan. Das degoutierte Publikum, welches das „Vessingtheater“ frequentiert, amüsiert sich köstlich und zeigt einen Sinn für Wiener Geplausch und Gejodeln, den das Spiel von Fräulein Jenny Groß kaum erklärlich macht. Das ist das zweite Theaterwunder, das sich im April in Berlin ereignet hat.



Aus dem Pariser Kunstleben.

Von George Eller.

(Paris.)

I.

Man sind sie auch vorbei, die beiden großen Ereignisse des Jahres, d. h. die Salons im Industriepalast der Elysäischen Felder und im Kunstpavillon auf dem Marsfeld, und, soll ein Gesamturteil in wenig Worte gefaßt werden, so kann es anders nicht lauten: Die Kunst selbst hat wenig profitiert. Unter all den ausgestellten Werken ist keines, das seinem künstlerischen Wert nach Epoche machen würde; unter all den ausstellenden Künstlern ist keiner, der eine neue Leuchte für fernere künstlerische Entwicklung wäre. Allerdings haben die bereits Bekannten und Berühmten gute Bilder und gute Statuen geliefert; allerdings ist unter den ausgestellten Werken mehr wie Eines, das bleiben, d. h. auch in ferneren künftigen Zeiten noch als Kunstwerk gelten wird; gewiß aber ist gleichfalls, daß kein überwältigender Gedanke zum Ausdruck gelangt, kein überlegendes Genie vorhanden ist.

Betrachten wir vorerst den Salon der Alten in den Elysäischen Feldern. Ich nenne ihn den Salon der Alten, weil die daselbst regierenden Herren Künstler jener immerhin große Männer zählenden Kunst angehören, in deren Mitten kein neuer Geist einzubringen vermag. Zur Ausstellung sind daselbst genau 4206! Kunstwerke aller Arten und Unterarten gelangt. Beginnen wir bei den Ölgemälden. Das hervorragendste ist von Roydet, dessen Männerbildnis im vorigen Jahre von dem Schreiber dieser Zeilen den Lesern der „Gesellschaft“ warm geschildert worden ist. Dieses Jahr hat Roydet sich selbst übertroffen. Sein Bild „Propos galants“ ist, was Malkunst andelängt, eines der besten Werke aller Zeiten. Eine derbe flämische Magd ist mit dem Kupsen eines Huhns beschäftigt; über den Tisch beugt sich ein Mann in Trompetertracht des XVII. Jahrhunderts und sagt ihr „augenscheinlich“ galante Dinge, gepfefferte Dinge. Zugedenk, daß der lustige erotische Ausdruck des Paares den Beschauer gewöhnlicher Gattung fesselt, so besißt dieses Meisterwerk Roydet'scher Malkunst für

den Kunstverständigen die außerordentliche Qualität, daß es die heile Freude des Meisters an seiner Kunst in leuchtender Weise herausjubelt. Alles lebt in diesem Bilde, alles ist lustig daran, von der befriedigt lachenden Ragd und dem in seiner Tonalität einzig schönen grünen Hod des Trompeters bis zum Sonnenschein und den ausgepusteten davonslaternden Hüßnerfedern. Unsere Epoche besitzt keinen zweiten Matriesen wie Rogbet — er ist der erste aller lebenden Maler, wenn auch nicht der größte aller lebenden Künstler. — Er stellt noch ein zweites Bild aus, eine Nielsenswand: „Karl der Kühne dringt mit seinen Heiligen in die Kathedrale von Reles ein und läßt die dorthin geflüchteten Einwohner erdarmungslos niedermeheln.“ — Viel Aufwand an Malkunst, schöne Einzeleffekte, wenngleich im ganzen zu schwarz gehalten; aber trotz streng korrekter Zeichnung und ungemein geschickter Komposition dennoch ein Bild, das man zwar anstaunt, das aber keinen Eindruck macht. Ein Gemälde von Henri Pille: „Baseler feiern anno 1601 das Jubiläum des Anschlusses an die Eidgenossenschaft,“ verdient unmittelbar nach Rogbet genannt zu werden. Lustige Kampfszenen im Freien beisammen, die Wälder in der Hand, singend, jubelnd —, es sind durchaus Porträts von Künstlern und Kunstfreunden, der Maler selbst in der Mitte —; im Hintergrund eines der Stadttore von Basel und rund herum eine Menge von Dingen und Sachen und Säckchen, nicht à la Reissonnier gewissenhaft getreu kopiert, sondern künstlerisch lebendig gestaltet. Schade, daß dem Bild ein wenig Luft mangelt; wäre die Atmosphäre ebenso naturgetreu gewalt wie alles übrige, so hätte ich Pilles schönes Werk in erster Reihe genannt. Fenner stellt wie immer eine Nacktheit aus, diesmal heißt sie: „Schläferin“ und ist natürlich ein Weib, auf dem Rücken liegend, vortrefflich gezeichnet und übergeschickt gemalt; aber essenbeisfarbiges Fleisch auf tendenziös oerdunkeltem Hintergrund, wie Fenner es mit der ihm eigenen Virtuosität zu malen versteht, hat mir niemals gefallen. Das Nackte muß den Eindruck der Lebendigkeit machen, sonst ist es überflüssig. Und darum gefällt mir ein Bild von Luminais: „Verzweifelte Amazonen stürzen sich in einen Abgrund.“ Da ist Licht und Leben, Fleisch und Blut in diesen wunderbar gezeichneten nackten Leibern, die auf rasenden Rossen in den Abgrund stürzen! — Eines Bildes will ich noch besonders erwähnen, desor ich an die Durchschnittsberichterstattung nach dem Alphabet gehe, und das ist ein Küchenjunge, der in roter Jade, eine Zigarette übermütig lüstern rauchend, neben den blank gepuften Kupfergeschirren auf einem Stuhl beaglich ausgestreckt, von den Fußstrapazen ausruht. „Besoigno saite“ ist der Titel, Joseph Bail heißt der Maler, kein Neuling, denn eines seiner Bilder hängt im Luxemburg-Museum. „Besoigno saite“ wäre ein Kunstwert ersten Ranges, wenn der Maler das „Fertige“ nicht allzuweit getrieben hätte. Es ist zuviel Vollendung an dem Ganzen, um daß es unprovizierten Eindruck machen könnte, und schade ist's darum, denn Joseph Bail ist ein talentierter Malervirtuos.

Und nun den Katalog zur Hand und eine summarische Übersicht gegeben von den Bildern, die Erwähnung verdienen. Louise Abbema, Frauengestalt in einem Blumengarten, anmutig aber kräftig. Adau, stimmungsvolle Landschaft; Jules Adler, „Die Straße“, ein Bild von ausgezeichneter und ungefanter Realistik. Alma Tadema stellt zwei Bilder aus, die zur Erhöhung seines Weltrufs nichts beitragen werden: ein stark manieriertes Porträt des Pianisten Paderewski und eine große Leinwand „Die Rosen Heiliggadals“, der tolle Cäsar läßt seine Schwelgenossen mit Rosenblättern erfriden. Da ist alles bis aufs kleinste sauber gemalt, jedes Rosenblättchen ist separat gezeichnet, aber das Ganze macht einen beinahe widerwärtigen Eindruck. Henri Arden, ein Weigier, stellt eine köstliche Marine aus und eine warmgetönte Landschaft, die mir beide gefallen. Arus hat aus Joias „La Débauche“ den Satz illustriert: „La Mousse charriat

des cadavres" — in den Fluten des angeschwollenen Flusses treiben Menschen- und Pferdeleichen und über die Brücke marschieren deutsche Soldaten; — gut gemalt und in Ton und Stimmung auch gut geraten. Agensfeld, ein Russe, giebt Proben eines markigen Talents in einer Kostümdstudie aus der Zeit Ludwigs des Dreizehnten. Der alte Barrias beweist in einem Dekorationsgemälde, daß er „Sirenen" noch immer mit jugendlichem Eifer zu malen versteht. Marcel Bachelot führt uns in einem Familienbild den bekannten Kritiker „Francisque Sarcey bei seiner Tochter" vor. Ein gutes Durchschnittsbild, das die Masse der Beschauer weniger um seines Kunstwerts als um der gutgetroffenen Porträts bekannter Persönlichkeiten anzieht. Beauduin, wieder ein Belgier, mit einer sonnenglänzenden, prächtigen Landschaft. Mlle. Beaury-Sauré bringt ein geistreich konzipiertes aber zu maniert ausgeführtes Porträt der bekannten Tageschriftstellerin Söverine. Benjamin-Constant ein pompös gemaltes, geschickt erfaßtes Porträt des englischen Botschafters Lord Dufferin und das Porträt einer unendlich langen rosenroten Engländerin, die auf einem unendlich hohen steifen Lehnstuhl in Stütinnen Pose steifbeinig sitzt, eine Art von Weltkugel in der Hand hält und dabei noch dümmel aussieht, als sie wahrscheinlich ist. Wie kann ein so talentbegnadeter Künstler wie Benjamin-Constant sich zu solcher Possenmalerei herbeilassen?! Louis Béroud stellt zwei interessant komponierte und geschickt gemalte Bilder aus: Nebenfälle des Senats mit zeitgenössischen Porträts. Verhelon, ein tüchtiger Freilichtmaler, bringt warm-sonnige Landschaften; Paulin Bertrand eine exquisite Lichtstudie aus der Provence; Beyle, „Der Waisen Anteil", ein tiefempfundenes Bild — Fischerfrauen geben armen Waisenkindern einen Teil des heimgebrachten Fanges. Blair-Brace, ein Canadianer und Freilichtmaler, benennt „Angenehme Begegnung" ein junges, frisches Paar, das auf einer Brücke zusammentrifft. Boggs, ein anderer Amerikaner, — die Dantees werfen sich jetzt mit Macht und Erfolg auf die Malerei —, hat den Ritzkasten-Karneval zum Vorwand genommen und in seinem „Lendemain de mi-carême" ein ausgezeichnetes Pariser Straßenbild geschaffen. Bogliani, ein Italiener, zeigt sich als ehrlicher Realist und tüchtiger Maler in einer Rückkehr vom Markt. Bompart bringt, ein noch ganz junger Maler, verrät in zwei Bildern „Printemps en fleur" und „Cueillette du raisin" eine natürlich-poetische Veranlagung, die ernste Ausmunterung verdient. Souguereau malt wie immer mit Rosenöl und Lavendelfirniss. Boutigny mit einem patriotischen Bild, Bramtot mit einer Erinnerung ans erste Kaiserreich und Brangvonn mit einem größeren Gemälde „Les boucaniers" verdienen der Erwähnung, dagegen kann ich dem berühmten Jules Breton diesmal kein Lob erteilen. Seine „Procession" hat man schon fünfzigmal und häufig besser gesehen und in seinem „Weihnachtsputz" — eine Bäuerin hat den Vogel soeben abgeflogen und läßt ihn im Schnee ausbluten —, hat er dem aus den grellweißen Schnee niedertröpfelnden Blut die Farbe eines suchinrotten Kunstweines gegeben. Brouillet hat Verlaines Vers „L'heure du thé fumant et des livres fermés" zum Vorwand eines Lichteffekts genommen, den er „Intimité" betitelt und der trotz zu vielen Ekklats noch immer ein angenehm anheimelndes Bild geworden ist. Projil stellt ein korrekt gezeichnetes, gut gemaltes, aber etwas steifes Bild aus: „Der Befehl des Cardinals." Brumet hat in seinem „Lepten Schrei des Christ" der Versuchung, gewalttham gläubig mit der Calvarien-Tragödie zu wirken, nicht wider-

stehen können. Buland, wie immer, etwas trocken, aber verständig und durch Verständigkeit wirksam, stellt zwei gute Bilder aus: „Die Subskription auf die Nationalanleihe“, keine Leute, die ihren Sparspennig dem Vaterlande harrdingen und „Flagrant délit“, ein Burfsche und ein Rädel, die zwischen einem Feldhüter auf der Anlagengabel sitzen und degenz und doch klar erraten lassen, daß die Anklage auf „freie Liebe“ lauten wird. Georges Cain läßt ohne Größe Napoleon nach der Abdankung die Freitreppe des Fontainedeauer Schlosses herabsteigen, und Galbet läßt gewöhnliche Idealweider in leichtestem Kostüm die Musik dekorativ darstellen. Carl-Rosa erfreut uns mit zweien seiner köstlichen frischen Herbstlandschaften. Carpentier (Evarist) schildert nicht ohne dramatisches Geschick eine Episode des Vendéer Bürgerkriegs, die er trefflich richtig „Brüder und Feinde“ denamset. Chartran, der Papstmalers, stellt zwei Porträts aus, die ich lediglich der Vollständigkeit meines Berichts halber erwähne. Dagegen giebt Frau Choppard-Razean in „Die Bibel“, — eine alte Frau lieft bei Kerzenschein aus dem Buch der Bücher vor —, ein Beispiel inniger Gläubigkeit. Clairin ist grotesk mit Porträts der Sarah Bernhardt und der Wagnerfängerin Rose Caron. Raphael Collin ist und bleibt der Malerpoet mit einem Dekorationsbild für das Pariser Stadthaus: „Die Poesie“; Leon Commerce wird immer mehr und mehr elegant und konventionell mit seinen Frauenporträts. Cormon, ein ernster Streber, ader leider etwas nüchternes Maler, stellt ein gutes Conterfei des berühmten Kanzelredners Vater Didon und ein Schlachtenbild aus: „Die Gardegrenadiere bei Ehlingen“, die beide hochberdienstlich sind. Danger, ein Mann von großem Talent, läßt den Christ auf ein leichten-defektes Schlachtfeld hinabsteigen. Die Nacht dricht an und erhöht die Schauerlichkeit der Scene, und tiefsergriffen bleibt man vor dem Bilde, dem der Maler tief sarkastisch als Titel das Motto leiht: „Und also ist sein Gebot: — daß ihr euch untereinander liebet, wie er es uns gebot.“ Henry Delacroix stellt den „Kampf ums Dasein“ in bizarrer Weise dar. In schwaunendem Boot überfülle von Schiffbrüchigen, Männer, Weiber, Kinder, alle nackt. Die Männer stürzen Weiber und Kinder ins schäumende Meer. Ein Gemisch von Romantik und Realismus, ader viel Talent, das ausgähren muß, um zielbewußt zu werden. — Bretonische Legenden haben Déneux Anlaß gegeben, auf feuchter Sanddüne nackte Weiblein im Mondenschein tanzen zu lassen. Es sollen zwar Feen sein, sind ader einfache Modellsnympfen geblieben. Desgoffes malt mit spät-niederländischer Genauigkeit und Fertigkeit allerlei künstliches Gerät. Doucet stellt einen toten Christus aus, der, akademisch geredet, vorzüglich ist, künstlerisch gesprochen, steif erscheint. Julien Dupré ändert nichts an seinen traditionellen allzeit marktfindenden Landschaften. Dagegen hat Jantin-Latour, der Wagnermalers par excellence, einen weiteren Schritt zur Vollkommenheit gemacht. Sein „Parfital im Haubergarten“ ist ein Juwel gemalter Poesie. Ferraris, ein Wiener von viel Prätenjion, stellt Scenen aus dem Bazarleben Ägyptens aus, die gut gemalte Illustrationen sind. François Flameng ist mit Glück und Geschick unter die Napoleonmalers gegangen. Sein „C'est lui!“ — Napoleon, anno 1814, ist der Bauern in der Champagne eingeschlafen, und ehrsurdtswohl schweigend und staunend betrachten sie ihn —, ist ein Kabinettstück; der Wurf ist gelungen. François' Landschaften sind wie immer gut und wahr. Franzini d'Assencourt ergreift uns mit seiner „Prise de voile“ und läßt uns das Opfer tief mitempsfinden, welches das junge Mädchen durch den Eintritt ins Kloster seiner Familie auferlegt. Gagliardini malt für Silberhändler, so nach America exportieren, südlische Landschaften. Gelpin läßt eine Dreißigjährige alte Liebesbriefe wiederlesen und thut es einfach, natürlich, anmutend. Geoffroy, ein Düstere, Welt Schmerzlers, meint, daß die Armen inniger deten, wie die Reichen; seine „Prière des humbles“ läßt es uns glauben. Gérin, ein ganz Junger, versucht

sich in Beleuchtungseffekten mit Glüd, wemgleich seine flott gemalte Pariserin schülerhafte Palettenbehandlung verrät. Victor Gilbert ist einer unserer besten Genre-maler. Seine „Trauung am Altar“ ist ohne Prätension und just deshalb von der allerbesten Wirkung. Guillemet, den ich den Sozialisten unter den Landschaftern nennen möchte, malt mit Vorliebe landschaftliche Bilder aus industriellen Gegenden. Er stellt die „Arbeit in der Lust“ dar mit seinen getreu wiedergegebenen Dampfschlot-Rauchwolken und versöhnt die Last des Lebens Mühsals durch frohe lichtgeschwängerte Halden und frühlingdunstende Atmosphären mit der ewigen Poesie. Gutherz, — ein Schweizer-Amerikaner, liebt das Phantastische. Sein „Abend des sechsten Schöpfungstages“, ist ein weißlichtdurchglühtes Durcheinander, aus dem nicht recht klug zu werden ist; doch mag die Stimmung immerhin als poetisch gelten. Garpignies, der Meister der modernen Landschafterei, läßt in seinen frischen Bildern nicht im mindesten ahnen, daß er dem Greisenalter zuschreitet. Hertomer hätte besser gethan, wenn er sein Bild „Unser Dorf“ nicht aufgestellt hätte; solche Abstinenz wäre seiner verdienten Berühmtheit nützlich gewesen. Léon Zoubert wird einer unserer besten zeitgenössischen Landschaftler werden; sein prächtiges Bild „L'Odé à la sortie de Quimper“ beweist es mächtig. Paul Jobert malt klar und richtig, und seine „Flottenmanöver“ sind ein Bild, das alle Aufmerksamkeit verdient. Franc Lamy taucht seinen Pinsel, wie immer, in vergiftmeinnichtblaue Poesie; hätte er männliche Kraft, so würde er einer unserer großen Maler sein. Jean-Paul Laurens stellt einen heiligen Chrysothomus aus, der die lüderliche Byzantiner-Kaiserin verdonnert. Eminente Zeichnung, sorgfältiges Kolorit, sonst aber die reinste Professorenarbeit. Dasselbe gilt von seinem „Rind vor dem Revolutions-tribunal“. Laurent-Destrouffeuze giebt mit einem Militärbild „L'Alarme“ einen erneuten Beweis tüchtiger Begabung und ehrlichen Willens. Laurent-Gsell gehört der Schule der Impressionisten an, wickelt sich aber allmählich aus der Farbenraerei heraus und wird ein vernünftiger guter Maler. Sein „Concours de bobes“ ist zwar noch besser gemeint als ausgeführt, verdient aber, daß man den Künstler zum Vorschreiten anspornt; denn es steckt in ihm das Zeug zu etwas Tüchtigem. Le Sidaner stellt ein warm empfundenes Bild aus: „Der Altar der Daisen.“ Ist eine hübsche Marine; guter Ton, aber etwas steif, doch sehr im Fortschritt gegenüber der Leistung im vergangenen Jahre. Ribert Lynch giebt annehmbare Proben eines sinnigen Dekorations-talentes in einem großen Wandgemälde, das er „Floréal“ benennt. Victor Mater kennt seine Pariser, wie kaum einer. „Au rendez-vous des cochers“, — das von Wein- und Speisewirten, die Haterkutscher zu Kunden haben, mit Vorliebe gewählte Wirtshaus-Wahrzeichen —, ist, wenn auch nur eine Illustration des Pariser Lebens, so doch immerhin ein nennenswertes Bild. Mit Henri Martins diesjähriger Ausstellung kann ich mich durchaus nicht befreunden. Seine „Troubadours“, rote Dantelostüme auf langen mageren Leibern, also wandeln drei Dicht- und Schmachterlinge in einem Garten, worin geistlos Beatricen-ähnliche Feen in der Lust schweben —, und noch weniger sein *ANATKH* sind irgendwelchen Urteils wert. Dieser vielverprechende junge Maler scheint mir auf der Suche nach dem Unmöglichen seine gut aber nicht überreich veranlagte Natur zu verlieren. Ein Herr Mérite hat das Bedürfnis gefühlt, uns einen Schwarm Geier in Hochgebirgswäldern vorzumalen, die ein gefallenes Schaf zerfleischen. Wie kann ein Mensch, der wirklich malen kann, solch Zeug zusammenzubeln? Paul Meyerheim stellt zwei Löwenbilder aus, und da unser berühmter Landsmann hinlänglich in deutschen Landen bekannt ist und ich mich oftmals an mancher seiner trefflichen Tierdarstellungen erfreut habe, so will ich meine Dankbarkeit dafür durch ehrfurchtsvolles Schweigen beweisen. Rosset:

ein allertliebtes Bild, Kinder von der Schule zurück. Adrien Moreau: gute lebendig dargestellte Fronleichnamspojektion. Moreau de Tours: „Départ du conscrit“, ein schablonenhaft gutes Patriotenbild. Aimé Morot: „Rückzug von Saint-Jean-d'Acre“, wie immer von diesem trefflichen Schtadtenmaler, mit kühner Realistit ausgeführt, und ein meisterlich gemaltes Männerbildnis. Kunkacsy: — „Arpad.“ — Ein Niesenwandgemälde, für den Sitzungssaal des ungarischen Parlaments bestimmt und von den auf ihn berühmten Landsmann unendlich stolzen Ungarn mit einer Niesensumme bezahlt. — Der erste beste professionelle Historienmaler wird ein solches Bild nicht schlechter malen, als es der mit Recht berühmte Maler „Des letzten Tags eines Verurteilten“, „Ritton“ usw. gethan. Alles ist gewaltiam auf diesem Niesenleck Leinwand; itis ist die Komposition, geistlos die Gruppierung, effektlos das Kolorit. Na! was kümmert's mich? Ich bin ja nicht ungarischer Abgeordneter und brauch' also dieses Bildungseilim nicht weiter anzuschauen. Ein Pole, Podwalski, stellt zwei Männerbildnisse aus, die wahre Meisterwerke der Porträtmalerei sind. Der Name muß uns im Gedächtnis bleiben; er hat eine große Zukunft. Prineteau bringt gute Landschaften, Léon Richet eine wundersam frische Waldpartie, Robert Fleury ein vortreffliches Frauenporträt, Juana Romani zwei Frauentöpfe, mächtig und prächtig, Hochgestoffe, wie immer gewissenhaft und dazu genialisch, aber in der Ausführung der „Klinderung einer gallo-romanischen Villa durch Hunnen“ nicht sonderlich glücklich, Samaran mit einem geistreichen aber manierten Genrebild, Paul Schmitt mit einem naturgetreu gezeichneten, wirksam gemalten Pariser Vorstadtwinkel, Lumpensucher darstellend. Schommer stellt ein offizielles Ding aus „Erinnerungen an Carnots Besuch in Boulogne ^{sur-mer} — 1889 —“, das langweilig ist wie alle offizelle Malerei. Simmons, ein in München lebender Amerikaner, liefert in dem „Kopf einer alten Frau“ den Beweis eines feinen Beobachters. Simibaldi's „Aurora“ und Boyd Smith's „Ernie“ sind Tugendware. Stek bringt eine das Bein hebende Cancan-Tänzerin unter dem Titel „Moderner Tanz“, die trotz der ecken Geberden gut gemalt ist. Struempel, ein Münchener, stellt eine frische und anheimelnde Landschaft aus, „Morgen im bayrischen Hochgebirg“. Sylvestre bleibe seiner Manier und seiner Stoffwahl getreu mit „Danton, den Leichnam seines Weibes unarmend“. Tanzi beharrt trotz seiner poetischen Auffassung der Natur in seinem Kapitalsfehler: seine Landschaften sind zu sauber und kleinlich ausgeführt. Tattegrain erzielt mit einer „Feuerö-brunst im Dorf“ leuchtenden Effekt, ist aber, wie immer, allzu räsionnierend und deshalb kalt. Umbricht stellt zwei gute Porträts aus, Bayson, de Bullefroye, Washington, Th. Weber, Non und Zuber bleiben in ihrer fattiam bekannten Art, wogegen der Wiener Gustav Wertheimer mit einem verendenden Menagerielöwen verdiente Wirkung erzielt. Eines interessanten Bildes sei noch erwähnt: „Ein Spuler“ benennt es der Maler, der Pharaon de Winter heißt und sein Handwerk versteht.

Auf dem Gebiete der Aquarelle, Pastelle, Miniaturen usw. wird so schrecklich viel ausgestellt, daß man beim besten Willen nicht alles begucken, geschweige beschreiben kann. Aufgefallen sind mir Pastellporträts von Desvallières, allertliebste Miniaturen von Blanche Trouau, insbesondere das Porträt eines jungen Mädchens, so intim und innig, wie nur ein Wädel das andere aufzufassen vermag; poetisch schöne Pastelle von Fantin-Latour, eine reizende Pastell Landschaft von Pointelin, Miniaturporträts von Hortense Richard, meisterhafte Illustrationen zur „Geschichte des Bauernkrieges“ (1525) von Joseph Sattler, einem Münchener von ganz gewaltigem Talent, und ein Pastellporträt von Louise Van Paris.

Die Bildhauerkunst ist dieses Jahr überreich vertreten, und manch hervorragendes Werk leuchtet aus der im Durchschnitt guten Menge hervor. Alar, „Entschleiernde

Ziss"; Astruc, „Schlafender Mönch“; Barrias, „Die Architektur“, ein Grabdenkmal; Becquet, „Die Stimme des Bioloncell“; Alfred Boucher, „Kumpbe“ und „Überraschte Diana“, beide idealisch und lebendig warm; Bozzi, ein Italiener, „Disperata!“, tief empfunden; Calvi, auch ein Italiener, „An der Grenze“, Thongruppe, schalkhaft und grazios, — ein Zwaue läßt ein italienisches Mädel —; Canonica, noch ein Italiener, „Überraschung“, eminente Behandlung des Nackten; Carlier, „Statue der Madame Roland“, eine herrliche Arbeit; Felix Charpentier, „Ringkämpfer“; Corbier, mit einer genial und schön erdachten „Reiterstatue des Generals Lasalle“, — das Pferd erinnert durchwegs an Fernstorns berühmtes Erzherzog-Karl-Standbild in Wien; Fürnbauer, ein Wiener von vielversprechendem Talent, „Der Hunger“; Raoul von Gontaut-Viron, eine reizende „Eva“; Fitou, eine köstliche „Kopengruppe“; Jacques, „allerliebste Statuette, „Der erste Spiegel“; Faz Klein, ein Ungar, ein kräftiger „Sklave“; Kossowatz, mit schönen Sujets für Bronzeervielfältigung; Larche, „La Sève“ (Frühlingsfaß), eine von aufknospenden Zweigen umrannte nackte Frauengestalt, so ziemlich das Beste der diesjährigen Ausstellung; Lecourtier, „Säugende Hündin“, trefflich realistisch; Coiseau-Vaillon, eine Marmorgruppe, „Adieu“; Maniglier, „Bacchantin“, Brönzefigur von wildfinntlichem Charakter; Marzoffi, „Bogenspannender Hercules“, markig und schön; Gustav Michel, „Aurora“; Mulsébet, ein Tscheche, „Kruzifix“, Bronze, bedeutendes Werk; Peöne, „Erwachende Magdalena“; Peyre, „Salammbö“ (Der Künstler fügt hinzu: dargestellt von Madame G. auf einem Tuilerienball unter dem zweiten Kaiserreich; unter einem Pelzmantel, den sie öffnet, läßt sie ihren nackten Leib sehen); Pilet, reizende „Flora“; Eugen Robert, „Der Schlaf“ usw. usw. Meister Falguière stellt eine „Herolische Muse“ aus, die zwar ein schönes Werk, aber nicht gleichwertig ist mit des genialen Künstlers früheren Werken.

Über die Abteilungen der Graveure, Kupferstecher, Lithographen und Architekten muß ich hinweggehen, da mein Bericht ohnedies schon überladen ist und mir die Behandlung der Malerei und Bildhauerei wichtiger für den deutschen Leser erscheint.

II.

Die Kunstausstellung der Sezessionisten auf dem Marsfelde führt zwar den offiziellen Titel: „Salon de la Société nationale des Beaux-Arts“, ist aber durchaus keine nationale, sondern im vollsten Sinne des Wortes eine internationale Ausstellung. Mehr wie ein Drittel der ausstellenden Künstler sind Ausländer. Aber gerade diese machen den Marsfeld-Salon interessant; denn sie bringen ihre Originalität mit in das seit Jahren bekannte Treiben der Franzosen. Im Salon der Champs-Élysées findet man selten Überraschungen; im Marsfeld-Salon kann man immerhin Neues entdecken. Auch sind die Aufnahme Preisrichter weniger exklusiv als bei den Alten. Künstlerisch sind sie strenger und schlechte und mittelmäßige Werke finden sich hier seltener. Aber sie öffnen ihre Thore selbst den kühnsten Neuerern, und das ist ihr hauptsächlichstes Verdienst. Wenn auch nicht alles neue lautere Gold ist, den Ausstellungsversuch sollt' es dennoch wert sein, und die Beurteilung aller kann allein die Schläden abstreifen, worin so mancher Reuling seine Kunst versteckt. Freilich behalten die Älteren immer eine gewisse Oberhand, sowohl was Quantität und mitunter auch Qualität betrifft, aber sie wirken nicht dominierend, und ihr Einfluß hindert kein junges Talent an selbständiger Entfaltung.

Fuvis de Chavannes stellt den Kartou zu seinem fürs Pariser Stadthaus bestimmten Gemälde „Hommage de Victor Hugo à la Ville de Paris“ aus. Der Dichter hat ja Paris „la ville lumière“ benannt und damit, man kann's nicht bestreiten, auch

ganz recht gehabt. Puvis de Chavannes' Komposition ist unstrittig vornehm, edel, aber sie erwärmt nicht. Es fehlt ihr das Lebendige, das Ergreifende, das allein die Allegorie wirksam zu gestalten vermag. — Unter einer Loggia sitzt ein junges, keusch verhülltes Weib, sanft sind ihre Züge, ein goldenes Scepter hält sie in der Hand. Sie stellt die Stadt Paris dar. Über ihrem Haupte halten drei junge Mädchen eine goldene Krone, währenddem weiter rückwärts junge Männer Palmenwedel und Lorbeerzweige schwingen. Der Dichter, im antiken Gewand, tritt heran, von seiner Muse geleitet, welche die Lyra trägt. Hinter ihm schweben drei weitere Musen in der Luft: eine bewehrt mit flammendem Schwert, eine andere, die ein Manuskript aufrollt, und die dritte, die sich mit der Hand auf die Stirne schlägt. Der Boden ist mit den Puvis eigentümlichen mythischen Blumen besät. Das Ganze macht den Eindruck des Gefuchten, des Gewollten und nicht Erreichten. Die Hauptfigur, Victor Hugo, im Greisenalter, ist schwerfällig, steif, und trotz seiner Einzelheiten ist die Zeichnung der Nebenfiguren nahezu ledern. Puvis de Chavannes, der stets in ruhiger Größe auf den engen Plätzen der Primitiven gewandelt und der herdsten Antike die mythisch-strenge Formenreinheit abgelauscht, ist der Maler nicht, der den trotz aller Dichtergreife durch und durch urfranzösischen, theatralischen Victor Hugo zu versinnbildlichen imstande wäre. Er hat seiner reinen Künstlernatur Gewalt anthun müssen, und solche Gewaltthat rächt sich allemal. Hoffen wir, daß die malerische Ausführung der Komposition manchen Mangel nehmen und manchen Reiz leihen wird.

Eugène Carrière bleibt seiner innigen Malweise getreu. Er stellt ein Familiendild aus, eine Mutter mit fünf Kindern, das mehr Herzlichkeit und Glück darstellt, als ein einzelner, und sei es der beste, verdient. Auch seine Porträts sind, so geistig sie aufgefacht, wahre Gesichtsilder. Das beste der Männerbildnisse ist das von Mondel meißterhaft gemalte Konterfei von Louis Andrieux. Das seine geistreiche und dabei so energische Gesicht des Mannes, der die Schmutzwirtschaft der opportunistischen Oligarchen aufgedeckt hat und zweifellos der Zukunftsmann Frankreichs ist, hat Mondel mit einer Treue und Lebenswahrheit auf die Leinwand gedaut, die ihresgleichen selten gefunden haben. Desselben Meisters „Porträt einer alten Frau“ ist ein nahezu ebenbürtiges Seltenstück. Marcellin Desbontin, der große Kupferstecher, stellt außer dem markig gehaltenen interessanten Bildnis des realistischen Volksängers Aristide Bruant ein halb Duzend Porträts aus, worunter das des 75-jährigen Bonnard, eines bekannten Dichters erotischer Volkslieder, durch originelle Charakteristik ganz besonders hervorstechet. Paul Robert, ein junger Gewaltthamer, vergeubt viel Talent, um Frauenporträts zu fleckfen, anstatt zu malen. L. Frederic, ein Belgier, ist für Paris ein Neuling. Ein harter Künstler, aber ein Künstler. Hart sind seine Formen, hart scheinen seine Farben, aber ein gewaltiges Wollen, etwas wie im Wollen erstarrte Asefe leuchtet derb, grell, aber groß aus seinen Bildern, die zwar sehr an Filippo Lippi und an Ghirlandajo erinnern und mitunter debauern lassen, daß der Künstler die Natur nicht direkt delauscht, die aber trotzdem der Ausdruck einer genialischen Begabung sind. Nasaelli wird zwar etwas manieriert in seinen wie mit Kohle gemalten Pariser Straßenbildern, bleibt aber immerhin Meister in der kontrastierenden Darstellung des Pariser Lebens. Noll hat seine Niesenleinwand vollendet: „Die Revolutionsjubläumsfeier im Versailler Schloßgarten.“ Ein Kolossalbild, auf dem einige Hundert Personen, meistens Porträts, sich in einen künstlerisch komponierten, aber künstlich bleibenden Enthusiasmus hineinjudeln. Daß dieses Niesenwerk trotz seiner technischen und künstlerischen Vorzüge dennoch keinen tiefen Eindruck macht, soll dem tüchtigen Noll nicht zum Vorwurf gereichen. Programmbilder werden niemals überzeugend wirken. Einfach und wahr und von einer

gewissen künstlerischen Bornehmheit erfüllt ist Carl von Stettens „Treppe am Louvrepalast“. Da sitzt auf der Steinbank, in die Ecke gekniet, ein italienischer Arbeiter, sein Reisebündel neben sich, das ist ein Kabinettstück. G. Picard, ein talentvoller Impressionist, hat eine „Loreley“ recht buntschedig zusammengepinselt. Léon Lhermitte hat zum Vorwand seines diesjährigen Bildes die Lafontaine'sche Fabel vom Holzschläger und dem Tod gewählt. Seine außerordentlichen Malfertigkeiten und seine rare Zeichnungssicherheit kommen auch diesmal wieder zur Geltung, allein das Symbolische will diesem ehrlichen Realisten nicht gelingen. Und dennoch ist's ein sehr gutes Bild. Der Finnländer Edelfeldt hat „Büglertinnen“ gemalt, die etwas weniger derb sein könnten, aber den Eindruck naturgetreuer Beobachtung machen. B. Binet, wie immer, prächtige Landschaften. Aman-Jean stellt unter anderem auch eine „Benedig-Neereskönigin“ aus, etwas Weibliches, das im Wasser schwimmt, welches rot ist — ich versteh' nichts von solchem Mysticismus, der mir hier zur heißen Narttheit ausgeartet scheint. Alexander, ein junger Engländer, ahmt so getreu wie möglich seinen Meister Whistler nach; seine Frauenporträts sind gute Durchschnittsware. Sislen, Garbana sind im vorigen Monat bereits besprochen worden. Boute de Ronvel verdient um seiner süßlichen Sinnlichkeit willen keiner besonderen Erwähnung. Dagegen ist ein Porträt des Dichters Leconte de Lisle von Blanche ein Werk erster Qualität. Aimé Perret befriedigt mich diesmal nicht mit seinem lebensgroßen Schnitter, der in forcierter Abendröte heimkehrt. Monténards Provençalische Landschaften, Villottes Pariser Szenen, Thaulows und Rueniers Landschaften, Zwills Benedig-Ansichten, Carolus Durans elegante Porträts, Mistreb Lees Kobblins grelle Bilder, Resdags prächtige Seebilder, Weerts' treffliche Porträts sind immer gleich verdienstlich. Aufgefallen sind mir: ein tiefempfundener „Christus“ von O. B. Kocherstein, „Bachantinnen im Walde“ von Albert Feuric, worauf durchs Laub blühende Sonnenstrahlen trotz etwas rauher Malweise wahrhaft bestridend wirken. Dannat mit seinen immer toller werdenden spanischen Tänzerinnen beginnt mir zu wider zu werden. Eliot, der geniale Freilichtmaler, übertreibt: sein „Jephyr und Flora“ ist nur mehr ein großes Farbenbündel. Dagnaux liefert eine gut gemalte Illustration des Pariser Lebens: „Club des Pansés — Avenus du Bois de Boulogne.“ Dagnan-Bouveret ist ein bedeutender Künstler. Doch ist sein „Geiger im Walde“, der inmitten mahlzzeitender Holzschläger auf der Fiedel ein wehmütig Fiedel streicht, allzublond im Ton. Der Geiger, die Bäume, die Lust, die Fiedel, alles ist blond, etwas wie Überpoesie. Ein tüchtiges Stück gesunder Realistik ist Rueniers „Petersspital im Löwen“. Ary Renan ist und bleibt ein stotternder und mondscheinlicher Dichtermaler, seine Océanide duftet nach Lindenblüten. Dinet charakterisiert die Brutalität der Pariser Polizeisergeanten in einem lebendigen Bilde, das er „Uns bagarro“ betitelt. Harrison, mein ich, ist übergeschnappt. Eine seiner Marinen ist diesmal rosenrot und weißgelblich, und auf einer andern glänzt auf dunklen Wassern ein schuppiges Mondlicht, das zweifeln läßt, ob die Seeschlange eine Fabel ist. Ein Kleinmaler von Talent und dabei genialisch im Lichteffekt ist Kuehl, ein Deutscher, in dem das Zeug zu einem großen Künstler steckt. Seine „Alte Braustube“ ist ein Bild, von dem man sich nur schwer trennt. Jörn forcirt seine mehr genial scheinende als selbste Manier. Tosano bleibt der elegante sinnliche Frauenmaler. Liebermann bleibt gewissenhaft, aber trocken, seine „Amsterdamer Basen“ bewelsen es. Courtols ist mir ein lieber Porträtmaler, der jedem Kopf sein Recht läßt und deshalb wirklich gut zu konterfelen versteht. Aber seine ideal angehauchten, größeren Malbemühungen wollen mir nicht gefallen. Wenn ich noch Israels erwähne mit einer schmutzigen holländischen Marine und Leopold Stevens gedenke, obwohl er dies Jahr nicht hält, was er letztes Jahr versprach, so komme

ich endlich zu Burne-Jones, der ein Engländer ist und, wie die große Fälscherin Ke-
kame es ausposaunt, einer der größten lebenden Maler sein soll. Der hochachtbare
Pariser „Figaro“, dessen Kolonnen selbst auf der ersten Seite klingenden Geldstücken
geöffnet sind, hat über diesen Herrn Maler zwei Tage vor der Eröffnung des Mars-
feldsalons einen mehrspaltigen Leitartikel veröffentlicht, worin dieser Herr Maler als
der Messias der zeitgenössischen Kunst gepriesen wird. Unfeinerer, der das Getriebe
der seitens Tagespresse notgedrungen kennen muß, bleibt sochem Ruhmgehudel gegenüber
kalt und geht vorurteilsfrei an die Beurteilung des Empfohlenen. Und was fand ich
in den Bildern dieses Herrn Malers? Eine erstaunliche technische Malvirtuosität, die
sich mit bodenloser Unerfahrenheit in die unnatürlichsten, barocksten Formen der
Älterprimitivsten versenkt, um den Kunstpöbel-Millionären vorzugaskognern, daß Das
die richtige Kunst sei. Eine Sirene hat dieser Herr Maler gemalt, die einen Schiffer
in die Meerestiefen zieht; sie gleicht in Form und Haltung jenen halbhohlen Porzellan-
figuren, die unter der Wasserfläche schwimmen, ohne ja zu Boden zu sinken. Zwei
andere Bilder stellt dieser Herr Maler auch noch aus. Doch genug davon. Meiner
Entrüstung über solch unerhörten Kunsthumbug hab' ich Lust gemacht. Pasta!

Einige auffällig schönen Pastelle muß ich erwähnen, insbesondere ein geniales
Porträt der Schauspielerin Jeanne Hading. Nolschoven heißt der echte Künstler, der
dieses Meisterwerk geschaffen hat. Louise Brestau, deren Ölbilder mir dieses Jahr etwas
deß erschienen, bringt ein köstliches Kinderporträt. Auch Thaulow und Constantin
Meunier stellen treffliche Pastelle aus. Marie Cazin, ein Gouachebild, „Der Schäfer
und das Meer“, ist eine poetisch veranlagte, tüchtig ausgebildete Künstlerin, die sich
auf Stimmungen versteht. Pierre Carrier-Belleuse, der Pastellist der Gallerinnen, hat
heuer unter vielem anderen auch ein Frauenporträt, Kotofokostium, überraschend fein
ausgeführt und eine nackte Frauengestalt ausgestellt, die ich zu den besten Pastel-
bildern zähle. Unter den Aquarellisten gefallen mir besonders Remouard mit Szenen
aus dem Londoner Ostende und Edelfeldt mit Wondlandschaften. André des Gachons
liefert reizende Illustrationen und Vignetten mittelalterlichen Stils. Unter den Kupfer-
stechern ragen Meister Bracquemond, „Regenbogen“, originell, und Koepping, „Som-
meridylle“, gleichfalls originell, glänzend hervor.

Der Bildhauerwerke sind wenige, aber das Wenige ist durchwegs gut, oftmals
vortrefflich. Eine kleine Bronze, „Altes Minenpferd“, von Meunier, ist ein Meisterwerk.
Deßselben Meisters „Bergleute“ und „Buddler“ sind gewaltige Arbeiten. Tampi hat
eine kleine Marmorgruppe angefertigt, „Der Kuß der Großmutter“. Man kann sich
nichts Reizenderes vorstellen, als die herzinnige Zärtlichkeit, die da zum Ausdruck ge-
langt. Saint-Marceaux' „Erste Kommunion“ ist ein aus tiefster Empfindung ent-
sprungenes Kunstwerk. Bassier, Bronzestatue, „Wiehender Gärtner“, Juzalbert, Rodin,
Lefèvre, Porträtbüsten, erweisen aufs neue ihren künstlerischen Ruf. Auch Reduc, mit
„Wildschweinen“, ist ein tüchtiger Künstler.



Und nun sei's genug der Kunstberichte für dieses Jahr. Das Gesamtergebnis
ist künstlerisch ein durchschnittliches, dessen Gesamteindruck durch die volle Massenproduk-
tion sehr geschwächt wird. Werbel, beschreibener, ihr Herren Künstler, produziert
weniger, wenn ihr die Kunst selbst nicht in Gefahr und Verfall bringen wollt! —



K r i t i k.

Romane und Novellen.

Dr. M. G. Conrad: Raubzeug, Novellen und Lebensbilder. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Echte Raffestücke dieser Sammlung sind: „Raubzeug“, „Jenseits“ und „Herr, führe uns nicht in Versuchung“: „Echtester Conrad in Stil, Technik und der ganzen Art des Anpadens und Hinpfefferns. Alles groß, aus dem Ganzen, Seele und Leib Padendes und Erschütterendes, dazu eine gehaftte und knirschende Sprache, eine verstickte Blut, wie wenn eine große Empörung dran schürte. Und wie das alles rasonniert und redet, wie ihm der Schnabel gewachsen, so selbstverständlich und versucht ehrlich und aufrichtig! Unter uns: man muß innen sehr stark sein, um gewisse Stellen mit Ruhe lesen zu können. Wer kann z. B. „Jenseits“, diese graße Seelenstudie einer echten Künstlerseele, lesen, ohne aufs tiefste erschüttert zu werden! „Nachbarin, euer Hälschchen“ wird da freilich manche zarte Seele sagen, wenn sie es überhaupt bis zum Ende bringt. Mich hat besonders die Seelenbeichte mit dem Psaffen gepackt! Hui! Wie klingt es da höhl und tief aus grassen Abgründen und Schluichten der Leidenschaft und des Lebensjammers! Eine gräßliche Untiefe, über die ich als Leser mit leichtem Kahn hingleite, und ein Grauen saßt einen an! Da schlägt der Jammer und die Wut einmal gurgelnd zusammen in der Ruhe übermenschlichen Heroentums! Da erschallt das Achzen einer zermalnten Seele, da knirschen die Teufel, und da jauchzt wieder alles Höchste und Herrlichste auf, da steht man an dem brodelnden und tobenden Krater der Leidenschaft. Conrad ist ein gewaltiger Seelenmeister und Herzbezwinger. Das Wraffesseie und Entseplliche denkt er noch aus, und wo man das Gesicht verhüllt, waitet er noch in eberner Festigkeit. Diesen Conrad können, ich

weiß es, viele nicht ertragen. Aber wie ganz anders zeigt ihn schon das Stück „Der Wanderer“! Da schreitet von scheuem, jagem Liebreiz wunderbar umflossen der Heiland im Staud der Landstraße vorbei an dem modernen Hallohpöbel, an den Bonzen und Pharisäern der Gegenwart! Ich süßte mich tief ergriffen. Die Sammlung „Bergfeuer“ (Verlag von Dr. Ribert, München) enthält noch 7 Stücke dieser Art, alle von einem wunderbaren Reiz, Stimmungsgemälde, Bilder aus dem landschaftlichen Willieu Patßtinäs, dem jene erhabene Gestalt entwächst, die über Familie, Heimat und Vaterland hinaus ihrem selbstherrlichen Beruf entgegenstrebt, Erzieher des Volks, Selbstmensch und Übermensch zu werden. Hineingefest in die Schiemmer und Praffer des Kapitals, der Pharisäer, der Religion und des Schrifttums, in die modernisierte Welt des alten Rom und Juda, leben wir erste Jugend, die Lehrjahre dieses Wöttersohns mit, ziehen mit ihm auf den Landsträßen und lauschen seinen Lehren. Ein merkwürdiger Reiz geht von diesen stark modernisierten evangelischen Erzählungen aus mit ihren bedeutungsvollen Anspielungen auf die Gegenwart. Eine neue Fortbildung der Reiche: Ulyde, Wedhardt, Werschagin — Parsfal, Jesus Christus (Wagner), Ben Hur (Wallace). Ich bin sehr begierig auf die Fortsetzung, bisher ist bloß der erste Teil unter dem Titel: „Bergfeuer“ erschienen. Ich erwähne nun noch aus der Sammlung: Raubzeug die Stücke! „Auf den Lüssen“, „Die gute Haut“, Männer der Zeit“. Geschrieben im Ton der Zeitsatire, aus den Ereignissen der Gegenwart, dem neuen Kurs, der Politik, der Degeneration herausgeboren. Conrads Gestalten und Zeisfragmente ruhen alle auf stark sozialem Boden, sie wachsen aus den untersten Kasten und Ständen auf, suchen sich zu entwickeln und verkommen meist in unserer schönen Kultur mit ihren

vortrefflichen Einrichtungen. Soziale Dokumente, documents humains, dargestellt und gezeigt, wie sie in unserer Gesellschaftsordnung elendiglich zugrunde gehen. Siehe: „Die gute Haut“ und die Geschichte des braven Xaver Bernhuber, des wadernen Arbeiters oder des verrückten Künstlers, siehe „Zenseltis“; oder des Klaus Biedermann, siehe „Raubzeug“. Das sind Sachen, Dinge, Gestalten, die zu denken geben und gleich den ganzen Strudel der sozialen Umwelt mit aufrühren. Kräftiger und kerniger Worte und Sätze nicht zu gedenken, die ziel- und richtunggebend darüber schweben. Kurz: Conrad ist auch in dieser Sammlung der mannhafte und wadere Held der Feder, der frischfröhlich und kühn seine Zeit um sich her studiert, aus ihr schöpft und für sie und ihr Heil und Wohlergehen kämpft und streitet! Wer ihn noch nicht versteht, dem ist jetzt nicht mehr zu helfen, man könnte sagen, er versteht auch nicht die Gegenwart, die Zeit und ihre Signatur. Conrad ist kein Schriftsteller zur Unterhaltung, sondern ein sozialer Kliniker der Gegenwart, ihrer Gebrechen und Wunden, ehrlich, mannhaft, aufrichtig und offenerzig, ich wüßte keinen Berufeneren als ihn. Alois John.

Halb. Roman von Käthe Schirmacher. Leipzig, W. Friedrich.

Es ist das erste Buch, das ich von der Verfasserin gelesen. Vorher bin ich ihrem Namen nur einmal im Bierbaum'schen „Modernen Muzen Almanach“ begegnet. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß aus Käthe Schirmacher ein großes Talent und eine große Seele spricht, eine eminent weibliche Natur, trös-femme, wie die Franzosen sagen, aber durchaus nicht von der verrückten, hysterisch angeäuerten Art. Käthe setzt ihrem Roman als Motto das Nietzsche-Zitat: „Lasset uns und davon sprechen, a ihr Weisesten! Schweigen ist schlimmer. Denn alle verschwiegenen Wahrheiten werden giftig.“ Und sie, die Gesunde, die Weise, die Liebenswürdige spricht mit eindringender Klar-

heit und Zartheit von dem franten Übergangstypus einer Nervösen, Galben, die trotz aller genialen Anläufe zu nichte kommt und sich schließlich in bitterer Selbstverachtung verzehrt, nachdem sie zur Erkenntnis gelangt, daß ihre geträumte Überlegenheit nur ein Symptom ihrer Unfertigkeit und Unzulänglichkeit gewesen. Die Geschichte eines weiblichen „Lebenskrüppels“ ist wundervoll in ihren verschiedenen Phasen beobachtet und dargestellt. Der 252 Seiten starke Band enthält keinerlei erkünstelten Schmuck, keine einzige taube Phrase. Es ist eins der allerbesten modernen Werke weiblicher Schriftkunst. M. G. C.

Nach der Hochzeit. Erzählung von Keera. Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt.

Frau Keera zählt seit Jahren schon und mit Recht zu den glänzendsten Schriftstellerinnen Italiens. Ihre dichterische Art ist mit der unserer oben besprochenen Käthe Schirmacher nahe verwandt: in Feinheit, Klugheit, Stärke der Empfindung, schlichter Größe des Ausdrucks. Wie das nun wird, nach der Hochzeit, wenn ein anständiges, junges, liebebeißiges, noch unverjuchtes Mädchen an einen anständigen, älteren, vielversuchten, ruhigen Mann kommt? Das ist das Problem. Und der Einzelfall, an dem die Dichterin die Speziallösung versucht, ist so alltäglich und dennoch so fesselnd als möglich.

Sie. Roman aus dem Palnischen von Marie Radziejewicz. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Die Palin erreicht weder die Italienerin Keera, noch die Deutsche Schirmacher. Sie arbeitet zu konventionell mit scharfen Kontrasten und will's zu vielen recht machen. M. G. C.

Bessere Kenner der schwedischen Literatur als meine Benigkeit werden über meine Besprechung des Romans „Weiblichkeit und Erotik“ im letzten Heft lächelnd den Kopf geschüttelt haben. Inzwischen haben meine Kenntnisse im Schwedischen Fortschritte gemacht. Heute weiß ich, daß Vessler kein Er, sondern

eine Sie ist und von zuverlässigen Leuten als der glänzendste Stern unter den weiblichen litterarischen Größen Schwedens gepriesen wird. Leider ist, wie ich höre, Frau Anna Charlotte Lessler (verheiratete Duchessa di Cajanello) vor wenigen Monaten in Neapel gestorben. Wie mir versichert wird, hat die tüchtige Frau in „Weiblichkeit und Erotik“ den Roman ihres eigenen Lebens gegeben. Ihre Auffassung von Liebe und Ehe, ob wir sie teilen oder nicht, hat also den großen Vorzug, nicht einer geistreichen Lanze zu entspringen oder ein weibliches Paradoxon vorzustellen, sondern ein wesentlicher Teil ihrer seelischen Erlebnisse zu sein. Ich habe also gar nichts dagegen, wenn die tapfere Frau gegen die sogenannte Unterordnung des Weibes unter den Mann eifert — sie wird wissen warum. Das Leben hat recht, nicht die Schablonen, nicht das System. Wer die züchtliche Normalfrau will, muß ihr auch den richtigen Normalmann bieten. Davon läßt sich nichts abhandeln. Nicht Privilegien, sondern Gleichgewicht der Rechte. Je mehr der Mann sich entwertet, desto höher steigen die Aktien der Frau — und umgekehrt. Je mehr im Staate der Männer faul ist, desto lebhafter ist der Trang nach Emanzipation. Eine über alle Gesetze sich erhabende blühende Emanzipierte ist immer noch so viel wert als der unter aller Kritik sich haltende Mann. Wie immer: die Extreme berühren sich. Der vollkommen harmonische Ausgleich ist nur in einer freien, gesunden Gesellschaft möglich, also sicherlich nicht im heutigen Staat. Darüber ist nicht zu streiten. Das sind Lebenshaltsachen, die sich mit Händen greifen lassen, wenn man die Hände dazu hat. Wollust haben keine Hände. M. G. C.

Eifernde Liebe. Roman von Ernst von Wildenbruch. Verlag von Freund u. Jedei, Berlin 1893. — „Eine weiße Natur — man hatte das Gefühl, daß auch die inneren und innersten Organe dieses merkwürdigen Geschöpfes, daß Herz und

Seele in ihr weiß sein mußten. Es sah so aus, als hätte diese schöne Menschenbiume bisher nur hinter den Glaswänden des väterlichen Warmhauses gestanden.“ Mit diesen Worten, die an gewagtem Vliderreichtum nichts zu wünschen übrig lassen, sucht Wildenbruch Dorothea Pfeiffenberg, die Heldin seines jüngsten Romans, zu zeichnen, deren Schönheit er nicht wirkungsvoller zu schildern weiß, als indem er sie einem — wandernden Schneegebirge vergleicht, über dem die Sonne aufgeht. Der Held ist, wie der Autor versichert, ein genialer Künstler, äußert aber seine ungewöhnliche Begabung hauptsächlich darin, daß er in legendenhafter Berrücktheit gegen alle Lebensart und allen Anstand verstößt. Der Kunstfynn des superflugen Fräuleins, die auch nicht einen vernünftigen Schritt unternimmt, bewegt ihren Vater, den bei Wildenbruch unvermeidlichen, korrekten, rationalen und beschränkten Etatsrat, Heinrich Verpeiser — dies der Name des Malers — zu sich zu berufen und mit der Vossendung eines Wandgemäldes zu beauftragen. Dieser rennt tagelang wie verstört umher auf der Suche nach einem Weib, das ein würdiges Modell für die Götzin seines Bildes bieten könnte. Doch umsonst. Da erblickt er auf seiner Wanderung, die ihn sogar auf einen Baumast führt, die von ihm bisher nicht beachtete Dorothea, die dem Bad entsteigt, in ihrer nackten, natürlichen, wie er sagt, wahnsinnigen Schönheit. Die mußte auf sein Gemälde. Doch Dorothea erkennt sich in dem Bild und erfährt aus des Künstlers Mund, daß sie ihm unbewußt Modell gestanden. Die beleidigte Tudo, die bereits in glühender Liebe entflammte ist, verbannt ihren Ohges. Heinrich geht nach München und erregt mit seinem mittlerweile fertig gestellten Bild ungeheuren Enthusiasmus. Dorothea entflieht aus dem Vaterhaus, um den Gegenstand dieser Begeisterung selbst zu sehen und folgt dem Geliebten nach Italien, wo sie auf die Eheschließung dringt. Doch es stellen sich Hindernisse

in den Weg, mit deren Beseitigung Verheißer sich keineswegs bemüht. Die Furcht vor der Schande jagt sie in den Tod, die weiche Natur. Gott hat sie felig! Verschwoommene Charakteristik und theatralisches Pathos sind auch für diesen neuesten Wildenbruch bezeichnend. Der schouffstige, auf Bühneneffekt berechnete Dialog macht uns eher glauben, daß wir uns im vaterländischen Schauspiel als im modernen Roman befinden. Alexander Neumann.

Lyrik.

Dios irae und andere Gedichte von Georg Schaumberg. Mit dem Porträt des Dichters. München, Dr. E. Albert u. Co. 124. S.

Die Polizei — und die unserer guten Kunststadt München in erster Linie natürlich! — hat in feingeistigen Dingen eine geübte Nase. Wenn sie die Hand auf ein Werk legt, um es dem großen verständigen Haufen zu entziehen, kann man zehn gegen eins wetten, daß sie etwas ausserlesen Gutes erwischt. Dies hat sich wieder bei der Konfiskierung der Schaumberg'schen Gedichte erwiesen. Die Polizei sagte vermutlich: Wahrhaftig, das sind bis zur Gemeingefährlichkeit ehrliche, gediegene, verführerische Poesien, ihnen werden sich die schwerfälligsten Phylisterköpfe nicht entziehen können, ergo — konfiszieren wir sie. Nicht die Köpfe, sondern die Poesien. Immer das Einfachste. Deutschland reicht aber, gottlob, weit, weit über die deutschen Reichsgrenzen hinaus. Und was innerhalb der Reichsgrenzen verboten wird, das behält bei den übrigen Millionen ausgezeichneter Deutscher in Europa und namentlich in Amerika freien Paß und wird dort um so jubelnder begrüßt. Die Amerikaner wissen es vorzüglich zu schätzen, daß wir deutschen Dichter nicht den beschränkten Ehrgeiz haben, nur für den Polizeistaat, sondern für die weite Welt zu dichten. Georg Schaumberg aber ist einer unserer mannhaftesten Dichter, einer, der nicht nur technische, sondern auch

geistige und soziale Ideale hat, ein Künstler und ein Bürger, kein verfehlender Wolfentulksheimer. Wir werden seine Sache im Auge behalten. C.

Urania. Gedichte von E. Henri. Dresden und Leipzig. E. Pietsch's Verlag.

Wenn jemals ein Preisausschreiben für den größten Blödsinn, welcher auf dem deutschen Litteraturmarkt erscheint, erlassen würde, so kämen die Preisrichter gewiß in keine geringe Verlegenheit, welchem von den zahllosen Nachwerken sie die Palme der Vollendung zuerkennen sollten. Aus dieser Verlegenheit könnte sie die Gedichtsammlung von E. Henri befreien. Etwas Niederträchtigeres ist wohl noch kaum geschrieben, wollte sagen, gedruckt worden. Der Herr „Dichter“ versteht auch den Realisten einen Fußtritt, od dessen einem — das Zwerchfell bersten könnte. Ich wundere mich nur, wie sich eine Verlagsbuchhandlung vom Range eines E. Pietsch in Dresden und Leipzig als Ad-lagerungsort solcher litterarischer Erzeugnisse hergeben kann.

Josef Schmid-Braunsfeld.

Lezte Gedichte von Adolf Schafheitlin. Berlin, 1892. — Warum nit gor? Lezte Gedichte! Absit omen! Noch recht oft und recht lange noch hoffen wir dem vorzeitigen Eremiten von Anaeapri auf dem deutschen Parnasse zu begegnen. Was soll dieser „ausstaffierte Schmerz“ des noch nicht Vierzigjährigen? diese Klagen über Nichtanerkennung in allen Tonarten. S. 157: „Ich kann nicht in Deutschland leben.“ Gut! Es kann's auch ohne uns! Wenn man denn doch den „Reißer Relchior“ citiert (auch öfter — nicht citiert!), vergah man so ganz seine Lieblingsmaxime:

Für einen Dichter kann ich nur dich halten,
Wenn du dir selbst genügt als Publikum,
Das soll dir Trost und Stolz und — Rache sein
Das hast mit Helben, Göttern du gemein!

Am besten gefallen uns „Matenide“ und die „Bilder des Sündens“ Feigenbaum und Quell — welaß Idyll! welaß Juwel! welaß Parfüm!

„Schönheit sendet dir Tag und Nacht
Ihre himmlischen Grüße,
Und so entquält dir mit süßer Macht
Edem androsslicher Sätze.“

Ja, das thut's dir, lieber, ferner Poet-
Folgenbaum! Gibt es was Eleganteres
in deutscher Sprache als das „Griechische
Jdyl“ S. 39? Welch Kabinettsstück der
alte Kapitän S. 48! Zuweilen nur —
um auch uns das kritische Ahr zu geben! —
etwas bedenklich Conrad-Ferdinand'sches
S. 110: Schattenrausch, S. 119: des
Meeres-Loden, S. 143: müde Krücken,
S. 173: müde Kreuze, S. 171: unzählig'er
sonnen-dunkler Duell. Berliner Deutsch
wie S. 61: Ein leidender König — du
führst ihn, statt Eimen leidenden. S. 251:
Geist entkreist. S. 251: den Fnis be-
stupfen. S. 63: Geht und forscht, warum
verschlossen — Ist Kasas Drakeimund. —
Warum, was sie ernst beschloßen und so
— der Starke soll immer das Unrecht be-
mänteln! — noch zweimal! „Warum?“
„Darum,“ sagt Zwickauer. S. 156: Du
heißt, wie den Feinen, auch unsere Ge-
danken — wohl kaum für höhere Töchter-
schulen? S. 68: Ihr diebst der Selbe:
— Wer fällt euren Strelchen in den Bügel?
Nicht besser: euren Gänlchen? S. 76:
Ihr seht mich noch stets zu Thränen —
lachen. — Wie grausam! sagte wohl der
Sprach Schulmeister des „Kladderadatsch“.
S. 80: Ich hat ihren Jang außs Ziel (statt
aus Korn) genommen — nicht ganz Paul
Fehjes Berliner koscheres Deutsch? S. 117,
Mit welchen Armen neigen sich Oliven
und so noch oft bedenklichste Erweichung:
Dagegen wieder gleich:

Lezter Meeresbesucher verrieth
Träumereich über Gesteinen. . .

Welche Beobachtung! Welche Malerei-Ru-
fik! usw. usw. Genieße das, lieber Leser,
Freund der Schönheit und des Südens, ge-
neße das! Der liebe ferne Dichter aber
— wir lehren zum Anfang — verzichte auf
seine vorzeitige Apotheose bei Göttern, und
statt mit „Geneu“ im Jenseits, bleib' er
noch lange hübsch hier im Diesseits. „Mit

diesen hier zu wandeln ungetrennlich,
die, wie er, so schöpferisch, so eigenartig
männlich!“ Meister Melchior.

Dramen.

In kurzer Zeit find mir folgende Werke
vorgelegt worden:

Moderne Kinder. Schauspiel in
vier Akten von Franz Wichmann (Leip-
zig, Oswald Ruge).

Die Tonkünstler. Lustspiel in fünf
Aufzügen von Richard Wilpert (Leipzig,
Oswald Ruge).

Die Angler. Schauspiel in vier Auf-
zügen von Wilhelm Wallis (St. Gallen,
S. Hasselbrink).

Klappen der Ehe. Schauspiel in
vier Aufzügen von Wilhelm Wallis
(St. Gallen, S. Hasselbrink).

Die Ente. Schauspiel in einem Akt
von Gabriel Hünte. Deutsch von Ernst
Braubewetter (München, Dr. Albert u. Co.).

Manometer auf 99! Soziales
Trauerspiel von Franz Held (Berlin,
Friedlo-Verlag).

Zwei Künstler-Dramen von In-
lius Schaumberger (München, Dr.
Albert u. Co.).

Dazu noch einige andere, die ich nach
flüchtiger Durchsicht sofort in den Papier-
korb geworfen habe, weil ich weder ihren
Verfassern noch mir durch die öffentliche
Besprechung das Leben verbittern wollte.
Mögen sie sich Gerechtigkeit und Unsterblich-
keit holen, wo sie wollen.

Außer den oben genannten habe ich
noch einige andere Dramen in Zeitschriften
gefunden: Hanna Jagert von D. E.
Hartleben und Jugend von Max
Halbe — zwei in jedem Betracht vor-
treffliche Werke.

Von Max Halbe hatte ich früher schon
ein modernes Drama, Freie Liebe
(Guben, F. Krollmann) und Eisgang,
modernes Schauspiel in vier Aufzügen
(Berlin, S. Fischer) kennen gelernt. Beide
reichen nicht entfernt an sein neues Werk
heran. Was mich an diesen älteren Ar-

deiten am meisten störte, war die etwas gezwungene Art, auf der einen Seite an Ibsen, auf der anderen Seite an Holz-Schias heranzukommen. Wenigstens war dies der Eindruck. Sah man von diesem linksischen Tasten nach fremder Kunst ab, blieb freilich noch so viel Persönliches, daß man vor der Begabung des Autors Respekt bekommen mußte und auf seine weitere Entwicklung große Hoffnungen setzen durfte. Wertwürdigerweise ist in Halbes Drama das eigentlich Dramatische, das stürmisch Forttreibende der Handlung, zwar noch schwach, aber man hat dennoch die Empfindung, daß hier ein wahrhafter Bühnendichter und allmählich in seinen Bann bekommen wird. Läßt seine Phantasie in der Erfindung und Ausgestaltung der Handlung zu wünschen übrig, so erweist sie sich um so mächtiger in der Zeichnung der Personen, in der Plastik des Charakterbildes, in der lyrischen Schönheit und Feinheit der Stimmungsmalerei. Das Ausgetüschelte, Durchgetüschelte und zu allerlei erzwungenem Parallelismus und Symbolismus mühsam Herausgearbeitete tritt von Wert zu Wert mehr zurück und macht einem schönen natürlichen Verlauf der Lebensvorgänge Platz. Man kann deutlich verfolgen, wie Halbe allmählich die Sicherheit der Hand und des Auges für die besondere Ökonomie der Bühne bekommt und sich von allzu großer Breite zum rechten Maß sammelt. In dieser wachsenden Kraft gedrungener, knapper, nur das Wesentliche und Notwendige berücksichtigender Darstellung ist das sichere Zeichen zu erkennen, daß wir in Max Halbe bald einen der Meister unserer neuen dramatischen Kunst werden begrüßen können. Hauptmann, Halbe, Hartleben — drei herrliche Höhemenschen.

Und noch ein vierter mit S — Franz Held! Sein soziales Trauerspiel *Manometer* auf 99! weist wahrhaft große und geniale Züge einer echten Dichternatur. Seine Kunst des dramatischen charakti-

stierenden, die Handlung stetig wählenden Dialogs ist bewundernswert. Wenn ihm nur nicht so oft der Genuß durchginge in der Sucht, Unerhörtes, Sensationelles aus dem Alltäglichen zu schlagen. Gewinnt Held einmal die handwerkerliche Weisheit, allen Dingen die einfach natürlichen Nähe und Verhältnisse zu lassen, und bescheidet er sich, zu ergreifen statt zu erzwängen, zu fesseln statt zu verblüffen oder zu ver-gewaltigen, dann wird seine Meister-schaft unbestreitbar sein. M. G. C.

Englische Litteratur.

Eine eigentümliche Erscheinung in der modernen Litteratur sind die auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebauten sozialen und politischen Zukunftsbilder. Dieselben beweisen, daß man sich gerne mit der Zukunft beschäftigt, da die Gegenwart so wenig befriedigend erscheint. Es ist ähnlich wieder, wie ums Jahr 500 vor Christo bei den Hebräern, als die großen Propheten auftraten, die ja ebenso sehr soziale als religiöse Ideale aufstellten. Jedermann kennt den vorbildenden „Kiddbild“ Bellamys und den beispiellosen Erfolg des Werkes. In diese Reihe nun gehört auch folgendes Werk: *National Life and Character: a Forecast.* By Charles H. Pearson. Der Verfasser hat viel studiert und gesehen. Als junger Mann war er schon Professor für neuere Geschichte am Kings College in London. Dierauf wandte er sich nach Australien, wurde Politiker und bald darauf Unterrichtsminister in Australien. Pearson geht davon aus, daß Amerika, nämlich die Vereinigten Staaten, anfangen, voll zu werden mit Menschen und daß auch andere Länder ziemlich genug haben von dem Überfluß an Menschenmaterial, das von Europa kam, zumal da höher kultivierte Rassen nur in gemäßigten Klimaten gedeihen können. Er folgert nun daraus, daß jetzt an diese Kulturländer die Frage einer Neuorganisation der Arbeit und der Staatssozialismus als eine drohende Frage herantrete und bald die

Oberhand gewinnen müsse, da die Überbevölkerung, die nach außen keinen Abfluß mehr abgeben darf, zur Massenverarmung führt. Als Folge des Sozialismus fürchtet er einen moralischen und intellektuellen Niedergang der Kulturovölker; und ferner fürchtet er, daß, je mehr die Völker an Zahl zunehmen, destomehr große Heere notwendig werden. Auch fürchtet er das gewaltige Anwachsen der großen Städte, und besonders aber graut ihm vor dem raschen Anwachsen der Staatsschulden. Auch ist er der Ansicht, daß, da der Staat sich der meisten Kulturaufgaben bemächtigt habe, er die Kirche damit ziemlich überflüssig gemacht, und daß die letztere keinen Halt mehr im Volke habe. Auch fürchtet er die Lockerung der heiligen Familienbände, je mehr der Staat die frühere Autorität der Familienhäupter für sich selbst beansprucht. Pearson ist überzeugt, daß bald an Stelle der Kirche mit ihren Dogmen die Wissenschaft treten wird. In selbst Epos, Drama, Satire, meint er, sei bereits erschöpft; selbst die in unserem Zeitalter überwiegende Lyrik habe sich erschöpft. Auch die Redekunst wird herabsinken zu einem Zeitvertreib. Dagegen habe Kriticismus und Geschichtsforschung noch ein weites Feld, und der Journalismus werde mehr und mehr den Intellekt der Welt absorbieren. Ruhmsucht werde abnehmen. Indeß werde die nüchternere Zeit, die unserer Nachkommen wartet, doch auch ihre guten Seiten an sich haben. Soweit Pearson. Sein Buch ist charakteristisch für die Denkwaise vieler Gebildeten in England und auf dem Kontinent. Sie fühlen, daß etwas sehr faul ist, und daß ein Neues sich allenthalben mit Macht vorbereitet. Aber sie freuen sich nicht sehr über dieses Neue. Denn andere werden oben sitzen und die jetzt noch Ersten werden vielleicht die Letzten sein. Dem Fall der Dogmen und Kathedralen weihen die Gebildeten eine Krolodilsthräne, und die Überfütterung mit schöngeistigem Luxus hat eine Art vornehmen Raßensammers erzeugt, zumal da man fühlt, daß die That

sozialer Arbeit nun von allen wird gefordert werden. Man lebt zu schnell, genießt zu viel und wird krank. Sicher ist, daß den so Bestimmten die Zukunft nicht gehören kann. Den Kampfesfreudigen und Siegesfrohen gehört die Zukunft, also den Fröhlichen, Kerngefunden. Also fort mit den Blasierten, fort mit den Pessimisten! Auf den Inhalt der einzelnen Sätze Pearsons eingegangen, hat wenig Wert. Nur will ich noch hervorheben, daß Pearson besonders das Anwachsen der Chinesen in Asien und der Neger in Afrika fürchtet, und damit eine baldige Zurückdrängung der weißen Rasse aus den asiatischen und afrikanischen Kolonien. Er weiß nach, daß die Weißen überall durch diese, auch an Kultur rasch zunehmenden, niedrigen Rassen an Zahl überflügelt werden. Diese Bemerkung mag richtig sein; aber Pearson vergißt, daß niedrigere Rassen doch bald degenerieren, je rascher sie fremde höhere Kultur annehmen. Denn das Gift der höheren Kultur, raffinierten Lebensgenuß, können Naturidioten nicht vertragen. Man nehme die Indianer, die jetzigen Indier, die Japanesen, als Beispiele. — Großes Aufsehen machen drei Schauspiele, in Prosa geschrieben, unter dem Titel: *Three Plays*. By W. E. Henley and R. L. Stevenson; verlegt von David Nutt. Der Titel lautet beim ersten: *Deacon Brodie*; das zweite: *Beau Austin spielt 1820 im eleganten Badearte Lumbridge Wells*; das dritte: *Admiral Guinea hat etwas Verbes an sich*. Ich gehe auf *Deacon Brodie* etwas näher ein. Der Nerv dieses Dramas ist ein seltsames Doppelleben, das *Brodie* führt. Bei Tage ehrlicher Bürger, sa ehrsam, als die meisten Bürger sind, mit ein bißchen Steuerbetrügerei, sozialer Deuchelei, aber doch ganz respektabel. Ebenso ehrsam seine Freunde. Bei Nacht aber ist unser guter Bürger ein fideles Lump, mit frohlichen Kumpanen umgeben; aber er sinkt schnell tief und tiefer. Er wird ein Dieb, und aus Not ein Mörder. Das ist das Ende vom Lied. Schon als Knabe hatte

er diese Doppelnatur gezeigt. Aber zuletzt graust es ihm vor sich selber. Daß es so weit mit ihm hatte kommen können, das hätte er noch vor kurzem für unmöglich gehalten. Peinlich ist der Moment, da er seiner guten, ahnungslosen Schwester alles, alles enthüllt. Eine Art Trost und Ersatz für die Schwäche des Dialogen ist der Heroismus und die trotz allem aufrichtige Liebe seiner Geliebten Jean. Der Gang der Handlung ist einfach, aber voll Leben, die Zeichnung der Charaktere haarscharf.

Dr. Adolf Brodbeck.

Spanische Litteratur.

Amerika nennt der Spanier Ruíz de Arce das Land der Zukunft für die spanische Poesie. Die Dichter der pyrenäischen Halbinsel haben die ruhmreichen Erinnerungen der Vergangenheit, die Denkmäler von Stein, die Geschichte; aber die neuen Dichter Amerikas müssen sich an der großen Natur ihrer Heimat begeistern und Dichtungen schreiben, die ein Hauch jener überreichen herrlichen Erde erfüllt.

Für die Amerikaner selbst gilt Südamerika als der Gesundbrunnen der echten amerikanischen Poesie, aus der ein erquickender Waldesdunst quillt, die in mächtigen Strömen sich badet, von der Sonne gebräunt und unbekleidet an den Ufern wandelt, den höchsten Gipfel emporklimmt, in nächster Nähe die Wähe des Sturmes fñhrt und mit der gesunden kräftigen Liebe, welche die Natur einflößt, die Unbilden des Wetters liebt. Diese echte amerikanische Poesie sprudelt und braust in ihrem Höhenprieſter, dem Equatorianer Ruma Pompilio Llona, dessen 12 Sonette auf Columbus zu den schönsten der spanischen Sprache gehören, in Rafael Obligado, in Olegario Andrade und im uruguayischen Dichter Juan Zorrilla de San Martin.

Das Meisterwerk des letztgenannten, das südamerikanische Epos *Tabaré*, welches der Kenner spanisch-amerikanischer Poesie Juan Valera mit Recht als die Dichtung

eines der ersten zeitgenössischen Poeten preist, der voll Leidenschaft und Kraft, in seinen Schilderungen ausgezeichnet und im Ausdruck der entgegengesetztesten Affekte der Seele gefühvoll und tief, wird demnächst in deutscher Übertragung erscheinen.

Juan Zorrilla de San Martin, der seit über einem Jahr der diplomatische Vertreter seines Vaterlandes, der östlichen Republik von Uruguay, am Madrider Hof ist, wurde am 28. Dezember 1855 in Montevideo geboren. Er ist spanischen Ursprungs, da sein Vater aus der Provinz Santander stammt, und Spanien liebt auch er mit dem ganzen Feuer seiner Seele. Er machte seine ersten Studien im Jesuitenkollegium von Santa Fé in der argentinischen Republik, ging dann zum Rechtsstudium nach Chile, wo er Advokat wurde und im Alter von 20 Jahren sein erstes Buch, *Notas de un himno*, veröffentlichte. 1878 lehrte er in sein Vaterland zurück, wo er 6 Jahre lang die Stelle eines Richters bekleidete und 8 Jahre lang die Zeitung „El Bien Publico“ redigierte, welche den Kampf gegen die militärische Gewaltherrschaft des Generals Máximo Santos aufnahm. Er suchte nach Buenos Aires fliehen und konnte erst nach dem Siege der Revolution, der durch die Schlacht von Cuebracho entschieden wurde, in sein Vaterland zurückkehren, das ihn bald darauf zum Abgeordneten wählte. Als solcher trat er durch seine glänzende Beredsamkeit mächtig hervor. Er hat auch den Lehrstuhl für Litteratur an der Universität Montevideo und den für Naturrecht am Lyceum innegehabt und bei all diesen Beschäftigungen noch Ruhe zu litterarischem Schaffen gefunden, wovon sein patriotisches Gedicht „La Leyenda Patria“ und sein Epos „*Tabaré*“ Zeugnis geben.

In den Columbusfesten von Hueltva und Madrid hat niemand mehr geglänzt als der amerikanische Redner und Dichter Juan Zorrilla de San Martin, während sein europäischer Namensvetter, der greise José Zorrilla, der wie der

Held seines letzten Epos, „Der Eid“, noch im Tode ein Sieger, da er für sein Sonett auf die Königin Isabella die Katholische noch nach seinem Tode den Preis von 1000 Pesetas gewann, an sein einsames Zimmer gebracht blieb.

Die spanisch-amerikanische Litteratur hatte jüngst den Tod des Mexikaners Altamirano zu beklagen, in dem die jetzige Generation den geliebten Lehrer und Meister verehrte, der alles war, Schriftsteller, Held, Tribun, Vicepräsident der Republik und Gesandter Mexikos im Ausland. Regito, das jetzt als hervorragende Dichter noch Prieto, Diaz Mirón und Peza besitzt, ruft ihn heim in die Notunde der berühmten Männer, ganz anders wie die rheinische Stadt, die ihrem großen Sohne das schuldige Tentmal verweigert. Diefem sind nirgends begeistertere Lobredner erstanden als im katholischen Spanien. Schon 1888 sang von Heines Tentmal, zu dem alle freien Völker die Steine herbeischaffen mußten, der catalonische Dichter und Maler Apeles Mestres.

Ehe noch die seltsame Kunde von dem Stadtratsbeschlusse in Düsseldorf die Welt durchdrang, der auch bei den rheinisch-westphälischen Dichtern den größten Unwillen hervorrief, ist der spanisch-amerikanische Übersetzer des Buchs der Lieder, der Venezolaner J. A. Pérez Bonalde, der Dichter der Ritmos und des Poems vom Niagara in New-York entschlafen. Aber die Heinegemeinde stirbt in Spanien und im spanischen Amerika nicht aus. Vor kurzem ist die Harzreise in einer trefflichen Übersetzung des Mallorquiners Juan Luis Melrich in Palma erschienen.

Ich darf diese Chronik nicht schließen, ohne noch des Todes einer genialen Rechtsgelehrten, einer Kennerin des Völkerrechts, der Doña Concepción Arenal, zu gedenken, die als ein Stern erster Größe in der religiösen und satyrischen Poesie strahlte. Auch ihr will Spanien eine Tentssäule errichten, wie es sie dem unvergeh-

lichen Zorrilla schon an seiner Bahre gelobte, um in seiner Person die namenlosen Verfasser der altspanischen Romanzen, die Patriarchen des spanischen Nationaltheaters und alle großen Dichter der spanischen Romantik dieses Jahrhunderts zu ehren. Johannes Fackentrath.

Polnische Litteratur.

Unter der Aufschrift „Rymów nieco“ (Ein wenig Reime) erschien neulich (bei Gebetner in Krakau) eine neue Gedichtsammlung von Czesław Jankowski, dessen niedliche Erotica dem deutschen Publikum teilweise in der gelungenen Übersetzung von Albert Weiß (siehe „Polnische Dichtung in deutschem Gewande“, Halle a. S. 1892) zugänglich gemacht wurden. Die neueste Sammlung von Jankowskis Gedichten zeugt von immer freier und ungehindert sich fortentwickelndem Dichtungsvermögen des Verfassers und giebt Beleg dafür, daß er seinem Programme, dem Kultus des Schönen, nach wie vor treu geblieben ist und vor allem Irdischen und Alltäglichen eine ungefällige Abkochen zu verschmähen scheint. Die hartnäckige — sit venia verbo — Standhaftigkeit, mit welcher der Dichter dem alten Spruche: l'art pour l'art huldigt, mutet heute im Angesicht der lepton Zeit vorherrschenden sozialen und philosophischen Strömungen z. eigen tümlich an; nichtsdestoweniger muß ihm als Dichter sui generis die vollste Anerkennung für die beinahe virtuose Formvollendung seiner Verse gezollt werden; immerhin ein Lob, dessen sich heutzutage nicht viele überhaupt rühmen könnten. Übrigens verdient auch sein in stimmungsvollen Liedern und Gedichten ausgesprochenes Mitleid, das der Dichter der darben den Menschheit entgegenbringt, entsprechend gewürdigt zu werden. Die erwähnten Lieder bilden auch keinen geringen Teil seines Buches und beweisen genügend, daß der Dichter trotz seines Kunstenthusiasmus die Stimme der Zeit nicht ungehört an seinen Ohren vorbeirauschen läßt, sondern

in seinem eigenen Innern ein entsprechendes Echo dafür zu finden versteht.

Eine interessante Lektüre bietet auch Karl Lewandowski's „Szella“ (Krakau 1893); das Erstlingswerk eines noch gänzlich unbekanntem Dichters, in welchem sich neben vielem Unreifen und Jugendsichem auch manch beachtungswertes Stück markiger Eigenart finden läßt. Es sind dies vorwiegend erotische Herzergüsse eines nervös-leidenschaftlichen Naturells, dessen Vorzug wohl darin vorerst zu erblicken wäre, daß es unbekümmert um alle Schulvorschriften lech und dreist seine Gedanken und Gefühle ausposaunt. Auch erotisches Gedicht in dem kleinen Büchlein wäre wohl nicht geeignet, in einer höheren Mädterschule vorgetragen zu werden; desto eifriger wird es zu Hause von den höheren Töchtern gelesen werden.

Von Sigismund Niedzwiecki, einem ebenfalls jungen, aber schon bestbekanntem Novellisten, dessen Vorliebe für sexuelle Probleme den Hauptzug seiner schriftstellerischen Tätigkeit bildet — ist soeben ein neuer Band hübscher Erzählungen unter dem Titel: „Jedynę dziesięć“ (Das einzige Dutzend) erschienen: eine Auswahl netter in Raupassant'scher Manier hingeworfener Skizzen aus dem Leben des Alltagsmenschen, für welchen „Wein, Weib und Weibung“ das höchste Lösungswort bedeutet. Der köstliche Humor seiner Schilderungen — die nicht selten drastische Motive behandeln — und die ungezwungene Form seiner Erzählungen verleihen Niedzwiecki's Schöpfungen einen eigentümlichen Reiz; wogegen wieder die künstlerische Fertigkeit, mit der er die pikantesten Ergebnisse vorstellt, ihnen einen recht geschmackvollen Ton verleiht.

Über Wabryela Zapolska's literarische Tätigkeit wurde in den polnischen Mättern eine solche Unmasse verschiedenartigster Urteile gefällt, daß es wahrlich schwer fallen würde, zu bezeichnen, welche Stellung die vielgelesene Verfasserin der „Menschlichen Menagerie“ in der zeitgenössischen

polnischen Literatur einnimmt. Ich meinerseits betrachte Zapolska als eine der hervorragendsten modernen Dichterinnen Polens, die weit über die Kobziemięz, Hajotas u. a., deren Schöpfungen dem deutschen Publikum zugeführt werden, zu stellen wäre. Natürlich kann Zapolska weber mit Elise Orzechę, noch mit Konopnicka verglichen werden, democh behält sie in der polnischen Belletristik eine Ausnahmestellung, die sie ihrer dichterischen Eigenart zu verdanken hat. Ihre letzte Novellenammlung „Menażery ludzka“ (Warschau 1893) umfaßt zwölf novellistische Erzählungen, in denen die Bestie im Menschen von verschiedenen Gesichtspunkten geschildert wird. Das Buch, dessen Hauptgewicht auf dem geschlechtlichen Leben der modernen Gesellschaft beruht — erinnert in mancher Hinsicht an Strindberg's „Zwölf Ehegeschichten“; nur daß bei Zapolska nicht das Weib, sondern die Männer den kürzeren ziehen.

Einer nicht geringen Popularität in größeren Leserkreisen erfreut sich der begabte Humorist und Naturforscher Adolf Dęgasiński, dessen neuester Novellenband „Garstka“ (Eine Handvoll) auch mit Recht zu den begiegnsten gezählt wird. Von nicht mindermem Wert ist das neueste Buch der feinsüßigen Dichterin Cecylia Dalewska: „Lebensparadoxe“ (Z paradoksyw zycia) — das eine Reihe von Schilderungen des weiblichen Gemütslebens enthält. — Broli's „Träumereien“ (Marzenia) verdienen ebenfalls, an dieser Stelle erwähnt zu werden.

Ein sensationelles Werk bietet B. Luksina in seinem „Das große Jahr“ (Wielkirok) betiteltstem Romane: das Zukunftsbild des europäischen Krieges vorstellend. Eine ihm inhaltlich verwandte Broschüre von E. Wigura „Die russische Censur in Warschau“ (Krakau 1893) verdient eine warme Empfehlung an diejenigen, die die heutigen Zustände im Kongreß-Polen kennen zu lernen wünschen.

Adam Mickiewicz's sämtliche poetische Werke erschienen in einer neuen

kritisch bearbeiteten Ausgabe, die als die beste von den bisherigen bezeichnet werden kann (im Verlage von B. Fordeß in Lemberg). Als Herausgeber figurirt auf dem Titelblatte der bekannte und geschätzte Kritiker Dr. Heinrich Diegeleisen, dessen schriftstellerische Thätigkeit ich schon anlässlich seiner Studie über Ibsen in der „Gesellschaft“ zu würdigen Gelegenheit hatte. Die höchste Anerkennung muß man auch diesmal dem gelehrten Kritiker für die ausgezeichneten Erläuterungen und litterarhistorischen Anmerkungen zollen, die er in Fülle der neuesten Ausgabe von Mickiewicz's Werken beigelegt. Die Diegeleisen'sche Ausgabe erschien in drei Auflagen: die eine als Prachtausgabe mit Bildnissen und Facsimilen, die zweite vollinhaltlich, aber ohne Beilagen, und endlich eine vierbändige Volksausgabe für das Gros des polnischen Leseepublikums.

Gelegentlich der 25. Jubiläumfeier der schriftstellerischen Thätigkeit des ebenfalls hochgeschätzten Litterarhistorikers Peter Chmielowski's erschien eine Broschüre über dessen Verdienste und Bedeutung in der Geschichte der polnischen Litteratur von Ladislaus Prokasz (in Krakau 1893). Chmielowski's Stellung in den modernen Entwicklungskämpfen der polnischen Nation braucht hier keiner näheren Beleuchtung; auf seine Verdienste als Leiter der größten polnischen Revue „Ateneum“ in Warschau habe ich schon seinerzeit in der „Gesellschaft“ hingewiesen; es genügt, an dieser Stelle zu bemerken, daß Chmielowski mit vollem Rechte sich als Träger der modernen philosophischen und litterarischen Zeitströmungen in Polen betrachten kann und auch als solcher ungetheilte Dankbarkeit und Achtung seiner Landsleute genießt. Ignaz Zueher.

Vermischtes.

Zurück zur Natur! Am 20. März hat sich in Upsala der Verein: „Schwedens

Zukunft“ konstituiert. Den Satzungen gemäß will der Verein „den Kampf aufnehmen gegen die immer mehr um sich greifende Genußsucht und verschwenderische Lebensweise und für Einfachheit, Sparfameit und vernünftige Lebensführung eintreten.“ Die wahrscheinlich vorerst nur geringe Zahl von Leuten, welche zu diesem Zwecke sich vereinigten, bekundeten dadurch deutlich ihr germanisches Blut, und wir erwarten mit aller Bestimmtheit, daß auch in Deutschland sehr bald die Zeit für solche Entschlüsse reif werden wird.

So steht in einem Berliner Blatt zu lesen.

Das ist ganz vortrefflich.

Wenn aber das „germanische Blut“ sich hauptsächlich in Einfachheit, Sparfameit und Vernünftigkeit der Lebensweise offenbart, dann müssen wir ernstlich am Germanentum unserer herrschenden und besitzenden Klassen zweifeln. Die oberen und obersten Lehntaufend geben nichts weniger als ein spartanisches Beispiel. Sie schwelgen im Luxus in jeder Form — und das arbeitende niedrige Volk, dem man unermüdlich Enthalttsamkeit von allen Kanzeln und aus allen Amtsstuben predigt, hat dekanntlich dafür aufzukommen. Hinge Deutschlands Zukunft von der Vernunft der Lebensführung der Hochmögenden ab, dann Gutnacht. — * * *

Im Verlage von Appelhaus & Pfenningdorf in Braunschweig soll im Herbst dieses Jahres eine von Rudolf Edart zusammengestellte „Sammlung niederdeutscher Sprichwörter und volkstümlicher Redensarten“ erscheinen. Für M. 5.— kann man bei der Verlagsbuchhandlung auf das Werk pränumerieren; später, nach Erscheinen, stellt sich der Ladenpreis auf M. 8.—. Freunde des Volkshumors seien auf die Sammlung aufmerksam gemacht. X.

11

